DE GRUYTER

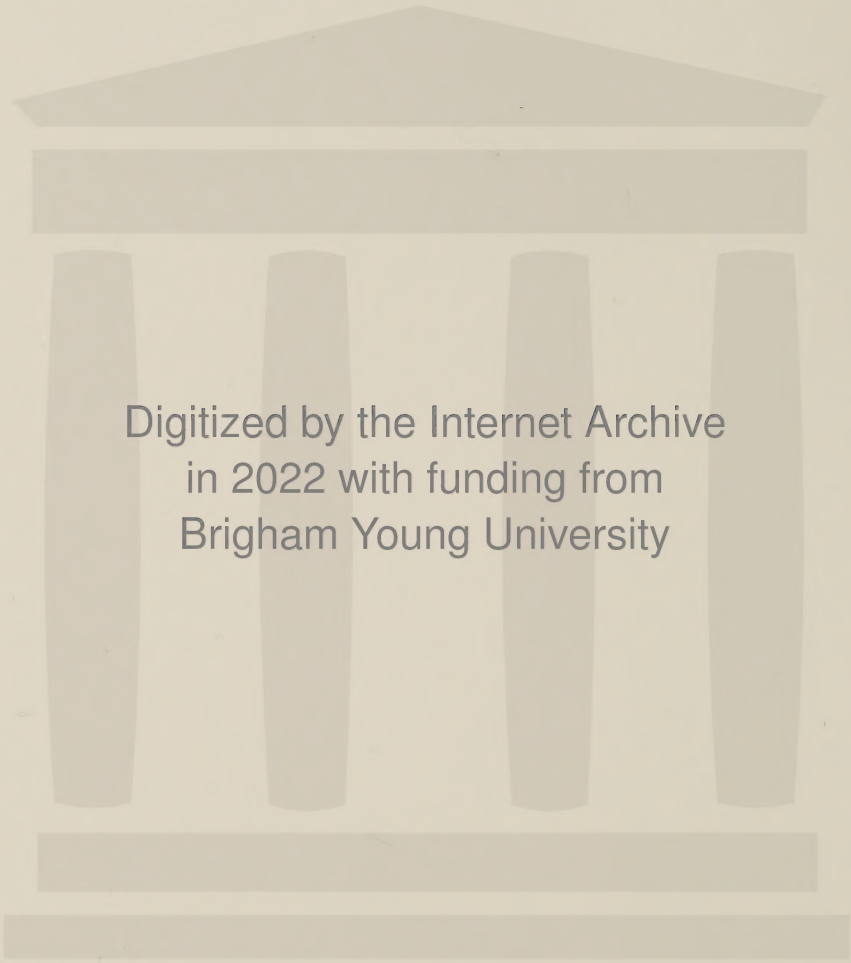
Deutsches Historisches Institut in Rom

QUELLEN UND FORSCHUNGEN AUS ITALIENISCHEN ARCHIVEN UND BIBLIOTHEKEN

2015 · BAND 95

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken



Digitized by the Internet Archive
in 2022 with funding from
Brigham Young University

https://archive.org/details/quellenundforsch95tbin

D
5
.Q3
Bd.95

Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken

Herausgegeben vom
Deutschen Historischen Institut in Rom

2015 · Band 95

9/7/16
BA

DE GRUYTER

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Redaktion: Alexander Koller

Deutsches Historisches Institut in Rom
Via Aurelia Antica 391
00165 Roma
Italien

http://www.dhi-roma.it

ISSN 0079-9068
e-ISSN 1865-8865

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data
A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

© 2016 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen
♾ Gedruckt auf säurefreiem Papier
Printed in Germany

www.degruyter.com

Inhaltsverzeichnis

Jahresbericht 2014 —— IX

Artikel

Giovanni Vitolo
Eremiti, monaci e città nell'esperienza religiosa dell'Italia medievale —— 3

Francesco Filotico
Der Deutsche Orden und die Seelsorge in Südtirol im 13. Jahrhundert —— 43

Alexander M. Schilling
Der Friedens- und Handelsvertrag von 1290 zwischen der Kommune Genua und dem Sultan Qalāwūn von Ägypten. Ein Neuansatz zur Rekonstruktion seiner Ratifizierung und Verschriftlichung —— 63

Thomas Haye
Giovanni Manzini della Motta (ca. 1362–vor 1422). Metamorphosen spätmittelalterlich-humanistischer Geschichtsschreibung (mit Edition) —— 110

Susanne Lepsius
Die Statuten des Appellations- und Syndikatsrichters in Lucca aus dem Jahr 1372 (mit Edition) —— 135

Martin Bauch
Der Regen, das Korn und das Salz: die Madonna di San Luca und das Wettermirakel von 1433. Eine klimahistorische Fallstudie zu Bologna und Italien in den 1430er Jahren —— 183

Stefan Benz
Kontinuität und Kontingenz. Strategien im Umgang mit dem Mittelalter um 1600 —— 213

Rotraud Becker
Das Heilige Offizium und die Nuntiatur in Wien —— 249

Veronika M. Seifert
Il Fondo Friedrich Gottreich Striebel. La traduzione „in lingua sassone" del ricettario di Alessio Mattioli per la fabbricazione degli smalti per i mosaici —— 282

Chiara Lucrezio Monticelli
Vorstellungsbilder und Regierungshandeln in der „zweiten Stadt des Kaiserreichs". Neue Forschungslinien zum napoleonischen Rom —— 325

Elena Mazzini
Konversionen und Konvertiten im faschistischen Italien zum Zeitpunkt der Rassenkampagne. Die Reaktion des Heiligen Stuhles und der katholischen Kirche in Italien —— 346

Forum

Martin Baumeister
Standortfragen. Die Debatten um die Internationalisierung der deutschen Geisteswissenschaften und das Deutsche Historische Institut in Rom —— 373

Forschungsberichte

Andreea Badea
Zwischen Dissimulation und Disziplinierung. Neue Literatur zur Geschichte der Buchzensur auf der italienischen Halbinsel —— 385

Laura Di Fiore
***Border studies* und *global history*. Grenzen als Gegenstand einer transnationalen Untersuchung —— 397**

Amedeo Osti Guerrazzi
Il calendario di lavoro di un dittatore. L'agenda di Benito Mussolini 1923–1943 —— 412

Tagungen des Instituts

Ein Meer und seine Heiligen: Die hagiographische Strukturierung des Mittelmeerraums im Mittelalter —— 423

Roma religiosa. Monasteri e città (secc. IX–XVI) —— 434

Ablasskampagnen des Spätmittelalters. Martin Luther und der Ablassstreit 1517 —— 439

Wissenskulturen und Erfahrungsräume der Diplomatie in der Frühen Neuzeit —— 447

Circolo Medievistico Romano 2014 —— 454

Rezensionen

Sammelbesprechungen —— 457

Kordula Wolf
Muslimisches Sizilien —— 459

Marco Di Branco
Leggere il Mediterraneo. Alcuni studi recenti —— 463

Pierpaolo Fonzi
La storia dei Balcani durante la seconda guerra mondiale. Alcune recenti pubblicazioni —— 471

Einzelbesprechungen —— 491

Verzeichnis der Rezensenten —— 680

Register der in den Rezensionen genannten Autoren —— 681

Deutsches Historisches Institut Rom

Jahresbericht 2014

Allgemeines
- Profilbildung
- Personalia

Daueraufgaben und Forschung

Forschungsprojekte nach Epochen und Abteilungen

Wissenschaftliche Datenverarbeitung

Veranstaltungen
- Wissenschaftliche Tagungen und Workshops
- Vortragsveranstaltungen

Publikationen
- Publikationen des Instituts
- Publikationen der Institutsmitarbeiter/-innen

Vorträge, Lehre, Mitgliedschaften und Auszeichnungen der Institutsmitarbeiter/-innen

Kooperationen
- Zusammenarbeit innerhalb der Stiftung
- Weitere Kooperationen

Historische und Musikgeschichtliche Bibliothek

Historisches Archiv

Nachwuchsförderung: Praktika und Stipendien

Haushalt, Drittmittel, Verwaltung

Informations- und Kommunikationstechnologie

Personal und Gremien
- Personal und Institutsaufgaben
- Wissenschaftlicher Beirat
- Freundeskreis des DHI

Allgemeines

Zwei Ereignisse am DHI in Rom gegen Ende des Jahres 2013 waren auf besondere Außenwirkung angelegt: die Feier des 125. Jahrestags der Institutsgründung im Jahr 1888 und des 60. Jahrestags seiner Wiedereröffnung 1953 am 25. November sowie der zur gleichen Zeit erfolgte Relaunch der Institutswebsite, die das Haus, seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und deren Forschungen und anderen Aktivitäten in größerer Transparenz und Klarheit präsentierte. Die zum Anlass erarbeitete Ausstellung zur Institutsgeschichte, die bis zum Oktober 2014 im Institutsfoyer gezeigt wurde und aus der nun eine reich bebilderte Broschüre hervorgegangen ist, bildete zwar noch einen Nachklang der Feierlichkeiten. 2014 war das Institutsleben jedoch weniger von spektakulären Ereignissen geprägt. Eine Ausnahme war die Sitzung des Stiftungsrates der Max Weber Stiftung im Mai am römischen Institut, deren geselliger Höhepunkt ein Abendempfang in der Villa Massimo durch ihren Direktor, Joachim Blüher, und eine Begegnung mit Stipendiaten und Stipendiatinnen der Villa war. Auch war 2014 in Rom kein großes Gedenkjahr, vor allem im Hinblick auf den 100. Jahrestag des Beginns des Ersten Weltkriegs, in den Italien erst 1915 eintrat. Entsprechende Aktivitäten spielten keine dominante Rolle in der Arbeit des Instituts. Wichtigster Beitrag

des Hauses hierzu war eine internationale Tagung, in der in einer ungewöhnlichen und zugleich äußerst erhellenden Konstellation aktuelle Forschungen zum Krieg aus italienischer, österreichischer, polnischer und deutscher Perspektive diskutiert wurden. Weiterhin beteiligten sich Mitarbeiter/-innen des Instituts an zahlreichen Konferenzen und anderen Veranstaltungen zum Ersten Weltkrieg in Italien und weit darüber hinaus. Eine sehr viel größere Bedeutung als dem „Großen Krieg" kam hier jedoch dem 70. Jahrestag des Kriegsjahres 1944, von deutscher Besatzung, Kriegsverbrechen sowie der Befreiung Roms im Juni 1944 zu, wo das römische DHI, vertreten durch seinen Referenten Lutz Klinkhammer, bei zahlreichen Veranstaltungen und Initiativen, oft mit großer Resonanz in der italienischen Öffentlichkeit, präsent war. Insbesondere ist hier die Rolle L. Klinkhammers als Berater und Mittelsmann zwischen deutschen und italienischen Stellen, vor allem den beiden Außenministerien, sowie italienischen Opferorganisationen bei der Umsetzung der Empfehlungen der Deutsch-Italienischen Historikerkommission mit Mitteln des sog. Deutsch-Italienischen Zukunftsfonds des Auswärtigen Amts zu nennen.

Forschung und Profilbildung

Die Arbeit am Institut war 2014 im Wesentlichen bestimmt von der Konsolidierung, Vertiefung und Ausweitung der am Haus betriebenen und in zahlreichen Kooperationen organisierten Forschungen, die sich vor allem in vier, z. T. eng miteinander verknüpften Schwerpunkten konzentrierten:

1. Forschungen, die sich auf historische und kulturelle Raumkonzepte, auf Fragen von mentalen Landkarten und Geschichtsregionen ausrichten, insbesondere im Umfeld der historischen Mittelmeerforschung sowie in Studien zum europäischen Süden. Eine Schlüsselrolle spielt hier das von Marco Di Branco bearbeitete Projekt zum Thema „Byzantiner, Langobarden, Franken, Juden und Muslime. Identität und Alterität im vornormannischen Italien (7.–11. Jahrhundert)" sowie das von ihm und Kordula Wolf zusammen durchgeführte Vorhaben „Fluider Grenzraum. Das frühmittelalterliche Unteritalien im Spannungsfeld rivalisierender Religionen und politischer Mächte (9.–10. Jahrhundert)", die beide in eine Monografie münden sollen. In Fortführung eines internationalen Kongresses zur Kategorie „Südeuropa" in der europäischen Nachkriegsgeschichte vom Sommer 2013 fand im Oktober ein Workshop zum Problem der „südeuropäischen Stadt" als Typus in der zeitgeschichtlichen Stadtforschung statt. Einen innovativen Beitrag zu raumgeschichtlichen Fragestellungen bringt das von Laura Di Fiore bearbeitete Postdoc-Projekt „Grenzziehungen im Europa des 19. Jahrhunderts: eine transnationale Geschichte". Einschlägig ist hier ebenfalls die Kooperation mit dem Forum Transregionale Studien (Berlin) im Rahmen einer stiftungsweiten Zusammenarbeit zwischen der Max Weber Stiftung und dem Forum. Als ein erster Schritt ist hier die Beteiligung des Direktors am Steering Committee einer auf

den Mittelmeerraum fokussierten internationalen Sommerschule in Rabat zum Thema „Conflict and Mobility: Urban Space, Youth and Social Transformations" anzuführen.

2. Wie im Fall des Workshops zur „südeuropäischen Stadt" verband die Sommerschule die Diskussion von Raumkonzepten mit Ansätzen und Fragen der Stadtforschung, einem zweiten Schwerpunkt der Arbeiten am Institut. In diesen Kontext gehören auch die Bemühungen, die seit langem wohl etablierten Forschungen zur stadtrömischen Geschichte von der mittelalterlichen Geschichte bis in die Zeitgeschichte in weiterführende Fragenhorizonte und aktuelle Debatten zu stellen. Im Bereich der mittelalterlichen Geschichte ist hier insbesondere ein Workshop zum Thema „Roma religiosa" zu nennen, der der Rolle von Orden und Klöstern in unterschiedlichen Dimensionen der Stadtgeschichte, von der Wirtschaft bis zur Wissensgeschichte, gewidmet war und sich dabei insbesondere mit der Pluralität und inneren Fragmentierung religiösen Lebens in der Stadt des Papstes zwischen Frühmittelalter und Frühneuzeit auseinandersetzte. Ein Studientag zur „Inszenierten Erinnerung in Rom um 1600. Die Herausforderung des Mittelalters" untersuchte Formen und Funktionen gelehrter Bezugnahmen auf das Mittelalter durch die römischen Eliten. Mit Rom in der Umbruchzeit zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert setzte sich schließlich ein internationaler Kongress zu „Kunstmarkt und Kunstbetrieb in Rom (1770–1840). Akteure und Handlungsorte" auseinander. Organisiert wurde die Tagung von der Gastwissenschaftlerin Hannelore Putz im Rahmen eines von ihr am DHI bearbeiteten Projekts zu Rom als europäischer Kunstmetropole um 1800.
3. Ein Schwerpunkt, der zu den Kernbereichen der Institutsarbeiten seit Gründungszeiten gehört, liegt in der Religions- und Kirchengeschichte. Neben Projekten von Andreas Rehberg, Marco Di Branco und Kordula Wolf im Bereich der Mittelalterlichen Geschichte sowie von Andreea Badea in der Frühen Neuzeit ist hier u. a. ein in der Neuesten Geschichte angesiedeltes neues Forschungsvorhaben zu Feuerbestattungen im Zeitalter der Nationalstaatsbildung zu nennen, das Carolin Kosuch seit 2014 am DHI bearbeitet, sowie die Studien der italienischen Stipendiatin Elena Mazzini zu Konversionen italienischer Juden unter dem Faschismus. Auf den Themenschwerpunkt bezogen war ein internes Seminar in Farfa, in dem sich die am Institut tätigen Wissenschaftler/-innen mit Ansätzen und Konzepten der Religionsgeschichte beschäftigten. Weiterhin fanden dazu eine Reihe von Tagungen und Workshops am Institut bzw. bei Partnerinstitutionen statt, in denen die Bedeutung der Studien zur Religionsgeschichte quer durch die am Institut vertretenen Epochen für internationale Kooperationen und die Vernetzung insbesondere mit den römischen universitären und außeruniversitären Forschungseinrichtungen deutlich wird: Neben dem in Zusammenarbeit mit der Universität La Sapienza organisierten Workshop „Roma religiosa" sind hier insbesondere drei Veranstaltungen zu nennen: Ein Studientag zu neuen Perspektiven auf die Geschichte des Ersten Vatikanischen Konzils als Auftaktveranstaltung

zu einer auf drei Jahre angelegten Kooperation mit der Università Gregoriana, der römischen LUMSA sowie der Université Paris Sud; eine in der Academia Belgica in Rom ausgerichtete Tagung des internationalen Forschernetzwerkes „The Catholic Church, Modernisation and Modernity in Contemporary Europe" zum Thema „Catholics, Modernity and the Media" sowie die Konferenz des Internationalen Graduiertenkollegs „Religiöse Kulturen im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts" der LMU München und diverser tschechischer Universitäten zum Thema „Religiöse Kulturen. Strukturelle Bedingungen und Konfliktfelder religiöser Vergemeinschaftung".

4. Ein weiterer Schwerpunkt, der in engen Kooperationen mit Partnern in Rom und darüber hinaus bearbeitet wird, hat sich in der Untersuchung vielfältiger Aspekte der Verschränkungen von Geschichte und Kunstgeschichte entwickelt. Eine tragende Rolle kamen hier den Projekten von Hannelore Putz zur Bedeutung Roms als europäischer Kunstmetropole sowie das von der Gerda Henkel Stiftung geförderte, von Monica Cioli bearbeitete Projekt zu „Futurismus und die Avantgarden im Europa der Zwanziger und Dreißiger Jahre" zu. Beide Projekte stehen in einem intensiven Austausch mit Wissenschaftlern/-innen der Bibliotheca Hertziana, wie sie sich u. a. in dem von H. Putz organisierten Kongress und einem von M. Cioli ausgerichteten Roundtable-Gespräch am Institut zu politischen Dimensionen von Futurismus und anderen europäischen Avantgarden der Zwischenkriegszeit niederschlugen. Schließlich war das DHI über Lutz Klinkhammer beteiligt an einer an der American Academy in Rom durchgeführten Tagung zu Fragen des Kunstschutzes im Zweiten Weltkrieg: „Art and War. Destruction and Protection of Italian Heritage, 1943–1945".

Natürlich spielten auch Aktivitäten jenseits der skizzierten Schwerpunkte eine wichtige Rolle in den Arbeiten des DHI. Im Berichtszeitraum wurde ein seit 2008 laufendes, von Roland Pfeiffer geleitetes DFG-Projekt zur Digitalisierung, Katalogisierung und Auswertung eines Bestandes von ca. 150 handschriftlichen Opernpartituren in den Privatbibliotheken der römischen Fürstenhäuser Doria Pamphilj und Massimo erfolgreich abgeschlossen. Die Erstellung dieses digitalen Opernarchivs, das 2015 nun für die Nutzung in der musikgeschichtlichen Bibliothek zugänglich gemacht wird, ist Teil des intensiven Engagements des Hauses im Bereich der Digital Humanities. In der Serie der am DHI ausgerichteten Tagungen fand ein vom Marie Curie Fellow Rubén González Cuerva in Verbindung mit Alexander Koller organisierter internationaler Kongress „A Europe of Courts, a Europe of Factions" statt, der an den klassischen Forschungsschwerpunkt des Instituts im Bereich der internationalen Beziehungen in der Frühneuzeit anknüpfte und diese in neue Perspektiven brachte. Besonderen Aktualitätsbezug und politische Relevanz hatte die Beteiligung an der Organisation zweier Tagungen: „Historische Konfliktbewältigung. Historikerkommissionen im Spannungsfeld von Geschichtswissenschaft, Rechtsprechung und Erinnerungskulturen" an der Accademia Nazionale dei Lincei, die zum ersten

Mal Mitglieder internationaler Historikerkommissionen aus ganz Europa in einem Expertengespräch zusammenbrachte, sowie „I rapporti tra Italia e Germania dalla riunificazione tedesca alla crisi dell'euro", ein Kongress an der Universität Padua, der die deutsch-italienischen Beziehungen seit dem Mauerfall vor dem Hintergrund der aktuellen Krise kritisch beleuchtete. Im Bereich der Nachwuchsförderung wurden die Initiativen zur verstärkten Vernetzung mit deutschen und italienischen Universitäten weiter vorangetrieben: Dazu gehörte die Fortführung bewährter Kooperationen, mit der Arbeitsgemeinschaft für die neueste Geschichte Italiens, als Partner bei der Organisation von deren Saarbrücker Tagung zu „Umdeutungen und Sinnstiftungen krisenhafter Umbrüche im modernen Italien", sowie mit der SISCALT, des Verbands der italienischen Deutschlandhistoriker im Bereich der neuesten Geschichte, an deren Jahrestagung, diesmal in der Villa Vigoni zum Thema „Die deutsche und italienische Geschichte und Geschichtswissenschaft zwischen Krieg, Diktatur und Demokratie", das Institut mittlerweile zum dritten Mal beteiligt war. In diesen Rahmen fallen auch neue Initiativen wie die Ausrichtung der Konferenz des Internationalen Graduiertenkollegs „Religiöse Kulturen im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts" und die Beteiligung an einem Promotionsstudiengang der Universität Bologna „Studi globali e internazionali". Besonders an die wissenschaftliche Öffentlichkeit Roms richteten sich eine Serie von Vorträgen namhafter internationaler Wissenschaftler/-innen, darunter die Veranstaltungsreihe der Musikgeschichtlichen Abteilung zum Thema „Musikwissenschaft als Kulturwissenschaft" mit Beteiligung u. a. von Sabine Meine (Venedig, DSZV) und Franco Piperno (Rom, La Sapienza) sowie Abendvorträge, meist im Kontext von Tagungen, u. a. von Frank Bösch (Potsdam), Roberto Bizzocchi (Pisa), Jeroen Duindam (Leiden), Elisabeth Kieven (Rom, Bibliotheca Hertziana), Alan Kramer (Dublin), Bernd Roeck (Zürich), Rudolf Schlögl (Konstanz), Giovanni Vitolo (Napoli, Federico II) sowie, als Novum, der vom Freundeskreis ausgerichtete Jahresvortrag von Johannes Fried (Frankfurt a. M.). Unter den Veranstaltungen der Musikgeschichtlichen Abteilung fand besonders regen Anklang die Vorstellung einer Inszenierung der Händel-Oper „Acis and Galatea in Bhutan" von Aaron Edward Carpenè und Stefano Vizioli, die von einer Fotoausstellung im Institut begleitet wurde.

Personalia

Roland Pfeiffer konnte 2014 sein mehrjähriges DFG-Projekt zur digitalen Erschließung und Auswertung der Opernbestände römischer Fürstenhäuser erfolgreich zu Ende führen. Im Berichtszeitraum nahmen vier neue wissenschaftliche Mitarbeiter/-innen ihre Forschungen am Institut auf: Monica Cioli untersucht, gefördert von der Gerda Henkel Stiftung, transnationale Netzwerke zwischen Futurismus und anderen Avantgardebewegungen in Italien, Frankreich und Deutschland während der Zwischenkriegszeit und betrachtet dabei Kunst als Feld politischer Kommunikation im Kontext der Konfrontation politischer Systeme und Ideologien. Carolin Kosuch bearbeitet ein

Projekt zu Auseinandersetzungen um die Feuerbestattung im 19. Jahrhundert in einer deutsch-italienischen vergleichenden und beziehungsgeschichtlichen Perspektive. Laura Di Fiore forscht als Fritz Thyssen Fellow über die Herausbildung von Territorialstaaten im 19. Jahrhundert am Beispiel der Prozesse von Grenzziehungen und den Eigendynamiken von Grenzregionen. Als Nachfolger von Hannelore Putz, die eine Lehrstuhlvertretung an der TU Dresden übernahm, trat Guido Braun die Gastwissenschaftlerstelle am Institut an, wo er sich mit den kurialen Reichstagsgesandtschaften im 16. Jahrhundert im Kontext diplomatischer Wissenskulturen beschäftigt.

Daueraufgaben und Forschung

Die institutionellen Daueraufgaben werden zum Großteil von der Gruppe festangestellter Wissenschaftler/-innen getragen, aufgeteilt u. a. nach jeweiligen Epochenzuständigkeiten. Dazu gehören insbesondere die Betreuung der Publikationen des Hauses, die Beratung des wissenschaftlichen Nachwuchses, vor allem der Stipendiaten/-innen und der Praktikanten/-innen, die Hilfe und Unterstützung bei Forschungen in vatikanischen und italienischen Archiven und Bibliotheken sowie die Organisation wissenschaftlicher Veranstaltungen. Kordula Wolf fällt dabei insbesondere die Verantwortung für die beiden historischen Schriftenreihen des Instituts sowie Fragen der Öffentlichkeitsarbeit zu. Zusammen mit Marco Di Branco engagierte sie sich in der Profilierung im Bereich der historischen Mittelmeerforschung. Andreas Rehberg ist mit der Koordination der Arbeiten am Repertorium Germanicum betraut; er ist für das historische Institutsarchiv zuständig, in dem während des Berichtzeitraums größere Ordnungs- und Erschließungsarbeiten fortgeführt wurden, und ist beteiligt an der Organisation des Circolo Medievistico Romano. Seine Forschungen konzentrieren sich auf Fragen der stadtrömischen Geschichte sowie der Heraldik in Rom. In die Zuständigkeit von Alexander Koller als Referenten für Frühe Neuzeit fallen die Arbeiten an der Edition der frühneuzeitlichen Nuntiaturberichte aus Deutschland, die er zusammen mit der Publikation der päpstlichen Hauptinstruktionen koordiniert. Seine Forschungen richten sich auf den Bereich der Außenbeziehungen des Papsttums sowie auf Aspekte der Gelehrtengeschichte. Daneben fungiert er als Redakteur der Institutszeitschrift „Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken". Lutz Klinkhammer, der die „Bibliographischen Informationen zur neuesten Geschichte Italiens" am Institut herausgibt und als Referent für die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts u. a. die Edition des Dienstkalenders Benito Mussolinis (1930–1943) betreut, war als Experte im Feld der deutsch-italienischen Zeitgeschichte viel gefragt und spielte eine wichtige Mittlerrolle bei Fragen der Umsetzung der Empfehlungen der Deutsch-Italienischen Historikerkommission. Markus Engelhardt leitet die Musikgeschichtliche Abteilung sowie deren Bibliothek. Zusammen mit Sabine Ehrmann-Herfort teilt er sich die Verantwortung für die Publikationsreihen der

Musikgeschichtlichen Abteilung. Die Forschungen von M. Engelhardt richten sich auf die Funktionalisierung der Musik im Dienst nationaler Identitätsbildung in Italien vor dem Ersten Weltkrieg am Beispiel des Liszt-Schülers Giovanni Sgambati. S. Ehrmann-Herfort forschte zur Festkultur am Welfenhof und zu den kulturellen Verbindungen zwischen Venedig, Rom und Hannover im 17. Jahrhundert.

Im Bereich der Langzeitvorhaben der historischen Grundlagenforschung wurden die Arbeiten am Repertorium Germanicum im Berichtszeitraum wesentlich von Sven Mahmens in Zusammenarbeit mit einem Team von Archivaren auf Werkvertragsbasis vorangetrieben. Durchgesehen wurden 10 Supplikenbände sowie 25 Lateranregisterbände und 101 Vatikanregisterbände. 2014 erschien der wie die Vorgängerbände von Ludwig Schmugge und seinen Mitarbeitern/-innen verantwortete Band IX des Repertorium Poenitentiariae Germanicum (zu Pius III. und Julius II.) in zwei Teilbänden. L. Schmugge hat bereits die deutschen Suppliken Leos X. gesammelt. Über die Art und Weise der weiteren Publikation wird 2015 entschieden. Hervorzuheben ist hier die ebenfalls 2014 erfolgte Veröffentlichung der jüngsten, auf der Grundlage der Suppliken der Apostolischen Pönitentiarie erarbeiteten Monographie von Arnold Esch, „Die Lebenswelt des Spätmittelalters", die die Bedeutung dieser Quellen für die mittelalterliche Geschichte eindringlich vor Augen führt. Die Arbeiten an der Edition der Nuntiaturberichte aus Deutschland betrafen im Berichtzeitraum die Jahre 1581–1585, die letzte Phase der III. Abteilung der Edition. Aktuelle Forschungsprojekte im weiteren Umfeld des Editionsvorhabens wurden von Guido Braun und Rubén González Cuerva, von letzterem auch begleitet von einer internationalen Tagung, betrieben.

Forschungsprojekte nach Epochen und Abteilungen

Einen wesentlichen Bestandteil der Forschungen stellen die Projekte wissenschaftlicher Mitarbeiter/-innen mit einer befristeten Tätigkeit am Institut dar. Bei diesen handelt es sich um Nachwuchswissenschaftler/-innen, die sich in der Regel auf eine berufliche Zukunft an deutschen Universitäten orientieren. Verstärkt werden Forschungen von Wissenschaftler/-innen aus Italien an das Haus angebunden. Folgende Einzelprojekte haben die Tätigkeiten am römischen DHI im Berichtszeitraum besonders geprägt.

Mittelalter

Dr. Martin Bauch
Klima und Mensch in der Krise des Spätmittelalters: Bologna und Siena

Projektbeschreibung:
Das Projekt fragt nach ökonomischen, sozialen und möglichen politisch-kulturellen Konsequenzen des Klimaumschwungs von der hochmittelalterlichen Warmzeit zur Kleinen Eiszeit. In Form einer Fallstudie werden Siena und Bologna untersucht, zwei Kommunen deren Auswahl sich (wirtschafts-) geographisch und politisch begründet, aber auch durch die reichen archivalischen Bestände insbesondere für wirtschafts- und institutionengeschichtliche Fragen. Die beiden Detailstudien können dabei helfen, die Wirkmächtigkeit der Klimaverschlechterung in ein fundiertes Verhältnis zu anderen Determinanten der sozio-ökonomischen Entwicklung zu setzen. Das Projekt will mehr bieten als eine reine Klimarekonstruktion; vielmehr stellt es einen fundamentalen Aspekt der mittelalterlichen Geschichte in den Fokus der Untersuchung, der einen Beitrag zur Entwicklung einer mediävistischen Umweltgeschichte leisten kann. Darüber hinaus verspricht die Untersuchung Ergebnisse, die auch für die Stadt- und Wirtschaftsgeschichte sowie eine breit verstandene Kulturgeschichte des Mittelalters von Interesse sein können.

Arbeitsschwerpunkte im Berichtsjahr:
Das Projekt wurde wesentlich weiterentwickelt: Die Auswertung der chronikalischen edierten Überlieferung für die Emilia-Romagna und der nichtveröffentlichten Chroniken der Bologneser Bibliotheken hat zu einer Klärung der Entwicklung der klimatischen Verhältnisse und ihrer Folgewirkungen im Zeitraum 1220–1370 geführt. Archivstudien in Bologna haben ein überaus reichhaltiges Quellenmaterial zu Tage gebracht, das eine Neujustierung des Projekts nahelegte. Neben dem breiten Entwicklungskontext auf Basis der chronikalischen Befunde wird nunmehr eine vergleichende Mikrostudie für Bologna und Siena in den Jahren 1309–1323 und damit zeitgleich zur großen europäischen Hungersnot 1315–1321 angestrebt. Damit kann die Studie – erstmals für das kontinentale Europa – die Anfangsjahre der als „Great Transition" (Bruce Campbell) charakterisierten Übergangsperiode zwischen Mittelalterlicher Klimaanomalie und Kleiner Eiszeit im Detail untersuchen und bisher nur plausibel gemachte Zusammenhänge von meteorologischen Extremereignissen, Lebensmittelmangel, sozialen Spannungen und der Herausbildung kommunaler Institutionen im Detail nachweisen.

Projektrelevante Vorträge und Veröffentlichungen:
- Vortrag: Environmental Crisis and its Impact on Medieval Societies in Eastern Central Europe and Italy from the 13th to the 15th Century. Conference "A Forgotten Region? East Central Europe in the Global Middle Ages", Department of Medieval Studies, Central European University, Budapest 27. 3.

- Vortrag: More than Divine Wrath – Perception of Extreme Weather Events in Late Medieval Italy. 2nd World Congress of Environmental History (WCEH 2014), Guimarães (Portugal) 7. 7.
- Die Magdalenenflut 1342 – ein unterschätztes Jahrtausendereignis?, in: Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte, 4. 2. http://mittelalter.hypotheses.org/3016.

Dr. Marco Di Branco
Byzantiner, Langobarden, Franken und Muslime. Identität und Alterität im vornormannischen Süditalien in mediterraner Perspektive (7.–11. Jahrhundert)

Projektbeschreibung:
Das Projekt untersucht Alterität aus der Sicht unterschiedlicher ethnischer/religiöser Gruppen des mittelalterlichen Italien zwischen dem 7. und 11. Jahrhundert. Mit einer Kombination historischer, anthropologischer und religionsgeschichtlicher Ansätze soll über eine eindimensionale Untersuchung der Wahrnehmung des Anderen hinausgehend eine mehrdimensionale Analyse unterschiedlicher Sichtweisen und kultureller Transfers zwischen den untersuchten Kollektiven durchgeführt werden. Das Projekt dient als Pionierstudie für eine Profilierung von Forschungen am Institut im Bereich der Mittelmeerstudien, sowohl was konzeptionell-methodische Fragen als auch die Vernetzung mit einschlägig arbeitenden Forschungszentren und Wissenschaftlern/-innen betrifft.

Arbeitsschwerpunkte im Berichtsjahr:
Im Zentrum der Arbeiten stand die Auswertung byzantinischer und arabischer Quellen hinsichtlich der dort vermittelten Bilder und Vorstellungen von Langobarden, Franken und Juden in Italien.

Projektrelevante Vorträge und Veröffentlichungen:
- Vortrag: Greco, arabo, latino: aspetti storici di un itinerario culturale. Convegno „Idee, testi, autori arabici ed ebraici e la loro ricezione latina“, Collegio Ghislieri, Pavia 3. 12.
- Dans le miroir persan. Note sur Yūnān et Rūm dans les *Mille et une nuits*, in: De l'antiquité tardive au Moyen Âge. Études de logique aristotélicienne et de philosophie grecque, arabe et latine offertes à H. Hugonnard-Roche, hg. von E. Coda und Cecilia Martini, Paris 2014, S. 571–580.

Frühe Neuzeit

Dr. Andreea Badea
Wahrheitsbegriffe im frühneuzeitlichen historischen Diskurs im Kontext von Kanon und Zensur

Projektbeschreibung:
Die Auslagerung der Historiographie aus dem kurialen Kompetenzbereich in denjenigen der einzelnen Orden führte zur Professionalisierung der klerikalen Geschichtsschreiber. Dies bildete eine bedeutende Voraussetzung für die Verwissenschaftlichung der in den Orden geleisteten Legitimationsarbeit und des damit einhergehenden Entzugs der Geschichtsschreibung als gelehrter Praxis aus dem Fokus der Kurie. In der Konsequenz reservierte sich das barocke Papsttum das Vorrecht, die aus dieser Professionalisierung entstandenen innerkatholischen Debatten als oberster und einziger Richter zu regulieren und so die mediale Verbreitung der Vorstellung vom katholischen Universalismus in die Hand zu nehmen. Das Projekt untersucht anhand von Fallbeispielen die Praktiken päpstlicher Regulierungsversuche angesichts der Ansprüche einer gelehrten Öffentlichkeit. Dabei gilt besonderes Augenmerk den Konflikten zwischen dem Papsttum, das auf sein Richteramt pochte, und zahlreichen sich als katholisch verstehenden Geschichtsschreibern, die seinen Anspruch auf Universalität bestritten. Dies geschah nicht zuletzt, weil die Ausdifferenzierung ihrer Tätigkeit auch die Entfaltung eines gewissen Habitus begünstigte, der es nicht mehr ohne Weiteres erlaubte, in Fragen des selbst ermittelten Wissens auf systemfremde Hierarchien zu reagieren und diese zu respektieren.

Arbeitsschwerpunkte im Berichtsjahr:
Im Berichtsjahr wurde die Quellenrecherche im Archiv der Glaubenskongregation, im Vatikanischen Geheimarchiv und in der Biblioteca Vaticana weitergeführt. Ein wichtiger Arbeitsschwerpunkt lag ferner auf theoretischen Fragen, denen zum Teil in der konzeptionellen Vorbereitung des Workshops „La costruzione della memoria a Roma intorno al 1600. La sfida del Medioevo“ nachgegangen wurde. Zudem erfolgten die weitere Erschließung einzelner Fallbeispiele und ihre Einbettung an der Schnittstelle zwischen Ideen-, Institutionen-, Politik- und Literaturgeschichte.

Projektrelevante Vorträge und Veröffentlichungen:
- Vortrag: Papi in fila. L'ordine cronologico nei „Vitae et Gesta Summorum Pontificum“ di Alonso Chacón. Workshop „La costruzione della memoria a Roma intorno al 1600. La sfida del Medioevo“, DHI Rom, 26. 5.
- Vortrag: Regisseure gelehrten Streits. Die Kurie und die Debatte um Geschichtsschreibung in der Frühen Neuzeit. 5. Arbeitstreffen des DFG-Netzwerks „Gelehrte Polemik“, Warburghaus, Hamburg 30. 9.
- Vortrag: Wissen verwalten im ausgehenden 17. Jahrhundert. Praktiken römischer

Buchzensur zwischen Formalisierung und Bedeutungsverlust. „Vormoderne und Moderne im Forschungsdiskurs. Kolloquium zu Problemen der Sächsischen Landesgeschichte, der Geschichte der Frühen Neuzeit und der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte", Historisches Seminar, TU Dresden, 30. 10.
- Vortrag: Zwischen Gewissen und Bildung? Roms Sorge um den Leser im 17. und 18. Jahrhundert. Workshop „Grundrechte und Religion im Europa der Frühen Neuzeit (16./18. Jh.)", Goethe Universität, Frankfurt am Main 27. 11.
- Vortrag: „La superbia di certi cervelli" im Angesicht des römischen Häresieverdachts. Die Kurie und ihre Bemühungen um Zentralisierung der Heiligenverwaltung im späten 17. Jahrhundert. Kolloquium „Forschungen zur Geschichte der Frühen Neuzeit", Universität Bern, 5. 12.
- Von Klio verstoßen. Praktiken der Abgrenzung in der Historiographie im späten 17. Jahrhundert, in: M. Mulsow/F. Rexroth (Hg.), Was als wissenschaftlich gelten darf? Praktiken der Grenzziehung in Gelehrtenmilieus der Vormoderne, Frankfurt a. M. 2014 (Campus Historische Studien 79), S. 187–210.

PD Dr. Dr. Guido Braun
Diplomatische Wissenskulturen der Frühen Neuzeit. Studien zu den kurialen Reichstagsgesandtschaften 1530–1582

Projektbeschreibung:
Das Forschungsprojekt setzt bei der in den vergangenen Jahren inhaltlich und methodisch erheblich erweiterten internationalen Geschichte sowie der dabei begründeten neuen Diplomatiegeschichte an, in deren Rahmen alltags- und kulturgeschichtliche Fragestellungen in den Mittelpunkt rückten und damit verbunden auch lebensweltliche Erfahrungen, mentale Prägungen und soziale sowie zeremonielle Praktiken der Akteure diplomatischen Handelns. Das Projekt untersucht, ob und wie sich an der römischen Kurie und bei ihren Nuntien und Legaten ein spezifisches Wissen über den Reichstag, seine Verfahrensformen, informellen Kommunikationsstrukturen sowie die sozialen und kulturellen Praktiken der am Reichstagsort interagierenden Gesandten bzw. Fürsten herausbildete. Auf einer praxeologischen Ebene gehören dazu auch Fragen der praktischen Gesandtschaftsorganisation, der Beziehungen zur städtischen Gesellschaft sowie der symbolischen Kommunikation. Eine spätere chronologische, geographische und thematische Erweiterung dieses Projektes ist geplant, das sich systematisch-vergleichend den Prozessen von Wissensgenerierung in der frühneuzeitlichen Diplomatie und ihrer Funktionsbestimmung im Zuge der Entwicklung einer neuzeitlichen „Wissensgesellschaft" zuwenden möchte.

Arbeitsschwerpunkte im Berichtsjahr:
Im Mittelpunkt der Arbeiten am Projekt standen Archivrecherchen im Archivio Segreto Vaticano. Weiterhin wurde ein Tagungskonzept für ein internationales Kolloquium am DHI zum Thema „Culture diplomatiche del sapere e spazi di esperienza

della diplomazia nell'Età moderna" / „Wissenskulturen und Erfahrungsräume der Diplomatie in der Frühen Neuzeit. Neuere Ansätze zur Erforschung der internationalen Geschichte" entwickelt.

Projektrelevante Vorträge und Veröffentlichungen:
- Vortrag: Perzeption fremder Lebenswelten als Aufgabe der Frühneuzeit-Forschung. Überlegungen zu den konfessionellen und „nationalen" Differenzerfahrungen römisch-kurialer Gesandter in Reichstagsstädten und Friedenskongressorten 1566–1714. Tagung „Kongressorte im europäischen Vergleich", Baden (Schweiz) 5. 9.
- Imagines imperii. Die Wahrnehmung des Reiches und der Deutschen durch die römische Kurie im Reformationsjahrhundert (1523–1585), Münster 2014 (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte e. V., 37).

Dr. Rubén González Cuerva (Marie Curie Fellowship der Europäischen Kommission)
Die Katholisch-Spanische Partei am Kaiserhof (1556–1659)

Projektbeschreibung:
Das Projekt untersucht, angeregt durch die neuere Geschichte der Höfe sowie Impulse einer erneuerten Geschichte des Politischen, die „Katholisch-Spanische Partei" am Wiener Hof des 16. und 17. Jahrhunderts aus zwei unterschiedlichen Perspektiven. Zum einen geht es um die Analyse von Interessen und Dynamiken unterschiedlicher „Faktionen" und „Parteien" am Wiener Hof. Dabei wird auch nach Bedeutung und Nützlichkeit derartiger Konzepte gefragt. Die zweite Achse bildet die Analyse des „dynastischen und konfessionellen Faktors" für die österreichische Politik. Dabei müssen Flandern und Italien als die beiden anderen territorialen Interessenschwerpunkte der Habsburger in die Untersuchung mit einbezogen werden. Die Studie soll einen Beitrag zu einem neuen Verständnis des europäischen Beziehungsgeflechts in der frühen Neuzeit im Spannungsfeld von Staat, Konfession und Dynastie liefern. Im Vordergrund der Untersuchung stehen Fragen nach der Bildung von Meinungsgruppen innerhalb der politischen Elite am Hof, die am Ursprung moderner Parteien stehen, nach den Erfolgen von Netzwerkbildung sowie nach außerinstitutionellen Formen der Entwicklung politischer Agenden.

Arbeitsschwerpunkte im Berichtszeitraum:
Geleistet wurde die Aufarbeitung der Begriffsgeschichte von „Faktion" und „Partei" in Bezug auf die Entwicklung der frühneuzeitlichen europäischen Höfe sowie eine Analyse der dynastischen Beziehungen zwischen Madrid und Wien in der zweiten und dritten Phase des Untersuchungszeitraums (1576–1612 und 1612–1637) auf der Grundlage von Studien in italienischen, österreichischen, spanischen und englischen Archiven. Außerdem wurde das Forschernetzwerk „The Spanish Faction: the

Relations of the House of Austria through Informal Groups" konsolidiert und eine erste Tagung in Modena organisiert. Am DHI Rom wurde vom Projektbearbeiter in Verbindung mit Alexander Koller eine internationale Konferenz „A Europe of Courts, a Europe of Factions" organisiert.

Projektrelevante Vorträge und Veröffentlichungen:

- Vortrag: Omnipresente e discreta: la fazione spagnola nella Corte Imperiale, DHI Rom, 12. 2.
- Vortrag: Anne, Margaret and Marianne of Austria: Queens of Spain, Archduchesses of Austria and Dynastic Links. Tagung „Nur die Frau des Kaisers? Kaiserinnen in der Frühen Neuzeit", Institut für Österreichische Geschichtsforschung, Wien 26. 3.
- Roundtable discussant: Tagung „Renaissance Conflict and Rivalries: Spheres", Centre for the Classical Tradition der Universität Bonn, 9. 5.
- Vortrag: Courts and Factions: Revealing Early Modern Politics. Marie Skłodowska-Curie Conference: ESOF 2014, Universität Kopenhagen, 20. 6.
- Vortrag: De la emperatriz al embajador: la „facción española" y los laberintos de la corte imperial de Praga (1576–1612). 45th Annual Meeting of the Association for Spanish and Portuguese Historical Studies, Università di Modena e Reggio Emilia, Modena 28. 6.
- Vortrag: The Spanish Faction in the Holy Empire: the Creation of a Historiographical Prejudice. Tagung „1914–2014: *The Black Legend* – then and now", The Institute of Historical Research, London 27. 9.
- Veranstalter und Moderator der Tagung „A Europe of Courts, A Europe of Factions" und Vortrag „Introduction: Problems Researching Factions", DHI Rom, 19–21. 11.
- R. González Cuerva / G. Nieva Ocampo / A. Navarro (coords.), El príncipe, la Corte y sus Reinos: Agentes y prácticas de gobierno en el mundo hispano (ss. XIV–XVIII), Salta 2014.
- The Most Discreet Favourite: Baltasar de Zúñiga and Early Modern Spanish Statecraft, in: The Seventeenth Century 29/1 (2014), S. 31–44 (http://dx.doi.org/10.1080/0268117X.2013.846872).
- In the Search of a New Political Project: From Spanish Monarchy to Catholic Monarchy in the 17th Century, in: A. Folco Biagini and G. Motta (Ed.), Empires and Nations in Europe from the Eighteenth to the Twentieth Century, Cambridge 2014, Vol. I, S. 24–28.

Neueste und Zeitgeschichte

Dr. Monica Cioli (Stipendiatin der Gerda Henkel Stiftung)
Der Futurismus und die Avantgarden im Europa der zwanziger und dreißiger Jahre

Projektbeschreibung:
Das Forschungsvorhaben rekonstruiert die transnationalen Netzwerke zwischen italienischem Futurismus und anderen Avantgarden in Italien, Frankreich und Deutschland in der Zwischenkriegszeit. Dabei stehen nicht primär kunsthistorische Perspektiven oder die Frage nach dem Einfluss der Politik auf die Kunst im Vordergrund. Das Projekt geht vielmehr von der Annahme aus, dass die Kunst selbst ein Feld der politischen Kommunikation darstellt und die Avantgarden vom politischen Zeitgeist nicht nur geprägt werden, sondern ihm auch ihren Stempel aufdrücken. Erstens werden die Verflechtungen des Futurismus mit den anderen europäischen Avantgarden in ihrem transnationalen Diskurs über Taylorismus und Technik, Masse und Elite rekonstruiert und seine verschiedenen Facetten und Varianten herausgearbeitet. Eine zweite eng damit verknüpfte Achse stellen die Diskurse der Avantgarden über den „Neuen Menschen" dar, die in ihrer politischen Bedeutung entschlüsselt werden sollen. Diese sind, zumindest im Fall des Futurismus, zunächst technokratisch geprägt und heben sich damit deutlich von biologisch-rassischen Konzepten der Dreißigerjahre ab. Drittens soll danach gefragt werden, wie sich diese Positionen in den Dreißigerjahren angesichts der Entfaltung der totalitären Regime entwickeln. Hier ist vor allem die wachsende Spannung zwischen der nationalen Instrumentalisierung der Avantgarden und ihrer Suche nach einer transnationalen Kultur der Moderne in den Blick zu nehmen.

Arbeitsschwerpunkte im Berichtszeitraum:
Während der ersten Förderphase standen Recherchen in Bibliotheken und Archiven (in Rom, Berlin, Paris, Dresden und Marbach) sowie vor allem die Sichtung und Auswertung bereits gesammelten Quellenmaterials im Zentrum der Arbeit. Als besonders wichtig erwiesen sich neben Briefwechseln und Memoiren von Künstlern und Kunstkritikern Presse und Publizistik, wo sich Kontakte und Konflikte zwischen den Kunstrichtungen der Zeit am deutlichsten niederschlagen. Im Berichtszeitraum hat Frau Cioli mit der „abilitazione scientifica nazionale" die Befähigung für eine Universitätsprofessur erworben.

Projektrelevante Vorträge und Veröffentlichungen:
- Vortrag: Der Futurismus und die Avantgarde in Frankreich und Deutschland in der Zwischenkriegszeit. Projektvorstellung vor dem Wissenschaftlichen Beirat des DHI Rom, 7. 3.
- Vortrag: La sfida futurista. Un colloquio tra avanguardie e politica 1909–1945. DHI Rom, 23. 6.

- Vortrag: L'„età meccanica" nelle avanguardie europee all'indomani della Prima Guerra Mondiale. Doktorandenkolloquium, Università Federico II di Napoli, 29. 11.
- La guerra nell'arte, in: N. Labanca (a cura di), Dizionario storico della Grande guerra in Italia, Roma 2014, S. 356–370.
- Maschine und Kosmos. Der Futurismus und die Avantgarden in Deutschland und Frankreich in der Zwischenkriegszeit, in: Weltweit vor Ort. Das Magazin der Max Weber Stiftung 2 (2014), S. 31–35.

Dr. Laura Di Fiore (Stipendiatin der Fritz-Thyssen-Stiftung)
Grenzziehungen im Europa des 19. Jahrhunderts: eine transnationale Geschichte

Projektbeschreibung:
Die Entstehung moderner Staaten, wie sie sich auf dem europäischen Kontinent im 19. Jahrhundert vollzog, trieb die politisch-administrative Festlegung des Hoheitsgebietes durch die öffentlichen Gewalten in einem bis dahin unbekannten Maß voran. Dieser hoheitliche Territorialisierungsprozess fand einen wichtigen Ausdruck darin, dass die äußeren staatlichen Grenzen sehr viel genauer als in der Vergangenheit gezogen wurden. Das Projekt beleuchtet den Herausbildungsprozess der modernen Territorialstaaten im Europa des 19. Jahrhunderts aus einem neuen Blickwinkel, insofern es nach dem Charakter einer solchen „Territorialität" fragt. Ergab sie sich einerseits aus institutionellen Initiativen, die von den Machtinstanzen der entstehenden bzw. sich konsolidierenden Nationalstaaten ausgingen, lagen ihr andererseits Aushandlungsprozesse und Konflikte mit den sozialen Akteuren zugrunde, die in den Grenzgebieten lebten und den staatlichen Forderungen häufig die eigenen lokal geprägten Ansprüche gegenüberstellten, sich aber zuweilen auch die neuen Grenzverläufe zu eigen machten, um sie zum eigenen Vorteil zu wenden. Dem Projekt liegt eine interdisziplinäre Methodologie, die sich vor allem auf die Ergebnisse der *border studies* aus Anthropologie und Geographie stützt, und ein transnationaler Ansatz zugrunde, mit dem die Konstruktion der europäischen „Territorialität" am Beispiel Italiens, Frankreichs, Belgiens und Spaniens untersucht werden soll. Dabei geht es nicht so sehr darum, diese als einen zentralen Aspekt der sich vollziehenden Staats- und Nationsbildungsprozesse zu behandeln; vielmehr wird sie als Ergebnis einer konstanten interaktiven Dialektik zwischen der Staatsmacht und den sozialen Akteuren, die jene Grenzen, die man festlegen und stärken wollte, konkret an sich selbst erfuhren. Ziel ist es herauszuarbeiten, dass nicht nur die Konstruktion der staatlichen „Territorialität", sondern auch die vielschichtige polygenetische Entstehung ihrer Grenzen einen neuralgischen Punkt im Entstehungsprozess des modernen Europas darstellte.

Arbeitsschwerpunkte im Berichtszeitraum:
Zu Beginn wurde an einer Vertiefung und Schärfung des theoretischen Rahmens hinsichtlich aktueller Forschungsdiskussionen im Umfeld des *spatial turn*, von transnationaler und Globalgeschichte gearbeitet sowie in Folge eine umfassende Auswertung der europäischen Forschungsliteratur zu Grenzziehungen und Grenzräumen in einem weiten geographischen Rahmen vom 17. bis ins 19. Jahrhundert vorgenommen. Weiterhin wurden Recherchen in diversen italienischen Archiven durchgeführt und ein internationaler Workshop zum Thema „Borders and Borderlands in 19th Century Europe", der im Sommer 2015 am DHI Rom durchgeführt werden soll, konzipiert und vorbereitet.

Projektrelevante Vorträge:
- Vortrag (mit C. Lucrezio Monticelli): Spazialità transnazionali tra stati e imperi nel XIX secolo. Doktorandenseminar „Definire gli spazi: confini, appartenenze, attraversamenti", Università degli Studi di Roma Tor Vergata, 1. 7.
- Vortrag (mit C. Lucrezio Monticelli): Bureaucracy and Practices of Identification in Post-Napoleonic Italy: Rome and Naples in Comparative Perspective. 12th International Conference on Urban History „Cities in Europe, Cities in the World", Lissabon 3. 9.
- Vortrag: Linee di analisi transnazionale nella storiografia contemporanea. Workshop „Lo sguardo della storia contemporanea dalla nazione al mondo", Università di Macerata, 15. 10.
- Vortrag: Definizione dei confini tra territorio e spazi trans-nazionali. Il Regno delle Due Sicilie nel XIX secolo. Doktorandenseminar „Intorno ai confini", Università degli Studi di Torino, 6. 11.

Dr. Carolin Kosuch
Zwischen Mailand und Gotha. Auseinandersetzungen um die Feuerbestattung im Zeitalter der Nationalstaatsbildung

Projektbeschreibung:
Die ersten Krematorien des neuzeitlichen Europa wurden in den 1870er Jahren in Mailand und Gotha errichtet. Die Koinzidenz dieser Ereignisse ist nicht zufällig, sondern führt direkt in die Geschichte der beiden „verspäteten Nationen" Italien und Deutschland. Das geplante Projekt hat sich zum Ziel gesetzt, durch die in der Mitte des 19. Jahrhunderts aufkommende Feuerbestattungsfrage, welche zunächst in Italien von Ärzten und Hygienikern diskutiert wurde und wenig später auch den transalpinen Raum erreichte, vergleichend auf die moderne deutsche und italienische Geschichte zu blicken. Damit verbunden sind religiöse und politische Aspekte, aber auch Fragen der Stadt- und Medizingeschichte sowie philosophisch-ethische Konflikte im Kontext von Säkularisierungsbewegungen. Zwischen dem Risorgimento, bürgerlicher Vereins- und Gesellschaftskultur, zwischen Patriotismus und

Antimodernismus bot die Feuerbestattung die Möglichkeit einer Rebellion gegen die katholische Glaubenslehre und objektivierte zugleich das Bekenntnis zur Nation. Sie weist in ihrer Phänomenologie indes auch auf ein sich wandelndes Körperverständnis hin, welches materialistischen, monistischen und eugenischen Diskursen benachbart ist und hierüber auch Rassefragen und antisemitische Momente laut werden lässt. Gegenstand des Projekts ist die wenig erforschte Frühzeit der Feuerbestattungsbewegung in beiden Ländern bis zum Ersten Weltkrieg. Wie die Idee der Kremation entstand, wie sie debattiert, umgesetzt und bekämpft wurde, wie sie sich in den politisch-gesellschaftlichen Kontexten Italiens und Deutschlands einfügte und welche als Indikatoren für die weitere Entwicklung stehenden Gemeinsamkeiten und Unterschiede hinsichtlich dieses Gegenstandes in der deutschen und italienischen Geschichte auszumachen sind, wird im Fokus der vergleichenden und beziehungsgeschichtlichen Untersuchung stehen.

Arbeitsschwerpunkte im Berichtszeitraum:
Im Vordergrund stand zunächst die Einarbeitung in den Forschungskontext und in die relevante Forschungsliteratur. Es folgten erste Quellenstudien und Archivrecherchen in Italien und Deutschland, um die Fragestellung der Arbeit zu akzentuieren und zu vertiefen.

Projektrelevante Vorträge:
- Projektpräsentation: Internes Seminar, DHI Rom, 13. 10.
- Vortrag: Moderne, Medizin und Tod: Über Hygiene und Feuerbestattung im Italien des 19. Jahrhunderts. Internationaler Workshop zur Vorbereitung des AfS-Bandes „Sozialgeschichte des Todes“, Friedrich-Ebert-Stiftung, Berlin 20. 11.

PD Dr. Hannelore Putz
Künstler, Agenten und Sammler in Rom 1750–1850

Projektbeschreibung:
Das Forschungsprojekt konzentriert sich mit Rom auf diejenige Kunstmetropole, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wie kaum ein zweiter Ort die europäischen Künstler und die Kunstszene geprägt hat. Im Mittelpunkt stehen die Praktiken und Logiken sowie die europäischen Verflechtungen des Kunstmarktes und -betriebes der Zeit.

Arbeitsschwerpunkte im Berichtszeitraum:
Im Berichtszeitraum wurden die Forschungen weiter vorangetrieben und die Arbeiten an der Edition des Briefwechsels zwischen König Ludwig I. von Bayern und seinem in Rom lebenden Kunstagenten Johann Martin von Wagner betreut. Weiterhin wurde eine internationale Tagung zum Thema „Kunstmarkt und Kunstbetrieb in Rom (1770–1840). Akteure und Handlungsorte“ konzipiert und organisiert, die vom 30. 9.

bis 2. 10. am römischen DHI stattfand. Referentinnen und Referenten aus Deutschland, Großbritannien und Italien diskutierten das Forschungsfeld aus historischer, kunsthistorischer und altertumswissenschaftlicher Perspektive.

Projektrelevante Vorträge und Veröffentlichungen:
- Vortrag: „Ich beobachte übrigens in dieser Sache das strengste Geheimniß" – Johann Martin von Wagner, der auf dem Campo Santo Teutonico begrabene Kunstagent König Ludwigs I. von Bayern. Römisches Institut der Görres-Gesellschaft, Rom 29. 3.
- Vortrag: Marktbeobachtungen – Künstler, Agenten, Käufer und kreative Orte in Rom 1797–1816. DHI Rom, 21. 5.
- Vortrag: Wirtschaftliche Zwänge und Kunstbesitz – Logiken und Praktiken des römischen Kunstmarkts zwischen 1797 und 1816. Tagung „Umdeutungen und Sinnstiftungen krisenhafter Umbrüche im modernen Italien", Universität des Saarlandes, Saarbrücken 18. 9.
- Vortrag: Gesetzmäßigkeiten des Kunstmarkts in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Aushandlungsprozesse zur Bestimmung von Preis und Wert. Tagung „Kunstmarkt und Kunstbetrieb in Rom (1770–1840). Akteure und Handlungsorte", DHI Rom, 2. 10.
- Die Leidenschaft des Königs. Ludwig I. und die Kunst, München 2014.

Musikwissenschaft

Dr. Stephanie Klauk
Italienische Instrumentalmusik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

Projektbeschreibung:
Die Musikgeschichtsschreibung sieht die italienische Instrumentalmusik des späteren 18. Jahrhunderts gemeinhin als eine Gattung im Schatten der Oper. Sie wird vor allem aus der Perspektive des Auslands eher gering geschätzt als eine gegenüber der Oper einerseits und der „Wiener Klassik" andererseits minderwertige Musik. Dieses Wahrnehmungs- und Beurteilungsmuster hat auch die musikwissenschaftliche Forschung bis heute maßgeblich beeinflusst. Im Rahmen des Projektes werden erstmals breit angelegte quellengestützte Repertoireuntersuchungen durchgeführt, die es ermöglichen sollen, derartige Bewertungen historisch angemessen beurteilen zu können.

Arbeitsschwerpunkte im Berichtszeitraum:
Die Archivarbeiten zur Sinfonie- und Kammermusik wurden in Bibliotheken in Rom, Neapel, Parma und Mailand weitergeführt bzw. abgeschlossen.

Projektrelevante Vorträge:
- Vortrag: Harmonische Analyse von italienischen Streichquartetten der 1770er Jahre. Kickoff Meeting des DFG-Projekts „Computergestützte Analyse harmonischer Strukturen", Erlangen 10. 10.
- Vortrag: Musiche italiane sopra battaglie di Bonaparte. La Battaglia di Marengo. International Conference „Music and War from Napoleon to the WWI", Lucca 30. 11.

Dr. Roland Pfeiffer
Die Opernbestände der Bibliotheken römischer Fürstenhäuser – Erschließung und Auswertung

Projektbeschreibung:
2014 wurde das mehrjährige Forschungsprojekt zur Digitalisierung, Katalogisierung und Auswertung von ca. 150 handschriftlichen Opernpartituren in den Privatbibliotheken der römischen Fürstenhäuser Doria Pamphilj und Massimo abgeschlossen. Der Inhalt der Quellen wird damit vor dem Verfall bewahrt und stärker als bisher möglich der Forschung zugänglich gemacht. Das DHI hat die Verpflichtung zur Langzeitarchivierung dieses neuen digitalen Opernarchivs übernommen. Im Rahmen einer Kooperation des Projektes mit dem Répertoire International des Sources Musicales werden die Metadaten der Manuskripte und Incipits sämtlicher Musiknummern in die RISM-Datenbank http://opac.rism.info/ eingearbeitet. Zugleich werden die Digitalisate der Partituren für die Konsultation in der musikgeschichtlichen Bibliothek eingerichtet.

Arbeitsschwerpunkte im Berichtszeitraum:
Der Schwerpunkt der Digitalisierung und Katalogisierung lag im Jahr 2014 bei der Großgruppe „Cimarosa" in der Bibliothek Massimo. Damit wurde die Erfassung dieser Privatbibliothek einschließlich der Katalogisierung in der RISM-Datenbank abgeschlossen.

Projektrelevante Vorträge und Veröffentlichungen:
- Vortrag: Spuren des venezianischen Sarti in einer unbekannten römischen Ariensammlung. Symposium „Giuseppe Sarti – Individual Style, Aesthetical Position, Reception and Dissemination of his Works", Universität der Künste, Berlin 18. 7.
- Alcuni aspetti della produzione teatrale buffa di Giuseppe Giordani, in: La figura e l'opera di Giuseppe Giordani, a cura di U. Gironacci e F. P. Russo, Lucca 2014, S. 497–524.
- L'esordio operistico di Duni sulle scene romane. Il Nerone (1735), in: I due mondi di Duni. Il teatro musicale di un compositore illuminista fra Italia e Francia, a cura di F. P. Russo, Parma 2014, S. 49–67.

Wissenschaftliche Datenverarbeitung

Neben der Weiterentwicklung des Publikationsframeworks DENQ lag der Arbeitsschwerpunkt in der Betreuung verschiedener Kooperationsprojekte innerhalb und außerhalb der Max Weber Stiftung, insbesondere auf Kooperationsprojekten mit dem DHI London und dem Institut für Zeitgeschichte in München. Die Arbeiten an der von London verantworteten Online-Edition des deutschen Botanikers und Äthiopienforschers Georg Heinrich Wilhelm Schimper haben sich als aufwändiger erwiesen als zu Beginn des Projektes angenommen, die Veröffentlichung steht inzwischen aber kurz bevor. Hier erweisen sich einmal mehr die Vorteile der modularen Programmarchitektur des Publikationsframeworks DENQ. Das für das Londoner Kooperationsprojekt entwickelte Präsentationsmodul bildet gleichzeitig die Basis für das Recherchemodul des für 2015 geplanten hausinternen Projekts „Digitalisierung der Bibliothek Duilio Susmel", dessen erste technische Grundlagen mit der Programmierung der allegro-Metadatenerfassung sowie der Installation eines geeigneten Storage-Systems für die Digitalisate geschaffen wurden. Seit April 2014 werden die Projekte der kritischen Online-Edition der Tagebücher von Michael Kardinal von Faulhaber und die Online-Edition der Nuntiaturberichte Eugenio Pacellis von einem weiteren Digital-Humanities-Experten unterstützt. Im Verbund mit den verantwortlichen Herausgebern, dem Seminar für mittlere und neuere Kirchengeschichte der Universität Münster und dem Institut für Zeitgeschichte, werden beide Projekte konzeptuell weiterhin von Rom aus betreut und beraten. Im Gegenzug beteiligt sich der neu gewonnene IT-Experte an der Entwicklung hausinterner Projekte. Aus der technischen Zusammenarbeit sind Synergieeffekte für alle Projektpartner zu erwarten.

Innerhalb des Grundlagenprojekts des Repertorium Germanicum wird seit kurzem in Zusammenarbeit mit den Projektmitarbeitern ein Annotations-Tool entwickelt, das die spezifischen Besonderheiten des RG-Datenmaterials berücksichtigt und somit eine maximale automatische Auszeichnung des aktuellen Bandes zu Sixtus IV. ermöglicht. Die Annotationen dienen zum einen der Erstellung der gedruckten Indexbände; zum anderen bilden sie die Basis der semantischen Auszeichnung für das RG Online.

Das 2013 gestartete HERA-Projekt „Music Migrations in the Early Age" (MusMig) zur europäischen Musikermigration baut auf die im Rahmen des DFG-ANR-Projekts „Musici" (www.musici.eu) entwickelte Datenbank auf. 2014 wurde die bewährte Zusammenarbeit zwischen der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und dem DHI Rom fortgesetzt und das Projekt nach einer Testphase in den Echtbetrieb überführt.

Veranstaltungen

Wissenschaftliche Tagungen und Workshops

7. 2.
Das I. Vatikanische Konzil und die Moderne / Il Concilio Vaticano I e la modernità
Internationaler Workshop des DHI Rom in Kooperation mit der Libera Università Maria Ss. Assunta Rom, der Université Paris-Sud, Droit et Sociétés Religieuses und der Pontificia Università Gregoriana (DHI Rom)

20.–21. 3.
Perspektiven für die Endredaktion des Repertorium Germanicum (Bd. X: Sixtus IV.)
Institutsinterner Workshop (DHI Rom)

27.–28. 3.
Strukturelle Bedingungen und Konfliktfelder religiöser Vergemeinschaftung
Abschlusskonferenz des Internationalen Graduiertenkollegs München-Prag-Poznán „Religiöse Kulturen im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts" in Kooperation mit dem DHI Rom und der Ludwig-Maximilians-Universität München (DHI Rom)

3.–4. 4.
Religionsgeschichte und Religionssoziologie
Institutsinternes Seminar (Farfa)

26. 5.
La costruzione della memoria a Roma intorno al 1600. La sfida del Medioevo / Inszenierte Erinnerung in Rom um 1600. Die Herausforderung des Mittelalters
Interdisziplinärer Workshop (DHI Rom)

5.–7. 6.
Catholics, Modernity, and the Media
Workshop organisiert vom DHI Rom und dem akademischen Netzwerk „The Catholic Church, Modernisation and Modernity in Contemporary Europe" (Università Ca' Foscari, Venezia; Scuola Normale Superiore, Pisa; J. W. Goethe-Universität, Frankfurt a. M.; Università degli Studi, Pavia; GSRL-Écote Pratique des Hautes Études/Sorbonne, Paris; KADOC-KU Leuven) (Academia Belgica, Rom)

16.–17. 6.
Neues Werkzeug des Historikers. Blogs und Social Media für Mediävisten
Internationaler Workshop des DHI Rom in Kooperation mit der Technischen Universität Darmstadt, der Ludwig-Maximilians-Universität München und der Max Weber Stiftung (DHI Rom)

23. 6.
La sfida futurista. Un colloquio tra avanguardie e politica 1909–1945
Kolloquium der Bibliotheca Hertziana in Zusammenarbeit mit dem DHI Rom (DHI Rom)

10.–19. 9.
Studienkurs Rom 2014
Studienkurs des DHI Rom für fortgeschrittene Studenten und Doktoranden des Faches Geschichte (DHI Rom)

18.–20. 9.
Umdeutungen und Sinnstiftungen krisenhafter Umbrüche im modernen Italien
Tagung der „Arbeitsgemeinschaft für neueste Geschichte Italiens“ in Zusammenarbeit mit dem DHI Rom (Saarbrücken)

30. 9.–2. 10.
Kunstmarkt und Kunstbetrieb in Rom (1770–1840). Akteure und Handlungsorte / Il mercato d'arte e l'attività artistica a Roma (1770–1840). Attori e luoghi
Internationale Tagung des DHI Rom in Kooperation mit der Bibliotheca Hertziana, der Ludwig-Maximilians-Universität München und der Edith-Haberland-Wagner-Stiftung (Villa Malta und DHI Rom)

6.–7. 10.
Art and War. Destruction and Protection of Italian Heritage, 1943–1945 / Arte e guerra. Protezione e distruzione del patrimonio italiano 1943–1945
Internationale Tagung des DHI Rom, der American Academy in Rome und des Dipartimento DICATAM der Università degli Studi di Brescia (American Academy und DHI Rom)

9.–10. 10.
La composizione dei conflitti storici. Le commissioni storiche nelle tensioni fra storia, giustizia e culture della memoria / Historische Konfliktbewältigung. Historikerkommissionen im Spannungsfeld von Geschichtswissenschaft, Rechtsprechung und Erinnerungskulturen
Kolloquium des DHI Rom in Zusammenarbeit mit der Accademia Nazionale dei Lincei und der Deutschen Forschungsgemeinschaft (Accademia Nazionale dei Lincei, Rom)

23.–24. 10.
The South European City. Urban Space and Urban Society in the 20th Century
Internationaler Workshop organisiert von der Ludwig-Maximilians-Universität München (Lehrstuhl für Europäische Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts) in Zusammenarbeit mit dem DHI Rom (DHI Rom)

11.–12. 11.
I rapporti tra Italia e Germania dalla riunificazione tedesca alla crisi dell'euro
Tagung des Dipartimento di Scienze Politiche, Giuridiche e Studi Internazionali und des Dipartimento di Scienze Storiche, Geografiche e dell'Antichità der Università degli Studi di Padova, des DHI Rom in Zusammenarbeit mit der Società Italiana per la Storia Contemporanea dell'Area di Lingua Tedesca und der Società Italiana di Storia Internazionale (Padua)

19.–21. 11.
A Europe of Courts, a Europe of Factions / Un'Europa delle corti, un'Europa delle fazioni
Internationale Konferenz des DHI Rom in Kooperation mit der Università Roma Tre, dem Österreichischen Historischen Institut in Rom, der Escuela Española de Historia y Arqueología en Roma und dem Instituto Universitario „La Corte en Europa" (DHI Rom)

27.–28. 11.
Roma religiosa: Monasteri e città (secc. IX–XVI)
Incontro di Studi des DHI Rom in Zusammenarbeit mit dem Dipartimento Storia Culture Religioni der Università degli Studi di Roma La Sapienza (La Sapienza und DHI Rom)

4.–5. 12.
Neuere Forschungen zum Ersten Weltkrieg: Italien, Deutschland, Österreich, Polen / Ricerche recenti sulla prima guerra mondiale: Italia, Germania, Austria, Polonia
Workshop des DHI Rom in Zusammenarbeit mit der Accademia Polacca delle Scienze di Roma und dem Centro Interuniversitario di Studi e Ricerche storico-militari (DHI Rom)

Vortragsveranstaltungen

7. 3. Bernd Roeck (Universität Zürich)
Renaissancen und „große Renaissance". Eine Kulturepoche in vergleichender Perspektive

27. 3. Rudolf Schlögl (Universität Konstanz)
Alter Glaube und Moderne Welt. Europäisches Christentum im Umbruch 1750–1850
Vortrag im Rahmen der Abschlusskonferenz des Internationalen Graduiertenkollegs München-Prag-Poznán „Religiöse Kulturen im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts"

26. 5. Roberto Bizzocchi (Università di Pisa)
Costruzione della memoria, erudizione, periodizzazione storica. Spunti e riflessioni
Vortrag im Rahmen des Interdisziplinären Workshops „La costruzione della memoria a Roma intorno al 1600. La sfida del Medioevo"

29. 9. Markus Engelhardt (DHI Rom)
Giro del mondo in quattro orchestre – Das Turkish National Youth Philharmonic unter der Leitung von Cem Mansur und der Violinistin Laura Manadori
Einführung zum Konzert

30. 9. Elisabeth Kieven (Bibliotheca Hertziana, Rom)
„Questa metropoli del mondo". Roma alla fine del Settecento
Abendvortrag im Rahmen der Internationalen Konferenz „Kunstmarkt und Kunstbetrieb in Rom (1770–1840). Akteure und Handlungsorte"

1. 10. Andreas Stolzenburg (Hamburg)
Franz Ludwig Catels Engagement für die deutsche Künstlerschaft in Rom und die Gründung des Pio Istituto Catel
Abendvortrag im Rahmen der Internationalen Konferenz „Kunstmarkt und Kunstbetrieb in Rom (1770–1840). Akteure und Handlungsorte"

10. 10. Johannes Fried (Frankfurt a. M.)
Die Aktualität Karls des Großen. Vom Verlangen nach Wissen zu Heavy Metal
Vortrag im Rahmen der Jahressitzung des Vereins der Freunde des DHI e. V.

23. 10. Martin Baumeister (DHI Rom)
The „South" and European Urban History. Some Observations and some Questions from a Northerner
Inauguration Lecture des Internationalen Workshops „The South European City. Urban Space and Urban Society in the 20th Century"

19. 11. Jeroen Duindam (Universiteit Leiden)
Groups of Power at Early Modern Courts
Public Keynote Lecture im Rahmen der Internationalen Tagung „A Europe of Courts, a Europe of Factions"

27. 11. Giovanni Vitolo (Università degli Studi di Napoli Federico II)
Eremiti, monaci e città nell'esperienza religiosa dell'Italia medievale
Abendvortrag im Rahmen des Incontro di Studi „Roma religiosa: Monasteri e città (secc. IX–XVI)"

4. 12. Alan Kramer (Dublin)
The First World War and the History of Concentration Camps in the 20th Century
Keynote Lecture im Rahmen des Workshops „Neuere Forschungen zum Ersten Weltkrieg: Italien, Deutschland, Österreich, Polen"

Musicologia oggi, Konferenzzyklus „Musikwissenschaft als Kulturwissenschaft"

13. 2. Claudio Bacciagaluppi (Bern)
Carissimi e il gusto tedesco

10. 4. Sabine Meine (Venedig)
Storiografia della musica tra quotidianità e immaginario: il caso di Stravinskij a Venezia

8. 5. Martin Greve (Istanbul)
Musikkultur Türkei als Arbeitsfeld einer interkulturellen Musikwissenschaft

16. 10. Franco Piperno (Rom)
Letteratura e musica nel Cinquecento: per una proficua condivisione di strumenti critici

11. 12. Aaron Edward Carpenè und Stefano Vizioli (Rom)
Acis and Galatea nel Regno di Bhutan

Mittwochsvorträge

15. 1. Daniel Hedinger
Die „Universalisierung" des Faschismus in den frühen 1930er-Jahren: Eine italienisch-japanische Verflechtungsgeschichte

12. 2. Rubén González Cuerva
Onnipresente e discreta: la fazione spagnola nella corte imperiale

19. 3. Georg Strack
Der Kreuzzugsaufruf Urbans II. und die Tradition der päpstlichen Synodalpredigt im Mittelalter

16. 4. Francesco Pezzi
Die Musikbeziehungen zwischen Augsburg und Italien während der Renaissance

21. 5. Hannelore Putz
Marktbeobachtungen – Künstler, Agenten, Käufer und kreative Orte in Rom 1797–1816

11. 6. Elena Mazzini
„Son cattolica eppur mi dicono ebrea". Convertiti e conversioni in Italia durante il 1938

10. 9. Giulia Giovani
Ricostruire una biblioteca musicale: Giuseppe Sigismondo e la collezione di cantate e serenate del Conservatorio „San Pietro a Majella" di Napoli

14. 10. Philipp Karst
Eine katholische Neuordnung? Jesuiten und Politik in Westdeutschland und Italien (1945–1958)

5. 11. Bernhard Schirg
Scherben einer Ehe. Pietro Lazzaronis Lobgedicht an Alexander VI am Tiefpunkt der Beziehung zwischen Borgia und Sforza (1497)

10. 12. Chiara Lucrezio Monticelli
Roma nell'Empire building dell'Europa napoleonica: rappresentazioni e amministrazione della seconda città dell'Impero

Herbstführungen

14. 9. Hannelore Putz
Die Fresken im Casino Massimo – Zeugnis nazarenischen Schaffens in Rom

4. 10. Marco Di Branco
Santa Maria Antiqua al Foro Romano

11. 10. Markus Engelhardt
Der Parco della Musica – Architektur und Musik

15. 10. Andreas Rehberg, Giuseppina Filippi
Aula Gotica del Monastero dei SS. Quattro Coronati

Publikationen

Institut

2014 sind erschienen:

Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, Bd. 93, Berlin-Boston 2013, LXIII, 600 S.

Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom:
Bd. 128: L. Geis, Hofkapelle und Kapläne im Königreich Sizilien (1130–1266), Berlin–Boston 2014, ISBN 978-3-11-034479-0.

Repertorium Poenitentiariae Germanicum (RPG):
Bd. IX: Pius III. und Julius II. 1503–1513. Text und Indices bearb. von L. Schmugge (2 Bde., XXXII u. 452 S., 252 S.), Berlin-Boston 2014.

Bibliographische Informationen zur neuesten Geschichte Italiens, begründet von J. Petersen, hg. von L. Klinkhammer, Redaktion: G. Kuck und S. Wesely, Nr. 141 (März 2013), 129 S., Nr. 142 (Juli 2013), 111 S., Nr. 143 (November 2013), 115 S., Saarbrücken (Arbeitsgemeinschaft für die neueste Geschichte Italiens).

Analecta musicologica:
Bd. 50: Umbruchzeiten in der italienischen Musikgeschichte, hg. von R. Pfeiffer und Chr. Flamm, Kassel u. a. 2013, ISBN 978-3-7618-2135-0.

Concentus musicus:
Bd. XIV: P. Ackermann (Hg.), Giovanni Animuccia. Eine Auswahl geistlicher und weltlicher Werke, Kassel u. a. 2014, ISBN 979-0-006-55802-5.

Ausstellungsbroschüre
K.-M. Sprenger, 125 Jahre Deutsches Historisches Institut. Eine illustrierte Geschichte, Rom 2014.

Online-Publikationen

Datenbanken:
M. Bertram, Signaturenliste der Handschriften der Dekretalen Gregors IX. (Liber Extra). Neubearbeitung April 2014 (Online-Publikationen des Deutschen Historischen Instituts in Rom), Rom 2014. URL: www.dhi-roma.it/bertram_extrahss.html

perspectivia.net:
Nach Ablauf der einjährigen Sperrfrist konnte Band 92 der QFIAB auf der Publikationsplattform perspectivia.net online zugänglich gemacht werden (www.perspectivia.net/content/publikationen/qfiab).

recensio.net:
Alle Rezensionen des QFIAB-Bandes 92 (2012) wurden auf recensio.net online gestellt (www.recensio.net/rezensionen/zeitschriften/quellen-und-forschungen-aus-italienischen-archiven-und-bibliotheken/index_html).

Im Druck:
Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom:
Bd. 129: S. Becker, Dynastische Politik und Legitimationsstrategien der Della Rovere. Potenziale und Grenzen der Herzöge von Urbino (1508–1631).

In Vorbereitung:
Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom:
Bd. 130: G. Metzig, Kommunikation und Konfrontation. Diplomatie und Gesandtschaftswesen Kaiser Maximilians I. (1486–1519).
M. Matheus/A. Nesselrath/M. Wallraff (Hg.), Martin Luther in Rom: Kosmopolitisches Zentrum und seine Wahrnehmung.

Ricerche dell'Istituto Storico Germanico:
Bd. 10: Promuovere l'„uomo nuovo" fascista: Istituzioni, esperti e tecnocrati alla ricerca della realizzazione di un progetto del regime totalitario, a cura di L. Klinkhammer.
A. Rehberg, Il Registro dei benefici ecclesiastici del cardinale Pietro Colonna († 1326) nel Patriarcato di Aquileia e nelle Marche (ASV, Collect. 24).
M. Matheus, Roma docta. Studies on Academic Life and Structures in the Renaissance.

Nuntiaturberichte aus Deutschland:
Nuntiaturberichte aus Deutschland, III. Abteilung: 1572–1585, 11. Bd.: Nuntiaturen des Giovanni Francesco Bonomi und des Germanico Malaspina (1581–1585), bearb. von A. Koller.

Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken, IV. Abteilung: Siebzehntes Jahrhundert, 5. Bd.: Nuntiatur des Ciriaco Rocci. Außerordentliche Nuntiatur des Girolamo Grimaldi, Sendung des P. Alessandro D'Ales (1633–1634), im Auftrag des DHI Rom bearb. von R. Becker.

Hauptinstruktionen (Instructiones Pontificum Romanorum):
Le istruzioni generali di Urbano VIII ai diplomatici pontifici 1623–1644, a cura di S. Giordano OCD.

Repertorium Germanicum:
10. Bd.: Sixtus IV. (1471–1484), bearb. von U. Schwarz/J. Trede/St. Brüdermann/Th. Bardelle/K. Rahn u.a.

Analecta musicologica:
Bd. 51: G. Rostirolla, La cappella musicale della Basilica di San Pietro. 500 anni della Cappella Giulia (1513–2013): Ricerca, documentazione, commenti.
Bd. 52: A.-M. Goulet/G. zur Nieden (Hg.), Europäische Musiker in Venedig, Rom und Neapel (1650–1750) / Les musiciens européens à Venise, Rome et Naples (1650–1750) / Musicisti europei a Venezia, Roma e Napoli (1650–1750).
Bd. 53: S. Brier, Das italienische Kunstlied der Romantik.

Concentus musicus:
Bd. XV: F. P. Russo (Hg.), Niccolò Piccinni, La buona figliola.

Institutsmitarbeiter/-innen

Andreea Badea
- Von Klio verstoßen. Praktiken der Abgrenzung in der Historiographie im späten 17. Jahrhundert, in: M. Mulsow/F. Rexroth (Hg.), Was als wissenschaftlich gelten darf? Praktiken der Grenzziehung in Gelehrtenmilieus der Vormoderne, Frankfurt am Main 2014 (Campus Historische Studien 79), S. 187–210.

Martin Bauch
- (Hg. mit B. Förster), Wasserinfrastrukturen und Macht. Politisch-soziale Dimensionen technischer Systeme von der Antike bis zur Gegenwart, München 2015 (Beihefte der Historischen Zeitschrift 63) *[erschienen Dez. 2014]*.
- (mit B. Förster), Einführung: Wasserinfrastrukturen und Macht. Politisch-soziale Dimensionen technischer Systeme, in: ebd., S. 9–21.
- „Da uns nämlich auch die Herrscher der Erde beschützen"? – Die Beziehungen Kloster Corveys zum Reichsoberhaupt in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, in: S. Bütow/P. Riedel/U. Tresp (Hg.), Das Mittelalter endet gestern. Studien zur

Landes-, Kultur- und Ordensgeschichte. Heinz-Dieter Heimann zum 65. Geburtstag, Berlin 2014 (Studien zur brandenburgischen und vergleichenden Landesgeschichte 16), S. 144–161.
- Nuove forme di comunicazione per medievisti. Blog scientifici e social media: Annotazioni su un workshop svoltosi al DHI Roma, in: QFIAB 94 (2014), S. 378–382.
- Die Magdalenenflut 1342 – ein unterschätztes Jahrtausendereignis?, in: Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte (ISSN 2197–6120), 4. 2. 2014, <http://mittelalter.hypotheses.org/3016>

Martin Baumeister
- Faschismus als „politische Religion", in: Th. Schlemmer/H. Woller (Hg.), Der Faschismus in Europa. Wege der Forschung, München 2014, S. 59–72.

Guido Braun
- Imagines imperii. Die Wahrnehmung des Reiches und der Deutschen durch die römische Kurie im Reformationsjahrhundert (1523–1585), Münster 2014 (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte e. V., 37).
- Diplomaten als Medienstars. Presseschlacht um den Westfälischen Frieden, in: Damals. Das Magazin für Geschichte, 46. Jahrgang, Heft 11 (2014), S. 80–85.
- L'Allemagne et la France au temps de la guerre de Succession d'Espagne: politique et culture, in: O. Ryckebusch/R. Opsommer (ed.), Guerre, frontière, barrière et paix en Flandre, Ypern 2014, S. 24–25, 143–155.
- La formation des diplomates à l'époque moderne, in: Revue d'histoire diplomatique 128 (2014), S. 231–249.
- Zwischen Tradition und Innovation. Napoleons Kaiserkrönung 1804, in: W. Jung (Hg.), Napoléon Bonaparte oder der entfesselte Prometheus. Napoléon Bonaparte ou Prométhée déchaîné, Göttingen 2015, S. 39–65.
- Avant la guerre: attitudes d'attente et actions expectatives au XVIIe siècle. Vor dem Krieg: Erwartungshaltungen und -handlungen im 17. Jahrhundert. Tagungsbericht. Tagung veranstaltet am Deutschen Historischen Institut Paris von A. Schirrmeister in Verbindung mit R. Babel, 6. und 7. Oktober 2014, in: H-Soz-Kult 19. 12. 2014.

Monica Cioli
- A proposito di „Reconstructing the Universe": Guggenheim Museum, New York, in: QFIAB 94 (2014), S. 369–377.
- La guerra nell'arte, in: N. Labanca (a cura di), Dizionario storico della Grande guerra in Italia, Roma 2014, S. 356–370.
- Maschine und Kosmos. Der Futurismus und die Avantgarden in Deutschland und Frankreich in der Zwischenkriegszeit, in: Weltweit vor Ort. Das Magazin der Max Weber Stiftung 2 (2014), S. 31–35.

Marco Di Branco

- The „Perfect King" and his Philosophers. Politics, Religion and Graeco-Arabic Philosophy in Safavid Iran: the Case of the Uṭūlūǧiyā, in: Studia graeco-arabica 4 (2014), S. 191–218.
- Dans le miroir persan. Note sur Yūnān et Rūm dans les *Mille et une nuits*, in: E. Coda/C. Martini (dir.), De l'antiquité tardive au Moyen Âge. Études de logique aristotélicienne et de philosophie grecque, arabe et latine offertes à H. Hugonnard-Roche, Paris 2014, S. 571–580.
- (mit K. Wolf), Hindered Passages. The Failed Muslim Conquest of Southern Italy, in: Journal of Transcultural Medieval Studies 1 (2014), S. 51–73.
- (mit K. Wolf), Berber und Araber im Maghreb und in Europa, in: Migrationen im Mittelalter. Ein Handbuch, hg. von M. Borgolte, Berlin-Boston 2014, S. 149–159.
- (mit G. Matullo und K. Wolf), Nuove ricerche sull'insediamento islamico presso il Garigliano (883–915), in: Lazio e Sabina 10. Atti del Convegno. Decimo Incontro di Studi sul Lazio e la Sabina, Roma 4–6 giugno 2013, Roma 2014, S. 273–280.
- (mit K. Wolf), Terra di conquista? I Musulmani in Italia meridionale nell'epoca aghlabita (184/800–269/909), in: „Guerra santa" e conquiste islamiche nel Mediterraneo (VII–XI secolo), a cura di M. Di Branco e K. Wolf, Roma 2014, S. 125–165.
- (mit K. Wolf), Dalla guerra navale alla conquista delle grandi isole del Mediterraneo. Cipro, Rodi, Creta, in: ebd., S. 65–77.

Rubén González Cuerva

- (ed. con G. Nieva Ocampo y A. Navarro), El príncipe, la Corte y sus Reinos: Agentes y prácticas de gobierno en el mundo hispano (ss. XIV–XVIII), Salta 2014.
- The Most Discreet Favourite: Baltasar de Zúñiga and Early Modern Spanish Statecraft, in: The Seventeenth Century 29/1 (2014), S. 31–44 (http://dx.doi.org/10.1080/0268117X.2013.846872).
- In the Search of a New Political Project: From Spanish Monarchy to Catholic Monarchy in the 17th Century, in: A. Folco Biagini/G. Motta (ed.), Empires and Nations in Europe from the Eighteenth to the Twentieth Century, Cambridge 2014, Vol. I, S. 24–28.

Thomas Hofmann

- *vidimus totum monasterium deductum quasi in ruyna propter absenciam abbatis*: griechische Klöster in Süditalien im Blickfeld der Visitatoren, in: M. Stuiber/M. Spadaccini (Hg.), Bausteine zur deutschen und italienischen Geschichte. Festschrift zum 70. Geburtstag von Horst Enzensberger, Bamberg 2014 (Schriften aus der Fakultät Geistes- und Kulturwissenschaften der Otto-Friedrich-Universität Bamberg 18), S. 219–241. Online-Version: http://opus4.kobv.de/opus4-bamberg/frontdoor/ index/index/ docId/25030.

Stephanie Klauk

- Zur „Timbre-Praxis“ in Spanien am Beispiel des *Cancionero para cantar la noche de Navidad y las fiestas de Pascua* (1603) von Francisco de Ocaña, in: J. le Blanc/H. Schneider (ed.), Pratiques du timbre et de la parodie d'opéra en Europe (XVIe–XIXe siècles), Hildesheim u. a. 2014 (Musikwissenschaftliche Publikationen 40), S. 31–46.
- Schauspielmusik in Spanien vor Lope de Vega, in: U. Kramer (Hg.), Theater mit Musik. 400 Jahre Schauspielmusik im europäischen Theater – Bedingungen, Strategien, Wahrnehmungen, Bielefeld 2014 (Mainzer Historische Kulturwissenschaften 16), S. 151–170.
- Kirchentöne versus Dur-Moll-Tonalität. Juan Bermudo: Aufführungspraxis und Hörgewohnheiten im 16. Jahrhundert, in: Anuario Musical 69 (2014), S. 159–170.

Lutz Klinkhammer

- Crimini della Wehrmacht. La memoria di Cefalonia in Germania, in: C. Brezzi (a cura di), Né eroi, né martiri, soltanto soldati. La Divisione „Acqui“ a Cefalonia e Corfù settembre 1943, Bologna 2014, S. 163–186.
- L'occupazione tedesca nello spazio veneziano (1943–1945), in: Spazi veneziani. Topografie culturali di una citta, a cura di S. Meine, Roma 2014, S. 213–247.
- I tedeschi in Italia: dall'alleanza all'occupazione; in: L. Di Cuonzo (a cura di), Barletta tra storia e memoria. 70° anniversario della Resistenza civile e militare all'occupazione nazista della città, prefazione di U. Villani, Barletta 2014, S. 81–96.
- Il mito della Wehrmacht e il difficile ricordo del massacro degli italiani a Cefalonia in Germania dopo il 1945, in: La scelta della Divisione Acqui dopo l'8 settembre 1943. „La rifondazione della patria“. Il convegno – La mostra – Il progetto, Padova 18–30 aprile 2013, Padova 2014, S. 29–37.
- La caduta del Regno delle Due Sicilie nell'opinione germanica, in: Mezzogiorno, Risorgimento e Unità d'Italia. Atti del convegno, 18, 19 e 20 maggio 2011, Roma, a cura di G. Galasso, Roma 2014, S. 27–45.

Carolin Kosuch

- (Hg.), „Die letzten Tage der Menschheit“. Schriften aus dem Großen Krieg, Schwerpunkt in: Jahrbuch des Simon-Dubnow-Instituts/Simon Dubnow Institute Yearbook 13 (2014).
- Artikel „Räterepublik“, in: Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur. Im Auftrag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, hg. von D. Diner, Bd. 5, Stuttgart-Weimar 2014, S. 96–101.

Roland Pfeiffer
- Alcuni aspetti della produzione teatrale buffa di Giuseppe Giordani, in: La figura e l'opera di Giuseppe Giordani, a cura di U. Gironacci e F. P. Russo, Lucca 2014, S. 497–524.
- L'esordio operistico di Duni sulle scene romane. Il Nerone (1735), in: I due mondi di Duni. Il teatro musicale di un compositore illuminista fra Italia e Francia, a cura di F. P. Russo, Parma 2014, S. 49–67.

Hannelore Putz
- Die Leidenschaft des Königs. Ludwig I. und die Kunst, München 2014.
- Ludovicianische Personendenkmale – monarchische Repräsentation im Königreich Bayern, in: Ch. Paulus (Hg.), Perspektiven einer europäischen Regionalgeschichte. Festschrift für Wolfgang Wüst zum 60. Geburtstag, Augsburg 2014 (Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben 106), S. 81–94.
- Die Kunst- und Kulturpolitik Ludwigs I. am Beispiel der Pfalz, in: K.-M. Ritter (Hg.), Johann Baptist Schraudolph, die Nazarener und die Speyerer Domfresken, Darmstadt 2014, S. 64–76.
- Erfolgreiche Proteste. Die Zensurverordnung König Ludwigs I. von Bayern und ihr Scheitern, in: M. Wagner (Hg.), Agenten der Öffentlichkeit. Theater und Medien im frühen 19. Jahrhundert, Bielefeld 2014 (Vormärz-Studien XXIX), S. 197–216.
- Richard Wagner in München: Ein spannungsreiches Zwischenspiel, in: L. Lütteken (Hg.), Exil als Daseinsform. Die Schauplätze Richard Wagners, Kassel, Basel, London u. a. 2014 (Zürcher Festspiel-Symposien 5), S. 97–113.
- (mit W. Müller), Pädagogik und Theater am Kolleg der Jesuiten in München, in: A. Schmid/H. Rumschöttel (Hg.), Wittelsbacher-Studien. Festgabe für Herzog Franz von Bayern zum 80. Geburtstag, München 2013, S. 351–374.

Andreas Rehberg
- Die Päpste Julius II., Leo X. und Klemens VII. – eine Bilanz aus Sicht der Römer, in: Zur Debatte. Sonderheft zur Ausgabe 1/2014, S. 28–30.
- Da Giulio II a Leone X: speranze e frustrazioni dei cives romani nei Consigli comunali, in: M. Chiabò/M. Gargano/A. Modigliani/P. Osmond (a cura di), Congiure e conflitti. L'affermazione della signoria pontificia su Roma nel Rinascimento: politica, economia e cultura, Atti del Convegno Internazionale, Roma, 3–5 dicembre 2013, Roma 2014 (RR inedita 62, saggi), S. 339–362.
- Johannes Bischoff – auf den Spuren eines St. Galler Juristen in Italien, in: P. Erhart/J. Kuratli Hüeblin (Hg.), Vedi Napoli e poi muori – Grand Tour der Mönche, St. Gallen 2014, S. 113–118.

Kordula Wolf
- „Guerra santa" e conquiste islamiche nel Mediterraneo (VII–XI secolo), a cura di M. Di Branco e K. Wolf, Roma 2014.

- Introduzione, in: ebd., S. 7–16
- (mit M. Di Branco), Terra di conquista? I Musulmani in Italia meridionale nell'epoca aghlabita (184/800–269/909), in: ebd., S. 125–165.
- (mit M. Di Branco), Hindered Passages. The Failed Muslim Conquest of Southern Italy, in: Journal of Transcultural Medieval Studies 1 (2014), S. 51–73.
- (mit M. Di Branco), Berber und Araber im Maghreb und in Europa, in: M. Borgolte (Hg.), Migrationen im Mittelalter. Ein Handbuch, Berlin-Boston 2014, S. 149–159.
- (mit M. Di Branco und G. Matullo), Nuove ricerche sull'insediamento islamico presso il Garigliano (883–915), in: Lazio e Sabina 10. Atti del Convegno. Decimo Incontro di Studi sul Lazio e la Sabina, Roma 4–6 giugno 2013, Roma 2014, S. 273–280.
- Gli hypati di Gaeta, papa Giovanni VIII e i Saraceni: Tra dinamiche locali e transregionali, Bullettino dell'Istituto Storico Italiano per il Medio Evo 116 (2014), S. 25–59.

Vorträge, Lehre, Mitgliedschaften und Auszeichnungen der Institutsmitarbeiter/-innen

Vorträge

Andreea Badea

- Papi in fila. L'ordine cronologico nei *Vitae et Gesta Summorum Pontificum* di Alonso Chacòn: Workshop „La costruzione della memoria a Roma intorno al 1600. La sfida del Medioevo", DHI Rom, 26. 5.
- Regisseure gelehrten Streits. Die Kurie und die Debatte um Geschichtsschreibung in der Frühen Neuzeit: 5. Arbeitstreffen des DFG-Netzwerks „Gelehrte Polemik", Warburghaus, Hamburg 30. 9.
- Wissen verwalten im ausgehenden 17. Jahrhundert. Praktiken römischer Buchzensur zwischen Formalisierung und Bedeutungsverlust: „Vormoderne und Moderne im Forschungsdiskurs. Kolloquium zu Problemen der Sächsischen Landesgeschichte, der Geschichte der Frühen Neuzeit und der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte", Historisches Seminar, TU Dresden, 30. 10.
- Zwischen Gewissen und Bildung? Roms Sorge um den Leser im 17. und 18. Jahrhundert: Workshop „Grundrechte und Religion im Europa der Frühen Neuzeit (16./18. Jh.)", Goethe Universität, Frankfurt am Main 27. 11.
- „La superbia di certi cervelli" im Angesicht des römischen Häresieverdachts. Die Kurie und ihre Bemühungen um Zentralisierung der Heiligenverwaltung im späten 17. Jahrhundert: Kolloquium „Forschungen zur Geschichte der Frühen Neuzeit", Universität Bern, 5. 12.

Martin Bauch

- Herrschen mit den Heiligen? Das hegemoniale Königtum Karls IV. jenseits der Politik- und Verfassungsgeschichte: Konferenz „Stand und Perspektiven der Sozial- und Verfassungsgeschichte zum römisch-deutschen Reich. Der Forschungseinfluss Peter Moraws auf die deutsche Mediävistik", Justus-Liebig-Universität, Gießen 17. 1.
- Environmental crisis and its impact on medieval societies in Eastern Central Europe and Italy from the 13th to the 15th century: Konferenz „A Forgotten Region? East Central Europe in the Global Middle Ages", Department of Medieval Studies, Central European University, Budapest 27. 3.
- Neue mediävistische Publikationsformen und Blogs: Workshop „Neues Werkzeug des Historikers. Blogs und Social Media für Mediävisten", DHI Rom, 16. 6. (Videostream online: http://mittelalter.hypotheses.org/4901).
- More than Divine Wrath – Perception of Extreme Weather Events in Late Medieval Italy: 2nd World Congress of Environmental History (WCEH 2014), Guimarães (Portugal) 10. 7., sowie Sektionsorganisation (mit Th. Labbé und L. Rowlatt) „The Socio-Political Leverage of Extreme Weather Events in Late Medieval Europe"
- Zwischen Friedenskaiser und Signore. Die Rolle Italiens in der Herrschaftskonzeption Kaiser Karls IV.: Konferenz „Reichsitalien in Mittelalter und Neuzeit", Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Universität Innsbruck, 11. 9.
- *Finita processione, tempus clarificatum est* – The Cold 1430s at Bologna and the Weather Miracle of the Madonna di San Luca in 1433: Workshop „The Coldest Decade of the Millennium? The Spörer Minimum, the Climate during the 1430s, and its Economic, Social and Cultural Impact", Universität Bern, 5. 12.

Martin Baumeister

- Ungeliebte Erinnerungen. Zum Umgang mit der faschistischen und nationalsozialistischen Vergangenheit in Südtirol nach 1945: Ringvorlesung, LMU München, 4. 2.
- Apertura dei lavori und presidenza: Internationaler Workshop „Das I. Vatikanische Konzil und die Moderne / Il Concilio Vaticano I e la modernità", DHI Rom, 7. 2.
- La ciudad sureuropea. ¿Un concepto para la historia urbana comparada?: Workshop „Historia Social Urbana: Nuevas perspectivas", Facultad de Filosofía, Universidad de Santiago de Compostela, 17. 3.
- Destruccíon absoluta. Alqunas consideraciones sobre la historia de la violencia en la época de las guerras mundiales: Universidad de Santiago de Compostela, 18. 3.
- Begrüßung: Institutsinterner Workshop „Perspektiven für die Endredaktion des Repertorium Germanicum (Bd. X: Sixtus IV.)", DHI Rom 20. 3.

- Begrüßung: Abschlusskonferenz „Strukturelle Bedingungen und Konfliktfelder religiöser Vergemeinschaftung“ des Internationalen Graduiertenkollegs München-Prag-Poznán „Religiöse Kulturen im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts“, DHI Rom, 27. 3.
- Moderation des Abendvortrags von R. Schlögl: ebd., DHI Rom, 27. 3.
- Kommentar der Sektion „Religion und Stadt“ sowie Moderation der Abschlußdiskussion: ebd., DHI Rom, 28. 3.
- Colpa e responsabilità: il dibattito sulla Prima Guerra Mondiale nella cultura politica tedesca: Seminar „Il tema della colpa in Italia e in Germania dopo la seconda guerra mondiale“, Università degli Studi di Perugia, 6. 5.
- Grußwort: Studientag „La costruzione della memoria a Roma intorno al 1600. La sfida del Medioevo“, DHI Rom, 26. 5.
- Neutralismo e avversari dell'intervento in Germania: Tagung „Neutralismo/Neutralismi. Il ‚non interventismo‘ alla vigilia della Prima guerra mondiale. Uno sguardo comparativo“, Università degli Studi di Bologna, 28. 5.
- Welcome and Introduction: Workshop „Catholics, Modernity, and the Media“, Academia Belgica, Rom 5. 6.
- General Conclusions and Planning of Future Activities: ebd., 7. 6.
- Teilnahme an der „Mesa redonda sobre el centenario de estallido de la Primera Guerra Mundial“: Botschaft der Bundesrepublik Deutschland, Madrid 13. 6.
- Grußwort: Workshop „Neues Werkzeug des Historikers. Blogs und Social Media für Mediävisten“, DHI Rom, 16. 6.
- Moderazione: Abendveranstaltung „La sfida futurista. Un colloquio tra avanguardie e politica 1909–1945“, DHI Rom, 23. 6.
- Mediterrean Metropolises: Urban Transformations, Urban Imaginaries and the Love of Mediterraneanism: Sommerakademie des Forums für Transregionale Studien „Conflict and Mobility in the City“, Rabat 26. 8.
- Filmeinführung „Westfront 1918“ (G. W. Pabst): Seminar „100 Jahre Erster Weltkrieg“, Chulalongkorn University, Bangkok 8. 9.
- The Last Days of Mankind. Some Dimensions of the History of Violence in the First World War: ebd., 9. 9.
- Leitung des Studienkurs Rom, DHI Rom, 10.–18. 9.
- Grußwort und Sektionsleitung: Tagung „Kunstmarkt und Kunstbetrieb in Rom (1770–1840). Akteure und Handlungsorte“, DHI Rom, 1. 10.
- Welcome: Tagung „Art and War. Destruction and Protection of Italian Artistic Heritage 1943–1945“, American Academy, Rom 6. 10.
- Welcome, Inaugural lecture „The ‚South‘ and European Urban History. Some Observations and some Questions from a Northerner“ und Moderation Round Table: Internationaler Workshop „The South European City. Urban Space and Urban Society in the 20th Century“, DHI Rom, 23. 10.
- Saluti: Tagung „I rapporti tra Italia e Germania dalla riunificazione tedesca alla crisi dell'euro“, Università degli Studi di Padova, 11. 11.

- Presidenza Tavola rotonda: ebd., 12. 11.
- The Return of Ulysses. Varieties of the ‚New Mediterranean' between Mediterraneanism and Southern Thought: Workshop „Spaces of Expectations, Comparative Area and Transregional Studies", Università Ca' Foscari, Venedig 13. 11.
- Buchvorstellung „España en la Gran Guerra. Espías, diplomáticos y traficantes" von F. García Sanz: Dipartimento di Scienze Politiche, Università degli Studi Roma Tre, 26. 11.
- Saluto: Tagung „Roma religiosa: monasteri e città (secc. IX–XVI)", DHI Rom, 27. 11.
- Welcome: International Workshop „Current Research on World War One: Italy, Germany, Austria, Poland / Neuere Forschungen zum Ersten Weltkrieg: Italien, Deutschland, Österreich, Polen", DHI Rom, 4. 12.
- Final comment: ebd., 5. 12.

Guido Braun

- Perzeption fremder Lebenswelten als Aufgabe der Frühneuzeit-Forschung. Überlegungen zu den konfessionellen und „nationalen" Differenzerfahrungen römisch-kurialer Gesandter in Reichstagsstädten und Friedenskongressorten 1566–1714: Tagung „Kongressorte im europäischen Vergleich", Baden (Schweiz) 5. 9.
- Diskutant und Berichterstatter: Kolloquium „Avant la guerre: attitudes d'attente et actions expectatives au XVIIe siècle", DHI Paris, 6.–7. 10.
- Impulsreferat zur Schlussdiskussion: Tagung „Les Champenois à Versailles", Musée d'Art moderne, Troyes 18. 10.
- Friedensutopien in der Frühen Neuzeit. Émeric Crucé und die Idee einer supranationalen Friedenssicherungsinstanz – Vorläufer der UNO?: Tagung „Friedensordnungen in geschichtswissenschaftlicher und geschichtsdidaktischer Perspektive", Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 6. 11.
- Chair der zweiten Vormittagssektion und Moderation der Schlussdiskussion: ebd., 7. 11.
- Das Heilige Römische Reich und die Reformation: Lions' Club, Bad Godesberg 8. 12.

Monica Cioli

- Der Futurismus und die Avantgarde in Frankreich und Deutschland in der Zwischenkriegszeit: Projektvorstellung anläßlich der Sitzung des Wissenschaftlichen Beirats, DHI Rom, 7. 3.
- L'„età meccanica" nelle avanguardie europee all'indomani della Prima guerra mondiale: Doktorandenkolloquium, Università Federico II di Napoli, 29. 11.
- (mit M. Baumeister, F. Benzi, R. Dobler), La sfida futurista. Un colloquio tra avanguardie e politica 1909–1945: DHI Rom, 23. 6.

- Discussant: Tagung „Umdeutungen und Sinnstiftungen krisenhafter Umbrüche im modernen Italien“ der Arbeitsgemeinschaft für Neueste Geschichte Italiens, Saarbrücken 19. 9.

Marco Di Branco

- The Six Sovereigns of Qusayr ʻAmra in the Light of the Restorations: Kongreß „The Colours of the Prince“, Rom 22. 10.
- Plotinus in Persia: the Manuscripts of the Pseudo-Theology and their Readers, the Libraries and their Owners: Konferenz „Plotino in Oriente e in Occidente“, Pisa 3. 11
- Greco, arabo, latino: aspetti storici di un itinerario culturale: Konferenz „Idee, testi, autori arabici ed ebraici e la loro ricezione latina“, Pavia 3. 12.

Laura Di Fiore

- Seminario di studi „Confini, polizie e controllo del territorio nell'Italia preunitaria del primo Ottocento“: Dipartimento di Studi Umanistici, Università di Macerata, 3. 4.
- Seminario di studi „Amministrazione, appartenenze, politica nell'Italia preunitaria“: Dipartimento di Studi Storici, Università degli Studi di Torino, 30. 4.
- (mit C. Lucrezio Monticelli), Seminario dottorale „Spazialità transnazionali tra stati e imperi nel XIX secolo“: Dottorato di ricerca in Storia e Scienze filosofico-sociali „Definire gli spazi: confini, appartenenze, attraversamenti“, Università di Roma Tor Vergata, 1. 7.
- (mit C. Lucrezio Monticelli), Bureaucracy and Practices of Identification in Post-Napoleonic Italy: Rome and Naples in Comparative Perspective: 12th International Conference on Urban History „Cities in Europe, cities in the world“, Lissabon 3. 9.
- Definizione dei confini tra territorio e spazi trans-nazionali. Il Regno delle Due Sicilie nel XIX secolo: Dottorato in Studi storici „Intorno ai confini“, Università degli Studi di Torino, 6. 11.
- Linee di analisi transnazionale nella storiografia contemporanea: Seminario „Lo sguardo della storia contemporanea dalla nazione al mondo“, Università di Macerata, 15. 11.

Sabine Ehrmann-Herfort

- Grußwort der Musikgeschichtlichen Abteilung im Rahmen der Abschiedsvorlesung von Silke Leopold, Ruprecht-Karls-Universität, Heidelberg 22. 2.
- (mit S. Klauk), Zu Max Webers (1864–1920) Studie „Die rationalen und soziologischen Grundlagen der Musik“: Einführung im Rahmen des Internen Seminars des DHI Rom zu Religionsgeschichte und Religionssoziologie, Monastero di S. Brigida, Farfa 3. 4.
- Grußwort und Moderation des Vortrags von S. Meine (Venedig) „Storiografia

della musica tra quotidianità e immaginario. Il caso di Stravinskij a Venezia", DHI Rom, 10. 4.
- Venedig, Hannover, Rom. Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg und die Zirkulation von Musik und Musikern: Internationale Wissenschaftliche Konferenz zu den Händel-Festspielen 2014 „Händel und die Musikgeschichte des Hauses Hannover", Händel-Haus, Halle 10. 6.
- (mit M. Engelhardt), Vorstellung der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI Rom und ihrer Arbeitsfelder: Studienkurs Rom, DHI Rom, 11. 9.
- Am Schnittpunkt von Antike und Christentum. Alessandro Scarlatti und die römische Accademia dell'Arcadia: Tagung „Offiziumsvertonungen von Alessandro Scarlatti. Kompositionen, Kontexte, Aufführungspraxis", Universität der Künste, Berlin 10. 10.
- Italienische Festkultur als Vorbild. Musikalische Transferprozesse von Venedig und Rom an den Hof Johann Friedrichs zu Braunschweig-Lüneburg: Tagung „Musik und Vergnügen am Hohen Ufer. Fest- und Kulturtransfer von Venedig nach Hannover in der Frühen Neuzeit", Schloss Herrenhausen, Hannover 5. 12.
- Moderation der Sektion VI „Die welfische Musik- und Festkultur. Musikalische Transferprozesse und Wirkungen (Teil 2)": ebd. 5. 12.

Thomas Hofmann
- Vorstellung der Historischen Bibliothek und der italienischen Bibliothekslandschaft: Studienkurs Rom, DHI Rom, 11. 9.

Markus Engelhardt
- Il progetto di digitalizzazione dei Libretti rari della Sezione Storia della musica dell'Istituto Storico Germanico di Roma: Sitzung der Gruppe Italien der International Association of Music Libraries, Archives and Documentation Centres Istituto Centrale per il Catalogo unico delle biblioteche Italiane e per le informazioni bibliografiche, Rom 1. 3.
- Buchvorstellung „Musica e Politica nell'Italia unita. Dall'Illuminismo alla Repubblica dei partiti" von L. Santoro: Biblioteca Villa Leopardi, Rom 25. 3.
- Il significato storico-musicale della collezione Santini: Einführung zur Uraufführung der italienischen Version der Fernsehdokumentation von Georg Brintrup „Santini's Netzwerk", Santa Maria dell'Anima, Rom 1. 4.
- Fonti carissimiane nella Collezione Santini: Giornata di studi interdisciplinari „Trent'anni insieme a Giacomo Carissimi", Pontificio Istituto di Musica Sacra, Rom 2. 4.
- Collaborazione CLORI–Sezione Storia della Musica dell'Istituto Storico Germanico: Redebeitrag bei der Präsentation des Centro Studi Cantata der Università di Roma Tor Vergata, 16. 4.
- Einführung des Vortrags von M. Greve (Istanbul) „Zwischen Musikgeschichte und Musikethnologie", DHI Rom, 8. 5.

- Führung „Rom als Musiktheaterstadt: Teatro dell'Opera di Roma": Studienkurs Rom, DHI Rom, 17. 9.
- Die Musikgeschichtliche Abteilung des Deutschen Historischen Instituts in Rom: Jahrestagung der Gesellschaft für Musikforschung, Greifswald 18. 9.
- (mit M. Bauch und R. Pfeiffer), Bericht über den ERC-Workshop Bad Godesberg (2.–4. 7. 2014), DHI Rom, 13. 10.
- Einführung des Vortrags von F. Piperno (Rom) „Letteratura e musica nel Cinquecento: per una proficua condivisione di strumenti critici", DHI Rom, 16. 10.
- La produzione liederistica di Richard Strauss: Gesprächskonzert „Verdi e la musica nuova concerto per il 150° di Richard Strauss", Teatro Regio, Parma 22. 10.
- Sgambati e il culto della memoria musica: Tagung und Konzert „Giovanni Sgambati 1914–2014", Parco della musica, Museo degli strumenti musicali dell'Accademia Nazionale di Santa Cecilia, Rom 19. 11.
- Progetti di digitalizzazione della Sezione Storia della Musica dell'Istituto Storico Germanico di Roma: Tagung „La biblioteconomia musicale tra specializzazione e servizi di pubblica lettura", Fondazione Ugo e Olga Levi, Venedig 1. 12.
- Einführung zum Film von S. Vizioli und A. Carpenè „Acis and Galatea nel Regno di Bhutan", DHI Rom, 11. 12.

Rubén González Cuerva

- 1535: la idea de Europa en la conquista de La Goleta y Túnez por Carlos V: Tagung „Incontro di Studi Italo-Spagnolo Storia Moderna", Società Italiana per la Storia dell'Età Moderna, Rom 3. 2.
- Omnipresente e discreta: la fazione spagnola nella Corte Imperiale: Mittwochsvortrag, DHI Rom, 12. 2.
- Anne, Margaret and Marianne of Austria: Queens of Spain, Archduchesses of Austria and dynastic Links: Tagung „Nur die Frau des Kaisers? Kaiserinnen in der Frühen Neuzeit", Institut für Österreichische Geschichtsforschung, Wien 26. 3.
- Coordinator des Panels „The Negotiations on the Stuart Match: Court Policy Contrasted with the Foreign Policy and Diplomatic Relations of the Nation State" und Vortrag „Vienna. A Bride for the Archduke: the Other Option of Infanta María": Internationaler Kongress „Early Stuart Politics: The Anglo-Spanish and Anglo-French marriage negotiations and their aftermath (c. 1604–1630)", University of Kent, Canterbury 10. 4.
- Roundtable discussant: Tagung „Renaissance Conflict and Rivalries: Spheres", Centre for the Classical Tradition, Universität Bonn, 9. 5.
- Courts and Factions: Revealing Early Modern Politics: Tagung „Marie Skłodowska-Curie Conference: ESOF 2014", University of Kopenhagen, 20. 6.
- Coordinator des Panels „Las facciones españolas ¿quintacolumna o partido político en las cortes del Antiguo Régimen?" und Vortrag „De la emperatriz al embajador: la ‚facción española' y los laberintos de la corte imperial de Praga (1576–1612)": Tagung „45th Annual Meeting of the Association for Spanish and

Portuguese Historical Studies", Università di Modena e Reggio Emilia, Modena 28. 6.
- Mary of Austria, Spanish Patroness in the Empire, Imperial Patroness in Spain: Tagung „Pre-Modern Queenship and Diplomacy in Europe", Canterbury Christ Church University, 12. 9.
- The Spanish Faction in the Holy Empire: the Creation of a Historiographical Prejudice: Tagung „1914–2014: ‚The Black Legend' – then and now", The Institute of Historical Research, London 27. 9.
- Veranstalter und Moderator der Tagung „A Europe of Courts, A Europe of Factions" sowie Vortrag „Introduction: Problems researching Factions": DHI Rom, 19–21. 11.
- Veranstalter der Tagung „El nacimiento de la conciencia europea": Universidad Autónoma de Madrid, 10–12. 12.

Jörg Hörnschemeyer
- (mit A. Rehberg), Einführung in das Repertorium Germanicum Online: Exkursion der LMU München (Leitung: Cl. Märtl, K. Görich), DHI Rom, 11. 2.
- (mit A. Rehberg und S. Mahmens), Onlinepublikationen auf der Plattform Romana Repertoria/Roman Repertories Online RRO: Studienkurs Rom, DHI Rom, 17. 9.
- Online-Publikationen des DHI-Rom: Kurzpräsentation für MinDirig Dr. D. Nelle, DHI Rom, 11. 12.

Stephanie Klauk
- Harmonische Analyse von italienischen Streichquartetten der 1770er Jahre: Kickoff Meeting des DFG-Projekts „Computergestützte Analyse harmonischer Strukturen", Erlangen 10. 10.
- ‚Marianisches' Theater und seine Musik im Spanien des 16. Jahrhunderts: „Maria ‚inter' confessiones. Das Magnificat in der frühen Neuzeit", Weimar 21. 11.
- Musiche italiane sopra battaglie di Bonaparte. La Battaglia di Marengo: International Conference „Music and War from Napoleon to the WWI", Lucca 30. 11.

Lutz Klinkhammer
- Zum Verhältnis von Nationalsozialismus und Religion: Vortrag im Doktorandenkolleg, Pontificia Università Gregoriana, Rom 16. 1.
- Le stragi di civili in Italia: Tavola Rotonda „Le deportazioni degli ebrei e le stragi naziste contro civili in Italia: una riflessione nel settantesimo anniversario", Presidenza del Consiglio dei Ministri, Rom 22. 1.
- Il „Kunstschutz" in Italia: tutela e distruzione delle opere d'arte italiane durante l'occupazione tedesca: Giornata di studi „Arte in Guerra (Italia 1940–1945). Personaggi, opere, storia", Università IUAV, Venedig 24. 1.
- La deportazione degli ebrei dall'Italia: Tavola Rotonda „Roma e gli ebrei ricordano", Ministero per i Beni Culturali, Rom 27. 1.

- Vortrag im Rahmen der Vorstellung des „Atlante storico dell'Italia rivoluzionaria e napoleonica": Biblioteca del Senato della Repubblica, Rom 28. 1.
- Erinnerungen an den 16. Oktober 1943: Podiumsdiskussion in der Jüdischen Gemeinde Berlin, 29. 1.
- La guerra ai civili: Podiumsdiskussionsbeitrag im Rahmen der Buchvorstellung „Guerra alle donne" von M. Ponzani, Fondazione Einaudi, Rom 27. 2.
- La memoria pubblica delle Fosse Ardeatine: Tagung „Le Fosse Ardeatine: una strage tra storia e memoria", Senato della Repubblica, Rom 18. 3.
- Gli IMI vittime di tradimento e i civili deportati al lavoro forzato: Tagung „Settant'Anni dopo: Deportazione e sfruttamento degli italiani in Germania", Biblioteca del Senato della Repubblica, Rom 15. 4.
- Gli scioperi del marzo 1944: Tagung „Verso la libertà: Gli scioperi del marzo 1944", Biblioteca Beghi, La Spezia 31. 3.
- Negazionismo e web: il caso tedesco: Tagung „Shoah e negazionismo nel Web: una sfida per gli storici", Senato della Repubblica, Rom 11. 4.
- La guerra contro l'arte: Podiumsdiskussionsbeitrag im Rahmen der Buchvorstellung „L'Arte e la guerra" von S. Romano, Accademia di Brera, Mailand 7. 4.
- L'occupazione tedesca di Roma: Tagung „1943–1944 Roma occupata – Roma alleata", Complesso monumentale del Vittoriano, Rom 3. 6.
- L'occupazione tedesca di Roma. I rapporti tra forze militari e popolazione civile: Tagung „Verso la liberazione. Roma in guerra tra occupazione, antifascismo e Resistenza armata 1943–1944", Archivio storico del Senato della Repubblica, Rom 5. 6.
- Urban Development in Rome during Fascism: the Esposizione Universale di Roma (EUR): Summer School der ZEIT-Stiftung „History Takes Place – Dynamics of Urban Change", DHI Rom, 8. 9.
- Reading 19th and 20th Century Rome: a guided walk through the Campo Marzio: ebd., 9. 9.
- Sektionsleitung „Handlungsorte": Tagung „Kunstmarkt und Kunstbetrieb in Rom (1770–1840). Akteure und Handlungsorte", DHI Rom, 2. 10.
- Presentazione del Convegno: Tagung „Art and War. Destruction and Protection of Italian Artistic Heritage 1943–1945", American Academy, Rom 6. 10.
- Modelli di tutela e di distruzione del patrimonio artistico italiano durante l'occupazione tedesca in Italia: ebd., DHI Rom, 7. 10.
- Die Untersuchungskommission des italienischen Parlaments zur Nichtverfolgung von nationalsozialistisch-faschistischen Gewaltverbrechen: Tagung „La composizione dei conflitti storici. Le commissioni storiche nelle tensioni fra storia, giustizia e culture della memoria / Historische Konfliktbewältigung. Historikerkommissionen im Spannungsfeld von Geschichtswissenschaft, Rechtsprechung und Erinnerungskulturen", Accademia Nazionale dei Lincei, Rom 10. 10.
- Discussant: Workshop „Die Herausforderung des kurzen 20. Jahrhunderts", Villa Vigoni, Menaggio 16.–17. 10.

- (mit F. Focardi), Il ritorno del passato: i processi ai criminali di guerra tedeschi e la questione dei mancati indennizzi: Tagung „I rapporti tra Italia e Germania dalla riunificazione tedesca alla crisi dell'euro", Università degli Studi di Padova, 11. 11.
- Sektionsleitung: Tagung „Stato, Stato di diritto e violenze nell'Italia repubblicana", École française de Rome, 20. 11.
- Comment der Sektion „Economy, Society, Occupying Forces": International Workshop „Current Research on World War One: Italy, Germany, Austria, Poland / Neuere Forschungen zum Ersten Weltkrieg: Italien, Deutschland, Österreich, Polen", DHI Rom, 4. 12.

Alexander Koller

- Buchvorstellung „Papato e politica internazionale nella prima età moderna" von M. A. Visceglia und „Papacy, Religious Orders, and International Politics in the Sixteenth and Seventeenth Centuries" von M. C. Giannini: Pontificia Università Gregoriana, Rom 15. 1.
- Die Edition von Nuntiaturberichten am Beispiel der jüngsten Veröffentlichungen der Korrespondenz der päpstlichen Vertreter am Kaiserhof 1577–81: Universität Würzburg, 23. 1.
- Imperial Embassies and Ceremonial at the Papal Court during the Sixteenth and Seventeenth Centuries: International Workshop „Translating Cultures: The Symbolic Languages of Diplomacy", Institute of Medieval and Early Modern Studies, Durham 31. 1.
- Projektbericht zu den Nuntiaturberichten: Exkursion der Universität München (Leitung: Cl. Märtl, K. Görich), DHI Rom, 11. 2.
- Maria von Spanien, die katholische Kaiserin: Nur die Frau des Kaisers?: Internationale Tagung „Nur die Frau des Kaisers? Kaiserinnen in der Frühen Neuzeit", Institut für Österreichische Geschichtsforschung, Wien 26. 3.
- (mit S. Giordano), Présentation du projet d'une banque de données sur la Curie romaine è l'Epoque moderne: Colloque „Projet Dictionnaire et Histoire de la Diplomatie du Saint-Siège", École française de Rome, 8. 4.
- Stadtentwicklung Roms vom Spätmittelalter bis zum 20. Jh. am Beispiel des Rione Parione unter besonderer Berücksichtigung des Palazzo della Sapienza (Biblioteca Alessandrina), der deutschen Nationalkirche S. Maria dell'Anima sowie der Cancelleria: Exkursion des Historischen Seminars der Universität Potsdam, Rom 12. 9.
- Introduzione: Tagung „A Europe of Courts, a Europe of Factions", DHI Rom, 20. 11.
- Minuccio Minucci (1551–1603). Ein Diplomat in päpstlichen und bayerischen Diensten: Tagung „Bayerische Römer – Römische Bayern. Lebensgeschichten aus Vor- und Frühmoderne", Campo Santo Teutonico, Rom 28. 11.

Carolin Kosuch
- Projektpräsentation: Institutsinternes Seminar, DHI Rom, 13. 10.
- Moderne, Medizin und Tod: Über Hygiene und Feuerbestattung im Italien des 19. Jahrhunderts: Internationaler Workshops zur Vorbereitung des AfS-Bandes „Sozialgeschichte des Todes", Friedrich-Ebert-Stiftung, Berlin 20. 11.
- Martin Buber, Gustav Landauer, Fritz Mauthner: Antworten auf den Ersten Weltkrieg: Internationale Konferenz „Gli intellettuali e la guerra", Università degli Studi Roma Tre, Rom 26. 11.

Sven Mahmens
- (mit A. Rehberg und J. Hörnschemeyer), Onlinepublikationen auf der Plattform Romana Repertoria/Roman Repertories Online RRO: Studienkurs Rom, DHI Rom 17. 9.

Roland Pfeiffer
- Spuren des venezianischen Sarti in einer unbekannten römischen Ariensammlung: Symposium „Giuseppe Sarti – Individual Style, Aesthetical Position, Reception and Dissemination of his Works", Universität der Künste, Berlin 18. 7.

Hannelore Putz
- „Ich beobachte übrigens in dieser Sache das strengste Geheimniß" – Johann Martin von Wagner, der auf dem Campo Santo Teutonico begrabene Kunstagent König Ludwigs I. von Bayern: Römisches Institut der Görresgesellschaft, Rom, 29. 3.
- Marktbeobachtungen – Künstler, Agenten, Käufer und kreative Orte in Rom 1797–1816: Mittwochsvortrag, DHI Rom, 21. 5.
- König Ludwig I. von Bayern und Leo von Klenze: Symposium zum 150. Todestag Leo von Klenzes, Pappenheim 11. 7.
- Die Fresken im Casino Massimo – Zeugnis nazarenischen Schaffens in Rom: Studienkurs Rom und Herbstführungen des DHI Rom, 13.–14. 9.
- Wirtschaftliche Zwänge und Kunstbesitz – Logiken und Praktiken des römischen Kunstmarkts zwischen 1797 und 1816: Tagung der Arbeitsgemeinschaft für Neueste Geschichte Italiens „Umdeutungen und Sinnstiftungen krisenhafter Umbrüche im modernen Italien", Universität des Saarlandes, Saarbrücken 18. 9.
- Gesetzmäßigkeiten des Kunstmarkts in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Aushandlungsprozesse zur Bestimmung von Preis und Wert: Tagung „Kunstmarkt und Kunstbetrieb in Rom (1770–1840). Akteure und Handlungsorte", DHI Rom, 2. 10.

Andreas Rehberg

- (mit J. Hörnschemeyer), Einführung in das Repertorium Germanicum Online: Exkursion der Universität München (Leitung: Cl. Märtl, K. Görich), DHI Rom, 11. 2.
- The Canons of the Roman Basilicas in the Crossfire of the Interests of the Roman Curia and the Urban Elite of Rome: Renaissance Society of America Annual Meeting, New York 28. 3.
- Einführung in zwei deutsche Handschriften in der Klosterbibliothek von Farfa: Führung im Rahmen des Institutsinternen Seminars, Farfa 3. 3.
- (mit A. Badea), Introduzione und Vortrag „Ceccarelli e Chacón: alla ricerca di un'identità genealogico-araldica delle famiglie di Roma": Studientag „La costruzione della memoria a Roma intorno al 1600. La sfida del Medioevo", DHI Rom, 26. 5.
- Der St. Galler Mönch Johannes Bischoff in Italien: Tagung „Nach Rom gehen – Monastische Reisekultur im Mittelalter", Einsiedeln 5. 9.
- (mit S. Mahmens und J. Hörnschemeyer), Onlinerepublikationen auf der Plattform Romana Repertoria / Roman Repertories Online RRO: Studienkurs Rom, DHI Rom, 17. 9.
- (mit G. Filippi), Führung in der Sala Gotica im Klosterkomplex SS. Quattro Coronati: Herbstführungen des DHI Rom, 15. 10.
- Buchvorstellung „Bartholomaeus Platyna, Vita Amplissimi Patris Ioannis Melini" von M. G. Blasio: Archivio Storico Capitolino, Rom 6. 11.
- Leitung der Sektion I und Vortrag „Nobiltà e conventi nel Trecento: il caso dei conventi delle clarisse di S. Silvestro in Capite e di S. Lorenzo in Panisperna": Tagung „Roma religiosa: monasteri e città (secc. IX–XVI)", DHI Rom und Università degli Studi di Roma La Sapienza, 27.–28. 11.

Kordula Wolf

- (mit M. Bauch und G. Kuck), Vortrag zu Pierre Bourdieux „Das religiöse Feld": Institutsinternes Seminar, Farfa, 3. 4.
- (mit M. Di Branco) The Muslim Settlement near the River Garigliano (883–915). Historical and Archeological Researches: Tagung „The Aghlabids and their Neighbours: Art and Material Culture in 9th-Century North Africa", Winston House, London 23. 5.
- Discussant: Workshop „Christen und Muslime in Italien und auf der Iberischen Halbinsel", Kulturwissenschaftliches Kolleg, Konstanz 13. 7.
- SS. Quattro Coronati und mittelalterlicher Laterankomplex: Führung im Rahmen des Studienkurs Rom, DHI Rom, 16. 9.
- Sostegni, saccheggi, schiavi. Relazioni tra cristiani e musulmani all'ombra delle conquiste normanne: Tagung „Civiltà a contatto nel Mezzogiorno normanno-svevo: economia, società, istituzioni", Melfi 14. 10.

Lehre von Institutsmitarbeitern/-innen

Sabine Ehrmann-Herfort
Hauptseminar „Repräsentationsformen des Friedens in der Musik", Johannes Gutenberg-Universität Mainz (Sommersemester 2014).

Lutz Klinkhammer
Übung im Modul Neuere Geschichte und im Modul Neueste Geschichte für B. A. und M. A. „Vom Guerrilla- zum Befreiungskrieg. Die Erhebungen gegen Napoleon 1808–1814", Johannes Gutenberg-Universität Mainz (Sommersemester 2014).

Alexander Koller
Bachelor-Seminar „Internationale Beziehungen in der Frühen Neuzeit (ca. 1500–1714/15)", Universität Wien (Sommersemester 2014).

Mitgliedschaften

Die Associazione „Roma nel Rinascimento" nahm Andreas Rehberg in das „Comitato scientifico internazionale" der gleichnamigen Zeitschrift für römische Renaissancestudien auf.

Martin Baumeister wurde Mitglied der Redaktion der Zeitschrift Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trient.

Lutz Klinkhammer wurde in folgende Wissenschaftliche Beiräte berufen: der Online-Zeitschrift „Visual History", der Dauerausstellung zur Geschichte der italienischen Militärinternierten (IMI) an der Gedenkstätte für NS-Zwangsarbeit in Berlin-Schöneweide (Stiftung Topografie des Terrors) sowie der Associazione Nazionale Reduci della Prigionia e dell'Internamento für die Erarbeitung eines IMI-Totengedenkbuchs.

Sabine Ehrmann-Herfort wurde in den Wissenschaftlichen Beirat der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel berufen.

Kooperationen

Zusammenarbeit innerhalb der Stiftung

Das römische DHI pflegt vielfältige Kooperationen auf Stiftungsebene, die sich von Forschungsprojekten über Tagungen bis in den Bereich der historischen Fachinformatik erstrecken. Im Bereich der historischen Datenverarbeitung spielt das DHI London eine besondere Rolle (s. o.). Weiterhin partizipiert das DHI auf Stiftungsebene an der Publikationsplattform perspectivia.net sowie an diversen Arbeitskreisen, u. a. dem Arbeitskreis Digital Humanities. Im Rahmen der auf Ebene der MWS betriebenen Kooperationen ist für das römische DHI ebenfalls die Zusammenarbeit mit dem Forum Transregionale Studien (Berlin) wichtig, deren erstes Ergebnis die Organisation der Sommerschule zum Thema „Conflict and Mobility: Urban Space, Youth and Social Transformations" in Rabat darstellt.

Mit dem DHI Paris wurde die Zusammenarbeit im Projekt zum „Wüstenkrieg 1940–43" fortgeführt, das in Verbindung mit der École Normale Supérieure de Cachan und dem Institut de Recherche sur le Maghreb Contemporain (IMC) organisiert wird, und dessen dritte Tagung in Madrid ausgerichtet wurde. Zusammen mit den historischen Auslandsinstituten in London, Moskau, Paris und Warschau beteiligt sich das römische Institut an dem an der FU Berlin angesiedelten Großprojekt „1914–1918 online. International Encyclopedia of the First World War", die im Oktober 2014 freigeschaltet wurde. Aus der Kooperation ging eine am Institut ausgerichtete Tagung zur aktuellen Weltkriegsforschung in Italien, Österreich, Polen und Deutschland hervor.

Weitere Kooperationen

Kooperationen mit Universitäten, mit Schwerpunkten auf Deutschland und in Italien, sind im Rahmen der Institutsaktivitäten, vor allem auch im Bereich der Nachwuchsförderung, besonders relevant. Hervorzuheben aus dem Berichtszeitraum sind hier die am römischen DHI organisierte Konferenz „Religiöse Kulturen im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts" der LMU München und diverser tschechischer Universitäten zum Thema „Strukturelle Bedingungen und Konfliktfelder religiöser Vergemeinschaftung", die an der Villa Vigoni durchgeführte dritte Jahrestagung des Verbandes der italienischen Deutschlandhistoriker im Bereich der Neuesten Geschichte SISCALT zum Thema „Die deutsche und italienische Geschichte und Geschichtswissenschaft zwischen Krieg, Diktatur und Demokratie" und schließlich die Kooperation mit der Arbeitsgemeinschaft für die neueste Geschichte Italiens, deren Saarbrücker Tagung zu „Umdeutungen und Sinnstiftungen krisenhafter Umbrüche im modernen Italien" vom DHI mit organisiert wurde.

Wissenschaftler/-innen des Instituts nahmen Lehraufträge an den Universitäten Mainz (Ehrmann-Herfort, Klinkhammer) und Wien (Koller) wahr. Martin Baumeister war im Berichtszeitraum weiterhin Mitglied des Internationalen Graduiertenkollegs „Religiöse Kulturen im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts" der LMU München und der Karls-Universität Prag. Eine neue Initiative stellt die Beteiligung des Instituts in einem Promotionsstudiengang der Universität Bologna „Studi globali e internazionali" durch die Ko-Finanzierung eines Stipendiums dar, die als Anfang einer zukünftigen engeren Zusammenarbeit gedacht ist.

Wichtige Kooperationen bestehen ebenfalls im Bereich der historischen Datenverarbeitung, so in Editionsvorhaben des Seminars für mittlere und neuere Kirchengeschichte der Universität Münster und des Instituts für Zeitgeschichte in München. Das DHI ist Mitglied der digitalen Forschungsinfrastruktur für die Geistes- und Kulturwissenschaften DARIAH-DE sowie der web- und zentrenbasierten Forschungsinfrastruktur CLARIN-D. Dank einer Kooperation mit der Bayerischen Staatsbibliothek in München sind seit 2014 die am Institut bearbeiteten Bibliographischen Informationen zur Neueren Geschichte Italiens über das an der BSB angesiedelte romanistische Literaturrechercheportal „Vifarom" (Virtuelle Fachbibliothek Romanistik) mit einer einjährigen Movingwall online recherchierbar. Auf europäischer Ebene ist das DHI Partner eines Datenbankprojekts, des HERA-Projekts MusMiG, das an ein binationales Forschungsvorhaben der Jahre 2009–2011 am DHI, MUSICI, anknüpft.

Die Musikgeschichtliche Abteilung ist beteiligt an einem im Herbst 2014 bewilligten SAW-Projekt des Leibniz-Instituts für Europäische Geschichte in Mainz „Dass Gerechtigkeit und Friede sich küssen – Repräsentationen des Friedens im vormodernen Europa", dessen Teilbereich „Musikalische Friedensrepräsentationen" von S. Ehrmann-Herfort verantwortet wird.

In Rom pflegen das Institut und seine Mitarbeiter/-innen intensive Kontakte zu den deutschen Partnerinstituten wie überhaupt zu den in der Unione degli Istituti di Archeologia, Storia e Storia dell'Arte di Roma zusammengeschlossenen Forschungseinrichtungen. Aus dem Spektrum der Aktivitäten des Jahres 2014 sind besonders erwähnenswert die zusammen mit der Academia Belgica organisierte Tagung zum Thema „Catholics, Modernity, and the Media", die in Kooperation mit der American Academy in Rome ausgerichtete Konferenz zum Kunstschutz im Zweiten Weltkrieg sowie die Zusammenarbeit mit der Bibliotheca Hertziana, die sich in der Tagung „Kunstmarkt und Kunstbetrieb in Rom (1770–1840)" und im Diskussionsabend zum Verhältnis der europäischen Avantgarden und Politik in der Zwischenkriegszeit niederschlug.

Historische und Musikgeschichtliche Bibliothek

Die Retrokonversion des Altbestands der Historischen Bibliothek konnte im Berichtzeitraum im Bereich der italienischen Regional- und Lokalgeschichte weiter geführt werden. Die Bearbeitung der Restgruppen des regulären Bibliotheksbestands und der Sondergruppen wurde auf das Folgejahr verschoben, um die Metadaten für die im Frühjahr 2015 geplante Digitalisierung der Zeitungen des Susmel-Bestands zu erstellen. Hier handelt es sich um einen Bestand von 179 faschistischen Zeitungen mit ca. 5800 Nummern, zum Großteil aus der Zeit der Repubblica Sociale Italiana, mit zahlreichen Unikaten, die in einer mit dem OPAC verlinkten Datenbank, zunächst für die Benutzung im Haus, präsentiert werden sollen. Der Ausbau im Bereich der Buchbestände zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts mit Hilfe von Sondermitteln wurde fortgesetzt.

Im Berichtszeitraum wuchs der Bestand der historischen Bibliothek um 2138 (Vorjahr 2075) Einheiten auf insgesamt 177 481 (175 343) Bände an. Die Zahl der laufenden Zeitschriften beträgt 669. An Buchgeschenken waren 257 Einheiten zu verzeichnen (Vorjahr 355). Die Bibliothek der Musikgeschichtlichen Abteilung wuchs um 943 auf 60 511 Einheiten; der Zeitschriftenbestand umfasste 448, davon 190 laufende Titel (Vorjahr 446/188). Insgesamt konnten 39 (262) Medieneinheiten als Geschenk entgegengenommen werden. Die beiden Bibliotheken wurden im Berichtszeitraum von 2164 Leserinnen und Lesern (Vorjahr 2237) genutzt. Dabei entfielen auf die Musikgeschichtliche Bibliothek 765 (867).

Historisches Archiv

Wolfgang Jürries setzte seine 2013 begonnenen Arbeiten zur Erhaltung, Ordnung und Erschließung der Archivbestände fort.

Nachwuchsförderung: Praktika und Stipendien

Das Institut bot im Berichtszeitraum 14 Praktikumsplätze in der Geschichtswissenschaft, 2 Praktikumsplätze in der Musikgeschichte, 1 Praktikumsplatz in der Historischen Bibliothek sowie 3 Praktikumsplätze in der Verwaltung an. Insgesamt gingen an 2 Bewerbungsterminen (15. 10. 2013 und 15. 4. 2014) 39 Bewerbungen für Praktika im Bereich Forschung ein.

Die individuellen Praktika erstreckten sich über einen Zeitraum von 4 bis zu 6 Wochen. Die Mehrzahl der Praktikanten/-innen erhielt ein DAAD-Kurzzeitstipendium.

In der folgenden Liste sind die Praktikanten/-innen namentlich angeführt mit Angabe ihrer Universität und ihrem Forschungsschwerpunkt.

7. 1.–14. 2. 2014	Marjam Mahmoodzada	Universität Mainz	Zeitgeschichte
7. 1.–14. 2. 2014	Spiridion Thoma	Universität Tübingen	Zeitgeschichte
17. 2.–28. 3. 2014	Tobias Mertke	Universität Göttingen	Mittelalter
17. 2.–28. 3. 2014	Josef Prackwieser	Universität München	Zeitgeschichte
31. 3.–9. 5. 2014	Alexander Hilpert	Universität Saarbrücken	Zeitgeschichte
31. 3.–9. 5. 2014	Sebastian Schaarschmidt	Universität Chemnitz	Mittelalter
12. 5.–20. 6. 2014	Erich Müller	FU Berlin	Mittelalter
12. 5.–20. 6. 2014	Johannes Teichmann	Universität Gießen	Zeitgeschichte
23. 6.–1. 8. 2014	Nora Toaspern	Universität Leipzig	Mittelalter
23. 6.–1. 8. 2014	Marius Vogt	Universität Mainz	Frühe Neuzeit
14. 7.–8. 8. 2014	Annette Noack	HU Berlin / Bayerische Bibliotheksschule	Historische Bibliothek
1. 9.–10. 10. 2014	Sascha Bayer	Universität Saarbrücken	Mittelalter
1. 9.–10. 10. 2014	Linus Rapp	Universität München	Zeitgeschichte
13. 10.–14. 11. 2014	Eva-Lotte Reimer	HU Berlin	Zeitgeschichte
13. 10.–14. 11. 2014	Miriam Henzel	Universität Heidelberg	Musikgeschichte
17. 11.–19. 12. 2014	Claudia Hefter	Universität München	Mittelalter
17. 11.–19. 12. 2014	Robbi Teichfischer	Universität Halle	Musikgeschichte
1. 4.–30. 6. 2014	Neli Petkova	Hochschule des Bundes für Öffentliche Verwaltung	Verwaltung
19. 9.–28. 11. 2014	Anja Grossmann	Fachhochschule der Sächsischen Verwaltung	Verwaltung
1. 10.–31. 12. 2013	Sarah Pfeufer	Hochschule des Bundes für Öffentliche Verwaltung	Verwaltung

Das Institut förderte im Rahmen seines Stipendiatenprogramms zahlreiche Doktoranden/-innen sowie Forschungsvorhaben der Habilitations- bzw. Post-Doc-Phase. Dieses Programm erfreute sich auch im Jahr 2014 großer Nachfrage. Die Stipendien wurden zu den Bewerbungsterminen 30. 6. 2013 und 15. 2. 2014 über die Internet-Plattform H-Soz-u-Kult sowie auf der Homepage des DHI Rom ausgeschrieben. Es gingen 73 Bewerbungen ein, davon entfielen 43 Bewerbungen auf italienische Universitäten.

Es wurden 21 Stipendien bewilligt, davon gingen 2 an Promovierte von italienischen Universitäten. Von den 19 Stipendien an Doktoranden und Post-Docs deutscher Universitäten entfielen 15 auf Promotions- und 4 auf Post-Doc-Projekte.

Im Jahr 2014 standen 145 000 € für Stipendien zur Verfügung. Insgesamt wurden 74,5 Stipendienmonate vergeben, so dass die durchschnittlich gewährte Stipendiendauer ca. 3 Monate beträgt. Die Stipendiatinnen und Stipendiaten wurden bei der Vorbereitung und während ihres Aufenthaltes in Italien durch das DHI unterstützt und begleitet. Darüber hinaus wurden ihre Projekte in Mittwochsvorträgen oder Verandagesprächen diskutiert.

Bewilligte Stipendien

Mittelalter

Dr. Christian Jaser (Berlin): Palio und Scharlach. Städtische Sportkulturen des 15. Jahrhunderts

Sebastian Roebert (Leipzig): Funktionen und Wirkungen der Königin in der Krone Aragon (1349–1375)

Marie Ulrike Schmidt (Leipzig): Die Regierungszeit Manfreds von Sizilien (1250–1266) – Eine Oligarchie

Dr. Tanja Skambraks (Mannheim): Die Geburt des Kredits aus dem Geist der Nächstenliebe. Montes Pietatis

Dr. Georg Strack (München): Predigten und Reden der Päpste (11.–14. Jh.)

Dorett Werhahn (Marburg): Die päpstlichen Kanzleiregeln im frühen Buchdruck

Frühe Neuzeit

Dr. Sabina Brevaglieri (Mainz): Propagandareisen und missionierende Objekte zwischen Europa, China und Japan (1613–1620)

Andreas Fischer (München): Sub ludo: Nicolaus Cusanus und Pascasius Iustus (1463–1561)

Moritz Schönleben (Bamberg): Die Anima-Bruderschaft im 16. Jahrhundert

Friederike Willasch (Hannover): Eheanbahnungen im Haus Savoyen (1450–1650)

Neueste und Zeitgeschichte

Felix Bohr (Göttingen): Die Kriegsverbrecherlobby. Hilfe für die Häftlinge Kappler und die Vier von Breda (1949–1989)
Nicola Camilleri (Berlin): Politik der Staatsangehörigkeit in den deutschen und italienischen Kolonien
Nils Fehlhaber (Hannover): Die Achse Berlin-Rom in der politischen Praxis 1931–1944
Kerstin Heermann (Göttingen): Zurück in die Zukunft. Frauen und Politik in der italienischen Nachkriegszeit
Philipp Karst (Freiburg): Jesuiten und Politik 1945–1958
Francesco Leone (Münster): Der PCI und die deutsche Frage 1949–1990
Dr. Chiara Lucrezio Monticelli (Rom): Roma nell'Empire-Building dell'Europa napoleonica
Dr. Elena Mazzini (Pisa): Le richieste di conversione degli ebrei italiani e stranieri
Julian Traut (München): Reinhard Raffalt zwischen Deutschland, Bayern und Italien

Musikgeschichte

Giulia Giovani (Orbetello): Le cantate da camera della Collezione Sigismondo
Francesco Pezzi (Augsburg): Musikbeziehungen zwischen der Stadt Augsburg und den oberitalienischen Städten in der Renaissance

Haushalt, Drittmittel, Verwaltung

Der Teilwirtschaftsplan des DHI Rom hatte im Berichtsjahr ein Gesamtvolumen von 4708 T€. Für Sanierungs- und Modernisierungsarbeiten erhielt das Institut von der Geschäftsstelle weitere 224 T€. Den größten Ausgabenposten stellten die Aufwendungen für Personal im Umfang von insgesamt 3055 T€ dar. Die Ausgaben für Investitionen belaufen sich auf 203 T€; für die Förderung von Nachwuchswissenschaftlern verausgabte das DHI Rom 147 T€. Für wissenschaftliche Projekte flossen Drittmittel in Höhe von insgesamt 153 T€ (DFG, Europäische Kommission und Fritz Thyssen).

Im Februar 2014 wurde in Zusammenarbeit mit einem deutschen Architekturbüro sowie mit Unterstützung der Geschäftsstelle ein Liegenschaftsbericht erstellt. Mit der Umsetzung des darin enthaltenen Maßnahmenkatalogs wurde unverzüglich begonnen. Dies betraf insbesondere Arbeiten im Bereich der Bestandserhaltung, vor allem bei der Reparatur der Klimaanlagen und Trockenarbeiten in diversen Magazinräumen. Dabei wurde ein neues Konzept für die Klimatisierung der Lagerräume entwickelt und zugleich neue Raumnutzungsmöglichkeiten erschlossen. Im Verlauf der Arbeiten zeigte sich jedoch auch, dass weitere Schutz- und Erhaltungsmaßnah-

men, besonders nach dem Fund von Asbest in einem stillgelegten Schornstein, nötig waren. Entsprechende Gutachten wurden eingeholt und geeignete Lösungen werden erarbeitet. Der Seminarraum A-104, der für Videokonferenzen, Schulungen, Workshops und Vorträge genutzt wird, wurde auf dem aktuellen Stand der Technik komplett erneuert.

Weiterhin wurden erste Schritte zur Optimierung der Haustechnik in Bereichen wie Lüftung und Beleuchtung sowie zur Entwicklung eines bis dato nicht vorhandenen Sicherheitskonzepts getan. Drei Praktikantinnen von der Hochschule des Bundes für Öffentliche Verwaltung in Brühl bzw. von der Fachhochschule der Sächsischen Verwaltung leisteten einen sehr guten Beitrag in der allgemeinen Institutsverwaltung und insbesondere zur Neukonzeption der Geschäftsordnung, der Beschaffungsrichtlinie, einer Stipendienordnung und einer Gästezimmerrichtlinie. Im September organisierte die Verwaltung des römischen DHI die Verwaltungsleitertagung der Max Weber Stiftung.

Informations- und Kommunikationstechnologie

Im Verbund mit der Geschäftsstelle der Max Weber Stiftung und externen Partnern erprobt das DHI Rom neue Veranstaltungs- und Konferenzformate wie z. B. den Blog- und Social Media Workshop für Mediävisten im Juni 2014. Die zunehmende Bedeutung komplexer Medien- und Konferenztechnik sowie der Technologiewandel machen eine Aktualisierung des Instituts-Medienkonzepts dringend notwendig. Das grundlegend überarbeitete Gesamtkonzept des Instituts zielt auf ein einheitliches, raumübergreifendes Steuerungssystem und die Vernetzung von Medieninhalten zwischen allen Veranstaltungs- und Besprechungsräumen. Als erste, sehr arbeitsintensive Etappe wurde in Zusammenarbeit zwischen Verwaltung und der IT-Abteilung der veraltete Seminarraum A-104 grundlegend renoviert, auf den neuesten technischen Stand gebracht und steht seit September 2014 dem wissenschaftlichen Veranstaltungsbetrieb zur Verfügung. Das bisherige WiFi-Netz, das nur ausgewählte Teilbereiche der vier Institutsgebäude abdeckte, wurde durch ein ARUBA-Networks-Gesamtsystem mit 7000 m^2 Abdeckung ersetzt. Die Maßnahme wird als unverzichtbares Basisangebot für Mitarbeiter, Gäste, Praktikanten und Stipendiaten sehr gut angenommen.

Die Bereitstellung extern zugänglicher Ressourcen und einer zuverlässigen mobilen Kommunikationstechnik konnte im Berichtszeitraum um neue Angebote wie den stiftungsweit verfügbaren Zugang zum GWDG-Cloud Share, neue Synchronisations- und Dockingfunktionen für mobile Endgeräte und die Einführung von „Desktop as a Service“ (DaaS) vervollständigt werden. Der im Vorjahr realisierte Relaunch der Instituts-Website sah eine sukzessive Erweiterung der Technik für die Folgejahre vor. 2014 zählten z. B. die Integration verschiedener Social Media Funktionalitäten (Facebook, google+, Twitter), die verbesserte Einbindung von Grafiken und ein Veranstaltungsarchiv dazu. Die laufende Pflege der Website sowie die Ein-

stellung von News konnte aufgrund der begrenzten Personalressourcen in der Öffentlichkeitsarbeit nur mit Mühe und in Arbeitsteilung eines mehrköpfigen Teams von Mitarbeiter/-innen und der IT-Abteilung gewährleistet werden. Das DHI Rom betreibt neben seiner Instituts-Website das Datenbankportal „Romana Repertoria" sowie eine Reihe projektbezogener Webangebote, mehrheitlich in Kooperation mit externen Partnern. Für 2015 steht die Adaption der neuen und inzwischen im Echtbetrieb verbesserten Website-Techniken auf diese Internetpräsenzen an. Über seinen Mitarbeiter Jan-Peter Grünewälder, der 2014 erneut für zwei Jahre zu einem der beiden Sprecher des IT-Arbeitskreises der Max Weber Stiftung gewählt wurde, spielt das römische DHI eine wichtige Rolle in diesem Fachgremium, das im Berichtzeitraum die umfangreiche, vom Stiftungsrat abschließend beschlossene Fortschreibung des IT-Rahmenkonzepts vornahm.

Personal und Gremien

Personal und Institutsaufgaben

Direktor
Prof. Dr. Martin Baumeister

Stellvertretender Direktor
PD Dr. Alexander Koller

Sekretariate
Dott.ssa Eva Grassi (ab 1. 10. 2014)
Dott.ssa Monika Kruse (Direktor)
Susanne Wesely (Wissenschaftlicher Dienst)

Verwaltung
Verwaltungsleiterin:
Sandra Heisel

Liegenschafts- und Veranstaltungsmanagement,
Allgemeine Verwaltungsaufgaben:
Paola Fiorini
Personalsachbearbeitung:
Sara Marcone
Buchhaltung und Reisekosten:
Elisa Ritzmann

Innerer Dienst:
Alessandra Costantini
Alessandro Silvestri
Giuseppe Tosi
Guido Tufariello

Öffentlichkeitsarbeit
Dipl.-Kulturw. Deborah Scheierl (bis 31. 3. 2014)
Dr. Kordula Wolf

Informations- und Kommunikationstechnologie
Niklas Bolli
Jan-Peter Grünewälder

Bibliothek
Dr. Thomas Hofmann (Leiter)

Bibliothekarinnen:
Dipl.-Bibl. Elisabeth Dunkl
Dipl.-Bibl. Liane Soppa

Bibliotheksmitarbeiter/-in:
Martina Confalonieri
Antonio La Bernarda

Musikgeschichtliche Abteilung
Dr. Markus Engelhardt (Leiter)
Dr. Sabine Ehrmann-Herfort (Stellvertretende Leiterin)

Projekt „Die Opernbestände der Bibliotheken römischer Fürstenhäuser: Erschließung und Auswertung“:
Dr. Roland Pfeiffer (Projektleiter, bis 31. 10. 2014)

Musikgeschichtliche Bibliothek
Bibliothekarin:
Dipl.-Bibl. Christina Ruggiero

Bibliotheksmitarbeiter/-in:
Dott.ssa Christine Streubühr
Roberto Versaci

Wissenschaftliche Mitarbeiter/-innen

Mittelalter:
Dr. Martin Bauch
Dr. Marco Di Branco
Dr. Andreas Rehberg
Dr. Kordula Wolf

Repertorium Germanicum:
Dr. Sven Mahmens

Frühe Neuzeit:
Dr. Andreea Badea
PD Dr. Alexander Koller

19. und 20. Jahrhundert:
Dr. Lutz Klinkhammer
Dr. Carolin Kosuch (ab 1. 4. 2014)

Musikgeschichte
Dr. Stephanie Klauk

Gastwissenschaftler/-in:
PD Dr. Hannelore Putz (bis 31. 8. 2014)
PD Dr. Dr. Guido Braun (ab 1. 9. 2014)

Wiss. Datenverarbeitung
Dr. des. Jörg Hörnschemeyer

Ämter im Personalbereich

Personalrat:
Dr. des. Jörg Hörnschemeyer (Vorsitz)
Dr. Andreea Badea
Dr. Sven Mahmens

Sprecher/-innen der Wiss. Mitarbeiter/-innen:
Dr. Kordula Wolf
Dr. Sabine Ehrmann-Herfort (Vertreterin, bis 23. 6. 2014)
Dr. Lutz Klinkhammer (Vertreter, bis 23. 6. 2014)
Dr. Carolin Kosuch (Vertreterin, ab 24. 6. 2014)

Sprecher der Ortskräfte:
Antonio La Bernarda
Roberto Versaci (Vertreter)

Vertrauensfrau des Instituts:
Susanne Wesely

Publikationen:

Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts Rom (De Gruyter):
Dr. Kordula Wolf

Ricerche dell'Istituto Storico Germanico di Roma (Viella):
Dr. Kordula Wolf

QFIAB:
PD Dr. Alexander Koller
Sekretariat: Susanne Wesely

Bibliographische Informationen:
Dr. Lutz Klinkhammer (Gesamtkoordination)
Redaktion: Dott.ssa Eva Grassi, Dr. Gerhard Kuck, Susanne Wesely

Online Publikationen des Deutschen Historischen Instituts in Rom:
Dr. Kordula Wolf

Analecta musicologica:
Dr. Sabine Ehrmann-Herfort
Dr. Markus Engelhardt

Concentus musicus:
Dr. Markus Engelhardt

Wissenschaftlicher Beirat

Prof. Dr. Gabriele B. Clemens (Vorsitzende), Universität des Saarlandes, Saarbrücken
Prof. Dr. Birgit Studt (Stellv. Vorsitzende), Albert-Ludwigs-Universität, Freiburg
Prof. Dr. Thomas Betzwieser, Goethe Universität, Frankfurt am Main
Prof. Dr. Irmgard Fees, Ludwig-Maximilians-Universität, München
Prof. Dr. Hubert Houben, Università del Salento, Lecce
Prof. Dr. Nikolas Jaspert, Ruprecht-Karls-Universität, Heidelberg

Prof. Dr. Bernd Roeck, Universität Zürich
Prof. Dr. Günther Wassilowsky, Universität Innsbruck
Prof. Dr. Clemens Zimmermann, Universität des Saarlandes, Saarbrücken

Freundeskreis des DHI

Vorsitzender: Dr. Eberhard J. Nikitsch (Mainz)
Stellvertreterin: Dr. Sara Menzinger di Preussenthal (Rom, bis 10. 10. 2014)
Schatzmeister: Dr. Stephan Kern (Mainz)

Martin Baumeister

Artikel

Giovanni Vitolo

Eremiti, monaci e città nell'esperienza religiosa dell'Italia medievale

Zusammenfassung: Das Verhältnis zwischen Mönchtum und städtischem Umfeld war seit der Antike sehr eng, doch in der kollektiven Vorstellung und ikonographischen Tradition des Mittelalters stellte sich die monastische Landschaft als eine Welt dar, die von Eremiten oder religiösen Gemeinschaften in einer ländlichen Umgebung bevölkert wurde; ihr Ort war zumeist unwirtlich und besaß auf jeden Fall keinerlei Bezug zur Realität. Vom Ende des 14. bis zur Mitte des nachfolgenden Jahrhunderts stieß in der Toskana und insbesondere in Florenz das ikonographische Thema der Thebaïs, worin die Wüstenväter vor dem Hintergrund toskanischer Landschaften porträtiert wurden, auf große Resonanz. In diesem Zusammenhang verkörpert das Gemälde von Paolo Uccello in der florentinischen *Galleria dell'Accademia* eine Neuerung in zweifacher Hinsicht. Vor allem werden hier nicht die heiligen Mönche des spätantiken Orients abgebildet, sondern mit Ausnahme des hl. Hieronymus Figuren und Erfahrungen des westlichen Mönchtums im Mittelalter wiedergegeben. Überdies sind die Szenen nicht nebeneinander angeordnet, sondern zeichnen einen Weg zur Vervollkommnung nach, der in die totale, durch die Stigmata des hl. Franziskus dargestellte Identifizierung mit Christus mündet.

Abstract: The relations between monasticism and the urban world have been very close since antiquity, but in the medieval collective imagination and iconographical tradition the monastic landscape was always seen as a world inhabited by hermits or by monastic communities situated in a rural environment, usually inhospitable or at any rate lacking connections with the real environment. Between the late 14th and the first half of the 15th century in Tuscany, and especially in Florence, the iconographical theme of the Thebaid was extremely popular, with the representation of the desert Fathers against the background of the Tuscan landscape. In this context, Paolo Uccello's painting in the *Galleria dell'Accademia* in Florence represents a dual novelty. First, the work does not show the holy monks of the late antique east but rather, with the exception of St Jerome, figures and experiences of monasticism from the medieval west. Additionally, the scenes are placed not one next to the other but in such a way as to outline a path to perfection, leading up to a total identification with Christ, represented by the stigmata of St Francis.

Nell'ambito della ricerca sul Medioevo non può negarsi che lo studio del monachesimo e delle città goda da tempo di ottima salute e che da almeno un quarantennio, soprattutto, ma non solo in Italia, il collegamento tra le due tematiche sia periodi-

camente oggetto di convegni, seminari e rassegne,[1] per cui alcuni risultati sono da considerare ormai acquisiti:

- la genesi policentrica e l'identità plurima del monachesimo cristiano, e la varietà delle sue pratiche ascetiche in età tardo-antica, con conseguente superamento dell'immagine tradizionale di un progresso lineare da un mondo di eremiti e vagabondi ad uno di cenobiti, che vivono sulla base di una regola scritta e sotto a guida di un abate;[2]
- la concezione che del deserto ebbero i primi e più famosi monaci, tra cui Antonio e Pacomio, i cosiddetti Padri del deserto, i quali lo intesero non solo e non tanto come luogo fisico, e in quanto tale, come separazione dalla società, ma anche e soprattutto come distacco (*de-serere*) dai valori del mondo, come paesaggio men-

1 Sono da ricordare soprattutto le rassegne di G. Penco, Un aspetto della società medievale italiana: il rapporto monasteri città, in: Benedictina 26 (1979), pp. 1–17; Id., Monasteri e comuni cittadini: un tema storiografico, in: Il monachesimo italiano nell'età comunale. Atti del IV convegno di studi storici sull'Italia benedettina, Abbazia di S. Giacomo Maggiore, Pontida 3–6 sett. 1995, Cesena 1998, pp. 5–19; P. Golinelli, Monasteri cittadini e società urbana in alta Italia intorno al Mille, in: Il millenario di S. Pietro di Modena, vol. 2, Modena 1985, pp. 1–14, ora in Id., Città e culto dei santi nel Medioevo italiano, Bologna 1991, pp. 33–44; C. Caby, Les implantations urbanes des Ordres religieux dans l'Italie médiévale. Bilan et propositions de recherche, in: Rivista di storia e letteratura religiosa 35 (1999), pp. 151–179; R. Dondarini, I monaci e la città nel Medioevo italiano. Tendenze e sviluppi di un rapporto tra antitesi e simbiosi, in: A. Samaritani/R. Varese (a cura di), L'Aquila bianca. Studi di storia estense per Luciano Chiappini, Ferrara 2000 (Atti e memorie/Deputazione Provinciale Ferrarese di Storia Patria, ser. 4, 17), pp. 27–67; G. Andenna, État de la recherche sur l'histoire des ordres monastiques et religieux en Italie, in: La Médiévistique au XXe siècle. Bilan et perspectives, in: Cahiers de Civilisation Médiévale 49 (2006), pp. 317–335; Id., Stato delle ricerche relative alla storia degli Ordini monastici e religiosi in Italia, in: A. Benvenuti/M. L. Ceccarelli Lemut, In claustro Sancte Marie. L'abbazia di Serena dall'XI al XVIII secolo, Pisa 2009, pp. 41–72. Convegni più recenti, ai cui Atti è indispensabile fare riferimento per un quadro generale del rapporto tra monachesimo e città: il convegno del 1995 sul monachesimo italiano nell'età comunale dianzi citato; N. Bérioux/C. Caby (a cura di), Moines et religieux dans la ville, Toulouse 2009 (Cahiers de Fanjeaux 44). Per un quadro complessivo degli orientamenti generali della storiografia monastica, e non solo per il rapporto con le città: G. Andenna (a cura di), Dove va la storiografia monastica in Europa? Temi e metodi di ricerca per lo studio della vita monastica e regolare in età medievale alle soglie del terzo millennio. Atti del convegno internazionale, Brescia-Rodengo 23–25 marzo 2000, Milano 2001.

2 Dell'ingente produzione scientifica dell'ultimo trentennio sul monachesimo antico, nel contesto della più ampia „esplosione del tardo-antico", forniscono una rapida, ma efficace sintesi R. Alciati, Il monachesimo. Pratiche ascetiche e vita monastica nel Mediterraneo tardo antico (secoli IV–VI), in: Costantino I. Enciclopedia costantiniana sulla figura e l'immagine dell'imperatore del cosiddetto Editto di Milano. 313–2013, Roma 2013 (Istituto della Enciclopedia Italiana), vol. 1, pp. 815–831, e per quanto riguarda in particolare l'Egitto, M. Giorda, Monachesimo e istituzioni ecclesiastiche in Egitto. Alcuni casi di interazione e di integrazione, Bologna 2010. Vanno tuttavia citati almeno J. E. Goehring, Ascetics, Society and the Desert: Studies in Egyptian Monasticism, Harrisburg (PA) 1999; D. F. Caner, Wandering, begging monks: spiritual authority and promotion of monasticism in late antiquity, Berkeley 2002; C. Rapp, Desert, City and Countryside in the Early Christian Imagination, in: Church History and Religious Culture 86 (2006), pp. 93–112.

tale, atteggiamento dell'anima, per cui continuarono a sentirsi legati a tutti da un vincolo di amore/carità, non esitando ad alternare momenti di solitudine totale ad altri di presenza in città, dove peraltro, come anche nei villaggi, continuavano ad esistere degli asceti che non avevano ritenuto il loro stile di vita incompatibile con la permanenza nel proprio ambiente quotidiano: nesso tra separatezza fisica e spirituale, e comunione con il consorzio umano, espresso in maniera assai suggestiva già nel IV secolo in una *sententia* greca di Evagrio Pontico e destinato a riproporsi in forme sempre nuove lungo tutta la storia del monachesimo;[3]

– la formazione fin da subito di comunità monastiche in città e nel suburbio non solo in Oriente (a Costantinopoli ce n'erano 73 nel 536), ma anche in Occidente (Roma, Napoli, Sicilia),[4] dove fin dall'alto Medioevo ebbero una incidenza sempre più grande sia sulla storia religiosa sia su quella politico-sociale e sul tessuto

3 La sentenza, che, trascritta in caratteri latini, suona *monachos estin, o panton choristheis, kai pasi synermosmenos* (il monaco è separato da tutti, ma è in comunione con tutti), è contenuta nel famoso trattato *De oratione*, che dopo la condanna di Evagrio per origenismo nel secondo concilio di Costantinopoli del 553 si salvò, insieme a molte lettere e opuscoli ascetici, in quanto attribuito a s. Nilo il Sinaita, asceta di Ancira, morto verso il 430 (Sancti Nili *De oratione*, in: *Patrologiae cursus completus* ..., Series graeca ..., accurante J.-P. Migne, Parisiis 1857–1866 (79, 124, 1194): opere che esercitarono una grande influenza non solo sulla chiesa bizantina, ma anche in Occidente attraverso gli scritti monastici di Giovanni Cassiano. Su Evagrio e Nilo si vedano le relative voci di J. Gribomont in: A. Di Berardino (a cura di), Dizionario Patristico e di Antichità cristiane, Casale Monferrato 1983, coll. 1313sg., 2403–2405. Sull'attribuzione del *De oratione*, già chiarita nel 1934 da I. Hausherr, Le traité de l'Oraison d'Evagre le Pontique (Pseudo Nil), in: Revue d'Ascétique et de Mystique 15 (1934), pp. 34–170 (ripubblicato in volume con il titolo Les légendes d'un contemplatif, Paris 1960), si è tuttavia continuato a discutere. Un quadro completo della questione è nella tesi di dottorato di A. Richmond Seville, Ascetics and society in Nilus of Ancyra: Old Testament imagery as a model for personal and social reform, The Catholic University of America, Washington 2008, disponibile online (URL: http://books.google.it/books?id=8ZpIKlsPLJMC&printsec=frontcover&hl=it#v=onepage&q&f=false; 18. 10. 2014). Sull'origenismo di Evagrio e sull'importanza del ruolo da lui svolto come vero primo teologo della vita monastica: M. Del Cogliano, The Quest for Evagrius of Pontus: a historiographical essay, in: The American Benedictine Review 62 (2011), pp. 388–401; Alciati (vedi nota 2). Alcune di queste indicazioni bibliografiche mi sono state fornite dal dott. Michele Di Marco dell'Università di Roma Tre e dal dott. Luca Arcari dell'Università di Napoli Federico II, che ringrazio.

4 Per Costantinopoli: G. Dagron, Les moines et la ville. Le monachismo à Constantinople jusqu'au concile de Chalcédonie (451), in: Travaux et Mémoires 4 (1970), pp. 229–276. Per Roma: G. Ferrari, Early Roman Monasteries: Notes for the History of the Monasteries and Convents at Rome from the V through the X Century, Città del Vaticano 1957; J.-M. Sansterre, Les moines grecs et orientaux à Rome aux époques byzantine et carolingienne: milieu du VIe s.–fin du IXe s., Bruxelles 1983 (Académie royale de Belgique); Id., Le monachisme byzantin à Rome, in: Bisanzio, Roma e l'Italia nell'Alto Medioevo, Spoleto 1988 (Settimane di studio del Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo 34), pp. 701–750; M. Falla Castelfranchi, I monasteri greci a Roma, in: S. Ensoli/E. La Rocca (a cura di), Aurea Roma. Dalla città pagana alla città cristiana, Roma 2000, pp. 221–226. Per Napoli: G. Vitolo, Caratteri del monachesimo nel Mezzogiorno medievale (secc. VI–IX), Salerno 1984, p. 31. Per la Sicilia: V. von Falkenhausen, Il monachesimo greco in Sicilia, in: C. D. Fonseca (a cura di), La Sicilia rupestre nel contesto delle civiltà mediterranee. Atti del sesto convegno internazionale

urbanistico dei centri di maggiori dimensioni e vitalità; il che nelle aree più urbanizzate e in determinati periodi rese i monaci figure familiari ai fedeli, se non nella stessa misura dei frati degli Ordini mendicanti, nondimeno in maniera non irrilevante.

Non può dirsi però che di queste conquiste della cosiddetta storia esperta, così come avviene del resto anche in altri settori di ricerca,[5] sia passato granché nel patrimonio delle conoscenze delle persone colte né tanto meno nel cosiddetto immaginario collettivo, nel quale è vero che è ben presente la figura del monaco, ma o come eremita che vive in paesaggi alpestri[6] e comunque lontano dai centri abitati o come cenobita impegnato nella preghiera, nelle pratiche liturgiche e in compiti organizzativi all'interno di spazi architettonici separati, collocati per lo più in ambiente rurale. Si tratta di una immagine formatasi fin dalla tarda Antichità, prima, nella letteratura, nell'agiografia e nella trattatistica di carattere monastico, sia orientale sia occidentale, nella quale il monaco asceta è rappresentato per lo più nel contesto di un paesaggio, se non proprio ostile, certo non amico,[7] poi anche nell'arte: ambito nel quale operò gradualmente, oltre all'immaginario collettivo, anche la forza, non meno condizionante, della tradizione iconografica, la quale, una volta formatasi, ebbe la capacità di perpetuarsi nel tempo molto più a lungo della realtà da cui aveva avuto origine. Il risultato è stato che sono pochissime le immagini di monaci in contesti urbani che ci ha trasmesse il Medioevo, e questo vale anche per la produzione artistica dell'Italia centrale, nella quale fu largamente e in varie forme presente nelle città ancora per tutto il Quattrocento non solo il monachesimo, ma anche l'eremitismo maschile e femminile. In altri termini, il „paesaggio monastico", inteso come rappresentazione del contesto ambientale in cui si svolgeva la vita di eremiti e di cenobiti, si è modificato nel tempo molto più lentamente di quello nel quale essi erano realmente immersi.[8]

---

di studio sulla civiltà rupestre medioevale nel Mezzogiorno d'Italia, Catania-Pantelica-Ispica, 7–12 settembre 1981, Galatina 1986, pp. 135–174.

5 Sul fenomeno in generale è ritornato più volte Giuseppe Sergi in varie sedi con interventi ora raccolti nel suo volume: Antidoti all'abuso della storia. Medioevo, medievisti, smentite, Napoli 2010.

6 Come è noto, in Italia e altrove in Occidente il deserto dei monaci di Egitto e Palestina è diventato la montagna: G. Penco, Un elemento della mentalità monastica medievale, in: Benedictina 35 (1988), pp. 53–71, qui p. 55; M. Corsi, La montagna come luogo di ascesi. Realtà geografica, spazio sacralizzato, immagine ideale nel Medioevo italiano, in: S. Castri (a cura di), I monti di Dio, Torino 2015, pp. 123–136.

7 Che questa immagine fosse largamente diffusa già nel V secolo, è testimoniato dalle critiche che all'eroismo penitenziale venivano da un personaggio quale Cassiodoro, il quale prediligeva piuttosto un paesaggio monastico nel quale la serenità del chiostro era prefigurazione del paradiso celeste: S. Pricoco, Monaci, filosofi e santi. Saggi di storia della cultura tardo antica, Soveria Mannelli 1992, pp. 18–31, 48–52, 202–205.

8 Ibid.

Fig. 1: Cristo e il Battista, miniatura da un menologio del monastero di S. Pantaleone sul monte Athos (1120–1170).

Questo vale soprattutto per il mondo orientale, dove, come ha osservato Marina Falla, nei ritratti di eremiti e cenobiti o non vi è alcun accenno al paesaggio o esso è puramente immaginario, formato per lo più da montagne brulle, cespugli secchi e alberi stilizzati, senza riferimento a quello reale. Valga, a puro titolo di esempio, una miniatura (fig. 1) del 1120–1170, conservata all'Athos nel monastero di San Pantaleone, con Cristo e il Battista, il quale era considerato il primo eremita per gli anni passati nel deserto.[9]

9 L'immagine mi è stata fornita da Marina Falla, che ha avviato una ricerca sull'iconografia dei santi monaci ed eremiti, e sul paesaggio eremitico.

Lo si vede anche nelle immagini di forte ascendenza bizantina del ciclo della vita di san Paolo eremita e di sant'Antonio nel portico di Sant'Angelo in Formis presso Capua (fine sec. XII) (figg. 2–3), nelle quali il riferimento al paesaggio è dato solo dalla palma, che è raffigurata anche all'interno della grotta, sbucando dal suo soffitto.[10]

A partire dal XIV secolo i paesaggi eremitici e monastici diventano meno inospitali, arrivando a volte ad essere caratterizzati anche da una variopinta e rigogliosa vegetazione, ma pur sempre senza riferimento a quelli reali, come si può vedere attraverso la Tebaide-Dormizione di Sant'Efrem il Siro della seconda metà del secolo XV (Museo bizantino e cristiano di Atene) (fig. 4). La differenza rispetto all'arte occidentale la si coglie con immediatezza confrontandola con un'immagine avente lo stesso schema compositivo: la Tebaide-Dormizione di poco anteriore, attribuita alla bottega all'interno del monastero camaldolese di San Benedetto fuori porta Pinti a Firenze, nella quale operava il monaco pittore Giuliano Amadei (Amidei), che, pur conservando elementi caratteristici di questo tema figurativo, tra cui il paesaggio montuoso, gli alberi stilizzati e la frantumazione della scena in una miriade di episodi e personaggi, mostra un qualche collegamento con il paesaggio reale attraverso il gran numero di chiese, cappelle, case di abitazione, borghi fortificati, rocche sulle alture e alberi, come ulivi e cipressi, tipici della campagna toscana. Come è noto, questo genere di composizioni, che rappresentavano il deserto presso Tebe in Egitto, nel quale erano vissuti santi ed eremiti, ebbe uno straordinario successo in Toscana, e a Firenze in particolare, tra fine Trecento e prima metà del Quattrocento sulla scia della committenza domenicana. Da alcuni anni al centro di un rinnovato interesse da parte della critica, è stato di recente oggetto di importanti lavori di Alessandra Malquori, la quale ha avuto il merito di collegarlo in maniera convincente con la riscoperta delle antichità cristiane, le aspirazioni di riforma religiosa e le nuove esigenze culturali degli umanisti fiorentini legati al camaldolese Ambrogio Traversari, che si muovevano tra il suo monastero di Santa Maria degli Angeli e il convento domenicano di San Marco.[11]

Sul tema delle Tebaidi avrò occasione di ritornare più avanti in relazione ad una particolare fonte iconografica. Qui vorrei intanto sottolineare che il paesaggio monastico era in Italia già da tempo, a cominciare almeno dall'VIII secolo, molto più articolato di quanto non appaia dalle raffigurazioni artistiche, e ciò grazie al numero

10 G.M. Jacobitti/S. Abita, La basilica benedettina di Sant'Angelo in Formis, Napoli 1992, pp. 45sg.; A. Delle Foglie, Storie di Antonio e Paolo a Sant'Angelo in Formis, in: A. Malquori/M. De Giorgi/L. Fenelli (a cura di), Atlante delle Tebaidi e dei temi figurativi, Firenze 2013, pp. 132–135.

11 A. Malquori, Il giardino dell'anima. Ascesi e propaganda nelle Tebaidi fiorentine del Quattrocento, Firenze 2012 (Gli Uffizi. Studi e ricerche 23); Malquori/De Giorgi/Fenelli (vedi nota 10). Su Ambrogio Traversari, priore generale dell'Ordine camaldolese: C. Caby, De l'érémitisme rural au monachisme urbain. Les Camaldules en Italie à la fin du Moyen Âge, Rome 1999, pp. 605–616; M. Pontone, Ambrogio Traversari monaco e umanista. Fra scrittura latina e scrittura greca, Milano 2011.

Fig. 2: I santi Antonio e Paolo dividono il pane recato dal corvo, seconda metà del sec. XII: Portico di Sant'Angelo in Formis.

Fig. 3: Sant'Antonio vede l'anima di san Paolo trasportata in cielo da due angeli, seconda metà del sec. XII: Portico di Sant'Angelo in Formis.

Fig. 4: Tebaide-Dormizione di Sant'Efrem il Siro: Atene, Museo bizantino e cristiano, seconda metà del secolo XV.

crescente di monasteri urbani sia indipendenti sia inseriti in congregazioni e in veri e propri Ordini religiosi, tra cui soprattutto Vallombrosani e Cistercensi, che, pur essendo nati con una forte impronta eremitica, si lasciarono coinvolgere presto e sempre più fortemente nelle dinamiche della società urbana, trovandosi a svolgere un ruolo di primo piano nella vita non solo religiosa, ma anche politica e sociale delle città dell'Italia centro-settentrionale, dato che divennero interlocutori diretti e autorevoli delle neonate istituzioni comunali, fornendo personale per lo svolgimento di incarichi delicati, quale l'amministrazione delle finanze: incarichi certamente incompatibili con la loro ispirazione originaria.[12] Vi contribuirono fortemente anche l'autorevolezza e il prestigio spirituale dei loro esponenti di punta, tra cui in primo luogo Bernardo di Clairvaux, la cui fama ha avuto una eccezionale durata nel tempo, testimoniata da una produzione iconografica sempre rinnovantesi,[13] ma nella quale riusciamo a trovare solo qualche raro episodio che lo colleghi ad un contesto urbano: episodio che si configura come la classica eccezione che conferma la regola, trattandosi di un monaco particolare, la cui figura nell'immaginario degli uomini del Medio-

12 Con particolare riferimento ai Cistercensi e ai Vallombrosani: Th. Renna, The city in early cistercian thought, in: Citeaux 34 (1983), pp. 5–19; C. Caby, Les cisterciens dans l'espace italien médiéval, in: Unanimité et diversité cisterciennes. Filiations-Rèseaux-Relectures du XIIe au XVIIe siècle, Saint-Étienne 2000 (CERCOR), pp. 567–590; P. Grillo, Monaci e città. Comuni urbani e abbazie cistercensi nell'Italia nord-occidentale (secoli XII–XIV), Milano 2008, soprattutto le pp. VII–XXIV; F. Salvestrini, Il monachesimo vallombrosano e le città. Circolazione di culti, testi, modelli architettonici e sistemi organizzativi nell'Italia centro-settentrionale (secoli XII–XIV), in: Circolazione di uomini e scambi culturali tra città (secoli XII–XIV). XXIII convegno internazionale di studi, Pistoia, 13–16 maggio 2011, Roma 2013, pp. 433–470.

13 L. Dal Prà, Bernardo di Chiaravalle. Realtà e interpretazione nell'arte italiana, in: Ead. (a cura di), Bernardo di Chiaravalle nell'arte italiana dal XIV al XVIII secolo. Catalogo della mostra, Certosa del Galluzzo 1990, Milano 1990, pp. 29–88; Ead., Iconografia di san Bernardo di Clairvaux in Italia, Roma 1991.

Fig. 5: Predica di San Bernardo: Pamparato (CN), Cappella di San Bernardo (da: Dal Prà [a cura di], Bernardo di Chiaravalle nell'arte italiana, fig. 18, p. 43 [vedi nota 13]).

evo, ma ancora oggi di coloro che hanno un minimo di conoscenza della storia del Cristianesimo nell'Occidente europeo, veniva associata non tanto a quella del monaco cistercense, quanto piuttosto a quella del predicatore e quindi a quella dei frati Mendicanti, che della predicazione avevano fatto l'elemento di forza della loro attività di animazione religiosa della società laicale. Basta confrontare l'unica immagine a me nota di Bernardo che predica nel contesto di un paesaggio visibilmente urbano[14] (fig. 5) con una delle tante immagini di prediche dei Mendicanti da un pulpito fisso o mobile nella piazza antistante una chiesa, come ad esempio quella di san Bernardino che predica davanti alla chiesa di San Francesco di Siena, riprodotta sulla copertina di un recente libro di Caroline Bruzelius (fig. 6).[15]

A prescindere comunque da tutto questo, resta il fatto che non poche delle caratteristiche dei nuovi Ordini Mendicanti appaiono ormai da tempo agli storici non novità assolute, ma sviluppi, sia pur originali, di pratiche già messe in atto da comunità monastiche presenti in ambito urbano, alcune delle quali entrarono in crisi già tra XII e XIII secolo, ma altre vissero ancora a lungo ed ebbero un'influenza non irrilevante sulla religiosità dei laici attraverso la cura di chiese parrocchiali e diversificate forme di affiliazione spirituale, che giungevano anche alla partecipazione diretta dei fedeli

14 Si tratta di un affresco del 1482 nella cappella di San Bernardo a Pamparato (Cuneo), per il quale si veda Dal Prà, Bernardo di Chiaravalle (vedi nota 13), p. 43.

15 Sano di Pietro, La predica di san Bernardino in piazza San Francesco, tavola, 1427 circa, Siena, Museo dell'Opera del Duomo, più volte pubblicata. Qui il rinvio è a C. Bruzelius, Preaching, Building and Burying. Friars in the medieval city, New Haven-London 2014.

Fig. 6: Sano di Pietro, San Bernardino predica davanti alla chiesa di San Francesco di Siena: Siena, Opera della Metropolitana (da Bruzelius, Preaching, p. 106 [vedi nota 15]).

alle preghiere dei monaci.[16] Di qui la formazione nel corso del Duecento, soprattutto nei centri urbani di una certa consistenza, di un panorama di comunità religiose alquanto diversificato, destinato a diventarlo ancora di più a partire dalla fine del secolo e dagli inizi di quello seguente con la diffusione dei Celestini, un movimento anch'esso inizialmente dalla forte connotazione eremitica, che si radicò nel giro di pochi decenni in località alpestri e rurali dell'Abruzzo, del Molise e della Capitanata, ma che ugualmente sentì rapidamente l'attrazione dell'ambiente urbano. I casi più eclatanti sono quelli dell'Aquila e di Napoli. Nella capitale del Regno aprirono una sede già agli inizi del Trecento, e non in una zona periferica, ma all'interno delle mura e per giunta nel territorio del più esclusivista dei seggi nobiliari, quello di Nido, che da sempre aveva la cattedrale come sua chiesa ufficiale di riferimento, ma alcuni membri del quale non esitarono a titolo personale a legarsi al nuovo Ordine, scegliendo la sua chiesa come luogo di sepoltura e facendovi erigere cappelle e altari.

Napoli non è però l'unico esempio della precoce attrazione esercitata dall'ambiente urbano sui Celestini. Un caso ancora più emblematico è quello dell'Aquila, dove essi, oltre a rappresentare dalla fine del Duecento con la loro basilica-convento di Collemaggio (la cui consacrazione avvenne il 29 settembre 1294) e con l'indotto sull'economia locale della grandiosa manifestazione della Perdonanza del 28–29 agosto il più prestigioso punto di riferimento religioso della città – primato che dovranno poi condividere a partire dalla seconda metà del Quattrocento con la basilica di San Bernardino dei Francescani osservanti – si lasciarono coinvolgere in pieno nell'amministrazione municipale, assumendo il delicato ufficio di camerari, che tennero per un totale di cinque anni tra il 1313 e il 1321 e di nuovo nel 1371:[17] evidentemente anni di tensioni politiche, che si cercò di placare anche attraverso la scelta di persone in grado di dare maggiori garanzie di equità e onestà nella gestione delle pubbliche entrate. Si tratta, come si è già accennato, di una prassi frequente nei Comuni dell'Italia centro-settentrionale e della Toscana in particolare, nei quali si fece spesso ricorso per incarichi del genere a Cistercensi, Camaldolesi, Umiliati, ma soprattutto a frati degli Ordini Mendicanti. Francescani e Domenicani erano presenti anche all'Aquila e certamente più dei Celestini sarebbero stati adatti per un incarico del genere, dato il tipo di presenza che ormai da decenni avevano sperimentato all'interno delle comunità cittadine, per cui la scelta dei seguaci di Pietro del Morrone è prova inequivocabile, da un lato, del prestigio di cui godevano, dall'altro della rapidità con cui essi si

16 Particolarmente significativo il caso del monastero vallombrosano di San Marco di Piacenza, ai cui monaci in preghiera si univano in pieno inverno alcuni fedeli nel cuore della notte: G. Motta, Monachesimo e società in un dibattito del secolo XII. La risposta dell'abate di S. Marco al preposito di S. Eufemia di Piacenza (Firenze, Bibl. Naz., Conv. Sopp., F. 4. 255), in: Aevum 59 (1985), p. 239; Penco, Monasteri e comuni cittadini (vedi nota 1), p. 17, n. 56.

17 M.R. Berardi, I monaci camerari della città dell'Aquila e la costruzione della nuova chiesa di S. Maria di Collemaggio, in: Bullettino della Deputazione Abruzzese di Storia Patria 118 (2006), pp. 43–86.

erano integrati negli ambienti urbani e avevano appreso i meccanismi che regolavano il funzionamento degli apparati pubblici, tanto più se si considera che l'ordinamento municipale dell'Aquila era fuor di dubbio il più avanzato e quindi il più complesso del regno.

Ancora Napoli ci fornisce elementi per prendere in considerazione un altro caso, diverso da quelli fin qui menzionati e che ci appare ancora più significativo, perché si tratta di un Ordine che ha continuato ininterrottamente a considerarsi un Ordine eremitico e in quanto tale estraneo al cenobitismo benedettino. Si tratta dei Certosini, che proprio in quanto rimasti fedeli alla loro ispirazione originaria ritenevano di non aver mai avuto bisogno di riformarsi (*Chartusia numquam reformata, quia numquam deformata est*). Non era una convinzione infondata, ma neanche corrispondeva pienamente alla realtà, perché con l'ondata delle nuove fondazioni del Trecento, alcune delle quali ubicate in città o a breve distanza da esse (Padova, Pavia, Bologna, Firenze, Pisa, Lucca, Roma, Napoli), i monaci si trovarono continuamente a vivere quello che è stato efficacemente definito il „paradosso certosino", la necessità cioè di conciliare il loro stile di vita con i rapporti sempre più stretti con la società civile ed in particolare con le *élites* cittadine.[18]

La certosa di Napoli, sorta nel 1325 per iniziativa di Carlo, figlio di Roberto d'Angiò e duca di Calabria, si trovò fin dall'inizio a subire, oltre che una forte attrazione da parte dell'ambiente cittadino, anche una sempre più ingombrante influenza da parte della corte ed in particolare di Giovanna d'Angiò, vera artefice del decollo della nuova fondazione. La regina infatti, non solo la ricolmò di privilegi fiscali e di beni immobili in città e fuori, ma il 16 agosto del 1373 assegnò ad essa l'ospedale annesso alla chiesa di Santa Maria Spinacorona, detta in seguito dell'Incoronata, da lei appena fondata proprio di fronte al Castelnuovo, dove risiedeva: ospedale che, comportando non pochi impegni di carattere organizzativo, non era affatto compatibile con lo stile di vita contemplativo dei Certosini, i quali prima ne affidarono la gestione a preti secolari, poi lo dismisero, incamerando però la relativa dotazione fondiaria; il che sollevò aspre critiche, diremmo oggi, nell'opinione pubblica napoletana, che richiese, ma invano, il trasferimento dei beni ad un'altra istituzione ospedaliera della città. E in effetti il comportamento dei monaci, pur se legalmente non perseguibile, era nondimeno riprovevole sul piano morale. Quello che però qui interessa sottolineare è che fin dalle origini la certosa napoletana instaurò con la corte, ma soprattutto con la realtà sociale e territoriale in cui si trovò ad essere inserita, un rapporto assai stretto, destinato a durare fino alla soppressione ottocentesca, svolgendo un ruolo attivo nella vicenda dello scisma, che vide il priore Giovanni Grillo impegnato per conto di Giovanna d'Angiò, prima, per evitarlo e poi, una volta che questa si fu schierata

18 S. Excoffon (a cura di), Les chartreux et les élites. XIIe–XVIIIe siècles. Colloque international du CERCOR, 30–31 août 2012, Saint-Étienne 2013 (Analecta Cartusiana 298).

dalla parte di Clemente VII, per tentare di indurre Urbano VI a dimettersi, finendo poi con il riconoscerlo quando questi scomunicò la regina.[19]

Certo, i casi di Napoli e dell'Aquila può sembrare che non facciano testo, trattandosi di città un po' particolari, la prima in quanto capitale e quindi dotata di maggiori risorse finanziarie, la seconda in quanto fiorente centro di produzione e di traffici: entrambe in grado perciò di mantenere molteplici comunità religiose e quindi di avvalersi anche dei loro servizi. Il loro ordinamento politico-amministrativo, al di là delle particolarità, che del resto si trovavano un po' dovunque, era però tipologicamente lo stesso delle altre città del regno, sia quelle demaniali sia quelle infeudate, nelle quali non era raro trovare insediamenti monastici piccoli o meno piccoli ben prima dell'arrivo dei Mendicanti, che a volte in progresso di tempo li soppiantarono, ma altre volte si affiancarono ad essi, per cui non c'è alcun dubbio che l'ottima idea di Le Goff, di misurare l'importanza di un centro abitato, in mancanza di altri elementi, sulla base del numero di conventi mendicanti in esso esistenti, vada integrata, come già a suo tempo è stato proposto da Roberto Rusconi in relazione ai movimenti religiosi femminili, con la considerazione anche degli insediamenti monastici: essi infatti vivevano pur sempre di risorse provenienti in larga parte dallo sfruttamento di beni loro donati o lasciati in eredità soprattutto da benefattori locali, non essendo la beneficenza regia o signorile l'unica o la principale fonte di finanziamento.

Significativi a tal riguardo mi sembrano i casi di Amalfi e di Salerno. Nell'antica repubblica marinara ad una precoce presenza francescana (1234) non sembra che sia seguito l'arrivo di altri Ordini Mendicanti; ma è da tener presente che la non grande superficie della città, stretta tra i monti e il mare, era già fortemente segnata dai precedenti insediamenti di Benedettini, Cistercensi e Crociferi.[20] A Salerno, che in base ai miei calcoli, per i quali ho fatto un uso diverso rispetto al passato dei dati di natura fiscale, non doveva superare fra Due e Trecento i 2500–3000 abitanti,[21] erano allora presenti Minori, Predicatori e Agostiniani; il che, sulla base del metro di valutazione proposto da Le Goff, già la farebbe configurare come una grande città. Questo tanto più se si considera che allora si trovavano in città, oltre a vari monasteri femminili, dei quali la più recente storiografia ha sottolineato la partecipazione attiva alla vita della società prima dell'imposizione della clausura,[22] anche piccoli insediamenti

19 Sul ruolo che svolse l'Ordine certosino nella complessa vicenda dello scisma si veda B. Bligny, La Grande Chartreuse et son Ordre au temps du grand schisme et de la crise conciliaire, in: Historia et spiritualitas Cartusiensis. Colloqui quarti internationalis acta, Gandavii-Antverpiae-Brugis, 16–19 sept. 1982, Beernem (Belgio) 1983, pp. 35–57.

20 A. Galdi, I Mendicanti in Campania: il caso della Costa d'Amalfi (secc. XIII–XV), in: Schola Salernitana. Annali 16 (2011), pp. 157–171, con rinvio alla storiografia precedente.

21 G. Vitolo, L'Italia delle altre città. Un'immagine del Mezzogiorno medievale, Napoli 2014, p. 4.

22 La bibliografia è ampia. Basti qui il rinvio a G. Zarri, Monasteri femminili e città (secoli XV–XVIII), in: G. Chittolini/G. Miccoli (a cura di), La Chiesa e il potere politico dal Medioevo all'età contemporanea, Torino 1986 (Storia d'Italia. Annali 9), pp. 359–434; P. Mainoni, Tensioni politi-

di monaci di Cava, attraverso i quali è possibile delineare un quadro più articolato dell'incidenza dei monasteri sull'ambiente cittadino: un problema che si pose già nel 1977 Francesca Bocchi nella sua relazione su „Monasteri, canoniche e strutture urbane in Italia" al convegno della Mendola di quell'anno, scegliendo di prendere in considerazione anche i monasteri che, pur non trovandosi in città, avevano avuto rapporti con le sue strutture politiche e sociali.[23]

Cava, che per la sua posizione a 11 chilometri da Salerno e in relazione soprattutto alla viabilità di quel tempo non può certo essere considerata un monastero urbano né come collocazione originaria all'interno delle mura cittadine né in quanto raggiunto successivamente dal suo sviluppo urbanistico. Eppure, oltre a diventare, come è accaduto anche in altri casi, essa stessa polo di aggregazione territoriale e a creare le condizioni per la nascita di una nuova città (l'odierna Cava de' Tirreni), esercitò nella vita di Salerno un ruolo non meno attivo di quello che avrebbe potuto svolgervi un monastero urbano in senso stretto. Non solo infatti vi acquisì un numero crescente di chiese e di monasteri, rivitalizzandoli o, nel caso delle chiese, insediando presso di esse piccole comunità di monaci sotto la direzione di priori, i quali nei numerosi atti notarili o giudiziari che ci sono pervenuti si dichiarano sempre monaci cavensi prima che priori di questo o di quel monastero dipendente, ma i suoi abati e gli altri ufficiali monastici (prepositi, camerari, procuratori) vi si recavano per i motivi più vari di ordine religioso e politico, assumendo anche, quando lo ritennero necessario, la cura diretta delle dipendenze cittadine. Insomma una presenza a Salerno, quella degli abati e dei monaci di Cava, almeno per tutto il Medioevo se non proprio abituale, quantomeno frequente. Ed è stato proprio questo che ha reso possibile uno dei più fortunosi e fortunati salvataggi della storia archivistica italiana: quello dei documenti della certosa di Padula, importanti per la storia di larghissima parte del Mezzogiorno medievale e risalenti alla fine del sec. XI, dato che essa, pur essendo stata fondata nel 1306, acquisì nel corso del tempo documentazione più antica. Ne fu artefice nel 1807 l'archivista e poi futuro abate di Cava Luigi Marincola, che, trovandosi a Salerno e avendo individuato dei carrettieri che, in applicazione dei provvedimenti di soppressione degli Ordini religiosi, trasportavano in città le pergamene della certosa, li convinse, dietro adeguato compenso, a portare il prezioso carico alla Badia di Cava, nel cui archivio tuttora si conservano.[24]

Di qui l'importanza della mappatura, avviata dalla sezione di Napoli del Centro interuniversitario di studi francescani, di tutte le comunità religiose del Mezzogiorno

---

che e vita quotidiana in un monastero milanese ai primi del Quattrocento, in: G. G. Merlo (a cura di), Lombardia monastica e religiosa, Milano 2001 (Edizioni Biblioteca Francescana), pp. 365–397.

23 F. Bocchi, Monasteri, canoniche e strutture urbane in Italia, in: Istituzioni monastiche e istituzioni canonicali in Occidente (1123–1215). Atti della settima Settimana internazionale di Studio (Mendola, 28 ag.–3 sett. 1977), Milano 1980, pp. 265–316.

24 P. Guillaume, Essai historique sur l'abbaye de Cava d'après des documents inédits, Cava dei Tirreni 1877 (Abbaye des RR. Pères Bénédictins), p. 417.

esistenti all'interno o comunque nelle immediate vicinanze delle città e ad esse strettamente collegate, come nel caso dianzi menzionato di Collemaggio, che si trovava in linea d'aria a 500 metri dalle mura dell'Aquila, unitamente alla loro collocazione topografica e al tentativo di comprendere se la molteplicità dei poli religiosi in città, con conseguenti possibilità di scelte diversificate da parte dei fedeli in merito a sepolture, confessioni, lasciti testamentari, adesione a confraternite abbiano contribuito a modificare i loro rapporti nei confronti dell'istituzione ecclesiastica, come ha ipotizzato per Avignone Jacques Chiffoleau, il quale è arrivato a vedere in tutto questo una nuova forma di libertà dei laici, da considerare parte del processo di secolarizzazione.[25] Non credo in verità che si possa giungere a tanto, ma a Napoli, come peraltro in tutte le società urbane complesse dei secoli XIV–XV, è evidente una situazione di molteplicità di poli religiosi, sebbene essa non si manifesti anche a livello topografico, dato che i monasteri dei vecchi e dei nuovi ordini monastici e i conventi degli Ordini Mendicanti sono frammisti e a breve distanza tra loro – a volte a poche decine di metri – sia nel cuore del centro antico sia nei quartieri periferici. Se in questi appaiono prevalenti i conventi di fondazione più tarda, è solo perché quelli più antichi dei rispettivi Ordini avevano già occupato gli spazi esistenti nelle zone centrali, per lo più chiese e strutture monastiche di età altomedievale, che comunque ben presto ampliarono di continuo a partire dalla fine del Duecento a spese degli edifici e dei pochi spazi liberi circostanti, realizzando complessi edilizi che per superficie non erano da meno rispetto a quelli dei Benedettini: basti fare il confronto tra il convento di San Domenico e il monastero dei Santi Severino e Sossio. Solo i Carmelitani si insediarono fin dall'inizio in un'area marginale, ma destinata comunque a un rapido sviluppo sul piano produttivo e commerciale (l'attuale piazza del Mercato); il che non sorprende, considerato il più accentuato carattere eremitico originario dell'Ordine.

La polarità emerge però chiaramente nei testamenti, nei quali i lasciti consentono agevolmente di cogliere gli orientamenti spirituali e devozionali dei testanti, i quali mostrano di sentirsi legati non tanto ad enti religiosi singoli, quanto piuttosto a tutti quelli riconducibili allo stesso tipo di spiritualità, per cui i lasciti non vanno a questo o a quel convento di frati, ma a tutti quelli degli Ordini Mendicanti.[26] Altri blocchi di enti beneficati ben individuabili sono costituiti dai monasteri maschili e femminili, compresi i celestini e i certosini, dalla cattedrale unitamente alle chiese parrocchiali e ai collegi canonicali, nonché dalle confraternite e dagli enti ospedalieri. La parte del leone sembra che la facessero i Mendicanti, ma non c'è alcun dubbio che ancora alla

25 J. Chiffoleau, Note sur le polycentrisme religieux urbain à la fin du Moyen Âge, in: P. Boucheron/J. Chiffoleau (a cura di), Religion et société urbaine au Moyen Âge. Études offertes à Jean-Louis Biget par ses anciens élèves, Paris 2000 (Publications de la Sorbonne), pp. 227–252.

26 G. Vitolo, La noblesse, les ordres mendiants et les mouvements de réforme dans le royaume de Sicile, in: N. Coulet/J.-M. Matz (a cura di), La noblesse dans les territoires angevins à la fin du Moyen Âge. Actes du colloque international organisé par l'Université d'Angers, Angers-Saumur, 3–6 juin 1998, Roma 2000 (École Française de Rome), pp. 553–566, soprattutto le pp. 561–564.

fine del Medioevo, a Napoli come in tutte le città in cui furono presenti, i Benedettini delle vecchie e delle nuove famiglie monastiche, i Celestini e i Certosini continuassero a costituire dei poli di riferimento della spiritualità dei laici.

Lo stesso è possibile dire di Salerno, dove agli inizi del Trecento erano ormai scomparse alcune delle comunità monastiche benedettine di cui si ha notizia per i secoli XI–XII e le loro sedi erano passate a comunità femminili sia benedettine sia di clarisse (ben sette), ma dove erano ancora presenti sia i monaci di Cava con le loro chiese sia quelli del monastero indipendente di San Benedetto nonché Crociferi, Minori, Predicatori e Agostiniani, ai quali si aggiungeranno ai primissimi del Cinquecento i Gerolamini del beato Pietro da Pisa e i Minimi di san Francesco di Paola. Mi sento pertanto di poter dire che il rapporto con l'ambiente urbano di coloro che cercarono la solitudine in senso materiale o spirituale, in forma libera e indipendente o nell'ambito di una esistenza scandita dall'osservanza di una regola, fu, anche se presente con intensità e modalità diverse nelle varie epoche e nei vari Ordini religiosi, un elemento che caratterizzò in maniera particolare e continuata nel tempo l'intera Italia, configurandosi come uno dei caratteri originali del nostro Medioevo.

Questo non impedì però che ovunque – al Nord, al Centro e al Sud – la figura del monaco continuasse ad essere associata nell'immaginario collettivo a quella dell'eremita e che l'ambiente più adatto al perseguimento di un ideale di perfezione fosse considerato non quello urbano, bensì quello agro-pastorale, vale a dire il deserto, che fin dalla tarda Antichità era stato sempre presente nella cultura e negli ideali del mondo monastico[27] e che, come si è detto, ebbe una ulteriore mitizzazione fra Tre e Quattrocento. Di qui il successo che nella pittura di quel periodo ebbero i soggetti di carattere eremitico[28] e in particolare, nel territorio senese e a Firenze, il tema iconografico della Tebaide, di cui costituisce un precedente importante, ancorché diffe-

27 Sulla costruzione del mito del deserto: P. Brown, Il corpo e la società: uomini, donne e astinenza sessuale nel primo cristianesimo, trad. it., Torino 1992, pp. 197sg.

28 Interi cicli a soggetto eremitico furono eseguiti nei primi decenni del Quattrocento a Siena nel chiostro del convento femminile di Santa Marta (M. Corsi, Gli affreschi medievali in Santa Marta a Siena, Siena 2005, pp. 75–104), a Lecceto presso Siena (Ead., Storie di anacoreti in preghiera e in penitenza nell'eremo di Lecceto presso Siena, in: Malquori/De Giorgi/Fenelli (vedi nota 10), pp. 115–119), a Firenze (A. Malquori, Le Storie dei santi Padri nel monastero di San Miniato al Monte, ivi, pp. 120–128), a Napoli nella cappella Caracciolo del Sole all'interno della chiesa del convento degli Agostiniani di San Giovanni a Carbonara (A. Delle Foglie, La cappella Caracciolo del Sole a San Giovanni a Carbonara, Milano 2011, pp. 42–57). Di personaggi ed episodi più circoscritti in chiese e conventi si hanno vari esempi in: Malquori/De Giorgi/Fenelli (vedi nota 10), pp. 132–184. Affreschi a soggetto eremitico decoravano tuttavia anche locali di ospedali e confraternite, come nel caso dell'ospedale di Sant'Onofrio a Bologna e della Compagnia dei Disciplinati della Madonna sotto le Volte dello Spedale di Santa Maria della Scala a Siena: M. Corsi, Storie di eremiti e monaci nei locali del Santa Maria della Scala a Siena; L. Fenelli, Le Storie di sant'Onofrio dall'ospedale di Sant'Onofrio a Bologna, in: Malquori/De Giorgi/Fenelli (vedi nota 10), rispettivamente alle pp. 96–100, 156–161.

rente dalle raffigurazioni successive per impianto compositivo e finalità, l'affresco con le *Storie degli anacoreti* del Camposanto di Pisa, ideato dai Domenicani ed eseguito tra il 1336 e il 1342 da Buonamico Buffalmacco. Essi, come ha osservato anni fa Alain Boureau, furono, tra gli Ordini Mendicati, quelli che, pur avendo scelto fin dall'inizio come loro campo di azione l'ambiente urbano, per primi rivendicarono l'autentica eredità dei Padri del deserto, il cui modello di vita apostolica si realizzò anche attraverso il loro errare nelle città, luoghi di tentazione nei quali incitavano alla penitenza e denunciavano ogni tipo di devianza religiosa, per cui nell'agiografia domenicana le vite di Antonio e Domenico si sovrappongono nelle parti relative alla lotta all'eresia e contro il demonio, e nella protezione dei loro confratelli dalle tentazioni.[29]

I Francescani si posero anch'essi ben presto il problema della giustificazione del loro stretto rapporto con il mondo cittadino: problema al quale sono dedicate *le Determinationes quaestionum super Regulam Fratrum Minorum*, prodotte negli ambienti universitari parigini tra gli anni Cinquanta e Settanta del Duecento, e il *Liber Vitasfratrum* di Giordano di Sassonia.[30] Fu però solo con l'avvio del movimento dell'Osservanza nella seconda metà del Trecento che avvenne in ampi settori dell'Ordine, e non solo in gruppi minoritari in odore di fraticellismo, il recupero della componente eremitica dell'esperienza di Francesco e del suo primo gruppo di frati, alcuni dei quali avevano concluso la loro vita da eremiti: recupero che si tradusse nella produzione artistica attraverso la nascita di un nuovo tema figurativo, la coppia Girolamo-Francesco[31]

29 A. Boureau, Vitae Fratrum, Vitae Patrum. L'Ordre Dominicain et le modèle des Pères du desert au XIIIe siècle, in: Mélanges de l'École Française de Rome. Moyen Âge-Temps modernes 99 (1987), pp. 79–100. Sull'interesse dei Domenicani per le fonti letterarie sui Padri del deserto: C. Delcorno, Introduzione, in: D. Cavalca, Cinque vite di eremiti dalle „Vite dei santi Padri", a cura di C. Delcorno, Venezia 1992, pp. 11–71. Cf. Malquori (vedi nota 11), pp. 60–77; Ead., La Dormizione dell'eremita di Grifo di Tancredi, in: Malquori/De Giorgi/Fenelli (vedi nota 10), pp. 222sg. Sull'affresco di Buffalmacco: A. Malquori, Luoghi e immagini nelle Storie degli Anacoreti di Pisa, in: M. M. Donato/M. Ferretti (a cura di), „Conosco un ottimo storico dell'arte". Per Enrico Castelnuovo. Scritti di allievi e amici pisani, Pisa 2012, pp. 97–104, con rinvio alla bibliografia precedente, tra cui sono da ricordare almeno L. Bellosi, Buffalmacco e il trionfo della morte, Milano 2003, pp. 18sg.; C. Frugoni, Altri luoghi. Cercando il paradiso (Il ciclo di Buffalmacco nel Camposanto di Pisa e la committenza domenicana), in: Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa. Classe di Lettere e Filosofia, ser. 3, vol. 18 (1988), pp. 1557–1643.

30 L. Pellegrini, Insediamenti francescani nell'Italia del Duecento, Roma 1980 (Laurentianum), pp. 123–153. Lo stesso fecero gli Agostiniani intorno alla metà del Trecento con il *Liber Vitasfratrum* di Giordano di Sassonia (o di Quedlinburg): Jordani de Saxonia Ordinis Eremitarum S. Augustini Liber Vitasfratrum, ed. R. Arbersmann/W. Hümpfner, New York 1943 (Cosmopolitan Science and Art Service).

31 Una variante è la coppia Benedetto-Francesco ai piedi del Crocifisso, presente nella tavola di Apollonio di Giovanni [1415/17–1465], Cristo Crocifisso fra la Vergine e i santi Maria Maddalena, Francesco e Benedetto (collezione privata), datata al 1450 circa e riprodotta nella relativa scheda di Andrea Staderini in: A. De Marchi/C. Gnoni Mavarelli, Da Donatello a Lippi. Officina Pratese, Milano 2013, pp. 146sg.

Fig. 7: Francesco di Stefano detto il Pesellino, ‚Crocifissione tra i Santi Girolamo e Francesco': Washington, National Gallery of Art (da Aceto, Spazio [vedi nota 32]).

ai piedi del Crocifisso, i cui esempi più noti e significativi sono la *Crocifissione tra i Santi Girolamo e Francesco* (Washington, National Gallery of Art) di Francesco di Stefano detto il Pesellino [1422–1457] (fig. 7) e il *San Girolamo penitente e San Francesco che riceve le stimmate* (El Paso, Museum of Art) di Jacopo di Arcangelo detto del Sellaio [1442–1493] (fig. 8).

Una variante è rappresentata dalla famosa pala realizzata intorno al 1450 da Colantonio per la chiesa francescana di San Lorenzo di Napoli, alla quale Francesco Aceto ha appena dedicato uno studio esemplare per rigore filologico e acume interpretativo. In essa Girolamo e Francesco appaiono in due pannelli sovrapposti non in abiti da penitenti, ma, il primo, nell'atto di consegnare la regola ai tre Ordini (fig. 9), l'altro nel suo studio mentre toglie le spine al leone (fig. 10).[32]

32 F. Aceto, Spazio ecclesiale e pale di ‚primitivi' in San Lorenzo Maggiore a Napoli: dal ‚San Ludovico' di Simone Martini al ‚San Girolamo' di Colantonio. II, in: Prospettiva 147–148 (2012, luglio–ottobre),

Fig. 8: Jacopo del Sellaio, ‚San Girolamo penitente e San Francesco che riceve le stimmate': El Paso, Museum of Art (da Aceto, Spazio [vedi nota 32]).

Che i due santi fossero ormai visti a metà Quattrocento anche al di fuori degli ambienti francescani come strettamente associati, è dimostrato dall'affresco eseguito dal Beato Angelico (fig. 11) nel 1441–1442 nella sala capitolare del convento domenicano di San Marco di Firenze, nel quale ai piedi del Crocifisso, subito dopo l'ovvio primo posto di Domenico, sono raffigurati in successione Girolamo e Fran-

pp. 1–61. Della bibliografia precedente vanno citati almeno M. Meiss, Scholarship and Penitence in the Early Renaissance: the Image of St. Jerome, in: Pantheon 32 (1974), pp. 134–140; F. Bisogni, Iconografia dei predicatori dell'Osservanza nella pittura dell'Italia del Nord fino agli inizi del Cinquecento, in: Il rinnovamento del Francescanesimo. L'Osservanza. Atti dell'XI convegno internazionale, Assisi, 20–22 ottobre 1983, Perugia 1985 (Centro di studi francescani), pp. 230–255, qui le pp. 234–236. Sull'iconografia di s. Girolamo in generale: D. Russo, Saint Jérôme en Italie. Étude d'iconographie et de spiritualité (XIIIe–XVIe siècle), Paris-Roma 1987; Id., Sur l'iconographie de Saint Jérôme pénitent: symbolisme chrétien et sujet dans l'Italie de la Renaissance (vers 1450–vers 1550), in: Symboles de la Renaissance, III, Arts et langage, Paris 1990, pp. 223–239.

Fig. 9: Colantonio, ‚San Francesco consegna la Regola ai tre Ordini': Napoli, Museo Nazionale di Capodimonte (già in San Lorenzo Maggiore a Napoli) (da Aceto, Spazio [vedi nota 32]).

cesco, ai quali seguono Bernardo di Clairvaux, Giovanni Gualberto e Pietro Martire, mentre nella fila retrostante sono in piedi Ambrogio, Agostino, Benedetto, Romualdo di Ravenna e Tommaso d'Aquino. La poliedrica personalità di san Girolamo si prestava indubbiamente a diverse letture, ma è evidente che nel corso del Tre-Quattrocento, rispetto alla sua immagine, prima, di cardinale e poi di Padre della Chiesa, e in quanto tale raffigurato nel suo studio intento a leggere o a scrivere, tendeva a prevalere quella di penitente e di fondatore di Ordini monastici a carattere eremitico.

Al suo modello si ispirarono infatti non solo i riformatori dei preesistenti Ordini religiosi e quelli di nuova formazione, come i Gesuati, ma anche quattro nuove congregazioni, nate tra l'ultimo quarto del Trecento e il primo del Quattrocento, le quali nella loro denominazione facevano esplicito riferimento al suo nome. Si tratta, in ordine cronologico, dei *Gerolamini* di Spagna, degli *Eremiti di San Girolamo* di Fiesole, degli *Eremiti di San Girolamo dell'Osservanza* della Lombardia e dell'*Ordine di San Girolamo della congregazione del beato Pietro da Pisa*. Quest'ultima, ufficialmente

Fig. 10: Colantonio, ‚San Girolamo nello studio toglie le spine al leone': Napoli, Museo Nazionale di Capodimonte (già in San Lorenzo Maggiore a Napoli) (da Aceto, Spazio [vedi nota 32]).

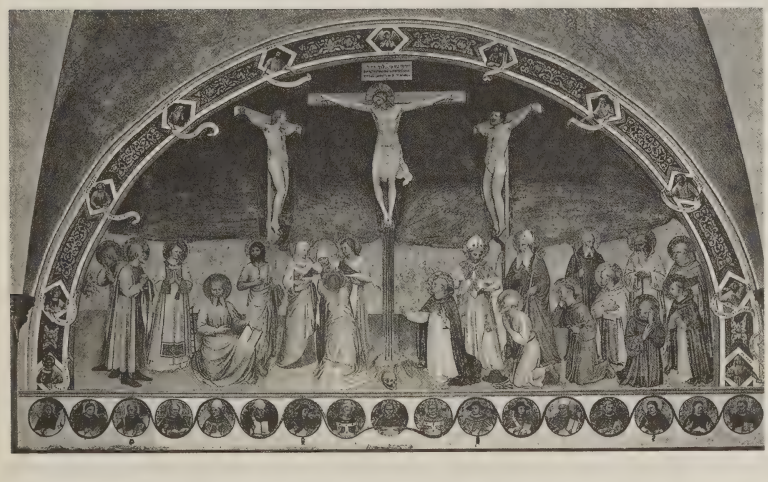


Fig. 11: Beato Angelico, ‚Crocifissione e albero domenicano': Firenze, Museo Nazionale di San Marco (da J. T. Spike, Angelico, Milano 1996, pp. 134sg.).

Fig. 12: Paolo Uccello, ‚La via di perfezione': Firenze, Galleria dell'Accademia.

riconosciuta da Martino V nel 1421,[33] si diffuse rapidamente in un'area compresa tra Veneto, Romagna e Marche, arrivando a contare alla morte del fondatore nel 1435 undici insediamenti, ai quali se ne aggiunsero altri cinque entro il 1446 in seguito all'aggregazione ad essa di tre nuclei di eremiti girolamini e di due gruppi di terziari francescani legati all'abruzzese Nicola da Forca Palena, che conducevano vita eremitica, uno a Roma ed un altro a Napoli. Qui si insediarono all'interno delle mura non lontano dal monastero dei Celestini, integrandosi ben presto nel contesto cittadino e perdendo progressivamente il loro originario carattere eremitico.

Il richiamo a san Girolamo e al suo collegamento con san Francesco d'Assisi ci consente di comprendere appieno un dipinto su tela a tempera e olio della Galleria dell'Accademia a Firenze, attribuito a Paolo Uccello e databile al 1460 circa (fig. 12), da tempo all'attenzione della critica, che su di esso si è esercitata nel passato anche

33 Sulle costituzioni e sulla storia complessiva della congregazione pisana è ancora fondamentale, grazie anche alla ricchezza dei documenti inediti che contiene, G. B. Sajanello, Historica monumenta Ordinis Sancti Hieronymi congregationis beati Petri de Pisis, editio secunda longe auctior et correctior ac documentis nunc primum editis illustrata, 2 vol., Venetiis 1758–62. Per le altre congregazioni si vedano le relative voci in: Dizionario degli Istituti di Perfezione, vol. 3, coll. 1100–1105, 1203sg., 1207sg.

con interpretazioni assai raffinate e suggestive, ma prive di reale fondamento,[34] e del quale Alessandra Malquori ha dato di recente una lettura più convincente, inserendolo in una riconsiderazione complessiva delle Tebaidi fiorentine del Quattrocento. È vero che un'opera d'arte non può essere assunta come documento e che l'informazione „documentaria" non è separabile dalla creazione artistica, e quindi dal suo linguaggio e dalla sua arbitrarietà, ma in questo caso è altamente probabile che l'artista abbia trasmesso fedelmente la sostanza del programma figurativo e del messaggio che il committente aveva voluto trasmettere, senza per questo rinunciare ad arricchirlo con un ulteriore elemento, che si configura come uno spiraglio di intelligibilità sull'immaginario dei laici o, quanto meno, di quelli che avevano una certa attitudine a cogliere più a fondo la realtà in cui vivevano, come in primo luogo gli artisti. Risulta allora evidente che il titolo tradizionale di *Tebaide* non ha alcuna ragion d'essere, al pari di quelli di „nuova Tebaide", di „Tebaide rivisitata" e di „Vita dei Santi Padri",[35] dato che nel dipinto non c'è traccia delle tradizionali scene di vita eremitica secondo i canoni classici, mentre vi compaiono campi coltivati, castelli, chiese e monasteri, questi ultimi presenti non solo in senso fisico, ma anche in riferimento alla vita che in essi si svolgeva, come si dirà tra poco. Ma quello che più conta è il fatto che in questo caso non ci troviamo davanti ad una molteplicità di episodi e di unità spaziali privi di un punto focale e miranti solo a dare un quadro d'insieme dei più famosi santi monaci ed eremiti della tarda antichità e della varietà degli stili di vita ascetica da loro praticati, né tanto meno davanti ad un modello iconografico di impianto tradizionale, ma in parte aggiornato, come nel caso della „Piccola" Tebaide Lindsay (fig. 13),[36] il

34 È questo il caso di A. Parronchi, Le fonti di Paolo Uccello. II. I ‚filosofi', in: Paragone. Rivista di arte figurativa e letteratura 8 (1957), nr. 95, pp. 3–33, qui soprattutto le pp. 22–25, che definisce il dipinto *De oculo morali* o *Perspectiva religiosorum*, interpretandone l'iconografia come „una riassuntiva illustrazione del *De oculo morali*", il trattato nel quale Pierre Lacepierre de Limoges († 1306) illustrava diversi effetti di ottica trasponendoli in un significato spirituale mediante metafore religiose ed episodi di vite dei santi. Sul trattato come chiave interpretativa del dipinto è ritornato di recente H. Hudson, Paolo Uccello. Artist of the Florentine Renaissance Republic, Saarbrücken 2008, pp. 224–227, 293–295.

35 Tale la definiscono, rispettivamente, Ch. Lapostolle, Le démon de la perspective et le locus médiéval dans l'image: quand la solitude envahit la „cité du désert", in S. Boesch Gajano/L. Scaraffia, Luoghi sacri e spazi della santità, Torino 1990, pp. 285–296; A. Staderini, La Via di perfezione attribuita a Paolo Uccello, in: Malquori/De Giorgi/Fenelli (vedi nota 10), pp. 76–80, qui p. 77; F. e S. Borsi, Paolo Uccello, Milano 1992, pp. 244 e 334 (unitamente a Tebaide, *Perspectiva religiosorum*, *Via perfectionis*). Russo (vedi nota 32), p. 218, usa ancora la definizione di Tebaide, ma interpreta correttamente il programma iconografico come un *Itinerarium mentis*, come del resto fanno anche gli altri autori citati.

36 Oggi in Scozia, collezione privata, ma in prestito alla Scottish National Gallery di Edimburgo: H. Brigstocke, Florentine School, The Death of St. Ephraim and other Scenes from the Lives of the Hermits, in: A. Weston-Lewis (a cura di), „A Poet in Paradise". Lord Lindsay and Christian art, catalogo della mostra (Edinburgh 2000), Edinburgh 2000, pp. 58–63, immagine alle pp. 60sg.; A. Malquori, La „piccola" Tebaide Lindsay, in: Malquori/De Giorgi/Fenelli (vedi nota 10), pp. 80–86.

Fig. 13: „Piccola" Tebaide Lindsay: Scozia, collezione privata, in prestito alla Scottish National Gallery di Edimburgo (da Brigstocke, The Death of St. Ephraim [vedi nota 36].

cui anonimo autore inserì nell'impianto tradizionale di quel genere figurativo anche personaggi ed episodi della storia religiosa recente, probabilmente desunti proprio dalla tela di Paolo Uccello, quali san Bernardo che ha l'apparizione della Vergine, san Francesco che riceve le stimmate e i Flagellanti, bensì davanti ad una raffigurazione dell'esperienza monastica che non mostra alcun collegamento diretto ed esplicito con quella delle origini, e per giunta rappresentata non in maniera statica, ma come un percorso a tappe, per il quale il titolo più appropriato è evidentemente quello, che già ha fatto capolino nel passato, ma che di recente è stato riproposto con decisione da Malquori, di „Via della perfezione". Quelli che sembrano infatti episodi staccati gli uni dagli altri si dispongono in realtà su tre livelli sovrapposti, che si configurano come tre stadi di un percorso di affinamento spirituale: percorso che è espresso anche attraverso l'immagine della scala, la quale, come è noto, aveva alle spalle una lunga tradizione mistico-letteraria e figurativa,[37] ma che qui, essendo tutt'altro che ripida e impervia, svolge anche e, forse, soprattutto la funzione puramente materiale di mettere in comunicazione le diverse quote del terreno e di consentire ai frati che ritornano dalla questua (non si tratta affatto di pellegrini, come mostrano i contenitori per liquidi e aridi che con tutta evidenza due di loro recano sulle spalle) di raggiungere il convento, che è più in alto. Vediamo nei dettagli i tre livelli.

Il primo è articolato in due unità spaziali, che sembrano rinviare a esperienze monastiche diverse, quali l'eremitismo e il cenobitismo, ma che in realtà sono storicamente e concettualmente più vicine di quanto non appaia. Sulla sinistra non c'è alcun dubbio che sia rappresentata l'apparizione della Vergine a san Bernardo di Chiaravalle, ritratto in solitudine nel suo studio in una grotta (fig. 14). Sulla destra,

37 G. Penco, Un tema dell'ascesi monastica: la scala di Giacobbe, in: Vita Monastica 14 (1960), pp. 99–113; Ch. Heck, L'échelle celeste dans l'art du Moyen Âge. Une image de la quête du ciel, Paris 1997, soprattutto le pp. 84–150; U. Longo, La stretta scala per il paradiso: la dimensione della lotta nel mondo monastico, in: M. Miglio (a cura di), Lotta politica nell'Italia medievale. Giornata di studio dell'Istituto Storico Italiano per il Medioevo, Roma 2010, pp. 35–46.

Fig. 14: Paolo Uccello, ‚La via di perfezione', particolare: Firenze, Galleria dell'Accademia.

in quella che sul piano figurativo è una radura nel bosco, ma nella quale la fila dei cipressi che la delimita sullo sfondo è in realtà solo una quinta scenica, che vuole dare l'idea di uno spazio organizzato e quindi separato da quello circostante, quale era un monastero (in questo caso in particolare la sala capitolare, nella quale si svolgeva la „collazione" della sera con la lettura delle *Vitae Patrum*), c'è un gruppo di quindici monaci con abito bianco seduti su due scranni semicircolari in ascolto di un monaco con lunga barba bianca, che parla da un pulpito (fig. 15) e nel quale si vuole vedere per lo più san Benedetto, ma qualcuno ha pensato anche a san Romualdo di Ravenna, fondatore di Camaldoli.[38] Propenderei decisamente per il secondo in base al

38 M. Salmi, Riflessioni su Paolo Uccello, in: Commentari. Rivista di critica e storia dell'arte 1 (1950), pp. 22–33, qui p. 27; E. Sindona, Paolo Uccello, Milano 1957, p. 20; Russo (vedi nota 32), p. 218; L. Berti, Una nuova Madonna e degli appunti su un grande maestro, in: Pantheon 19 (1961), pp. 298–309, qui p. 304; Borsi (vedi nota 35), p. 244.

Fig. 15: Paolo Uccello, ‚La via di perfezione', particolare: Firenze, Galleria dell'Accademia.

forte radicamento fiorentino dell'Ordine, che allora aveva ben quattro monasteri tra la città e gli immediati dintorni, alla vicinanza cronologica a san Bernardo, al quale peraltro Filippo Lippi proprio in quegli anni mostrava di collegare idealmente san Romualdo di Ravenna raffigurandoli, sia pur separatamente, nei due dipinti strettamente connessi della *Adorazione del Bambino* (Berlino, Gemäldegalerie) e dell'*Adorazione di Camaldoli* (Firenze, Galleria degli Uffizi),[39] ma, ancora di più, per la comune connotazione eremitica dei loro Ordini, che nel caso dei Camaldolesi era destinata a mantenersi fino ad oggi, attraverso la coesistenza all'interno dell'area del monastero di una comunità di cenobiti e di una di eremiti. A quest'ultima fanno pensare i tre monaci, sempre in abito bianco, uno dei quali con un teschio sulle ginocchia, nella grotta soprastante quella di san Bernardo, che sembrerebbero impegnati, a giudicare dalle lacrime che versa uno di loro, nella compunzione del cuore (*contritio cordis*), l'esame di coscienza con relativo pentimento che precede il momento della confessione, ma che più probabilmente stanno meditando sulla fugacità delle cose terrene o sulla passione di Gesù, anche se uno solo di loro, raggiungendo una piena adesione al Cristo sofferente, sembra che abbia avuto il dono delle lacrime (fig. 16): elemento,

39 V. Rouchon Mouilleron, La scure, in: Malquori/De Giorgi/Fenelli (vedi nota 10), pp. 241–250, qui soprattutto le pp. 249sg.

Fig. 16: Paolo Uccello, ‚La via di perfezione', particolare: Firenze, Galleria dell'Accademia.

questo delle lacrime, che, come ha mostrato Umberto Longo, costituiva „una vera e propria sorta di marchio di fabbrica della santità",[40] quale fu vissuta e proposta come modello negli ambienti dell'eremitismo regolamentato di Camaldoli e di Fonte Avellana. Un riferimento camaldolese dell'opera potrebbe essere costituito anche dal fatto che un gruppo analogo di tre monaci in abito chiaro, due dei quali ascoltano il terzo intento nella lettura (e non nella *contritio cordis*), è presente, al pari delle file di alberi per creare spazi separati, anche nella già citata „Grande" Tebaide Lindsay, che è da considerare precedente al nostro dipinto e che, come si è detto, si è orientati a credere prodotta nella bottega del camaldolese Giuliano Amadei. Tutto lascia credere perciò che la scena di destra, vale a dire quella della comunità riunita nella sala del capitolo, sia stata progettata dal *concepteur* del programma iconografico, che certamente non era un laico, come l'inizio della conversione, prima tappa nel cammino della perfezione e dell'ascesi/ascesa al cielo, rispetto alla quale quelle successive sarebbero state più impegnative e quindi non alla portata di tutti.

Al secondo livello sono pienamente ascrivibili tre unità spaziali, mentre una quarta è in comune con il primo: si tratta della grotta, soprastante quella appena descritta, nella quale è presente un solo monaco che conduce evidentemente vita eremitica, anche se non è dato sapere se in maniera definitiva o, come è più probabile, per un periodo limitato. In un caso o nell'altro si tratta di una scelta di vita per la quale la legislazione monastica prevedeva una lunga preparazione in monastero e una idonea guida spirituale, talché la sistemazione ideale del monaco eremita era quella in un romitorio posto non lontano dalla comunità monastica da cui proveniva: che è proprio l'immagine che ci trasmette il dipinto di Paolo Uccello.

40 U. Longo, Come angeli in terra. Pier Damiani, la santità e la riforma del secolo XI, Roma 2012, p. 247.

Fig. 17: Paolo Uccello, ‚La via di perfezione', particolare: Firenze, Galleria dell'Accademia.

Il primo dei tre episodi pienamente inseriti nel secondo livello della rappresentazione è quello di un gruppo di sette frati che si flagellano intorno ad un crocifisso in uno spazio delimitato da una fila di cipressi (fig. 17). Anche qui non si tratta di un boschetto, ma di una quinta che delimita uno spazio, per cui è probabile che ci si trovi all'interno dell'adiacente convento francescano, da considerare, a giudicare dal monogramma di san Bernardino da Siena visibile sulla facciata della chiesa ad esso annessa, aderente all'Osservanza, nell'ambito della quale era stata ripresa la pratica della flagellazione.[41] Induce a crederlo anche l'abito sia dei frati che si disciplinano

41 Malquori (vedi nota 36), p. 83, per questa raffigurazione dei frati che si flagellano, che, come si è detto, sarà ripresa dall'autore della già citata Piccola Tebaide Lindsay, fa un interessante collegamento con un disegno a tempera che ritrae i frati inginocchiati in circolo davanti ad un crocifisso, da cui pendono le discipline: disegno a corredo de *Lo spechio de l'Ordine Minore*, più noto con il titolo di *Franceschina*, ponderosa opera (cc. 343) in volgare del frate Giacomo degli Oddi, databile agli anni 1474–1476, considerata di fondamentale importanza per l'autorappresentazione dell'Osservanza francescana: La Franceschina. Testo volgare umbro del sec. XV scritto dal P. Giacomo Oddi di Perugia, edito per la prima volta nella sua integrità dal P. Nicola Cavanna O. F. M., 2 vol., Santa Maria degli Angeli (Assisi) 1929, rist. an. 1981. Si tratta del ms. 1238 della Biblioteca Augusta di Perugia; il disegno è a c. 29r. Sull'opera e sui disegni che la corredano: P. Scarpellini, I tre illustratori della Franceschina (Ms. 1238 della Biblioteca Augusta di Perugia), in: E. Sesti (a cura di), La miniatura italiana tra Gotico e Rinascimento. Atti del II Congresso di Storia della miniatura italiana, Cortona, 24–26 sett. 1982, Firenze 1985, vol. 2, pp. 701–718 (il disegno è a p. 702); P. Tuscano, Motivi e forme

sia di quelli che ritornano dalla questua: abito che, se non trae in inganno lo stato di conservazione della tela, sembra proprio quello bigio adottato dagli Osservanti.[42] Dello stesso colore è quello che indossa il frate, che davanti alla porta di ingresso del convento parla gesticolando con due giovani, i quali dall'abbigliamento non si dimostrano certamente poveri che chiedono un pasto o pellegrini di passaggio, quanto piuttosto laici benestanti, uno dei quali sembra intenzionato a chiedere di entrare a far parte della comunità, ma ha ancora qualche incertezza, non è possibile dire se confortato o trattenuto dall'altro, mentre non c'è alcun dubbio che il frate, indicando con la mano il crocifisso circondato dai flagellanti, lo incoraggi nella scelta della vita religiosa.[43]

La seconda scena, che occupa lo spazio centrale del dipinto, può dirsi a mio parere lo snodo della composizione e quindi dell'intero programma iconografico: si tratta di un'ampia caverna, nella quale san Girolamo, riconoscibile per i tradizionali attributi del leone e del cappello cardinalizio gettato a terra, si batte il petto con una pietra (fig. 18). Il secondo livello presenta inoltre nel margine destro un'altra chiesa con davanti due monaci, che fanno pensare, sulla base di fabbriche adiacenti che si intravedono, all'esistenza anche di un monastero, al quale potrebbero essere diretti il monaco boscaiolo e l'asino carico di legna, che guardano il fiume che divide la grotta di san Bernardo dal gruppo dei monaci in ascolto di san Benedetto/san Romualdo.

Rispetto a san Girolamo, san Francesco rappresenta però un passaggio successivo e oltre il quale non sarebbe più possibile andare: la totale assimilazione a Cristo mediante le stimmate, la cui scena, posta al terzo e ultimo livello, segna appunto il culmine del percorso di santificazione (fig. 19). A breve distanza da essa è il romitorio dove risiede frate Leone, testimone dell'evento: romitorio che l'immagine fa pensare collegato con il convento al pari della scena dei flagellanti.

L'ideatore del programma prende in sostanza le mosse dalle esperienze monastiche di impronta eremitica dei secoli XI–XII, recuperando quelle delle origini del

della Franceschina di Iacopo Oddi, in: S. da Campagnola/P. Tuscano, San Francesco e il francescanesimo nella letteratura italiana dal XIII al XV secolo, Assisi 2001, pp. 237–251.

42 Sull'abito degli Ordini religiosi come elemento identitario nel mondo religioso medievale dall'Antichità al Medioevo: G. Rocca (a cura di), La sostanza dell'effimero. Gli abiti degli Ordini religiosi in Occidente. Catalogo della mostra, Museo Nazionale di Castel Sant'Angelo, 18 gennaio–31 marzo 2000, Roma 2000; Peter von Moos, Le vêtement identificateur. L'habit fait-il ou ne fait-il le moine?, in: Le corps et sa parure. The body and its adornement (= Micrologus 15 [2007]), pp. 41–60; M. Giorda/A. Marini/F. Sbardella, Prospettive cristiane, vol. 2: Abiti monastici, Roma 2007 (Quaderni di simbologia del vestire 4). Per la storiografia precedente va citato almeno R. Barthes, Histoire et sociologie du vêtement. Quelques observations méthodologiques, in: Annales ESC 12 (1957), pp. 430–441.

43 È sostanzialmente l'interpretazione che propongono F. e S. Borsi (vedi nota 35), p. 248, con i quali non concordo però per quanto riguarda l'identificazione del frate con s. Bernardino da Siena, che, a prescindere da considerazioni di carattere iconografico, non c'è alcun bisogno di immaginare in questa scena. A s. Bernardino ha pensato anche L. Berti, Paolo Uccello, Milano 2012, p. 142.

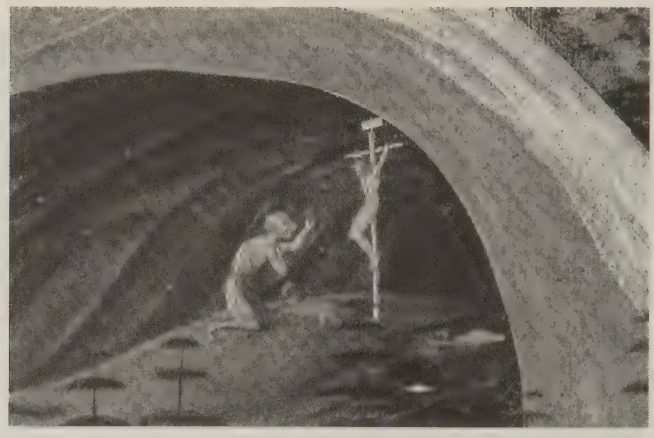


Fig. 18: Paolo Uccello, ‚La via di perfezione', particolare: Firenze, Galleria dell'Accademia.

monachesimo non attraverso i famosi episodi, a tratti alquanto comici, dei Padri del deserto, presenti nella letteratura patristica e soprattutto nei suoi volgarizzamenti duecenteschi, ma attraverso le immagini di monaci e di frati isolati o a piccoli gruppi che eseguivano le loro pratiche penitenziali, tra cui anche la flagellazione, sempre non lontano dal monastero o dal convento ed evidentemente con l'autorizzazione e sotto la guida dell'abate o, nel caso dei Francescani, del padre guardiano.

All'„arbitrarietà" della creazione artistica di Paolo Uccello come intellettuale del suo tempo è possibile invece che vadano ricondotti non solo i campi coltivati, dopo i due Lorenzetti elementi ormai abituali nel paesaggio toscano, ma anche l'immagine della città murata e sovrastata da una rocca poco distante, che occupa la parte in alto a destra del dipinto (fig. 20). L'idea non era nuova in assoluto, essendo anzi più di uno i borghi che si vedono in lontananza sullo sfondo della „Grande" *Tebaide* Lindsay,

Fig. 19: Paolo Uccello, ‚La via di perfezione', particolare: Firenze, Galleria dell'Accademia.

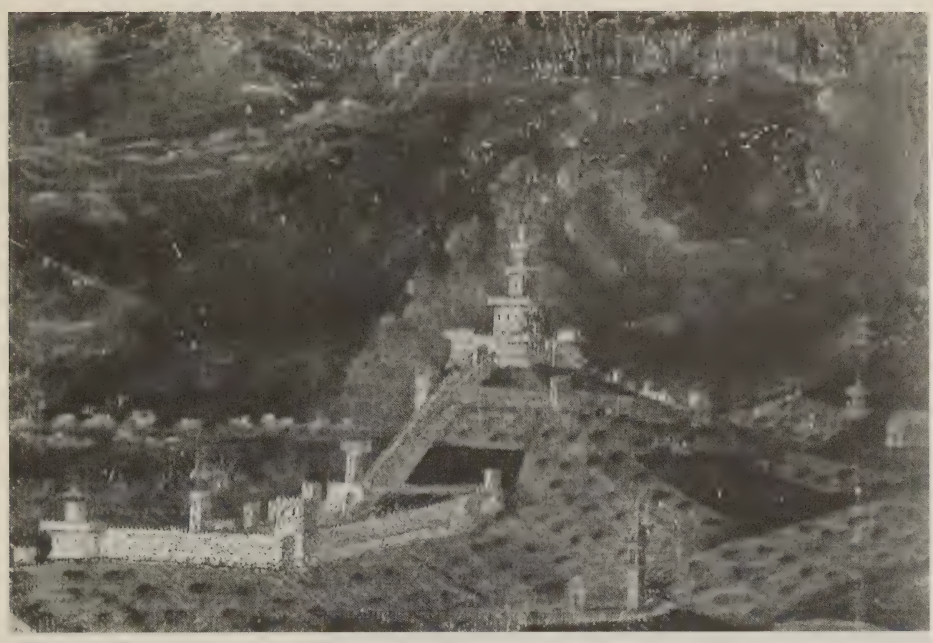


Fig. 20: Paolo Uccello, ‚La via di perfezione', particolare: Firenze, Galleria dell'Accademia.

che anche per questo tema figurativo potrebbe essere stata la fonte di Paolo Uccello: borghi di cui l'artista riprende il profilo, compreso quello del primo sulla sinistra, che ha cinque esili torri nel suo circuito murario ed è dominato da una torre di maggiore spessore posta ad una quota più alta. Solo però che nel nostro caso non si tratta di un borgo, ma di una città con una perfetta cinta muraria e con belle torri, e per giunta collegata, mediante un camminamento a sua volta protetto a metà percorso da una torre, ad una possente struttura difensiva con al centro un corpo fortemente sopraelevato: immagine che certamente ha ispirato l'ignoto autore della di poco posteriore „Piccola" *Tebaide* Lindsay, nella quale è raffigurata come molto vicina all'area occupata dai monaci e dagli eremiti. È comunque da tener presente che non era questa la prima volta che Paolo Uccello inseriva in un suo dipinto un grande insediamento fortificato, dato che lo aveva fatto già in precedenza in almeno due casi: la tavola a tempera e oro con *San Giorgio e il drago* (1423–1425 circa) della National Gallery of Victoria di Melbourne (fig. 21) e quella con lo stesso soggetto (1439–1440 circa) del Museo Jacquemart-André di Parigi (fig. 22). Mentre però nel primo l'immagine della città sullo sfondo prende per l'intera larghezza quasi tutta la parte superiore del dipinto ed è sovrastata da quella di Dio Padre, nel secondo essa, pur essendo ancora di grandi dimensioni, è spostata a sinistra e non costituisce il proscenio della lotta del santo con il drago, che si svolge invece davanti ad una grotta, raffigurata in maniera non molto dissimile dalle cavità rocciose della posteriore tela con monaci ed eremiti

Fig. 21: Paolo Uccello, ‚San Giorgio e il drago': Melbourne, National Gallery of Victoria (da H. Verougstraete/J. Couvert [a cura di], Peinture ancienne et ses procédés. Copies, répliques, pastiches, Louven-Paris-Dudley 2006, fig. 2, p. 9).

della Galleria dell'Accademia.[44] In questa e nella tavola di Parigi la città è inserita nel classico paesaggio toscano di campi ben coltivati e ordinati, per cui è chiaro che l'artista attualizza il soggetto che gli è stato dato l'incarico di rappresentare e del cui

44 Paolo Uccello dipinse tuttavia anche una terza volta *San Giorgio e il drago* (1450–1455 circa), ora alla National Gallery di Londra, nel quale ritorna l'immagine della grotta, ma non anche quella della città.

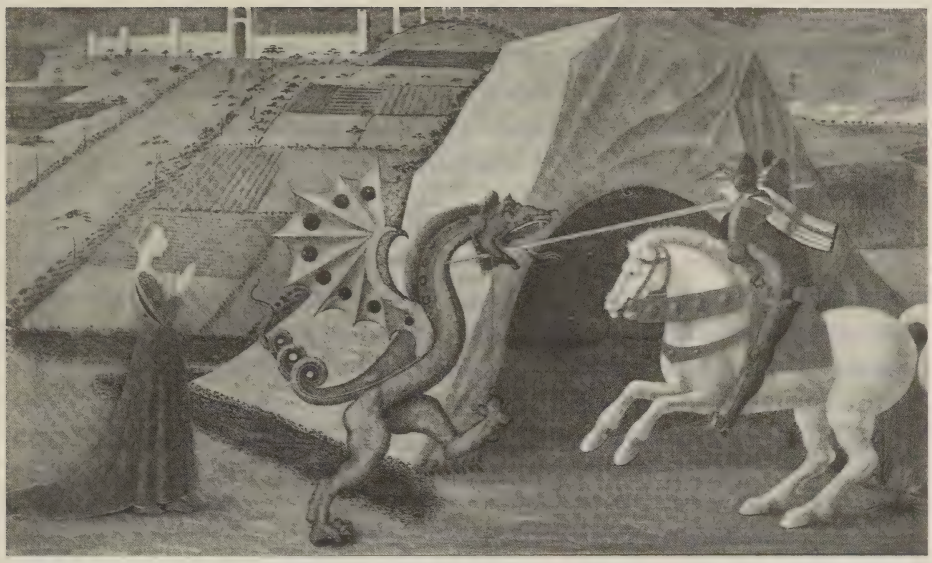


Fig. 22: Paolo Uccello, ‚San Giorgio e il drago': Parigi, Museo Jacquemart-André (da E. Sidona, Paolo Uccello, Milano 1957, fig. 17).

complesso significato allegorico e morale non è necessario parlare in questa sede, inserendolo in un contesto paesaggistico familiare all'osservatore.

Si trattò di una scelta da ricondurre all'„arbitrarietà" della creazione artistica o agli ideatori dei rispettivi programmi figurativi? Nel caso delle due tavole con *San Giorgio e il drago* la presenza della città sullo sfondo ha una funzione ben precisa, dato che l'episodio raffigurato, così come è narrato nella *Legenda aurea* di Jacopo da Varagine, si svolge nei pressi di una città della Libia, i cui abitanti erano terrorizzati dal mostro. Nella tela con i monaci e gli eremiti essa invece non era indispensabile o, almeno, non lo era con il rilievo con cui vi compare, per cui la sua presenza richiede una spiegazione. Christine Lapostolle nel 1990 vide in essa l'immagine della contrapposizione della città reale a quella ideale del deserto, laddove nelle precedenti Tebaidi, con i piccoli e numerosi borghi della campagna toscana che fanno da sfondo agli insediamenti eremitici, si sarebbe voluto rappresentare „une synthèse idéale de la ville et du désert":[45] interpretazione senz'altro suggestiva, ma rispetto alla quale ritengo che si debba dare la precedenza a motivazioni di carattere estetico, perché anche nel dipinto di Paolo Uccello i due mondi – quello del deserto e quello della città – sono diversi nella loro realtà materiale, ma non idealmente antinomici. Non solo infatti il quadro, come si vedrà di qui a poco, era destinato ad una comunità

45 Lapostolle (vedi nota 35), p. 290:„Les deux mondes, chez Uccello, sont dissociés et plastiquement contrastés".

insediata in città, ma le pratiche penitenziali e gli stili di vita monastica che il pittore aveva avuto l'incarico di rappresentare erano diffusi anche in contesti urbani e periurbani, ed erano ben noti agli abitanti delle città, che facevano lasciti agli eremiti, sia quelli delle colline circostanti sia quelli viventi all'interno delle mura.[46] I due giovani dianzi menzionati, che parlano con il frate davanti alla porta del convento, sono proprio un elemento di collegamento tra i due mondi, così come i frati che ritornano dalla questua.

Stessa incertezza tra programma del committente e scelta dell'artista sorge anche in merito alle nuvole che si addensano sulla città e sul vento che fa piegare gli alberi allineati lungo i campi: elementi che non si ritrovano nei paesaggi paradisiaci e puramente immaginari delle Tebaidi, e che costituiscono una prova ulteriore dell'unicità dell'opera di Paolo Uccello. Pur non escludendo che si tratti di una soluzione di carattere puramente estetico – non sono infatti convinto che nell'opera d'arte ogni particolare debba avere sempre un significato riposto –, ritengo tuttavia probabile che si voglia dare, come previsto dal progetto originario, l'idea della serenità della vita monastica e quindi della pace dello spirito, che è possibile conseguire intraprendendo un cammino di elevazione spirituale e sottraendosi così agli affanni quotidiani e alle complicazioni della vita associata, simboleggiata dal paesaggio toscano rurale e urbano, che è opera prettamente umana e, in quanto tale, esposto alle tempeste della natura e della storia: distinzione, più che contrapposizione tra i due mondi, che Paolo Uccello ebbe l'incarico di rappresentare, ma, come sempre avveniva con gli artisti dotati di grande personalità, a modo suo, vale a dire con le soluzioni estetiche e con gli elementi che facevano parte del suo immaginario. Tra essi non esiterei a porre il profilo delle città turrite e murate della Toscana, che, per quanto minacciate da possibili condizioni avverse, e non solo metereologiche, gli ispiravano pur sempre un senso di sicurezza. Ma ne aveva in mente una in particolare?

Quello che risulta evidente è che sia la città del dipinto della Galleria dell'Accademia sia le due di quelli con *San Giorgio e il drago*, una delle quali minacciata da una grande nuvola a spirale, sono caratterizzate da una perfetta cinta muraria punteggiata da numerose torri e da ampi spazi vuoti all'interno, per cui si configurano più come grandi recinti fortificati che come veri e propri insediamenti urbani: una caratterizzazione così forte, che, se corrisponde alla tradizione iconografica altomedievale, non era certamente più usuale nel Quattrocento. La mia proposta è che si tratti di Monteriggioni (AR), il centro fortificato di fondazione senese munito di 15 torri, più volte aspramente conteso tra Siena e Firenze, e che proprio come nei nostri tre dipinti era inserito nel tipico paesaggio della fertile campagna toscana. Nel caso della tela

46 È quello che avveniva ad esempio a Napoli e a Salerno: G. Vitolo, Forme di eremitismo indipendente nel Mezzogiorno medievale, in: L'eremita Francesco di Paola viandante e penitente. Atti del convegno internazionale di studio, Paola, 14–16 sett. 2000, Roma 2006 (Curia generalizia dell'Ordine dei Minimi), pp. 178–191, qui pp. 185–189.

con eremiti e monaci l'identificazione sembrerebbe contraddetta dalla presenza della struttura fortificata collegata con la città a sua ulteriore protezione, ma non credo che si tratti di un elemento decisivo, perché il pittore, come si è detto, aveva in mente un modello di carattere generale, che non era costretto a riprodurre sempre alla stessa maniera. In compenso non mancano nel dipinto vari piccoli dettagli, anche se nessuno particolarmente pregnante, che denotano secondo alcuni una certa attenzione dell'artista per l'ambiente senese, quali il monogramma bernardiniano e il tema dei flagellanti.[47]

A questo punto non è più possibile eludere le due questioni – di fondamentale importanza in discorsi di tal genere – della committenza e della destinazione del dipinto della Galleria dell'Accademia. Il problema è tuttora aperto e parecchie sono le ipotesi messe in campo. La più convincente mi sembra al momento quella della Malquori, la quale sulla base di varie considerazioni, tra cui la posizione di assoluto rilievo attribuita a san Girolamo e a san Francesco, e l'allusione a san Bernardino nel monogramma effigiato sulla chiesa vicina ai flagellanti, la riferisce al monastero fiorentino delle terziarie francescane di San Girolamo e San Francesco sulla Costa, le *Pinzocherae Sancti Hyeronimi Ordinis Sancti Francisci*.[48] Resta però da spiegare come tutto questo si possa conciliare con l'impronta, nell'insieme camaldolese, del dipinto: impronta data non soltanto dal carattere ascetico-penitenziale, comprese le lacrime e la flagellazione, della via della perfezione, dal ruolo preminente assegnato in essa all'esperienza eremitica e, sia pur elemento meno probante, dall'abito bianco, tipico degli Ordini a vocazione eremitica o semieremitica, ma anche dal contesto paesaggistico che, sia pur vagamente, evoca quello di Camaldoli. Mentre però per quest'ultimo è facile ipotizzare che l'artista ne avesse una conoscenza diretta, per il resto la questione è più complessa, ma non credo che ci si possa allontanare molto dalla già citata cerchia di intellettuali e uomini di chiesa legati al camaldolese Ambrogio Traversari e al suo monastero di Santa Maria degli Angeli, dal quale dipendeva peraltro quello di San Benedetto fuori Porta Pinti, che ospitava la bottega dell'Amadei.

Allora molta acqua era passata sotto i ponti da quando a metà dell'XI secolo Pier Damiani aveva dato vita ad una aspra polemica con i Vallombrosani, accusati di essere degli eremiti di città (*urbici heremitae*), preferendola ai recessi montani e ai pendii rocciosi; ma poi gli stessi seguaci di Romualdo di Ravenna e di Pier Damiani avevano scoperto che era possibile condurre vita eremitica anche *intra populosae urbis moenia*,[49] per cui non sorprenderebbe che l'ideatore del programma iconografico

47 Borsi (vedi nota 35), p. 335.

48 A. Malquori, Paolo di Dono, detto Paolo Uccello (attr.), in: Dal Prà, Bernardo di Chiaravalle nell'arte italiana (vedi nota 13), pp. 128–131.

49 Longo (vedi nota 37), p. 43; Id. (vedi nota 40), p. 186; Id., Religione e territorio. Lo spazio e il sacro tra rappresentazioni e pratiche sociali, in: Il paesaggio medievale italiano. Storia e didattica. Sommer School Emilio Sereni, II edizione (24–29 agosto 2010), a cura di G. Bonini/A. Brusa/R. Cervi/E. Garimberti, Reggio Emilia 2011, pp. 47–64, qui p. 58.

fosse un colto benefattore delle monache (laico o ecclesiastico) influenzato dalla spiritualità dei Camaldolesi, anche se il convento delle terziarie francescane non aveva alcun legame con loro. A rendere plausibile un'ipotesi del genere concorre anche la considerazione che i conventi femminili non avevano un rapporto molto stretto con quelli che ufficialmente erano i loro Ordini di riferimento, i quali spesso erano tutt'altro che entusiasti di prendersene cura, contenti che se ne occupassero piuttosto ecclesiastici secolari. Al che è da aggiungere che del loro universo culturale facevano parte anche le devozioni più in voga in determinati periodi e non solo quelle tipiche dei loro Ordini, come mostra, ad esempio, il caso del convento agostiniano di Santa Marta di Siena, dove nei primi decenni del Quattrocento vennero dipinte nel chiostro scene relative non solo a san Girolamo penitente – il che non sorprende dato che gli Agostiniani puntarono ad annettersi i santi eremiti della tarda Antichità –, ma anche a san Francesco, il cui culto, grazie soprattutto al miracolo delle stimmate, era molto popolare.[50]

Il confronto con il convento di Santa Marta di Siena pone però un altro problema, quello della fruizione dell'opera. Mentre infatti gli affreschi senesi con le scene eremitiche potevano sviluppare tutta la loro valenza edificante, essendo ben visibili alle monache che attraversavano il chiostro o vi si intrattenevano, lo stesso non può dirsi per il dipinto di Paolo Uccello, che, nel formato attuale (81 × 111 cm) e pur considerando che potrebbe essere stato tagliato ai quattro lati, fa pensare piuttosto, come nel caso delle tre tavole con *San Giorgio e il drago* (di dimensioni leggermente inferiori e, a quel che sembra, destinate alla devozione privata),[51] ad un quadro da stanza, il cui messaggio, peraltro particolarmente complesso, poteva essere colto solo da chi era in condizione di osservarlo da vicino e più di una volta. Era quello che sarebbe potuto avvenire nella sala del capitolo o nella sagrestia della chiesa o, meglio ancora, nella sala, variamente denominata e in genere riscaldata, nella quale i monaci (e probabilmente anche le monache) fin dall'alto Medioevo si intrattenevano dopo il pranzo, prima di ritirarsi nelle loro celle per il riposo pomeridiano, o anche in altri momenti della giornata.[52] Non è tuttavia da escludere né che fosse destinato all'uso privato di un laico devoto o di un ecclesiastico con idealità di riforma degli Ordini religiosi nel loro complesso, influenzato da quello stesso fervore di recupero in chiave moderna

50 Corsi, Gli affreschi medievali in Santa Marta a Siena (vedi nota 28), pp. 55–75.

51 Era questo certamente il caso della tavola del Museo Jacquemart-André di Parigi, eseguita per il fiorentino Lorenzo di Matteo Morelli. Su di lui si veda L. Pandimiglio, Morelli Lorenzo, in: DBI, vol. 76, Roma 2012, pp. 636–638.

52 Nel monastero francese di Fontenelle, non lontano da Rouen, è detta *caminata* agli inizi del sec. IX: F. Marazzi, Le città dei monaci. Storia degli spazi che avvicinano a Dio, Milano 2015, p. 270. Allo stesso modo era chiamata nel XII secolo a Cava, dove il monaco che ne aveva la cura, consistente verosimilmente soprattutto nell'alimentazione del camino che la riscaldava, aveva appunto la qualifica di *caminatarius*: Archivio dell'abbazia della SS. Trinità di Cava, arca XXXI, nr. 51 (1163, ottobre). A Cluny era invece chiamata *auditorium*: Ibid., p. 326.

dei caratteri del monachesimo antico che produceva le *Tebaidi*, né, come pure è stato ipotizzato, alla Buca di San Girolamo della Notte, la confraternita di disciplinati che aveva sede in locali del monastero, prima domenicano, poi silvestrino e (dal 1448 al 1520) vallombrosano, di San Giorgio alla Costa, poi detto dello Spirito Santo, vicino a quello delle terziarie francescane dei Santi Girolamo e Francesco.[53] Non darei però molta importanza a tal fine alla presenza del gruppo dei sei flagellanti intorno al crocifisso, che si ritrova anche nella coeva e già citata „Piccola" Tebaide Lindsay, dove sono dieci, essendo la flagellazione una pratica penitenziale in uso non solo in ambienti confraternali.[54]

Se l'ipotesi dovesse rivelarsi fondata, non sarebbe comunque questo l'unico caso di presenza di scene a soggetto eremitico in ambienti frequentati da disciplinati. Un caso analogo si registra infatti negli stessi anni a Siena, dove in un locale dello Spedale di Santa Maria della Scala, probabilmente adiacente a quello nel quale si riunivano i Disciplinati della Compagnia della Madonna sotto le Volte, furono eseguiti degli affreschi monocromi di notevole qualità a soggetto eremitico, che secondo Maria Corsi potrebbero essere stati commissionati proprio dai confratelli.[55] Un altro elemento – anch'esso non decisivo, ma comunque da tener presente – a favore della committenza confraternale del dipinto di Paolo Uccello è costituito dal fatto che la novità del suo impianto non passò inosservata, dato che, come si è detto, alcuni dei suoi personaggi e temi figurativi furono immediatamente recepiti dagli artisti che continuarono ad eseguire *Tebaidi* secondo il modello tradizionale. È pur sempre possibile che l'opera sia stata vista nella bottega dell'artista o comunque prima della consegna alle monache, ma non c'è dubbio che la sua collocazione nella sede della confraternita dei Disciplinati ne rendeva possibile la visione ad un numero maggiore e più diversificato di persone. Resta comunque il fatto che riesce alquanto difficile immaginare il messaggio del dipinto come rivolto ai laici. La questione merita, come si vede, un ulteriore approfondimento, ma *alii doctiores videant*.

La domanda alla quale posso tentare invece di dare con maggiore cognizione di causa una risposta in questa sede è se in Italia sia mai realmente esistito un paesaggio del tipo di quello raffigurato dal pittore toscano, caratterizzato dall'esistenza di aree più o meno circoscritte nelle quali esistevano, accanto ai monasteri, rifugi naturali o appositamente costruiti, temporanei o permanenti, per accogliere quanti volessero trascorrere periodi più o meno lunghi di ascesi individuale, ma restando comunque in collegamento con una comunità monastica e, soprattutto, sotto la guida di un abate.

---

53 A. Bernacchioni, Paolo Uccello e le confraternite, in: Arte cristiana 91 (2003), nr. 819, pp. 415–422, qui p. 418; Staderini, La *Via di perfezione* attribuita a Paolo Uccello (vedi nota 35), p. 79.

54 Malquori, La „piccola" Tebaide Lindsay, in: Malquori/De Giorgi/Fenelli (vedi nota 10), p. 83, cita un disegno a tempera, presente in un testo di spiritualità francescana di quegli anni, *Lo spechio de l'ordine Minore*, che ritrae i frati inginocchiati in circolo davanti al crocifisso da cui pendono le discipline.

55 Corsi, Storie di eremiti e monaci (vedi nota 28), p. 96.

Il fenomeno è documentato tra IX e XI secolo a Farfa e alla Novalesa,[56] ma soprattutto in Calabria e in Basilicata, dove i monaci italo-greci diedero vita ad un tipo di monachesimo caratterizzato da grande impegno spirituale e duttilità organizzativa, che metteva a frutto in maniera originale tutto quanto era stato sperimentato fin dal III–IV secolo sia nei deserti di Egitto, Siria e Palestina sia negli ambienti urbani dell'impero bizantino: un tipo di monachesimo che non nasceva dalla mancata conoscenza o dal rifiuto delle diverse forme che esso aveva prodotto fino ad allora – l'isolamento totale, la concentrazione di eremiti in aree più o meno ristrette, le laure (rupestri o di pianura), intorno ad un centro di aggregazione, per lo più una chiesa, e la vita comune in un cenobio – né tanto meno da particolari condizioni esterne che non avrebbero permesso di fare diversamente, quali i pericoli rappresentati dalle incursioni dei Saraceni, ancora pigramente evocate nella saggistica poco informata, per non parlare della manualistica, ma semplicemente dal desiderio di realizzare un diverso ideale di vita religiosa, basato sull'alternanza tra vita eremitica e vita in comunità, e su una inquieta peregrinazione, una vera e propria „frenesia cinetica", come è stata efficacemente chiamata in relazione all'esperienza di Romualdo di Ravenna.[57]

Come emerge chiaramente dalle vite di coloro che tra IX e X secolo conseguirono fama di santità, la scelta della vita cenobitica, destinata a diventare largamente maggioritaria a partire dal secolo XI, era allora soltanto una delle possibilità che si offrivano a chi sceglieva di vivere la sua fede in maniera più impegnativa, e per giunta si trattava di una scelta non definitiva sia perché era pur sempre possibile tornare alla vita eremitica sia perché fu sperimentata una gran varietà di forme di organizzazione, che sostanzialmente erano riconducibili al modello, già attestato in Egitto e Palestina tra IV e V secolo,[58] del monastero al quale si appoggiavano o facevano capo i romitori delle aree circostanti. In essi per lo più si ritiravano temporaneamente o in via definitiva i monaci desiderosi di solitudine e di maggiore perfezione, tra i quali gli stessi *igumeni*, secondo una consuetudine di cui fornisce un chiaro esempio san Nilo di Rossano, il quale, non sopportando – a detta del suo biografo – la vita di comunità, alternava la presenza nei monasteri da lui fondati con periodi di solitudine eremitica più o meno lunghi. Si tratta di un tipo di esperienza religiosa che tendeva a conciliare eremitismo e cenobitismo, e che è probabile che fosse nota agli iniziatori dei vari movimenti di riforma monastica a carattere eremitico nati nell'XI secolo. La conosceva certamente il biografo di Stefano di Muret (1046–1124), il fondatore della comunità di monaci-eremiti da cui avrà origine negli anni 1150–1160 la congregazione di Grandmont, al quale il santo vescovo di Benevento Milone, originario dell'Alvernia (Francia), avrebbe proposto come modello di perfezione quello realizzato da una comunità di eremiti calabresi: modello che egli avrebbe poi effetti-

56 Marazzi (vedi nota 52), pp. 276–278.
57 Longo (vedi nota 40), p. 53.
58 Giorda (vedi nota 2), pp. 36sg.

vamente adottato. Già da tempo Francesco Panarelli ha proposto di identificare questa comunità con quella creata da Bruno di Colonia nel 1091 e che non entrerà mai a far parte dell'Ordine certosino, la cui nascita non fu anteriore agli anni Trenta del sec. XII, confluendo piuttosto nell'Ordine cistercense.[59] A prescindere tuttavia da questo, è l'arrivo in Calabria di Bruno che va sottolineato, perché è prova della considerazione che si aveva per quella regione come sede di esemplari esperienze di vita monastica, le quali, ancorché di impronta eremitica, non comportavano affatto un distacco totale dalle comunità di abitanti delle aree circostanti, come dimostrano i tanti episodi di coinvolgimento dei monaci eremiti in grosse questioni di carattere politico. Così Elia di Enna venne sollecitato dall'imperatore Leone VI ad adoperarsi per tenere alto il morale del popolo e dell'esercito nella lotta contro i Musulmani; Saba di Collesano si recò a Roma più volte: la prima per trattare la pace tra i Bizantini e Ottone II, successivamente per impetrare da Ottone III la liberazione, prima, del figlio del principe di Salerno, tenuto in ostaggio dall'imperatore, e poi del figlio del patrizio di Amalfi; Nilo da Rossano intervenne in difesa dei suoi concittadini ribellatisi all'autorità imperiale.

Naturalmente di ben altra portata, come si è detto in precedenza, fu il coinvolgimento nella vita delle città del resto dell'Italia dei nuovi movimenti di ispirazione eremitica nati a partire dal secolo XI, ma lo stesso monachesimo italo-greco, nonostante la sua originaria fluidità organizzativa, ebbe nel corso del secolo XII sviluppi in tal senso, anche se il diverso contesto politico, culturale e religioso in cui si trovò inserito con la formazione del regno normanno di Sicilia contribuì fortemente a disseccarne le radici.

Come giustamente ha osservato anni fa Giuseppe Sergi, la storia è anche dissipazione,[60] per cui nel suo tritacarne finiscono non di rado esperienze e realtà che non hanno avuto un futuro non perché non fossero di per sé valide, ma perché riuscirono perdenti nella concorrenza con altri modelli che andavano nella direzione della

59 F. Panarelli, L'eremitismo in Puglia (sec. XI–XIV), in: Ermites de France et d'Italie (XIe–XVe siècle), sous la dir. d'A. Vauchez, Roma 2003, pp. 199–209, qui le pp. 199sg. La testimonianza del biografo di Stefano di Muret è utilizzata anche da G. Vitolo, Aspetti e problemi della storia delle certose nel Mezzogiorno medievale. Gli esempi di Napoli e Padula, in: Certose di montagna certose di pianura. Contesti territoriali e sviluppo monastico. Convegno in occasione dell'VIII centenario della certosa di Monte Benedetto, Villar Focchiardo-Susa-Avigliana-Collegno, 13–16 luglio 2000, Borgone Susa (TO) 2002, pp. 329–336, qui pp. 330sg. Sulla presenza di Bruno di Colonia in Calabria si veda ora P. Peters-Custot, Bruno en Calabre. Histoire d'une fondation monastique dans l'Italie normande: S. Maria de Turri et S. Stefano del Bosco, Roma 2014.

60 Non ricordo in quale occasione Sergi abbia usato questa espressione né tanto meno lo ricorda lui stesso; sarà stato probabilmente in qualche convegno durante una discussione, dato che non la si ritrova in nessuno dei suoi scritti, nei quali si fa invece più di una volta riferimento al concetto della „storia fatta con i se". Si veda da ultimo G. Sergi, Antidoti all'abuso della storia. Medioevo, medievisti, smentite, Napoli 2010, pp. 16, 41, 74.

storia. Il compito dello storico è proprio quello di farle rivivere sia pur solo virtualmente, riportando così la storia „a quello stato di fluidità, nel quale essa era ancora decisione" e rendendola ancora una volta presente con le sue acute „alternative".[61]*

61 H. Freyer, Dyltheysches System der Geisteswissenschaft und das Problem Geschichte und Soziologie, in: Kultur- und Universalgeschichte. Festschrift für Walter Goetz, Leipzig-Berlin 1927, p. 499. Riporto la citazione dalla traduzione italiana in: H. Grundmann, Movimenti religiosi nel Medioevo, trad. it., Bologna ³1984, p. 27.

* Durante la stesura di questo saggio ho avuto scambi di idee molto stimolanti con colleghi di varie discipline, ai quali ho chiesto ripetutamente aiuto per indicazioni bibliografiche e per reperire immagini e testi: Francesco Aceto, Luca Arcari, Maria Corsi, Manuela De Giorgi, Antonio De Prisco, Michele Di Marco, Marina Falla. Un debito particolare di riconoscenza ho contratto nei confronti di Alessandra Malquori, con la quale ho discusso a lungo delle *Tebaidi* davanti alla tela di Paolo Uccello, e del Dr. Angelo Tartuferi, direttore della Galleria dell'Accademia, che mi ha fornito la foto che correda questo saggio.

Francesco Filotico

Der Deutsche Orden und die Seelsorge in Südtirol im 13. Jahrhundert

Riassunto: La presenza dell'Ordine Teutonico nel Sudtirolo si caratterizza, fin dai suoi esordi (1202), per l'attività pastorale e ospedaliera svolta dai suoi membri nella regione. Sia per il cospicuo numero di chiese e cappelle precocemente acquisite dall'Ordine, sia per la notevole presenza di fratelli sacerdoti, il baliato di Bolzano è stato a buon diritto definito *Pfaffenballei*. Nel contributo, si è cercato di ricostruire, sulla base di fonti edite e inedite, la *cura animarum* presso le pievi donate ai Teutonici durante il secolo XIII (Longomoso/Lengmoos, Vipiteno/Sterzing, Silandro/Schlanders, S. Leonardo di Passiria/St. Leonhard in Passeier, Vanga/Wangen). L'inserimento dell'Ordine nella rete parrocchiale delle diocesi di Trento, Bressanone e Coira avrebbe potuto causare attriti con i vescovi; tuttavia, in quell'aspra contrapposizione fra ordinari diocesani e poteri locali che contraddistingue la storia del Sudtirolo nel secolo XIII e oltre, i Teutonici non furono pregiudizialmente avversati dai vescovi, come ritiene una ben rappresentata tradizione storiografica, bensì di volta in volta sostenuti o contrastati da essi a seconda delle convenienze del momento.

Abstract: The presence of the Teutonic Order in South Tyrol is characterized, from the outset (1202), by the pastoral activities of its members in the region and their establishment of hospitals. Given both the many churches and chapels acquired by the Order at an early stage and the considerable number of its members who were priests, the Bailiwick of Bolzano has rightly been described as a *Pfaffenballei*. Using published and unpublished sources, this article seeks to reconstruct the *cura animarum* at the churches donated to the Teutonic Knights during the 13th century (Longomoso/Lengmoos, Vipiteno/Sterzing, Silandro/Schlanders, S. Leonardo di Passiria/St. Leonhard in Passeier, Vanga/Wangen). The insertion of the Order into the parish network of the dioceses of Trent, Bressanone and Coira could potentially have caused disputes with the bishops. However, within the climate of strong disputes between diocesan ordinaries and local powers that characterized the history of the South Tyrol during the 13th century and beyond, the Teutonic knights were not opposed a priori by the bishops, as thought by a substantial historiographical tradition, but rather supported or combated depending on the advantages of the moment.

Seit der 1198 erfolgten Umwandlung der 1190 im Zusammenhang des dritten Kreuzzugs vor Akkon gegründeten deutschen Hospitalbruderschaft in einen Ritterorden (*Ordo fratrum domus hospitalis S. Mariae Teutonicorum in Jerusalem*) dominierten im Deutschen Orden, auch im Zusammenhang seiner zunehmenden Militarisierung, die

Ritterbrüder.[1] Die Priesterbrüder spielten nun nur noch eine untergeordnete Rolle mit Ausnahme von Preußen, wo drei von vier Domkapiteln in den Orden inkorporiert waren, in Livland, wo der Orden ein Domkapitel inkorporieren konnte, und in Südtirol, in der Ballei Bozen, wo die Priesterbrüder eine wichtige Rolle einnahmen.[2] Im Folgenden geht es darum, zunächst den Ursprung dieser „Pfaffenballei"[3] zu ergründen, die über Kirchen, Kapellen, Hospitäler und Pfarreien in den Diözesen Trient, Brixen und Chur verfügte; in einem zweiten Schritt wird dann die Frage behandelt, wie die Bischöfe auf das Eindringen des Ordens in das Netzwerk der Pfarreien ihrer Diözesen reagierten. Dabei begrenzen wir uns auf das 13. Jahrhundert, weil in diesem ersten Jahrhundert der Präsenz des Deutschen Ordens in Südtirol die Grundlagen für die weitere Entwicklung und seine Beteiligung an der Seelsorge gelegt wurden, welche bis in die Gegenwart andauert.

Mit der Beteiligung des Deutschen Ordens an der *cura animarum* in Südtirol und seiner Einbeziehung in das Netzwerk der dortigen Pfarreien haben sich sowohl Spezialisten der Deutschordensgeschichte wie Marian Tumler und Udo Arnold beschäftigt als auch Südtiroler und italienische Historiker der Tiroler und Trienter Kirchengeschichte wie Karl-Horst Praxmarer, Daniela Rando und Emanuele Curzel;[4] letztere vor allem wegen der nicht unbedeutenden Rolle, welche der Orden im 13. Jahrhundert in den Diözesen Brixen und Trient spielte, wo er die Pfarreien Sterzing, Ritten, Wangen und Passeier besaß. Das Interesse der Forschung beschränkte sich hauptsächlich auf die Frage, ob die Bischöfe dem Orden wohlwollend oder ablehnend gegenüberstanden. So vertraten Praxmarer und Rando die Auffassung, die Bischöfe von Trient und

1 Vgl. U. Arnold, Vom Feldspital zum Ritterorden. Militarisierung und Territorialisierung des Deutschen Ordens (1190–ca. 1240), in: Balticum, ofiarowane Marianowi Biskupowi, Toruń 1992, S. 25–36; Nachdr. in: Ders., Deutscher Orden und Preußenland. Ausgewählte Aufsätze anläßlich des 65. Geburtstages hg. von B. Jähnig und G. Michels, Marburg 2005 (Einzelschriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung 38), S. 133–142.

2 Ders., Mittelalter, in: Der Deutsche Orden in Tirol, hg. von H. Noflatscher, Bozen-Marburg 1991 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 43), S. 125–170; K. Militzer, Von Akkon zur Marienburg. Verfassung, Verwaltung und Sozialstruktur des Deutschen Ordens 1190–1309, Marburg 1999 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 56), S. 65–68.

3 K.-H. Praxmarer, Der Deutsche Orden in Tirol bis 1430, Diss. Phil. Wien 1972 (Masch.), S. 9.

4 M. Tumler, Der Deutsche Orden im Werden, Wachsen und Wirken bis 1400, Wien 1955, S. 82–90; Arnold, Mittelalter (wie Anm. 2); Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 2); D. Rando, Vescovo e istituzioni ecclesiastiche a Trento nei secoli XI–XIII. Prime ricerche, in: Atti dell'Accademia Roveretana degli Agiati 236 (1986), ser. VI, Bd. 26/A, S. 5–27, hier S. 12–16; E. Curzel, Le pievi trentine. Trasformazioni e continuità nell'organizzazione territoriale della cura d'anime dalle origini al XIII secolo, Bologna 1999, S. 55f. Vgl. auch H. von Voltelini, Beiträge zur Geschichte Tirols, in: Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg 33 (1889), S. 1–188, hier S. 93–95; F.-H. von Hye, Die Ballei an der Etsch und die Landkommende Bozen, in: Der Deutsche Orden in Tirol (wie Anm. 3), S. 329–358, hier S. 329–332; C. Gufler, Die Pfarreien, ebd. S. 438–464, hier S. 438–441.

Brixen hätten das Eindringen des Ordens in ihre Diözesen als bedrohlich betrachtet. Das Verhalten des Trienter Bischofs Konrad von Beseno, der 1202 dem Ordenshospital von St. Johannes in Bozen die Ausübung der Seelsorge verbot, sich das Recht vorbehielt den dortigen Priester zu ernennen und über die Vogtei zu bestimmen,[5] wurde nach Rando von der Befürchtung hervorgerufen, der Deutsche Orden, der dabei war, weitreichende päpstliche Privilegien zu erwerben, die ihn weitgehend dem Templerorden gleichstellten, werde wie dieser versuchen, die bischöflichen Rechte in der Diözese zu vermindern. Obwohl die Bischöfe zahlreiche Hospitaleinrichtungen förderten, um sie aus ihrer Abhängigkeit von den Vorstehern der Pfarreien (*pievi*) zu lösen, hätten sie von Anfang an dem Deutschen Orden misstrauisch gegenübergestanden und versucht, seine Ausbreitung zu blockieren.[6]

Udo Arnold vertrat hingegen die Auffassung, dass auch in Südtirol das Verhalten der Bischöfe vom unterschiedlichen politischen Gewicht abhing, welches der Deutsche Orden im Laufe des 13. Jahrhunderts ausübte: Die starken Einschränkungen, die die Bischöfe dem Orden in der ersten Phase seiner Entwicklung auferlegten, seien vollkommen normal gewesen, weil der Orden damals noch nicht im Besitz der Exemtionsprivilegien des Apostolischen Stuhls war, die ihn später – insbesondere während des Pontifikats Honorius' III. (1216–1227)[7] – von der religiösen und weltlichen Jurisdiktion der Bischöfe befreiten. Nach Arnold hätten die Bischöfe daher den Orden anfangs gefördert. Konflikte seien erst entstanden – sowohl in Tirol als auch in anderen Balleien des Reichs –, nachdem dieser Bezirke mit *cura animarum* erhielt, was für die Bischöfe den Verlust von Zehnten und der Ernennung der Pfarrer bedeutete.[8] Ergänzend kann man hinzufügen, dass die von der älteren Forschung vertretene Annahme eines im ganzen 13. Jahrhundert einheitlichen Verhaltens der Bischöfe in einer politisch komplex strukturierten Diözese wie der von Trient, in der zumindest in der ersten Hälfte des Jahrhunderts große Unterschiede zwischen den Pfarreien im Norden und Süden des Bistums bestanden,[9] besonders problematisch ist.

5 Tiroler Urkundenbuch, hg. von F. Huter, I/1–3, Innsbruck 1937–1957, hier I/2, Nr. 543, S. 19–21.

6 Rando, Vescovo (wie Anm. 4), S. 22f.

7 Tumler, Der Deutsche Orden (wie Anm. 4), S. 401–405; H. Kluger, Hochmeister Hermann von Salza und Kaiser Friedrich II. Ein Beitrag zur Frühgeschichte des Deutschen Ordens, Marburg 1987 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 37), S. 20–30; E. Volgger, Die Priester im Deutschen Orden, in: Der Deutsche Orden in Tirol (wie Anm. 3), S. 43–82, hier S. 46f. Vgl. allgemein auch H. Prutz, Die geistlichen Ritterorden, Berlin 1908, S. 109–132; E. Keyser, Die kirchenrechtliche Stellung der Deutschordensgemeinden, in: Altpreußische Forschungen 1 (1925), S. 15–38.

8 Arnold, Mittelalter (wie Anm. 2), S. 148–153, 168, stellt fest, dass in der Ballei Bozen die heftigsten Konflikte mit dem Episkopat, besonders hinsichtlich des Erwerbs der Pfarre Lana im 15. Jahrhundert stattfanden, als der Orden nicht mehr in der Lage war, seine Rechte auf Befreiung von kirchlichen Abgaben durchzusetzen.

9 Rando, Vescovo (wie Anm. 4), S. 12–16; Curzel, Le pievi (wie Anm. 4), S. 43–59, 210f.

Dass der Fokus der Forschung auf den Beziehungen des Ordens zum Episkopat lag, hängt auch von der einseitigen Quellenlage ab. Die Überlieferung der Hospitaleinrichtungen hat nämlich, wie Gian Maria Varanini es ausgedrückt hat, einen „großen Schiffbruch" erlitten, d. h. ihre Archive sind verloren gegangen, während sich die von den Bischöfen und Domkapiteln ausgestellten und aufbewahrten Urkunden erhalten haben.[10] Die Deutschordenshospitale in Südtirol (Bozen, Lengmoos und Sterzing) stellen in dieser Hinsicht keine Ausnahme dar.

Um die Beziehungen zwischen den Gründern dieser Einrichtungen und dem Deutschen Orden und insbesondere dessen reale Teilnahme an der *cura animarum* zu rekonstruieren, ist es angebracht, die wichtigsten Daten, die aus den entsprechenden, edierten und unedierten Urkunden hervorgehen, vorzustellen. So erhalten wir einen guten Einblick in die Anfangsphase des Eindringens des Deutschen Ordens in das Netzwerk der Pfarreien der erwähnten Diözesen.

1 Kirchen, Kapellen, Hospitale und Pfarreien des Deutschen Ordens in Südtirol

Datum	Erwerbung	Schenker
1202 April 9	Kirche u. Hospital St. Johannes in Bozen	Girold u. Mathilde aus Bozen
1212 Mai 18	Kapelle St. Martin der Pfarrei Göflan	Adalbert und Bertold von Wangen
1215 Febr. 5	Kapelle St. Margarethe in Lana u. Kirche in Tschars	König Friedrich II.
1219 Dez. 21	Pfarre St. Leonhard in Passeier	König Friedrich II.
1236 Nov.	Pfarre Schlanders	König Friedrich II.
vor 1237	Hospital in Lengmoos mit Pfarre Ritten	unbekannt
1254 Nov.	Hospital Hl. Geist in Sterzing mit Pfarre St. Maria	Adelheid von Taufers
1269 Dez. 20	Kapellen St. Maria Magdalena u. St. Peter in Eppan	Ulrich II. von Taufers
1283 Apr. 29	Stift St. Maria Coronata in Trient	Prior des aufgelösten Stifts
1299 Jan. 20	Patronatsrechte über die Pfarre Wangen	Albero IV. von Wangen

Zu den ältesten Bezeugungen des Deutschen Ordens im Gebiet des römisch-deutschen Reichs gehört eine Schenkung aus Bozen: Am 9. April 1202 übergaben die Eheleute Girold und Mathilde dem Deutschen Orden, vertreten durch den Bruder Konrad, eine Kirche und ein Johannes dem Evangelisten geweihtes Hospital, die sie in Bozen *ad refectionem pauperum* gegründet hatten und die unter den besonderen Schutz des

10 G. M. Varanini, Uomini e donne in ospedali e monasteri del territorio trentino (secoli XII–XIV), in: Uomini e donne in comunità, hg. von G. De Sandre Gasparini, Verona 1994 (Quaderni di storia religiosa 1), S. 259–300, hier S. 260.

Bischofs von Trient gestellt wurden.[11] Zehn Jahre später, am 18. Mai 1212 schenkten die Brüder Adalbert und Bertold von Wangen in Bozen dem erwähnten Bruder Konrad die zur Pfarrei Göflan gehörende Kapelle St. Martin.[12] Diese Schenkung wurde am 15. September 1215 vom Trienter Bischof Friedrich von Wangen (1207–1218) bestätigt und wahrscheinlich am 5. November 1230 von Friedrich und Beral (*Beralus*) von Wangen zugunsten des Hochmeisters Hermann von Salza erneuert.[13] Am 5. Februar 1215 übergab der staufische Herrscher Friedrich II. dem Deutschen Orden die Kapelle St. Margarethe in Lana und die Kirche von Tschars (*Schardes*).[14] Am 21. Dezember 1219 schenkte derselbe Herrscher dem Orden die Pfarrei St. Leonhard in Passeier[15] und im November 1235 dem Hochmeister Hermann von Salza die Pfarrei Schlanders *pro subventione Terre Sancte et refectione pauperum*.[16]

Seit 1237 ist der Deutsche Orden als Inhaber des Hospizes von Lengmoos bezeugt, das als eine private Gründung wahrscheinlich vor 1211 entstanden war, als

11 Tiroler Urkundenbuch I/2 (wie Anm. 5), Nr. 543, S. 19–21. Zur Schenkung vgl. J. Ladurner, Urkundliche Beiträge zur Geschichte des deutschen Ordens in Tirol, in: Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg III/10 (1861), S. 9; Praxmarer, Der Deutsche Orden in Tirol (wie Anm. 3), S. 19–21; Curzel, Le pievi (wie Anm. 4), S. 56, 75; Rando, Vescovo (wie Anm. 4) S. 22f.

12 Tiroler Urkundenbuch I/2 (wie Anm. 5), Nr. 632, S. 100. Vgl. Ladurner, Urkundliche Beiträge (wie Anm. 11), S. 10; Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 21.

13 Tiroler Urkundenbuch I/2 (wie Anm. 5), Nr. 632 (15. 9. 1212) S. 100, Nr. 940 (5. 11. 1230) S. 338f. Man nimmt meistens an, dass die *capella nostra Gebelan* von 1230 mit der im Mai 1212 geschenkten identisch sei: so u. a. Ladurner, Urkundliche Beiträge (wie Anm. 11), S. 8f.; K. Militzer, Die Entstehung der Deutschordensballeien im Deutschen Reich, Marburg ²1981 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 16), S. 101; Arnold, Mittelalter (wie Anm. 2), S. 130; von Hye, Die Ballei (wie Anm. 4), S. 330. Anders Gufler, Die Pfarreien (wie Anm. 4), S. 439f., der annimmt, die Kapelle könne mit der Walpurgiskapelle von Göflan identifiziert werden, die um 1237 bezeugt ist und später immer unter den Besitzungen des Deutschen Ordens erwähnt wird.

14 Die Urkunden Friedrichs II. 1212–1217, hg. von W. Koch, Hannover 2007 (MGH Diplomata regum et imperatorum Germaniae XIV/2), Nr. 281 S. 224f. Der Ortsname Schardes ist unterschiedlich interpretiert worden: als wahrscheinlich Ciárdes/Tschars von Ladurner, Urkundliche Beiträge (wie Anm. 11), S. 11 (mit älterer Literatur), Tumler, Der Deutsche Orden (wie Anm. 4), S. 84, Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 22, Tiroler Urkundenbuch I/2 (wie Anm. 5), Nr. 674 S. 134f., Bd. I/3, Nr. 1036 S. 81f. (Kopfregesten), Militzer, Die Entstehung (wie Anm. 13), S. 101; als Kapelle von San Carpofaro di Tarsch (ital. Tárres) von F.-H. von Hye, Auf den Spuren des Deutschen Ordens in Tirol. Eine Bild- und Textdokumentation aus Anlaß des Ordensjubiläums 1190–1990, Bozen 1991, S. 307. Zweifel an der Möglichkeit der Identifizierung des Ortsnamens äußert J. Nössing, Die Kommende Schlanders, in: Der Deutsche Orden (wie Anm. 2), S. 389–410, hier S. 389.

15 Die Urkunden Friedrichs II. 1218–1220, hg. von W. Koch, Hannover 2010 (MGH Diplomata regum et imperatorum Germaniae XIV/3), Nr. 584 S. 317f. Vgl. Ladurner, Urkundliche Beiträge (wie Anm. 11), S. 12; Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 22. Nach Curzel, Le pievi (wie Anm. 4), S. 56, 236 hätte St. Leonhard sich erst nach der Schenkung an den Deutschen Orden im Jahre 1219 von der Mutterkirche Scena gelöst und einen selbständigen Seelsorgebezirk gebildet.

16 Tiroler Urkundenbuch (wie Anm. 5), I/3, Nr. 1036 S. 81f. Vgl. Ladurner, Urkundliche Beiträge (wie Anm. 11), S. 18; Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 22, 54.

der Bischof von Trient, Friedrich von Wangen, ihm die Pfarrei Ritten schenkte.[17] Im November 1254 erhielt der Deutsche Orden von Adelheid von Taufers das Heilig-Geist-Hospital von Sterzing,[18] das bei seiner Gründung im Jahre 1241 mit der Pfarrkirche St. Marien ausgestattet worden war.[19] Nach anfänglichem Widerstand erkannte Bischof Bruno von Brixen im August 1263 sowohl die Schenkung des Hospitals als auch der Pfarrei (*hospitale ... cum parrochia*) an.[20] Am 20. Dezember 1269 fügte Ulrich II. von Taufers, der Sohn Adelheids, dieser Schenkung die Kapellen St. Maria Magdalena von Hocheppan (beim Schloss Eppan) und St. Peter bei der Pfarre St. Paul in Eppan hinzu.[21]

Am 29. April 1283 übergab der Prior des aufgelösten Augustinerchorherrenstifts St. Maria Coronata in Trient dieses dem Deutschen Orden, der durch den Bruder Konrad von Tscheves, Landkomtur von Bozen, vertreten wurde.[22] Am 20. Januar 1299 trat Albero IV. von Wangen dem Landkomtur von Bozen die Patronatsrechte über die Pfarrei Wangen ab. Der Zeitpunkt der Abtretung geht aus einer Urkunde vom Februar 1307

---

17 Zur Schenkung der Pfarre Ritten an das Hospital von St. Maria und St. Johannes dem Evangelisten von Lengmoos vgl. Tiroler Urkundenbuch (wie Anm. 5), I/2, Nr. 614 (9. 1. 1211) S. 87 f. (im Regest ist irrig von der Übertragung der Pfarrei an den Deutschen Orden die Rede). Zur Geschichte des Hospitals von seiner Gründung bis zum Übergang an den Deutschen Orden: Ladurner, Urkundliche Beiträge (wie Anm. 11), S. 13–16; M. Tumler, Das Hospiz zu Lengmoos, hg. von P. R. Lantschner, Völlan 1985 (Phil. Diss. Innsbruck 1922), S. 24–42, 45–48; Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 44–50 mit Quellennachweisen; U. Arnold, Die Kommende Lengmoos, in: Der Deutsche Orden (wie Anm. 2), S. 411–424, hier S. 411–413; Curzel, Le pievi (wie Anm. 4), S. 54–56, 225–228.

18 Unedierte Urkunde vom 27. 11. 1254 in der Abteilung Urkunden des Zentralarchivs des Deutschen Ordens in Wien (im folgenden zitiert als DOZA). Vgl. Die Urkunden des Deutschordenszentralarchivs in Wien. Regesten I–III, hg. von U. Arnold, Marburg 2006–2009 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 60), Bd. I, Nr. 407 S. 135.

19 L. Santifaller/H. Appelt, Die Urkunden der Brixner Hochstiftsarchive 1295–1336, Bd. II, Leipzig 1941–1943, Nr. 603 (9. 6. 1241) S. 667–669.

20 DOZA, unedierte Urkunde vom 29. 8. 1263. Vgl. Die Urkunden des DOZA (wie Anm. 18), Bd. I, Nr. 608 S. 196. Zur Geschichte des Heilig-Geist-Hospitals von Sterzing s. Ladurner, Urkundliche Beiträge (wie Anm. 11), S. 22–26; F. Huter, Die Anfänge der Spitäler von Sterzing, in: Festschrift Karl Pivec, hg. von A. Haidacher und H. E. Mayer, Innsbruck 1966 (Innsbrucker Beitrage zur Kulturwissenschaft 12), S. 205–212, hier S. 205–208; Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 59–63; E. Kustatscher, Die Herren von Taufers, Phil. Diss. Innsbruck 1987 (Masch.), S. 108–114; Dies., Sterzing. Hospital und Adelssitz, in: Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 359–410, hier S. 359 f.

21 DOZA, unedierte Urkunde vom 20. 12. 1269. Vgl. Die Urkunden des DOZA (wie Anm. 18), Bd. I, Nr. 68, S. 217; Ladurner, Urkundliche Beiträge (wie Anm. 11), S. 26–28; Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 69.

22 DOZA, unedierte Urkunde vom 29. 4. 1283. Vgl. Die Urkunden des DOZA (wie Anm. 18), Bd. I, Nr. 904 S. 287; Ladurner, Urkundliche Beiträge (wie Anm. 11), S. 43–45; von Voltelini, Beiträge (wie Anm. 4), S. 82 f., 94; Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 72–76; H. Klezl, Die Übertragung von Augustiner-Chorherrenstiften an den Deutschen Orden zwischen 1220 und 1323: Ursachen, Verlauf, Entwicklungen, Neuried 1988 (Deutsche Hochschuledition 66), S. 167–186, besonders S. 179–183; Curzel, Le pievi (wie Anm. 4), S. 56, 192.

hervor, mit der die Gräfin Eufemia von Tirol den vom adeligen Albero (*nobilis Albero*) zugunsten des Deutschen Ordens und des Komturs Hartmann *de Halenstayn* vorgenommenen Akt bestätigte.[23] Die Urkunde von 1299 wurde wahrscheinlich noch von Justinian Ladurner eingesehen, der 1861 zwei Exemplare erwähnte, das eine im Archiv von Sarnthein, das andere im Archiv des Deutschen Ordens in Bozen;[24] beide sind jedoch seit der Mitte des 20. Jahrhunderts verschollen, wie Marian Tumler feststellte,[25] und wahrscheinlich bereits vor 1887/88 verloren gegangen, da sie bei Pettenegg und von Ottenthal-Redlich nicht erwähnt werden.[26]

Am Ende des 13. Jahrhunderts, das den chronologischen Rahmen des vorliegenden Beitrags bildet, hatte sich der Besitz der Pfarreien des Deutschen Ordens in Südtirol bereits im wesentlichen ausgebildet, auch wenn in den beiden folgenden Jahrhunderten noch einige Seelsorgebezirke hinzukamen.[27] Wir erwähnen hier nur die wichtigsten: Im April 1396 gab Papst Bonifaz IX. dem Deutschen Orden die Pfarreien Lana und Sarnthein,[28] und im Januar 1468 gewährte Sigmund, Herzog von Österreich und Graf von Tirol, dem Orden das *jus patronatus sive presentandi* für die Pfarreien Mareith und Sarnthein, wodurch die letztere definitiv in den Besitz des Ordens gelangte.[29] Um die Mitte des 16. Jahrhunderts übte der Orden in elf Seelsorgebezirken in Südtirol das Patronatsrecht aus, von denen drei in der Diözese Chur (Schlanders, Laas und Martell), sechs in der Diözese Trient (St. Leonhard in Passeier, Lana, Sarnthein, Lengmoos, Unterinn und Wangen) und zwei in der Diözese Brixen (Sterzing und Mareit) lagen.[30]

---

23 DOZA, unedierte Urkunde vom 8. 2. 1307. Vgl. Die Urkunden des DOZA (wie Anm. 18), Bd. I, Nr. 1260 S. 399; Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 158.

24 Ladurner, Urkundliche Beiträge (wie Anm. 11), S. 49–52.

25 Tumler, Der Deutsche Orden (wie Anm. 4), S. 89.

26 E. G. Graf von Pettenegg, Die Urkunden des Deutsch-Ordens-Centralarchives zu Wien, Bd. 1, Prag-Leipzig 1887; E. von Ottenthal/O. Redlich, Archiv-Berichte aus Tirol, Bd. 1, Wien 1888. Zur Abtretung der Pfarrei Wangen an den Deutschen Orden vgl. Curzel, Le pievi (wie Anm. 4), S. 228 f.

27 Arnold, Mittelalter (wie Anm. 2), S. 133.

28 DOZA, unedierte Urkunde vom 16. 4. 1396. Vgl. Die Urkunden des DOZA (wie Anm. 18), Bd. II, Nr. 2616, S. 795 f. Die Schenkung von Lana führte zunächst zu heftigen Konflikten zwischen dem Deutschen Orden und den Bischöfen von Trient (bis 1430) und danach mit den Herren von Brandis. Zu den Folgen der Übertragung der beiden Pfarreien an den Orden s. Ladurner, Urkundliche Beiträge (wie Anm. 11), S. 74–78; A. von Brandis, Die Vogtei der Pfarre Lana, in: Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg III/31 (1887), S. 1–69, hier S. 14–22; Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 154, 179–200; Arnold, Mittelalter (wie Anm. 2), S. 133 Anm. 24 mit Literatur; Curzel, Le pievi (wie Anm. 4), S. 219 f. (Lana), 230 f. (Sarnthein).

29 DOZA, unedierte Urkunde vom 7. 10. 1468. Vgl. Die Urkunden des DOZA (wie Anm. 18), Bd. III, Nr. 3955 S. 1172; Ladurner, Urkundliche Beiträge (wie Anm. 11), S. 111; B. Dudik, Beiträge zur Geschichte des deutschen Ordens in Tyrol, in: Archiv für Kunde österreichischer Geschichts-Quellen 17 (1857), S. 113–129, hier S. 115–118; Arnold, Mittelalter (wie Anm. 2), S. 133 Anm. 24 mit Literatur.

30 Gufler, Die Pfarreien (wie Anm. 4), S. 442.

Bevor wir auf die Beteiligung des Ordens an der *cura animarum* in Südtirol im 13. Jahrhundert eingehen, ist es notwendig aufgrund der edierten und unedierten Urkunden die Präsenz der dort tätigen Priesterbrüder zu klären, soweit dies aufgrund der Quellenlage möglich ist.

2 Priesterbrüder in der Ballei Bozen im 13. Jahrhundert

1242 Febr. – Dez.	Ulrich
1242 Dez. 5	Friedrich
1257 Mai 19	Hartwig
1260 Okt. 24	Hartwig, Komtur von Bozen und Lengmoos
1261 Sept. 9	Hartwig
1263 Sept. 3	David u. Albert
1269 Dez. 30	Friedrich von Bondorf u. David
1274 Sept.	Heinrich, Protonotar Rudolfs von Habsburg, Bischof von Trient
1278 Okt. 20	Hartwig u. Christian
1279 Aug. 5	Heinrich
1283 Apr. 29	Konrad von Tscheves, Landkomtur, u. Konrad, Komtur von Bozen
1285 Nov. 17	Konrad von Inn, Komtur von Bozen

Aus der obigen Tabelle sehen wir, dass in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in der Ballei Bozen nur zwei Priesterbrüder bezeugt sind: Als die Brüder *Egeno* und *Cuncius* am 9. Februar 1242 einen Teil ihres Grundbesitzes dem Deutschen Orden in Bozen schenkten, wurde der Orden außer vom Komtur Hermann auch von einem Priesterbruder namens Ulrich vertreten;[31] dieser wird dann in einer Reihe von Notarsimbreviaturen aus dem Beginn der vierziger Jahre des 13. Jahrhunderts erwähnt.[32] Ebenfalls aus einer Notarsimbreviatur erfahren wir, dass ein Diakon namens Friedrich am 5. Dezember 1242 den Brüdern *Friderico sacerdoti et (...) Hermanno de hospitale domus Teotonicorum in Bozano* einen Brief übergab, den der Bischof von Trient, Aldrighetto da Campo (1232–1247), zur Unterstützung des Pfarrers Albert von Bozen geschrieben hatte, der in einen Streit mit dem Deutschen Orden verwickelt war.[33] Es handelt sich um die einzige Bezeugung dieses Priesters namens Friedrich. Die zentrale Rolle, die er in diesem Dokument spielt – er droht mit einer Appellation an den Patriarchen von Aquileja oder an den Apostolischen Stuhl, falls der Inhalt des Briefs des Bischofs ihn

31 H. von Voltelini/F. Huter, Die Südtiroler Notariats-Imbreviaturen des dreizehnten Jahrhunderts, Innsbruck 1951 (Acta Tirolensia 4), Nr. 53 S. 29–31.

32 Ebd. Nr. 144 (7. 4. 1242) S. 96 f. (Empfänger einer Schenkung zusammen mit dem Komtur von Bozen und anderen Brüdern); Nr. 233 (23. 7. 1242) S. 154, Nr. 447 (5. 12. 1242) S. 292 f., Nr. 448 S. 293 (6. 12. 1242), Nr. 450 (7. 12. 1242) S. 294 f. (Zeuge).

33 Ebd. Nr. 447 S. 292 f.

schädigen sollte –, lässt es möglich erscheinen, dass er identisch ist mit dem gleichnamigen Bozener Komtur (*Fridericus hospitalarius et preceptor domus teotonicorum in Bozano*). Diesem schlug der erwähnte Pfarrer Albert von Bozen einige Tage später, am 17. Dezember 1242, vor, den Streit zu beenden, der wegen eines Begräbnisses auf dem Ordensfriedhof entstanden war, das von diesem als unrechtmäßig bestritten worden war, und der vermutlich den Brief des Bischofs verursacht hatte.[34]

Nach der Mitte des 13. Jahrhunderts nehmen die Erwähnungen von Priesterbrüdern erheblich zu: Am 19. Mai 1257 schloss *Alohochus, preceptor domorum teutonicorum in Bolzano et Lengenmos*, einen Vertrag mit Zustimmung zahlreicher Mitbrüder, darunter ein Priester namens Hartwig (*presbitero Hartwico*).[35] Am 24. Oktober 1260 verkaufte der Abt von St. Michael in Attel mit Zustimmung seiner Mitbrüder an den *dominum fratrem Hartwicum sacerdotem et commandatorem* (*sic* !) *domus teotonicorum de Longinmos et Bozano*, eine Hufe (*manso*) bei St. Justina in der Nähe von Bozen mit einem Haus, Weinbergen und anderem Zubehör.[36] In einem Brief Papst Urbans IV. vom 9. September 1261 wird ein Priesterbruder namens Hartwig (*Hertwicum presbiterum*) genannt, den der Deutschordenskomtur von Bozen und Lengmoos dem Bischof von Chur für die Verwaltung der Pfarrei Schlanders vorgeschlagen hatte.[37] Möglicherweise Deutschordensbrüder waren *David et Albertus sacerdotes* und *provisores* des Hospitals von St. Maria und der Hl. Dreifaltigkeit in Sterzing,[38] die als Zeugen in einer Urkunde vom 3. September 1263 auftreten, in der Adelheid von Taufers bestätigt, dass sie das von ihr in Sterzing gegründete Hospital dem Deutschen Orden (*domus Sancte Marie teutonicorum de ultra mare*) geschenkt hatte.[39] Am 30. Dezember 1269 erschienen vor dem Bischof Egno von Eppan der erste bezeugte Landkomtur von Bozen, Dietrich von Wibelhoven (*Diatrichus de Wibelchoven*),[40] und seine Mitbrüder, die Priester *Federicus dictus de Bondorf* und *Davit*, um von diesem die Bestätigung der

34 Ebd. Nr. 468 S. 307.

35 DOZA, unedierte Urkunde vom 19. 5. 1257. Vgl. Die Urkunden des DOZA (wie Anm. 18), Bd. I, Nr. 436, S. 144. Vgl. Ladurner, Urkundliche Beiträge (wie Anm. 11), S. 33f.; Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 4), S. 26.

36 DOZA, unedierte Urkunde vom 24. 10. 1260. Vgl. Die Urkunden des DOZA (wie Anm. 18), Bd. I, Nr. 562 S. 183; Ladurner, Urkundliche Beiträge (wie Anm. 11), S. 35; Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 28; Arnold, Mittelalter (wie Anm. 2), S. 132.

37 Bündner Urkundenbuch, Bd. 2: 1200–1272, hg. von O. P. Clavadetscher, Neuausgabe, Chur 2004, Nr. 1052 S. 502.

38 Die Zweifel an der Angehörigkeit zum Orden beruhen auf der Tatsache, dass die beiden nicht als *fratres* bezeichnet werden. In der Frühzeit des Deutschen Ordens in Tirol gibt es allerdings keine rigorosen Bezeichnungen der Titel. Vgl. Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 48. Zur Verwendung des Titels *provisor* in der Ballei Bozen vgl. Militzer, Die Entstehung (wie Anm. 13), S. 103.

39 DOZA, unedierte Urkunde vom 3. 9. 1263. Vgl. Die Urkunden des DOZA (wie Anm. 18), Bd. I, Nr. 609 S. 197; Ladurner, Urkundliche Beiträge (wie Anm. 11), S. 26; Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 67.

40 Ebd. S. 235; Militzer, Von Akkon (wie Anm. 2), S. 301.

Schenkung der Kapellen St. Maria und St. Peter von Eppan zu erhalten, die Ulrich von Taufers dem Orden geschenkt hatte.[41]

Im September 1274 wurde der Deutschordenspriester und Protonotar (Vizekanzler) Kaiser Rudolfs von Habsburg, Heinrich, zum Bischof von Trient gewählt.[42] Das Testament, mit dem die Gräfin Adelheid, die Mutter Mainhards II. von Tirol, am 20. Oktober 1278 *in articulo mortis* dem Deutschen Orden für die Verteidigung des Heiligen Landes (*in subsidium Terre Sancte*) eine Geldrente von zehn Mark vermachte, wurde vom Komtur David (*frater David commendator domus*)[43] und einigen seiner Mitbrüder bezeugt, darunter die Priester Hartwig (*Hartewicus*) und Christian (*Christianus*).[44] In einer Urkunde vom 5. August 1279, in der der Bischof Aldigerius von Feltre und Belluno einen Rechtsstreit mit Mainhard II. von Tirol entschied, erscheint unter den Zeugen neben dem Komtur von Lengmoos (*frater Henricus commendator domus Theutonice apud Lengemos*) ein *frater Henricus capellanus dicte domus.*[45] Am 29. April 1283 nahmen als Vertreter des Hochmeisters der Landkomtur Priesterbruder Konrad (*fratrem Chunradum sacerdotem de Tsheues*) und der gleichnamige Priesterbruder, der Komtur von Bozen war (*Conrado sacerdote*), die Schenkung des Augustinerchorherrenstifts St. Maria Coronata in Trient an.[46] Am 17. November 1285 beauftragte Bischof Heinrich von Trient den Landkomtur Gottfried von Turnstauf (*Gotfridus de Tůrnstauf*) und seinen Mitbruder, den Priester Konrad von Inn (*Chunradus de Unna*), Komtur des Deutschen Ordens in Bozen, von Mainhard II. von Tirol einen Geldbetrag einzuziehen.[47]

---

41 Urkunden zur Geschichte von Österreich, Steiermark, Kärnten, Main, Görz, Triest, Istrien, Tirol aus den Jahren 1246–1300, hg. von J. Chmel, Wien 1849 (Fontes rerum Austriacarum, 2. Abt., Diplomataria et Acta 1), Nr. CX, S. 103–105. Vgl. Ladurner, Urkundliche Beiträge (wie Anm. 11), S. 26 f.; Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 69 f.

42 Ebd. S. 84–97; I. Rogger, Cronotassi dei vescovi di Trento, in: Ders., Testimonia chronographica ex codicibus liturgicis, Trient 1983–1984, S. 33–99, hier S. 88 f., mit Quellenangaben; Klezl, Die Übertragung (wie Anm. 42), S. 171 f.; J. Riedmann, Verso l'egemonia tirolese (1256–1310), in: Storia del Trentino, III, L'età medievale, hg. von A. Castagnetti e G. M. Varanini, Bologna 2004, S. 255–343, hier S. 275.

43 Nach Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 31 Anm. 4 handelt es sich wahrscheinlich um den Komtur von Sterzing. Ladurner, Urkundliche Beiträge (wie Anm. 11), S. 38 f. löst die handschriftliche Abkürzung *DD.* nicht mit David, sondern mit Dietrich auf.

44 J. Hörmann-Thurn und Taxis, Nos Alhaidis comitissa Tyrol(is) ... fecimus testamentum. Das Testament einer Gräfin von Tirol, in: Der Schlern 86 (2012), S. 42–57 , hier S. 51 f. Vgl. Die Urkunden des DOZA (wie Anm. 18), Bd. I, Nr. 828 S. 263; Die Regesten der Grafen von Tirol und Görz, Herzöge von Kärnten, Bd. II, Lief. 1: Die Regesten Meinhards II.(I.) 1271–1295, hg. von H. Wiesflecker, Innsbruck 1952, Nr. 245 S. 67 (löst die Abkürzung *DD.* mit Dietrich auf).

45 Unedierte Urkunde vom 5. 8. 1279 im Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien (künftig zitiert als Wien, HHStA). Vgl. Die Regesten der Grafen von Tirol und Görz (wie Anm. 44), Bd. II, Lief. 1, Nr. 263 S. 72 f.; Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 88, 94; von Hye, Die Ballei (wie Anm. 4), S. 334.

46 Vgl. oben Anm 22.

47 Unedierte Urkunde vom 17. 9. 1285, Wien, HHStA. Vgl. Die Regesten der Grafen II, 1 (wie Anm. 45), S. 123 Anm. 466.

Derselbe Priesterbruder Konrad war auch im November 1285 im Auftrag des Bischofs von Trient tätig.[48]

Für die Betreuung der drei wichtigen Hospitäler von Bozen, Lengmoos und Sterzing, in denen, wie damals üblich, die Pilger und Kranken neben materieller Hilfe vor allem religiöse und liturgische Betreuung erhielten,[49] benötigte man eine nicht unbeträchtliche Zahl von Priestern. Die Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts, die reichere Informationen erhalten als die des 13. Jahrhunderts, zeigen ihre volle Einbeziehung in der Verwaltung der Ballei[50] und lassen vermuten, dass sie zahlreicher waren als die Ritterbrüder.[51] So geht z. B. aus einem Verzeichnis der Brüder der Ballei Bozen aus den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts hervor, das von den dortigen fünfzehn Ordensbrüdern fünf Ritter und zehn Priester waren; von den letzteren

48 Unedierte Urkunde vom 18. 11. 1285, Wien, HHStA. Vgl. Die Regesten der Grafen II, 1 (wie Anm. 45), S. 124 Nr. 468, 469. Zu Komtur Konrad von Bozen s. Ladurner, Urkundliche Beiträge (wie Anm. 11), S. 46; Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 94f., 237, der ihn als Konrad von Inn bezeichnet und mit dem Komtur von Bozen identifiziert, der 1283 das Stift St. Maria in Trient erhält. Vgl. oben Anm. 22.

49 Zum Forschungsstand zu den mittelalterlichen Hospitälern: G. Drossbach/F.-O. Touati/T. Frank, Einführung: Zur Perspektivität und Komplexität des mittelalterlichen Hospitals. Forschungsstand, Arbeitstechniken, Zielsetzungen, in: Hospitäler in Mittelalter und Früher Neuzeit: Frankreich, Deutschland und Italien; eine vergleichende Geschichte, hg. von G. Drossbach, München 2007, S. 9–24; zu ihrer Multifunktionalität: A. Sommerlechner, Spitäler in Nord- und Mittelitalien vom 11. bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts, in: Europäisches Spitalwesen. Institutionelle Fürsorge in Mittelalter und Früher Neuzeit, hg. von M. Scheutz/A. Sommerlechner/H. Weigl/A. S. Weiß, Wien-München 2008 (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung. Ergänzungsband 51), S. 106–134. Zur Aufnahme von Pilgern in Hospitälern: L. Schmugge, Zu den Anfängen des organisierten Pilgerverkehrs und zur Unterbringung und Verpflegung von Pilgern im Mittelalter, in: Gastfreundschaft, Taverne und Gasthaus im Mittelalter, hg. von H. C. Peyer, München-Wien 1983 (Schriften des Historischen Kollegs. Vorträge 3), S. 37–60; G. Sergi, L'aristocrazia della preghiera. Politica e scelte religiose nel Medioevo italiano, Roma 1994, S. 121 Anm. 2 (mit weiterer Literatur). Spezifisch zum Deutschen Orden: Huter, Die Anfänge (wie Anm. 20), S. 205; Arnold, Mittelalter (wie Anm. 2), S. 128, 131; Ders., Die Kommende Lengmoos (wie Anm. 17), S. 412; Militzer, Von Akkon (wie Anm. 2), S. 65–68; Ewald Volgger, Die Priester (wie Anm. 7), S. 43–50. Zur Rolle der Hospitäler in den Ritterorden: K. Militzer, Die Rolle der Spitäler bei den Ritterorden, in: Funktions- und Strukturwandel spätmittelalterlicher Hospitäler im europäischen Vergleich, hg. von M. Matheus, Stuttgart 2005 (Geschichtliche Landeskunde 56), S. 213–242, zum Deutschen Orden hier S. 224–242; Ders., Die Hospitaltätigkeit des Deutschen Ordens, in: K. Militzer, Zentrale und Region. Gesammelte Beiträge zur Geschichte des Deutschen Ordens in Preussen, Livland und im Deutschen Reich aus den Jahren 1968 bis 2008, hg. von U. Arnold, Weimar 2015 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 75), S. 63–76.

50 Bezeichnend ist ein Verkauf im April 1391, den der Landkomtur von Bozen auf Rat der Komture von Sterzing (Priester und Pfarrer), Bozen (Priester) und Lengmoos (Priester und Pfarrer), Trient (Priester) und Schlanders vornimmt: Fünf dieser vier Komture waren Priester und zwei auch Pfarrer. Vgl. Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 106 mit Quellenbelegen.

51 Arnold, Mittelalter (wie Anm. 2), S. 168.

waren zwei an der Ordenskirche in Bozen tätig, einer in Trient, zwei in der Pfarrei Schlanders, drei in der Pfarrei Lengmoos und drei in der Pfarrei Sterzing.[52]

Die Quellen des 13. Jahrhunderts bestätigen trotz ihrer Kargheit die Präsenz von Geistlichen in Führungspositionen. So waren mindestens drei Priesterbrüder Komture (*Artwicus* in Bozen und Lengmoos, David *commendator* vielleicht der *domus* von Sterzing, Konrad *de Unna* in Bozen) und einer Landkomtur (Konrad von Tscheves). Es fehlen allerdings konkrete Nachrichten über die Tätigkeit der Priester, die im 13. Jahrhundert die *cura animarum* in den Pfarreien, die in den Besitz des Ordens gekommen waren, versahen.[53] So etwa in der Pfarrei Ritten, die zur Kommende Lengmoos gehörte, welche Udo Arnold als eine „Priesterkommende" bezeichnete, da sie von einem Priester verwaltet wurde, der gleichzeitig Komtur und Pfarrer war.[54] Da wir vor der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts keine sicheren Bezeugungen von Pfarrern haben, hat Emanuele Curzel nur vermuten können, dass hier vorher die *cura animarum* von den Vorstehern (*preceptores*) der Hospitale oder wahrscheinlicher durch von diesen besoldeten Vikaren wahrgenommen wurde,[55] so wie er es auch für die Pfarrei St. Leonhard in Passeier vermutete.[56]

3 Die Beziehungen der Bischöfe zum Deutschen Orden in Südtirol

Im Unterschied zur von uns eingangs erwähnten Annahme der älteren Forschung und insbesondere von Praxmarer, der von einer dem Orden gegenüber grundsätzlich ablehnenden Haltung der Bischöfe von Trient und Brixen ausgegangen war, scheinen diese in einigen Fällen den Erwerb von Pfarreien durch den Deutschen Orden, oder zumindest von Hospitälern, denen Pfarreien gehörten, unterstützt zu haben.

Der erste Fall betrifft das Deutschordenshospital in Lengmoos: Im Januar 1211 übergab Friedrich von Wangen, Bischof von Trient, dem kürzlich gegründeten (*noviter inchoatus*) Hospital St. Maria und St. Johannes bei Lengmoos die Pfarrei von Ritten (*plebes de Ritem*), d. h. die Kirche St. Lucia in Unterinn, mit den dazugehörigen Rechten und Zehnten. Das Hospital sollte, nachdem es zum Zentrum der Pfar-

52 Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 76, 259.

53 Arnold, Mittelalter (wie Anm. 2), S. 132, 166; Curzel, Le pievi (wie Anm. 4), S. 57 stellt fest, dass die Quellen des 13. Jahrhunderts „fast nichts" über die *cura animarum* in den Pfarreien des Deutschen Ordens im Bistum Trient (Lana, Ritten, Sarnthein, Wangen und Passeier) aussagen.

54 Arnold, Die Kommende Lengmoos (wie Anm. 17), S. 414.

55 Curzel, Le pievi (wie Anm. 4), S. 226, mit älterer Literatur. Ladurner, Urkundliche Beiträge (wie Anm. 11), S. 56 erwähnt einen in einer Urkunde vom Februar 1311 bezeugten Priester Heinrich von Lengmoos; vgl. auch F. Schneller, Beiträge zur Geschichte des Bistums Trient aus dem späteren Mittelalter, in: Zeitschrift des Ferdinandeums III/40 (1896), S. 1–99, hier S. 54.

56 Curzel, Le pievi (wie Anm. 4), S. 236.

rei Ritten geworden war, frei sein von jeder weltlichen oder kirchlichen Macht. Seine einzige Verpflichtung bestand in der jährlichen Abgabe von einem Pfund Weihrauch für den Altar der Kathedrale von Trient. Das Hospital unterstand im weltlichen und geistlichen Bereich dem Bischof, der als dessen *defensor* und *advocatus* dieses einem frommen Priester seiner Wahl anvertrauen konnte.[57] Wann das Hospital dann in den Besitz des Deutschen Ordens gelangte, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Wahrscheinlich geschah dies zwischen Februar 1234, als ein *Wernherius hospitalarius* erwähnt wird,[58] der, wie Udo Arnold gezeigt hat, kein Mitglied des Deutschen Ordens war,[59] und Oktober 1237, als der erste Deutschordenskomtur von Lengmoos, Friedrich *hospitalarius et preceptor de Lengemose*, sicher nachzuweisen ist.[60]

Abgesehen vom Zeitpunkt des Übergangs an den Deutschen Orden interessiert uns hier die Tatsache, dass es zwei Zeugnisse gibt, nach denen man vermuten kann, dass die Übergabe des mit der Pfarre Ritten verbundenen Hospitals an den Deutschen Orden vom Bischof von Trient vorgenommen wurde: das eine ist eine Notariatsimbreviatur, die einen Brief des Trienter Bischofs Aldrighetto da Campo erwähnt, den Friedrich, *preceptor et hospitalarius* von Bozen, im Oktober 1237 dem Ulrich, Pfarrer von Keller (westlich von Bozen), übergab. In diesem Brief wurde Ulrich aufgefordert, nach Ritten zu kommen, um die Grenzen der Pfarrei Auna (Unterinn), d. h. Ritten, und der anliegenden Pfarreien festzulegen, um Streitigkeiten zu verhindern.[61] Nach Emanuele Curzel handelt es sich um einen Akt, der in Zusammenhang steht mit der Besitznahme der Pfarrei Ritten durch den Deutschen Orden, die nicht ohne Widerspruch erfolgt war.[62] Die Besitznahme, so kann man hinzufügen, erfolgte, wenn nicht auf Veranlassung des Bischofs von Trient, so doch zumindest sicher mit seinem Konsens, da er mit der Ausführung der Abgrenzung der Pfarreien den Deutschordenskomtur von Bozen beauftragte.[63]

---

57 Tiroler Urkundenbuch I/2 (wie Anm. 5), Nr. 614 (9. 1. 1211) S. 87 f.; Codex Wangianus. I cartulari della Chiesa trentina (secoli XIII–XIV) (Fondazione Bruno Kessler. Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento. Fonti 5), hg. von E. Curzel/G. M. Varanini, Bologna 2007, Nr. 186.

58 Tiroler Urkundenbuch (wie Anm. 5), I/3, Nr. 999 (21. 2. 1234) S. 54 f.

59 Arnold, Die Kommende Lengmoos (wie Anm. 17), S. 413. Vgl. Tumler, Das Hospiz (wie Anm. 17), S. 47 f.; Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 47.

60 H. von Voltelini, Die Südtiroler Notariats-Imbreviaturen des dreizehnten Jahrhunderts, Innsbruck 1899 (Acta Tirolensia, II/1), Nr. 736 (9. 10. 1237) S. 370.

61 Ebd., Nr. 734 (8. 10. 1237) S. 369.

62 Curzel, Le pievi (wie Anm. 4), S. 226.

63 Diese These wäre noch überzeugender, falls der *Fridericus hospitalarius et preceptor domus Teotonicorum in Bozano* der zitierten Notariatsimbreviatur mit dem oben erwähnten *Fridericus hospitalarius et preceptor de Lengemose* identisch wäre. Dieser Auffassung ist Ladurner, Urkundliche Beiträge (wie Anm. 11), S. 268 f.; Militzer, Die Entstehung (wie Anm. 13), S. 103: „Es kann nicht bezweifelt werden, daß er [Friedrich] der Komtur der Häuser zu Bozen und Lengmoos war"; Arnold, Mittelalter (wie Anm. 2), S. 132; Ders., Die Kommende Lengmoos (wie Anm. 17), S. 413. Vorsichtiger Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 48.

Das andere Zeugnis ist ein Brief Gregors IX. vom 10. April 1239 an den Vorsteher und die Brüder des Deutschen Ordens in Bozen, in dem der Papst dem Orden die Schenkung der Hauses von Lengmoos (*domus de Longemus*) bestätigt, die ein nicht namentlich bezeichneter Bischof von Trient mit Zustimmung des Domkapitels vorgenommen hatte. In diesem Brief heißt es, dass der Bischof – wahrscheinlich Aldrighetto da Campo[64] – über das Hospital als ein ihm vollständig unterstehendes Gut verfügte.[65]

Der zweite Fall eines wohlwollenden bischöflichen Verhaltens gegenüber dem Deutschen Orden ist das Heilig Geist-Hospital von Sterzing, der ähnlich gelagert ist wie der soeben erwähnte von Lengmoos. Aus einer Urkunde vom 9. Juni 1241 geht hervor, dass der adelige (*nobilis vir*) Hugo IV. von Taufers[66] und seine Gemahlin Adelheid – wahrscheinlich eine Gräfin von Eppan und somit Verwandte des Bischofs Egno von Brixen (1240–1250)[67] – an der Pfarrkirche ein dem heiligen Geist geweihtes Hospital gegründet hatten, das sich der Fürsorge der Armen widmete. Die Urkunde zeigt, dass der erwählte Bischof von Brixen, Egno,[68] mit Zustimmung des Domkapitels und der Ministerialen dem neugegründeten Hospital die Kirche St. Maria in Sterzing übergab und diese von den bisher an das Domkapitel von Brixen geleisteten Abgaben befreite. Der Bischof behielt sich und seinen Nachfolgern das Recht über die volle geistliche Aufsicht über die Kirche vor, darunter die Möglichkeit einen unfähigen *provisor* abzusetzen, nicht aber das Recht ihr das Hospital durch eine Schenkung zu entziehen.[69]

Eine Urkunde von Oktober 1253 erwähnt, dass die Gründerin des Hospitals und ihr Sohn Ulrich II. von Taufers dem Deutschen Orden das Hospital mit seinen Gütern und

---

64 Ebd. S. 50; Curzel, Le pievi (wie Anm. 4), S. 227.

65 Tiroler Urkundenbuch (wie Anm. 5), I/3, Nr. 1094 S. 137.

66 Zu den Herren von Taufers vgl. J. Ladurner, Urkundliche Geschichte der Edlen von Tauvers, in: Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg III/12 (1865), S. 5–89; L. Santifaller, Fünf Urkunden Papst Alexanders IV. vom Jahre 1257 für den Deutschen Orden in Südtirol, in: Der Schlern 40 (1966), S. 85–100, hier S. 86f.; M. Bitschnau, Burg und Adel in Tirol zwischen 1050 und 1300. Grundlagen zu ihrer Erforschung, Wien 1983, S. 150f.

67 Für die Verwandtschaft Adelheids mit der Grafenfamilie von Eppan Ladurner, Urkundliche Geschichte (wie Anm. 66), S. 26, 30f., 35, der vermutet, sie wäre eine Schwester der Grafen Friedrich und Georg von Eppan, Vettern des Bischofs Egno; Ders., Die Edlen von Enn, in: Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg III/13 (1867), S. 89–173, hier S. 109, 173; Santifaller, Fünf Urkunden (wie Anm. 66), S. 85 (Schwester Egnos von Eppan); Kustatscher, Sterzing (wie Anm. 20), S. 359. Nach Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 65 „wohl eine Gräfin von Eppan".

68 Zu Egno von Eppan, Bischof von Brixen (1240–1250) und Trient (1250–1273), vgl. J. Kögl, La sovranità dei vescovi di Trento e Bressanone, Trient 1964, S. 49f. (Wahl zum Bischof von Brixen bereits 1239); Santifaller, Fünf Urkunden (wie Anm. 66), S. 86f.; Riedmann, Il tardo Medioevo (wie Anm. 42), S. 232f., 241f., mit älterer Literatur.

69 Tiroler Urkundenbuch (wie Anm. 5), I/3, Nr. 1133 S. 175f.; Santifaller/Appelt, Die Urkunden (wie Anm. 19), Nr. 603 S. 667. Bemerkungen zur Urkunde bei Ladurner, Urkundliche Beiträge (wie Anm. 11), S. 22f.; Huter, Die Anfänge (wie Anm. 20), S. 205f.; Santifaller, Fünf Urkunden (wie Anm. 66), S. 85f.; Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 59f.; Kustatscher, Sterzing (wie Anm. 20), S. 359f.

Rechten deswegen schenkten (*ipsum hospitalem cum omnibus bonis honoribus iuribus iurisdictionibus ... venerabili domui et ordini Theutonicorum sancte Marie jerosolimitane damus transferimus et irrevocabiliter tam in spiritualibus quam in temporalibus submittimus*), weil sie befürchteten, es könne durch den Missbrauch eines Mächtigen zum Schaden der Armen und der Pilger in die Hände von Laien geraten.[70] Die Übergabe des Hospitals scheint mit dem Konsens des Bischofs und des Domkapitels (*assensu dilectorum filiorum ... electi et capituli Brixinensis*) erfolgt zu sein, wie aus einem Brief Papst Alexanders IV. an den Komtur und die Brüder des Deutschen Ordens von Bozen vom 5. November 1257 hervorgeht, mit dem dieser die Schenkung des Hospitals von Sterzing bestätigte.[71] Da in diesem Brief Egno von Eppan noch als Elekt bezeichnet wird, darf man annehmen, dass sein Konsens vor dem 8. März 1247 erfolgte, als er zum ersten Mal als amtierender Bischof (*venerabilis episcopus*) erwähnt wird.[72]

Die Ernennung der Pfarrer durch den Orden konnte zu Konflikten mit den Bischöfen führen. So lehnte im Falle der Pfarrei Schlanders der Bischof von Chur, Heinrich von Montfort (1251–1272) lange Zeit den vom Orden vorgeschlagenen Kandidaten, den Priester *Ahartwicus* ab, und unterstützte Friedrich von Montalban, einen Exponenten des lokalen Adels, dessen Familie alte, vielleicht auf die Zeit Welfs VI. († 1191) zurückgehende Rechte auf die Pfarrei geltend machte.[73] Dieser Konflikt beschäftigte bereits Alexander IV. und dann im September 1261 Urban IV., der sich schließlich zugunsten des Deutschen Ordens aussprach, der sein Recht zum Vorschlag geeigneter Kandidaten für die Besetzung von Kirchen geltend machte, in denen der Orden das Patronatsrecht hatte (*ab apostolica sede indultum, ut ad ecclesias, in quibus ius obtinent patronatus ... aliquos ex fratribus sui ordinis clericos presentare possint locorum diocesanis*), was in der Tat bei der Pfarrei Schlanders der Fall war.[74]

---

70 DOZA, unedierte Urkunde vom 4. 10. 1253. Vgl. Die Urkunden des DOZA (wie Anm. 18), Bd. I, Nr. 394 S. 131; Ladurner, Urkundliche Beiträge (wie Anm. 11), S. 24; Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 61.

71 Santifaller, Fünf Urkunden (wie Anm. 66), S. 87. Skeptisch zum bischöflichen Konsens: Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 66 f.: „Es heißt in dieser Bulle, der erwählte Bischof von Brixen habe dazu seine Zustimmung gegeben; das ist bisher urkundlich nicht belegbar, es ist eher das Gegenteil anzunehmen". Praxmarer geht davon aus, dass die Bischöfe die Entwicklung des Deutschen Ordens in Tirol behinderten. Im Fall des Hospitals von Sterzing könne sich die Unterstützung des Bischofs durch seine Verwandtschaft mit Adelheid erklären.

72 Santifaller, Fünf Urkunden (wie Anm. 66), S. 86 f., mit Quellenhinweisen.

73 Zu Friedrich und den Herren von Montalban, Ministerialen der Grafen von Tirol, sowie zu deren Patronatsrechten über die Pfarre Schlanders vor der Schenkung Friedrichs II. von 1235 vgl. F. Huter, Die Herren von Montalban, in: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 11 (1938), S. 341–360, hier S. 348–350; J. Riedmann, Schlanders in Mittelalter und Neuzeit, in: Der Schlern 51 (1977), S. 420–443, hier S. 422; Nössing, Die Kommende Schlanders (wie Anm. 14), S. 391.

74 Bündner Urkundenbuch (wie Anm. 37), Nr. 1052 (9. 9. 1261) S. 502. Vgl. Ladurner, Urkundliche Beiträge (wie Anm. 11), S. 30 f.; Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 40, 55; Arnold, Mittelalter (wie Anm. 2), S. 151; Nössing, Die Kommende Schlanders (wie Anm. 14), S. 391. Das

Aus den dargestellten Fällen geht hervor, dass die Bischöfe dem Deutschen Orden nicht immer ablehnend gegenüber standen. Es konnte vorkommen, dass ein und derselbe Bischof sich dem Orden gegenüber ganz unterschiedlich verhielt. So förderte, wenn unsere Interpretation der Quellen zutreffend ist, der erwähnte Egno von Eppan als Bischof von Brixen den Orden, indem er ihn beim Erwerb der Pfarrei Sterzing unterstützte; als Bischof von Trient (1250–1273) stand er ihm hingegen feindlich gegenüber. Aus einem Mandat Urbans IV. von 1263 geht nämlich hervor, dass Egno die Deutschordensbrüder von Bozen und Lengmoos exkommuniziert hatte, weil diese sich unter Berufung auf die dem Orden vom Apostolischen Stuhl gewährte Befreiung (*indulgentia*) von Abgaben geweigert hatten, zu den von den päpstlichen Nuntien und Legaten dem Klerus der Diözese Trient auferlegten *collecte* und *procurationes* beizutragen, und dass daraufhin der Papst den Deutschen Orden verteidigt und Bischof Egno zur Zurücknahme seiner Entscheidung aufgefordert hatte.[75] Kurze Zeit später sah sich Papst Urban IV. erneut gezwungen, mit zwei am 6. Oktober 1263 ausgestellten Mandaten für den Orden einzutreten, weil Egno den Komtur und die Ordensbrüder von Bozen (*commendator et fratres ipsius hospitalis* [*sancte Marie theutonicorum*] *in Boçano*) mit eigenmächtig erhobenen Abgaben verschiedener Art belästigte ungeachtet der Exemtionsprivilegien, die diese vom Apostolischen Stuhl erhalten hatten (*indulta privilegiorum sedis apostolice ... super hoc ... esse munitos*)[76].

Daher scheint es wahrscheinlich, dass die Haltung der Bischöfe vor allem vom momentanen Nutzen abhing und dass ihre Befürchtungen und entsprechenden Stellungnahmen sich von Fall zu Fall zu gegen die Bedrohung sowohl ihrer geistlichen als auch ihrer politischen Rechte – man bedenke, dass die Bischöfe von Trient und Brixen seit den zwanziger Jahren des 11. Jahrhundert Grafenrechte ausübten,[77] – richteten.

Im Gebiet der Ballei Bozen mussten sich die Bischöfe zumindest in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts mit lokalen weltlichen und geistlichen Mächten messen, die viel bedrohlicher waren als der junge Deutsche Orden, dem die Bischöfe direkt

päpstliche Privileg, das dem Orden das Recht gab, den Bischöfen für seine Patronatskirchen Priesterbrüder vorzuschlagen (*fratres clericos ordinis*) wurde erst am 22. 5. 1237 von Gregor IX. gewährt, auch wenn bereits Honorius III. im Januar und Februar 1221 dem Orden das Recht gewährt hatte, für seine Kirchen, deren Vogtei er besaß, *vicari, clericos e rectores idoneos* vorzuschlagen: s. E. Strehlke, Tabulae ordinis Theutonici, Berlin 1869, Nr. 318 (16. 1. 1221) S. 288 f., Nr. 327 (18. 1. 1221) S. 295 f., Nr. 347 (5. 2. 1221) S. 309, Nr. 466 (22. 5. 1237) S. 354, Nr. 581 (8. 6. 1258) S. 397.

75 DOZA, unedierte Urkunde vom 31. 1. 1263. Vgl. Die Urkunden (wie Anm. 18), Bd. I, Nr. 599 S. 193.

76 DOZA, unedierte Urkunde vom 6. 10. 1263. Vgl. Die Urkunden (wie Anm. 18), Bd. I, Nr. 615 f. Zur ganzen Angelegenheit: Ladurner, Urkundliche Beiträge (wie Anm. 11), S. 31 f.; Praxmarer, Der Deutsche Orden (wie Anm. 3), S. 27 f.; Arnold, Mittelalter (wie Anm. 2), S. 149.

77 J. Riedmann, Mittelalter, in: Geschichte des Landes Tirol, hg. von J. Fontana [u. a.], Bd. 1: Von den Anfängen bis 1490, Bozen-Innsbruck-Wien 1990, S. 327 ff.; G. Albertoni, Le terre del vescovo. Potere e società nel Tirolo medievale (sec. IX–XI), Torino 1996, S. 137 ff.

oder indirekt (durch ihren Konsens) Hospitaleinrichtungen übertragen hatten, die der von Emanuele Curzel als monastisch-assistenzielle Gründungen bischöflichen Rechts bezeichneten Typologie entsprechen.[78]

Besonders in der Diözese Trient gab es viele monastisch-assistenzielle Strukturen, die die erwähnten Bischöfe Konrad von Beseno (1189–1205) und Friedrich von Wangen (1207–1218) der Jurisdiktion der Pfarreien entzogen, um sie faktisch ihrer direkten Kontrolle zu unterstellen. Man denke nur an die Hospitäler von St. Maria in Senale, St. Thomas in Riva, St. Hilarius in Lizzana und St. Maria in Campiglio.[79] Die Unterstützung der Autonomie dieser Institutionen, deren Priore (*priores*) gewöhnlich nur dem Bischof unterstanden, ist im Rahmen der in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zu konstatierenden schweren Konflikte zwischen den Bischöfen von Trient und dem lokalen Klerus gesehen worden. Diese Bischöfe hätten die große Zahl der in ihrer Diözese bestehenden Hospitalstrukturen wahrscheinlich dazu genutzt, um in kirchlichen Institutionen, die ziemlich autonom waren – die Mitglieder der Pfarreikapitel wurden durch Kooptation gewählt –, bischöflichen Einfluss zurückzugewinnen.[80] Diesbezüglich sind noch einmal die Beispiele Lengmoos und Sterzing aufschlussreich.

Als Friedrich von Wangen 1211 die Pfarrei Ritten dem Hospital Lengmoos schenkte, sicherte er dessen Autonomie durch folgende Formulierung: „es sei frei und gehöre keiner Kirche oder Person auf irgendwelche Weise an" (*sit liberum et nulli ecclesie vel persone aliquo modo atineat*). Bei dieser Gelegenheit bemühte er sich auch, die Freiheit des Hospitals zu sichern: Wilhelm von Velturn, ein Ministeriale des Bischofs von Brixen, der ein Förderer des Hospitals und somit ein möglicher Kandidat für dessen Vogtei war, wurde aufgefordert für immer (*ullo tempore*) auf diese Vogtei zu verzichten.[81] Auf Wunsch des Bischofs von Brixen bestätigte der Ministeriale dann seine Verpflichtung auf einem zu Ostern 1215 angesetzten Gerichtstag (*se nec suos erede nullum ius in prefata domo hospitalis habere nec sibi velle vendicare, et si quid haberet illud pro se et suis heredibus resignaret pariter et reffutaret*).[82] Wie bereits Marian Tumler 1922 in seiner Dissertation über die Kommende Lengmoos hervorhob, schützte der Bischof auf diese Weise das Hospital vor Bedrückungen infolge des *ius patronatus* oder der Vogtei (*advocatia*), mit deren Hilfe die weltlichen Mächte sich oft

78 Curzel, Le pievi (wie Anm. 4), S. 53–55.

79 Ebd., S. 54 f. Zu den Hospitalgründungen in Südtirol und Trient vgl. auch von Voltelini, Beiträge (wie Anm. 4), S. 80–95; Rando, Vescovo (wie Anm. 4). S. 20–23; Varanini, Uomini e donne (wie Anm. 10); W. Schneider, Die Hospitäler im Raum Alt-Tirol. Probleme einer Pass- und Übergangsregion, in: Funktions- und Strukturwandel (wie Anm. 49), S. 59–99.

80 Curzel, Le pievi (wie Anm. 4), S. 54.

81 Vgl. oben Anm. 57. Der Bischof bestätigte diese Bedingung 1214, indem er festlegte, „dass das Hospital keiner kirchlichen oder weltlichen Person unterliege" (*alicui persone ecclesiastice vel seculari non subiaceat*): Tiroler Urkundenbuch I/2 (wie Anm. 5), Nr. 664 (7. 9. 1214), S. 119 f.

82 Tiroler Urkundenbuch I/2 (wie Anm. 5), Nr. 678 (15. 4. 1215) S. 137 f.; Codex Wangianus (wie Anm. 57), S. 778.

gegen die mit ihnen konkurrierenden Bischöfe von Trient durchsetzen konnten.[83] Der zwischen 1234 und 1237 erfolgte, vom Bischof (wahrscheinlich Aldrighetto da Campo) unterstützte Erwerb des Hospitals von Lengmoos durch den Deutschen Orden lässt vermuten, dass der Bischof im Orden keine bedrohliche Konkurrenz sah oder ihn zumindest für weniger gefährlich hielt als seinerzeit Friedrich von Wangen die Herren von Velturn.[84]

Im Fall von Sterzing deutet die Art der Übergabe der Pfarrei St. Maria, die die Befreiung von der Abgabe des Zehnten an das Domkapitel vorsah, darauf hin, dass Bischof Egno den Einfluss des Kapitels, mit dem er vielleicht in Konkurrenz stand, einschränken wollte.[85] Auch als der Bischof einige Jahre später die Entscheidung Adelheids, die wahrscheinlich mit ihm verwandt war, unterstützte, das Hospital dem Deutschen Orden zu übergeben, weil diese fürchtete, es könne in die Hand von nicht näher bezeichneten lokalen Laien geraten, ging es ihm möglicherweise darum zu verhindern, dass diese Institution in den Einflussbereich anderer gefährlicherer Konkurrenten geraten könne.

Zusammenfassend können wir festhalten, dass es trotz der großen Zahl der Kirchen und Kapellen, über die die Ballei Bozen seit ihren Anfängen verfügte, aufgrund der Quellenlage schwierig ist, für das 13. Jahrhundert Aufschlüsse über die *cura animarum* der Ordensbrüder in ihren Pfarreien zu erhalten. Wir konnten feststellen, dass es in diesem Zeitraum weniger als zwanzig ausdrückliche Bezeugungen von Priesterbrüdern gibt und dass diese sich oft auf dieselben Personen beziehen, wie z. B. den Priester *Ulricus*, der in Notariatsimbreviaturen aus den vierziger Jahren des 13. Jahrhunderts bezeugt ist, oder den Komtur von Bozen Konrad *de Unna*. Was das Verhältnis der Bischöfe zum Orden betrifft, so kann man, anders als die ältere Forschung annahm, nicht von einer grundsätzlich ablehnenden Haltung des Episkopats gegenüber der Ausübung der *curia animarum* der Priester des Deutschen Ordens in den dem Orden gehörenden Pfarreien ausgehen. Eine Reihe von Indizien lässt vermuten, dass einige Bischöfe von Trient und Brixen den Deutschen Orden lediglich als einen von vielen Akteuren auf der politisch-religiösen Bühne Südtirols im 13. Jahrhundert betrachteten, und dass sie ihn je nach der jeweiligen Situation förderten oder behinderten. Gerade weil wir den Episkopat Heinrichs II. von Trient (1274–1289) bewusst ausgeklammert haben, da dieser selber ein Mitglied des Ordens war, kann man feststellen, dass die Bischöfe dem Deutschen Orden ihre Aufmerksamkeit widmeten. So weisen eine Reihe von Indizien darauf hin, dass der Bischof von Trient, Aldrighetto von Campo, die Pfarrei Ritten dem Deutschen Orden übergab, vielleicht aufgrund vorhergehender guter Beziehungen. In dieser Pfarrei wurde die dort seit Ende des 14. Jahrhunderts gut bezeugte *cura animarum* wahrscheinlich bereits seit den dreißiger Jahren des 13. Jahrhunderts von Deutschordensbrüdern ausgeübt, auch wenn dies aufgrund der Quellenlage eine Vermutung bleibt.

83 Tumler, Das Hospiz (wie Anm. 17), S. 39 f.
84 Zur ganzen Angelegenheit s. auch oben Anm. 17.
85 Vgl. oben Anm. 69.

Karte 1: Kommenden, Pfarreien, Kirchen und Kapellen des Deutschen Ordens in Südtirol (13. Jh.).

Karte 2: Die Pfarreien der Diözese Trient (1295) (aus E. Curzel, Le istituzioni ecclesiastiche, in: Storia del Trentino, Bd. III: L'età medievale, Bologna 2000, S. 553).

Alexander M. Schilling

Der Friedens- und Handelsvertrag von 1290 zwischen der Kommune Genua und dem Sultan Qalāwūn von Ägpyten

Ein Neuansatz zur Rekonstruktion seiner Ratifizierung und Verschriftlichung*

1 Vorgeschichte
2 Dokumentation
3 Tradition
4 Ratifikation
5 Motivation

Riassunto: L'articolo offre una nuova valutazione del trattato di pace tra il sultano mamelucco Qalāwūn e la Comune di Genova, stipulato nel 1290, la cui versione latina viene qui tradotta per la prima volta in una lingua moderna. Sulla base della testimonianza storiografica araba si sostiene che ci furono due procedure legali: la prima, che va datata al 4 maggio 1290, attesta il rinnovo dello status quo ante legale dopo l'attacco di una nave egiziana da parte dell'ammiraglio genovese Benedetto Zaccaria in seguito alla caduta di Tripoli nel 1289, mentre la ratifica della *pax et conventio* tra l'ambasciatore genovese Alberto Spinola e Ḥusām ad-Dīn, rappresentante del sultano, ebbe luogo sabato, 13 maggio; una conferma del giuramento da parte di Alberto Spinola, alla presenza del patriarca melchita di Alessandria, avvenne domenica, 14 maggio. Nel frattempo, dopo aver negoziato un trattato con un'ambasciata di Venezia, Qalāwūn doveva aver preso la decisione di stipulare una convenzione di pace anche con i genovesi.

Abstract: The article re-evaluates the peace treaty between the Mamluk Sultan Qalāwūn and the community of Genoa in the year 1290; the Latin text is translated into a modern language for the first time here. Based on the Arabic historiographical evidence, it will be argued that there were two legal procedures: the first, to be dated

* Mit Übersetzung der lateinischen Fassung [L] im Anhang; den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Seminars „Die Fernhandelsbeziehungen der Kommune Genua im 13. Jahrhundert", das ich im Sommer 2013 am Historischen Institut der Friedrich-Schiller-Universität Jena veranstaltet habe (beinahe zwanzig Jahre nachdem ich selbst in einem Seminar von Prof. Dr. Wilfried Hartmann, „Die italienische Stadt im 13. Jahrhundert", an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen das Vertragswerk zwischen dem Mamlukensultan Qalāwūn und der Kommune Genua vorstellen durfte), gebührt an dieser Stelle mein herzlichster Dank, desgleichen Liane Soppa vom DHI Rom für ihre Hilfe bei der Literaturbeschaffung, sowie Herrn Dr. Peter Halfter / Marbach für eine erste kritische Durchsicht des Manuskripts.

to 4 May 1290, testifies to the renewal of the legal *status quo ante* after the attack of an Egyptian vessel by the Genoese admiral Benedetto Zaccaria in the aftermath of the fall of Tripolis in 1289. The ratification of the *pax et conventio* between the Genoese ambassador Alberto Spinola and Ḥusām ad-Dīn, the sultan's representative, took place on Saturday 13 May; a confirmation of Alberto Spinola's oath in the presence of the Melkite patriarch of Alexandria was celebrated on Sunday 14 May. In the meantime, having negotiated a treaty with an embassy of Venice, Qalāwūn must also have decided in favour of a peace convention with the Genoese.

> *No, non ho certezze, non vedo un faro che faccia una luce netta indicando il porto, vedo solo la debole fiamma di una candela che aiuta a non cadere nel buio. È una luce piccola, ma è luce.*
>
> Tonino Conte, *Benedetto Zaccaria*

Der in arabischer und lateinischer Sprache überlieferte Friedens- und Handelsvertrag von 1290 zwischen der Kommune Genua und dem Mamlukensultan Qalāwūn[1] hat seit seiner Erstveröffentlichung im Jahre 1827[2] vor allem das Interesse von Orientalisten auf sich gezogen. In einer Arbeit über die Urkunden der frühen Mamluken konnte zuletzt der britische Orientalist Peter Holt, im wesentlichen auf die Ergebnisse der Gelehrten Silvestre de Sacy, Amari,[3] Karabacek,[4] Clermont-Ganneau[5] und

1 Zu Qalāwūn vgl. etwa L. S. Northrup, From Slave to Sultan. The Career of al-Manṣūr Qalāwūn and the Consolidation of Mamluk Rule in Egypt and Syria (678–689 A. H./1279–1290 A. D.), Stuttgart 1998 (Freiburger Islamstudien 18). Vgl. auch A. Fuess, Verbranntes Ufer. Auswirkungen mamlukischer Seepolitik auf Beirut und die syro-palästinensische Küste (1250–1517), Leiden 2001 (Islamic History and Civilisation. Studies and Texts 39); G. Jehel, Les Génois en mediterranée occidentale (fin XIe – début XIVe siècle), Paris 1993; S. Origone, Bisanzio e Genova, Genova 1992, ^{2}1997 (Collana Dimensione Europa s. n.); M. Köhler, Allianzen und Verträge zwischen fränkischen und islamischen Herrschern im Vorderen Orient, Berlin-New York 1991; E. Ashtor, The Levant Trade in the Late Middle Ages, Princeton 1983; M. Balard, La Romanie génoise (XIIe siècle – début du XVe siècle), Rome 1978; P. Labib, Handelsgeschichte Ägyptens im Spätmittelalter (1171–1517), Wiesbaden 1965 (Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Beiheft 46) und schon W. Heyd, Le Colonie Commerciali degli Italiani in Oriente nel Medioevo ... recate in italiano da G. Müller, Bd. 1, Venedig-Turin 1866, Bd. 2 Venedig 1868.

2 A. Silvestre de Sacy (ed.), Pièces diplomatiques tirées des archives de la république de Gènes, in: Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du Roi 11 (1827), S. 33–52.

3 I Diplomi Arabi de R. Archivio Fiorentino, ed. M. Amari, Florenz 1863–1867 (Nachdr. London 1966).

4 J. Karabacek, Arabische Beiträge zur genuesischen Geschichte, in: Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 1.1 (1887), S. 35–56.

5 E. Clermont-Ganneau, Explication d'un passage du traité entre le sultan Qelaoun et les Génois, in: Receuil d'Archéologie Orientale 1 (1888), S. 219 f.

Cahen[6] aufbauend eine kommentierte Neuübersetzung der arabischen Fassung vorlegen.[7] Diese arabische Fassung des Vertrags ist literarisch überliefert, und zwar als Insert in einer Biographie des Sultans Qalāwūn, verfasst von dessen Kanzleichef Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir. Peter Holt hat den Text in fünf Teile [A] – [E] gegliedert, und, der Reihenfolge der Teile gemäß, die überlieferten Daten teils korrigiert, teils erklärt: Am 13. Mai 1290 sei ein allgemeiner Friedensvertrag abgeschlossen und am 19. Mai desselben Jahres durch den melkitischen Bischof von Alexandria testiert worden.[8] Es wird sich zeigen, dass diese Sichtweise einer genaueren Überprüfung nicht standhält.

Die Vorgeschichte des Vertrags lässt sich aus den erzählenden Quellen genauer beleuchten. Herangezogen werden die *Annales Ianuenses*, die für die Jahre 1280–1293 von Jacopo Doria in lateinischer Sprache niedergeschrieben worden sind,[9] ferner die arabisch abgefasste „Geschichte der Mamlukensultane" des koptischen Christen Mufaḍḍal ibn Abī ʾl-Faḍāʾil[10] und schließlich die bereits erwähnte Biographie des Sultans Qalāwūn aus der Feder des Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir.[11]

Zusammengenommen mit der in urkundlicher Überlieferung tradierten lateinischen Fassung des Vertragswerkes (im Folgenden: [L])[12] lassen sich einige der Ergebnisse von Peter Holt korrigieren: Es handelt sich bei dem in arabischer Sprache überlieferten Dossier genau genommen um zwei Verträge, die indessen in einem engen Zusammenhang stehen. Ein zuerst geschlossener, arabischerseits als Anhang zum zweiten überlieferter Vertrag ist lateinischerseits lediglich in die historiographische Überlieferung eingegangen, während der nachfolgend geschlossene allgemeine

---

6 C. Cahen, Douanes et commerce dans les ports méditerranéens de l'Égypte médievale d'après le *Minhādj* d'al-Makhzūmī, in: Journal of the Economic and Social History of the Orient 7.3 (1964), S. 217–314.

7 P. Holt, Early Mamluk Diplomacy (1260–1290). Treaties of Baybars and Qalāwūn with Christian Rulers, Leiden 1995 (Islamic History and Civilisation. Studies and Texts 12); Ders., Qalāwūn's Treaty with Genoa in 1290, in: Der Islam 57.2 (1980), S. 101–108.

8 Holt, Early Mamluk Diplomacy (wie Anm. 7), S. 143.

9 Annali Genovesi di Caffaro e de' suoi continuatori dal MCCLXXX al MCCLXXXXIII. Nuova Edizione, ed. C. Imperiale di Sant'Angelo, Bd. 5, Roma 1929 (Fonti per la storia d'Italia 14.2).

10 Moufazzal Ibn Abil-Fazaïl, Histoire des sultans mamelouks. Texte arabe publié et traduit en français, ed. E. Blochet, Turnhout 1973–1974 (Patrologia Orientalis XII.3, XIV.3, XX.1).

11 Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir, Tašrīf al-ayyām waʾl-ʿuṣūr fī sīrat Malik al-Manṣūr, ed. M. Kāmil/M.ʿA. an-Naǧǧār, Kairo 1961. Zu Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir ist zu vergleichen J. Pedersen, Art. „Ibn ʿAbd al-Ẓāhir", in: Encyclopaedia of Islam. New Edition, ed. B. Lewis (et alii), Leiden 1986, S. 679–680; C. Brockelmann, Geschichte der arabischen Literatur. Erster Supplementband, Bd. 3, Leiden 1937, S. 551 (Zusatz zu S. 319 der ersten Auflage).

12 Die Ausgabe I Libri Iurium della Repubblica di Genova, Roma 1992ff., Bd. „Introduzione", a cura di D. Puncuh/A. Rovere, Roma 1992, Bd. I.7, a cura di E. Pallavicino, Roma 2001 (Pubblicazione degli Archivi di Stato. Fonti 12, 25), hier Nr. 1189, S. 78–83 ersetzt die ältere Ausgabe, Liber Iurium Reipublicae Genuensis, ed. H. Ricotti, Turin 1854–1857 (Monumenta Historiae Patriae 7 und 9), hier Bd. 2, Sp. 243–248 (Nr. XCVI).

Friedens- und Handelsvertrag in lateinischer Sprache allein urkundlich überliefert, letztlich aber von der genuesischen Seite niemals authentifiziert und damit auch nicht in derselben Weise wie andere zwischenstaatliche Verträge rezipiert worden ist.

Ferner wird sich zeigen, dass der Prozess der Ratifizierung und Verschriftlichung der beiden Verträge ziemlich genau rekonstruiert werden kann; wie die wechselnden Personengruppen der Unterschriftenlisten, die technischen Bemerkungen zur Übersetzung der Vertragsklauseln durch unterschiedliche Übersetzer und nicht zuletzt die voneinander abweichenden Daten der jeweiligen Dokumente zeigen, handelt es sich um unterschiedliche Zeremonien zur Ratifikation der Verträge, die letztlich auf bestimmten islamischen Rechtsauffassungen fußen, denen zufolge eine Intervention christlich-orientalischer Mittelsleute zur Authentifikation der Eidesleistungen der genuesischen Delegation für die muslimische Seite unabdingbar war.

Die Feststellung eines zeitlichen Abstandes zwischen den beiden Verträgen, zu deren Datierung ein neuer Vorschlag eingebracht werden soll, ist für das Folgende von nicht zu unterschätzender Bedeutung: zwischen den beiden Vertragsabschlüssen vom Mai des Jahres 1290 lässt sich aus der historiographischen Überlieferung ein Sinneswandel von Seiten des ägyptischen Sultans Qalāwūn ableiten, der ein Zustandekommen des zweiten Vertrages erst ermöglicht hat. Abschließend sollen daher mögliche Motive für das Zustandekommen dieses allgemeinen Friedens- und Handelsvertrages zwischen dem Mamlukensultan Qalāwūn und der Kommune Genua beleuchtet und dieser insbesondere in die geopolitische Situation der maritimen Großmächte des östlichen Mittelmeerraumes am Vorabend des Falles von Akkon, der letzten lateinischen Bastion im Heiligen Land, eingebettet werden. Im Anhang schließlich wird erstmals eine Übersetzung des – nicht zuletzt wegen vieler Arabismen in Grammatik und Lexik – sprachlich schwierigen und problematisch überlieferten lateinischen Vertragstexts in eine moderne Fremdsprache vorgelegt werden.

1. Am 26. April 1289 wurde Tripolis, einer der letzten in der Hand der Lateiner verbliebenen befestigten Plätze des Heiligen Landes, trotz genuesischer und venezianischer Waffenhilfe durch den Mamlukensultan Qalāwūn erobert. Der genuesische Admiral Benedetto Zaccaria,[13] der im Jahr zuvor mit einem genuesischen Kontingent von fünf Galeeren nach Tripolis geschickt worden war, evakuierte Teile der Bevölkerung von

13 Die grundlegende Studie von R. S. Lopez, Benedetto Zaccaria, ammiraglio e mercante nella Genova del Duecento, Messina-Milano 1933, ist (ohne den Quellenanhang „Appendice documentaria", dafür aber mit einer Einleitung von G. Airaldi, „Roberto S. Lopez: Un Ritratto") unter demselben Titel als Taschenbuch nachgedruckt worden (Firenze 1996); mittlerweile ist zu Benedetto Zaccaria auch ein Theaterstück aus der Feder des genuesischen Dramaturgen Tonino Conte in 16 „Stimmen" (*voci*) erschienen, woraus ein Zitat dieser Arbeit als Motto vorangestellt ist (T. Conte, Benedetto Zaccaria, ammiraglio e mercante. Storia e storie: Un omaggio allo storico Roberto Sabatino Lopez, introduzione P. Massa, illustrazioni E. Luzzati, Genova 2004, hier S. 15).

Tripolis und wandte sich nach Armenien, um sich – als *nobilis uicarius communis Ianue citra mare* („edler Stellvertreter der Kommune Genua diesseits des Meeres") – von Hetʿoum II., dem Sohn des am 6. Februar 1289 verstorbenen Königs Leon II. von Klein-Armenien, ein am 23. Dezember 1288 geschlossenes Handelsabkommen bestätigen zu lassen.[14]

Vielleicht befürchtete Benedetto Zaccaria ungünstige Entwicklungen der genuesisch-kleinarmenischen Beziehungen im Gefolge der Verhandlungen um die Anerkennung Hetʿoums II. durch den Sultan Qalāwūn: Wie aus der christlich-arabischen Geschichte der Mamlukensultane des Mufaḍḍal ibn Abī ʾl-Faḍāʾil hervorgeht, waren während der Belagerung von Tripolis im Februar oder März 1289 Gesandte des Fürsten von Sīs (Klein-Armenien) in Verhandlungen mit Qalāwūn eingetreten, welcher die Herausgabe wichtiger Plätze forderte. Nach dem Fall von Tripolis seien die Gesandten mit der Weigerung Hetʿoums, „wegen der Tataren", also wegen der Mongolen, die besagten Festungen herauszugeben, zum Sultan Qalāwūn zurückgekehrt, welcher sich

---

14 Annali Genovesi, ed. Imperiale di Sant'Angelo (wie Anm. 9), S. 94: *Benedictus vero predictus, depositis hominibus in Cipro[,] et Tiro{,} et Accone perrexit, ut confortaret homines dictorum locorum, tandem in Armeniam rediit, et colloquio habito cum rege Antonio* (sc. *Aytomo* < armen. Հեթում, *Hetʿoum – A. S.*) *filio regis Leonis qui nuper decesserat impetravit ab eo communi Ianue quemdam fondicum* ... („Der vorerwähnte Benedetto [Zaccaria] wandte sich, nachdem die Bewohner [aus Tripolis] in Zypern abgesetzt worden waren, nach Tyros und Akkon, um den Bewohnern der genannten Plätze Verstärkung zu bringen; schließlich kehrte er nach Armenien zurück und erlangte infolge einer Unterredung mit dem König Hetʿoum [*l.* Aytomo, *ed.* Antonio], dem Sohn des jüngst verstorbenen Königs Leon, für die Kommune Genua einen bestimmten *fondaco* [d. h. ein bestimmtes Quartier] ..."). Der Vertrag zwischen Leon II. und Benedetto Zaccaria, in dem sich dieselbe, hier jedoch angemessene Titulatur findet (im Armenischen „der ehrenwerte Vikar der Kommune der Genuesen diesseits des Meeres", մեծապատվեալ վիգայրն ճընուվիզացն գումնին ձովու այս դեհիս), ist zuerst von M. J. de Saint-Martin in den Notices et Extraits des Manuscrits de la Bibliothèque du Roi 11 (1827), S. 97–122, ediert worden. Die heute gebräuchliche Edition des kilikisch-armenischen Textes mitsamt Faksimilie findet sich im Recueil des Historiens des Croisades. Documents Armeniens, Bd. 1, Paris 1869 (Nachdr. Westmeat 1967, ²1969), S. 745–754 (mit Charte Nr. 1); für den lateinischen Text ist inzwischen die Edition von Eleonora Pallavicino heranzuziehen (I Libri Iurium della Repubblica di Genova I.7, ed. Pallavicino [wie Anm. 12], hier Nr. 1188, S. 74–77). Die (bislang anscheinend noch ungedeutete) arabische (!) Unterschrift auf dem lateinischen Exemplar, vor der (abgebrochenen) Authentifizierung durch den genuesischen Notar Rolandino de Riccardo (vgl. ebd., S. 77), كتاب الملك ابن العباس ابن ماهر (*kitāb al-malik Ibn al-ʿAbbās ibn Māhir*), lautet übersetzt „Schreiben des Königs Ibn al-ʿAbbās (‚Sohn des Stirnrunzlers', ein üblicher Beiname des Löwen, vgl. M. Grünert, Der Löwe in der Literatur der Araber, Prag 1899 [Publikationen des Wissenschaftlichen Vereins für Volkskunde und Linguistik 6]) ibn Māhir (als Eigenname determiniert: ‚Sohn des Findigen')": bei Ansatz einer Volksetymologie des Namens Hetʿoum (zu arm. հայթայթել [*haytʿaytʿel*], „Mittel und Wege finden"; im armenischen Personennamenbuch von Hr. Ačaṙean, Hayocʿ Anjnanounneri Baṙaran, Bd. 3, Beirut 1972, S. 65, wird eine Ableitung aus arab. *Hātim* [هاتم] oder *Hatīm* [هتيم] beziehungsweise *Ḥātim* [حاتم] erwogen – der Name letztlich aber zum europäischen Namen *Othon* gestellt) ist davon auszugehen, dass die Floskel nichts anderes bedeutet als „Schreiben des Königs Leon, Sohn des Hetʿoum".

daraufhin mit der „Zahlung einer beträchtlichen Summe“ begnügt habe:[15] das Königreich Klein-Armenien, ehemals ein wichtiger Bündnispartner der anti-mamlukischen Kräfte des östlichen Mittelmeeres, war damit neutralisiert.[16]

Nachdem die Angelegenheiten in Armenien nicht wirklich zufrieden stellend geregelt waren,[17] beschloss Benedetto Zaccaria nach Genua zurückzukehren. Der Bruder des Genueser Annalisten Jacopo Doria, Paolino Doria, der im Jahre 1289 als genuesischer Konsul in Kaffa (am Schwarzen Meer) residiert und auf eigene Faust mit dem in Kaffa liegenden Kontingent von drei Galeeren an der Verteidigung von Tripolis hatte teilnehmen wollen, erfuhr in Zypern, dass Tripolis gefallen war und sein Schwiegervater Benedetto Zaccaria sich in Armenien aufhielt. Da sein Konsulat in Kaffa beendet war (für das Jahr 1290 sollte sein Bruder Oliverio Doria ihm in dieses Amt nachfolgen),[18] schloss sich Paolino Doria dem nach Genua zurückkehrenden Benedetto Zaccaria an. Was weiter geschehen ist, erhellt am Deutlichsten aus einer Synopse der lateinischen und arabischen historiographischen Überlieferung:

15 Mufaḍḍal ibn Abī ’l-Faḍā’il, ed./trad. Blochet (wie Anm. 10), S. [367] (die Emendationen des Herausgebers sind in den Text gesetzt): ولما كان السلطان منازل طرابلس قدم عليه رسل صاحب سيس وطلبوا مرضاة السلطان وانهوا ان صاحبهم داخل فى جميع ما يرسم له به ... ثم بعد الفراغ من أمر طرابلس عادت الرسل والسلطان نازل على حمص بهدنة جليلة واعتذارات عن تسليم مرعش وبهسنا وانه لا يمكنه تسلمهما بسبب التتار وبذل للسلطان عوضهما جملا كثيرا. (trad. Blochet: „Tandis que le sultan était occupé au siège de Tripoli, des ambassadeurs du prince de Sis vinrent le trouver, [ils implorèrent sa miséricorde], et firent tout leur possible pour obtenir son agrément. ... Ensuite, quand le sultan fut venu à bout de la résistance de Tripoli, les ambassadeurs s’en revinrent, et trouvèrent le sultan campé à Homs; ils apportaient le projet d’une trêve entièrement satisfaisante, et des excuses de ne pouvoir livrer Mar‘ash et Bahasna, alléguant qu’il était absolument impossible au roi d’Armenie de disposer de ces deux villes, à cause des Tatars. Le prince de Sis, en compensation, versa au sultan une somme d’argent considérable“).

16 A. D. Stewart, The Armenian Kingdom and the Mamluks. War and Diplomacy During the Reigns of Het‘um II (1289–1307), Leiden 2001 (The Medieval Mediterranean. Peoples, Economies and Cultures 400–1453, Bd. 34), hier S. 72 f.

17 Lopez, Benedetto Zaccaria (wie Anm. 13), S. 146 f.

18 Balard, Romanie génoise (wie Anm. 1), S. 526 und 902.

Annales Ianuenses[19]

„Als sie (*sc.* Benedetto Zaccaria und Paolino Doria) in der Gegend von Candelor in der Türkei waren, fanden sie etwa zehn Meilen (von der Küste entfernt) auf (hoher) See ein Schiff der Muslime, welches aus Alexandria kam und nach dem besagten Candelor fuhr.[21] Und sie bekamen es durch die Gewalt eines Gefechts in ihre Hand, töteten die Männer durch das Schwert und stellten die Überlebenden mit ihren Waren unter die Herrschaft Genuas.

Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir[20]

„Er (*sc.* Benedetto Zaccaria) reiste (aus dem Königreich Jerusalem) ab ... und enterte ein Schiff, welches von Alexandria kam; auf ihm (befanden sich) Kaufleute. Da nahm er es nach heftigem Kampf und einem Gemetzel unter der Besatzung und den Kaufleuten ein und nahm seine Waren (in Besitz).

19 Annali Genovesi, ed. Imperiale di Sant'Angelo (wie Anm. 9), S. 95 f.: *cumque fuissent in partibus Candelor in Turchia, inuenerunt in mari per miliaria circa decem nauem unam Sarracenorum de Alexandria uenientem et apud dictum Candelor euntem, eamque per uim prelii ceperunt, ac homines gladio trucidarunt et in Ianua uiuos cum eorum mercibus in potestate comunis Ianue consignarunt. de quo homines Ianue unanimiter doluerunt, quoniam homines Ianue habebant pacem cum dicto soldano, et etiam multi Ianuenses et naues erant tunc temporis in terra Egipti, et etiam medio tempore illuc perrexerunt. soldanus uero predictus, his auditis, omnes Ianuenses quos in terra Egipti inuenit, fecit detineri in personis et rebus, in sui defensionem allegans quod galee comunis hominibus suis offenderant, et sic hominibus comunis uolebant offendere, quod quidem non faceret, si ei esset facta offensio per cursales uel homines singulares. qua de causa mense decembris fuit armata in Ianua galea una, in qua iuit missaticus pro comuni Albertus Spinula, que constitit ad armandum cum solidis dicti missatici libras ..., atque in eadem portauit dictos Sarracenos qui euaserant de dicta naui cum omnibus mercibus suis; et qui peteret a soldano iam dicto Ianuenses per eum detentos relaxari, qui etiam narraret eidem qualiter sapientes Ianue de captione dicte nauis uniuersaliter doluerunt. qui pergens ad dictum soldanum, relaxationem nostrorum plenarie impetrauit.*

20 Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir, ed. Kāmil/an-Naǧǧār (wie Anm. 11), S. 165: وصادف ... [يعني بنيت زكريا] فإنه خرج من إسكندرية فيه تجار، فأخذهم بعد قتال كثير وسَفْك دماء لأصحابهم ودماء التجار وأخْذ الأموال. وخاف من كان بالإسكندرية من مرْكبًا خرج الجنَوية أن يعود شره عليهم، فركبوا فى مركب وهربوا. ولما بلغ مولانا السلطان ذلك أُمْسك من بقى من الجنوية فى الثغور، ولم يتعرض إلى شيء من أموالهم، وضيق المسالك على جيش الجنوية، وتبرأ منهم أهل عكا وجميع الفَرَنج حتى الأشكرى. وما وسع بنيت زكريا مكان، فراح إلى جَنوة فأنكروا عليه ذلك وأخذوا منه التجار والمال، وسيروا رسلا إلى مولانا السلطان يتبرءون من هذا الفعل، ويُبْعدون نفوسهم من مثل ذلك وقالوا: هذا وبلنكير بن بنصال الجنوى الذى جرى منه تعرض من مدة إلى جهة الطينة، خرجوا عنا وصاروا كرسالية ولا يجْسُرون أنهم يدخلون إلينا، وقد رددنا التجار والمال، وكل ما أخذ من فى المركب، خوفًا من سَطوة مولانا السلطان وطلبًا لمراضيه. وحلف الرسل بأبواب [مولانا] على الإنجيل، بحضور الأساقفة والرهبان أنهم ما أخفوا شيئا من المال ولا أحدًا من التجار. وسألوا فى تقرير هدنة من الآن، فتوقف مولانا السلطان توقفًا كثيرًا، واشتد إنكاره عليهم، وهم يتضرعون ويسألون. وآخر الأمر، لأجل عمارة الثغور، ولأن هذا الجيش يجلبون الأموال، ويحصل للديوان منهم الجعل الكثيرة، كتبت لهم هدنة هى.

21 Bei *Candelor* (in anderen Quellen *Escandelore* oder *Scandelore*) handelt es sich um Alayas, eine Stadt in Pamphylien (in der heutigen Türkei).

Darüber waren nun die Genuesen einmütig betrübt, da viele Menschen in Genua Frieden hatten mit dem besagten Sultan (*sc.* Qalāwūn) und auch viele Genuesen und Schiffe zu jener Zeit in Ägypten waren oder gar sich auf den Weg dorthin gemacht hatten.
Nachdem der Sultan jedoch davon gehört hatte, ließ er alle Genuesen, welche er in Ägypten vorfand, an Person und Habe festsetzen, wobei er zu seiner Rechtfertigung anführte, dass die Galeeren der Kommune seine Leute angegriffen hatten. Ebenso wollte auch er die Leute der Kommune angreifen – was er freilich nicht tue, wenn ihm eine Aggression durch Korsaren oder Einzelpersonen widerfahre.

Aus diesem Grund wurde im Monat Dezember eine Galeere ausgerüstet, in welcher der von der Kommune bevollmächtigte Gesandte, Alberto Spinola, abreiste – diese kostete zur Ausrüstung mitsamt den Solidi des besagten Gesandten <...>[24]Pfund <Silber> – und in derselben transportierte er alle besagten Muslime, die von dem besagten Schiff davon gekommen waren, mit all ihrer Habe.

Und wer von den Genuesen in Alexandria war fürchtete sich, dass sein Unrecht auf sie zurückfalle; da bestiegen sie ein Schiff und flohen.

Nachdem der Sultan davon gehört hatte, setzte er die von den Genuesen gebliebenen waren im Hafen fest – ohne dass er sich an irgendetwas von ihrem Eigentum verging – und sperrte die Route für die genuesische Nation (*ed.* das genuesische Heer).[22] Es distanzierten sich von ihnen (auch) die Bevölkerung von Akkon und sämtliche Franken bis hin zum Laskariden (*al-Aškarī*).[23] Benedetto Zaccaria erhielt kein Quartier (*makān*); da segelte er nach Genua.
Da missbilligten sie (*sc.* die Genuesen) ihm dies(e Tat) und nahmen ihm die Kaufleute und Waren weg. Sie ließen Gesandte zu unserem Herrn, dem Sultan, abreisen, distanzierten sich von dieser Tat und wiesen so etwas von sich.

22 Mit Holt, Early Mamluk Diplomacy (wie Anm. 7), S. 142 Anm. 2 (gegen Silvestre de Sacy, Pièces diplomatiques [wie Anm. 2], S. 41), ist auch hier *ǧins* (جنس) statt *ǧaiš* (جيش) zu lesen (vgl. unten Anm. 27).
23 Gemeint ist der byzantinische Basileus Andronikos II. Palaiologos (1282–1328).
24 Hier liegt in allen Handschriften eine Lücke vor.

Er sollte vom Sultan erbitten, die vorgenannten, von ihm festgesetzten Genuesen freizulassen und ihm schildern, auf welche Weise die einsichtigen Genuesen über die Aufbringung des besagten Schiffes allgemein betrübt seien.

Und indem er auf den Sultan eindrang, erreichte er die vollständige Freilassung der unseren."

Sie (*sc.* die Gesandten) sprachen: „Jener (Benedetto Zaccaria) und *BLNKYR*, Sohn des *BLṢ'L*,[25] des Genuesen, von dem vor einiger Zeit ein Angriff auf die Gegend von Ṭīna ausgegangen war,[26] haben uns verlassen und sind Korsaren geworden. Sie werden es nicht wagen, zu uns zurückzukehren. Wir haben die Kaufleute und Waren zurückgebracht und alles, was denen auf dem Schiff genommen worden war – aus Furcht vor einem Angriff unseres Herrn Sultan und um seine Gunst zu erlangen."

Die Botschafter schworen bei Hofe (*bi-abwāb*) auf das Evangelium, in Anwesenheit von Bischöfen und Mönchen, dass sie nicht irgend etwas vorenthielten von den Waren und nicht einen von den Kaufleuten, und sie baten um den Abschluss eines Friedensvertrages (*hudna*) von jetzt an (*mina 'l-ān*). Da zögerte der Sultan eine Zeitlang und bekräftigte ihnen gegenüber seine Ablehnung, obwohl sie wiederholt inständig flehten und darum baten. Zu guter Letzt, wegen der Sicherung der Häfen und weil diese Nation (*ed.* dieses Heer)[27] Waren einführte und grosse Summen davon für den Diwan übrig blieben, wurde folgender Friedensvertrag ausgestellt."

---

25 Holt, Early Mamluk Diplomacy (wie Anm. 7), S. 142: *BNṢĀL*.

26 Die Episode soll, da sie für den weiteren Verlauf der Ereignisse ohne Bedeutung ist, ausgeklammert werden. Weder die *Annales Ianuenses* noch die von Balard, Romanie génoise (wie Anm. 1), S. 907–909, aufgelisteten Namen von Schiffskommandanten der Flotte von Kaffa lassen eine Identifizierung des Namens zu. Im Hinblick auf die lateinische Überlieferung zur Vorgeschichte ist zu erwägen, ob *BLNKR* (بلنكر) zu *BLYNW* (بلينو), also Paolino (Doria) zu verbessern, und *BLṢ'L* oder *BNṢĀL* (بلصال bzw. بنصال) aus *KNṢL* (كنصل) oder *QNṢL* (قنصل), d. h. *consul*, verdorben ist. Es bleibt die Schwierigkeit, dass BLNKYR in anderer Deutung auch im arabischen Vertragstext begegnet, vgl. Anm. 37.

27 Für diese Stelle konjizierte bereits Silvestre de Sacy, Pièces diplomatiques (wie Anm. 2), S. 42 Anm. 2, *ǧins* (جنس) für *ǧaiš* (جيش), vgl. oben Anm. 22.

2. Der genuesisch-ägyptische Vertrag von 1290 ist in lateinischer Sprache durch Abschriften des *Liber iurium*, einer zeitgenössischen Sammlung genuesischer Staatsverträge in neun Bänden – beim siebten Band, dem *Settimo*, handelt es sich genaugenommen um eine erweiterte Kopie des ersten Bandes –, und in arabischer Sprache durch das bereits erwähnte Dossier, das Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir in die Biographie des Sultans Qalāwūn aufgenommen hat, dokumentiert.

Die lateinische Fassung [L] ist in zwei Abschriften überliefert. Da im Gefolge des Aufstandes der Guelfen in der Stadt Genua vom Jahre 1296 der erste Band (der so genannte *vetustior*) des *Liber iurium* verschollen war (und erst Jahrhunderte später wieder auftauchen sollte), hatte am 20. Juni 1301 der *Podestà* Danio da Osnago angeordnet, dass aus einer seit dem 8. November 1267 angelegten Dublette des *vetustior*, dem Codex *Settimo* (als deren letzter, seit etwa 1280 tätige Redaktor der uns schon bekannte Genueser Annalist Jacopo Doria als *custos pro comuni* [sic] *tam privilegiorum quam etiam registrorum et aliarum scripturarum Communis* verantwortlich zeichnet), eine Abschrift genommen werden sollte. Der damit beauftragte Notar, Rolandino de Riccardo, fertigte (unter der Aufsicht eines gewissen Porchetto Salvago) aus dem *Settimo* indessen zwei Kopien an. Die erste, heute als *Liber A* bezeichnete Kopie (*olim* Codex A, beziehungsweise *de Camera*) folgt in ihrer Anordnung genau ihrer Vorlage (also dem *Settimo*) und verdankt ihren seit den 1250er Jahren um 308 Stücke vermehrten Bestand der Sammlertätigkeit ihrer Redaktoren, Rolandino de Riccardo und Porchetto Salvago. Bei der zweiten Kopie handelt es sich um eine (wohl auf Veranlassung des Porchetto Salvago) nach Materien geordnete und in sechs Bücher gegliederte Abschrift, die in der modernen Forschung den Namen *Duplicatum* trägt (*olim* Cod. B). Silvestre de Sacy hat seiner Ausgabe offensichtlich das *Duplicatum* (fol. 235^{r}ff.) zugrunde gelegt,[28] welches – mitsamt den anderen Bänden des *Liber iurium* – im Jahre 1805 nach Paris verbracht worden war; die Restitution der gesamten Serie nach Genua sollte sich bis ins 20. Jahrhundert hinein hinziehen. Für die Editionsreihen der *Monumenta Historiae Patriae* und der *Libri iurium della Repubblica di Genova* haben Ercole Ricotti und Eleonora Pallavicino (letztere unter Anführung der handschriftlichen Varianten des *Duplicatum*), allerdings ohne diese Bevorzugung zu begründen, den Text des *Liber A*, fol. 426r–427v, abgedruckt.[29]

---

28 Silvestre de Sacy, Pièces diplomatiques (wie Anm. 2), S. 34–41; zur Position des Stücks am Ende des dritten Buches des *Duplicatum* nach der Anordnung von Rolandino de Riccardo (beinhaltend *conventiones, pacta, instrumenta et negocia pertinentes et pertinentia comuni Ianue in partibus orientis a Corvo ultra extra districtum Ianue ... usque imperium Grecorum et partes transmarinas*), vgl. Puncuh/Rovere, Introduzione (wie Anm. 12), S. 331.

29 I Libri Iurium della Repubblica di Genova I.7, ed. Pallavicino (wie Anm. 12), Nr. 1189, S. 78–83; Liber Iurium Reipublicae Genuensis, ed. Ricotti (wie Anm. 12), Bd. 2, Sp. 243–248 (Nr. XCVI); zum Überlieferungskontext vgl. Puncuh/Rovere, Introduzione (wie Anm. 12), S. 304. Die Angaben zur Überlieferung des *Liber iurium* aus Enrico Ricottis „Praefatio" (Liber Iurium Reipublicae Genuensis, ed. Ricotti [wie Anm. 12], Bd. 1, S. IX–XVIII), sind überholt durch die Forschungen von Dino Puncuh

Das historiographisch überlieferte arabische Dossier[30] besteht aus fünf Einzelstücken: [A] dem Vertrag mit den Verpflichtungen der Genuesen,[31] [B] einem Zeugnis des melkitischen Bischofs von Alexandria für die Ablegung des Eides in seiner Anwesenheit,[32] [C] einer Anwesenheitsliste,[33] [D] einer Kopie der Eidesformel der Genuesen vor dem melkitischen Bischof mit Verpflichtungen der Genuesen[34] und schließlich [E] einem Zeugnis des voranstehenden Dokuments seitens des melkitischen Bischofs.[35] Wie Peter Holt hervorgehoben hat, stellen die beiden letzt genannten Dokumente ein Unikum für die mamlukischen Urkunden dar.[36]

Aus den arabischen Texten ergibt sich ungefähr folgendes Bild: Am 13. *Māyī* (مايي) des Jahres 1290 wurde [A] zufolge der Vertrag niedergeschrieben und eine Interlinearversion von einem ortsansässigen genuesischen „Pilger" (wie das ominöse Wort بلنكير [*BLNKYR*] seit Karabacek gedeutet wird)[37] namens Ḥakīm, der als Dolmetscher des genuesischen Gesandten Alberto Spinola fungierte, in dieses Exemplar eingetragen. Daraufhin schwor Alberto Spinola in Anwesenheit von Bonifazio Zurla, Daniele Tancredi, Rainerio Boccanegra, dem Konsul Raffo, Franceschino Rubes und dem *teologo* (also einem Kleriker namens) Faliero für die Einhaltung der genuesischen Verpflichtungen.

Am Sonntag, den 2. Ǧumādā I des Jahres 689 nach der Hiǧra, wurden, wie aus [C] hervorgeht, „die Kapitel schriftlich niedergelegt", und Šams ad-Dīn ʿAbdallāh al-Manṣūrī, ein Angehöriger der muslimischen Delegation,[38] „las ihren fränkischen

---

und Antonella Rovere, deren zusammenfassender Darstellung sämtliche oben stehenden Angaben entnommen sind (Puncuh/Rovere, Introduzione [wie Anm. 12], S. 71–131, insbesondere S. 74 f. [zu Jacopo Doria als letztem Redaktor des *Settimo*] und S. 121–122 sowie S. 128–131 [zur Tätigkeit von Rolandino de Riccardo und Porchetto Selvagia]). Im Folgenden sind die Lesarten gekennzeichnet durch die Sigle *S* für den Text der Ausgabe Silvestre de Sacy's (des *Duplicatum*), die Sigle *R* für Ricotti's Ausgabe des *Liber A* und die Sigle *P* für die Neuedition beider Codices durch Eleonora Pallavicino, die, um die Verwirrung komplett zu machen, für die beiden Abschriften neue Siglen, B (für den *Liber A*) und B' (für das *Duplicatum*), verwendet hat.

30 Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir, ed. Kāmil/an-Naǧǧār (wie Anm. 11), S. 166–169.

31 Ebd., S. 166 f.

32 Ebd.

33 Ebd., S. 168.

34 Ebd., S. 168 f.

35 Ebd., S. 169.

36 Holt, Qalāwūn's Treaty (wie Anm. 7), S. 105.

37 Die Auflösung der in der arabischen Tradition entstellten genuesischen Namen folgt der von Holt, Qalāwūn's Treaty (wie Anm. 7) und Ders., Early Mamluk Diplomacy (wie Anm. 7), der im wesentlichen die Ergebnisse von Karabacek, Arabische Beiträge (wie Anm. 4), übernommen hat.

38 Seiner Nisbe *al-Manṣūrī* zufolge war Šams ad-Dīn Mitglied der Entourage von al-Manṣūr, das heißt, des Sultans Qalāwūn. Silvestre de Sacy, Pièces diplomatiques (wie Anm. 2), übersetzt „de Mansourah", also „aus Manṣūra"; Holt, Early Mamluk Diplomacy (wie Anm. 7), S. 141–151, lässt diesen Namensbestandteil unkommentiert, merkt aber in der Einleitung (ebd., S. 1) an, dass ein gewisser Baibars al-Manṣūrī, „as his name indicates", Mamluke des Sultans Qalāwūn gewesen sei.

Text übertragen ins Arabische vor“[39] – „wobei zur Beglaubigung der Übertragung ins Arabische und zur Bezeugung ihrer Korrektheit“[40] die Übersetzer Sābiq ad-Dīn und ʿIzz ad-Dīn al-Kabakī für ihn übersetzt hatten. Folgende Personen waren als Zeugen anwesend und haben ihre Unterschrift geleistet: Pater Arsenius, ein gleichnamiger Abt Arsenius des Qaṣīr-Klosters,[41] Menas der Diakon, ein Mönch aus dem Sinaikloster namens Michael, ferner der genuesische Konsul Bonifazio, der Schiffskapitän und Kaufmann Angelino, der Kaufmann Daniele Capello, der Konsul Raffo, sowie der edle Rainerio Boccanegra.

Am 14. *Ayyār* („Mai“) des Jahres 6798 der byzantinischen Weltära schwor Alberto Spinola laut Dokument [B] auf ein Exemplar des Eides, des Vertrages und seine Kapitel vor dem melkitischen Bischof Petrus. Am Donnerstag, den 9. *Ayyār* („Mai“) desselben Jahres, testierte laut [E] der melkitische Bischof den von Alberto Spinola vor ihm geleisteten Eid [D].

Die Anwesenheit dieser melkitischen Geistlichen ergibt sich für [A] nicht aus der Anwesenheitsliste, sondern lediglich aus der (womöglich später hinzugesetzten) Überschrift der (literarisch überlieferten) Kopie des Vertrages;[42] auch in [B] und der Überschrift von [D] sind die anwesenden Geistlichen und Genuesen nur indirekt genannt.[43] Folgende Personen waren also nach den verschiedenen Dokumenten am Zustandekommen des Vertrages beteiligt:

Alberto Spinola	[A], [B], [C], [D?], [L]
Bonifazio (Zurla)	[A], [B?], [C?], [D?]
Daniele Tancredi	[A], [B?], [D?]
Rainerio Boccanegra	[A], [B?], [C], [D?]

39 Im Arabischen قرأ ما فيها من القلم الفرنجي منقول الى العربي (*qaraʾa mā fīhā mina ʾl-qalam al-faranǧī manqūl ilā ʾl-ʿarabī*).

40 Im Arabischen لتحقيق التعريب وشهادة بصحته (*li-taḥqīq at-taʿrīb wa-šahādat bi-ṣiḥḥatihī*).

41 Zum „Kloster des Zwerges“ (*qaṣīr*)“, nämlich des zwergenwüchsigen hl. Johannes, auf dem Muqaṭṭam oberhalb von Kairo, vgl. etwa H. Halm, Die Kalifen von Kairo. Die Fatimiden in Ägypten 973–1074, München 2003, S. 219 f., 223 (u. ö.); in der Literatur zum genuesisch-ägyptischen Handelsvertrag findet sich durchgehend (aber ohne den Versuch einer Lokalisierung des Klosters) die (ebenfalls mögliche) Vokalisierung *quṣair* („Schlösschen“) für قصير.

42 [A] „Kopie des Vertrages unseres Herrn, des Sultans, mit Genua und dies(er ist) in Anwesenheit von Bischöfen und Mönchen (geschlossen worden).“ Der Plural „Bischöfe“ steht nur hier und in dem Verhandlungsregest, das Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir mitgeteilt hat: in beiden Fällen ergeben sich Verdachtsmomente für die urkundliche Authentizität beziehungsweise die Historizität der Aussagen der entsprechenden Textteile.

43 [B] „Es schwor der besagte Botschafter Alberto Spinola und wer von seiner Begleitung anwesend war an genuesischen Konsuln und Kaufleuten ...“; „ich (Petrus) bezeuge ..., dass sie geschworen haben ... in Anwesenheit der unterzeichneten Priester und Mönche.“ [D] „Ferner eine Kopie des Eides, welchen die Botschafter schworen und auf Fränkisch unterschrieben in Anwesenheit des Bischofs (Petrus).“

Raffo der Konsul	[A], [B?], [C], [D?]
Franceschino Rubes	[A], [B?], [D?]
der *teologo* Faliero	[A], [B?], [D?]
Kapitän Angelino	[B?], [C], [D?]
Daniele Capello	[B?], [C], [D?]
Ḥakīm der Pilger	[A]
Ḥusām ad-Dīn	[L]
Šams ad-Dīn al-Manṣūrī	[C]
Sābiq ad-Dīn	[C]
ʿIzz ad-Dīn al-Kabakī	[C]
Bischof Petrus von Alexandria	[A?], [B], [D], [E]
Pater Arsenius	[A?], [B?], [C], [D?]
Abt Arsenius vom Qaṣīr-Kloster	[A?], [B?], [C], [D?]
Menas der Diakon	[A?], [B?], [C], [D?]
Michael vom Sinai	[A?], [B?], [C], [D?]

Wie aus dieser Aufstellung zu sehen ist, sind die Informationen der lateinischen Überlieferung [L] in Bezug auf die anwesenden Personen ziemlich dürftig: Hier agieren nur der Genuese Alberto Spinola und „der Herr Emir Ḥusām ad-Dīn (*Osemedinus*), der Stellvertreter (*naibo* aus arab. نائب [*nāʾib*]) des hochmögendsten Sultans“,[44] der in der arabischen Tradition gar nicht erwähnt wird. Alberto Spinola zeichnet der arabischen Tradition zufolge verantwortlich als „Gesandter des *Podestà* Bertram de Carcano, der Kapitäne Oberto Spinola und Corrado Doria, der Senatoren und Ratgeber und dem Rat der Kommune Genua“,[45] der lateinischen Tradition zufolge als „Gesandter, ermächtigt seitens der Herren Kapitäne der Kommune und (seitens) der *anciani*-Ältesten des Volkes von Genua, dessen Staatsrat“.[46]

In der lateinischen Tradition wird die Gültigkeit des Vertrages zeitlich bemessen,[47] der *Podestà* Bertram de Carcano wird hier nicht erwähnt.[48] Die lateinische

44 [L] *dominus mirus Osemedinus naibo altissimi soldani.*

45 [A] رسول البذسطا بالرام ذا كركان والكبطانية اوبرت اسبينولا وكرات دريا والمشايخ والمشايرين من اصحاب الراي والمشورة كمون الجنوية (*rasūl al-buḍisṭā Bālrām ḍā-Karkān waʾl-kabiṭānīya* [corr. كبطانية; ed. كنطابية] *Ūbartu Isbīnūlā wa-Kurāt Duryā waʾl-mašāyiḥ waʾl-mušāyirīn min aṣḥāb ar-raʾy waʾl-mašūra kummūn al-ğanawīya*).

46 [L] *messaticus delegatus in parte dominorum capitaneorum Communis et populi Januae senium ancianorum consilium civitatis eiusdem.* Ich fasse vor dem Hintergrund der arabischen Formulierung (vgl. die vorige Fußnote) das schwierige *consilium* (statt *consilii* = arab. *min aṣḥāb ar-raʾy waʾl-mašūra*) als einen auf *senium ancianorum* (= arab. *al-mašāyiḥ waʾl-mušāyirīn*) zu beziehenden *casus pendens* auf.

47 [L] *ista pax fiat stabilis et firma in uita domini melech elmansor et in uita domini melech laseraf* (PRS *laserat*) *filius eius et in uita dominorum capitaneorum oberti spinule et conradi aurie capitaneorum communis ianue* (zur Übersetzung vgl. unten Anhang).

48 Zum *Podestà* Bertram de Carcano sind die Angaben der Annali Genovesi, ed. Imperiale di Sant'Angelo (wie Anm. 9), S. 93, zu vergleichen:.*MCCLXXXVIIII. fuit potestas Ianue uir nobilis dominus Bertramus de Carcano ciuis Mediolanensis, cui super maleficiis et tota ratione reddenda cuilibet*

Tradition nennt ferner die Testierung durch Ḥusām ad-Dīn ein *sacramentum facere*, beziehungsweise deren Vollzug *iuratum esse*, die des Alberto Spinola nur ein *promittere*. In arabischer Überlieferung fehlt der Eid, den Ḥusām ad-Dīn abgelegt hat, ferner sämtliche Verpflichtungen der Mamlukensultane gegenüber der genuesischen Seite.

Lässt man die Angaben des Verhandlungsregests des Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir[49] außer Acht, bleibt zunächst unklar, in welcher zeitlichen Reihenfolge die fünf Dokumente der arabischen Tradition entstanden sind: [A] gibt als Datum (Samstag,) „den 13. Mai" (in arabischer Umschrift) an. Auf „den 14. *Ayyār* (= Mai)", also wohl den Sonntag, datiert [B] nach melkitischer Zeitrechnung. Bei dem nach islamischer Zeitrechnung datierten Dokument [C] ergibt sich eine Diskrepanz zwischen dem Wochentag „Sonntag" (14. Mai) und dem Datum „13. Mai" (ein Samstag). [D] schließlich ist undatiert, stand aber auf demselben Blatt wie [E],[50] welches in melkitischer Zeitrechnung auf den „Donnerstag, den 9. Mai" (ein Dienstag) datiert. Verbessert man mit Peter Holt in „Donnerstag, den 19. Mai",[51] ergibt sich dieselbe Diskrepanz wie in [C]: entweder stimmt „Donnerstag" (der 18. beziehungsweise der 11. Mai), oder der „19. Mai" (ein Freitag).[52] Aller Wahrscheinlichkeit nach ist „Donnerstag, der 4. Mai" falsch abge-

---

plena est attributa potestas („1289 ist ein edler Mann Podestà in Genua geworden, [nämlich] der Herr Bertram de Carcano, ein Bürger aus Mailand, dem die volle Amtsgewalt übertragen worden ist, über Straftaten und zur vollständigen Rechenschaftslegung gegenüber jedermann"); ebd., S. 114: *Anno Domini.MCCLXXXX. fuit potestas Ianue uir nobilis Iohannes de Luano ciuis Cumanus, cui ad modum precedentis potestatis fuit super tota ratione reddenda cuilibet plena attributa potestas* („1290 ist ein edler Mann Podestà in Genua geworden, [nämlich] der Herr Johannes de Luano, ein Bürger aus Como, dem nach Art des vorangegangenen Podestà die volle Amtsgewalt übertragen worden ist, zur vollständigen Rechenschaftslegung gegenüber jedermann"). Für die amtierenden Kapitäne ebd., S. 123 f.: *hoc etiam anno* (1291), *mense madii, cum predicti capitanei, scilicet domini Obertus Spinula et Conradus Aurie, iurassent non esse capitanei de cetero, elapso festo beatorum apostolorum Simonis et Iude de.MCCLXXXXI. ad quod antea electi fuerant ... electus fuit in capitaneum Januensis populi nobilis uir dominus Landfrancus de Suardis* („In diesem Jahr [1291], im Monat Mai, wurde – da die vorerwähnten Kapitäne, nämlich die Herren Oberto Spinola und Corrado Doria, geschworen hatten, nicht weiter Kapitäne zu sein, als bis das Fest der heiligen Apostel Simon und Judas des Jahres 1291, bis zu welchem sie vorher gewählt worden waren, abgelaufen wäre – zum Kapitän des Volkes von Genua ein edler Mann gewählt, [nämlich] der Herr Lanfranco de Suardis"). Oberto Spinola und Oberto Doria (für den später Corrado Doria nachrückte) waren Kapitäne vom 28. Oktober 1270 bis zum 28. Oktober 1291.

49 Vgl. Kap. 1: Vorgeschichte.

50 Der Bischof Petrus bezeugt in [E] „die Gesamtheit (dessen), was oben auf diesem Blatt (steht)".

51 Holt, Early Mamluk Diplomacy [wie Anm. 7], S. 151, ergänzt also zu <عشرة> تاسع (*tāsiʿ* <*ʿašara*>), „der Neun<zehn>te".

52 Dieser Fall macht offenbar die Erklärung von Holt, Early Mamluk Diplomacy (wie Anm. 7), S. 149 Anm. 21, für die Diskrepanz zwischen Wochentag und Datum in [C] hinfällig, wonach die Zeitrechnung der Muslime den Tag schon mit dem Abend des vorigen Tages beginnen lasse, [C] somit auf den Abend des 13. Mai datiere: Es heißt in [E] explizit نهار الخامس (*nahār al-ḫāmis*), also „der fünfte Tag" (d. h. „Donnerstag").

schrieben worden.[53] Wie zu sehen sein wird, ist es von erheblicher Bedeutung, dass das letzte Dokument das früheste Datum trägt.

3. Nimmt man die Angaben der arabischen Texte [A] und [C] ernst, so lagen im Verlauf der Ratifizierung des Vertrages zwei Ausfertigungen vor, zumindest der Vertragsbestimmungen (lat. *capitula*, arab. فصول [*fuṣūl*]): Eine anzunehmende ursprüngliche, arabischsprachige Ausfertigung (im Folgenden: [*A]) mitsamt dem Eid des Alberto Spinola und den Verpflichtungen der Genuesen, sowie den aus [L] bekannten Verpflichtungen der Muslime und dem Eid des Ḥusām ad-Dīn (in arabischer Sprache), wurde von Ḥakīm dem Pilger übersetzt und „Wort für Wort, Zeile für Zeile" in dieses Exemplar „zwischen die Zeilen" eingetragen. Eine (hypothetische) „fränkische", wohl vulgärsprachliche oder lateinische Ausfertigung (im Folgenden: [*F] oder [*L]) der genannten Kapitel – wohl ohne arabischen Text und somit nicht identisch mit dem Exemplar [*A] – musste bei einer anderen Zeremonie von den Übersetzern Sābiq ad-Dīn und ʿIzz ad-Dīn al-Kabakī ins Arabische übertragen werden, damit Šams ad-Dīn al-Manṣūrī ihren Inhalt laut vortragen konnte. Es stellt sich somit die Frage, in welchem Verhältnis die in die Überlieferung eingegangenen Texte [A] und [L] zu den postulierten Urfassungen [*A] und [Interlinearversion von *A], das heißt [*F] oder [*L] stehen.

Eine nur flüchtige Durchsicht von Dokument [A] ergibt folgenden Befund: Die muslimischen Verpflichtungen gegenüber den Genuesen und die Zustimmung des Sultans zum Eid seines Stellvertreters Ḥusām ad-Dīn fehlen und sind anscheinend der Endredaktion des Biographen Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir zum Opfer gefallen, der – so jedenfalls Peter Holt – damit wohl suggerieren wollte, (1.) es bestünden keinerlei Verpflichtungen der Muslime, es werde lediglich die genuesische Wiedergutmachung für die Piraterie des Benedetto Zaccaria bezeugt, und (2.) die Genuesen seien den Armeniern und Nubiern rechtlich gleichgestellt – deren Verträge mit dem Sultan gleichen nämlich dem der Genuesen in formaler Hinsicht.[54]

Wie ein Vergleich der genuesischen Verpflichtungen aus [L] und [A] zeigt, ist der Text von [A] redaktionell überarbeitet, es finden sich häufig Wiederholungen und Weitschweifigkeiten, wo der lateinische Text knapp und präzise ist; die Substanz der Verpflichtungen ist jedoch nicht wesentlich berührt.[55] Auffällig ist der arabisierte lateinische Monatsname in der Datumzeile am Ende von [A]: „Geschrieben am 13. Māyī

53 Die Ergänzung von Holt, Early Mamluk Diplomacy (wie Anm. 7), S. 149 Anm. 21 (vgl. die vorige Anmerkung), ist hinfällig, wenn man (paläographisch – vor allem bei einem unpunktierten Text – durchaus möglich) رابع (oder رابع [*rābiʿ*]) „der Vierte" statt تاسع (oder تاسع [*tāsiʿ*]) „der Neunte" liest.

54 Holt, Qalāwūn's Treaty (wie Anm. 7), S. 105.

55 Vgl. dazu am ausführlichsten immer noch M. C. Canale, Nuova istoria della Repubblica di Genova, Florenz 1858–1864, hier Bd. 4, S. 270 f., sowie Heyd, Colonie commerciali (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 191.

des Jahres 1290 der Geburt des ʿĪsā – Friede über ihn.“ Der melkitische Bischof datiert in Dokument [B] nach der byzantinischen Ära unter Verwendung syrisch-arabischer Monatsnamen und die muslimische Delegation in Dokument [C] nach dem islamischen Kalender. Anstelle der muslimischen Namensform عيسى (*ʿĪsā*) wie in [A], erscheint in Dokument [D] (bei dessen Abfassung eine melkitische Delegation anwesend war) die christlich-arabische Form für Jesus, يسوع (*Yasūʿ*, zu vergleichen ist syrisch ܝܫܘܥ [*Īšôʿ* beziehungsweise *Yešūʿ*]).[56] Das bedeutet: die genuesische Partei war in irgendeiner Form an der Redaktion von [*A] beteiligt. Aus manchen Namensformen der Eidesformel von [A] sind ebenfalls lateinische, aber auch christlich-arabische Einflüsse bei der Abfassung von [*A] abzulesen; so wird etwa die Form مارية (*Māriya*) anstelle des muslimischen und auch christlich-arabischen مريم (*Mariam*) zur Bezeichnung der Gottesmutter Maria benutzt, die Namen der Evangelisten erscheinen in den gewöhnlichen christlich-arabischen Formen. Die „muslimischen Anleihen“ (Name Jesu und Eulogie) in der ansonsten „lateinischen Datumzeile“ des arabischen Texts von [A] deuten indessen auf die redaktionelle Tätigkeit des Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir, also des Autors der Biographie des Sultans Qalāwūn.

Was die lateinische Überlieferung anbelangt, so ist die Textbasis zu schmal, um einwandfrei zwischen den Abschreibefehlern und Zutaten des Kopisten der auf uns gekommenen Codices und denen, die der Redaktor des aus Ägypten mitgebrachten Exemplars [*L] des Vertrages gemacht haben mag, zu unterscheiden.[57] Dennoch lassen sich einige Aussagen über die Textgestalt von [L] vor dem Eintrag in den *Liber iurium* treffen. Zumindest die Einleitung, die Verpflichtungen der muslimischen Seite, der Eid des Stellvertreters des Sultans, sowie die Verpflichtungen der genuesischen Seite sind aus dem Arabischen übersetzt worden: die Homogenität sowohl der Formulierungen als auch der Fehler und Arabismen dieser Passagen legen es nahe, dass diese Textteile zum Zeitpunkt der Übersetzung eine Einheit darstellten – ein überaus gewichtiges Argument für die Annahme, dass [A] als Torso in die Biographie des Sultans Qalāwūn gekommen ist.

---

56 Fehlt in der Ausgabe von Silvestre de Sacy, Pièces diplomatiques (wie Anm. 2).

57 Vgl. dazu im Einzelnen die unten im Anhang vorgelegte Übersetzung. – Es ist etwa zu konstatieren, dass Abkürzungen stehen geblieben sind (etwa *dar ad i pca du apud car*; conj. Silvestre de Sacy: *denarios ad ipsam cecham domini nostri apud Cahiram*) oder durch den Redaktor zum Teil falsch aufgelöst worden (*per* für *pro*; *quem* für *quos*, *nec* für *necnon* oder *vel* [an einer Stelle im Text *ñ*], *ei* für *eis*). Die Buchstaben *t*, *c* und *r* sind vertauscht worden (*loco vita* [R *via* PS *vice*] *et nomine*; *cotanum* für *coranum*), desgleichen *e* und *i*, wodurch die Aktionsart von Infinitiven häufig durcheinander gerät. Im Original müssen *et*, *in* und *ex* ähnlich ausgesehen haben: sie werden jedenfalls in [L] durcheinander geworfen.

Insgesamt weist die Gestalt des heute vorliegenden lateinischen Textes auf die redaktionelle Überarbeitung einer von Vulgarismen[58] und Arabismen[59] durchsetzten

58 Für „sich aufhalten, verweilen" hat der Übersetzer Formen von *stare* verwendet, dem italienisches *stare* oder arabisches *aqāma* zugrunde liegen könnte. Pleonasmen an Partikeln (*extra de quo quod*) oder an Negationen (etwa *{non} detineantur*, *{non} possit detineri* etc.) finden sich häufig. Bei Bedingungssätzen wird die Protasis üblicherweise mit *si* eingeleitet, bisweilen findet sich dafür *quando*, ohne dass der Sinn rein temporal wäre. Die Apodosis, an einer Stelle durch *quod* eingeleitet (*si exierint ..., quod dominus ... sit ... in contrarium*), wird ansonsten durch die Verwendung des Konjunktivs markiert, ohne dass eine Partikel hinzuträte. Ein weiterer Italianismus ist etwa die Form *commune* (im Akk.) für lat. *communem*.

59 Im lateinischen Vertragstext sind einige arabische Fremdwörter stehengeblieben, etwa *alaagem* [S *alaagen*] (arab. *al-ʿağm*, „Perser"), *naibo* (arab. *nāʾib*, „Stellvertreter"), *mirus* oder *amiratus* (arab. *amīr*, „Emir"), *milus* (arab. *ʿāmil*, „Beamter", in einem Falle womöglich auch für *amīn* [vgl. Anhang]), *momolucos* (arab. *mamālik*, Sg. *mamlūk*, „Sklave"), *coranum* [PRS *cotanum*] (arab. *al-Qurʾān*, „Koran"), *chefari* (arab. *kifār*, Sg. *kāfīr*, „Ungläubiger, Giaur"), *cecam* (arab. *sikka* „Münz[stätt]e"), *feda* (arab. *fidā* „Tilgung"), ferner solche, die sich nach und nach durch die levantinische *lingua franca* in den europäischen Sprachen eingebürgert haben, etwa *dugana* (arab. *dīwān*, vgl. franz. *douane*), *fondicum* (arab. *funduq*, vgl. ital. *fondaco*), *magasenos* (arab. *maḫāzin* „Magazine"), *asona* (arab. [*dār*] *aṣ-ṣināʿa* „Arsenal"), *torcimanus* (arab. *tarğumān* „Übersetzer, Dragoman"), *archadi* (arab. *al-qādī* „Richter, Kadi") – darunter auch „false friends", zum Beispiel das Wort *censarius*, welches unter anderem auch im armenisch–lateinischen Vertrag zwischen Genua und dem Königreich Klein-Armenien von 1289 (wie Anm. 14) belegt ist: mlat. *censarii* wird hier durch das kilikisch-armenische Äquivalent սամսրչէք (*samsrčʿēkʿ*) repräsentiert (zu einem nicht belegten Sg. *սամսար *samsar*, welcher gemeinhin durch arab. سمسار [*samsār*], „Makler", erklärt wird, ein Wort, das seinerseits wiederum auf mlat. *censarius* zurück gehen soll, vgl. den Eintrag im etymologischen Wörterbuch des Armenischen von Hr. Ačaṙean, Hayeren Armatakan Baṙaran, Bd. 4, Erevan 1979, S. 168; die mittellateinischen Lexika geben für *cens[u]arius* die Bedeutung „Zinsmann" oder „Zinsmeister" o. ä.). Der Begriff *incalegare* ist vielleicht von arab. *ḫalaka* „versteigern" gebildet. Einige lateinische Begriffe treffen die falsche Konnotation des arabischen Substrats, etwa *aperitor terrarum* für arab. *fātiḥ al-buldān* („Eroberer der Länder") oder (redundantes) *per manus* für arab. *bi-aidai* (anstelle von *per*). Die im Arabischen mögliche Anbindung des Genitivs, gerade dann, wenn dieser seinerseits von einem Genitiv abhängt, durch arabisch *li-*, lateinisch *de*, findet sich in der Verbindung *torcimanorum de dugana* (anstelle von *torcimanorum duganae*), oder in der Wendung *(omnes sarracenos) de domini soldani* (in [A] heißt es dafür *li-maulānā ʾs-sulṭān*), die ansonsten durch *omnes sarraceni domini soldani* wiedergegeben wird (der von Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir redigierte Text hat in [A] an der betreffenden Stelle allerdings *ğāmiʿ al-muslimīn* „alle Muslime"). Wie im Arabischen möglich, steht im lateinischen Text bei Passivkonstruktionen das logische Subjekt bisweilen im Akkusativ (*non possit detineri aliquem sarracenum domini soldani* [„nicht darf festgehalten werden irgendein Muslim des Herrn Sultan"]). Eigennamen werden – im Gegensatz zu den meisten entlehnten *termini technici* – nicht flektiert; bei *super caput eius melech elmansor* ist daher unklar, ob *eius* ein proleptisches Possessivpronomen zu *melech elmansor* darstellt, oder Zutat des Übersetzers ist, etwa um anzuzeigen, dass *melech elmansor* im Genitiv steht: In der griechisch-lateinischen Übersetzungsliteratur des 13. Jahrhunderts findet sich diese Technik häufig, in Wilhelm von Moerbekkes Übersetzung der 134. Propositio der *Stoicheiosis theologike* des Proklos etwa (Proclus, Elementatio theologica, hg. von H. Boese, Leuven 1987 [Ancient and Medieval Philosophy. De Wulf-Mansion Centre Series 1.5], S. 67) wird der *Genitivus qualitatis* τοῦ μὲν γὰρ νοῦ von Wilhelm von Moerbekke mit *ipsius ... intellectus* übersetzt, um den Genitiv von *intellectus* anzuzeigen. –

Übersetzung – vielleicht tatsächlich einer Interlinearversion – hin: Indiz hierfür sind die Pleonasmen an Präpositionen und Partikeln – ansonsten geglättete Unebenheiten –, die der Aufmerksamkeit des Redaktors von [*F] oder [*L] entgangen und in [L] stehengeblieben sind.[60]

Ferner sind im Zuge der Redaktion die *capitula* umgestellt worden, und zwar dergestalt, dass die Verpflichtungen der Muslime dort zu stehen gekommen sind, wo die der Genuesen in [A] stehen. Von der christlich-arabischen Eidesformel des Alberto Spinola aus [A] ist in [L] nurmehr die Titulatur des Sultans, mit charakteristischen Abweichungen zur arabischen Fassung, übrig geblieben.

Die Bevollmächtigung des Gesandten durch Amtsträger der Kommune ist zu einer Art *manifestatio* umgeschrieben: der Plural *firmaverunt* („sie haben bestätigt"), Lesart beider Textzeugen, und *et* aus dem *Liber A* (nach der Ausgabe von Ricotti) verklammert, wie aus der folgenden Synopse ersichtlich wird, die Titulatur des Sultans aus der Einleitung von [L] mit dem Namen des Alberto Spinola:

[A]	[L]
	Im Namen Gottvaters, des Allmächtigen. Amen.
	1290, 2. Indiktion, 13. Mai.
... Ich,	Frieden und Übereinkunft, geschlossen durch
Alberto Spinola, Botschafter des *Podestà* Bertram de Carcano und der Kapitäne Oberto Spinola und Corrado Doria und der Senatoren und Ratgeber der Kommune Genua, sage: 'Ich schwöre bei Gott, bei Gott, bei Gott, dem Erhabenen, bei der Wahrheit Jesu Christi und der Wahrheit des heiligen Kreuzes	

Es müsste einmal genau untersucht werden, inwieweit sich die Übersetzungstechnik dieses Stückes von der jener Stücke unterscheidet, die sich auf einen zwischen 1271 und 1274 nachweisbaren *scriba lingue saracenice communis Janue* (dazu U. Monneret de Villard, Lo studio dell'Islām in Europa nel XII e nel XIII secolo, Città del Vaticano 1944 [Studi e testi 110], S. 69 mit Anm. 2) zurückführen lassen.

60 Zur Kennzeichnung von Ausnahmen findet sich einmal *salvo quod* (italienisch *salvo che*) *si*, das an dieser Stelle wohl vom Redaktor übersehen worden und stehengeblieben ist; an zwei weiteren Stellen ist *nisi si* (arab. الا ان) stehengeblieben, die anderen Ausnahmesätze werden, entsprechend der lateinischen Grammatik, durch *nisi* eingeleitet.

und der Wahrheit des heiligen Evangeliums,
ein Gott,
und der Wahrheit der Herrin Maria (*Māriya*)
und der Wahrheit der vier Evangelien,
des Lukas (*Lūqā*), des Matthäus (*Mattā*),
des Markus (*Marquṣ*) und des Johannes (*Yuḥannā*)
und ihren Gebeten und ihrem Segen,
und der Wahrheit der Stimme,
welche er vom Himmel auf den Jordan herabsandte,
und dann ihn zurückweichen ließ,[61]
und der Wahrheit der Väter der Taufe
und der Wahrheit des heiligen Evangeliums
und der Wahrheit meines Glaubens
und meiner Religion:⌝[62]
Dass ich verbunden bin
unserem Herrn, dem Sultan Malik al-Manṣūr,

dem höchsten Herrn,
dem Wissenden, Gerechten,

dem Schwert der Welt und des Glaubens,
Sultan von Ägypten, Syrien und Aleppo,
Sultan des Jemen und des Ḥiǧāz,
Sultan des Hauses Mekka, des erhabenen Hauses
möge Gott, der Erhabene, es erhöhen,
Sultan von Jerusalem und des heiligen Landes
und der Küstenländer

...
den Herrn Sultan Malik al-Manṣūr.

Der Sultan von Ägypten,
höchster über alle Sultane,
der alles weiß und der die Gerechtigkeit liebt,
Schwert der Welt und des Gesetzes,
Herr von Syrien, Damaskus und Aleppo;
Sultan des Jemen und des Südens;

Sultan von Jerusalem und den heiligen Stätten,
Sultan von Syrien

61 Vgl. Ps 114,3b.

62 Wie die Namensformen zeigen, handelt sich bei dem durch Klammern ⌜ ⌝ gekennzeichneten Bestandteil um eine (womöglich lateinisch beeinflusste) christlich-arabische Schwurformel, deren Herkunft bislang ungeklärt ist.

und der Eroberungen der Muslime	und Eroberer[63] der Länder,
und auch seiner Eroberungen,	die andere Könige in Besitz genommen hatten,
Sultan von Tripolis an der Küste	Sultan
bis zu Tripolis im Westen,	bis nach Tripolis im Land der Berber[64],
Sultan des Ostens und des Westens	Sultan der Sultane,
Sultan der Könige,	und König der Könige
König der übrigen Araber und Perser,	und Herr der Berber, Araber und Perser[65],
Sultan des gesamten Islam, Qalāwūn aṣ-Ṣāliḥī,	Sultan aller Muslime, Qalāwūn[66] aṣ-Ṣāliḥī,
und seinem Sohn, Sultan Malik al-Ašraf,	und sein Sohn, Malik al-Ašraf,[67]
Friede der Welt und der Religion, Ḫalīl,	Lenker der Welt und des Gesetzes, Ḫalīl,[68]
– möge Gott sie bewahren	welche[69] Gott in seiner Hand halte
und ihnen den Sieg verleihen –;	und verteidige[70],
	auf der einen Seite
	und[71] Alberto Spinola, Botschafter,
per Dekret des *Podestà* und der Kapitäne	ermächtigt seitens der Herren Kapitäne der Kommune
und der Senatoren der Kommune Genua,	und der *anciani*-Ältesten des Volkes von Genua,
der genannten, und ganz Genuas,	dessen Staatsrat,
	haben bestätigt, wie nachfolgend geschrieben steht:
	Kapitel.[72]
dass ...	Erstens,[73] dass ...

63 *aperitor* gibt arab. *fātiḥ* wieder; *fataḥa* bedeutet „öffnen", als auch prägnant „erobern".
64 PRS *tripolim barbarie*.
65 R *alaagen* PS *alaagem* (vgl. arab. *al-ʿaǧm* „Perser").
66 P *calaum* R *calarin* S *calaun*.
67 PRS *melech laserat*.
68 PRS *calil*.
69 PRS *quem*. Nach dem arabischen Text ist *quos* zu lesen.
70 P *in domine* RS *in domic*. Silvestre de Sacy, Pièces diplomatiques (wie Anm. 2), S. 34, konjiziert *in domicilio*. Das arabische Äquivalent aus [A] lautet وينصرهم (*wa-yanṣurhum*) „er möge sie (Pl.) schützen (*oder:* ihnen den Sieg verleihen)"; die Konjektur von *S* ist daher wohl nicht richtig, ebensowenig die Lösung von *P*. Ich schlage die Korrektur zu *et defendat* vor.
71 R *et*; omiserunt SP.
72 PRS *capitulum*.
73 PRS *primus*. Wie weiter unten im Text belegt, ist auch hier *primitus* zu lesen.

Die einzelnen Schichten der Redaktion ergeben sich aus den Hinweisen von [B] und [C] zu den beeideten Texten; darüber hinaus ermöglichen es insbesondere diese beiden Dokumente, den Verlauf der Ratifizierung des Vertrages zu rekonstruieren.

4. Den Angaben der oben übersetzten Texte zufolge[74] hat Alberto Spinola im Dezember des Jahres 1289, zum Teil aus eigenen Mitteln, eine Galeere ausgerüstet und ist noch vor der Amtseinführung des *Podestà* für das Jahr 1290, Iohannes de Luano, vielleicht aber auch erst im Januar oder Februar 1290, als *messaticus pro communi*, als im Interesse der Kommune handlungsbefugter Gesandter, zu der Seereise nach Ägypten aufgebrochen. Die Abreise hat wohl nicht mehr im Dezember stattgefunden: Für die Jahre 1335–1403 ist keine einzige Fahrt in die Romania belegt, die im Dezember ihren Ausgang genommen hätte – für den Januar ist eine einzige Fahrt belegt (1390). Die Reise eines gewissen Silvestro Marino mit der Galeere S. Antonio nach Alexandria und wieder zurück nach Genua im Jahre 1382 dauerte 286 Tage – 104 Tage davon reine Fahrzeit, 143 Tage Aufenthalt in den Hafenstädten entlang der Route und 43 Tage Aufenthalt in Alexandria.[75]

Die Fahrt des Alberto Spinola im Jahre 1290 von Genua nach Alexandria dürfte also etwa siebzig bis hundert Tage gedauert haben. Wohl direkt nach ihrer Ankunft Ende April 1290 ist die genuesische Delegation am Hofe des Sultans Qalāwūn in Kairo vorstellig geworden. Der Sultan hatte die Festsetzung der Genuesen in Alexandria mit dem Argument begründet, die Aggression gegen das ägyptische Handelsschiff sei von einem Repräsentanten der Kommune Genua ausgegangen. Diese Auffassung vertraten, so jedenfalls Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir, neben dem ägyptischen Sultan die Bewohner Akkons und alle Lateiner – sogar der byzantinische Basileus, der sich für den gegebenen Zeitraum wiederholt über genuesische Piraterie beklagt hatte.[76]

Es galt also, die Frage zu klären, ob Benedetto Zaccaria als Repräsentant der Kommune Genua die Aggression gegen die Muslime begangen habe, oder aber als Korsar (lat. *cursal*, arab. كرسالي [*kursālī*]). Im zweiten Falle hätte der Sultan, wie Jacopo Doria berichtet hatte, keine Maßnahmen gegen die Genuesen getroffen. Alberto Spinola ist es gelungen, den Sultan davon zu überzeugen, dass Benedetto Zaccaria Korsar geworden und von der Kommune Genua verstoßen sei. Obgleich der Annalist Jacopo Doria dem militärisch bislang so erfolgreichen Admiral der Kommune durchaus nicht gewogen war,[77] wird in den *Annales Ianuenses* dergleichen nicht erwähnt –

74 Vgl. oben Kap. 1: Vorgeschichte.

75 Balard, Romanie génoise (wie Anm. 1), S. 584.

76 Ebd., S. 56.

77 Lopez, Benedetto Zaccaria (wie Anm. 13), S. 132: „L'Annalista di Genova, che già nel narrare le imprese di Benedetto Zaccaria durante la guerra contro Pisa s'era mostrato qua e là non troppo benevolo, narra tutto quanto è stato fatto da lui nei tre anni che durarono i suoi pieni poteri con un' acrimonia alla quale probabilmente non è estranea l'invidia dei d'Oria per l'uomo la cui fama eclissava quella di suo fratello Oberto".

ganz im Gegenteil.[78] Jedenfalls entfiel durch die Aussage des *messaticus pro communi* die Rechtsgrundlage für die Festsetzung der Genuesen in Alexandria. Die Wiedergutmachung für die „Piraterie" des Benedetto Zaccaria, die Alberto Spinola mitgebracht hatte, wurde von der muslimischen Seite akzeptiert, die Botschafter – also Alberto Spinola und seine Begleitung – schworen in Anwesenheit von „Bischöfen und Mönchen", dass die geleistete Wiedergutmachung vollständig sei.

Den Schwur, den Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir gemeint haben muss, war der, den er unter dem Titel „Ferner eine Kopie des Eides, den die Botschafter schworen und auf Fränkisch unterschrieben in Anwesenheit des Bischofs" als Dokument [D], also als vorletzten Bestandteil in das Dossier aufgenommen hat: Alberto Spinola beeidet die Vollständigkeit der Wiedergutmachung, übereinstimmend zum Regest des Jacopo Doria.[79] Dieses Dokument [D] wird beglaubigt durch eine Notiz [E] am unteren Blattrand, wodurch Petrus, der melkitische Bischof von Alexandrien, für die Richtigkeit der obenstehenden Angaben zeugt: Allein die Zeugenaussage eines im Rechtsbereich des Islam (*dār al-islām*) lebenden Schutzbefohlenen (*ḏimmī*), hier des melkitischen Bischofs, zugunsten eines dem (als „Haus des Krieges" [*dār al-ḥarb*] bezeichneten) Rechtsbereich des feindlichen Auslandes zugeordneten, auf behördlichen Schutz Angewiesenen (*mustaʾmin*, wörtl. „der um einen Schutzbrief [*amān*] nachsucht"), also des Genuesen Alberto Spinola, – und nicht dessen Zeugnis allein – wurde nach islamischem Recht für gültig angesehen.[80]

Aus alledem ergibt sich, dass die genuesische Delegation am Donnerstag, den 4. Mai 1290 durch Ablegung des Eides [D] am Hofe des Sultans, in Anwesenheit melkitischer Geistlicher, unter ihnen der (in Kairo, vermutlich im Qaṣīr-Kloster residierende)[81] melkitische Bischof von Alexandria, die Freilassung der seit dem Zwischenfall von Candelor festgehaltenen Genuesen erreichte. Mit dem Zeugnis des melkitischen Bischofs [E] wurde der Eid rechtskräftig, die Urkunde gelangte in die Kanzlei, wohl in die Hand des späteren Biographen des Sultans, Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir.

---

78 Ebd., S. 149: „Le parole del cronista arabo (*sc.* Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir – *A. S.*) ... hanno fatto credere a parecchi storici che lo Zaccaria fosse stato bandito. Nulla di più falso. ... migliore smentita a chi crede al bando è data dagli Annali stessi, che referiscono che l'anno dopo il trattato genovese-egiziano, Benedetto Zaccaria *partì da Genova* (Hervorhebung im Original – *A. S.*) verso la Spagna. ... Ma Benedetto Zaccaria non poteva ridursi al mercante o al poliziotto dei mari ch'era stato in altri tempi: poiché la sua patria non gli offriva incarichi degni di lui, rivolse altrove la sua indomita irrequietezza. Cambiò servizio, ma rimase ai suoi odii: costretto ad abbandonar la presa coi Saraceni d'Egitto, mosse a combattere i Saraceni del Marocco". Nach den *Annales Ianuenses* fällt die Abreise des Benedetto Zaccaria aus Genua nach Spanien erst auf den 18. März des Jahres 1291 (ebd., S. 160–161 mit Anm. 37).

79 Vgl. oben Kap. 1: Vorgeschichte.

80 Labib, Handelsgeschichte Ägyptens (wie Anm. 1), S. 178.

81 Halm, Kalifen von Kairo (wie Anm. 41), S. 223, weist darauf hin, dass seit dem Beginn des 11. Jahrhunderts dieses Kloster als Residenz des melkitischen Patriarchen (von Alexandria) genutzt wurde.

Nach der Version des Jacopo Doria in den *Annales Ianuenses* war die Gesandtschaft des Alberto Spinola mit der „vollständigen Freilassung" der Genuesen beendet. Wie Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir jedoch bemerkt, haben die Genuesen nach der Eidesleistung um den „Abschluss eines Friedensvertrages von jetzt an", also vom Zeitpunkt der Herstellung des rechtlichen *status quo ante* an, nachgefragt. „Da zögerte unser Herr, der Sultan, längere Zeit"[82] – fährt Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir fort – „und verstärkte seine Ablehnung ihnen gegenüber, obwohl sie wiederholt und inständig flehten und darum baten."[83] Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir zufolge waren es rein finanzielle Erwägungen, die den Sultan umstimmten – Alberto Spinola hatte wohl eingehend geschildert, auf welche Weise „die einsichtigen Genuesen über die Aufbringung des besagten Schiffes allgemein betrübt" seien. Der Sultan gab jedenfalls nach einigen Tagen dem wiederholten Drängen der Genuesen nach und „schließlich ... wurde folgender Friedensvertrag für sie ausgestellt";[84] Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir betitelt ihn „Kopie des Friedensvertrages unseres Herrn, des Sultans, mit Genua, und dies(er ist) in Anwesenheit von Bischöfen und Mönchen (geschlossen worden)."

Die Verhandlungen um die gegenseitigen Verpflichtungen haben sicherlich einige Zeit in Anspruch genommen. Wie ein Vergleich zeigt, fanden sie auf der Grundlage von entsprechenden Verträgen mit den Venezianern statt,[85] von denen sich die lateinischen Fassungen (1.) eines Vertrages aus dem Jahre 1254 und (2.) eines Vertrages des Sultans Qalāwūn in Form einer Bestätigung durch seinen Sohn und Nachfolger Malik al-Ašraf aus dem Jahre 1302 erhalten haben.[86] Schließlich wurde das Vertragsdokument [*A], welches der Reihe nach die Teile [A], den (nur aus der lateinischen Überlieferung bekannten) Eid des Ḥusām ad-Dīn, sowie die (ebenfalls nur lateinisch überlieferten) Verpflichtungen der muslimischen Seite aus [L] umfasst haben muss, in arabischer Sprache niedergeschrieben. Damit der genuesische Botschafter Alberto Spinola die Vertragsbedingungen verstehen und den Schwur leisten konnte, fertigte

82 Im Arabischen توقفا كثيرا (*tawaffuqan kaṯīran*), wörtlich „viel Zögern".

83 Im Arabischen وهم يتضرعون ويسالون (*wa-hum yataḍarraʿūna wa-yasʾalūna*). Das arabische Imperfekt kennzeichnet die Dauer oder den wiederholten Vollzug einer Handlung. Silvestre de Sacy, Pièces diplomatiques (wie Anm. 2), übersetzt „le sultan se refusa long-temps à leur demande". Holt, Qalāwūn's Treaty (wie Anm. 7), und Ders., Early Mamluk Diplomacy (wie Anm. 7), übersetzt „our lord the sultan hesitated long, and castigated them severely, while they implored and besought him".

84 Es wäre auch möglich zu übersetzen: „verfasste ich folgenden Friedensvertrag für sie". Holt, Early Mamluk Diplomacy (wie Anm. 7), S. 1, bemerkt: „Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir's predilection for citing these and other state papers may indicate that they were of his own composition".

85 Holt, Qalāwūn's Treaty (wie Anm. 7), S. 104.

86 Traités de paix et de commerce ... concernant les relations des chrétiens avec les arabes de l'Afrique septentrionale, ed. M. de Mas Latrie, Paris 1866, Reprint New York (s. d.), Supplément et tables, Paris 1872, hier S. 77–80 und S. 82–85. Vgl. neuerdings G. Christ, Trading conflicts. Venetian Merchants and Mamluk Officials in Late Medieval Alexandria, Leiden 2012 (The Medieval Mediterranean 93).

der in Ägypten ansässige genuesische Pilger Ḥakīm eine fränkische, vermutlich vulgärsprachliche Interlinearversion von [*A] an, [*F].

Am Samstag, den 13. Mai, heißt es in [A] und [L] übereinstimmend, wurde [*A] beeidet. Alberto Spinolas Eid, Verpflichtungen und Unterschrift, die für die muslimische Seite allein von Bedeutung waren und heute das Dokument [A] bilden, wurden in der Kanzlei des Sultans aufbewahrt und später von Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir, dem Kanzleichef des Sultans, für die Biographie des Sultans verwendet. Ḥusām ad-Dīn leistete den Eid auf die Verpflichtungen der Muslime in Vertretung für den nicht anwesenden Sultan Qalāwūn. Nachrichten von seiner Unterschrift haben sich nicht erhalten, sie muss aber in [*A] vorhanden gewesen sein. Ḥusām ad-Dīn fiel unter Qalāwūns Sohn und Nachfolger Malik al-Ašraf in Ungnade und wurde zu Beginn von dessen Regierung hingerichtet.[87] Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir dürfte also seine Biographie des Sultans Qalāwūn während der Regentschaft des Malik al-Ašraf geschrieben und die Beteiligung des umstrittenen *nāʾib* Ḥusām ad-Dīn beim Zustandekommen des Friedens- und Handelsvertrages von 1290 unterschlagen haben. Neben Ḥusām ad-Dīn waren am Samstag den 13. Mai 1290 die in [A] Unterzeichneten anwesend – jedoch kaum (melkitische) „Bischöfe und Mönche"; diesen Zusatz hat Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir dem Titel des Dossiers [A-E] bei der Abfassung der Biographie des Sultans Qalāwūn gegeben.

Am folgenden Tag, dem Sonntag, den 14. Mai, wurde „der große Eid" von Alberto Spinola (vielleicht im Rahmen oder am Rande eines Gottesdienstes im Qaṣīr-Kloster in der Nähe von Kairo) vor dem melkitischen Bischof Petrus abgelegt – „auf den Eid, den Vertrag (*ṣulḥ*) und die darin ausgeführten Kapitel", wie das Schriftstück [B] bezeichnet wird, das bei dieser Zeremonie angefertigt wurde. Der Bischof, der den Vorgang bezeugt, betont, dass der große Eid in gültiger Weise abgelegt worden war – „auf das Evangelium und das Kreuz", wobei „das Evangelium zwischen [s]einen Händen und den Händen des Botschafters war, der aufgestanden und baren Hauptes war." Dieses Dokument gewährleistete – gewissermaßen als Pendant zu [E] im Falle von [D] – nach islamischem Recht die Gültigkeit des Vertrages [*A]; Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir hat es, als Dokument [B], dem eigentlichen Vertragstext [A] angehängt. Anwesend waren die „unterzeichneten Priester und Mönche".

„Kopie der Unterschrift derer, die bei diesem Eid anwesend waren" lautet denn auch der Titel des nächsten Dokuments [C]. Es wurde im Anschluss an und, mit einiger Wahrscheinlichkeit, auf dasselbe Blatt wie [B] geschrieben. Hätte die Zeremonie am gleichen Tag wie die Beeidigung von [*A] stattgefunden,[88] wären wohl die

87 Mufaḍḍal ibn Abī ʾl-Faḍāʾil, ed. Blochet (wie Anm. 10), S. [370]; Abū ʾl-Fidā *sub anno* 689 H (Recueil des Historiens des Croisades. Historiens Orientaux, Bd. 1, Paris 1872 [Nachdr. Westmeat 1967, ²1969], S. 163); aṣ-Ṣafadī, K. al-wāfī biʾl-wafāyāt, Bd. 16, ed. W. al-Qādī, Wiesbaden 1982, S. 429f. (Nr. 466, s. v. Ṭurunṭāy); vgl. Holt, Qalāwūn's Treaty (wie Anm. 7), S. 104 Anm. 15, Ders., Early Mamluk Diplomacy (wie Anm. 7), S. 143 Anm. 5.

88 So die Ansicht von Holt, Early Mamluk Diplomacy (wie Anm. 7), S. 149 Anm. 20 und 21.

Unterschriftslisten von [A] und [C] identisch, was jedoch nicht der Fall ist: An die Unterschriften der melkitischen Geistlichen schließt sich die Notiz „danach auf Fränkisch die Unterschriften einer Gruppe" – wahrscheinlich aus der Feder des Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir – an. Es folgen die (für Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir wieder lesbaren) arabischen Transkriptionen der Unterschriften der genuesischen Zeugen, welche von den Übersetzern der muslimischen Delegation den in lateinischen Lettern geschriebenen Namen der Genuesen hinzugesetzt worden waren. Šams ad-Dīn al-Manṣūrī als Repräsentant des Sultans hatte noch vor der Eidesleistung der genuesischen Delegation gegenüber dem Bischof den Text der *capitula* aus [*L] nach der Übersetzung von Sābiq ad-Dīn und ʿIzz ad-Dīn al-Kabakī, die für die Korrektheit und Vollständigkeit der Übersetzung zeugten, in arabischer Sprache laut vorgetragen. Eine Datumzeile scheint nicht etwa auf die Angaben von [B] zu verweisen, wonach Alberto Spinola neben dem Eid „auf den Vertrag und die darin ausgeführten Kapitel" geschworen hat, sondern bezieht sich, wie der *lapsus calami* zeigt, auf die Vorgänge vom Vortag: „Die genannten Kapitel wurden am Sonntag (*recte:* Samstag), den 13. Mai schriftlich niedergelegt, möge Gott ihre Besiegelung segnen."

Ein des Lateinischen (mehr oder minder) mächtiger Sekretär der genuesischen Delegation, womöglich der Kleriker (*teologo*) Faliero, hatte also inzwischen aus dem Original [*A] die (wohl volkssprachliche) Interlinearversion [*F] von Alberto Spinolas Eid, der genuesischen und muslimischen Verpflichtungen, sowie des Eides von Ḥusām ad-Dīn zu einem lateinischen Exemplar [*L] zusammen gestellt, das die muslimische Delegation an diesem Sonntag, den 14. Mai 1290, auf seine Richtigkeit hin überprüfte.

Es ist nicht sicher, ob es dieses Exemplar war, das Rolandino de Riccardo, dem Kopisten der beiden Abschriften des *Liber iurium – Liber A* und *Duplicatum* – vorgelegen hat. Immerhin wird die genuesische Delegation schwerlich am 13. Mai veranlasst haben, den Namen des *Podestà* Bertram de Carcano in [*A] einzutragen, um ihn einen Tag später aus der Übersetzung [*L] tilgen zu lassen: Also sind sicherlich noch vor dem Rücktritt der im arabischen Text genannten Kapitäne Oberto Spinola und Corrado Doria am 28. Oktober 1291,[89] und vielleicht noch vor der Rückkehr der

89 Annali Genovesi, ed. Imperiale di Sant'Angelo (wie Anm. 9), S. 121: *Eodem anno* (1290) *amici capitaneorum ..., uidentes quod non placebat maiori parti hominum Ianue, quod dominus Obertus Spinula et dominus Conradus Ianue* (recte: *Aurie*) *essent capitanei communis et populi Ianue, finito tempore ad quod electi erant et iurauerant, qui erat.MCCLXXXXI. in festo beatorum apostolorum Simonis et Iude ..., rogauerunt eosdem quod eis placeret condescendere uoluntati hominum de domo sua et aliorum amicorum suorum* („In demselben Jahr [1290], als die Freunde der Kapitäne ... sahen, dass es dem größeren Teil der Männer von Genua nicht gefiel, dass die Herren Oberto Spinola und Corrado Doria [*ed.* Ianue] Kapitäne der Kommune und Bewohner von Genua seien – (und zwar) nach Ablauf des Zeitpunktes, für den sie gewählt worden waren und den Eid geleistet hatten; das war 1291 am Fest der heiligen Apostel Simon und Judas – ..., da baten sie dieselben, es möge ihnen belieben, sich dem Willen der Angehörigen ihres Hauses und ihrer anderen Freunde zu beugen").

Delegation nach Genua, den vier Teilen von [*L] – (1.) dem Eid des Alberto Spinola, (2.) den Verpflichtungen der Muslime, (3.) dem Eid des Ḥusām ad-Dīn und (4.) den Verpflichtungen der Genuesen – überleitende Partien hinzugefügt worden.[90] Vermutlich noch vor dem Eintrag in den *Liber A* und das *Duplicatum* ist aus [*L] der Name des inzwischen aus dem Amt geschiedenen *Podestà* Bertram de Carcano[91] ausgespart worden, am Eidestext des Alberto Spinola wurde nachgebessert – der Anstoß erregende Segenswunsch auf Mekka, die heiligste Stätte des Islam, wurde ausgelassen, desgleichen Qalāwūns Titel eines Sultans „von Tripolis an der (syrischen) Küste bis Tripolis im (libyschen) Westen" – eine Formulierung, die nur in dieser Form Sinn macht und also wohl ursprünglich ist: immerhin befand sich Akkon, als letzte Bastion der Kreuzfahrer im Heiligen Land, noch in lateinischer Hand.

5. Folgt man der Argumentation der voranstehenden Ausführungen – (1.) das Regest der Verhandlungen beim Sultan spricht von einem Eid zur Wiedergutmachung für die „Piraterie" des genuesischen Admirals Benedetto Zaccaria vom Sommer des Jahres 1289 und darüberhinaus von einem allgemeinen Friedensvertrag, (2.) der Eid zur Wiedergutmachung, Grundlage für die Verhandlungen um einen allgemeinen Friedensvertrag, wurde am 4. Mai 1290 abgelegt, die Ratifizierung dieses allgemeinen Friedensvertrags fand am 13. und 14. Mai 1290 statt, (3.) der lateinische Vertragstext ist nach seiner Ratifikation modifiziert, der Name des inzwischen in Ungnade gefallenen Ḥusām ad-Dīn aus dem Text der arabischen Fassung getilgt worden – dann ergibt sich ein wesentlich differenzierteres Bild der Ereignisse des Mai 1290.

Peter Holt hatte in seinen Arbeiten der Reihenfolge der fünf Dokumente des arabischen Dossiers, welches Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir in die Biographie des Sultans aufgenommen hatte, Priorität eingeräumt und danach die Daten des letzten Dokuments korrigiert, beziehungsweise des dritten Dokuments erklärt. Nach seiner Interpretation wäre am 13. Mai ein allgemeiner Friedensvertrag abgeschlossen und am 19. Mai vom melkitischen Bischof testiert worden.[92]

90 Vor dem Eid des Ḥusām ad-Dīn, also zwischen (2.) und (3.) heißt es in [L]: *Hoc est sacramentum quem fecit dominus mirus osemedinus naibo altissimi soldani in absentia domini soldani et super caput eius melech elmansor confitetur dominus mirus osemedinus et iurauit de ore suo proprio loco uita* (PR *uice* S *uia*) *et nomine domini soldani melech elmansor* (zur Übersetzung vgl. unten Anhang). Im Anschluss an die Eidesformel (3.), direkt vor (4.) findet sich folgende resümierende redaktionelle Notiz: *Et omnia compromissum et firmatum fuit et iuratum in presentia domini alberti spinule messatici comunis ianue MCCLXXXX die xiii madii secunda indicione, uersa uice albertus spinula messaticus delegatus ex parte dominorum capitaneorum communis et populi ianue senium antianorum consilium ciuitatis eiusdem ex nomine comunis* (R *comuni*) *promisit ut infra* (zur Übersetzung vgl. unten Anhang).

91 Vgl. Anm. 48.

92 Holt, Early Mamluk Diplomacy (wie Anm. 7), S. 143 charakterisiert denn auch [E] als „the general certification of the document by bishop Peter".

Obwohl Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir fünf Dokumente unter dem Titel „Kopie des Friedensvertrages unseres Herrn, des Sultans, mit Genua, und die(ser ist) in Anwesenheit von Bischöfen und Mönchen (geschlossen worden)" als einen einzigen Vertrag bezeichnet, ist – nach Ausweis der lateinischen und arabischen Regesten aus der historiographischen Überlieferung – von zwei voneinander zu unterscheidenden Verträgen auszugehen, die vom Kanzleichef und späteren Biographen des Sultans Qalāwūn, Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir, zunächst auf möglicherweise drei Blättern, [*A], [*B+*C] und [*D+*E], aufbewahrt worden sind.

Der Vertrag [D+E], der ohne lateinisches Äquivalent überliefert ist, wurde am 4. Mai 1290 ratifiziert. Alberto Spinola hat ihn mit dem Mandat ausgehandelt, mit dem er nach den Angaben der *Annales Ianuenses* des Jacopo Doria als *messaticus pro communi* zum Sultan Qalāwūn geschickt worden war: Rückführung der „unter die Hoheit der Genuesen" gestellten Muslime mit ihrem Hab und Gut, „vollständige Freilassung" der in Ägypten festgesetzten Genuesen – also der Herstellung des rechtlichen *status quo ante* vor dem eigenmächtigen Übergriff auf ein ägyptisches Handelsschiff durch den *uicarius communis Ianue citra mare*, Benedetto Zaccaria, nach dem Fall von Tripolis im Sommer des Jahres 1289. Jacopo Doria konstatiert den erfolgreichen Abschluss dieser Mission.

Alberto Spinola hat darüberhinaus jedoch mit dem Sultan Qalāwūn einen allgemeinen Friedens- und Handelsvertrag (*pax et conuentio*) ausgehandelt – in dem von der Freilassung der in Alexandria festgesetzten Genuesen als Verpflichtung der muslimischen Seite bezeichnender Weise nicht mehr die Rede ist –, am 13./14. Mai 1290 ratifiziert und eine vorläufige Fassung [*L] nach Genua mitgebracht. Diese Fassung des Vertragstexts ist von dem seinerzeit für die Registratur von Staatsverträgen verantwortlichen Annalisten Jacopo Doria allerdings in das von ihm verantwortete Exemplar des *Liber iurium*, die Handschrift *Settimo*, nicht aufgenommen, noch auch in seinen *Annales Ianuenses* erwähnt worden. Im Gegensatz zum Handelsvertrag des Benedetto Zaccaria mit Leon II. von Kleinarmenien[93] fehlt dem (direkt im Anschluß daran, in beiden Kopien des *Liber iurium* auf das jeweils nächste Blatt abgeschriebenen) Vertrag, den Alberto Spinola mit dem Sultan Qalāwūn ausgehandelt hatte, in der überarbeiteten Fassung [L] jegliche Authentifizierung durch den Notar Rolandino de Riccardo.[94]

Ob dieses Faktum als mangelnde offizielle Rezeption des Vertrags [*L] zu werten ist (immerhin hatte ja der im Interesse der Kommune handlungsbefugte Gesandte Al-

93 Vgl. oben Anm. 14.

94 Zur Praxis der Authentifizierung durch Rolandino de Riccardo vgl. Puncuh/Rovere, Introduzione (wie Anm. 12), S. 122 f. (*Liber A*) und S. 131 (*Duplicatum*). Dass in beiden, womöglich gleichzeitig entstandenen Abschriften (ebd. S. 130 f.) das Handelsabkommen mit Armenien dem Friedens- und Handelsvertrag mit Qalāwūn voransteht, ist nicht zuletzt aus dem *schema generale* der gesamten Reihe (ebd. S. 104 [*Liber A*] und S. 331 [*Duplicatum*]) ersichtlich.

berto Spinola sein – in den *Annales Januenses* historiographisch überliefertes – Mandat deutlich überschritten; ferner befand sich der durch diesen Vertrag zum „Korsaren" gestempelte „Vikar der Kommune Genua diesseits des Meeres", Benedetto Zaccaria, noch bis zum 18. März 1291 in Genua),[95] oder ob es darauf hinweist, dass einige Jahre später dem Notar Rolandino de Riccardo eine Urkunde vorgelegen hat, der wesentliche Kriterien zu einer regelrechten Authentifizierung fehlten (jedenfalls ist am Text von [*L] vor seinem Eintrag in die beiden Sammlungen des *Liber iurium* deutlich nachgebessert worden, so dass womöglich von einer überarbeiteten Fassung [*L'] als Vorlage für [L] ausgegangen werden muss), mag hier dahingestellt bleiben: Das Zustandekommen des Vertrages jedenfalls erklärt sich hauptsächlich vor dem Hintergrund der letzten Kraftanstrengung des Sultans Qalāwūn zur vollständigen Eroberung des „Küstenlandes" aus der Hand der Lateiner und der in diesem Zusammenhang getätigten Diplomatie.

Wohl noch kurz vor der Ankunft der genuesischen Delegation an seinem Hof, nämlich am 25. April des Jahres 1290 (13. Rābiʿ II 689 AH), hatte Qalāwūn – für den Fall eines Krieges gegen die Kreuzfahrerstaaten – Alfons III., dem König von Aragon, seinen Beistand, unter anderem gegen die Genuesen, zur Bedingung eines Abkommens gemacht.[96] Knapp drei Wochen später läßt sich Qalāwūn, anders als noch im Vertrag mit Alfons III. von Aragon, im Friedens- und Handelsvertrag mit Genua schon als „Sultan des Küstenlandes" feiern, obwohl Akkon sich noch gar nicht in seiner Hand befindet (in der lateinischen Fassung [L] ist der Titel „Sultan von Tripolis an der Küste bis Tripolis im Westen" denn auch gekürzt worden zu „Sultan bis nach Tripolis im Land der Berber"[97] – was darauf hindeuten mag, dass die Redaktion letzter Hand von [*L] noch in die Zeit vor dem Bekanntwerden der Eroberung Akkons vom 18. Mai des Jahres 1291 fällt).

Der Mamlukensultan Qalāwūn muss inzwischen erkannt haben, dass es zur Erreichung seines politischen Zieles nützlicher sei, sich der Loyalität der Genuesen durch einen Nichtangriffspakt direkt zu versichern, als durch ein Defensivbündnis mit Alfons von Aragon: den letzten Ausschlag mögen die mittlerweile erzielten Ergebnisse der parallel dazu verlaufenden Verhandlungen mit den Venezianern gegeben haben.[98] Nach der lateinischen Fassung des Vertrages mit Genua konzediert der Sultan den Genuesen im Zuge seiner beabsichtigten Kampagne nach Syrien (*pro propositu* [v. l. *suo*] *itu in exercitu in siria uel alia parte*) – um Akkon, den letzten in der Hand der Lateiner verbliebenen Stützpunkt an der Küste des Heiligen Landes zu erobern –,[99]

95 Vgl. oben Anm. 78.

96 Zum Nichtangriffspakt mit Alfons III. aus dem Jahre 1290 vgl. Holt, Early Mamluk Diplomacy (wie Anm. 7), S. 132–140 (mit Lit.); Fuess, Verbranntes Ufer (wie Anm. 1), S. 71–73.

97 Vgl. Kap. 3: Tradition.

98 Vgl. oben Anm. 86.

99 Vgl. speziell dazu A. D'Souza, The Conquest of ʿAkkā (690/1291). A Comparative Analysis of Christian and Muslim Sources, in: The Muslim World 80 (1990), S. 234–249.

die genuesische Handelsflotte nicht zu behindern (*per suos messaticos uel mercatores nauigantes, uel per aliquam aliam causam non possit detineri uel impediri aliqua nauis nec galea*); wenn denn der Frieden gebrochen werden sollte, ist vertraglich festgehalten, dass die Genuesen mitsamt ihren Schiffen und Waren wohlbehalten und sicher seien, als ob tiefster Frieden herrschte (*si ... pax esset fracta dicti ianuenses et naues et merces eorum sint salui et securi tanquam pax esset firma*).

Als ein wesentliches Bindeglied in einer Kette von Nichtangriffspakten zwischen dem Mamlukensultan Qalāwūn und den maritimen Großmächten des östlichen Mittelmeeres hat der Vertrag mit Genua das Schicksal Akkons, welches – anders als Tripolis – außerhalb der genuesischen Interessensphäre lag und deshalb – ohne genuesische Einmischung – dem Nachfolger des Sultans Qalāwūn, Malik al-Ašraf, in die Hände gefallen ist, besiegelt.

Auch wenn Ibn ʿAbd aẓ-Ẓāhir suggerieren möchte, die muslimische Seite hätte beim Friedens- und Handelsvertrag von 1290 vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht profitiert[100] – für Qalāwūn spielten sicherlich auch politische Interessen und Prestigefragen eine Rolle. Auf genuesischer Seite hingegen mochte man sich inzwischen ausgerechnet haben, dass sich bei einem muslimischen Angriff auf Akkon ein militärischer Beistand nicht lohnte: im Falle der vergeblichen Verteidigung von Tripolis hatte der Annalist Jacopo Doria – als guter Kaufmann – in den *Annales Januenses* folgende Bilanz gezogen: „Die Affäre von Tripolis kostete die Kommune Genua, nachdem durch die beiden Rechnungsbeamten und die drei ihnen zugeordneten klugen Männer Rechnung gelegt worden war, 32 957 Pfund (Silber) – die Galeere des besagten Gesandten (Alberto Spinola) nicht eingerechnet".[101] Über die Vergünstigungen des Friedens- und Handelsvertrags von 1290 und den daraus resultierenden Gewinnen für die Kommune Genua schreibt Jacopo Doria – nichts.

100 Northrup, From Slave to Sultan (wie Anm. 1), S. 153–156 („The Accord with Genoa"): „The essential factor governing Genoese-Mamluk relations was Genoas's near monopoly of the Slave trade between the Black Sea parts and the Mamluk empire. ... the slave trade was the very foundation of the Mamluk system".

101 Annali Genovesi, ed. Imperiale di Sant'Angelo (wie Anm. 9), S. 96: *Constitit autem factum illud de Tripoli comune Ianue facta ratione per duos de ratione et tribus aliis uiris prudentibus eisdem adiunctis libras.XXXIIDCCCCLVII., non computata galea predicti missatici.*

Anhang

Übersetzung der lateinischen Fassung [L][102]

⌜*Pax et conuentio inter*	Frieden und Übereinkunft zwischen
communem[103] *ianuae et soldanum babilonie*⌝[104]	der Kommune Genua und dem Sultan von Babylon
In nomine dei patris omnipotentis. amen.	Im Namen Gottvaters, des Allmächtigen. Amen.
M.CC.LXXX indicione secunda die XIII madii	1290, 2. Indiktion, am 13. Mai.
pax et conuentio[105] *facta*[106] *per*	Frieden und Übereinkunft, geschlossen durch
dominum soldanum melech elmansor	den Herrn Sultan Malik al-Manṣūr.
soldanus egipti	Der Sultan von Ägypten,
altissimus super omnes soldanos	höchster über alle Sultane,
qui omnia cognouit et qui diligit iusticiam	der alles weiß und der die Gerechtigkeit liebt,
spata mundi et legis	Schwert der Welt und des Gesetzes,
dominus sirie, damasche et alepe	Herr von Syrien, Damaskus und Aleppo;
soldanus eliemen et meridiei	Sultan des Jemen und des Südens;
soldanus iherusalem et benedictarum domorum	Sultan von Jerusalem und den heiligen Stätten,
soldanus sirie	Sultan von Syrien
et aperitor terrarum	und Eroberer[107] der Länder,
quas alii reges ceperunt	die andere Könige in Besitz genommen hatten,
soldanus	Sultan
usque ad tripolim barbarie	bis nach Tripolis im Land der Berber,
soldanus soldanorum	Sultan der Sultane

102 Der hier abgedruckte lateinische Text, in dem die Varianten der bislang vorliegenden Editionen (abgesehen von kleineren orthographischen Abweichungen und einer veränderten Wortfolge) sämtlich vermerkt sind, will (mithilfe zahlreicher in den Text aufgenommener Konjekturen, beziehungsweise Korrekturen nach dem Arabischen) eher ein Hilfsmittel zur Rekonstruktion des Originals sein (ein Verfahren, das mir durch die komplexe Entstehungsgeschichte des Textes gedeckt zu sein scheint), als eine Alternative zu dem diplomatischen Text, den – wohl in seiner definitiven Form, allerdings unter Hinweis auf seine sprachlichen Schwierigkeiten („il testo è poco corretto grammaticalmente") – jüngst Eleonora Pallavicino (wie Anm. 12), vorgelegt hat (das Zitat ebd., S. 78). Es handelt sich also um einen Lesetext, der nach eigenem Ermessen vor dem Hintergrund seiner Übersetzung aus dem Arabischen und unter Zugrundelegung textimmanter Kriterien behutsam an gewisse Normen des Mittellateinischen angeglichen worden ist; die Übersetzung nimmt sich weitere Freiheiten, die in der Regel durch runde Klammern () kenntlich gemacht sind. Dennoch wird – um die Schwerfälligkeit des Originals abzubilden – eine gewisse Hölzernheit der Übersetzung in Kauf genommen.

103 PRS *commune* (offensichtlich ein Italianismus).

104 in margine manuscripti B' (id est *Duplicati*).

105 PRS *conuentionem* (offensichtlich ein Italianismus).

106 R *facta* PS *factam*.

107 Vgl. Anm. 59 und 63.

et rex regum	und König der Könige
et dominus barbarorum araborum alaagem[108]	und Herr der Berber, Araber und Perser (*al-ʿaǧm*),
soldanus omnium sarracenorum	Sultan aller Muslime,
calaun[109] *salai*	Qalāwūn aṣ-Ṣāliḥī,
et eius filius melech laseraf[110]	und sein Sohn, Malik al-Ašraf,
rector mundi et legis calil	Lenker der Welt und des Gesetzes, Ḫalīl,
quos[111] *deus manuteneat*	welche Gott in seiner Hand halte
et defendat[112]	und verteidige,
ex una parte	auf der eine Seite
et[113] *albertus spinula messaticus delegatus*	und Alberto Spinola, Botschafter, ermächtigt
ex[114] *parte dominorum capitaneorum comunis*[115]	seitens der Herren Kapitäne der Kommune
et populi ianue senium antianorum[116]	und der *anciani*-Ältesten des Volkes von Genua,
concilium ciuitatis eiusdem	dessen Staatsrat,[117]
firmauerunt ut scriptum est ut infra	haben bestätigt, wie nachfolgend geschrieben steht:
capitula[118]	Kapitel.
primitus[119] *quod omnes ianuenses*	Erstens, dass alle Genuesen
saluentur et custodientur	unversehrt erhalten und bewahrt werden mögen
cum personis et rebus	an Person und Habe
in omnibus terris domini soldani	in allen Ländern des Herrn Sultan,
quas habet necnon[120] *decetero acquisierit*	welche er innehat und noch dazu erwerben wird,
in mari et in terra	zu Meere und zu Lande,
sani et naufragi	Gesunde und Schiffbrüchige,
in fide Dei et nostra	in Treue zu Gott und zu uns.

108 R *alaagen* S *alaagem*. Vgl. Anm. 59.
109 P *calaum* R *calarin* S *calaun*.
110 RS *melech laserat*.
111 RS *quem*. Vgl. Anm. 69.
112 P *in domine* RS *in domic*. Vgl. Anm. 70.
113 omisit S; in margine codicis secundum P.
114 S *in*.
115 S *communis* (passim).
116 S *senatus ancianorum*.
117 Vgl. Anm. 46.
118 PRS *capitulum* (Korrektur *kata synesin*).
119 PRS *primus*. Wie weiter unten im Text belegt, ist auch hier *primitus* zu lesen.
120 PRS *nec*.

item quod omnes mercatores ianuenses
possint[121] *ire et reddire licenter*
personaliter et realiter ad suam uoluntatem
eundo et redeundo
navigando et stando
in omnibus terris domini soldani
quas habet necnon[122] *decetero acquisierit*
possint[123] *ire et reddire*
ad suam uoluntatem
nec possint[124] *esse detenti nec impediti*
in suo itu
sed ire possint libere
ad suam uoluntatem
nec per[125] *itus domini soldani*
nec per aliquam rem nec causam
que posset dici nec cogitari
{non} detineantur
et precepit dominus soldanus quod[126]
pro proposito[127] *itu in exercitu*
in siria uel in alia parte
nec per suos messaticos
uel mercatores nauigantes
uel[128] *per aliquam aliam causam*
{non} possit detineri uel impediri
aliqua nauis nec galea
nec alia ligna ullomodo[129]
{non} possint[130] *esse detenti*

2. Ebenso, dass alle genuesischen Kaufleute
frei kommen und gehen dürfen
an Person und Habe, nach eigenem Belieben,
bei der Ankunft und auf dem Rückweg,
bei Schiffsreisen und beim Aufenthalt
in allen Ländern des Herrn Sultan,
welche er innehat und noch dazu erwerben wird,
kommen und gehen dürfen
nach eigenem Belieben
und nicht festgehalten oder behindert werden dürfen
auf ihrem Weg,
sondern sich frei bewegen dürfen
nach eigenem Belieben
und nicht durch die Wege des Herrn Sultan,
noch durch irgendeine Sache oder einen Grund,
welcher gesagt oder gedacht werden kann,
festgehalten werden.
Und der Herr Sultan hat angeordnet, dass
für den beabsichtigten Weg im Heer
in Syrien oder einem anderen Gebiet
weder durch seine Gesandten
oder Kaufleute zu Schiff,
oder irgend einen anderen Grund,
festgehalten oder gehindert werden darf
irgend ein Schiff, noch eine Galeere,
noch andere Boote auf irgend eine Weise
festgehalten werden dürfen.

121 S *possent.*
122 PRS *nec.*
123 S *possent.*
124 S *possent.*
125 PR *pro.*
126 omisit S.
127 P *suo.*
128 omisit P.
129 S *illo modo.*
130 S *possent.*

item quod omnes ianuenses
qui uenerint uel iuerint[131]
sint sub consulatu comunis[132] *ianue*
in Alexandria ad faciendum racionem
et si sarracenus aliquis habuerit questio
cum aliquo ianuense
debeat esse questio
sub consulatu ianuensium
et si alius christianus habuerit questio
cum aliquo ianuense
similiter sit[133] *questio*
sub consulatu ianuensium
et si aliquis ianuensis habuerit questionem
cum aliquo sarraceno
sit quesio ad duganam ante milum
et si ianuensis aliquis nollet
se distringere per consulem
et esset fortior consulo
dugana uel milus teneatur
dictum ianuensem accipere
et ponere in potestate consulis
et facere illam racionem
quam oportet

3. Ebenso, dass alle Genuesen,
welche kommen oder gehen,
dem Konsulat der Kommune Genua unterstehen,
in Alexandria, um Rechenschaft abzulegen,
und wenn ein Muslim eine Streitfrage hat
mit einem Genuesen,
muss die Streitfrage
dem Konsulat der Genuesen unterstehen;
wenn ein anderer Christ eine Streitfrage hat
mit einem Genuesen,
unterstehe die Streitfrage gleichfalls
dem Konsulat der Genuesen;
wenn aber ein Genuese eine Streitfrage hat
mit einem Muslim,
komme die Streitfrage an den Diwan vor den ʿĀmil.
Und wenn ein Genuese sich weigert,
sich dem Konsul zu unterwerfen
und stärker sein sollte als der Konsul,
sei der Diwan, nämlich der ʿĀmil, gehalten,
den besagten Genuesen zu ergreifen,
in die Gewalt des Konsuls zu geben
und derart Rechenschaft abzulegen,
wie es angemessen ist.

item quod omnes ianuenses
soluant pro drictu
de auro b(izantios) sex ch(aratos)[134] *xvi*
per centenarium tantum de bissantiis[135]
sicut consuetum est
et de[136] *argento b(isantios) iiii et ch(aratos) xii*
per centenarium bis(santi)orum[137] *tantum*
et si aliquis aportauerit

4. Ebenso, dass alle Genuesen
bezahlen mögen als Gebühr
für Gold 6 Byzantinen 16 Charakten
lediglich, pro hundert Byzantinen,
wie es üblich ist;
und für Silber 4 Byzantinen 12 Charakten
lediglich, pro hundert Byzantinen;
und wenn einer einführen sollte

131 RS *ierint*.
132 P *comuni*.
133 S *debeat esse*.
134 S *m<illarensis>* (passim).
135 P *b(issanti)orum*.
136 S *ex*.
137 S *bis*.

monetam[138] *coniatam auri uel argenti*
soluat per centenarium b(isanti)orum[139]
b(isantios) iiii ch(aratos) xii tantum
et non possint[140] *nec debeant ianuenses*
compelli ad soluendum aliquem drictum
dacitam nec collectam[141]
de pennis uariis et de ermerinnis[142]
de beuaris de luciis et de omni pelliçaria
nec de lapidibus preciosis

gemünztes Geld an Gold oder Silber,
bezahle er pro hundert Byzantinen
lediglich 4 Byzantinen 12 Charakten.
Und die Genuesen können und dürfen nicht
gezwungen werden, irgendeine Gebühr zu bezahlen,
eine Abgabe oder einen Abschlag,
für Stoffe verschiedener Art, für Hermelinfelle,
Biberfelle, Otterfelle und jegliche (anderen) Pelze,
noch für Edelsteine.

item quod ianuenses
habeant scribam unum in dugana
pro scribendis racionibus ianuensium
quod[143] *sint in concordia in dugana*
ut consuetum est
et si aliquis ianuensis
dare debuerit aliquid in dugana
uel nauis ianuensis
debeat dare in dugana
et uoluerit ⌜*de dicto loco*⌝[144] *recedere*
et dictus scriba uoluerit remanere pro eo
non debeat mercator ille impediri
nec navis qui uoluerit recedere
et dimiserit[145] *scribam loco sui*
et ille mercator uel nauis possint
recedere ad suam uoluntatem
et si dictus scriba noluerit stare
pro fideiussione
detineatur principalis[146]
donec satisfecerit

5. Ebenso, dass die Genuesen
einen Sekretär im Diwan haben mögen,
die Rechenschaftsberichte der Genuesen zu schreiben,
damit sie im Diwan in Übereinstimmung seien,
wie es üblich ist.
Und wenn ein Genuese
etwas beim Diwan abliefern muss,
oder ein genuesisches Schiff
(etwas) beim Diwan abliefern muss,
und will von besagtem Ort abreisen,
und besagter Sekretär will, an seiner Stelle, bleiben,
soll jener Händler nicht gehindert werden,
noch das Schiff, das abreisen will
und den Sekretär an seiner Stelle zurückgelassen hat;
und jener Händler oder (jenes) Schiff dürfen
nach eigenem Belieben abreisen.
Und wenn besagter Sekretär nicht einstehen will
für die Bürgschaft,
soll der Hauptschuldner festgehalten werden,
bis er Genugtuung geleistet hat.

138 PRS *moneta* (offensichtlich ein Italianismus).
139 S *bis.*
140 S *possent.*
141 S *colletam.*
142 S *pennis ermerin.*
143 S *quæ.*
144 omisit S.
145 S *dimisere.*
146 P *principali.*

item quod omnes ianuenses
et qui se ianuensibus[147] *distringent*
non detineantur pro aliquo maleficio
facto per aliquem ianuensem
in mari uel terra
nec pro debito alicuius
nec[148] *malefactoris*[149]
salvo quod si dictus malefactor
dedisset securitatem
tunc securitas possit impediri
et non alius
et forsitan[150] *aliquis ianuensis*
faceret aliquam raubariam uel damnum[151]
hominibus domini soldani
dominus soldanus debeat[152]
facere per suas litteras scire
comuni ianue

6. Ebenso, dass alle Genuesen
und die sich den Genuesen unterwerfen
nicht festgehalten werden mögen für eine Übeltat,
begangen von irgendeinem Genuesen
auf dem Meere oder zu Land,
noch für die Schulden von irgendjemandem,
noch eines Übeltäters,
es sei denn, besagter Übeltäter
habe eine Sicherheit hinterlassen,
dann kann die Sicherheit einbehalten werden,
und nicht anders.
Und sollte irgendein Genuese
einen Raub oder einen Schaden verüben
an den Leuten des Herrn Sultan,
muss (es) der Herr Sultan
durch eigene Briefe zur Kenntnis bringen
der Kommune Genua.

item quod si aliquis ianuensis
fecerit aliquod mercatum
uendendi seu emendi
et fuerit factum in presentia
testium uel torcimani dugane
uel duchelle
dictum mercatum sit ratum et firmum
et teneri debeat

7. Ebenso, dass wenn ein Genuese
einen Handel abgeschlossen hat,
als Verkäufer oder Käufer,
und (dieser) abgeschlossen wurde in Anwesenheit
von Zeugen oder des Übersetzers des Diwans
oder des Hafenmeisters,[153]
sei besagter Handel in Kraft und wirksam
und muss eingehalten werden.

item quod ianuenses
dare debeant dugane domini soldani
pro drictu de mercibus

8. Ebenso, dass die Genuesen
dem Diwan des Herrn Sultan zu geben schuldig sind
als Gebühr für (solche) Waren,

---

147 PR *ianuenses*.
148 P *nisi*.
149 RS *malefactor*.
150 PS *forsitam*.
151 R *dannum*.
152 PR *debet*.
153 Übersetzung *per divinationem* (unter der Annahme, dass dem rätselhaften Wort **duchella* arabisch ذو اسقالة [*ḏū (i)sqāla*], bzw. ذو اسكلة [*ḏū (i)skala*] etc. zugrunde liegt; vgl. zum zweiten Bestandteil frz. *échelle*, ital. *scala* etc. für „Levantehafen, Hafen").

per eos delatis apud alexandriam	die durch sie nach Alexandria gebracht worden sind,
quæ ponderabuntur	welche gewogen werden,
seu ponderari consuete sunt ad stateriam[154]	oder die an(hand) einer Waage zu wiegen üblich ist,
bissantios[155] *xii*	12 Byzantinen
per cent(enarium) bis(santiorum)[156] *pro drictu tantum*	lediglich, pro hundert Byzantinen, als Gebühr;
et tunc quando merces uendite fuerint et non ante	dann, wenn die Waren verkauft sind, nicht vorher,
et quando b(issantii)[157] *fuerint recuperati*[158]	und wenn die Byzantinen erhalten sind.

item de iamellotis[159]	9. Ebenso für Stoffe aus Kamelwolle
de pannis de seta et de seta et de cendatis[160]	Seidenstoffe, Seide und Seidenwebereien,
et de xamitis et de pannis lane	Samt und Wollstoffe,
cuiuscumque[161] *coloris sint*	von welcher Farbe sie auch seien,
et de telis de Rens et de aliis telis	Leinen aus Reims und anderes Leinen,
et de auro filato et de lignamine	Goldgewirktes und Linnen,
b(issantios) x	10 Byzantinen
pro cent(enarium)[162] *b(issanti)orum*[163] *tantum*	lediglich pro hundert Byzantinen.

item quod si aliqui ianuenses	10. Ebenso, dass wenn irgendwelche Genuesen
ponent in duganam	in den Diwan (etwas) deponieren
ad incalegandum	zum Versteigern:[164]
per eos	(was) die durch sie
positas in dugana alexandrie	im Diwan Alexandriens deponierten (Güter)
et totam mercantiam	und die gesamte Ware,
quam dicti ianuenses	welche besagte Genuesen
retinerent[165] *ad calegam*	zur Versteigerung bestimmen mögen, (anbelangt,)
scribi debeat[166] *in dugana*	(so) soll im Diwan notiert werden
super ipsos ianuenses	zugunsten jener Genuesen,

154 RS *staeriam*.
155 S *b*.
156 S *b*.
157 S *b*.
158 RS *recuperata*.
159 S *iamelotis*.
160 S *cindatis*.
161 S *cuiusque*.
162 S *centum*.
163 S *bisantiis*.
164 Zu *(in)calegare* vgl. vermutlich arabisch *ḫalaka* „versteigern".
165 P *retienerint* S *retinuerint*.
166 S *debeant*.

in ipsa quantitate quantum[167] *incalegatum fuerit*
sine aliqua addicione precii
et si obtulerit de dicta mercantia
dictus mercator unum ch(aratum)[168]
uel[169] *plus quam alia persona*
dari ei debeat
et super illum scribi faciat
ad illum precium quod incalegauerit
et de illo precio soluere drictum debeant
et non de maiori quantitate tunc sic
quando dicte merces uendite[171] *fuerint*
et non ante
et quando denarii uel b(issancii)[172]
de dictis mercibus recuperati fuerint
et qui dicta[173] *mercantia emerit*
de ea drictu aliquo non soluatur
et si noluerint[174] *uendere*
possint[175] *extrahere ad suam uoluntatem*
sine soluere aliquem drictum

in der Menge, soviel versteigert worden sein wird,
ohne jeden Preisaufschlag.
Wenn aber auf besagte Ware anbietet
besagter Händler ein Charaktum
oder (ansonsten) mehr als jemand anders,
so muss (diese Ware) ihm gegeben werden,
und zu seinen Gunsten möge notiert werden,
zum fraglichen Preis, was er ersteigert hat.[170]
Von diesem Preis ist die Gebühr zu bezahlen
und nicht von einer größeren Menge; dann nämlich,
wenn die besagten Waren verkauft sind,
und nicht vorher:
und (zwar dann,) wenn die Denare oder Byzantinen
für die besagte Ware erhalten sind.
Wer aber besagte Ware kauft,
soll für sie keine Gebühr bezahlen;
und wenn sie (diese Ware) nicht verkaufen wollen,
können sie (sie) nach eigenem Belieben ausführen,
ohne eine Gebühr zu bezahlen.

item quod si aliqui ianuenses
apportabunt ⌜mercantia in⌝[176]
Alex(andriam)[177] *uel aurum uel argentum*
uel in terris domini soldani
possint uendere ad suam uoluntatem
et non sit factum eis[178] *forcium*
ullo modo eas uendendi

11. Ebenso, dass wenn irgendwelche Genuesen
Ware bringen nach
Alexandria, Gold oder Silber,
oder in die Länder des Herrn Sultan,
dürfen sie (diese) nach eigenem Belieben verkaufen
und kein Zwang sei ihnen auferlegt,
welcher Art immer, sie zu verkaufen;

167 S *quam*.
168 S *m*.
169 omisit S.
170 Oder: „zu dem Preis, zu dem er ersteigert hat".
171 S *vinditæ*.
172 S *b*.
173 S *dictam*.
174 R *noluerit*.
175 S *possent*.
176 PRS *mercantiam*.
177 S *alex:* P *alexandria*.
178 RS *ei*.

et si forsitan[179] *noluerint uendere dictas merces*
possint extrahere et portare
ad suam uoluntatem
sine soluere aliquem drictum

und sollten sie besagte Ware nicht verkaufen wollen,
dürfen sie (diese) ausführen und mitnehmen
nach eigenem Belieben
ohne (dafür) irgendeine Gebühr zu bezahlen.

item quod si aliqui ianuenses
uendent aurum uel argentum alicui sarraceno
debeant esse soluti de presenti in pecunia
et non darent[180] *terminum aliquem*

12. Ebenso, dass wenn irgendwelche Genuesen
Gold oder Silber einem Muslim verkaufen,
müssen sie sogleich in barer Münze bezahlt werden;
einen Termin soll man nicht gewähren.

item quod omnes inquisitores dugane
debeant saluare et custodire
res et merces ianuensium
in dugana et extra duganam

13. Ebenso, dass alle Aufseher des Diwan
beschützen und bewachen müssen
das Hab und Gut der Genuesen,
innerhalb und außerhalb des Diwan.

item quod si aliqui ianuenses
portabunt uel portent mercantiam[181]
in alex(andriam)[182] *uel uel in terris domini soldani*
et non uendent eas
uel uendere noluerint
possint[183] *extrahere franchas*
sine soluere aliquem drictum

14. Ebenso, dass wenn irgendwelche Genuesen
Handelsgut bringen werden oder bringen sollten
nach Alexandria oder in die Länder des Herrn Sultan,
und verkaufen sie nicht,
oder wollen (sie) nicht verkaufen,
dürfen sie (sie) frei ausführen,
ohne eine Gebühr zu bezahlen.

item quod si aliqui ianuenses
uendent aliquam mercantiam cum testibus
uel cum censariis dugane
dugana teneatur pro emptore
et si ianuenses uendent
sine testibus uel censariis dugane
et debitum fuerit denegatum
debeat esse questio ante archadi
pro diffinire[184] *ipsam questionem*

15. Ebenso, dass wenn irgendwelche Genuesen
eine Ware verkaufen vor Zeugen
oder Maklern (arab. *samsār*) des Diwan,
werde der Diwan als Käufer betrachtet;
wenn die Genuesen Verkäufe tätigen sollten
ohne Zeugen oder Makler des Diwan
und die Schuld geleugnet wird,
muss die Streitfrage vor den Kadi kommen
um eben jene Streitfrage zu entscheiden.

179 PR *forsitam*.
180 PRS *dare*.
181 S *mercatiam*.
182 S *alex:* R *Alexandria*.
183 S *possent*.
184 S *difiniire*.

item si aliqui ianuenses
debuerint[185] *aliquem drictum dugane*
et ipse ianuensis uoluerit recedere
et aliquis sarracenus debuerit dare
dicto ianuensi
dugana se debeat tenere[186] *super debitorem*
de tanto quantum ei debuerit

16. Ebenso, wenn irgendwelche Genuesen
eine Gebühr dem Diwan schulden sollten
und der Genuese selbst will abreisen,
wobei ein Muslim etwas zu geben schuldet
besagtem Genuesen,
muss sich der Diwan an den Schuldner halten,
um soviel (dies)er bei jenem Schulden hat.

item si aliqui ianuenses
uenerint ad terras domini soldani
et uoluerint ponere pro suo usu
intus illarum terrarum
uidelicet caseum et alia uictualia
possint[187] *ponere*
et portari facere ad fondicum[188]
sine soluere aliquem drictum

17. Ebenso, wenn irgendwelche Genuesen
in die Länder des Herrn Sultan kommen
und für ihren eigenen Gebrauch deponieren wollen
innerhalb der besagten Länder
etwa Käse und andere Lebensmittel,
dürfen sie (diese) deponieren
und zum Quartier (arab. *funduq*) bringen lassen,
ohne irgendeine Gebühr zu bezahlen.

item quod omnes ianuenses
habeant magasenos in dugana
bonos et sufficientes
et claues eorum
et dugana ponat custodem uel custodes[189]
ad custodiendum res dictorum ianuensium

18. Ebenso, dass alle Genuesen
Magazine beim Diwan haben,
gute und ausreichende,
und Schlüssel dazu;
der Diwan postiere einen oder mehrere Wächter,
um das Eigentum besagter Genuesen zu bewachen.

item quod dugana
non debeat ponere
alicui ianuensi dacitam
nec pensionem aliquam
donec stabit in terra domini soldani
nec debeant soluere aliquid
inquisitoribus nauium

19. Ebenso, dass der Diwan
nicht auferlegen darf
irgendeinem Genuesen eine Abgabe
oder irgendeine (finanzielle) Belastung,
solange er sich im Land des Herrn Sultan aufhält,
noch muss er etwas
den Aufsehern der Schiffe bezahlen.

item quod omnes ianuenses
possint onerare et exonerare naues eorum

20. Ebenso, dass alle Genuesen
ihre Schiffe be- und entladen dürfen

185 S *debuerit*.
186 PRS *teneri*.
187 RS *possent*.
188 S *fundicum* (passim).
189 S *custos*.

cum barchis suis	mit ihren eigenen Barken,
ad suam uoluntatem sine aliquo impedimento	nach eigenem Belieben, ohne irgendein Hindernis.
item quod si aliqua nauis	21. Ebenso, dass wenn irgendein Schiff
uel ligna ianuensium	oder Boot der Genuesen
applicuerit in portubus domini soldani	anlegt in den Häfen des Herrn Sultan,
possint ibidem refrescare	dürfen sie dort Proviant aufnehmen
et non debeant nec possint	und dürfen und können nicht
modo aliquo detineri	auf irgendeine Weise (davon) abgehalten werden.
nec compellantur ianuenses	Und es dürfen nicht gezwungen werden die Genuesen,
qui in terra fuerint aliquem drictum soluere	die an Land gehen, irgendeine Gebühr zu bezahlen,
nisi si uendiderint uel emerint	es sei denn, sie haben (Waren) ver- oder gekauft.
item quod ianuenses	22. Ebenso, dass die Genuesen
habeant ecclesiam unam[190] *in alexandria*	in Alexandria eine Kirche haben mögen,
nomine sancta maria quod consuetum[191] *est*	namens Sancta Maria, was üblich ist;
et non leuent eam	und (dass) sie (an) diese(r) nicht bauen sollen,
nisi[192] *si dirruuerit*[193]	es sei denn,[194] wenn sie eingestürzt ist.
item quod si aliqua iniuria	23. Ebenso, dass wenn irgendein Unrecht
facta fuerit alicui ianuensi	geschehen ist irgendeinem Genuesen
in terra domini soldani	im Land des Herrn Sultan
et consul ianuen(sium)[195]	und der genuesische Konsul
uellet[196] *ire uel mittere*	will gehen oder schicken
ad curiam domini soldani	an die Kammer des Herrn Sultan,[197]
possit dictus consul	kann besagter Konsul
ire et mittere ad suam uoluntatem	gehen oder schicken, nach eigenem Belieben,
cum nuncio milis	mithilfe eines Boten (, nämlich) des Amīn,[198]
et millus[199] *debeat dare nuncium*	und der Amīn muss Bericht erstatten

190 S *unnam*.
191 S *consetum*.
192 S *n*; *nec* conjecit Silvestre de Sacy.
193 RS *diruerit*.
194 Silvestre de Sacy: „nicht einmal".
195 S *Januensis*.
196 S *uelet*.
197 D. h. von Alexandria nach Kairo.
198 Aus dem Kontext wird deutlich, dass *milus* (ein Wort, das hier im *Genitivus epexegeticus* zu stehen scheint) nicht für *ʿĀmil* stehen kann.
199 RS *milus*.

ad uoluntatem consulis
et consul uel eius nuncius
debeat ire ad expensas curie

nach dem Willen des Konsuls,
und der Konsul oder sein Bote
möge auf Kosten der Kammer reisen.

item quod si aliqua nauis uel ligna
uel mercatores ianuensium applicuerint
in portubus uel in terris domini soldani
et pax esset fracta
dicti ianuenses et naues et merces eorum sint
salui et securi
tanquam pax esset firma

24. Ebenso, dass wenn ein Schiff, oder Boot,
oder genuesische Kaufleute anlegen
in den Häfen oder den Ländern des Herrn Sultan
und der Friede gebrochen sein sollte,
seien besagte Genuesen, ihre Schiffe und Waren
wohlbehalten und sicher,
als ob tiefster Frieden herrschte.

item quod ianuenses
possint sine contradictione alicuius
intrare et exire in alex(andriam)[200]
per portas consuetas
et non faciant eis
aliquam nouam consuetudinem

25. Ebenso, dass die Genuesen
ohne Widerspruch von irgend jemandem
Alexandria betreten oder verlassen dürfen
durch die gewohnten Tore;
man möge ihnen
keinerlei neue Gewohnheit auferlegen.

item quod non compellantur
aliqui ianuenses aliquam mercantiam
accipere uel emere nisi illam
quam emere uoluerint sua uoluntate
nec compellantur
<emere>[201] *merces de dugana*
nec de duchella nec de asona
nec res alicuius amirati
nis illas quas emere uoluerint

26. Ebenso, dass nicht gezwungen werden
irgendwelche Genuesen, eine Ware
abzunehmen oder zu kaufen, außer der,
welche sie nach eigenem Willen kaufen wollen;
sie seien auch nicht (dazu) gezwungen,
Waren vom Diwan <zu kaufen>
oder vom Hafenmeister[202] oder vom Arsenal,
oder die Sachen eines Emir,
bis auf jene, welche sie kaufen wollen.

item si ⌜aliqui<s> ian(uensis)
uendiderit⌝[203] *aliquam mercantiam dugane*
dugana faciat
ei fieri solutionem
in auro uel argento

27. Ebenso, wenn ein Genuese
irgendeine Ware an den Diwan verkauft hat,
veranlasse der Diwan,
dass er den Kaufpreis bezahlt bekommt,
in Gold oder Silber.

200 P *Alex(andria).*
201 supplevit Silvestre de Sacy.
202 Vgl. Anm. 153.
203 S *aliqui Januenses vendiderint.*

item quando ianuenses[204]
uoluerint exonerare naues uel ligna
faciat mil ad presens eas[205] *exonerare*
et soluant ianuenses sicut est statutum
per aliquos[206] *missaticos ianuensium*
et per illos qui sunt in dugana
<de>[207] *barchis bastaxiis et asinariis*
et de dictis tantum onerando quantum exonerando

28. Ebenso, wenn Genuesen
Schiffe oder Boote entladen wollen,
veranlasse der ʿĀmil, sie sogleich zu entladen;
die Genuesen sollen, wie es festgesetzt ist, bezahlen
über bestimmte Mittelsleute der Genuesen
oder über jene (Genuesen), die im Diwan sind,
<für> Barken, Transportmittel und Karren;
und dafür soviel beim Be- wie beim Entladen.

item quod si aliqui ianuenses
ement aliquas merces
et uoluerint ipsas gaibellare
possint licenter gaibellare ad fondicum
tantum cum testibus dugane[208]

29. Ebenso, dass wenn irgendwelche Genuesen
irgendwelche Waren kaufen
und diese besteuern wollen,
dürfen sie beim Quartier frei Steuern erheben,
allerdings mit Zeugen des Diwan.

item quod si aliquis ianuensis
decesserit uel morietur cum testamento
in alexandria uel in terris domini soldani
fiat factum secundum suum testamentum
et si non testatus[209]
deferantur res eius et merces
coram consulem ian(uensium)[210] *qui ibi fuerit*
et si non esset consul,
consignetur ianuensibus
qui ibi fuerint
et si non esset consul nec ianuensis
faciat dominus terre ipsas res et merces
saluare et custodire
quousque fuerint requisite
per litteras uel per nuncios comunis[211] *ianue*

30. Ebenso, dass wenn irgendein Genuese
hinscheidet oder stirbt mit einem Testament,
in Alexandria oder in den Ländern des Herrn Sultan,
soll gemäß seines Testaments verfahren werden;
und wenn er ohne Testament (gestorben sein sollte),
mögen seine Güter und Waren gebracht werden
vor den genuesischen Konsul, der dort ist;
wenn kein Konsul (dort) ist,
wird (jemand) unter den Genuesen bestimmt,
die dort sein möchten;
wenn weder ein Konsul (dort) ist, noch ein Genuese,
veranlasse der Landesherr, diese Güter und Waren
unversehrt zu erhalten und zu bewachen,
bis nach ihnen verlangt wird
vermittels Briefen oder Boten der Kommune Genua.

204 S *Januensis*.
205 omiserunt PR.
206 R *alios*.
207 supplevi (auch ansonsten im Text wird *solvere aliquod (pretii) de aliqua re pro drictum* „einen bestimmten Preis für etwas als Gebühr bezahlen" konstruiert).
208 P *dugana*.
209 PR *testatur*.
210 S *Januensem*.
211 PR *comuni*.

item quod mercatores ianuenses
possint implicare[212] *argentum*
et habere cecam[213] *in alexandria*
et soluere pro drictu et mes(i)onis[214]
dar[215] *c vi pro miliarium de dar*[216]

31. Ebenso, dass die genuesischen Kaufleute
Silber investieren dürfen,
eine Münze (arab. *sikka*) in Alexandria haben (dürfen)
und als Gebühr und zur Waage (arab. *mīzān*) bezahlen
106 Dareme (arab. *dirham*) pro 1000 Daremen.

item quod mercatores
portent uel portare[217] *possint*
dictos dar[218] *ad implicandum*[219] *apud cairam*[220]
sine soluere aliquem drictum

32. Ebenso, dass die Kaufleute
bringen mögen oder bringen dürfen
besagte Daremen zum Investieren nach Kairo,
ohne irgendeine Gebühr zu bezahlen.

item quod si aliquis ianuensis
emet, cambiet uel acquiret
merces aliquas in alexandria
ab aliqua persona
de quibus sit solutum drictum
et ipsas merces reuendet in alexandria
seu baratabit
non compellantur ianuenses
aliquid soluere pro drictu
nec pro aliqua dacita
imo ipsas possint[221] *uendere*
et baratare libere et expedite

33. Ebenso, dass wenn irgendein Genuese
kauft, tauscht oder erwirbt
irgendwelche Waren in Alexandria,
von irgendeiner Person,
auf welche eine Gebühr erhoben wird,
und jene Waren in Alexandria weiterverkauft
oder Handel (damit) treibt,
sollen die Genuesen nicht (dazu) gezwungen werden,
irgendeine (weitere) Gebühr zu bezahlen
oder eine andere Abgabe,
sondern sie dürfen diese verkaufen
und frei und unbesteuert (damit) Handel treiben.

item quod[222] *ianuenses*
qui deferent oleum in uegetibus in alexandria[223]

34. Ebenso, dass die Genuesen,
die Öl in Fässern nach Alexandria einführen,

212 PRS *licite <cambiare* supplevit Silvestre de Sacy>; *implicare* conjeci, cf. infra n°. 32.
213 PRS *ceram.*
214 S *mesioriis.*
215 P *da(remos)* R *dar* S *dare.*
216 P *da(remis)* RS *dar.*
217 S *portari.*
218 P *da(remos)* S *dare.*
219 S *i pca du*; conjecit Silvestre de Sacy *ipsam cecham domini nostri.*
220 PR *carum S car*; conjecit Silvestre de Sacy *Cahiram.*
221 P *possit* S *possent.*
222 S *quod si.*
223 S *alex:.*

nec[224] *possint nec debeant compelli*	weder gezwungen werden können noch dürfen
pro tara	zur Tara,[225]
nisi tantum quantum ponderabunt ueges	es sei denn in der Höhe, wie die Fässer wiegen,
in quibus esset oleum ponderatum	in welchen das Öl gewogen wird.
item quod ianuenses	35. Ebenso, dass die Genuesen
non compellantur	nicht gezwungen werden,
nec compelli debeant	noch gezwungen werden dürfen,
ad soluendum de rebus et mercibus	(etwas) zu bezahlen für Güter und Waren,
quas deferent apud alexandriam[226]	welche sie nach Alexandria bringen,
et de mercibus quas ement apud alexandriam[227]	oder für Waren, welche sie in Alexandria kaufen,
nec feda nec aliquid aliud	weder eine Tilgung (arab. *fidā*), noch etwas anderes,
nec drictum	noch auch eine Gebühr,
<*nisi*>[228] *quod est superius dictum*	<es sei denn,> was oben genannt worden ist.
item quod si ianuenses	36. Ebenso, dass wenn die Genuesen
ement aliquas merces	irgendwelche Waren kaufen,
non possint[229] *eis*[230]	dürfen diese ihnen nicht
per aliquam personam impediri	durch irgendeine Person vorenthalten werden,
sed possint ipsas extrahere	sondern sie dürfen diese ausführen,
ad suam uoluntatem uel portare	nach eigenem Belieben, oder transportieren –
si emerint illas	(und zwar dann,) wenn sie diese gekauft haben
per manus torcimanorum de dugana	vermittels der Übersetzer des Diwan.
hoc est sacramentum quem fecit	Dies ist der Eid, den geleistet hat
dominus mirus osemedinus	der Herr Emir Ḥusām ad-Dīn,
naibo	der Stellvertreter (arab. *nā'ib*)
altissimi soldani	des hochmögendsten Sultans,
in absentia[231] *domini soldani*	in Abwesenheit des Herrn Sultan
et super caput eius melech[232] *elmansor*	und auf sein Haupt, (nämlich) des Malik al-Manṣūr;
confitetur dominus mirus osemedinus	es bekannte der Herr Emir Ḥusām ad-Dīn

224 S *non.*
225 Abzug des Verpackungsgewichts bei Bemessung des Einfuhrzolls.
226 RS *alex:.*
227 S *alex:.*
228 Supplevi.
229 S *possent.*
230 PRS *ei.*
231 PR *anima.*
232 P *Melec.*

et iurauit de ore suo proprio	und schwor mit eigenem Munde
loco uita[233] *et nomine*	an Stelle, beim Leben und im Namen
domini soldani melech elmansor	des Herrn Sultans Malik al-Manṣūr (folgendes):
iuro per dominum melech elmansor	Ich schwöre beim Herrn Sultan Malik al-Manṣūr
per deum per deum per deum magnum altissimum[234]	bei Gott, bei Gott, bei Gott, dem großen, höchsten,
qui celum et terram creauit	der Himmel und Erde schuf,
et per legem quam dedit deus sarracenis	und beim Gesetz, das Gott den Muslimen gab,
et per domum meridiei domum meche	und beim Haus des Südens, dem Haus Mekka,
et per coranum[235] *sarracenorum*	und beim Koran der Muslime:
quod omnia capitula et conuentiones	Dass alle Kapitel und Übereinkünfte,
de quibus insimul accordauimus	denen wir insgesamt zugestimmt haben,
cum domino soldano melech elmansor	gemeinsam mit dem Herrn Sultan Malik al-Manṣūr,
tenentur firma et stabilia	fest und beständig gehalten
et non mutentur[236]	und nicht abgewandelt werden,
nec officiales	(dass) weder die Beamten
domini soldani melech elmansor	des Herrn Sultan Malik al-Manṣūr
{non} rumpent nec officiales	(sie) brechen, noch die Beamten
domini melech laseraf[237]	des Herrn Malik al-Ašraf,
nec	noch (dass sie gebrochen werden)
per aliquos sarracenos	durch irgendwelche Muslime,
qui sunt in dominio domini soldani	die unter der Herrschaft des Herrn Sultan stehen.
ista pax fiat stabilis et firma	Dieser Friede sei beständig und fest
in uita domini melech elmansor[238]	zeitlebens des Herrn Malik al-Manṣūr
et in uita domini melech laseraf[239]	und zeitlebens des Herrn Malik al-Ašraf,
filius eius	seines Sohnes,
et in uita dominorum capitaneorum oberti spinule	und zeitlebens der Herren Kapitäne Oberto Spinola
et conradi aurie capit(aneorum) comunis ianue	und Corrado Doria, Kapitäne der Kommune Genua.
dictus dominus soldanus et dicti officiales sui	Besagter Herr Sultan und seine besagten Beamten
non rumpent ut diximus	mögen (ihn) nicht brechen, wie wir gesagt haben,
nec exient de preceptis suis	und seine Vorschriften nicht übertreten;
et si exierint extra de quo	wenn sie aber übertreten sollten,

233 PR *uice* S *uia*.
234 omisit P.
235 PRS *cotanum*.
236 P *muttet* RS *mutet*.
237 PRS *laserat*.
238 P *Mansor*.
239 PRS *laserat*.

quod[240] *promiserunt*	was sie versprochen haben:
quod dominus ihesus christus	dass (dann) der Herr Jesus Christus
sit eis[241] *in contrarium*	ihnen in Gegnerschaft sei,
et sint cani chefari[242]	und sie ungläubige (arab. *kifār*) Hunde seien,
extra legem legem suam	außerhalb des Gesetzes, seines Gesetzes.
et omnia compromissum et firmatum fuit	Und alles wurde vereinbart, bestätigt
et iuratum	und beschworen
in presentia domini alberti spinule	in Anwesenheit des Herrn Alberto Spinola,
messatici comunis[243] *ianue*	des Botschafters der Kommune Genua.
MCCLXXXX die xiii madii secunda indic(tione)	1290, am 13. Mai, 2. Indiktion.
uersa uice	Auf der anderen Seite,
albertus spinula messaticus delegatus	Alberto Spinola, Botschafter, ermächtigt
ex parte dominorum capitaneorum comunis	seitens der Herren Kapitäne der Kommune
et populi ianue senium antianorum	und der *anciani*-Ältesten des Volkes von Genua,
consilium ciuitatis eiusdem	dessen Staatsrat,[244]
ex nomine comunis[245] *promisit ut infra*	hat im Namen der Kommune versprochen wie folgt:
primitus quod omnes ianuenses	Erstens, dass alle Genuesen
comunis ianuæ	der Kommune Genua
saluabunt et custodient	unversehrt erhalten und beschützen
omnes sarracenos de domino soldano	alle Muslime des Herrn Sultan,
in mari et in terra	zu Wasser und zu Land,
et in terris comunis ianue	und in den Ländern der Kommune Genua,
quas habet necnon[246] *decetero acquisierit*	welche sie besitzt und noch dazu erwerben wird;
et saluabunt eos	sie werden sie unversehrt erhalten,
sani et naufragi	Gesunde und Schiffbrüchige,
et similiter saluabunt	und gleichermaßen werden sie unversehrt erhalten
omnes sarracenos mercatores domini soldani	alle muslimischen Kaufleute des Herrn Sultan,
sclauos momolucos et sclauas	Sklaven, Mamluken (arab. *mamālik*) und Sklavinnen,
eundo et reddeundo	beim Verlassen und bei der Rückkehr
ad terras domini soldani	in die Länder des Herrn Sultan.

240 omisit R.
241 PRS *ei*.
242 PR *chefati* S *chafati*.
243 P *comuni*.
244 Vgl. Anm. 46.
245 PR *comuni*.
246 PRS *nec*.

item quod omnes sarraceni domini soldani
possint ire et reddire licenter
salui[247] *et securi*
ad terras comunis ianue
quas habet necnon[248] *decetero acquisierit*
ad suam uoluntatem
et non possit[249] *detineri*
aliquem sarracenum domini soldani
naues uel ligna
in dictis terris comunis[250]
pro aliqua occasione
sine[251] *primitus facere ad sciendum*
domino soldano

2. Ebenso, dass alle Muslime des Herrn Sultan
frei kommen und gehen dürfen,
wohlbehalten und sicher,
zu den Ländern der Kommune Genua,
welche sie innehat und noch dazu erwerben wird,
nach eigenem Belieben;
nicht darf festgehalten werden
irgendein Muslim des Herrn Sultan,
Schiffe oder Boote,
in den besagten Ländern der Kommune,
unter irgendeinem Vorwand,
ohne (es) zuerst zur Kenntnis zu bringen
dem Herrn Sultan.

item quod aliquis sarracenus domini soldani
non possit detineri
in terris comunis[252] *ianue*
pro[253] *aliquem alium Sarracenum malefactorem*
nec pro debito alicuius
sed malefactor uel debitor
uel securitas pro alterius
possit impediri[254]

3. Ebenso, dass kein Muslim des Herrn Sultan
festgehalten werden darf
in den Ländern der Kommune Genua
anstelle eines anderen muslimischen Übeltäters,
noch anstelle der Schuld eines anderen;
lediglich der Übeltäter, der Schuldner
oder die Sicherheit zugunsten eines der beiden
darf einbehalten werden.

item quod si[255] *sarraceni*
uel mercatores domini soldani
nauigarent uel irent in nauibus
inimicorum comunis ianue
et naues predicte essent capte
per homines ianuenses
dicti sarraceni domini soldani sint
sani et salui sine detrimento

4. Ebenso, dass wenn Muslime
oder Kaufleute des Herrn Sultan
segeln oder in Schiffen reisen
von Feinden der Kommune Genua:
Wenn besagte Schiffe gekapert werden sollten
durch genuesisches Volk,
seien besagte Muslime des Herrn Sultan
gesund und wohlbehalten, ohne Schaden.

247 RS *salve.*
248 PRS *nec.*
249 S *possint.*
250 PR *comuni.*
251 PR *sed.*
252 R *comuni.*
253 PRS *per.*
254 PRS *impedire.*
255 omisit P.

Thomas Haye

Giovanni Manzini della Motta (ca. 1362–vor 1422)

Metamorphosen spätmittelalterlich-humanistischer Geschichtsschreibung (mit Edition)

1. Der Autor
2 Die Handschrift Vatikanstadt, BAV, Vat. Lat. 14162
3. Manzinis Chronik: Inhalt und Zeitrahmen
4. Texttyp und Zielsetzung

Riassunto: Giovanni Manzini della Motta (ca. 1362–prima del 1422) è considerato oggi un importante rappresentante del primo umanesimo italiano. Tale giudizio si basa su tre considerazioni: in primo luogo nutriva una profonda venerazione per Petrarca, in secondo luogo era in contatto con famosi studiosi come Antonio Loschi e Coluccio Salutati, e infine compose una tragedia seguendo i modelli antichi. La sua attività di storiografo, invece, è a tutt'oggi poco indagata. Un codice della Biblioteca Apostolica Vaticana (BAV, Vat. Lat. 14162), sostanzialmente autografo, permette di seguire l'evoluzione di Manzini da segretario ad autore di esposizioni storiografiche e di tracciare la sua idea di storiografia tragica, influenzata non ultimo da Boccaccio. Il presente saggio offre una descrizione del contenuto del Codice vaticano, conduce un'indagine sulle fonti della cronaca in esso contenuta e compilata da Manzini, e propone un'edizione critica della parte finale di tale cronaca che si riferisce al presente dell'epoca.

Abstract: Giovanni Manzini della Motta (c. 1362–before 1422) is now considered an important exponent of early Italian humanism. This judgement is based on three considerations: first, he profoundly venerated Petrarch, second he was in contact with famous scholars like Antonio Loschi and Coluccio Salutati, and finally he composed a tragedy based on ancient models. By contrast, his work as a historiographer has hitherto been little studied. A manuscript in the Vatican Apostolic Library (BAV, Vat. Lat. 14162), mainly written in his own hand, allows us to follow Manzini's development from writer to author of historiographical narratives and to trace his idea of tragic historiography, influenced particularly by Boccaccio among others. This article describes the contents of the Vatican manuscript, investigates the sources of the chronicle it contains compiled by Manzini, and provides a critical edition of the final part of this chronicle covering events contemporary with its composition.

1. Über das Leben des Giovanni Manzini della Motta wissen wir nur wenig.[1] Er wird um das Jahr 1362 in dem kleinen Ort Motta bei Fivizzano (in der Lunigiana) geboren. Eine schulische Ausbildung erhält er in Sarzana bei dem Grammatik-Lehrer Ippolito da Parma. Zwar entwickelt er schon früh eine Begeisterung für die Werke Petrarcas, doch schlägt er selbst nicht den Weg des Literaten ein, sondern beginnt ab 1379, auf Wunsch des Vaters, ein Rechtsstudium in Bologna. Allerdings tauscht er im Jahre 1387 die Feder gegen das Schwert ein und nimmt als Soldat im Dienst des Spinetta Malaspina an einem Feldzug teil, den Gian Galeazzo Visconti gegen Verona unternehmen lässt. Doch während der Belagerung der Stadt bleibt ihm offenbar Zeit für literarische Aktivitäten. Denn genau zu dieser Zeit beginnt er mit der Komposition einer lateinischen Tragödie, in der er die Eroberung Veronas behandelt. Erhalten hat sich nur ein Fragment, das Manzini im Rahmen eines Briefes im Jahre 1388 an Benedetto Gambacorta, den Sohn des Pisaner Herrschers Pietro Gambacorta, schickt.[2]

Manzini bleibt zunächst im Umfeld der Visconti. Im genannten Jahr 1388 setzt er sein Studium in Pavia fort (und wird später zum Doktor beider Rechte promoviert), doch zugleich dient er Pasquino de' Cappelli, Viscontis Kanzler, als Hauslehrer für dessen Sohn Melchiorre. Er pflegt in dieser Zeit offenbar engere Kontakte zum Hof Viscontis und macht dort die Bekanntschaft mit Antonio Loschi sowie anderen Gelehrten. Die weiteren Jahre sind nur andeutungsweise zu erkennen. Noch 1388 verbringt er einige Monate in Cremona. In den 1390er Jahren finden wir ihn aber im Dienst des Condottiere Biordo Michelotti, des Herrn von Perugia.[3] Seine dortigen Perspektiven werden jedoch 1398 mit der Ermordung Michelottis zerstört. In diesem Jahr erlebt Manzini seinen biographischen Tiefpunkt. Da sein früherer Protektor Pasquino de' Cappelli in Ungnade fällt und verhaftet wird, bleibt ihm auch die Rückkehr nach Pavia versperrt.

---

1 Zur Person vgl. P. Falzone, Manzini, Giovanni, in: DBI, Bd. 69, Roma 2007, S. 270–273; M. Petoletti, Il calamo e la spada: Giovanni Manzini della Motta uomo d'arme e letterato agli albori dell'umanesimo, in: Guerra e pace nel pensiero del Rinascimento: atti del XV convegno internazionale 2003, Firenze 2005 (Quaderni della rassegna 41), S. 61–78; Art. „Manzini, Giovanni", in: Repertorium Fontium Historiae Medii Aevi 7 (1997), S. 441 f.; C. Vasoli, Un umanista tra le lettere e le armi: Giovanni Manzini della Motta di Fivizzano, in: Nuova Rivista Storica 66 (1982), S. 491–510 (siehe hierzu auch: A. Sottili, Rezension zu: „Cesare Vasoli: Giovanni Manzini da Fivizzano: Un umanista tra le lettere, la corte e le armi", in: Wolfenbütteler Renaissance Mitteilungen 7 (1983), S. 79 f.); E. Garin, La cultura milanese nella prima metà del XV secolo, in: Storia di Milano, vol. VI: Il ducato visconteo e la repubblica ambrosiana (1392–1450), Milano 1955, S. 545–608, hier S. 548–550; E. Gerini, Memorie storiche d'illustri scrittori e di uomini insigni dell'antica e moderna Lunigiana, vol. 2, Massa 1829, S. 113–115.

2 Zum Tragödienfragment vgl. H. Beyer, Das politische Drama im Italien des 14. und 15. Jahrhunderts. Humanistische Tragödien in ihrem literarischen und funktionalen Kontext, Münster 2008 (Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme 24), S. 166–173.

3 Vgl. G. Franceschini, Giovanni Manzini e Biordo Michelotti, in: Storia e storiografia. Studi in honore di Eugenio Duprè Theseider, vol. 1, Roma 1974, S. 269–288.

Aus Unsicherheit über die Zukunft nimmt er im selben Jahr den Kontakt zu Coluccio Salutati auf, der ihm jedoch nicht weiterzuhelfen vermag. Mangels anderer Angebote macht er sich offenbar – seinem Vorbild Petrarca folgend – auf den Weg nach Norden und über die Alpen.[4] In den Jahren 1401/1402 finden wir ihn in Norddeutschland, Flandern, Schwaben sowie im helvetischen Raum. Ob er, wie nach ihm so viele seiner Landsleute, an den dortigen Höfen und in den Städten als Lehrer, Sekretär oder Lobdichter zu reüssieren versucht hat, lässt sich nicht klären. Jedenfalls kehrt er nach Italien zurück. Denn in den Jahren 1406/1407 ist er als podestà in Pisa bezeugt. Danach verliert sich seine Spur endgültig. Für das Datum seines Todes gilt das Jahr 1422 als terminus ante quem.

Ein so unstetes Leben als Grenzgänger ist zweifellos nicht untypisch für einen Gelehrten der beginnenden Renaissance; eine genauere geistesgeschichtliche Einordnung fällt allerdings nicht leicht. In der modernen Literaturgeschichte wird der zweifellos sehr belesene und hochgebildete Manzini stets als ‚Frühhumanist' präsentiert – und zwar aus drei Gründen: erstens wegen seiner Petrarca-Verehrung,[5] zweitens aufgrund seiner Kontakte zu anderen, als humanistisch definierten Autoren wie Loschi und Salutati sowie drittens wegen der Komposition einer antiken Modellen folgenden Tragödie.[6] Manzinis eigene Literaturproduktion ist jedoch, soweit heute überliefert, recht schmal: So tradiert die Handschrift Vatikanstadt, BAV, Vat. Lat. 11507, als Autograph eine Briefsammlung mit mehr als 30 Texten, von denen 18 aus Manzinis Feder stammen. Hinzu kommen das Tragödienfragment sowie eine *Oratio ad beatam Virginem*.

2. Darüber hinaus ist eine literarische Aktivität greifbar in der Handschrift Vatikanstadt, BAV, Vat. Lat. 14162,[7] welche einen außergewöhnlich tiefen Einblick in Manzinis Lektüre- und Vorstellungswelt bietet. Dieser unscheinbare Überlieferungsträger des späten 14. und beginnenden 15. Jahrhunderts ist zudem die einzige Quelle für

4 Vgl. M. Zaggia, Linee per una storia della cultura in Lombardia dall'età di Coluccio Salutati a quella del Valla, in: L. C. Rossi (ed.), Le strade di Ercole. Itinerari umanistici e altri percorsi, Firenze 2010, S. 3–126, hier S. 73 und 75.

5 Vgl. F. Novati, Chi è il postillatore del codice Parigino?, in: F. Petrarca e la Lombardia, Milano 1904, S. 179–192.

6 Vgl. Beyer (wie Anm. 2), S. 166–173.

7 Die folgende Darstellung beruht auf einer autoptischen Analyse der Handschrift. Vgl. die unvollständigen Beschreibungen bei M. Buonocore, Codices Horatiani in Bibliotheca Apostolica Vaticana, Città del Vaticano 1992, S. 270 f.; L. Michelini Tocci, Quinto centenario della Biblioteca Apostolica Vaticana, 1475–1975. Catalogo della mostra, Città del Vaticano 1975, S. 115; P. O. Kristeller, Iter Italicum, vol. 2, Leiden u. a. 1967, S. 349 und 352; Inventarium Vaticanorum Latinorum 13.726–14.233, confecerunt O. Bertolini, L. Michelini Tocci et M. Pallone annis 1944–1969 (per Schreibmaschine verfasster Katalog, im Lesesaal der BAV), S. 163–165.

Manzinis Wanderjahre im alpinen und nordalpinen Raum.[8] Hier begegnen auf fol. 1r–52v die *Quaestiones de quolibet* des Guillelmus de Cortemilia (gest. 1342).[9] Auch wenn Kolophone fehlen, ist es offenkundig, dass es sich bei diesem ersten Teil (bis fol. 53r reichend; fol. 53v ist leer) nicht um ein Autograph Manzinis handelt, sondern um das Produkt eines anderen Schreibers. Manzinis eigene Hand wird erst ab fol. 54r erkennbar, und sie bleibt bis zum Ende des Codex (fol. 206v) aktiv. Manzini führt das Buch über mehrere Jahre als einen *codex ammanuensis* mit sich und trägt in ihn offenbar alles ein, was ihm auf seinen Reisen der Jahre 1401/1402 an interessanten Texten begegnet. Auf der ersten Seite des Autographs (fol. 54r) liest man einen *libellus Bernardi de contemptu mundi* (Inc. *Ut tibi dilectissime, presentes*), bei dem es sich um die pseudo-bernhardinischen *Declamationes de colloquio Simonis et Iesu* des Gaufrid von Clairvaux handelt.[10] Am Ende des Textes findet man auf fol. 88r den Kolophon: *Scriptum in Saxonia in marchia Brandiburgensi in oppido Stendal. 1401. die VII Julii. Iohannes Manzinus scripsit pronunciante Nicholao Mersaan.* Manzini befindet sich also am 7. Juli 1401 in Stendal und schreibt dort nach dem Diktat eines Nikolaus Mersaan die *Declamationes* ab.

Auf fol. 88r folgt eine sog. *Epistola Berengarii ad episcopum* (Inc. *Patri et domino suo G. Minatensium episcopo, pleno dierum, Bernardus*), bei der es sich um die *Epistula ad episcopum Mimatensem* des Berengarius Scholasticus (Berengar von Poitiers) handelt.[11] Am Ende notiert ein Kolophon auf fol. 91r: *Luniburge scripsi hanc epistolam Berengharii, die XXIIII Ottubris 1401.* Manzini befindet sich also dreieinhalb Monate später, am 23. Oktober 1401, in dem von Stendal etwa 130 Kilometer entfernten Lüneburg. Nach kurzen Exzerpten aus Nemesian und Horaz (beide auf fol. 91v) folgen auf fol. 92r–98v einige anonyme theologische Texte. Auf fol. 99r liest man sodann: *Cyprianus de claustro anime* (tatsächlich handelt es sich um Auszüge aus Hugo de Folieto, *De claustro animae*, Buch 3).[12] Hier findet man am Ende des Textes erneut einen Kolophon (fol. 114v): *Deo gracias. Iohannes Manzinus scripsit* (oder: *scripsi*) *hunc libellum Berne 1401, die 23 Februarii.* Manzini befindet sich also am 23. Februar 1401 in Bern. Nach einer weiteren anonymen Predigt (fol. 114v–116r; am Ende der Kolophon: *Iohannes Manzinus*) liest man astrologische Ausführungen (fol. 116v–118v; dort am Ende erneut: *Iohannes Manzinus*) sowie einige Solinus-Exzerpte (fol. 118v–119r).

Mit fol. 119r begibt sich Manzini erstmals in den Bereich der Historiographie. Hier kündigt eine Überschrift an: *Extracta de quodam libro littere*[13] *vetuste in Berna.* Das

8 Alle folgenden lateinischen Zitate sind der vatikanischen Handschrift entnommen. Abkürzungen sind aufgelöst.

9 So bezeugt durch ein Explicit auf fol. 52v. Vgl. Th. Kaeppeli, Scriptores Ordinis Praedicatorum Medii Aevi, vol. 2, Roma 1975, S. 96 f.

10 Ed. Migne, PL 184, Sp. 435–476.

11 Ed. Migne, PL 178, Sp. 1871–1874.

12 Ed. Migne, PL 176, Sp. 1017–1182.

13 Falzone (wie Anm. 1), S. 273, transkribiert fälschlich: *librarie.*

Folgende exzerpiert Manzini somit in Bern aus einem Buch, dessen Schriftbild ein hohes Alter andeutet. Eher stichpunktartig notiert er eine nach den Protagonisten organisierte Weltgeschichte (fol. 119r–122v), die von Adam bis zum Kaiser Heraclius (610–641 n. Chr.) reicht. Der Autorname der Vorlage wird nicht genannt; doch legt der Inhalt nahe, dass die Auszüge der *Chronicorum epitome* des Isidor von Sevilla entnommen sind.[14] In Manzinis Codex liest man sodann auf fol. 123r: *De imagine mundi. Ex tercio libro Honorii de serie temporum* ... Diese Abschrift des weltgeschichtlich angelegten dritten Buches der *Imago mundi* des Honorius Augustodunensis reicht bis fol. 141r.[15] Während aber Honorius' Text in anderen Handschriften mit Konrad III. (1138–1152) oder Friedrich I. Barbarossa (1152–1190) endet, bietet Manzinis Codex eine längere Fassung, in der – wenngleich nicht immer chronologisch – auch die Kaiser und deutschen Könige des 13. Jahrhunderts erfasst werden (bis zu Adolf von Nassau, 1292–1298). Die letzten Einträge auf fol. 140v–141r behandeln zudem die Gründung des Dominikanerordens (fixiert auf das Jahr 1204), den Tod des Hl. Dominicus (1221) sowie den Tod und die Heiligsprechung des Franciscus (1225). Der Schluss des Abschnittes bezieht sich auf die Gründung der Stadt Bern (fol. 141r):

> *Anno domini MCLXXXXI de mense Maii fundata est Berna civitas a duce Bertoldo Zeringie. Et dicta est Berna ab urso reperto in nemore insule Araris, quando abscindebatur pro edificando ibidem civitatem. Lingua enim Teutona Bern ursus est.*

Und hierauf folgt ohne Zäsur ein weiterer Kolophon (ebenfalls fol. 141r):

> *Iohannes Manzinus scripsi omnia supradicta in Berna 1401 die secunda Martii in bibliotheca predicatorum Berne.*

Manzini befindet sich somit auch noch am 2. März 1401 in Bern. In der Bibliothek des dortigen Dominikanerklosters exzerpiert er Texte aus einer einzelnen oder aus mehreren Handschriften. Er beendet seine Tätigkeit des Exzerpierens mit einer Notiz, die sich auf seinen aktuellen Aufenthaltsort bezieht: die Gründung Berns durch Berthold von Zähringen.

Doch was meint die Junktur *omnia supradicta*? Wie wir aus dem auf fol. 114v befindlichen Kolophon wissen, befindet sich Manzini mindestens seit dem 23. Februar 1401 in Bern. Dort schreibt er Hugo de Folieto sowie die Chronik des Isidor ab, welche

---

14 Chronica minora saec. IV., V., VI., VII., ed. Th. Mommsen, Berlin 1894 (MGH, AA 11,2), S. 391–480. Isidors Text befindet sich (als Teil der Fredegar-Chronik) etwa in der Handschrift Bern, Burgerbibliothek, 318, welche im 9. Jahrhundert entstanden ist und somit um 1400 als bereits „sehr alt" zu gelten hat. Allerdings gelangt dieser Codex erst 1632 aus dem Besitz des Jacques Bongars in die Burgerbibliothek. Zur Handschrift vgl. Mommsen (wie Anm. 14), S. 399, und H. Hagen, Catalogus codicum Bernensium, Bern 1875 / Nachdr. Hildesheim 1974, S. 325.

15 Honorius Augustodunensis, Imago mundi, ed. V. Flint, in: Archives d'histoire doctrinale et littéraire du Moyen Âge 57 (1983), S. 7–153.

er in einem alten Codex gefunden hat. Der zeitlich erweiterte und am Ende lokalgeschichtlich zugespitzte Honorius-Text dürfte hingegen – wegen der dort behandelten Ereignisse des 13. Jahrhunderts – nicht diesem ‚alten' Codex, sondern einer anderen, jüngeren Handschrift entstammen. Manzini hat also in Bern mindestens drei Bücher eingesehen, und es ist sogar wahrscheinlich, dass er die gesamte Bibliothek des dortigen Dominikanerkonventes nach ‚interessanten' Texten durchforstet hat.

Nach einer angedeuteten Leerzeile folgt in Manzinis Codex ein weiterer annalistischer Eintrag, nun über Heinrich VII. (1308–1313). Die Passage weist exakt dasselbe Schriftbild auf wie die vorherigen Seiten und dürfte unmittelbar im Anschluss daran geschrieben sein. Welche Vorlage hat Manzini für die nicht bei Honorius behandelten Kaiser und Könige benutzt? Am wahrscheinlichsten ist es, dass er hier die *Cronica pontificum et imperatorum* des Dominikaners Martin von Troppau (ca. 1220/1230–1278) und eine ihrer Fortsetzungen exzerpiert. Solche erweiterten Versionen findet man etwa in den Handschriften Bern, Burgerbibliothek 581 (14. Jh.; erfasst den Zeitraum bis zum Beginn des 14. Jh.s)[16] und 592 (14. Jh.; behandelt etwa denselben Zeitraum)[17]. Eine interessante Parallele bietet auch der Codex Bern, Burgerbibliothek 452, welcher nach 1470 geschrieben worden ist und vermutlich aus einem Berner Kloster stammt.[18] Hier liest man zunächst die verlängerten *Cronica* des Martin (fol. 6r–80v und 114r–161r) und – direkt damit verknüpft – eine raffende Fortsetzung (fol. 80v–82r), deren Überschrift lautet: *Sequitur excerptum ex cronica domini Dyetherici canonici ecclesie Beronensis*. Der Autor Dietrich Schnyder (Sartor, gest. 1347) ist seit dem Jahr 1302 als Chorherr am Stift Beromünster (im Kanton Luzern) bezeugt.[19] Im Exzerpt werden die Papstgeschichte vom Tod des Honorius IV. (1287) bis zur Wahl des Johannes XXII. (1316) sowie die Kaiser- bzw. Königsgeschichte von der Mitte der Regierungszeit Rudolfs von Habsburg (1287) bis zum Tode Heinrichs VII. (1313) behandelt.[20] Aufgrund der Spätdatierung kann Manzini zwar nicht diese Schnyder-Handschrift, wohl aber eine andere, heute verlorene benutzt haben.

16 Vgl. MGH, SS 22, S. 475f.; Hagen (wie Anm. 14), S. 470.

17 Vgl. MGH, SS 22, S. 475f.; Hagen (wie Anm. 14), S. 473.

18 Zur Handschrift vgl. Hagen (wie Anm. 14), S. 395f.; nicht verzeichnet bei B.M. von Scarpatetti, Katalog der datierten Handschriften in der Schweiz in lateinischer Schrift vom Anfang des Mittelalters bis 1550. Bd. 2. Die Handschriften der Bibliotheken Bern – Porrentruy. Dietikon/Zürich 1983; vgl. Alexander von Roes, Schriften, ed. H. Grundmann/H. Heimpel, Stuttgart 1958, S. 59f.

19 Zu Schnyder und seiner bislang offenbar unedierten Chronik vgl. Th. von Liebenau, Urkundenbuch des Stiftes Bero-Münster 1036–1313, Bd. 1, Stans 1906 (Der Geschichtsfreund: Mitteilungen des Historischen Vereins Zentralschweiz 61), S. 40–43; A. Ritscher, Literatur und Politik im Umkreis der ersten Habsburger. Dichtung, Historiographie und Briefe am Oberrhein, Frankfurt a. Main u. a. 1992, S. 240–242; H. Büchler-Mattmann, Das Stift Beromünster im Spätmittelalter 1313–1500, Diss. phil. Freiburg i. Ue. 1976, S. 120f. und 371f.

20 Vgl. von Liebenau (wie Anm. 19), S. 41.

In Manzinis Codex folgen auf fol. 141r–144v weitere historiographische Einträge. Sie behandeln die Geschichte der Kaiser (und teilweise auch der Päpste) des 14. Jahrhunderts (beginnend mit Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Bayern) sowie die zeitgenössische Historie und Literaturgeschichte Oberitaliens. Bereits der Inhalt zeigt, dass es sich hierbei nicht mehr nur um eine Abschrift handeln kann. Auch die eingestreuten persönlichen und autobiographischen Bemerkungen machen deutlich, dass Manzini nun, ab fol. 141r, nicht mehr nur Schreiber, sondern – zumindest in den die italienischen Vorgänge betreffenden Passagen – auch Autor des Textes ist. Das gesamte, mit fol. 119r begonnene historiographische Textgefüge endet auf fol. 144v am unteren Rand mit dem Kolophon: *Iohannes Manzinus.* Danach folgt in kleinerer Schrift: *Ulme, 14 Aprilis 1401.* Manzini hat somit während der Arbeit an der Fortsetzung des historiographischen Textes die Stadt Bern verlassen. Nun, am 14. April 1401, befindet er sich in Ulm. Die im Text zuletzt beschriebenen Ereignisse reichen bis fast an die Gegenwart heran. Manzini unterbricht auf fol. 144v seine Tätigkeit als Historiker, plant jedoch eine Fortsetzung. Denn in einem weiteren Eintrag ganz am unteren Ende der Seite erwähnt er noch kurz die im August 1400 erfolgte Wahl Ruprechts zum deutschen König und erläutert abschließend: *qu<o>d fiet in posterum, alibi scribam.* Auch an den unteren Enden anderer Seiten seines historiographischen Textes hat Manzini später noch einzelne Notizen nachgetragen. So erwähnt er in einer Bemerkung auf fol. 142v Coluccio Salutati sowie auf fol. 143r die 1399 erfolgte Absetzung des englischen Königs Richard II. und die Erhebung Heinrichs IV. Keine dieser ergänzten Notizen reicht aber über das Jahr 1400 hinaus. Da der Text sich intensiv mit Galeazzo Visconti befasst, dessen Tod aber nicht erwähnt, kann keine Eintragung nach dem September 1402 erfolgt sein. Tatsächlich dürfte das am Ende genannte Datum, der 14. April 1401, den faktischen Endpunkt der historiographischen Betätigung darstellen.

Zu Beginn von fol. 145r folgt ein langes anonymes Gedicht über den antik-paganen Götterapparat (Inc. *Iane biceps qui Clusius*). Am Ende vermerkt eine Notiz (fol. 152r): *Explicit Iohannes Manzinus.* Manzini ist hierbei aber wieder nur noch Schreiber, nicht mehr Autor. Tatsächlich handelt es sich bei dem Lehrgedicht um die poetische *Genealogia deorum* aus dem *Fabularius* des Dichters Konrad von Mure.[21] Auf fol. 152v–159v liest man weitere Exzerpte aus Ambrosius, Johannes Chrysostomus (*De recuperatione* und *De compunctione cordis*), Albertus Magnus (*De corpore Christi*), Cyprian, Ausonius, den sog. Clemens-Briefen und anderen Autoren. Erneut zeigt sich somit, dass Manzini während seiner Reise durch die Länder des Nordens signifikant theologische Interessen entwickelt und möglicherweise sogar den Beitritt zu einem Orden erwägt. – Auch der Umstand, dass er im Dominikanerkonvent zu Bern ausgedehnte Studien betreibt, kann als ein solcher Hinweis verstanden werden.

21 Conradi de Mure Fabularius, ed. T. van de Loo, Turnhout 2006 (Corpus Christianorum. Continuatio Mediaevalis 210), S. 27–48.

Ab fol. 160r beginnt die Abschrift eines medizinisches Handbuches, das Manzini für sich selbst durch Exzerpierung zusammengestellt hat (*Incipit brevis medendi pratica per me Iohannem breviata*). Die Länge des Textes und der Kürzungsaufwand zeigen, dass sich Manzini nun auch im Bereich der Heilkunst zum Experten auszubilden versucht. Am Ende des Textes liest man auf fol. 185v den Kolophon: *Scripsi Sundis X Iulii 1402, et*[22] *magno volumine, ubi non erat autoris nomen, in hoc opusculum compegi. Iohannes Manzinus.* Manzini hat als Vorlage somit ein ‚großes Buch' benutzt, in dem ein weitaus umfangreicherer medizinischer Text anonym überliefert wurde. In der Forschungsliteratur wird das im Kolophon genannte *Sundae* als ‚Sundgau' verstanden (damit befände sich der Autor am 10. Juli 1402 also am Oberrhein), doch ist es wahrscheinlicher, dass hier die Stadt Stralsund gemeint ist: Immerhin findet sich im Codex die letzte, davor erkennbare Spur (im Herbst 1401) im norddeutschen Lüneburg (und im Juli 1401 lebte Manzini in Stendal). Auf fol. 186r–187v liest man weitere medizinische Vorschriften. Der Codex schließt auf fol. 186r–206v mit Exzerpten aus dem *Compendium medicinae* des Gilbertus Anglicus.

In ihrer Gesamtheit dokumentiert die vatikanische Handschrift die breit gestreuten, in den Bereichen der Theologie, Historiographie, Astrologie, Mythologie und Medizin angesiedelten Interessen des Giovanni Manzini. Darüber hinaus ermöglicht sie die partielle Rekonstruktion eines Itinerars: Manzini muss spätestens im Sommer oder Frühherbst 1400 nach Bern aufgebrochen sein. Er bleibt dort bis mindestens zum März 1401. Im April 1401 befindet er sich in Ulm, im Juli 1401 im brandenburgischen Stendal, im Oktober 1401 in Lüneburg, im Juli 1402 vermutlich in Stralsund (und, wie man einem seiner späteren Briefe entnehmen kann, irgendwann zwischen 1402 und 1404 in Brügge).

Nicht eindeutig zu klären ist die Frage, wann die einzelnen Lagen der heute im Vatikan aufbewahrten Handschrift zu einem Codex zusammengesetzt worden sind. So ist es denkbar, dass Manzini vor 1400 einen bereits gebundenen Codex erworben hat. In diesem Falle dürften sich bereits auf fol. 1r–53v die Texte eines anderen Schreibers befunden haben, so dass Manzini den noch überwiegend unbeschriebenen Codex lediglich weiter aufgefüllt hat. Wahrscheinlicher ist es aber, dass Manzini auf seinen Reisen nur eine Sammlung von Heften bzw. Lagen mit sich führte, die erst später – unter Hinzunahme der heterogenen Blätter 1–53 – zu einem Codex vereinigt wurden. Hierfür sprechen erstens der Umstand, dass mit fol. 54 ein neuer Quaternio beginnt,[23] und zweitens die inkonsequente Datierung in den Kolophonen. Denn auf fol. 91r verzeichnet Manzini als Datum den 23. Oktober 1401 und auf fol. 114v den 23. Februar 1401 (die beiden Kolophone befinden sich auf unterschiedlichen Lagen). Hieraus ergibt sich, dass entweder die Reihenfolge der im Codex befindlichen Texte nicht der Chronologie der Niederschrift entspricht oder aber die Texte von Manzini

22 Zu erwarten wäre: *ex*.

23 Zur Lagenzählung vgl. Buonocore (wie Anm. 7), S. 270.

zunächst auf einzelnen Lagen geschrieben und diese erst später – in ‚falscher' Reihenfolge – zu einem Codex zusammengebunden wurden.

3. Manzinis eigene Chronik des 14. Jahrhunderts ist bislang weder kritisch ediert noch inhaltlich näher untersucht. Wer sich mit ihr beschäftigen will, muss auf die vatikanische Handschrift zurückgreifen. Von ihr hängt im Übrigen der Codex Lucca, Archivio di Stato, cod. O. 40, ab, in dem man auf fol. 111–114 eine unzulängliche Abschrift des letzten Teils der Chronik findet. Von der vatikanischen Fassung unterscheidet sich diese Kopie nicht nur durch den geringeren Umfang, sondern auch durch einzelne Auslassungen, Ergänzungen und textuelle Varianten. Im Jahre 1764 ist die Lucceser Teilfassung von Giovanni Mansi fehlerhaft abgedruckt worden.[24] Ferner hat Francesco Novati 1904 den kurzen, doch für die Italianistik bedeutsamen Abschnitt über Petrarca ebenfalls aus der Lucceser Handschrift ediert.[25]

Der Rückgriff auf die autographischen Partien des vatikanischen Codex ist bereits deshalb erforderlich, weil nur sie es ermöglichen, die Genese des Textes nachzuvollziehen und dabei Manzinis Metamorphose vom Schreiber zum Autor zu beobachten. Die Chronik ist sukzessive zwischen dem Februar und dem April des Jahres 1401 entstanden, offenbar teils in Bern und teils in Ulm (bzw. auf dem Weg dorthin). Wie entwickelt sie sich? Mit fol. 119r beginnt Manzini damit, historiographische Texte (Isidor, Honorius u. a.) abzuschreiben bzw. zu exzerpieren, welche er in mehreren Codices der Bibliothek des Dominikanerordens zu Bern findet. Die so entstehende, nach den berühmten biblischen Personen sowie den Kaisern und deutschen Königen organisierte Weltgeschichte hat auf fol. 141r das frühe 14. Jahrhundert und somit schon fast die Gegenwart des Schreibers Manzini erreicht. Hier nun setzt eine schleichende Italianisierung der Perspektive ein. Dies gilt schon für Heinrich VII., über den es u. a. heißt (fol. 141r):

> *Henricus comes de Luczelburg anno domini MCCCVIII fuit electus in regem Romanorum ab omnibus electoribus et quinque annis regnavit. Multa fecit in Lombardia et in Roma laudabilia et gloriosa. Unde versus de eo domino factus: „Rex binis regno cum prefuit annis, // Subdit Lombardos sibimet filioque Boemos."*

Manzini agiert hier wohl noch nicht als Autor, doch beginnt in der folgenden Zuspitzung auf die eigene Heimat eine schnell wachsende Redaktionstätigkeit. Er fügt nun zunächst einen kurzen Eintrag über die Doppelwahl von Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Bayern an (fälschlich zum Jahr 1313 statt 1314) und erwähnt sodann den Tod Friedrichs (1330) und Ludwigs (1347). Hierbei nennt er aber nur Ludwigs Zug

24 Stephani Baluzii Tutelensis Miscellanea novo ordine digesta, ed. G. D. Mansi, vol. 4, Lucca 1764, S. 126–128.

25 Novati (wie Anm. 5), S. 187.

in die Lombardei und konstatiert, dass dieser Herrscher in ganz Italien ‚der Bayer' genannt werde (*Et hic per totam Italiam Bavarus appellatur*; fol. 141r). Aus der Welt- und Reichsgeschichte entwickelt sich schrittweise eine Geschichte Oberitaliens. Die Mutation erfolgt nicht nur durch die geographische Verengung, sondern auch durch eine Synchronisation: *Huius tempore fuit Castruccius de Luca, dominus Luce Pisarum et Pistorii et totius Lunisane et magne partis riparie orientalis Ianuensium* (fol. 141r). Manzini erfasst nun den Zeitraum, in dem er selbst geboren wurde, ferner mit der Lunigiana seine eigene Heimat sowie mit Pisa eine Stadt, der er in den 1380er Jahren durch die Beziehung zu den Gambacorta verbunden war (schon die Erwähnung Heinrichs VII. dürfte Manzini an Pisa erinnert haben). Aus der Weltgeschichte wird Zeitgeschichte, aus der Reichsgeschichte wird Lokalgeschichte, aus der Historiographie wird eine autobiographisch beeinflusste Erzählung. Dabei kombiniert Manzini die Extrakte aus anderen Werken mit eigenen Beobachtungen. Neben den (Ab-)Schreiber Manzini tritt somit der Autor Manzini. Während ersterer die Informationen zu den jeweils herrschenden Kaisern und deutschen Königen liefert, steuert letzterer die Berichte über die oberitalienische Lokalgeschichte bei.

Und schließlich findet noch eine weitere, entscheidende Metamorphose statt: Die politische Geschichte wird um eine synchronisierte Literaturgeschichte erweitert. Denn Manzini fügt hier eine Bemerkung über Dante ein (fol. 141r):

> *Huius et tempore claruit Dantes Adigerius, poeta vulgaris Florentinus preclarissimus et subtilis. Qui edidit comedias tres, scilicet Inferni Purgatorii et Paradisi, Monarchiam, Buccolicam ad Virgilianum Ravennatem et multas elegantes epistolas.*

Die scheinbar nur fortgeführte Chronik gewinnt somit schrittweise eine neue Ausrichtung. Allerdings bleibt Manzini dem historiographischen Grundgerüst treu, insofern er diese und alle folgenden Informationen in die Makrostruktur der Kaiser- und Königssukzession integriert. Daher berichtet er nun über die Wahl Karls IV. (fälschlich zum Jahr 1347 statt 1346), erfasst dessen Taten aber auch hier nur insoweit, als sie Oberitalien betreffen. Im Fokus stehen weiterhin die Stadt Pisa (und Sarzana, wo Manzini zur Schule gegangen ist) sowie die Familie Gambacorta, insbesondere Pietro Gambacorta (Stadtherr 1370–1392).[26] Wohl nicht zufällig gerät Manzinis Chronik nun verstärkt in ein pisanisches Fahrwasser. Dennoch bleibt die Kaisergeschichte formal das entscheidende Strukturprinzip: Manzini erzählt, wie Karl IV. seinen Sohn Wenzel (sc. im Jahre 1376) zum römischen König wählen lässt: *Qui tandem rediens in Alamaniam ordinavit cum electoribus eligi in regem Romanorum Vincislaum filium suum, qui nunc imperitat* (fol. 141v). Diese Zeilen muss Manzini somit vor dem 20. August 1400 (Absetzung Wenzels) geschrieben haben. Er ist damit endgültig in

26 Dem Sohn und mutmaßlichen Nachfolger Benedetto Gambacorta hatte Manzini im Jahre 1388 sein Tragödienfragment zugesandt.

seiner Jetzt-Zeit angekommen. Wie schon zuvor synchronisiert er nun die politische Geschichte mit der Literaturgeschichte: *Huius tempore floruit preclarissimus vates et poeta laureatus Franciscus Petrarca* ... (fol. 141v). Manzini lobt sein poetisches Idol in den höchsten Tönen und fügt eine lange Liste der Werke Petrarcas an. Daraufhin folgt ein etwas gemäßigteres Lob Boccaccios: *Huius tempore etiam floruit Iohannes Boccatius de Certaldo* ... (fol. 142r). Auch dieses wird von einem Werkkatalog begleitet. Und im dritten Schritt erwähnt Manzini drei bedeutende zeitgenössische Gelehrte: *Huius et tempore claruit Bartholus de Saxoferrato, profundus legum civilium interpres, et Cynus Pistoriensis et Iohannes Andree Bononiensis, canonum perspicacissimus declarator* (fol. 142r). Es handelt sich um Bartolo da Sassoferrato (1313/14–1357; Jurist in Pisa und Perugia), Cino da Pistoia (ca. 1270–1336/1337; Lehrer in Bologna, Siena und Perugia) sowie Giovanni d'Andrea (ca. 1270–1348, Jurist in Bologna). Dass Manzini gerade diesen drei Personen ein chronikalisches Denkmal setzt, ist wiederum primär autobiographisch zu erklären: Durch sein Studium der Rechte in Bologna (und Pavia) ist er mit deren Schriften bestens vertraut.

In Manzinis Chronik folgt nun ein neuer, langer Eintrag, der die Regierungszeit Wenzels behandelt: *Vincislaus nostri temporis imperator, filius dicti Karoli, fuit electus in regem Romanorum anno domini MCCCLXXV* (fol. 142r). Wenzel war bereits zuvor im Abschnitt über Karl IV. erwähnt worden, doch nun tritt er erstmals als König (sc. der Römer) auf. Erneut wird somit das auf den einzelnen Herrscher ausgerichtete Grundgerüst sichtbar. Die folgenden Notizen behandeln aber gar nicht die Reichsgeschichte, sondern schildern zunächst das Schisma zwischen Urban VI. (1378–1389) und Clemens VII. (1378–1394), welches durch Benedikt XIII. (1394–1409/1417) und Bonifaz IX. (1389–1404) verlängert wird. Abschließend heißt es: *Et sic in hodiernum perdurat* (fol. 142r–v). Erwähnt werden die Belagerung des Papstes Benedikt XIII. in Avignon (ab 1398) sowie einige zeitgenössische Ereignisse in Italien. In annalistischer Tradition werden die Informationen asyndetisch gereiht und nur durch ein formelhaftes *Huius tempore* verknüpft. Ein langer Eintrag beschäftigt sich mit dem Aufstieg des Gian Galeazzo Visconti (1351–1402), Conte di Virtù. Auch hier ist der Fokus autobiographisch beeinflusst, da Manzini in den späten 1380er Jahren in Pavia gelebt und Kontakte zum Hof Viscontis gepflegt hat. Wiederum versucht er nun, die politische Geschichte mit der persönlich gefärbten Literatur- und Gelehrtengeschichte zu synchronisieren. Denn am unteren Ende der betreffenden Seite (fol. 142v) hat Manzini zu einem späteren Zeitpunkt die folgende Notiz hinzugefügt:

> *Huius tempore claruit alter fons eloquentie Coluccius Pyrrius, cancellarius Florentinus, meus didascalus et magister, Baldus preceptor meus et Angelus Perusini. Iohannes Manzinus.*

Im Jahre 1398 hatte Manzini seinen Bekannten (oder nach anderer Lesart: Freund) Coluccio Salutati (1331–1406) um Unterstützung gebeten. Ob die Formel *meus didascalus et magister* mehr ist als nur eine oberflächliche, indirekt auf die gemeinsame Petrarca-Bewunderung verweisende Reverenz, muss offenbleiben (von einem Auf-

enthalt Manzinis in Florenz ist jedenfalls nichts bekannt). Manzini erwähnt hier zudem den Juristen Baldo degli Ubaldi (1327–1404), welchen er während seines eigenen Studiums in Pavia als Lehrer zweifellos persönlich erlebt hat. Der dritte hier Erwähnte ist Angelo degli Ubaldi (Angelo da Perugia; 1328 – ca. 1407), der Zivilrecht in Perugia, Bologna, Padua und Florenz unterrichtet hat. Bei ihm dürfte Manzini in Bologna gehört haben.

In seiner Chronik schildert Manzini sodann den genuesischen Bürgerkrieg bis mindestens zum Jahr 1396 (Beginn der Franzosenherrschaft). Auf der betreffenden Seite (fol. 143r) hat Manzini zudem am unteren Rand eine Notiz über England nachgetragen: *Rex Anglie depositus et filius ducis Lancastri erectus, et multi proceres, cives et comites in Anglia sunt interfecti.* König Richard II. wurde am 29. September 1399 abgesetzt, Heinrichs IV. faktische Herrschaft begann einen Tag später. Manzini hat hierzu am Rand als Glosse vermerkt: *novitas Anglie*. Die Information muss zu dieser Zeit also recht frisch gewesen sein, und es ist denkbar, dass Manzini sie erhalten hat, als er sich schon im Ausland (in Bern oder weiter nördlich) aufhielt.

Im Folgenden geht Manzini wieder kurz auf die aktuelle Geschichte Pisas ein und schildert die 1392 erfolgte Ermordung des Pietro Gambacorta durch Jacopo d'Appiano. Sodann springt er wieder zu Gian Galeazzo Visconti, Jacopos Verbündetem, zurück. Da Visconti hier bereits als Herzog von Mailand tituliert wird, kann der Text frühestens im Jahr 1395 entstanden sein. Manzini schildert zudem den 1395–1399 geführten Krieg Viscontis gegen die Florentiner. Er erwähnt die Pisaner Regierungszeit des Gherardo d'Appiano (ab 1398) und den am 13. Februar 1399 erfolgten Verkauf der Stadt an Visconti. Da im Haupttext Florenz erwähnt wird, fügt Manzini später am unteren Rand der betreffenden Seite (fol. 143v) auch noch eine Notiz über die Florentiner Unruhen (ab 1378), ferner eine knappe Bemerkung über die Entmachtung der Chiaramonte auf Sizilien (1392) ein. In seiner Chronik berichtet Manzini abschließend von den weiteren Erfolgen Viscontis: der Unterwerfung Sienas (6. September 1399) und Perugias (21. Januar 1400). Letzteres ist bis zu dieser Textstelle das jüngste Ereignis, von dem Manzini in seiner Chronik berichtet. Die Geschichte Viscontis wird damit verlassen.

Es folgt ein weiterer, ebenfalls sehr langer Abschnitt, welcher mit den Worten beginnt: *Huius etiam tempore Biordus de Michelottis, Perusinus atleta* ... (fol. 144r). Die Gliederung erfolgt somit auch hier über die Kaisergeschichte: Durch die einleitende Formel wird deutlich, dass Manzini Wenzels Herrschaft zum Bezugspunkt wählt. Er hat den letzten Satz über Visconti somit zwischen Januar / Februar und August / September des Jahres 1400 verfasst. Eine innere Verbindung zwischen dem Visconti-Abschnitt und der Passage über Biordo Michelotti ergibt sich aus der Stadtgeschichte Perugias. Diese ist durch Visconti in den Fokus seiner Erzählung gerückt, doch geht Manzini auf der Zeitachse nicht weiter voran, sondern wendet sich rückwärts. Der Grund ist offenkundig: Er hat bis 1398 selbst in Perugia gelebt und die Gunst Michelottis genossen. Keine andere Person, weder Visconti noch Gambacorta, wird innerhalb der Chronik so intensiv und ausgiebig verherrlicht wie dieser Condottiere. Durch seine Ausstrahlung habe Michelotti, so der Autor, die Sympathie und freiwillige Un-

terwerfung zahlreicher Städte erlangt. Manzini hebt insbesondere dessen außergewöhnliche Freigebigkeit hervor (fol. 144r):

> *... vir magnanimus et ad omnia magnifica strenuus et armorum fortitudine prevalidus, multorum populorum dominia, ipsorum libenti et spontanea electione, sortitus est. Hic miris modis ad se diligendum animos hominum conciliabat, liberalitate magnifica vestes, equos, cibos convivales et pecuniam, cum habebat, erogando mirabiliter diffundebat.*

Dass dieses spezifische Lob auf persönlicher Erfahrung beruht, verhehlt Manzini keineswegs: *Huic nullum vere meo tempore comparabilem virum vidi* (fol. 144r). Er habe in außergewöhnlichem Umfang von Michelottis Wohlwollen profitiert:

> *In hoc viro sic amplissimo vite mee status viguit et omnium ab eo incrementa bonorum ac honorum michi proveniebant. Hic studia mea, ut de Pompeio suo Valerius inquit, lucidiora et alacriora reddebat* (fol. 144r).[27]

Die texttypologische Metamorphose ist nun endgültig vollzogen: Aus der Weltgeschichte wird eine Lokalgeschichte, und aus dieser wiederum wird eine verkappte Autobiographie, die mit einem Herrscherporträt verknüpft wird. Manzini berichtet, wie Michelotti auf hinterhältige Weise von seinen politischen Gegnern ermordet wurde: *Hoc facinus perpetratum est anno domini 1398, die decima Martii, ab illis maledictis proditoribus Guidalottis* (fol. 144v). Geradezu peinlich genau verzeichnet er das Datum des Ereignisses, das nicht nur für seinen Herrn, sondern auch für ihn selbst einschneidend gewesen ist. Er berichtet sodann von dem Bürgerkrieg, welcher die Stadt Perugia bereits zuvor erschüttert habe. Ferner erzählt er von den tragischen Folgen des Attentats: Das erzürnte Volk habe mehrere Mitglieder der Familie des Mörders getötet und deren Häuser angezündet. Die Fakten sind damit berichtet, doch dies genügt dem Autor nicht (fol. 144v):

> *Sed nec hec satis digna fuit tanto sceleri ultio. Nam et ipsos executores sceleris ereptis oculis, manibus detruncatis, poplitibus resectis et cute discerpta et cerebro dispertito lacerari fas fuisset. Nec hoc tamen fuisset iustum rependium tanti viri.*

In unversöhnlichem, geradezu hasserfülltem Ton lässt Manzini seinen Rachegefühlen freien Lauf. Hier spricht nun endgültig nicht mehr ein Chronist, sondern ein seelisch zutiefst verletzter Mensch, dessen Biographie durch das Attentat nachhaltig zum Negativen beeinflusst worden ist. Damit endet der letzte narrativ ausgefeiltere

27 Zur gesamten Passage vgl. Valerius Maximus 4, 7, ext. 2: *Ego vero gravissimo crimini sim obnoxius, constantis et benignae amicitiae exempla sine ulla eius mentione transgressus, cuius in animo velut in parentum amantissimorum pectore laetior vitae meae status viguit, tristior adquievit, a quo omnium commodorum incrementa ultro oblata cepi, per quem tutior adversus casus steti, qui studia nostra ductu et auspiciis suis lucidiora et alacriora reddidit.*

Abschnitt. Es folgt ein Konglomerat annalistisch gereihter Einzelinformationen zu unterschiedlichsten Ereignissen: In Ravenna wird Guido III. da Polenta entmachtet (1389). In Forlì stirbt Sinibaldo Ordelaffi (1386). In Bologna wird Giovanni da Barbiano hingerichtet (1399). Ganz Italien wird von weißgekleideten Flagellanten durchzogen (1399). Der türkische Sultan siegt in der Schlacht bei Nikopolis gegen Sigismund von Ungarn (1396).

Mit der abschließenden Signatur *Iohannes Manzinus* (fol. 144v), welche nun mehr ist als nur ein Schreiberkolophon, endet der Haupttext. Dessen innere Chronologie ist äußerst verwickelt: Manzini hat die in Bern vorgefundenen Chroniken abgeschrieben, exzerpiert, verlängert und um neue Perspektiven erweitert. Seine Aufzeichnungen erfassen die Jahre bis 1400 (Januar). Von der Absetzung Wenzels (20. August 1400) hat er offenbar noch keine Kenntnis. Der am Ende des Textes befindliche Kolophon (*Ulme, 14 Aprilis 1401*) weist ein abweichendes Schriftbild auf, und es ist nicht völlig auszuschließen, dass er erst später von Manzini hinzugefügt worden ist. Ein weiterer Eintrag ist mit Sicherheit erst nachträglich, d. h. nach Abfassung des Haupttextes, am unteren Rand der Seite ergänzt: *Et suis vitiis et segnicia electores imperii elegerunt Robertum Bavarie, eo privato per ipsos electores. Qu<o>d fiet in posterum, alibi scribam* (fol. 144v). Da Ruprecht erst im August 1400 gewählt wurde, ist es schlüssig, dass sich diese Information nicht im Haupttext der Chronik befindet. Wenn Manzini den Haupttext tatsächlich erst im Frühjahr 1401 in den vatikanischen Codex eingetragen hat, hätte er sie also grundsätzlich noch integrieren können. Dies hat er aber unterlassen und sie stattdessen am Ende nachgetragen. Offenbar geht er im Juli 1401 davon aus, dass er die Chronik an anderer Stelle im Codex fortsetzen werde. Es ist denkbar, dass er beabsichtigte, dort den zwischen dem Februar 1400 und seiner Gegenwart (ab April 1401) liegenden Zeitraum darzustellen.

4. Der vatikanische Codex bietet eine Bündelung und Amalgamierung unterschiedlichster Textsorten und Schreibtraditionen. So enthält er ein hesiodeisch anmutendes Lehrgedicht zur paganen Mythologie, die in eine kurze Darstellung der römischen Könige und frühen Kaiser mündet. Sein Autor ist Konrad von Mure, ein Zürcher Chorherr des 13. Jahrhunderts (ca. 1210–1281). Warum hat der Humanist und Petrarca-Bewunderer diese poetische *Genealogia deorum*, welche er vermutlich in Bern kennengelernt hat, in seinen Codex aufgenommen? Manzini selbst gibt – zumindest indirekt – auf diese Frage eine erste Antwort. Denn in seiner Chronik führt er aus (fol. 142r):

> *Huius tempore etiam floruit Iohannes Boccatius de Certaldo, Florentinus etiam et poeta, licet non fuerit laureatus, discipulus etiam Petrarce. Hic edidit opus elegans et utile magnique voluminis Genealogie deorum paganorum cum subtili indagine et politis eloquiis.*

Offenkundig hat sich Manzini bei der Lektüre des Gedichts an Boccaccios *Genealogie deorum gentilium* erinnert, eine Enzyklopädie, die durch vergleichbare Allegoresen

der Spätantike und des Mittelalters beeinflusst ist.[28] Der aus dem Gedicht und einer umfangreichen Prosa-Auslegung bestehende *Fabularius* des Konrad von Mure ist ein unmittelbarer Vorläufer von Boccaccios Werk. Manzini findet bei Konrad exakt dasjenige in literarischer Kombination umgesetzt, was Boccaccio in den *Genealogie* programmatisch vertritt: das Bekenntnis zur Poesie und die Beschäftigung mit der heidnischen Götterwelt. Dass Manzini den Text in seine Handschrift aufnimmt, hat aber noch einen weiteren Grund: Das Gedicht beruht auf einem chronologischen Konzept, insofern als Konrad nach den mythischen Göttern auch die trojanischen Helden, sodann die römischen Könige und schließlich auch die frühen Kaiser (bis zum zweiten nachchristlichen Jahrhundert) behandelt. Der Text ist also mit einer Weltchronik, wie Manzini sie in seinem Codex erstellt, kompatibel und bildet deren Prodromus.

Des Weiteren schreibt Manzini während seines Berner Aufenthaltes eine Textgruppe ab, die sich aus mittelalterlichen Chroniken zusammensetzt. Programmatisch ist schon die Überschrift: *Extracta de quodam libro littere vetuste in Berna* (fol. 119r). Deutlich sichtbar wird hier der humanistische Habitus einer detektivischen ‚scoperta dei codici', d. h. eines Aufspürens bisher unbekannter Texte in alten Handschriften. Man könnte sagen: So wie Boccaccio in Montecassino nach verschollenen Werken fahndete, saß Manzini im Berner Dominikanerkloster und betrieb dort vergleichbare Handschriftenstudien.

In Bern stößt Manzini auf mittelalterliche Weltchroniken, die im Wesentlichen nach den biblischen Protagonisten und römischen Kaisern organisiert sind. Alle anderen historischen Ereignisse werden deren Herrschafts- bzw. Amtszeiten sekundär zugeordnet. Diese ‚annalistische' Grundstruktur ist bekanntlich keine mittelalterliche Erfindung, sondern findet bereits in der Antike Verwendung. Eines der berühmtesten Beispiele stellen die *Annales* des Tacitus dar. Der von Manzini verehrte Boccaccio hat die Bücher 11–16 dieser *Annales* in Montecassino eingesehen. In seiner Darstellung folgt Tacitus der Sequenz der Kaiser und fügt die Ereignisse durch einleitende Formeln wie *Per idem tempus* oder *Sub idem tempus* an die Biographien an. Genauso arbeitet auch Manzini, indem er die an den verschiedenen Orten zu beobachtenden Ereignisse durch die stereotype Einleitungsformel *Huius tempore* verknüpft:[29] „Unter der Herrschaft des jeweils genannten Kaisers hat sich das Folgende ereignet." Im Ergebnis muss man festhalten, dass sich der ‚Humanist' Manzini als Schreiber und Autor nicht nur in eine antike, sondern auch in eine mittelalterliche Chroniktradition stellt, die von Isidor über Honorius Augustodunensis und anderen bis zum 14. Jahrhundert reicht. In dieser Tradition gibt es keine Werkzäsuren und keine auktorialen Ansprüche. In seinem Codex nennt Manzini keine Verfassernamen und keine Werktitel, er grenzt die einzelnen Texte optisch nicht voneinander ab, sondern schreibt ein

28 Vgl. zuletzt P. R. Schwertsik, Die Erschaffung des heidnischen Götterhimmels durch Boccaccio: die Quellen der Genealogia Deorum Gentilium in Neapel, Paderborn 2014.

29 Alternativ auch: *Hoc etiam imperante.*

locker gefügtes, auf den ersten Blick nur chronologisch sortiertes *Opus continuum*, das, wie die finale Bemerkung (*Quod fiet in posterum, alibi scribam*) zeigt, grundsätzlich unabgeschlossen ist.

Dennoch wäre es falsch zu behaupten, dass Manzini die mittelalterliche Chronistik einfach verlängern würde. Vielmehr erlebt ‚sein' Text, den er sukzessive niederschreibt, vielfältige Metamorphosen, die sicherlich nicht schon a limine konzipiert gewesen sind. So ist auf den ersten Blick eine Wandlung vom Schreiber zum Autor erkennbar. Manzini mutiert vom Leser zum Fortsetzer der Chronik. Auch der räumliche und zeitliche Fokus ändert sich: Aus der Welt- und Kaisergeschichte entwickelt sich eine Regional- und Lokalgeschichte der oberitalienischen Städte. Die Erzählung einer ferneren Vergangenheit mündet in eine ausgiebige Darstellung der Gegenwart. Ferner ist eine Erweiterung des Themenspektrums sichtbar: Die politische Geschichte wird um die Geschichte der Literatur und Bildung erweitert. Eine weitere Metamorphose ist persönlicher Natur: Die Geschichtsschreibung mutiert zur (indirekten) Autobiographie. Dies hat zur Folge, dass Manzini vor allem von solchen Personen und Ereignissen berichtet, die er persönlich erlebt hat, und dass er nicht mehr lediglich nüchtern die Fakten darstellt, sondern emotional gefärbte Wertungen vornimmt. Als fühlender und handelnder Mensch schreibt er sich selbst in die Geschichte ein.

Die letzte Metamorphose betrifft den Darstellungsmodus: In seiner finalen Schilderung der oberitalienischen Ereignisse porträtiert Manzini nahezu exklusiv die zeitgenössischen *viri illustres*: Gian Galeazzo Visconti, Jacopo d'Appiano, Francesco Gonzaga sowie viele andere Fürsten, Stadtherren und Condottieri (Kaiser und Päpste spielen hingegen als Akteure keine Rolle). Manzini dürfte hier durch eine spezifisch humanistische Variante des Texttyps *De viris illustribus* geprägt sein, welche er bei Petrarca kennengelernt hat (nicht zufällig erwähnt er dessen gleichnamige Schrift in seiner Chronik). Eine solche humanistische Orientierung lässt sich insbesondere in den letzten Kapiteln beobachten, welche u. a. die folgenden Ereignisse berichten: Der Pisaner Stadtherr Pietro Gambacorta wird ermordet. Der großartige Biordo Michelotti fällt einem gemeinen Attentat zum Opfer. Guido III. da Polenta verliert seine Macht und wird von den eigenen Söhnen eingekerkert. Sinibaldo Ordelaffi wird von den Neffen gestürzt. Giovanni da Barbiano verliert sein Leben durch die Hand des Henkers. – Alle diese Episoden erzählen grundsätzlich dieselbe Geschichte: Eine einst mächtige und vom Glück begünstigte Persönlichkeit erlebt einen tiefen Sturz, ihr individuelles Schicksal demonstriert exemplarisch die Launen der unberechenbaren Fortuna.[30] Dieses Konzept einer moralisierenden Sammlung tragischer Biographien, welches hier *in nucleo* sichtbar wird, ist untrennbar mit dem Namen Boccaccios verbunden. Nicht zufällig nennt Manzini in seiner Chronik bei den Werken Boccaccios auch dessen berühmte Schrift *De casibus virorum illustrium*. Manzini hat somit Boccaccios

30 Nicht zufällig lautet das Thema der von Manzini zitierten Stelle aus Valerius Maximus (4. 7. ext. 2): *... varietas humanae condicionis ...*

biographisches Konzept in seine annalistisch-chronikalische Geschichtserzählung integriert. Darüber hinaus dient ihm als Vorbild zweifellos auch die berühmte Schrift *De consolatione Philosophiae* des – entmachteten, eingekerkerten und hingerichteten – Boethius. Hier zeigt sich im Übrigen eine deutliche Parallele zu seinem Tragödienfragment, welches ebenfalls primär durch Boethius inspiriert ist.[31]

Welchen Zweck hat ein solches Konglomerat? Zunächst einmal ist es sehr wohl denkbar, dass Manzini nur für sich selbst geschrieben hat. In der vorliegenden Form hätte er das Corpus kaum ‚publizieren' können. Dennoch mag man an der spezifischen Darstellung der Personen gewisse extraliterarische Interessen des Autors ablesen können. Hierzu muss man sich Manzinis persönliche Situation vor Augen halten: Im Jahre 1401 ist Michelotti längst tot und dessen Familie ausgelöscht. Aussichtsreicher wäre hingegen eine mögliche Bewerbung in Florenz: Dass Manzini in seiner Chronik mit Dante, Petrarca, Boccaccio und Salutati ausschließlich Florentiner Literaten lobt, ist möglicherweise kein Zufall. Ein wichtiger Adressat bleibt für ihn sicherlich auch Gian Galeazzo Visconti (in Pavia bzw. Mailand). Innerhalb der Chronik nimmt die Darstellung der herzoglichen Taten den größten Raum ein. Dass Visconti bereits 1402 sterben wird, kann Manzini damals natürlich nicht wissen. Und schließlich dürfte Manzini auch an Pisa und die Familie Gambacorta gedacht haben: Zwar befand sich letztere seit 1392 im Exil, zudem hatte Gherardo d'Appiano die Stadt im Februar 1399 an Visconti verkauft; dennoch war eine Rückkehr der Gambacorta keineswegs ausgeschlossen, zumal da Giovanni Gambacorta, das Haupt der Familie, eine Aussöhnung mit Gian Galeazzo anstrebte.[32] Nachdem die Florentiner 1404/1405 dem Nachfolger Gabriele Maria Visconti die Stadt abzukaufen versuchten, wurde die Familie Gambacorta von den Pisanern zurückgerufen (im Jahr 1405). Es ist vielleicht kein Zufall, dass dort nun auch Manzini auftritt und für das Amtsjahr 1406/1407 zum *podestà* und *capitano del popolo* ernannt wird. Er mag also tatsächlich gehofft haben, in Pisa dauerhaft Fuß fassen zu können. Doch schon Ende des Jahres 1406 überlassen die Gambacorta die Stadt den Florentinern. Ob Manzini von diesem Verrat profitiert hat oder wieder einmal vom Schicksal enttäuscht worden ist, lässt sich nicht beantworten. Nach 1407 verliert sich seine Spur. Inwiefern er jemals beabsichtigt hat, seine chronikalischen Aufzeichnungen zu einem eigenständigen Werk auszuarbeiten, bleibt ungewiss.

31 Vgl. Beyer (wie Anm. 2), S. 167.

32 Zu ihm vgl. F. Ragone, Gambacorta, Giovanni, in: DBI, Bd. 52, Roma 1999, S. 12f.

Anhang

Edition des letzten, zunehmend auktorialen Teiles der chronikalischen Aufzeichnungen

Editionsprinzipien

Der Text wird hier kritisch herausgegeben nach Vatikanstadt, BAV, Vat. Lat. 14162, fol. 141r–144v. In der Edition wird die Graphie des betreffenden Codex beibehalten. Nur zwischen u und v wird differenziert.

Die Interpunktion folgt der deutschen Rechtschreibung; sofern die Zeichensetzung der Handschrift einen abweichenden Sinnzusammenhang herstellt, wird dies in der Edition explizit vermerkt. Die Groß- und Kleinschreibung ist normalisiert. Konjekturen werden in den Fußnoten erläutert.

In der Handschrift wird der Text von inhaltsaufschließenden Randbemerkungen begleitet, welche ebenfalls von Manzini stammen. Sie werden hier in den Fußnoten wiedergegeben.

Die von Manzini jeweils am unteren Rand der Handschrift nachträglich vorgenommenen Textergänzungen werden hier in den Haupttext gesetzt, jedoch als Ergänzungen markiert.

Ferner sind im Codex die Abschnitte über die einzelnen Herrscher (Heinrich, Friedrich und Ludwig, Karl, Wenzel) optisch abgesetzt. Diese Markierungen werden in der Edition durch eine Leerzeile wiedergegeben.

Text

[fol. 141r] Henricus comes de Luczelburg anno domini MCCCVIII fuit electus in regem Romanorum ab omnibus electoribus et quinque annis regnavit. Multa fecit in Lombardia et in Roma laudabilia et gloriosa. Unde versus de eo domino factus: „Rex binis regno cum prefuit annis, // Subdit Lombardos sibimet filioque Boemos.“[33]

Fredericus dux Haustrie et Ludovicus dux Bavarie ambo in discordia fuerunt electi anno domini MCCCXIII. Sed Fredericus mortuus fuit in Haustria MCCCXXX ante purificationem virginis Marie. Ludovicus vero in Lombardiam perexit[34] gerens se pro

33 *Diese vermutlich weit verbreiteten Verse liest man auch in der Chronik des Dietrich Engelhus (1362–1434); vgl. Chronicon M. Theodorici Engelhusii continens res Ecclesie et Reipublicae, ed. J. J. Mader, Helmstedt 1671, S. 266.*

34 *So Hs.*

imperatore contra summi pontificis voluntatem et sedis apostolice et contra sententias durissimas. Qui tandem mortuus est Sulcanee, captus paralisi, anno domini 1347 circa festum Michaelis mense Septembri. Et hic per totam Italiam Bavarus appellatur. Huius tempore fuit Castruccius de Luca, dominus Luce, Pisarum et Pistorii et totius Lunisane et magne partis riparie orientalis Ianuensium[35]. Huius et tempore claruit Dantes Adigerius, poeta vulgaris[36] Florentinus preclarissimus et subtilis. Qui edidit comedias tres, scilicet Inferni Purgatorii et Paradisi, Monarchiam, Buccolicam ad Virgilianum Ravennatem et multas elegantes epistolas.

[141v] Karolus, filius regis Boemie, anno domini MCCCXLVII circa festum Iohannis batiste[37] fuit electus ab aliquibus electoribus, ipso Ludovico adhuc vivente, in regem Romanorum. Et ipse papa tenuit cum eo, absolvens omnes ab omnibus sententiis per sedem datis, qui eum pro rege reciperent. Huic Karolo plures civitates iuraverunt et eum receperunt ante mortem et post mortem Ludovici predicti. Hic descendit in Italiam et multa erraria[38] civitatum Italie spoliavit et precipue civitatis Pisane, que erat valde plena tunc tesauris. Et decapitari fecit septem de Gambacurtis, et hoc fecit in primo eius adventu ad Italiam. In secundo vero reditu suo in Italiam dominus Iohannes de Agnello,[39] dominus Pisarum et Luce et Sarzane, fuit depositus. Et dominus Petrus de Gambacurtis fuit factus per populum Pisarum capitaneus et defensor civitatis et remissus in Pisas, tamen exhibita magna pecunie quantitate per ipsum Karolo prelibato, quam pecuniam idem dominus Petrus exolvit mutuantibus Florentinis. Qui tandem rediens in Alamaniam ordinavit cum electoribus eligi in regem Romanorum Vincislaum filium suum, qui nunc imperitat.
Huius tempore floruit preclarissimus vates et poeta laureatus Franciscus Petrarca,[40] qui fuit unicum humani nectaris et divine sapientie condimentum et qui hec opera condidit elegantissimis eloquiis ac sententiis venustata[41]: Affricam[42] in exametro carmine de gestis Scipionis; Bucolicorum librum post Maronem in illo dicendi genere preditissimum et Metricas epistulas; et in vulgari Florentino Sonettos facundissimos et cantilenas morales; Epistolarum prosaycarum duo magna volumina; Familiarium[43] rerum in libros 24; Senilium[44] in decem et septem; De remediis utriusque fortune magnum volumen sectum de prospera et de adversa; De vita solitaria; *[fol. 142r]* De ocio

35 e *nach Korrektur.*
36 *Korrigiert aus* vuulgaris.
37 *In der Hs. gekürzt:* bati.
38 *So Hs.*
39 Iohannes de Agnello *am Rand.*
40 Franciscus Petrarca *am Rand.*
41 *Korrigiert aus* venustate.
42 Opera Petrarce *am Rand.*
43 *Korrigiert aus* familiarum.
44 *Konj. Haye;* Seninilium *Hs.*

religiosorum; De secreto conflictu curarum suarum; De viris illustribus (hoc autem volumen supplendum commisit Lombardo a Serico Patavino eius discipulo, quod idem eleganter supplevit); preter hos libros edidit invectivas Contra medicum, Contra Gallum; edidit De ignorantia sui et aliorum; De sine nomine; et Rerum memorandarum, sed non perfecit.
Huius tempore etiam floruit Iohannes Boccatius de Certaldo,[45] Florentinus etiam et poeta, licet non fuerit laureatus, discipulus etiam Petrarce. Hic edidit opus elegans et utile magnique voluminis Genealogie deorum paganorum cum subtili indagine et politis eloquiis. Hic etiam compilavit De casibus virorum illustrium; De mulieribus claris ad Iohannam reginam Neapolitanam; De montibus, lacubus, fontibus, fluminibus et paludibus mundi. Hic etiam multas elegantes epistolas et opera vulgaria compilavit. Huius et tempore claruit Bartholus de Saxoferrato, profundus legum civilium interpres, et Cynus Pistoriensis et Iohannes Andree Bononiensis, canonum perspicacissimus declarator.

Vincislaus nostri temporis imperator, filius dicti Karoli, fuit electus in regem Romanorum anno domini MCCCLXXV.
Huius tempore fuerunt plurime novitates. Primo fuit ortum scisma in ecclesia dei. Nam electo Urbano VI° in summum pontificem Rome ad clamorem populi Romani petentis eligi papam vel Romanum vel saltem Italicum, pars cardinalium secessit ad comitem Fundorum. Et ibi processerunt ad electionem Roberti Gebennensis, quem dixere Clementem. Quo in Avineone morato et defuncto elegerunt Petrum de Luna et ipsum Benedictum appellaverunt. Urbano autem defuncto Romani cardinales elegerunt Bonifacium nonum. Et sic in hodiernum *[fol. 142^{v}]* perdurat,[46] licet Karolus, rex Francorum,[47] furens per dilucida intervalla,[48] studuerit finem imponere cum concordia regum Anglie, Navarie, Castelle aliorumque plurium. Et ipsum Petrum renunciare nolentem captivatum tenuit in atrio papali Avineone.[49]
Ludovicus dux Andigavie huius tempore descendit in Apuliam cum LX milia equitum.[50] Cum quo comes Sabaudie et innumerabiles proceres ac milites descenderunt, ut vindictam sumerent de rege Karolo, duce Durachii,[51] qui abstulerat regnum Apulee regine Iohanne.[52] Qui tamen dux cum comite Sabaudie et ferme omnibus suis misere decesserunt. Porro idem Karolus de Pace dictus secesserat in Pannoniam pro regno

45 Iohannes Boccatius *am Rand.*
46 Scisma *am Rand.*
47 *Furor regis Francie* am Rand.
48 *Eine medizinische und juristische Formulierung; gemeint sind die lichten Momente eines psychisch kranken Menschen.*
49 Captio antipape *am Rand.*
50 Descensus ducis Andigavie *am Rand.*
51 Rex Karolus victor *am Rand.*
52 Regina Iohanna deposita *am Rand.*

Ungarie. Et ibidem coniuratione habita per reginam fuit proditorie trucidatus.[53] Huius tempore Iohannes Galeaz, tunc comes Virtutum, cum modis et temporibus fingens se causa devotionis proficisci ad sanctam Mariam de Monte ultra Mediolanum ferme per dietam, dominum Bernabovem, patruum suum, sibi obviam exeuntem cum filiis suis, domino Luisio et Rudulfo, obviam progressum captivavit,[54] et omnes Lombardie civitates per ipsum possessas habuit et recepit. Deinde indicto bello contra dominum Anthonium dela Scala, Verone dominum et Vincentie, eum deiecit[55] et ipsas civitates habuit et possedit. Dehinc indicta pugna contra Franciscum de Carrara,[56] Padue dominum et Tarvisii, eo quod idem Franciscus senior apud principes Alemmanie questus est de dicto Iohanne Galeaz, quod sibi fuisset fedifragus, eo quod Vincentiam sibi secundum pacta inter ipsos inita contra Scaligerum non permiserat, Paduam et Tarvisium cum Feltro et civitate Bellunensi obtinuit. Idemque Franciscus senior decubuit et vita functus est apud opidum Modoecie, Tarvisio tamen secundum federa Venetis *[fol. 143r]* restituto.[57]

[Nachtrag am unteren Ende von fol. 142v:]
Huius tempore claruit alter fons eloquentie Coluccius Pyrrius, cancellarius Florentinus, meus didascalus et magister,[58] Baldus preceptor meus[59] et Angelus Perusini.[60] Iohannes Manzinus.

[Fortsetzung fol. 143r] Hi enim maxime semper oderant dominum Paduanum, qui et antea per modicos annos contra Venetos cum rege Ungarie et Ianuensium classibus, quantum in se fuit, perniciem moliebatur.[61] Huius et tempore idem Virtutum comes adversus Florentinos eiusque colligatos bellum indixit.[62] Et tandem post exitium comitis Armoniaci[63] progressi usque in Alexandriam de Palea in auxilia Florentinorum et Lige, post Paduam rehabitam per Franciscum de Carraria, novellum filium veteris prelibati,[64] et post regressum domini Iohannis Acud, ducis Florentinorum exercitus, qui descenderat usque ad territorium Cremonense, per medium Anthoniotti de Adornis, ducis Ianuensium et communitatis Ianue, et per medium legatorum domini pape

53 Rex Karolus interfectus *am Rand.*
54 Captio domini Bernabovis et filiorum *am Rand.*
55 Destructio illorum dela Scala *am Rand.*
56 Depulsio domini Francisci de Carraria *am Rand.*
57 Bellum inter Venetos et Ianuenses *am Rand.*
58 Colucius *am Rand.*
59 Baldus *am Rand.*
60 Angelus *am Rand.*
61 Bellum inter Venetos et Ianuenses *am Rand.*
62 Primum bellum domini Mediolani contra Florentinos *am Rand.*
63 Comes Armoniacus mortuus *am Rand.*
64 Perditio Padue *am Rand.*

celebrata est pax in Ianue civitate. Huius tempore eadem civitas Ianue habuit inter se bella civilia sub eodem Anthoniotto duce, sue patrie destructore.[65] Et tot inter se cives et nobiles gladio perierunt, tot edes in urbe et extra urbem palatia sunt diruta, sunt incensa, quod incredibile ac ineffabile dictu esset. Nam inter se ubique et in civitate et per utramque ripariam veluti pecora vidisses homines trucidari et incendia frequentari. Et maledictis Ghibellinorum et Guelforum partialitatibus instigatione dyaboli suscitatis, illi de Flisco cum Adorninis omni mortifera dimicatione pugnabant. Tandemque cives ferme defessi, dediderunt regi Francorum dominium civitatis.[66] Nec postea tamen cessatum est ab odiis aut cedibus consuetis. Nec adhuc per gubernatores corone Gallice potuit tantis malis reddi salubre remedium. Sed et plebeii nuper de populo novum capitaneum elegerunt.

[Nachtrag am unteren Ende von fol. 143r:]
Rex Anglie depositus et filius ducis Lancastri erectus, et multi proceres, cives et comites in Anglia sunt interfecti.[67]

[fol. 143v] Hoc etiam imperante Petrus Gambacurta, Pisani populi capitaneus et defensor, vir illustris et miles preclarus et longevi temporis ac virtute et dulcissima tractabilitate conspicuus, per iniquissimam seditionem et ineffabilem proditionem per Ser Iacobum de Appiano, notarium et cancellarium Pisani communis, cum prestantibus filiis suis, Benedicto et Laurentio, congregata magna manu per ipsum de Garfagninis et Pisanis agricolis, incaute fuit sed multum crudeliter interfectus.[68] Et inde denuo fuit ortum bellum inter ducem Mediolani comitemque Virtutum, Johannem Galeaz, auxiliarium et fautorem eiusdem Iacobi, et Florentinos et Ligam.[69] Et comes Albericus de Barbiano[70] cum magna militum et peditum manu invasit usque ad ianuas civitatis Florentie. Nam et ipse dux in illo agmine fuit exercitus Mediolanensis. In Ligurie vero partibus cum mirabili apparatu tam navium quam machinarum et bombardarum Iacobus de Verme, miles spectabilis, dux fuit exercitus adversus Franciscum de Gonzaga, Mantue dominum.[71] Et licet irruperit intra claustra Mantuanum districtum cingentia et licet opida Melare et Suggiarie diripuerit et pontem Eridani cum castello Burgifortis expugnaverit, tamen, irruentibus in hunc ducis Mediolani exercitum comite Iohanne de Barbiano cum gentibus Bononiensium et Lige, in fugam ultra Eridanum sunt converse tam expeditiones navales quam terrestris omnis exercitus.[72] Et

65 Dissidia Ianuensium *am Rand.*
66 Deditio Ianue regi Francorum *am Rand.*
67 Novitas Anglie *am Rand.*
68 Petri Gambacurte proditio *am Rand.*
69 Bellum secundum inter Iohannem Galeaz et Florentinos *am Rand.*
70 *Offenbar korrigiert aus* Barbaano.
71 Obsidio adversus Mantuanum *am Rand.*
72 Conflictus gentium ducis *am Rand.*

tandem per medium Venetorum inter dictum ducem et Ligam fuerunt usque ad decennium treugua seu inducie celebrate. Postea Gerardus de Appiano, natus dicti Ser[73] Iacobi, per longum morbum genitore consumpto, vendidit Pisas duci Mediolani pro ducentis milibus Florenorum,[74] reten*[fol. 144r]*tis sibi Hilba, insula Calibum generosa, et oppido Plumbini et Scarlini in marittima Pisanorum.

[Nachtrag am unteren Ende von fol. 143v:]
Fuit etiam huius tempore sublimatio Arciguelforum, Florentie depulsis et depressis statibus aliorum, scilicet Ciomporum et aliorum.[75] Huius tempore rex Aragonum obtinuit insulam Sicilie, depulsis Claramontibus et sequacibus.[76]

[Fortsetzung fol. 144r] Deinde Senenses et Perusini, neglecta libertate vetustis temporibus apud maiores ipsorum observata, imperio se domini ducis ac tutele et ditioni omnimodo subiecerunt.[77] Huius[78] etiam tempore Biordus de Michelottis, Perusinus atleta, vir magnanimus et ad omnia magnifica strenuus et armorum fortitudine prevalidus,[79] multorum populorum dominia, ipsorum libenti et spontanea electione, sortitus est.[80] Hic miris modis ad se diligendum animos hominum conciliabat, liberalitate magnifica vestes, equos, cibos convivales et pecuniam, cum habebat, erogando mirabiliter diffundebat. Huic nullum vere[81] meo tempore comparabilem virum vidi. Perusium, natalem suam civitatem, adeo predilexit, ut eam de auro facere voluisset, et ad astra tollere satagebat. Hic Assisium, Nucerium, Tudertum et Urbem Veterem cum Spello, Trevio, Gualdo, Castroplebis et aliis oppidis ac terris adeo iuste, adeo comiter, adeo magna populorum dilectione regebat, quod nil unquam beatius, nichil iocundius, nil amenius exoptassent. In hoc viro sic amplissimo vite mee status viguit et omnium ab eo incrementa bonorum ac honorum michi proveniebant. Hic studia mea, ut de Pompeio suo Valerius inquit,[82] lucidiora et alacriora reddebat. Sed, ut Maro in-

73 *Offenbar nach Korrektur.*
74 Venditio Pisarum *am Rand.*
75 Arciguelfi *am Rand.*
76 Sicilie adeptio *am Rand.*
77 Perusinorum et Senensium deditio *am Rand.*
78 *Die einleitenden Sätze der folgenden Passage über Michelotti sind durch einen am Rand befindlichen Zierstrich markiert.*
79 Biordi status *am Rand.*
80 Biordus Perusinus *am Rand.*
81 *Nach Korrektur.*
82 *Zur gesamten Passage vgl. Valerius Maximus 4, 7, ext. 2:* Ego vero gravissimo crimini sim obnoxius, constantis et benignae amicitiae exempla sine ulla eius mentione transgressus, cuius in animo velut in parentum amantissimorum pectore laetior vitae meae status viguit, tristior adquievit, a quo omnium commodorum incrementa ultro oblata cepi, per quem tutior adversus casus steti, qui studia nostra ductu et auspiciis suis lucidiora et alacriora reddidit.

quit, „heu nichil invitis fas quemquam fidere divis“.[83] Et ut magne virtutis comes est et pronus livor invidie, perfidus proditor Franciscus, abbas monasterii sancti Petri de Perusio, incautum cum fratribus suis pessimis iugulavit tantum virum et morti crudeliter tradidit sine causa.[84] *[fol. 144v]* Hoc facinus perpetratum est anno domini 1398, die decima Martii, ab illis maledictis proditoribus Guidalottis, qui semper cum occultis eorum coniurationibus et machinamentis fuerunt causa subversionis Perusine urbis. Nam et antea forsitan per lustrum dumtaxat cum altera proditione idem abbas perfide machinatus est exitium Pandolphi de Baglonibus ac multorum nobilium eius urbis et militum et civium plurimorum.[85] Et sic sanguine civili horum opera perniciosissimorum hominum magnis et autenticis viris illa civitas est exhausta. Inter quos et Simonis Cecholi, patris abbatis antedicti, mors cruenta secuta est et Francisci, patrui sui. Nam percepta pernicie Biordi, patris patrie, populus universus incitatus ad arma cum plangoribus, ululatibus ingentibus et furore permixto, quotquot invenerunt de illo infando semine, deduxit ad necem, eorum edes incendiis involvendo. Sed nec hec satis digna fuit tanto sceleri ultio. Nam et ipsos executores sceleris ereptis oculis, manibus detruncatis, poplitibus resectis et cute discerpta et cerebro dispertito lacerari fas fuisset. Nec hoc tamen fuisset iustum rependium tanti viri.

Huius etiam tempore filii Guidonis de Polenta, Ravennatis domini, proprium genitorem, privatum dominio, carceri perpetuo manciparunt.[86] Itidem fecere Cechus et Pynus de Ordelaffis, de Furlivii domino, eorum patruo Sinibaldo.[87] In Bononia inter cives Schachenses fuit magna dissensio.[88] Nam dudum depositis concorditer Maltraversis, Karolus de Zambecariis Gozadinos extra Bononiam relegari fecit et eorum amicum, comitem Iohannem de Barbiano, capite detruncari persuasit.[89] Quo tandem per pestem tunc Bononie sevientem depulso Gozadini acciti a populo sunt reversi. Huius etiam tempore in Italia omne genus hominum linteis et peplis candidis induebatur et flebiliter illum hymnum „Stabat mater dolorosa“ cantabat.[90] Huius tempore Amorattus, dux Teucrorum, vicit totam ferme Greciam et regem Ungarie cum multis proceribus Gallorum et Germanis militibus ac aliis Christianis prostravit in bello.[91]

Iohannes Manzinus.

[in kleinerer Schrift rechts am unteren Ende von fol. 144v:]

Ulme, 14 Aprilis 1401.

---

83 *Vergil, Aen. II, 402.*

84 Mors Biordi *am Rand.*

85 Mors Pandolfi et nobilium de Perusio *am Rand.*

86 Captio domini de Ravenna *am Rand.*

87 Captio Sinibaldi de Ordelaffis *am Rand.*

88 Bononiensium dissensio *am Rand.*

89 Mors comitis Iohannis de Barbiano *am Rand.*

90 Regina Iohanna deposita *am Rand.*

91 Amorattus dux Teucrum *am Rand.*

[Nachtrag am unteren Ende von fol. 144v:]
Et suis vitiis et segnicia electores imperii elegerunt Robertum Bavarie, eo privato per ipsos electores. Quod[92] fiet in posterum, alibi scribam.

92 *Konj. Haye;* qud *Hs.*

Susanne Lepsius

Die Statuten des Appellations- und Syndikatsrichters in Lucca aus dem Jahr 1372 (mit Edition)

Riassunto: Dopo la riconquista della libertà nel 1369 si poneva come uno dei primi doveri della politica di Lucca di riformulare gli Statuti cittadini. Oltre agli Statuti generali si rivolse una maggiore attenzione agli Statuti particulari relativi al sistema giudiziario. Gli Statuti per il giudice di appello, redatti nel 1372, sono più dettagliati in confronto con la prima versione del 1331. Venivano precisate le varie istanze la cui ultima era comunque rappresentata da una corte cittadina. Era pertanto garantito anche a livello dell'organizzazione giudiziaria l'indipendenza da qualsiasi potere esterno, anche da quello dell'imperatore che del resto accordava a Lucca altri importanti privilegi. Si stabilivano poi le sanzioni per i giudici di prima istanza che avevano malgiudicato un caso o avevano tralasciato di documentare con atti scritti i processi da loro presieduti. Dall'altro lato si confermavano i più antichi Statuti conservati relativi al giudice di sindacatura, creando un'apposita istanza a livello ordinario e regolare. Nella precisione di regolamentazione e ricchezza di dettagli tutt'e due gli Statuti sono unici esempi per l'Italia del Trecento, e per questo motivo vengono editi qui.

Abstract: After Lucca had regained its freedom in 1369 after years of domination by Pisa, one of the major tasks facing communal politicians was to redesign the city's statutes. Apart from a reform of the general statutes, special care was devoted to designing special statutes for the major courts. As far as the statutes for the appellate judge are concerned, the norms eventually enacted in 1372 are a revised version of the 1331 appellate statutes. These defined the competent courts for appeals, whose possible stages always ended with a communal court as the court of highest instance. This was another indication of the city's newly won independence from all other powers, including the emperor, who conferred several other privileges on Lucca. Equally, sanctions for the judges of first instance who had apparently misjudged a case were imposed if the judge of first instance failed to document the proceedings in front of his court in properly kept files for the appellate court. At the same time, the oldest surviving statute for the syndication judge was designed, establishing syndication proceedings with a specialized judge who sat regularly. Both statutes are unique among 14th-century statutes for the care and the depth of regulation with which they were designed. Since no comparably detailed and special court statutes survive from any other Italian city of this time, both will be published here.

QFIAB 95 (2015) — DOI 10.1515/qfiab-2015-0007

Sowohl durch die Appellationsgerichtsbarkeit wie erst recht durch die Syndikatsgerichtsbarkeit wurde in Lucca wie in anderen spätmittelalterlichen Kommunen Oberitaliens[1] eine rechtsförmige Kontrolle des Handelns von Amtsträgern allgemein wie auch der erstinstanzlichen Richter vorgenommen. Mit der vorgelegten Edition der Statuten des Appellations- und des Syndikatsrichters aus dem Jahr 1372 soll die Textvorlage nachvollziehbar gemacht werden, vor deren Hintergrund die Praxis der entsprechenden Gerichtsbarkeiten im Lucca des 14. Jahrhunderts zu sehen ist, die andernorts in mehreren Studien untersucht worden ist.[2] Für die Appellationsstatuten ergänzt die nachfolgende Texttranskription einige analytische Befunde zu den Appellationsstatuten in Lucca, deren Besonderheiten und Gemeinsamkeiten im Vergleich zu weiteren toskanischen Statuten in der Festschrift zu Ehren von Mario Ascheri publiziert wurden.[3]

Während es für die Appellationsstatuten in Lucca bereits eine Vorgängerfassung aus dem Jahr 1331 gab, die allerdings keine aussagekräftigen Kapitelüberschriften oder Rubriken enthält und weniger gegliedert ist sowie keine Verweise auf die allgemeinen Stadtstatuten aufweist, sind die nachfolgenden Syndikatsstatuten in der Luccheser Geschichte die ältesten erhaltenen Normen zum Syndikatsverfahren. Für andere italienische Kommunen sind mir dagegen keine eigenständigen Gerichtsstatuten aus dem 14. Jahrhundert bekannt, sondern es finden sich meist nur in den

1 Die Syndikatsgerichtsbarkeit ist insgesamt in der Rechtspraxis der italienischen Kommunen besser erforscht als die Appellationsgerichtsbarkeit, s. für Genua etwa R. Ferrante, La difesa della legalità. I sindacatori della repubblica di Genova, Torino 1995; für Florenz: G. Masi, Il sindacato delle magistrature comunali nel sec. XIV (con speciale riferimento a Firenze), in: Rivista italiana per le scienze giuridiche n. s. 5 (1930), S. 43, 331–115 und 411, M. Isenmann, Legalität und Herrschaftskontrolle (1200–1600). Eine vergleichende Studie zum Syndikatsprozess: Florenz, Kastilien, Valencia, Frankfurt a. M. 2010 (Studien zur europäischen Rechtsgeschichte 256) sowie zu Siena: W. M. Bowsky, The constitution and administration of a Tuscan Republic in the Middle Ages and early Renaissance: The Maggior Sindaco in Siena, in: Studi senesi 80 (1968), S. 7–22.

2 S. Lepsius, *Dixit male iudicatum esse per dominos iudices*. Zur Praxis der städtischen Appellationsgerichtsbarkeit im Lucca des 14. Jahrhunderts, in: F.-J. Arlinghaus u. a. (Hg.), Praxis der Gerichtsbarkeit in europäischen Städten des Spätmittelalters, Frankfurt a. M. 2006 (Rechtsprechung. Materialien und Studien 23), S. 189–269; Dies., Kontrolle von Amtsträgern durch Schrift. Luccheser Notare und Richter im Syndikatsprozeß, in: S. Lepsius/T. Wetzstein (Hg.), Als die Welt in die Akten kam. Prozeßschriftgut im europäischen Mittelalter, Frankfurt a. M. 2008 (Rechtsprechung. Materialien und Studien 27), S. 389–473; Dies., Appellationen vor weltlichen Gerichten in Italien (13.–15. Jh.). Theorie der Juristen und kommunale Prozesspraxis, in: Beiträge zur Rechtsgeschichte Österreichs 3 (2013), S. 27–51.

3 S. Lepsius, Spezielle Appellationsstatuten als Ausdruck institutioneller Erfahrung. Das Beispiel Lucca im Kontext der Toscana, in: P. Maffei/G. M. Varanini (Hg.), *Honos alit artes*. Studi per il settantesimo compleanno di Mario Ascheri, vol. 2: Gli universi particolari, Firenze 2014, S. 59–67.

Stadtstatuten, überdies wesentlich knappere, Anforderungen an das Amt des Appellations- bzw. Syndikatsrichters.[4]

Der Vergleich der beiden Gerichtsstatuten legt auf den ersten Blick nahe, dass das Amt des Appellationsrichters und dasjenige des Syndikatsrichters von jeweils zwei unterschiedlichen Personen zu bekleiden war, weil an verschiedenen Stellen ein Rekurs vom Appellationsrichter an den *maior sindicus* vorgesehen war bzw. eine Überprüfung des Appellationsrichters durch den Syndikatsrichter (Appellationsstatuten, unten, S. #, c. 20, Syndikatsstatuten, unten, S. #, c. 23). Letzterer bekleidete als *maior sindicus* wohl ein verselbständigtes Amt gegenüber dem *sindicus* als dem allgemeinen Vertreter der Interessen der Kommune Lucca außerhalb von Lucca,[5] etwa in Prozessen oder bei der Rückgewinnung von Land, das trotz eigentlich bestehender Besitztitel verloren gegangen war. Ein Blick in die allgemeinen Stadtstatuten lässt dagegen erkennen, dass vom städtischen Rat eine einzige Person als oberster Syndikats- und Appellationsrichter zu wählen war, und dass mit diesem Amt zugleich die oberste Verwaltungsbehörde für die städtischen Einnahmen aus der indirekten Steuer, der *gabella*, verbunden war. Obwohl dieses Amt auch für die Gabella-Einnahmen zuständig war, ist das in diesem Kontext produzierte Verwaltungsschriftgut vom prozessualen Schriftgut vollständig getrennt überliefert. Der vorrangigen Bedeutung des Amtes für das Funktionieren der Rechtspflege in Lucca entsprachen die hervorgehobenen Anforderungen an den zu wählenden Syndikats- und Appellationsrichter: Er sollte einen *doctor legum* als juristische Qualifikation nachweisen können und aus einer mindestens 50 Meilen von Lucca entfernten Gemeinde stammen, wobei der Podestà aus einer anderen Stadt zu kommen hatte.[6] Eine vergleichbare Kombination des Amts des Appellations- und Syndikatsrichters ist mir abgesehen von Lucca bislang nur in Todi/Umbrien begegnet,[7] dürfte aber wohl auch in weiteren Kommunen vorgekommen sein.

In der Tat wurde ab 1372 bis zum kurzfristen Versuch um 1400, auch in Lucca eine Signorie zu etablieren, durchgängig zweimal im Jahr ein solcher Amtsträger

4 Zum Syndikatsrichter etwa im Patrimonium Petri, in Parma, Florenz, Bologna s. S. Lepsius, Summarischer Syndikatsprozeß. Einflüsse des kanonischen Rechts auf die städtische und kirchliche Gerichtspraxis des Spätmittelalters, in: W. P. Müller/M. E. Sommar (Hg.), Medieval Church Law and the Origins of the Western Legal Tradition. A Tribute to Kenneth Pennington, Washington D. C. 2006, S. 252–274, S. 256–258. Zur hervorgehobenen Stellung insbesondere des Appellationsrichters in Florenz und Perugia, s. Lepsius, Appellationen vor weltlichen Gerichten in Italien (wie Anm. 2), S. 35–37.

5 So zu den Funktionen des allgemeinen *sindicus* zur Wahrnehmung der öffentlichen Interessen von Lucca: Lucca, Archivio di Stato (= ASL), Statuti, 3 (1331), l. 2, c. 4, fol. 93r, Statuti, 4 (a. 1333ss), l. 2, c. 4, fol. 67r sowie Statuti, 5, l. 2, c. 8, fol. 82.

6 Zur Ausdifferenzierung der Verfahrensrolle des Syndikats- und Appellationsrichters s. Lepsius, *Dixit male iudicatum esse per dominos iudices* (wie Anm. 2), S. 197–200.

7 ASL, Statuti, 6 (a. 1371/2), c. 26, fol. 11r: „De electione maioris sindici".

gewählt,[8] der die offizielle Funktionsbezeichnung *maior sindicus et iudex appellationum et querelarum* führte, die entsprechend in allen erhaltenen Gerichtsbüchern akribisch verzeichnet ist.[9] Die Überprüfung auch des Appellationsrichters durch den Syndikatsrichter, die routinemäßig in den Syndikatsstatuten vorgesehen ist (Appellationsstatuten, unten, S. #, c. 20) dürfte daher vor allem so aufzufassen sein, dass der jeweils neue Syndikats- (und Appellationsrichter) den vorherigen Appellationsrichter auf eine rechtmäßige Amtsführung überprüfte.

Trotz der Personenidentität von Syndikats- und Appellationsrichter sind für jedes Jahr in den erhaltenen Gerichtsbüchern eine Serie von mindestens drei unterschiedlichen Typen von Aktenbänden für das Appellationsverfahren seit dem Jahr 1327 erhalten[10] sowie weitere zwei bis drei Gattungen von Gerichtsbüchern speziell aus der Gerichtstätigkeit des Syndikatsrichters, die sich erst zeitversetzt zu den Gerichtsbüchern der Appellationstätigkeit regelmäßig nachweisen lassen und als *liber reclamorum* oder als *liber inquisitionum et accusationum* bereits zeitgenössisch bezeichnet[11] werden. Die beiden Verfahrensarten vor dem Appellationsrichter einerseits und

8 Auch schon in den Jahren vor 1371/2 war das Amt durchweg, allerdings manchmal auch länger als sechs Monate mit dem gleichen Richter besetzt, wobei in den Jahren der Pisaner Herrschaft teilweise mehrere Jahre hintereinander ein Pisaner der *maior sindicus et iudex appellationum* war. Mithin wurde sowohl gegen das statutenmäßig vorgesehene Rotationsprinzip des Amts verstoßen wie auch die vorgesehene Mindestentfernung von 50 Meilen, die zwischen Lucca und dem Herkunftsort des obersten Richters statuiert worden war, nicht eingehalten. So war 1354 und 1355 Bartolomeo Scarso Pisano, 1358 Stefano Bordensi degli Upezzinghi Pisano, 1362 Pietro Sciorta di Pisa, Anfang 1364 Pietro Benigni da Vicopisano, Anfang 1368 Ranieri Sampanti di Pisa und 1369 Pietro di Lante Pisano Syndikats- und Appellationsrichter.

9 Lepsius, Kontrolle von Amtsträgern durch Schrift (wie Anm. 2), S. 400.

10 Es handelt sich typischerweise um ein *liber appellationum*, ein *liber porrectionum libellorum* und ein *liber consiliorum* sowie die nicht durchgängig erhaltenen Notizbücher zu den Gerichtsterminen allgemein, den *libri memorie*, s. ausführlich hierzu: Lepsius, *Dixit male iudicatum esse per dominos iudices* (wie Anm. 2), S. 221–251.

11 Ausweislich des handgeschriebenen Index des Archivs in Lucca sind Gerichtsbücher, die sich als *libri inquisitionum* eindeutig der Tätigkeit des Syndikatsrichters zuordnen lassen, für die Jahre 1335, 1340, 1341, 1345, 1347, 1349–1351, 1355, 1357–1359, 1361 und dann erst wieder für 1369 sowie in allen darauffolgenden Jahren erhalten. Anders als die Appellationsbücher sind sie damit nur unregelmäßig erhalten. Auffällig ist auch, dass für die späten Jahre der Pisaner Oberhoheit über Lucca, also von 1360–1368, keine solchen Gerichtsbücher (mit Ausnahme von 1361) erhalten sind. Die Einschätzung von C. Meek, The Commune of Lucca under Pisan Rule, 1342–1369, Cambridge, Ms. 1980 (Speculum anniversary monographs 6), S. 46–51, bei der Bewertung der berühmt-berüchtigten Pisaner Fremdherrschaft über Lucca handele es sich weitgehend um eine Übertreibung der späteren Luccheser Geschichtsschreibung, weil kaum Unterschiede in der Administration Luccas nachweisbar seien, bedarf daher noch kritischer Überprüfung. Der Befund, dass aus den Jahren 1360–1368 keine Syndikatsakten überliefert sind, also vielleicht gar keine Syndikatsverfahren durchgeführt wurden und jedenfalls gegen Pisaner Amtsträger wohl nur in Pisa vorgebracht werden konnten (Anhaltspunkte hierzu bei Dies., Commune of Lucca, S. 46) und dass überdies in der gesamten Pisaner Zeit stets ein Pisaner das Amt des Syndikats- und Appellationsrichters ausübte, könnten sehr wohl ein Hinweis sein, dass

vor dem Syndikatsrichter andererseits wurden also sorgfältig in der Durchführung und der Art der Aktenführung unterschieden.

Beim Einlegen einer Appellation vor dem Appellationsrichter ging es jedoch nicht nur darum, ein erstinstanzliches Urteil auf seine Rechtmäßigkeit überprüfen zu lassen, sondern in jeder Appellation lag auch ein Vorwurf gegen den vorherigen Richter,[12] schlecht geurteilt zu haben (*male iudicatum*).[13] Im Falle einer klaren Rechtsverletzung sahen die Appellationsstatuten vor, dass der erstinstanzliche Richter dem obsiegenden Appellanten die Kosten eines für die Appellation eingeholten *consilium* ersetzen musste (Appellationsstatuten, unten, S. #, c. 17 a. E.). Sobald ein Appellant seine Appellation einlegte, musste er zur Einleitung des Verfahrens eine Sicherheitsleistung, die in Lucca *dacia* genannt wurde, in Höhe von 5 % des Streitwerts erbringen. Aus dieser Summe sollten dem Appellationsgegner, also der erstinstanzlich erfolgreichen Partei, die also keinen Grund hatte, ihrerseits eine Appellation einzulegen, die Kosten ihrer Verteidigung in der Appellationsinstanz ersetzt werden (Appellationsstatuten, S. #, c. 9, 10, 22). Bemerkenswert ist, dass der erstinstanzliche Richter nach den

es sich um einen durchaus politisch-verfassungsrechtlich sensiblen Bereich der Rechtsprechung als Kontrolle von Herrschaft durch Verfahren handelte.

12 Von einem klaren Instanzenzug im neuzeitlichen Sinne kann man hingegen noch nicht sprechen, weil bspw. auch eine Appellation gegen ein Urteil des Appellationsrichters an den *Podestà* möglich blieb, ebenso wie vom Appellationsrichter an die *Anziani* von Lucca, s. zum Ganzen: Lepsius, Spezielle Appellationsstatuten (wie Anm. 3), S. 64. Zum Angriff auf die Stellung des erstinstanzlichen Richters durch das Einlegen einer Appellation im Einzelnen s. auch Dies., *Dixit male iudicatum esse per dominos iudices* (wie Anm. 2), S. 217–219. Es dürfte sich bei dieser Formel um eine auch in anderen Gerichten übliche Formel handeln, die etwa auch von der Königsgerichtsbarkeit bzw. derjenigen des Pariser *parlement* gebraucht wurde, Vgl. J. Hilaire, La construction de l'État de droit dans les archives judiciaires de la cour de France au XIIIe siècle, Paris 2011, S. 143–152.

13 Die üblichen Urteilsaussprüche des Appellationsrichters lauteten demzufolge: *bene appellatum et male iudicatum* bzw. *male appellatum et bene iudicatum*, s. Lepsius, *Dixit male iudicatum esse per dominos iudices* (wie Anm. 2), S. 225, dort auch zur regelmäßigen Praxis, für jedes Appellationsverfahren ein *consilium sapientis* einzuholen. Dabei verboten es die allgemeinen Stadtstatuten Luccas, gerichtliche *consilia* von Auswärtigen, d. h. von nicht in der Luccheser Matrikel der *iudices* immatrikulierten *iurisperiti* einzuholen, es sei denn, es handelte sich um Luccheser Studenten des römischen oder kanonischen Rechts, die außerhalb studierten, vgl. dazu schon die Statuten von 1331, ASL, Statuti, 4, l. 4, c. 17, fol. 128: *De questionibus comictentibus iudicibus collegii Lucani civitatis: Et Lucanus potestas vel eius iudices et milites vel aliquis eorum vel alius officialis Lucani communis non possint vel debeant aliquam questionem comictere alicui, qui non sit vel fuerit de collegio iudicum Lucane civitatis nec per modum consultationis vel alio modo, qui dici vel excogitari possit, et quilibet predictorum qui contrafecerit condempnetur et sindicetur etiam durante eius officio per maiorem sindicum qualibet vice in libras. c. den. exceptis questionibus de quibus superius facta est mentio, que in civitate Lucane comicti non possint. Et scolaribus studentibus in iure civili seu canonico civibus Lucanis etiam antequam sint recepti in collegio seu matricula iudicum possint comicti questiones et cum eis colloquium haberi et etiam ad officium eligi dum tamen studuerint v annis in iure civili vel canonico. Et teneatur quilibet officium Lucani communis questiones civiles ad petitionem partis comictere eo modo quo dictum est supra sub dicta pena.*

Appellationsstatuten von 1331 eine sog. *contra-dacia* ebenfalls in Höhe von 5% zu leisten hatte, um ggfs. dem erfolgreichen Appellanten die Kosten für das *consilium sapientis* und die sonstigen Prozesskosten zu ersetzen.[14]

Die Zielrichtung der beiden *daciae* war also durchaus verschieden: Während die vom Appellierenden zu erbringende *dacia* möglicherweise auch einen finanziellen Abschreckungseffekt gegenüber leichtfertig eingelegten Appellationen ausübte, diente die vom erstinstanzlichen Richter zu erbringende *contra-dacia* eher als ein Verfallspfand für die wegen seines rechtsfehlerhaften Urteils verwirkte Bußsumme. Bei diesem ausgeklügelten System der Sicherheitsleistungen dürfte es sich um eine Luccheser Sonderinstitution handeln, denn aus anderen Kommunen, etwa aus Bologna, ist zwar ebenfalls eine *dacia* vorgesehen,[15] jedoch keine *contra-dacia* für den erstinstanzlichen Richter. Die Statutengeber des Jahres 1372 betraten in Lucca dabei jedoch kein Neuland, weil bereits in den ältesten erhaltenen Prozessakten die Erbringung der *dacia* vermerkt ist,[16] allerdings nutzten sie mit diesen technischen Regelungen den Spielraum, den das *ius commune* ihnen zur Ausfüllung bot.[17] Bei einer Appellation gegen ein Strafurteil, die nur in den engen Grenzen offensichtlicher Rechtsfehler, etwa der Überschreitung des statutarisch zulässigen Strafmaßes zulässig war, hatte der Appellant statt einer Sicherheitsleistung Bürgen (*fideiussores*) zu stellen, die für die Respektierung einer evt. strafrechtlichen Verurteilung durch den Appellierenden garantieren sollten, oder ersatzweise eine, wohl vom Richter festzusetzende, Geldzahlung zu erbringen (Appellationsstatuten, unten, S. 173, c. 14). Eine der Regelung von 1331 zur *contra-dacia* entsprechende Bestimmung wurde in die Appellationsstatuten von 1372 nicht explizit aufgenommen. Es bleibt jedoch zu prüfen, ob diese sich in der Prozesspraxis bereits fest etabliert hatte. Jedenfalls wird man vom Fehlen

14 Statutum curie appellationum Lucensis civitatis, ed. A. Romiti, in: Actum Luce. Rivista di studi lucchesi 23 (1994), S. 125–151, c. 11, S. 133: *Et teneatur solvere in pecunia numerata in manibus cammerarii Lucani Comunis contra datiam cause vel processus unde appellaretur vel querela moveretur ad rationem denariorum XII per libram, de propria pecunia ipsius officialis, qui condepnationem vel bampnum aut preceptum vel gravamen aut processum fecerit, contra datia restituatur solventi si optinuerit.*

15 Lepsius, Appellationen vor weltlichen Gerichten in Italien (wie Anm. 2), S. 40f.

16 Zu Belegen für die *dacia* schon in den ältesten erhaltenen Gerichtsbüchern der *libri appellationum*, s. auch Lepsius, *Dixit male iudicatum esse per dominos iudices* (wie Anm. 2), S. 247–251.

17 Zum Verhältnis städtischer Statutengebung zu den Bestimmungen des *ius commune* allgemein hat M. Ascheri, Le fonti statutarie. Problemi e prospettive da un'esperienza Toscana, in: Istituto internazionale di studi Liguri, Museo Bicknell (Hg.), Legislazione e società nell'Italia medievale. Per il VII centenario degli Statuti di Albenga (1288); Atti del Convegno Albenga, 18–21 ottobre 1988, Bordighera 1990 (Collana storico-archeologica della Liguria occidentale 25), S. 55–70, v. a. S. 66–69 bedenkenswerte Überlegungen angestellt. Im gelehrten Prozessrecht allgemein war dagegen keine *dacia* und erst recht keine *contra-dacia* vorgesehen. So fehlen Ausführungen dazu in den wertvollen Synthesen von A. Padoa Schioppa, Ricerche sull'appello nel diritto intermedio II.: I glossatori civilisti, Milano 1970 und W. Litewski, Der römisch-kanonische Zivilprozeß nach den älteren *ordines iudiciarii*, Krakau 1999, S. 490–525.

der Regelung in den Statuten von 1372 kaum auf eine stillschweigende Abschaffung schließen können. Im Kontrast zu diesen Anforderungen waren dagegen vor dem Syndikatsrichter keine entsprechenden Bürgen zu stellen, wenn ein Bürger im Wege eines Akkusationsverfahrens Beschwerden gegen einen Amtsträger oder einen Richter vorbringen wollte (Syndikatsstatuten, unten, S. 162, c. 22).

Auch der Syndikatsrichter war jedoch kein oberstes, niemandem mehr verantwortliches Rechtsprechungsorgan. So sahen die Statuten des Syndikatsrichters eigens vor, dass auch er sich regelmäßig nach Beendigung seiner Amtszeit dem turnusmäßigen Syndikatsprozess aller Amtsträger, und zwar vor dem neuen Syndikatsrichter, zu unterziehen hatte (Statuten des Syndikatsrichters, unten S. 157 f., 160, cc. 13, 17). Auch war während der Amtszeit des Syndikatsrichters ein Rekurs an die aus den verschiedenen Stadtvierteln gewählten *Anziani*, als städtisches Ratsgremium vorgesehen (Statuten des Syndikatsrichters, unten, S. 165, c. 33), was seine Parallele darin findet, dass auch in gewissen Fällen gegen ein Urteil des Appellationsrichters eine weitere Appellation an die *Anziani* möglich blieb (Statuten des Appellationsrichters, unten S. 178, c. 27).

Beide Luccheser Statuten zielten gleichermaßen darauf ab, die Verfahrensdauern möglichst knapp einzugrenzen und in vielfältigen Regelungen festzuhalten, welche Verfahrenshandlungen schriftlich aufzuzeichnen waren bzw. wann Kopien aus den Gerichtsbüchern durch die Parteien verlangt werden konnten (vgl. etwa Syndikatsstatuten, unten S. 157 f., 161, c. 13, 21; Appellationsstatuten, unten S. 174 f., c. 17). Die Verschriftlichung der richterlichen und sonstigen Verwaltungstätigkeiten war weit vorangeschritten und deren Einhaltung wurde insbesondere vom Syndikatsrichter genau überprüft.[18] Schließlich verweisen beide Gerichtsstatuten fallweise auf die allgemeinen Stadtstatuten von 1372, die sich im gleichen Band befinden. Diese Bezüge sind jedoch eher Ausdruck einer abgekürzten Verweisungstechnik als einer Anerkennung eines Geltungsvorrangs der allgemeinen Stadtstatuten. So wurde mehrmals auf materielle Regelungen in den allgemeinen Stadtstatuten verwiesen, während es den Gerichtsstatuten überlassen blieb, die verfahrenstechnischen Besonderheiten zu regeln (Appellationsstatuten, unten S. 173, 180–182, cc. 14, 15, 32; Syndikatsstatuten, unten S. 165, c. 34). Insbesondere die Statuten des Syndikatsrichters sollten allen anderen Statuten in der Stadt vorgehen, jedoch nicht gegen die Stadtstatuten ausgelegt werden (Syndikatsstatuten, unten, S. 158 f., c. 14). Die Statuten des Appellationsrichters sollten alle anderen Richter in Lucca binden, insbesondere den unmittelbar ange-

18 Zur Verschriftlichung des städtischen Verwaltungsschriftguts allgemein und zur Funktion des Syndikatsverfahrens in diesem Prozess, s. Lepsius, Kontrolle von Amtsträgern durch Schrift (wie Anm. 2), S. 421–467 und jüngst, eigene Studien vertiefend auch H. Keller, Die italienische Kommune als Laboratorium administrativen Schriftgebrauchs, in: S. Lepsius u. a. (Hg.), Recht – Geschichte – Geschichtsschreibung. Rechts- und Verfassungsgeschichte im deutsch-italienischen Diskurs, Berlin 2014 (Abhandlungen zur Rechtswissenschaftlichen Grundlagenforschung 95. Münchener Universitätsschriften), S. 67–82.

sprochenen *Podestà* und die niedrigeren städtischen Gerichte (Appellationsstatuten, unten S. 172, c. 13). Beiden Verfahrensstatuten kam somit innerhalb der städtischen Normenhierarchie ein besonderes Gewicht zu.

An Umfang und Regelungstiefe übertreffen die beiden Gerichtsstatuten bei weitem die mir bekannten Normen für die wichtigsten kommunalen Gerichte. Es handelte sich um Spezialstatuten, deren Bedeutung für die Zeitgenossen auf einer Stufe mit den umfassenden Stadtstatuten anzusiedeln war und die Ausdruck des politischen Willens waren, nach Wiedererlangung der städtischen Selbstherrschaft von der Pisaner Oberhoheit im Jahr 1369 gerade die höchste Gerichtsbarkeit in Lucca auf eine klare rechtliche Grundlage zu stellen und für eine rechtsförmige Verwaltung zu sorgen. Damit ist für Lucca als bis ins 18. Jahrhundert autonom bleibende Kommune auch in seiner Gerichtsverfassung ein anderer Weg vorgezeichnet als beispielsweise in Padua, wo nach Übernahme der Stadtherrschaft durch Venedig im Jahr 1406 gerade die Appellationsgerichtsbarkeit zu einer politisch umstrittenen Frage wurde.[19]

Die nachfolgend abgedruckten *Statuta iudicis appellationum et maioris sindici civitatis Lucane* aus dem Jahr 1372/3[20] sind nicht die ersten speziellen Appellationsstatuten, die für Lucca noch vorhanden sind. Doch die früheren Statuten des Appellations- und Syndikatsrichters aus dem Jahr 1331 sind im Kontext weiterer Gerichtsordnungen für die unteren Gerichte in der Stadt Lucca erhalten: So sind dort daneben noch überliefert die *statuta curiae nove justitiae*, diejenigen der *curia castaldionum*, sowie der *curia executorii*.[21] Mithin handelt es sich bei den Statuten im Jahr 1331 um ausgelagerte Spezialstatuten, die Ascheri für die Spezialstatuten einzelner Ämter im zeitgenössischen Siena beschrieb. Anscheinend anders als in Siena liegen in Lucca für das

19 Vgl. für Padua jüngst S. U. Tjarks, Das Venezianische Stadtrecht Paduas von 1420. Zugleich eine Untersuchung zum statutaren Zivilprozess im 15. Jahrhundert, Berlin 2013, S. 389–413. In Padua war seit dem 14. Jahrhundert kein eigener Appellationsrichter vorgesehen, sondern der *Podestà* oder ggfs. der Rat der Stadt sollten über Appellationen entscheiden.

20 Bereits am 13. 11. 1370 wurde im Luccheser *Consilio maggiore* der Vorschlag zur Reform sämtlicher städtischer Statuten eingebracht, der sich mit der Wahl von neun *statutarii* am 18. 6. 1371 konkretisierte. Vgl. Riformagioni della Repubblica di Lucca (1369–1400), vol. 2: Agosto 1370–luglio 1371 e appendice, ed. G. Tori, Roma 1985 (Atti delle assemblee costituzionali italiane dal Medio Evo al 1831, serie terza: Parlamenti e consigli maggiori dei comuni italiani, sezione seconda: Riformagioni della Repubblica di Lucca), S. XIV, 244.

21 Zum Kontext und einer Edition der Luccheser Appellationsstatuten von 1331 s. A. Romiti, Il processo civile a Lucca. La curia appellationum (1331), in: Lucca archivistica storica economica. Relazioni e comunicazioni al Congresso nazionale archivistico (Lucca, ottobre 1969), Roma 1973 (Fonti e studi del Corpus membranorum Italicarum 10), S. 152–162, v. a. S. 153 f.; Ders., Lo „Statutum curie appellationum" del 1331, in: Actum Luce. Rivista di studi lucchesi 23 (1994), S. 111–151, v. a. S. 111s, ebd., S. 125–151: Edition der Statuten. Von den übrigen im Jahr 1331 bestehenden städtischen Gerichten (*curia S. Christofori*, *curia foretanorum*, *curia treuganorum*) sind dagegen keine speziellen Organisations- und Verfahrensstatuten erhalten, vgl. Romiti, Lo „Statutum curie appellationum" del 1331, S. 112.

Jahr 1331 ebenfalls neu verabschiedete allgemeine, umfassende Stadtstatuten vor, die in den Jahren 1331–1343 in Zusatzverfahren ergänzt und aktualisiert wurden, wie sie von Ascheri, Keller und anderen andernorts analysiert wurden. Für das Jahr 1342 hingegen, in dem wohl aufgrund der Pisaner Besetzung von Lucca erneut die Stadtstatuten separat aufgeschrieben wurden, blieben die Appellationsstatuten außerhalb des Blicks der Statutengebungskommission, weshalb davon auszugehen sein dürfte, dass nach wie vor die 1331er Appellationsstatuten Zuständigkeit und Verfahren vor dem Appellationsrichter regelten.[22]

Ganz anders jedoch die Appellationsstatuten von 1372/3. Als Spezialstatuten sind sie nun mit der Verfahrensordnung des Syndikatsrichters zusammen erhalten, und folgen gleich im Anschluss an die neu ausgearbeiteten umfassenden Statuten von 1372, die als Zeugnis der wiedererlangten städtischen Freiheit in einem Pergamentcodex überliefert sind.[23] Als sich Lucca im Jahr 1369 durch eine hohe Geldzahlung an Kaiser Karl IV. die Autonomie von der seit 1342 währenden Pisaner Abhängigkeit erkauft hatte, erwirkte die Stadt eine Fülle von weiteren Privilegien, bspw. das nie umgesetzte Privileg, eine Universität in ihren Mauern gründen zu dürfen, aber auch alte Privilegien der autonomen Stadtherrschaft wurden erneuert. Besonderen Wert schien man städtischerseits auf das Recht gelegt zu haben, Gold- und Silbermünzen mit eigenem Kopf prägen zu dürfen. Weiterhin erhielten die Anzianen der Stadt als kaiserliche Vikare zugleich das Bündel der kaiserlichen Reservatrechte verliehen, das in der aktuellen politischen Theorie des 14. Jahrhunderts, etwa von Lupold von Bebenburg, ausformuliert worden war, nämlich das Recht, uneheliche Kinder zu legitimieren, Notare zu ernennen und Adoptionen vorzunehmen.[24] Lucca galt als Lieb-

22 Die allgemeinen Stadtstatuten wurden in den Jahren 1308 sowie in den Jahren 1331–1342 neu verabschiedet und mit unterschiedlichen Zusätzen versehen (ASL, Statuti, 3 und 4). Nur die Statuten von 1308 sind in einer kritischen Ausgabe allgemein zugänglich: Statuto del Comune di Lucca dell'anno MCCCVIII, ed. S. Bongi (Memorie e Documenti per servire alla storia di Lucca 3,3), Lucca 1867. Zum allgemeinen politischen Kontext bei Beginn der sog. Pisaner Fremdherrschaft in Lucca und den neu verabschiedeten Statuten von 1342, s. Meek, The Commune of Lucca under Pisan Rule (wie Anm. 11), S. 17–31, allerdings ohne besonderes Augenmerk auf die Frage der Statutenüberarbeitungen zu legen.

23 ASL, Statuti, 6, fol. 2r–126v (allgemeine Stadtstatuten), fol. 134r–140v (mit teils in falscher Reihenfolge gehefteten Blättern: Statuten des Syndikatsrichters), fol. 141r–147v (Statuten des Appellationsrichters). Daneben wurden auch die, allerdings deutlich kürzeren, Statuten für die *curia novae iustitiae* (fol. 128r–130v) und für die *curia executorum* (fol. 131r–134v) in diesem Statutenband feierlich aufgeschrieben.

24 Das Privileg, Münzen prägen zu dürfen findet sich in J. C. Lünig, Codex Italiae Diplomaticus: Quo non solum Multifariae Investiturarum Literae, ab Augustissimis Romanorum Imperatoribus Italiae Principibus & Proceribus concessae atque traditae, vol. 2, Frankfurt a. M.- Leipzig 1726, Sp. 2225–2226. Die weiteren Privilegien der Universitätsgründung, sowie der typischen kaiserlichen Reservatrechte scheinen lediglich in der Luccheser Überlieferung, nämlich ASL, Capitoli, 3, fol. 72v–73v, 75r–v, 76r–v erhalten zu sein. Vgl. zum Ganzen: C. Meek, Lucca 1369–1400. Politics and Society in an Early Renaissance City-State, Oxford 1978, S. 6. Zu den typischen kaiserlichen Reservatrechten in der politischen Theorie des Spätmittelalters, insbesondere im *Tractatus de iuribus regni et imperii* (1338) des Lupold

lingsstadt Kaiser Karls IV., so dass es – anders als etwa andere Städte der Toskana, wie Pisa, Arezzo, Pistoia und Siena – nicht auch noch die Zusicherung erhielt, dass der Kaiser keinen Fuß in die Stadt setzen würde.[25] Dennoch war das Bündel der Autonomierechte eindrucksvoll.

Im Hinblick auf die Gerichtsorganisation dürfte der Konstanzer Frieden von 1183, der neben vielen anderen Aspekten der Anerkennung kommunaler Freiheit das Recht auf Etablierung einer eigenen Appellationsgerichtsbarkeit vorsah, durchaus von beiden Seiten als rechtlicher Rahmen aktualisiert worden sein.[26] Erst nach dem Abzug des zwischenzeitlich als kaiserlicher Stellvertreter eingesetzten Kardinals Guy de Bologne am 26. März 1370 und Zahlung einer hohen Ablösesumme wurde Lucca dann auch de facto von Einwirkungsmöglichkeiten fremder Mächte frei[27] und setzte eine Kommission zur Ausarbeitung neuer Statuten ein. Bei der Erarbeitung der allgemeinen Stadtstatuten wie auch der Appellationsstatuten wirkte in Lucca 1371/2 ein Kreis von Richtern und Notaren mit, für die das Beschreiben der Kompetenzen für den Appellationsrichter eine Angelegenheit der gesamten Kommune war, nicht dagegen spezielle Rechte des *popolo* gegen die etablierten angesehenen Bürger und adligen Einwohner der Stadt verteidigen sollte, wie dies etwa in Siena der Fall war, wo der *capitano del popolo* in den sog. Statuten des *popolo* vorrangig die Verantwortung für alle innerstädtischen Appellationssachen übertragen erhalten hatte.[28] Die Kommission, die mit der Ausarbeitung und Überarbeitung der Appellationsstatuten betraut war, bestand aus Bartholomeus Forteguerre, Symon de Barga und Ludovicus Mercati als *legum doctores*, Bectus Busolini, Franciscus Becti, Allvisus Balbani, Andreas Belloni, Guido Honesti, Lambertus Coluccini als *statutarii*.[29] Sie entstammten mithin der Schicht von

---

von Bebenburg vgl. jetzt S. Lepsius, Kaiser und König, Reich und Herrschaft bei Cinus de Pistoia (um 1270–1336), in: H. Seibert (Hg.), Ludwig der Bayer (1314–1347). Reich und Herrschaft im Wandel, Regensburg 2014, S. 79 f., 91. Allein das Aufheben der Infamie scheint im Rahmen der Luccheser Privilegien keine Rolle gespielt zu haben.

25 M. Seidel, The Emperor Charles IV in Lucca: Political Iconography and Political Reality, in: M. Seidel/S. Romano (Hg.), The Power of Images, the Images of Power: Lucca as an Imperial City: Political Iconography, München, Berlin 2007 (Series of Kunsthistorisches Institut in Florenz, Max-Planck-Institut 12), S. 19–52, v. a. S. 33–40, insbesondere zur Darstellung der Ereignisse in Wort und Illustration in der Chronik des Giovanni Sercambi und zum *libertas*-Fest in der Kommune.

26 Zur Bedeutung des Konstanzer Friedens für die Appellationsgerichsbarkeit, s. M. Ascheri, Gli statuti delle città italiane e il caso di Siena, in: E. Mecacci/M. Pierini (Hg.), Dagli Statuti dei Ghibellini al Constituto in volgare dei Nove con una riflessione sull'età contemporanea. Atti della giornata di studio dedicata al VII Centenario del Constituto in volgare del 1309–1310 (Siena, Archivio di Stato, 20 aprile 2009), Siena 2009 (Monografie di storia e letteratura senese 16), S. 67–106, 90; Lepsius, *Dixit male iudicatum esse per dominos* iudices (wie Anm. 2), S. 189–269, v. a. S. 195 f.

27 Zu seinem Vikariat s. P. Jugie, Le vicariat impérial du Cardinal Gui de Boulogne à Lucques in 1369–1370, in: MEFRM 103 (1991), S. 261–357 und jetzt auch Seidel, The Emperor Charles IV in Lucca (wie Anm. 25), S. 40–42.

28 Ascheri, Gli statuti delle città italiane (wie Anm. 26), S. 77.

29 ASL, Statuti 6 [1371], fol. 147r.

iudices und Notaren, die andernorts als die städtische Führungsschicht und als die Herren des Rechts Aufstände des gemeinen *popolo* ausgelöst hatten,[30] aus der sich aber in Lucca genau die Führungsschicht zusammensetzte, die auch die Befreiung der Stadt von der Pisaner Herrschaft in den Verhandlungen mit Kaiser Karl IV. erwirkt und nicht zuletzt die erheblichen dafür erforderlichen Geldsummen aufgebracht hatte.[31] Ein schwacher Reflex der Überlegungen, in die neuen Statuten stärker popolane Elemente einzuführen, kann im Amt des *vexillifer iustitiae* gesehen werden, in dessen Hände der auswärtige Appellationsrichter u. a. seinen Amtseid zu leisten hatte (c. 1, unten, S. 167). Jedenfalls in den hier interessierenden Jahren der Verabschiedung der Statuten war jedoch unter anderem Symon de Barga, also ein *statutarius* und *legum doctor*, der *vexillifer iustitiae*.[32] Für diese erfahrenen Rechtspraktiker stand bei der Ausarbeitung der speziellen Appellationsstatuten im Vordergrund, Voraussetzung und Durchführung der Appellationen in Lucca möglichst genau zu definieren und so umfassend wie möglich beim *maior sindicus et iudex appellationum*, der zugleich auch noch der oberste Verantwortliche für die Gabella-Einnahmen der Stadt war, zu konzentrieren.[33] Allerdings sollte von Entscheidungen des Kaufmannsgerichts,[34] aber auch des *maior sindicus*, die Appellation ausgeschlossen sein (c. 33). Wie schon in den Appellationsstatuten von 1331 blieb unter Umständen eine zweite Appellation, also gerade auch gegen eine Entscheidung des Appellationsrichters möglich. Falls das angefochtene erstinstanzliche Urteil von einem der städtischen Gerichte (*curia treuganorum*, *curia S. Christofori*, *curia querimoniorum*) erlassen worden war, dessen Urteil zunächst vor dem Appellationsrichter angefochten worden war und dieser ein anderes Urteil als der erstinstanzliche Richter fällen sollte, so blieb eine weitere Ap-

30 Auch in Lucca versuchte man nach der Wiedererlangung kommunaler Autonomie eine größere Beteiligung des *popolo minuto*. Allerdings kam es nur zu einer gemäßigten Form des *regime a popolo*, indem fünf Familien von der Vertretung in der Versammlung der *Anziani* ausgeschlossen waren. In den folgenden Jahren waren jedoch de facto keine Angehörigen des *popolo minuto* in städtischen Ämtern vertreten, vgl. Meek, Lucca 1369–1400 (wie Anm. 24), S 179–193.

31 Ebd., S. 57–60 (zur Finanzierung allgemein, die zu einem Großteil über Kredite, z. B. der Päpste ermöglicht worden war). Auch die Riformagioni della Repubblica di Lucca (wie Anm. 20), enthalten zahlreiche Notizen, wie sehr die Finanzierungsfragen die städtischen Ratskommissionen beschäftigten. Die genannten *statutarii* wirkten neben der Statutengebung auch an häufigen Gesandtschaften zu den auswärtigen Finanziers mit oder stellten selbst höhere Geldsummen zur Finanzierung der städtischen Ausgaben und Kredite zur Verfügung.

32 Riformagioni della Repubblica di Lucca (wie Anm. 20), cf. Index nominarum, s. v. Simon de Barga.

33 ASL, Statuti 6 [1372], l. 1, c. 26, fol. 10v–11r: „De electione maioris sindici".

34 Dieses Verbot war ausschließlich in den allgemeinen Stadtstatuten von 1371 statuiert worden, l. III, c. 81, fol. 69r, und war auch im Jahr 1371 nicht neu, sondern zog sich durch die gesamte Luccheser Statutengebung hindurch, vgl. Lepsius, *Dixit male iudicatum esse per dominos iudices* (wie Anm. 2), S. 202 mit Anm. 41. Diese Regelungen können als Beleg gedeutet werden, dass man in der Kaufmannsstadt Lucca der kaufmännischen Gerichtsbarkeit einen autonomen Status zuzubilligen bereit war. Überdies dürfte es dort auch darauf angekommen sein, die Verfahren zügig durchzuführen, und somit nicht durch das Inanspruchnehmen von Rechtsmitteln zu verzögern.

pellation, nämlich an den *Podestà*, möglich (c. 27).[35] Der speziellen verfassungsrechtlichen Situation des Jahres 1371 entsprach es zudem, dass falls dieser Instanzenzug an den *Podestà* nicht möglich war, weil dieser schon das erstinstanzliche Urteil gefällt hatte, nicht wie im Jahr 1331 die mögliche zweite Appellation gegen ein kassierendes Urteil des Appellationsrichters an den *rector civitatis* erfolgen sollte,[36] sondern an die *Anziani* (c. 27), deren generelle Stellung als kaiserliche Vikare[37] sich auch in diesem Aspekt manifestierte. Entstehungskontext und Regelungszusammenhang der speziellen Appellationsstatuten belegen somit, dass es sich bei diesen Statuten samt den Statuten für die Amtsführung des obersten Gabella-Beamten,[38] der in Personalunion der Appellations- und Syndikatsrichter war, um ein einheitliches Gesamtpaket handelte, zu dessen entscheidenden politischen Programmpunkten auch zählte, nicht nur die Freiheit von äußerer Fremdherrschaft zu erlangen, sondern auch nach innen durch ein sorgfältig ausdifferenziertes Programm der Kontrolle von Gerichtsverfahren, von Amtsführung und von Finanzverwaltungsfragen abzusichern. Die zentrale Bedeutung zuverlässig rechtlich agierender Gerichte im Rahmen der wiedererlangten städtischen *libertas* kommt auch in dem umfassenden Reformationsmandat zum Ausdruck, das Bonmense de Barga, ebenfalls *doctor legum*, bei den *Anziani* am 18. 6. 1371 beantragte:

> *omnia statuta et ordinamenta, provisiones constitutiones et decreta Lucani comunis et curiarum dicte civitatis et constitutiones vicariorum et statuta de bonis moribus et ornamentis mulierum ac expensis nuptiarum et alia quecumque et de quacumque materia loquentia cassare, corrigere, emendare, componere, compilare, extendere, restringere et declarare, tollere et approbare in totu et in partem et sicut ipsis placuerit eisque videbitur et placebit. Et possint etiam statuta et ordinamenta constitutiones et decreta quacumque et cuiusque manieri et forma et de quibuscumque verbis et sententiis edere, componere et de novo facere prout voluntate.*[39]

---

35 Die Regelung entspricht damit im Wesentlichen c. 20 der Appellationsstatuten von 1331.

36 Statutum curie appellationum Lucensis civitatis (wie Anm. 14), c. 20.

37 Die *Anziani* als *vicarii imperiales* sorgten zudem am 31. 7. 1372 für die öffentliche Verkündung der zuvor am 6. Juli verabschiedeten Appellationsstatuten durch den öffentliche Boten und Bekanntgabe der Termine zur Einsicht in die neuen Statuten für alle interessierten Bürger: *Anno n.d. MCCCLXXII indiccione decima die ultima mensis Julii honorabiles et magnifici domini Anciani et vexillifer iusticie populi et communis Lucani imperiales vicarii commiserunt, imposuerunt et mandaverunt Iacobo Braccini publico preconi Lucani communis quatenus hodie vadat et publice et alta voce preconizando undique per civitatem Luce per loca consueta ut moris est sono tube premisso et notificet publice et palam omnibus personis audire volentibus qualiter nova statuta et ordinamenta facta et firmata sunt per statutarios Lucani communis autoritate Lucani communis.* Dieser Vermerk befindet sich sogleich im Anschluss an die Stadt- und Appellationsstatuten, ASL, Statuti 6, fol. 147v.

38 Die Ermächtigung an die personalgleich zusammengesetzte *Balia*, nun auch *statuta Lucane gabelle* auszuarbeiten, folgte im Anschluss an die *statuta maioris sindici* und der *statuta iudicis appellationum* (s. unten, S. 166–182), ASL, Statuti 6, fol. 147v.

39 Riformagioni della Repubblica di Lucca (wie Anm. 20), S. 244. Zur Bedeutung der kommunalen Register mit den Protokollen der Ratsversammlungen s. auch die Besprechung von Mario Ascheri zu

Die konkrete Ausgestaltung des kommunalen Spitzenamts des *maior sindicus, iudex appellationum* und *iudex gabellae* in einer Amtsperson, dürfte unmittelbar von den Luccheser Erfahrungen unter Pisaner Herrschaft geprägt gewesen sein, als in großem Stil eigene Steuereinnahmen an Pisa weiterzuleiten waren und es durchweg ein Pisaner war, der das Amt des *maior sindicus* und *iudex appellationum* bekleidete.[40] Eine gewisse systematische Aufteilung zwischen den Regelungen in den allgemeinen Stadtstatuten und in den Spezialstatuten des Appellationsrichters scheint der Statutengebungskommission dabei vor Augen gestanden zu haben: So finden sich die Anforderungen an fachliche Qualifikation, Lebensalter und geographische Herkunft in den allgemeinen Stadtstatuten definiert,[41] während sich in den Spezialstatuten lediglich im Regelungszusammenhang der Zulässigkeit bzw. Unzulässigkeit der Einlegung von Appellationen, erkennen lässt, welch hervorgehobene Position dem Appellationsrichter zugemessen wurde, der in jeder Beziehung ein Gegengewicht zum Podestà bilden sollte.

Neben diesem verfassungs- und organisationsrechtlich besonderen Kontext der neuerlangten Freiheit dürften andere Bestimmungen der Appellationsstatuten eher Reaktionen auf die prozessualen Erfahrungen des 14. Jahrhunderts und entsprechende Präzisierungen schon vorhandener Bestimmungen zur Appellation darstellen. So konnten in Lucca – entgegen dem strengen Verbot des *ius commune* – auch in gewissem Umfang Strafurteile im Wege der Appellation angefochten werden (c. 28). In jedem Fall scheint damit in Lucca in weiterem Umfang als anderorts in der Toskana eine Überprüfung von Strafurteilen möglich gewesen zu sein.[42] Auch konnten keineswegs nur erstinstanzliche Urteile angegriffen werden, sondern jegliche unliebsame sonstige Entscheidung einer städtischen Obrigkeit. Der Sache nach handelte sich also um Extrajudizialappellationen.[43] Der tatsächlich häufigste Fall der Verfahren vor dem

---

den drei Bänden der Registri: M. Ascheri, Un nuovo registro di deliberazioni trecentesche lucchesi, in: Archivio Storico Italiano 160 (2002), S. 79–86, der auf S. 82 auch in anderem Kontext die zentrale Rolle des Bewusstseins der wiedererlangten Freiheit für die städtische Identität hervorhebt.

40 Auf die wiedererlangte Selbständigkeit beim Einziehen und Verwalten der *gabella* als indirekter Steuer stellt insbesondere F. Giovannini, Storia dello Stato di Lucca, Lucca 2003, S. 97 ab, indem er betont, diese sei Lucca am 24. 3. 1369 als Merkmal vollständiger Verwaltungshoheit von Kaiser Karl IV. zurück übertragen worden. Einen genauen Einblick über die Bedeutung der Einnahmen aus der *gabella* für die Luccheser Einnahmen insgesamt bietet: Meek, Lucca 1369–1400 (wie Anm. 24), S. 48–52.

41 So sollte der Appellationsrichter mindestens 40 Jahre alt sein (der Podestà wohl nur 35), einen *doctor legum* nach mindestens fünfjährigem Rechtsstudium erworben haben und aus einer mindestens 50 Meilen von Lucca entfernten und dabei keinesfalls aus der gleichen Kommune stammen wie der *Podestà*, vgl. Lepsius, *Dixit male iudicatum esse per dominos iudices* (wie Anm. 2), S. 197–199; Lepsius, Appellationen vor weltlichen Gerichten in Italien (wie Anm. 2), S. 27–51, v. a. S. 38.

42 Lepsius, Appellationen vor weltlichen Gerichten in Italien (wie Anm. 2), S. 39 f.

43 Zum Begriff s. etwa für den kirchlichen Bereich: K.-W. Nörr, Ein Baustein der mittelalterlichen Rechtskirche: die *appellatio extraiudicialis*, in: Ders., *Iudicium est actus trium personarum*. Beiträ-

Appellationsrichter betraf jedoch auch in Lucca die klassischen Appellationen gegen Zivilurteile, bei denen der Urteilstenor sich auf *bene appellatum/male iudicatum* bezog.[44] In anderen Fällen findet sich in den Akten daneben der Tenor des *cassatum et irritum haberi*. Ob dies Fälle einer Extrajudizialappellation waren oder gar Verfahren gegen Urteile in den Vikarien der Umlande betrafen, wird sich erst anhand genauerer Analyse der Tenorierungen der erhaltenen Urteile in den archivalischen Beständen nachprüfen lassen. Eine große Besonderheit der Luccheser Bestimmungen betrifft jedenfalls das Erfordernis für jeden erstinstanzlichen Richter, dessen Urteil im Wege der Appellation angegriffen worden war, Akten herzustellen und sich ggfs. über einen ständigen Vertreter vor dem Luccheser Appellationsgericht gegen den Vorwurf von verschuldeten Rechtsfehlern oder Verstößen gegen Formvorschriften verteidigen zu müssen. Hierfür sahen die Statuten von 1331 Geldstrafen,[45] diejenigen von 1372 (cc. 17, 19, 28, unten S. 174–176, 178 f.) daneben auch institutionelle Vorkehrungen vor.

Über die Appellationsgerichtsbarkeit erfolgte außerdem eine wohl nicht zu unterschätzende Integration des weiteren *contado* und des 6-Meilen *districtus* von Lucca. So wendeten sich ausweislich der stichprobenartig für das Jahr 1329 ausgewerteten Prozessakten des Luccheser Appellationsrichters 28 Appellationen gegen Urteile aus dem weiteren *districtus* von Lucca.[46] Darunter erfolgten fünf Appellationen aus Pietrasanta, 15 aus Camaiore, drei aus Villa Basilice, fünf aus Elici. In den Appellationsstatuten war schon 1331 vorgesehen gewesen (c. 12), dass alle Podesterien und Vikarien im Herrschaftsgebiet von Lucca einen *sindicus* in der Stadt Lucca als Vertreter und ggfs. Verteidiger ihrer erstinstanzlichen Urteile unterhalten sollten. In den erneuerten Appellationsstatuten von 1372/3 wurden diese Bestimmungen insofern präzisiert als die Zustellung der Akten und die Verteidigung des erstinstanzlichen Urteils durch sie erfolgen sollte (c. 19). Damit formulierten die kommunalen Appellationsstatuten eine vergleichsweise deutliche und anscheinend so genau nur in Lucca ausformulierte Erwartung an die Gemeinden des Luccheser Territoriums aus, sich auch institutionell in die zentralörtliche Ausübung der Gerichtsbarkeit und des Instanzenzuges einzuordnen. Der andernorts beobachtete räumliche Durchdringungsprozess der Kommunen

---

ge zur Geschichte des Zivilprozeßrechts in Europa, Goldbach 1993 (Bibliotheca eruditorum Bd. 4), S. *115–*134 sowie für die Verfahren vor dem Reichskammergericht: T. Seeger, Die Extrajudizialappellation, Köln-Weimar-Wien 1992. Einen Überblick über die Art und Kontrollintensität im Wege der Extrajudizialappellation anhand der überlieferten Prozessakten plane ich in einer separaten Veröffentlichung.

44 Lepsius, *Dixit male iudicatum esse per dominos iudices* (wie Anm. 2), S. 222–230.

45 Statutum curie appellationum (wie Anm. 14), c. 12 sah eine Strafzahlung von 10 *librae* für den Richter vor, falls die Umstände, die Gegenstand der erstinstanzlichen Entscheidung waren, nicht mit Hilfe korrekt geführter Akten des erstinstanzlichen Richters für das Appellationsverfahren präsentiert werden konnten.

46 Quantitative Auswertungen anhand der Akten des Jahres 1329 bei Lepsius, Appellationen vor weltlichen Gerichten in Italien (wie Anm. 2), S. 43–46.

in ihren *contado* hinein, indem dort beispielsweise *sindici* seit dem 13. Jh. eingerichtet wurden, die unter anderem für die Anzeige von Verbrechen auf ihrem Gebiet verantwortlich waren,[47] setzte sich damit mit diesen genauen Anforderungen an die Vertretung der Dörfer und Weiler vor dem Luccheser Appellationsrichter fort. Leider ist mir bislang anhand der erhaltenen Prozessakten noch nicht deutlich geworden, ob und in welchem Umfang diese Vertreter tatsächlich in Appellationsverfahren aktiv wurden.

Der Text der beiden Verfahrensordnungen ist im direkten Anschluss an die allgemeinen Stadtstatuten in vier Büchern abgedruckt, die in Lucca nach Wiedererlangung der kommunalen Autonomie[48] ebenfalls neu erlassen wurden.[49] Im gleichen Statutenband befinden sich überdies auch die Statuten von erstinstanzlichen städtischen Gerichten, so der *curia nove iustitiae* oder der *curia executoris*. Es handelt sich um einen sehr gut erhaltenen Codex, der wohl nicht zur öffentlichen Einsichtnahme durch die Bevölkerung bestimmt war. Vielmehr dürfte es sich um das Exemplar der allgemeinen Stadt- und der speziellen Gerichtsstatuten gehandelt haben, das in der *camera* der Kommune[50] von Lucca aufzubewahren war. Denn dieser Statutenband weist weder die typischen Abnutzungs- und Gebrauchsspuren der öffentlich ausliegenden Statutenbände auf, noch sind an dem originalen Einband Befestigungen der Kette zu erkennen, mit der üblicherweise öffentlich ausliegende Statutencodices gesichert wurden und für deren ordnungsgemäße Herstellung, Aufbewahrung und

47 Beobachtungen zu diesen räumlichen Verdichtungsprozessen, die stärker auf das Bestreben der zentralen Kommunen an guter Verwaltung ihres Territoriums zurückzuführen sein dürften als auf dörfliche Repräsentationsbedürfnisse, bei M. Ascheri, Législation et coutumes dans les villes italiennes et leur „contado" (XIIe–XIVe siècles), in: M. Mousnier/J. Poumarède (Hg.), La coutume au village dans l'Europe médiévale et moderne (Actes des XXes Journées Internationales d'Histoire de l'Abbaye de Flaran, Septembre 1998), Toulouse-Le Mirail 2001, S. 73–92, v. a. S. 85.

48 Zur Übergangszeit und dem Freikauf von Pisaner Oberherrschaft im Jahre 1369, P. Jugie, Le vicariat impérial (wie Anm. 27), S. 305 f. Zum Eingreifen Karls IV. in Italien allgemein in dieser Zeit und zur Rekuperationspolitik des Kardinal Albornoz, der anscheinend jedoch an Lucca kein besonderes Interesse zeigte, s. nun auch E. Schlottheuber/A. Kistner, Kaiser Karl IV. und der päpstliche Legat Aegidius Albornoz, in: Deutsches Archiv für die Erforschung des Mittelalters 69 (2013), S. 531–579.

49 Diese allgemeinen Statuten befinden sich ebenfalls in ASL, Statuti, 6, fol. 1r ss.

50 Zu den ersten städtischen Archiven: P. Koch, Die Archivierung kommunaler Bücher in den ober- und mittelitalienischen Städten im 13. und frühen 14. Jahrhundert, in: H. Keller/T. Behrmann (Hg.), Kommunales Schriftgut in Oberitalien. Formen, Funktionen, Überlieferung, München 1995 (Münstersche Mittelalter-Schriften 68), S. 19–69. Zur *camera Lucani communis* als Vorform eines städtischen Archivs, indem insbesondere die privaten Imbreviaturbücher der Notare und die bei Gericht hergestellten Prozessbücher abzuliefern waren, vgl. Lepsius, Kontrolle von Amtsträgern durch Schrift (wie Anm. 2), S. 431–436; sowie A. Romiti, Archival Inventorying in Fourteenth-Century Lucca: Methodologies, Theories, and Practices, in: T. W. Blomquist/M. F. Mazzaoui (Hg.), The Other Tuscany. Essays in the History of Lucca, Pisa, and Siena during the Thirteenth, Forteenth, and Fifteenth Centuries, Kalamazoo, Michigan 1994 (Studies in Medieval Culture 34), S. 83–109.

Veröffentlichung in Lucca bezeichnenderweise ebenfalls der Syndikatsrichter verantwortlich war (s. Statuten des Syndikatsrichters, unten, S. 161, c. 20).

Der Codex weist bei einer Blattgröße von rund 36,5 cm x 25 cm einen Schriftspiegel von 25 × 20 cm auf. Der Textblock der städtischen Statuten wie auch der beiden nachfolgend gedruckten Gerichtsstatuten besteht durchgängig aus 47 Zeilen. Paläographisch ist die Schrift als eine gut lesbare, wenige Abkürzungen aufweisende Rotunda anzusprechen, die sich insbesondere durch die Verwendung eines kleinen runden r vor allem nach Vokalen charakterisieren lässt.[51] Praktisch durchgängig wird das Unciale d sowie ein zweistöckiges, kleines a verwendet. Eine Besonderheit des Statutencodex besteht darin, Sätze und Halbsätze mit einem ausgeschriebenen et zu beginnen, wobei ein großes E verwendet wird, dessen Mittelstrich das folgende t verbindet und links neben dem Hauptschaft in einem nach links gewendeten Bogen auf die Basiszeile zurückgeführt wird.

Jedes Kapitel weist eine rubrizierte Überschrift samt römisch gezählter Kapitelnumerierung auf und beginnt mit einer rot-blau abgesetzten, sog. Lombarda-Initiale, die in der Höhe drei reguläre Textzeilen beansprucht. Die Gerichtsstatuten sind damit genauso dekoriert wie die allgemeinen Stadtstatuten. Auch der paläographische Befund zeigt also, dass die Statutengeber[52] die Gerichtsverfassung der Kommune mit ihren unterschiedlichen Gerichten und Ämtern, vorrangig jedoch dem Appellations- und Syndikatsrichter, einschließlich ihrer jeweiligen Verfahrensordnungen für ebenso bedeutsam hielt, wie die allgemeinen Stadtstatuten.

---

51 A. Derolez, The Paleography of Gothic Manuscript Books. From the Twelfth to the Early Sixteenth Century, Cambridge 2003 (Cambridge Studies in Palaeography and Codicology), S. 104–110.

52 Zur Kommission, die im Jahr 1370 für die Redaktion der neuen Stadtstatuten eingesetzt worden war und auch die Gerichtsstatuten formulierte, s. Lepsius, Spezielle Appellationsstatuten (wie Anm. 3), S. 40, Anm. 61.

Anhang

Rubrice statutorum curie sindici et iudicis appellacionum*

fol. 135r: <A: Statuten des Syndikatsrichters>:

I. De iuramento maioris sindici Lucane communis fo. cxxxvi
II. De eleccione maioris sindici et eius salario et familia fo. eodem
III. Qualiter maior sindicus debet sindicare fo. eo.
IV. De modo et forma sindicandi officiales forenses
V. De pena sindici condempnantis officiales in maiori vel minori quam debeat per formam statutorum
VI. De avere Lucane communis per maiorem sindicum recuperando fo. eo.
VII. De eo quod maior sindicus teneatur mandare quibuscumque officialibus observanciam statutorum et iurium fo. eo.
VIII. De remissione mandati fo. eo.
VIIII. De tempore[i] infra quod debet querela exponi coram sindico post gravamen illatum fo. cxxxvii
X. De eo quod querela gravaminis illati post denunpciam factam seu remissam seu inferendi debeat certo tempore terminari fo. eo.
XI. De modo et forma procedendi super denunpciis et querelis fo. eo.
XII. De auxilio prestando maiori sindico Lucane communis fo. eo.
XIII. Qualiter quilibet officialis debeat esse contentus salario sibi statuto et de pena contrafaciencium seu delinquencium in officio fo. eo.
XIIII. Quod omnes officiales Lucane civitatis et extra obedire teneantur maiori sindico fo. cxxxviii.
XV. De cognoscendo querelas singularium personarum contra sua communia fo. eo.
XVI. Quod maior sindicus teneatur ire per vicarias et legi facere constitucionum et de pena contrafacientis.
XVII. Qualiter sindicus debeat sindicari et per quem fo. eo.
XVIII. Quod officiales et castellani stare teneantur in eorum officiis vel castellanarii fo. eo.
XVIIII. Quomodo debent puniri officiales si per eorum fraudes condempnaciones cassate fuerant fo. cxxxviiii.
XX. Qualiter maior sindicus teneatur notifacere dominis ancianis quod statua Lucane communis exemplentur, ut publice videantur. fo. eo.

---

* ASL, Statuti, 6, fol. 135r–140v [mit vertauschter Blattheftung, sowie auf fol. 137r–v: ein Auszug aus den *statuta curie executorum*].
i Ms. *del.*: in que.

XXI. Qualiter sindicus debeat dare copiam actorum fo. eo.
XXII. De accusacione seu denunpcia recipienda per sindicum non prestita fideiussione.
XXIII. Quod sindicus compellat iudicem appellationis accipere querelas, que coram eo moverentur secundum formam statutorum fo. eo.
XXIIII. De eo quod maior sindicus non possit se intromittere ultra naturam sui officii fo. eo.
XXV. De officio sindici circa carceratos fo. eo.
XXVI. De pena imponenda ei, qui aliquam gabellam seu introitum recolligeret ultra quam per statuta Lucane communis sit permissum fo. eo.
XXVII. De eo quod minor sindicus Lucani communis possit interesse in iudicio pro defensione et in defensionem Lucani communis fo. cxl.
XXVIII. Quod resistentes et impedientes maiorem sindicum seu eius officiales et familias in eorum officiis fo. cxl.
XXVIIII. Quod quilibet notarius et officialis teneatur consignare et dimittere libros et acta in eius officio descripta custodi camere Lucani communis fo. eo.
XXX. Qualiter procedi debeat et pena imponi de iniuriis seu verbis iniuriosis factis in presencia maioris sindici sue eius curie fo. eo.
XXXI. Quod constitutiones maioris sindici omnibus prevaleant fo. eo.
XXXII. De eo quod quilibet numpcius teneatur dare fideiussores in curia Lucani sindici eo.
XXXIII. Quod a gravaminibus maioris sindici haberi possit recursus ad collegium dominorum ancianorum eo.
XXXIIII. In quo loco condempnaciones fieri debeant fo. eo.

Expliciunt rubrice statuti maioris sindici

fol. 136r: *Incipit statutum curie maioris sindici iudicis appellationum*

Capitulum I: De iuramento maioris sindici Lucani communis. Rubrica
Statuimus quod maior sindicus Lucani communis prima die introitus sui officii teneatur iurare in manibus vexilliferi iusticie corporaliter tactis scripturis ad sancta dei evangelia bona fide sine fraude, quod ipse toto tempore sui officii sindicatus dictum officium et omnia ad dictum officium quomodolibet spectancia bene et legaliter et cum omni sollicitudine exercebit et toto posse salvare et custodire curabit et salvari et custodiri faciet hec et iura, iurisdictiones et quecumque alia[a] bona ad Lucanum commune quomodolibet spectancia vel que inantea ad Lucanum commune quomodolibet pertinere noscentur. Et observabit et observari faciet per quoscumque officiales

a Ms. *del. et corr.*: alia.

Lucani communi hoc presens statutum et omnia alia statuta seu ordinamenta facta et fienda ad eius seu dictorum officialium officia spectantia secundum formam presentis statuti. Et contra predicta attemptantes procedet et puniet secundum formam statutorum et iuris. Et coget omnes officiales, qui officia acceptaverint ad dictum officium iurandum in manibus dicti maioris sindici infra tempora statuti et contra predicta non servantes procedet secundum formam statutorum et iuris. Remotis amore, odio, timore et pecunia et cetera omnia faciet que ex forma sue electionis facere tenetur et debet.

c. II: De electione maioris sindici Lucani communis et eius salario et familia. Rubrica

Et maior Lucanus sindicus eligi debeat cum familia et salario et eo modo et forma contentis supra in primo libro statutorum sub rubrica de electione maioris sindici.

c. III: Qualiter maior sindicus debeat sindicare. Rubrica

Et maior sindicus teneatur et ad eius officium spectet sindicare ancianos et vexilliferum iusticie Lucani communis de hiis omnibus que fecerint contra formam eorum electionis et officii et statutorum deposito officio ancianatus infra quindecim dies, qui sindicatus expediri debeat infra duos menses a die depositi officii. Et omnes singulos alios officiales cives et se pro officialibus se gerentes intus civitatem et extra tam ordinarios quam extraordinarios et eorum familias de omnibus baractariis, furtis et illicite ablatis et aliis quibuscumque factis, commissis, omissis et neglectis contra formam statutorum et aliis quibuscumque commissis tempore dicti sui officii sindicatus et ante per annum, si officium talis officialis fuerit annuale, vel per sex menses, si tale officium fuerit semestre. Et eciam debeat sindicare quoscumque officiales per aliquas communitates Lucani territorii electos de furtis et illicite receptis infra annum a die depositi officii. Et predicta omnia vendicent sibi locum in officialibus forensibus seu per officialibus se gerentibus. Ita tamen quod eorum et cuiusque eorum sindicatus debeat sentencia terminari infra decem dies a tempore inchoati processus, qui debeat inchoari saltem infra duos dies a tempore depositi officii talis officialis forensis ad penam librarum centum maiori sindico infligendam.

c. IIII: De modo et forma sindicandi officiales forenses. Rubrica

Et teneatur maior sindicus in sindicando officiales forenses seu pro offici-| [fol. 136v] alibus se gerentes et eorum familiam hunc ordinem observare, quia fundata inquisicione contra eos et facta responsione affirmativa vel negativa et nullam aliam maior sindicus admittere teneatur. Ea die mictere teneatur preconium per civitatem Luca-

nam, quod quicumque voluerit aliquid dicere, petere vel querelam exponere de tali officiali vel sua familia comparere debeat ad curiam sindici infra quintam diem recepturi iusticie complementum. Et similiter preconiçari faciat die sequenti ad terminum quatuor dierum et successive post secundum bannum, sequenti die preconiçari faciat ad terminum dierum trium. Ita quod infra quinque dies a die inchoati processus, peticiones et querele omnium recipiantur et audiantur et infra alios dies, qui supersunt usque in decem inclusive, dicti processus et querele auditis, defensionibus et probacionibus parcium per maiorem sindicum terminentur ad penam librarum centum maiori sindico infligendam. In quibus processibus statutorum solemnitates non debeant observari nec propterea vicientur processus. Sindicatus vero officialium civium vel de territorio Lucani expediatur infra tempus in superiori capitulo declaratum. In quibus processibus solemnitates statutorum debeant observari. Ita tamen, quod preconia mittantur ad terminos de quibus videbitur maiori sindico, quibus decursis peticiones et querele singularium non audiantur, reservando eis tamen iure in ordinario iudicio.

c. V: De pena sindici condempnantis officiales in maiori vel minori. Rubrica

Et si maior sindicus aliquem condemnaverit in minori, quam condemnare debeat per formam statutorum, ipse sindicus per suum sindicum sindicetur in duplum eius, quod in minori condemnavit, ad utilitatem Lucani communis. Et si in maiori condemnaverit, teneatur ad emendam damni damnum passo.

c. VI: De avere Lucani communis per maiorem sindicum recuperando

Et maior sindicus teneatur cogere ad solvendum vel restituendum Lucano communi omnes et singulos tam officiales quam privatas personas ad quorum manus pervenit seu perveneat quomodocumque tempore de avere Lucani communis vel Lucano communi debito quod non[a] restituerunt et eos condemnare usque in quadruplum, prout ei videbitur considerata qualitate delicti et malicia persone. Et predicta facere possit aliqua temporis prescriptione non obstante.

c. VII: De eo quod maior sindicus teneatur mandare quibuscumque officialibus observanciam statutorum et iurium

Et quociens coram maiori sindico proponeretur querela, in qua contineretur quod aliquis officialis intus civitatem vel extra in civilibus vel criminalibus aliquem gravare

a Ms. *del.*: de <stituerunt>.

intenderet contra formam iurium et statutorum vel aliquid eorum, si in tali querela esset expressum in quo gravare talis officialis intenderet talem personam et causam gravaminis et iura et statuta essent nominata in dicta querela contra que talis officialis facere velle diceretur seu gravare, teneatur maior sindicus cuiusquam officiali mandare et denunciare per nuncium cum copia talis querele ad peticionem querelam in forma predicta proponentis observanciam iurium et statutorum in ipsa querela contentorum ad penam eius arbitrio imponendam.

c. VIII: De remissione mandati. Rubrica

Et teneatur maior sindicus mandatum et denunciam facere cuicumque officiali [fol. 134r] de observancia iurium et statutorum remictere ad peticionem eius, contra quem seu cuius preiudicium vel impedimentum dictum mandatum vel denuncia facta forent, cum observancia iurium et statutorum in querela contentorum, qua remissione facta possit primus officialis procedere prout poterat ante dictam denunciam vel mandatum reservata tamen examinacione et decisione ipsi domino sindico, an sit factum contra iura et statuta de quibus in dictis querela mandato et denunciacione fit mencio. Et si aliter processerit talis officialis non facta remissione predicta, quicquid fecerit non valeat ipso iure, sive iuste sive iniuste fecerit. Et nichilominus talis officialis condemnetur et puniatur arbitrio dicti maioris sindici, verum si in criminalibus, in quibus venit pena sanguinis infligenda, denuncia fieret de gravamine inferendo per diffinitivam sentenciam, talis denuncia remitti non possit et absque aliqua querela illati gravaminis super tali denuncia procedi possit et examinari quid debeat per officialem pronunciari et declarari. Dum tamen ad peticionem denunciam facientis talis officialis, qui procedit in causa, et minor sindicus Lucani communis et accusator ad procedendum super denuncia eadem die denuncie porrecte vel sequenti coram sindico convocentur. Et quicquid per sindicum declaratum fuerit fiendum esse de contentis in denuncia, officialis principalis processus prosequi teneatur. Et si aliter processerit seu fecerit, non valeat ipso iure. Et nichilominus puniatur per dominum sindicum in libris decem usque in centum arbitrio dicti maioris sindici.

c. VIIII: De tempore infra quod debet querela exponi coram sindico post gravamen illatum. Rubrica

Et quilibet ad cuius peticionem fuerit facta denuncia vel mandatum alicui officiali[a] in civilibus seu criminalibus, in quibus denuncia potest remicti secundum formam suprascriptorum capitulorum et que renuncia vel mandatum remissa fuerit, ut supra

a Ms.: ofciliali [sic!].

in superiori capitulo continetur, teneatur a die gravaminis illati infra tres dies utiles querelam exponere de gravamine, quod asserit sibi illatum contra formam iurium et statutorum in denuncia contentorum, et in ipsa querela petatur processum et gravamen post denunciam et mandatum factum revocari, annullari et irritari. Et eius querele copia ex parte sindici per aliquem nuncium micti illi, pro quo seu ad cuius instanciam fuerit gravamen illatum. Et in criminalibus predictis eciam officiali qui procedit et minori sindico Lucani communis locetur et statuatur ad comparendum et respondendum dicte querele et peticioni terminus saltem duorum dierum utilium. Et si dictam querelam gravaminis illati et eius copiam non transmiserit predictis, ut dictus est infra dictum terminum trium dierum utilium, intelligatur a iure denuncie cecidisse nec sindicus possit procedere quoquo modo super illa. In criminalibus vero, ubi non debet fieri remissio denuncie facte nec querela illati gravaminis proponi, sufficiat citari officialem, ex cuius officio proceditur, et minorem sindicum Lucani communis et accusatorem ea die denuncie porrecte vel sequenti, ut in superiori capitulo continetur.

c. X: De eo quod querela gravaminis illati post denunpciam factam seu remissam seu inferendi debeat certo tempore terminari. Rubrica

Et querela gravaminis illati tam in civilibus quam in criminalibus post denunciam factam et remissam a die querele proposite illati gravaminis seu denuncia vel querela gravaminis inferendi in quo casu, quo remicti | [fol. 134v] non debet, a die ipsius denuncie debeat infra vigintiquinque[a] dies utiles per sentenciam terminari. Verum in criminalibus, ubi venit pena sanguinis imponenda, possint dicta tempora prorogari usque in quindecim dies utiles, si maior sindicus comictere voluerit seu predicta consulenda comiserit extra territorium Lucanum. Dum tamen talis prorogatio fieri non possit, nisi talis denuncia seu querela illati gravaminis decisivam respiciat negocii principalis.

c. XI: De modo et forma procedendi super denunpciis et querelis

Et si ad denunciam vel querelam gravaminis inferendi in casu, in quo potest procedi super eam, vel ad querelam illati gravaminis post denunciam et querelam inferendi gravaminis iam remissam comparuerunt citati, teneatur maior sindicus iura parcium examinare, in quo processi dilaciones moderare possit, prout sibi videbitur. Et si repererit factum contra iura vel statuta in denuncia contenta, vel partem, que denunciam fecerit, gravari non debere, in casu in quo primus officialis aliquid contra fece-

a Ms. *add. inter lineas*: quinque.

rit, ipsum processum irritet, revocet et annullet. Et in quantum adhuc talis officialis non gravaverit, in casu in quo super denuncia procedi potest gravamine non illato, pronunciet et declaret, quid fieri debet per officialem principalis processus. Et quod per maiorem sindicum fuerit in predictis declaratum seu pronunciatum, per primum officialem principalis cause seu processus debeat effectualiter observari omni appellacione postposita et remota. Et si tales citati non comparuerint ad dictam querelam illati gravaminis vel eciam inferendi, in casu in quo procedi potest ad ostendendum de eorum iure, tunc si expectati duobus diebus utilibus non purgaverint contumaciam suam, eorum absencia dei presencia repleta, maior sindicus videat et examinet et determinet et decidat et perinde procedat ac si citati comparuissent, ut superius dictum est. Et officiales inobedientes et resistentes sibi pro predictis et et eorum occasione possit punire et multare de facto a libris decem usque in quinquaginta ad eius arbitrium voluntatis.

c. XII: De auxilio prestando maiori sindico Lucani communis. Rubrica

Item statuimus et ordinamus, quod potestas civitatis Lucane et quilibet alius officialis a maiori sindico requisiti teneantur et debeant dare auxilium, forciam et iuvamen dicto sindico et eius notariis pro eorum officio exercendo quociens fuerunt requisiti et suis parere mandatis in omnibus ad suum officium spectantibus.

c. XIII: Qualiter quilibet officialis debeat esse contentus salario sibi statuto et de pena contrafaciencium seu delinquencium in officio. Rubrica

Item statuimus et ordinamus, quod quilibet officialis cuiuscumque status vel condicionis existat tam intus civitatem quam extra debeat stare contentus salario sibi ordinato et nil ultra accipere in pecunia, rebus vel promissionibus modo aliquo vel ingenio per se vel alium directe vel per obliquum, de quo maior sindicus teneatur inquisicionem facere. Et si quis inventus fuerit contrafacere, puniatur per dictum sindicum de quolibet denario in duodecim ad opus Lucani communis eius quod acceperit vel promissum fuerit, nichilominus in restitucionem rei vel pecunie habite vel recepte per ipsum sindicum condemnetur illi, a quo habuerit vel receperit et a promissione liberare inquantum dans vel[a] [fol. 138r] promittens denunciaverit. Et de predictis fidem fecerit dicto maiori sindico, si autem alius denunciaverit, tunc dicta pecunia et res data vel promissa debeat dari et assignari eidem denuncianti. Et nichilominus ipse dans vel promictens, qui non denunciaverit, condemnetur in tantumdem quantum dedit vel promisit officiali ad utilitatem Lucani communis. Et predicta fieri debeant infra quin-

a *Ms.*add. in fine*: require infra fo. 138.*

decim dies postquam ad noticiam dicti maioris sindici pervenerit. Et quod dictum est supra in dacione vel promissione, idem intelligatur in deposito facto pro dando dicto officiali. Et similiter procedatur et fiat contra parsenectas (?) seu mediatores, sicut dictum est supra de recipiente rem, pecuniam vel promissionem. Et unicuique datori vel denunciatori cum sacramento, si fuerit homo bone fame de qua stetur arbitrio ipsius domini sindici, inspecta qualitate accusati, accusantis et denunciantis et qualitate delicti credatur usque in s<olidos> quadraginta. Et cum dicto sacramento cum probacione unius testis seu aliis indiciis et presumpcionibus precedentibus credatur usque in libras vigintiquinque, et abinde supra quantacumque fuerit summa cum probacione duorum testium et iuramento talis sic denunciantis seu dantis, ut supra dictum est. Et predicta omnia intelligantur tam in datis quam in dari promissis ipsis officialibus vel alicui pro eis vel aliquo eorum sive depositis directo sive per obliquum sive fide aliqua habita de dato vel promisso occasione dicti sui officii. Et semper occasione dicti sui officii datum promissum et fides habita presumatur presentis statuti auctoritate. Et eciam possit dictus sindicus evidentibus indiciis et presumptionibus precedentibus investigare, inquirere et invenire per tormenta et alia via, prout sibi videbitur. Et in dicto casu dictus sindicus servet et servare teneatur statuta Lucani communis de tormentis loquencia, supra in libro secundo. Et si contrafaceret, sindicetur per eius sindicum, ut in dictis statutis continetur. Et a preceptis sentencia vel condemnacione et eius processu vel execucione appellari non possit vel querela moveri aut supplicari nec per viam aliquam contraveniri. Et condemnatus vel imbannitus occasione predicta non possit eligi ad aliquod officium per decennium nec, si electus fuerit, acceptare possit. Et si contrafecerit, puniatur per maiorem sindicum in flor<enos> centum. Et si iudex appellacionis vel quivis alius officialis contra predicta faceret seu eidem sindico aliquid prestaret impedimentum, debeat condemnari in libris centum ad opus Lucani communis. Et quicquid factum esset contra predicta, non valeat ipso iure. Et dicto maiori sindico seu iudici appellacionum vel cuivis alteri officiali et eorum familiis in casu, quo contra eos procederet ex officio sindicatus per accusam vel aliter detur omnino copia processus et testium et competens terminus ad defensionem faciendum. Et si contra fieret, processus non teneat ipso iure. Et contra predictos officiales, quibus diceretur pecuniam esse datam vel promissam seu alteri eorum nomine vel fides quomodolibet habita, idem maior sindicus possit et debeat punire et procedere eciam durante eorum officio. Contra potestatem vero et eius familiam durante eius officio procedere non possit, nisi in casibus expresse ei concessis.

c. XIV: Quod omnes officiales Lucane civitatis et extra obedire teneantur maiori sindico Rubrica

Et quilibet officialis Lucani civitatis et extra pro eius officio exercendo teneatur obedire mandatis domini maioris sindici, pro quibus mandatis non observatis a libris quinque usque in vigintiquinque, ubi alie pene non essent in statutis specificate, ipse

possit imponere penas et banna pro sue arbitrio | [fol. 138v] voluntatis. Et si quis officialis recusaverit obedire eius mandatis occasione eius officii exercendi, possit dictus sindicus eum imbanniri facere et punire et[a] condemnari, ut dictum est et secundum formam harum constitutionum.

c. XV: De cognoscendo querelas singularium personarum contra sua communia. Rubrica

Et maior sindicus possit et debeat recipere, cognoscere et terminare querelas singularium personarum communium sex miliariorum vel quasi et tocius Lucani territorii de gravaminibus, que eis de singularibus personis inferrerentur per communia, contratas seu brachia eorum seu dictorum communium contratarum et brachinorum sindicos, officiales seu consules, qui officiales in omnibus occasione eorum officii dicti sindici mandatis parere teneantur. Et eciam teneatur dictus sindicus ad peticionem dictorum communium vel dictorum communium sindici cogere camerarium et consules dictorum communium ad reddendum racionem et faciendum eorum, que perceperint seu exegerint de daciis impositis vel prestanciis vel aliis quibuscumque racione eorum officii et ad re reliqua restituenda. In quibus procedere possit summarie et de plano, sine strepitu et figura iudicii eciam tempore feriato.

c. XVI: Quod maior sindicus teneatur ire per vicarias et legi facere constitucionem et de pena contrafacientis. Rubrica

Et teneatur maior sindicus tempore sui officii si fuerit semestre ire per vicarias omnes semel Lucani communis ad minus, et in qualibet vicaria teneatur convocari facere omnes sindicos cuiuslibet vicarie et diligenter inquirat de vita cuiuslibet vicarii et notarii et aliorum officialium vicarie tam palam quam occulte et scribi facere defectus, quos eum contingerit invenire per eius notarium. Super quibus procedere possit et debeat eciam durante officio talium officialium sic delinquencium. Pro cuius sindici expensis ultra eius salarium domini anciani possint providere, prout eis iustum fore videbitur ac eciam de societate, ut secure possit ire, stare et redire, prout honori Lucani communis videbitur. Qui sindicus si contrafecerit, puniatur per eius sindicum in libris centum ad opus Lucani communis.

a *Ms.* del.: *di.*

c. XVII: Qualiter sindicus debeat sindicari et per quem. Rubrica

Et maior sindicus Lucani communis eiusque notarius et familia sindicari debeant per futurum sindicum eius successorem vel per illum iudicem et alias personas eligendas per dominos ancianos Lucani communis, qui maior sindicus sindicari debeat pro se et sua familia commissis. Et stare debeat ad sindicatum et alia servare teneatur, que in eleccione dicti maioris sindici supra in primo libro statutorum plenius continetur.

c. XVIII: Quod officiales et castellani stare teneantur in eorum officii vel castellanarii. Rubrica

Ut vicarie terre et castra et ipsarum Roche officialium et castellanorum principia bene regantur, statuimus quod vicarii, notarii, castellani, potestates et alii offficiales Lucani communis existentes seu esse debentes in officiis extra Lucanam civitatem continue stare et morari teneantur in eorum vicariis, castellaniis et officiis, et inde non discedere sine expressa licencia dominorum ancianorum, ad penam dictis officialibus librarumque vigintiquinque et castellanis sub pena, que imponitur in statuto conducte. In quibus per maiorum sindicum debeat inquiri, procedi et puniri[a] debeat, ut supra dictum est. Nec dictus maior sindicus contra aliquem de predictis procedere possit, ex eo quod non comparuerit ad eius mandata | [fol. 139r] nisi precesserit licencia dominorum ancianorum. Et hoc capitulum idem maior sindicus legi facere teneatur in consilio, tempore quo officialium electiones celebrantur. Teneatur eciam idem sindicus qualibet ebdomada bis seu ter ad minus revideri et provideri facere, si Lucanus potestas et iudices eius et alii officiales Lucani communis civitatis continue horis ordinatis et diebus stent et morentur ad eorum officium exercendum et si ipsa officia exercent, ut facere tenentur et debent secundum formam statutorum et iuris. Et quem invenerit contrafacientem punire possit usque in libras decem pro qualibet vice eius arbitrio ad opus Lucani communis.

c. XVIIII: Quomodo debent puniri officiales si per eorum fraudes condempnaciones cassate fuerint

Et si invenerit dictus maior sindicus aliquam condemnacionem seu condemnationes vel banna pecuniaria de maleficio vel quasi factas cassari, annullari vel infringi fraude seu defectu officialium curie, ubi dicte condemnaciones facte fuerant, seu negligencia notarii acta scribentis processus vel condemnaciones, talem officialem condemnare teneatur ad opus Lucani communis in duplum eius summe talis condem-

a *Ms.: punire.*

nacionis vel banni sic cassate vel annullate. Et nichilominus talis sic condemnatus vel inbannitus remaneat efficaciter condemnatus vel inbannitus non obstante cancellacione predicta. Et idem fiat et facere teneatur de iudice potestatis et officialium vicariarum, a qua sindici condemnacione appellari vel querela moveri aut supplicari vel aliud in contrarium impetrari non possit. In condemnacionibus vero et bannis cancellatis, annullatis seu deletis per fraudem per quencumque, talis sic delinquens puniatur in libris quingentis et nichilominus talis de banno et condemnacione cancellatus intelligatur condemnatus et imbannitus prout primo erat, non obstante cancellacione predicta.

c. XX: Qualiter maior sindicus teneatur notificare dominis ancianis quod statuta Lucani communis exemplentur ut publice videantur. Rubrica

Et maior sindicus denunciare debeat dominis ancianis ut exemplari et scribi faciant omnia statuta Lucani communis in bona et aperta litera. Que statuta in uno ponantur volumine et unum volumen dictorum statutorum poni faciant in camera Lucani communis quod per scripturam publicam custodi camere commendetur. Et unum aliud volumen consignari faciant cuilibet potestati in principio sui officio per publicum instrumentum. Et unum volumen dictorum statutorum poni faciant in aula publica residencie dominorum ancianorum ligatum cum catena ferrea, ita quod inde exportari non possit. Et unum volumen remanere debeat penes cancellariam dictorum dominorum ancianorum ita quod in consiliis videri et legi publice possit quociens necessitas poposcerit. Et unum volumen assignetur consulibus curiarum ordinariarum. Et que omnia fieri debeant expensis Lucani communis. Item precipiat et precipere teneatur vicariis, quod exemplari faciant expensis vicarie constituciones, quas in sua vicaria servare tenetur. Et predicta denunciare teneatur qualibet ebdomada donec sortita fuerint effectum.

c. XXI: Qualiter debeat sindicus dare copiam actorum. Rubrica

Et teneatur sindicus quociens fuerit requisitus copiam actorum in sua curia actitatorum petentibus dari facere ad penam dicto sindico infligendam librarum quinquaginta pro qualibet vice et ad emendacionem damni parti lese. |

[fol. 139v]: *c. XXII: De accusacione seu denunpcia recipienda per sindicum non prestita fideiubsione* [sic! S. L.]. *Rubrica*

Et quicunque denunciaverit seu accusaverit maiori sindico seu eius curie aliquam personam de expectantibus ad eius officium, non teneatur cavere vel fideiubsorem dare seu pro expensis restituendis adversario se obligare. Et ipse sindicus teneatur eum audire sine aliqua fideiubsione, caucione seu sumptum restitutionis obligacione statuto aliquo non obstante. In expensis tamen cause possit talem denunciatorem seu accusatorem si calumniose vel falso viderit eum ad predicta processisse condemnare et insuper teneatur et debeat condemnare accusatorem calumpnosum vel falsum in penis in statutis contentis.

c. XXIII: Quod sindicus compellat iudicem appellacionis accipere querelas, que coram eo moverentur secundum formam statuti. Rubrica

Et eciam maior sindicus compellere teneatur iudicem appellacionis recipere omnem querelam, que coram eo moveretur secundum formam statutorum absque alio gravamine per ipsum iudicem appellacionis inferendo ei, qui dictam querelam moverit. Et ad peticionem appellantis teneatur et debeat predictus sindicus mandare iudici appellacionis de recipienda appellacione prefata sub pena librarum vigintiquinque, quam penam eidem infligat cum effectu nisi mandatis sindici paruerit. Que si predictus sindicus non observaverit, puniatur pro qualibet vice in libris quinquaginta.

c. XXIIII: De eo quod maior sindicus non possit se intromittere ultra naturam sui officii. Rubrica

Et non possit maior sindicus se intromittere de hiis, que ad eius officium non expectant, vel inquirere aut procedere contra aliquam personam, locum, collegium vel universitatem, nisi ei concedatur ex forma statutorum Lucani communis aperte et sine aliqua interpretacione,[a] et processus facti contra dictam formam ipso iure sint nulli, eciam si de parcium voluntate processerint, nec possit recipere aliquam commissionem, potestatem seu bayliam per se vel cum aliis, nisi processerit ex forma statutorum seu ex mandato dominorum ancianorum cum reformacione consilii. Et si contrafecerit puniatur per eius sindicum usque in libras vigintiquinque considerata qualitate facti.

a *Ms: interpetracione.*

c. XXV: De officio sindici circa carceratos

Et teneatur maior sindicus ad suam sollicitudinem revocare, ne carcaratis aliqua iniuria inferatur per superstantes carcerum vel alios de sua familia vel deputatos per eos, pro quibus ipsi superstites[a] teneantur vel ab eisdem in pluri quam debeant per formam statutorum gabelle quomodolibet exigantur seu extorqueantur seu alias male tractentur. Et curare teneatur, quod statuta de carceribus seu custodibus carcerum facta, de quibus apparet in statuto curie gabelle, inviolabiliter observentur. Et omnes et singulos delinquentes punire teneatur et debeat in penis in dictis statutis appositis et contentis. Et si fuerit in predictis negligens vel remissus seu sic delinquentes non punierit, puniatur maior sindicus pro qualibet vice in libris centum in quibus finito officio debeat sindicari.

De pena imponenda ei qui aliquam gabellam seu introitum recolligeret ultra quam per statuta Lucani communis sit permissum. Rubrica | [fol. 140r]: *c. XXVI*

Item statuimus et ordinamus quod nullus possit aliquem introitus seu gabellam Lucani communis recolligere, petere seu exigere ultra quam debeat et sibi liceat secundum formam statutorum Lucane civitatis et nisi primo haberet apud se cartam compere seu alterius acquisitus, quam seu quem fecerit a Lucano communi, et stanciamenta loquencia de eo, quod sibi liceat exigere, de quibus fidem faciat dicto maiori sindico et solventibus cum inde fuerit requisitus. Et qui contra fecerit, puniatur in libris vigintiquinque, quod quintuplum eius quod exegerit.

c. XXVII: De eo quod minor sindicus Lucani communis possit interesse in iudicio pro defensione et in defensionem Lucani communis. Rubrica

Item statuimus et ordinamus, quod minor sindicus Lucani communis possit pro Lucani communi in quibuscumque curiis Lucane civitatis tam in civilibus quam in criminalibus et tam in principalibus quam in appellacionibus ad defensionem et pro defensionem iuris Lucani communis interesse et per eum possit appellari ad collegium dominorum ancianorum a sentenciis iudicis appellacionum, quibus per viam iniusticie vel nullitatis cassaverit sentenciam condemnatoriam latam super maleficiis vel quasi per potestatem et quemlibet alium officialem Lucane communis, que appellaciones fieri et terminari debeant prout in statuto curie appellacionis continetur. Qui domini anciani mota et recepta appellacione predicta in quantum eis videbitur debeant dictam appellacionem commictere cognoscendam et terminandam in iudicem

a *Ms.: supersistes.*

seu iudices, quos ad predicta eligere et deputari voluerint extra numerum subspectorum, qui possint dari a qualibet parte usque in duos.

c. XXVIII: Quod resistentes et impedientes maiorem sindicum seu eius officiales et familias in eorum officiis. Rubrica

Et nulla persona cuiuscumque condicionis existat, audeat vel presumat resistere in aliquo officio dicti maioris sindici seu eius officiali, notario, familie seu nuncio, qui ex dicto officio faceret aliquid preceptum seu aliquam predam elevarent seu quidvis impedimentum prestare quo minus suum officium libere exercere possint seu alia eis commissa explorare. Et qui contrafecerit, puniatur usque in libras centum per dominum maiorem sindicum inspecta qualitate facti et condicione personarum. Et contra tales sic delinquentes idem maior sindicus possit procedere et per accusam, denunciam et inquisicionem viribus sui officii, prout sibi videbitur fore iustum. Et in dictis casibus credatur et stetur relacioni talis officialis, familie seu nuncii cum iuramento et attestacione unius testis bone fame.

c. XXVIIII: Quod quilibet notarius et officialis teneatur consignare et dimictere libros et acta in eius officio descripta custodi <camere> Lucani communis. Rubrica

Statuimus et ordinamus quod omnes et singuli officiales Lucane civitatis et extra post exitum[a] eorum officii teneantur consignare custodi camere Lucani communis omnes libros, scripturas et acta, quelibet originalia, que fecerint seu scripserint tempore eorum officii et eius officii occasione, videlicet illi de civitate infra quindecim dies et illi de extra civitatem infra unum mensem post depositum officium sub pena contrafacientibus per maiorem sindicum aufferenda ad opus Lucani communis usque in libras vigintiquinque, contra | [fol. 140v] quos procedere possint et per denunciam et per inquisicionem. Acta vero civilium causarum in vicariis Castilionis et Petra Sancte deponi debeant in dictis terris in loco consueto et propterea ordinato.

c. XXX: Qualiter procedi debeat et pena imponi de iniuriis seu verbis iniuriosis factis in presencia maioris sindici seu eius curie. Rubrica

Et maior sindicus possit cognoscere de iniuriis et verbis iniuriosis factis seu dictis in curia sindici in eius presencia seu eius curie. Et delinquentes punire secundum formam statutorum Lucani communis statutis in contrarium loquentibus non obstantibus.

---

a *Ms.: exitam.*

c. XXXI: Quod constituciones maioris sindicis omnibus prevaleant. Rubrica

Et presentes constituciones maioris sindici prevaleant et prevalere debeant omnibus aliis capitulis, statutis quorumcunque officialium Lucani communis exceptis dumtaxat capitulis, que specialiter iurisdiccionem aliquam inhiberent dicto maiori sindico, quo casu dicta statuta et eorum capitula in eorum vigore et firmitate persistant.

c. XXXII: De eo quod quilibet nunpcius teneatur dare fideiubsores in curia Lucani sindici. Rubrica

Et quilibet nuncius cuiuscumque curie antequam eius officium exercere possit, teneatur et debeat coram maiori sindico iuramentum prestare, quod bene fideliter et legaliter exercebit bona fide sine fraude generaliter in omni curia officium missarie et dare fideiubsores pro dictis bene et legaliter exercendis approbatos per approbatorem Lucani communis. Et qui contrafecerit, puniatur ad arbitrium dicti maioris sindici usque in libras vigintiquinque ad opus Lucani communis. Et quilibet nuncius cuiusque curie possit in qualibet curia missarie officium exercere non obstante quod in una curia tantum iuraverit, sed possit sindicus compellere tales nuncios ad iurandum generaliter in qualibet curia officium missarie.

c. XXXIII: Quod a gravaminibus maioris sindici haberi possit recursus ad collegium dominorum ancianorum

Et a gravaminibus et sentenciis dicti maioris sindici haberi possit recursus ad dominos ancianos Lucani communis, qui domini anciani per se vel alium cui committere voluerint possint et teneantur infra decem dies utiles videre, cogoscere et terminare, an dictus sindicus iuste gravaverit, et prout invenerint iuste vel iniuste gravamina intulisse eorum sentencia terminare.

c. XXXIIII: In quo loco condempnaciones fieri debeant. Rubrica

Condemnaciones, absoluciones et banna in criminalibus faciat ad bancum sue curie prout continetur in statuto Lucani communis libro secundo, sub rubrica de loco, ubi fieri debent condemnaciones, absoluciones et banna.

Explicit statutum maioris sindici

<B:> Rubrice Statuti iudicis appellationum Lucane communis*

I. De iuramento iudicis appellacionum Lucani communis folio cxlii.
II. Quod iudex appellacionum portis apertis publice ius reddere teneatur fo. eo.
III. Qualiter appellacio moveri debeat coram maiori iudice appellacionum fo. eo.
IV. Infra que tempora cause nullitatum et appellacionum in civilibus cognosci, examinari et terminari debent fo. eo.
V. Infra que tempora cause nullitatum et appellacionum in criminalibus cognosci, examinari et terminari debent fo. eo.
VI. De eo quid iuris sit per iudicem appellacionum steterit, quominus querelas vel appellaciones terminaret fo. eo.
VII. Infra quantum tempus iudex appellacionis teneatur cognoscere, decidere et terminare querelas et appellaciones motas coram eius predecessore fo. cxliii.
VIII. De eo quod iuramentum calumpnie possit a procuratore prestari in causa per eum incepta et de posicionibus et responsionibus ad illas fo. eo.
VIIII. De solvendo daciam camerario Lucani communis ad racionem denariorum xii per libram fo. eo.
X. De expensis restituendis ei, qui obtinuerit in causa coram dicto iudice appellacionis fo. eo.
XI. De questionibus committendis fo. eo.
XII. De eo quod presencia statuta curie appellacionis habeant locum solum in futuris appellacionibus <et controversiis> fo. eo.
XIII. De eo quod potestas et sui iudices et curia teneantur prestare auxilium iudici appellacionis et eius statuta servare fo. eo.
XIIII. De eo quod appellans in criminalibus dare teneatur denarios vel pignora prius quam eius appellacio admittatur fo. cxliiii
XV. De eo quod condempnaciones vel imbannimenta pro malleficiis non possint anullari occasione alicuius solempnitatis obmisse fo. eo.
XVI. De eo quod citaciones possint fieri tam per nuncium quam per litteras fo. eo.
XVII. De eo quod quilibet officialis tam intus civitate quam extra teneatur dare copiam actorum appellanti fo. eo.
XVIII. De eo quod sentencie et pronunpciaciones possint execucioni mandari tam per iudicem dantem <quam per confirmantem> fo. cxlv
XVIIII. De eo quod officiales curie vicarie debeant habere Luce procuratorem fo.eo.
XX. De eo quod iudex appellacionis stare debeat ad sindicatum deposito officio fo. eo.
XXI. De appellacione prohibita a sententia lata de conscilio collegii iudicum fo. eo.
XXII. De eo quod appellacio non prosit appellanti vel querelam moventi ultra quam daciam solverit fo. eo.

* ASL, Statuti, 6, fol. 141v–147r.

XXIII. De assignacione termini pro testibus producendis fo. eo.
XXIIII. De testibus in principali causa male examinatis fo. eo.
XXV. De eo qualiter puniri debent testes non comparentes ad mandata iudicis appellacionis eo.
XXVI. De testibus prohibitis fo. eo.
XXVII. De eo quod a sententiis latis per iudicem appellacionis appellari possit ad dominum Lucani potestatem fo. eo
XXVIII. Quod condemnaciones et imbannimenta infringi non possint occasione alicuius solempnitatis obmisse fo.cxlvi
XXVIIII. Quod a gravaminibus illatis per officiales communium Lucane territorii appellari non possit fo. eo.
XXX. De cassando novitates factas pendente appellacione fo. eo.
XXXI. De non recipiendo appellacionem in casu prohibito et pena iudicis contrafacientis fo. eo.
XXXII. De eo quod appellaciones interponantur coram iudice appeallacionis et de pena appellantis ad alium iudicem fo. cxlvi.

Expliciunt rubrice statuti iudicis appellacionum

Cxlii [fol. 142r]: ***Incipit statutum iudicis appellacionum Lucani communis***

Capitulum primum. De iuramento iudicis appellacionum Lucani communis

Statuimus quod iudex appellacionum Lucani communis prima die sui officii teneatur et debeat iurare in manibus vexillari iusticie Lucani populi corporaliter tactis scripturis ad sancta dei evangelia bona fide sine fraude, quod officium appellacionum et omnia ad dictum officium spectancia cum omni sollicitudine bene et legaliter exercebit et servabit statuta ad dictum suum officium spectancia et cetera omnia faciet et adimplebit, ad que tenetur secundum formam statutorum et sue electionis.

c. II: Quod iudex appellacionum portis apertis publice ius reddere teneatur. Rubrica

Et teneatur iudex appellacionum singulis diebus iuridicis publice portis apertis ius reddere omnibus cuiuscunque condicionis existant coram eo ad dictam curiam venientibus non habita excepcione personarum, exceptis illis diebus feriatis declaratis in capitulo de feriis, qui predicti dies feriati et omnes alii, qui vetarentur curie appellacionum ne curiam teneret per capitula statutorum Lucani communis vel per dominos ancianos non currant alicui persone sed a predictis excipiantur et feriati intelligantur.

Et ille diei[a] pro utilibus habeantur, qui per notarium curie appellacionum scripti erunt pro utilibus in libro proptera ordinato. Et illi feriati, qui per dictum notarium in dicto libro scripti fuerint pro feriatis.

c. III: Qualiter appellacio moveri debeat coram maiori iudice appellacionum

Et unaqueque persona per se vel suum procuratorum et tutor seu curator pro minore aut ipse minor auctoritate tutoris seu curatoris vel alio legiptimo administratore seu sindicus pro aliqua universitate possit appellacionem movere coram iudice appellacionis a sentenciis et gravaminibus et a tenutis investitis post litem contestatam et ab damnis datis contra eos a quocumque iudice Lucane civitatis districtus et forcie infra decem dies continuos a die late sentencie vel gravaminis numerandos nec expediat nostre civitatis more dictam appellacionem interponere coram iudice a quo nec quod apostoli petiti fuerint. Et dicta appellacio seu querela moveri debeat in scriptis coram dicto iudice appellacionum et scribatur per notarium dicte curie appellacionum nominando personam, que querelam movet, et pro quo eam movet et personam, pro qua lata est si certa sit in sentencia nominata, et iudicem seu offialem, qui dictam sentenciam tulit, que omnia notarius dicte curie scribere teneatur in libro propterea ordinato.

c. IIII: Infra que tempora cause nullitatum et appellacionum in civilibus cognosci examinari et terminari debent. Rubrica

Et teneatur suprascriptus iudex appellacionum causas seu querelas nullitatum et appellacionum coram eo vertentes cognoscere, examinare, finire et terminare infra dies quadraginta utiles incipiendos die mote querele vel appellacionis a sentenciis et pronunciacionibus diffinitivis, in quibus lis fuerit contestata, latis per quocumque officiales Lucani communis tam in civitate quam extra inter personas privatas et inter communia et communia seu inter communia et privatas personas et collegia et loca alias vero causas seu querelas motas pro interlocucionibus vel pronunciacionibus in quibus lis non fuerit contestata, a quibus appellari permissum est de iure communi vel per formam statuto rum. [fol. 142v] Teneatur terminare infra viginti dies utiles incipiendos die mote querele, de quibus non est specialiter provisum infra quantum tempus debeant terminari. Possint tantum dicta tempora prorogari per partes principales vel earum procuratores in causa, de qua prorogacione seu prorogacionibus constet tantum per acta curie appellacionis. Et ultra predicta iudex appellacionis possit ultra tempora ordinata dicta tempora partibus presentibus vel absentibus prorogare usque

a Ms.: dies.

in viginti dies utiles in totum in una vice vel pluribus et non ultra[a] parcium voluntatem. Item si opponatur et questio sit, an appellacioni sit deferendum vel super ea sit procedendum an non, quod dicta questione pendente non currant tempora exercende appellacionis predicte, verum si commissio facta esset vel fieret super dicto puncto et super facto principali in appellacione deducto, tunc non habeat locum hec provisio quod tempora non currant. Et quilibet, qui appellabit in causa civili processum tam curie potestatis quam cuiuslibet aliarum curiarum civitatis et comitatus et territorii per se vel alium, teneatur mictere libellum infra decem dies utiles a die mote querele, alias intelligatur non appellasse seu querelam movisse, quantum ad iniusticiam sed quantum ad nullitatem. Duret instancia prout in aliis causis eciam coram iudice appellacionis predicto.

c. V: Infra que tempora cause nullitatum et appellacionum in criminalibus cognosci, examinari et determinari debent

Statuimus et ordinamus, quod secus iudex appellacionis causas seu querelas nullitatum et appellacionum in eius curia vertentes et motas a processibus et condemnacionibus per quoscumque officiales Lucani communis tam intus civitatem quam extra factis et latis occasione maleficii vel quasi, teneatur cognoscere, finire et terminare infra triginta dies utiles a die mote querele vel appellacionis, verum tamen partes principales vel procurator ipsarum parcium vel alicuius earum cum alia parte principali vel eius procuratore ad causas tam ante litem contestatam quam post possint dicta tempora voluntarie prorogare, de qua prorogacione constare possit et debeat tantum per acta curie appellacionis. Et dictus iudex ipsas prorogaciones firmas et ratas habere teneatur. Sindicus tamen minor Lucani communis dicta tempora tam in civilibus quam in criminalibus prorogare non possit, nisi de licencia iudicis appellacionis vel advocati Lucani communis et illius officialis a cuius processu fuerit appellatum vel ipsius officialis procuratoris. Et ultra predicta iudex appellacionis partibus presentibus vel absentibus possit dicta tempora prorogare usque in viginti dies utiles in una vice vel pluribus et non ultra contra parcium voluntatem, quam prorogacionem scribi faciat in actis dicte curie. Et quicumque appellaverit vel querelam moverit ab aliquo processu potestatis aut alicuius eius iudicum occasione maleficii vel quasi, debeat libellum mictere infra tres dies a die mote appellacionis vel querele. Et qui appellaverit ab aliquo processu alicuius vicarii vel iudicis aut notarii vel alterius officialis occasione maleficii vel quasi, teneatur libellum mictere infra octo dies utiles, alioquin intelligatur non appellasse vel querelam movisse. Et licet causa fuerit commissa consulenda iudici vel iudicibus, nichilominus labantur tempora subscripta. Salvis illis processibus potestatis et cuiuslibet alterius officialis intus civitatem et extra, a quibus

a Ms. *redupl.*: ultra.

appellari vel querela moveri non potest, ut supra vel infra continetur. Et dies, qui conceduntur et statuti sunt supra ad interponendam appellacionem seu querelam, adeo sint continui, ut omnes dies currant preterquam illi dies, in quibus per notarium dicte curie steterit, quominus ipsam appellacionem seu querelam receperit eius absencia vel infirmitate.

<c. VI> ***De eo quid iuris sit, si per iudicem appellacionis steterit, quominus querelas vel appellaciones terminaret. Rubrica*** **|**

[fol. 143r] c. VI : Et si per iudicem appellacionis steterit, quo minus querelas et questiones seu appellaciones determinare infra tempora superius statuta tam in civilibus quam in criminalibus, et hoc, scilicet quod per dictum iudicem appellacionis steterit, constaret per publicam scripturam notarii dicte curie, possit et debeat dictus iudex appellacionis vel eius successor in quantum tempora sui pre<de>cessoris non sufficerent ipsas querelas, questiones et appellaciones secundum suprascriptam formam et ordinem terminare infra totidem dies quibus per eum stetisse apparuerit quo minus eam terminaret; qui dies ipso iure auctoritate presentis statuti restituti intelligantur. Et si per eum steterit, qui querelam moverit vel appellacionem interposuerit, quo minus terminetur infra statuta tempora prout supra dictum est rata remaneat prima sentencia, pronunciacio et processus sicut si appellatum non foret. Et si appellatus non apparuerit ad causam, sed fuerit contumax et expectatus per tres utiles, non purgaverit contumaciam suam, appellans sua iura producat et acta cause et sentenciam a qua extitit appellatum. Et probaciones faciat quas facere voluerit et appellati absencia dei presencia repleta ipsam causam determinet et decidat et valeat sentencia et iuris sorciatur effectum non obstante quod lis non esset contestata vel ad acta cause seu ad sentenciam appellatus non fuerit citatus vel requisitus. Inquantum vero appellatus comparuerit et purgaverit contumaciam suam, procedatur in causa ordine successivo. Et illi dies, quibus appellatus in contumacia stetit, non decurrant appellanti aliqua racione.

c. VII: Infra quantum tempus iudex appellacionis teneatur cognoscere, decidere et terminare querelas et appellaciones motas coram eius predecessore. Rubrica

Item statuimus et ordinamus, quod dictus iudex appellacionis teneatur cognoscere, decidere et terminare omnes querelas et appellaciones factas, motas sive interpositas coram eius antecessore infra tempora, que predecessori suo superfuerint secundum suprascriptorum capitulorum tam in civilibus quam in criminalibus et ultra habeant decem dies utiles, in quibus decem diebus successori intelligatur cause appellacionis mote coram antecessore ipso iure instancia prorogata.

c. VIII: De eo quod iuramentum calumpnie possit a procuratore prestari in causa per eum incepta. Et de positionibus et responsionibus ad illas. Rubrica

Item statuimus et ordinamus, quod in qualibet causa, que fuerit incepta per procuratorem, possit iuramentum calumpnie prestari ab ipso procuratore actoris et rei. Verum si petatur, quod principalis persona veniat ad dicendum veritatem, teneatur et debeat venire et iurare et posicionibus respondere secundum formam statutorum sub rubrica de posicionibus et de responsionibus eis fiendis.

c. VIIII: De solvendo daciam camerario Lucani communis ad racionem denariorum duodecim per libram. Rubrica

Et quecunque persona appellaverit vel querelam moverit per se vel alium in civili vel in criminali seu ex causa vel occasione maleficii vel quasi vel quavis alia racione coram dicto iudice appellacionis debeat ipsa die mote querele vel appellacionis interposite vel saltem die sequenti solvere in pecunia numerata daciam ad ratam denariorum duodecim per libram in manibus camerarii Lucani communis seu alterius ad hec deputati per dominos ancianos, si certa fuerit quantitas comprehensa in condemnacione, sentencia, banno vel processu seu pronunciacione, a quo seu qua fuerit mota querela vel appellacio interposita. Et si quantitas non esset certa | [fol. 143v] sed interesse versetur prestito prius iuramento a movente querelam seu appellacionem interponente, tunc iudex appellacionis dictum interesse taxet et declaret illud, quod sibi videbitur et facta taxacione solvat similiter ad racionem denariorum duodecim per libram. Et nisi fuerit ad plenum solutum, ut dictum, non intelligatur querela mota vel appellacio interposita, nisi pro ea parte, qua solutum fuerit, de qua solucione facta dicto camerario appareat publica scriptura scripta manu notarii introitus Lucani communis. Verumtamen quociens contingerit appellari nomine Lucani communis nulla dacia solvi debeat, sed perinde procedi possit et debeat ac si soluta fuisset.

c. X: De expensis restituendis ei qui obtinuerit in causa coram dicto iudice appellacionis. Rubrica

Et quicumque succubuerit in causa appellacionis vel querele, succumbens condemnetur alteri parti in expensis, in qua condemnacione dictus iudex appellacionis teneatur habere eciam racionem dacie solute, quas expensas dictus iudex appellacionis taxare debeat recepto prius iuramento a parte de ipsis expensis. Et ipsam condemnacionem expensarum et suarum sentenciarum et suorum predecessorum dictus iudex exequi possit denunciatis primo et decursis tribus diebus utilibus contra personam privatam, si persona privata fuerit condemnata. Si vero commune vel universitas seu alia persona pro eis fuerit condemnata, fiat execucio ipsius condemnacionis ex-

pensarum contra commune vel universitatem et officiales ipsius communis vel universitatis, qui officiales habeant regressum contra tale commune vel universitatem de dictis expensis, que propterea solverit. Cuius regressus execucionem dictus iudex appellacionis summarie facere teneatur.

c. XI: De questionibus committendis. Rubrica

Item ad hoc, ut res sine suspicione[a] procedant, statuimus et ordinamus, quod dictus iudex appellacionis teneatur et debeat causas lites seu questiones in eius curia vertentes commictere secundum formam statutorum sub rubrica de commissionibus faciendis. Et eciam ad peticionem alicuius parcium, si dicto iudici videbitur talem consultorem venire facere teneatur seu ad alium locum pro audiendis parcium advocatis.

c. XII: De eo quod presencia statuta curie appellacionis habeant locum solum in futuris appellacionibus et controversiis[b]. Rubrica

Et hec que in presenti statuto curie iudicis appellacionis dicta sunt vendicent sibi locum in futuris appellacionibus et querelis tantum, in pendentibus vero vendicent sibi locum statuta preterita.

c. XIII: De eo quod potestas et sui iudices et curia teneantur prestare auxilium iudici appellacionis et eius statuta servare. Rubrica

Item statuimus et ordinamus, quod Lucanus potestas et eius iudices teneantur et debeant dare auxilium, forciam et iuvamentum iudici appellacionis pro suo exercendo officio quociens ab eo fuerint requisiti. Et teneatur dictus potestas et eius iudex et quilibet alius appellacione interposita secundum statutorum Lucani communis formam in causa principali supersedere ad mandata iudicis appellacionis. Et si contrafecerit ipse vel aliquis eorum perdat qualibet vice de| [fol. 144r] suo feudo qua contrafecerit libras centum, in quibus debeat sindicari. Et nichilominus appellacio suum sequatur effectum et iudex appellacionis possit in illa procedere ad partis requisicionem. Et si contencio aliqua fuerit inter iudicem appellacionis et dictum potestatem vel eius iudices vel sindicum minorem Lucani communis seu alios, an appellacio sit recipienda, an non, ipse iudex appellacionis per se vel habito consilio decidere per suam sentenciam an sit deferenda vel non.

a Ms: subspicione.
b Ms.: conversis.

c. XIIII: De eo quod appellans in criminalibus dare teneatur denarios vel pignora prius quam eius appellacio admittatur

Et quicunque appellaverit vel querelam moverit per se vel alium occasione maleficiorum vel quasi vel alicuius contumacie antequam eius appellacio vel querela admictatur ipsa die vel saltem die sequenti dare teneatur et debeat camerario Lucani communis pignora vel denarios in tanta quantitate quantam ascendit bannum, condemnacio sive processus, a quo appellacio sive querela movetur de parendo et solvendo omnia, in quibus condemnacio sive bannum vel processus fuerint confirmata. Et hic nisi fideiubsores ydoneos dedisset in curia, in qua factus esset processus condemnacio sive bannum vel nisi personaliter detineretur appellans seu pro quo appellaretur. Et si predicti appellantes seu querelam moventes in causa obtinuerint, camerarius cogatur restituere eis dicta pignora et denarios per iudicem appellacionis. Et dictus iudex appellacionis dictas condemnaciones et banna et processus a quibus fuerit appellatum vel querela mota debeat in totum vel in partem confirmare vel infirmare prout confirmanda vel infirmanda fuerint secundum formam statutorum Lucani communis et iurium in quantum statuta locum sibi non vindicarent et non aliter.

c. XV: De eo quod condempnaciones vel inbannimenta pro malleficiis non possint annullari occaxione alicuius solempnitatis obmisse. Rubrica

Item condemnaciones et banna date vel data occasione alicuius maleficii non possint vel debeant annullari vel cassari vel aliquatenus irritari pro eo quod aliqua iuris solemnitas in eis non esset servata vel in aliquo esset pretermissa, dummodo constet de maleficio super quo condemnacio sive banna data fuissent, et dummodo citacio procedat secundum formam statutorum Lucani communis. Et terminus datus fuerit ad defensionem secundum formam statutorum Lucani communis. Et dummodo statuta in dictis processibus fuerint observata.

c. XVI: De eo quod citaciones possint fieri tam per nuncium quam per litteras

Et possint extra sex miliaria citaciones fieri tam per nuncium quam per litteras, dummodo de litterarum presentacione constet vel per relacionem nuncii, qui dictas litteras presentaverit vel per relacionem sive scripturam manu notarii qui fuerit notarius pro communi Lucani curie communis sive vicarie in quo communi seu vicaria fuerint littere presentate alicui private persone seu communitati. Et possit dictus appellacionis, quociens ad instanciam alterius citacio fit, facere provideri tam notario litteras citatorias scribenti quam nuncio citacionem facienti seu litteras presentanti de suo labore prout sibi iudici iustum videbitur, consideratis locorum distancia et negocii qualitate et aliis que sibi consideranda videbuntur. [fol. 144v] | Et ultra dictus nuncius

vel notarius accipere non possit. Et si ultra acceperit, debeat per dictum iudicem puniri et condemnari prout sibi videbitur. Et ad restitucionem eius quod ultra acceperit quam per eum declaratum fuerit.

c. XVII: De eo quod quilibet officialis tam intus civitatem quam extra teneatur dare copiam actorum appellanti. Rubrica

Et teneantur omnes et singuli officiales intus civitatem et extra a quorum condemnacionibus, bannis, preceptis sive processibus aut gravaminibus factis super maleficiis vel quasi appellaretur in casu seu casibus, in quibus appellari potest, dare copiam actorum in forma publica illi persone, communi vel universitati, que appellaret, si pecierit pro competenti salario arbitrio iudicis appellacionis infra quartam diem representacionis litterarum vel preceptorum iudicis appellacionis factum de dando copiam ipsorum actorum de qua representacione[a] seu precepto constare debeat per publicam scripturam vel per relacionem nuncii, qui ipsam representacionem vel preceptum fecerit. Et que representacio sive preceptum fieri sufficiat in loco, ubi dicti officiales curiam tenent et ius reddunt ipsi vicario, potestati vel alicui notario ipsius curie. Et si sic non predicitur dicta acta data non fuerint, possint et debeant per iudicem appellacionis puniri et condemnari et multari dicti officiales prout et sicut et quociens eidem iudici videbitur. Et interim donec qui appellaverit dicta acta habuerit, non currant eidem appellanti tempora statuta ad appellacionem prosequendam. Et debeant scribi dies actorum datorum per notarium dantem acta, cuius scripture credi debeat. Et si sic diem non scripserit puniatur in libris decem, si fuerit monitus per litteram vel per nuncium de die scribenda actorum datorum. Et sic iudex predictus appellacionis movere et moveri facere teneatur ad dictam penam. Et teneantur dicti officiales eorum condemnacionem et banna et processus defendere coram iudice appellacionis facta eis denunciacione, quatenus veniant per se vel alios ad illam defendendam et expensas defensionis facere possint de introitibus curie. Et si altera pars habito consilio vinceret, condemnantur officiales predicti ad salarium dantis consilium. Et ad restitutionem cogat dicti salarii ac eciam expensarum expensiis propriis officialium predictorum omni iuris solemnitate omissa. Et nullus contra quem fuerit lata condemnacio, sentencia vel bannum sive processus factus occasione alicuius delicti vel excessus possit aliquas probaciones vel testes vel instrumenta de novo facere vel producere in causa appellacionis exceptis illis instrumentis et cartis publicis per que et quas probarentur cittadinatus vel imbannimenta. Et dictus iudex appellacionis et querelarum teneatur et debeat in appellacione et querela predicta procedere per acta illius officialis vel iudicis illius curie ubi fuerit appellatum et querelatum tantum. Et hec locum habeant, si dictus officialis vel eius curia dederit terminum ad defensio-

a Ms. *expungit*: represen<ten>cacione.

nem faciendam inculpato seu inquisito octo dierum. Et ad reprobandum testes si qui recepti sunt dierum octo. Qui termini si ut premittitur dati non fuerint, possit talis persona in appellacione de novo facere omnem probacionem quam vult. Et idem, si per dictos officiales predictos processus facientes remaneret, quominus defensionem et testes reprobatorios seu reprobaciones reciperet infra terminum supradictum. Et non possit aliquis vicarius alicuius vicarie condemnaciones et banna facere sine consilio iudicis ipsius vicarie pro Lucano communi nec iudex dicte vicarie sine consensu vicarii dicte vicarie. Et quod dictum est supra de copia actorum danda in criminalibus[a], idem servetur in civilibus. Probaciones autem de novo faciendas in causa appellacionis [fol. 145r] |seu querele recipiatur et admictatur quatenus permissum est de iure communi vel per formam alicuius capituli statutorum Lucani communis.

c. XVIII: De eo quod sentencie et pronumpciaciones possint execucioni mandari tam per iudicem dantem quam per confirmantem. Rubrica

Et si fuerit appellatum seu querela mota ab aliqua sentencia seu pronunciacione lata in nova curia Lucane civitatis et ipsas sentencias vel pronunciaciones contingerit confirmari per dictum iudicem appellacionis, possint officiales curie executoris execucioni mandare dictam sentenciam vel pronunciacionem ac si appellatum non fuerit vel querela mota et non per ipsum iudicem confirmantem. In aliis vero sententiis condemnatoriis latis per quoscunque potestates, iudices et officiales Lucane civitatis et extra, a quibus fuerit appellatum vel querela mota et per iudicem appellacionis dicta sentencia condemnatoria fuerit confirmata, possit dicta sententia condemnatoria mandari execucioni per iudicem cause principalis et eciam per iudicem appellacionis primam sententiam confirmantem ad voluntatem eius, pro quo sentencia confirmata lata est servando in execucione sententie statutum illius curie, in qua primo sentencia lata fuit.

c. XVIIII: De eo quod officiales curie vicarie debeant habere Luce procuratorem. Rubrica

Et quilibet vicarius, iudex et notarius cuiuslibet vicarie pr eorum officio habeant unum bonum et sufficientem procuratorem ad defendendum causas et processus eorum officii in curia appellacionis expensis curie dictorum officialium, cui procuratori libellus appellatorius transmittatur et querela denuncietur. Et nichilominus minori sindico Lucani communis qui procurator et sindicus dictis nominibus teneantur sentencias predictas defendere. Et predicti vicarius, iudex et notarius debeant per in-

a Ms. terminalibus; *corr. in*: criminalibus, S. L.

strumentum publicum dictum procuratorem constituere infra tempus a dicto iudice appellacionis statutum.

c. XX: De eo quod iudex appellationum stare debeat ad sindicatum deposito officio. Rubrica

Et debeat dictus iudex seu maior sindicus deposito officio stare ad sindicatum decem diebus modo et forma ut alii officiales forenses secundum formam statutorum et eius familia. Et si idem fuerit iudex et sindicus uno tantum termino stari sufficiat et similiter intelligatur de eorum notariis curie predicti sindicus, iudex et notarius per eosdem sindicos debeant sindicari.

c. XXI: De appellacione prohibita a sentencia lata de conscilio collegii iudicum. Rubrica

Et si aliqua sentencia lata fuerit de consilio tocius collegii iudicum vel tres partes de quatuor partibus dicti collegii per aliquem officialem Lucani communis intus vel extra, a tali sentencia non possit appellari vel querela moveri. Et dictus iudex appellacionis illam non recipere teneatur.

c. XXII: De eo quod appellacio non prosit appellanti vel querelam moventi ultra quam daciam solverit. Rubrica

Et in tantum prosit appellacio ei, qui appellaverit in quantum et pro ea parte in quantum et pro qua causam estimaverit et daciam solverit et non ultra, ita quod in superfluo seu residuo per iudicem principalis questionis qui sentenciam | [fol. 145v] tulit non obstante dicta appellacione, querela vel supplicacione, pronunciacio, sentencia, processus, condemnacio et preceptum execucioni mandetur. Et iudex appellacionis debeat interponere partes suas cum persona appellans causam extimaverit ne minus extimet quam extimare debeat.

c. XXIII: De assignacione termini pro testibus producendis. Rubrica

Et iudex appellacionis tam pro testibus producendis quam eis reprobandis ac eciam instrumentis et iuribus allegandis et producendis ad eius arbitrium teneatur et debeat terminum et terminos statuere prout sibi videbitur et placuerit. Dum tamen ultra primam dilacionem terminus pro dictis testibus prorogari non possit, nisi ostendatur causa evidens et verisimilis, quare infra primum terminum producere, allegare et exa-

minare facere non potuit, alias procedatur in causa et dicta instrumenta allegentur et producantur in dicta causa appellacionis antequam conclusum fuerit in causa altera parte presente seu citata, post quos volens dicta instrumenta allegare et producere non audiatur nisi altera parte presente seu citata iuraverit, quod dicta instrumenta ad eum de novo pervenerint.

c. XXIIII: De testibus in principali causa male examinatis. Rubrica

Et si contingat testes productos in causa principali non reddidisse causam scientie, quia ab eis quesitum non fuerit altera parcium instante, si iudici appellacionis videatur, eos convocari coram se faciat et prestito iuramento de veritate dicenda super articulis, in quibus interrogati non fuerint, de causa sciencie interroget seu interrogari faciat. Et si ultra dictam causam sciencie aliquid contrarium dixerit hiis, que testificati fuerint in causa principali, pro non dicto habeatur.

c. XXV: De eo qualiter puniri debent testes non comparentes ad mandata iudicis appellacionum. Rubrica

Testes vero, qui citati seu moniti ad mandata non comparuerunt puniri, condemnari et multari possint ad arbitrium dicti iudicis appellacionis nulla iuris solemnitate servata, attenta qualitate facti et similiter partes ei non obedientes racione sui officii et omnes inobedientes et qui coram se vel suo notario in curia vel contra suos nuncios in quocunque loco officium exercendo aliquid conmitterent nulla iuris solemnitate servata multare et condemnacionem exigere possit ad utilitatem communis Lucani omni via iure et modo quibus melius sibi videbitur facti qualitate pensata.

c. XXVI: De testibus prohibitis. Rubrica

Et nullus testis repelli possit a testimonio pretextu alicuius periurii in criminali vel civili causa nec eciam excommunicacionis, nisi apparet de periurio condemnatus nec eciam sub pretextu quod diceretur male fame nisi talis infamia notoria appareret. Et similiter pretextu alicuius condemnacionis de eo facte in civili vel criminali, nisi est condemnatus de aliquo quinque casuum.

c. XXVII: De eo quod a sentenciis latis per iudicem appellacionis appellari possit ad dominum Lucanum potestatem. Rubrica.

Et quia sepe contingit sentencias, condemnaciones, pronunciaciones et precepta per viam nullitatis seu iniusticie infirmari, statuimus quod pars contra quam | [fol. 146r] sic pronunciatum fuerit, possit[a] exinde querelam movere infra decem dies a die gravaminis illati numerandos coram Lucano potestate seu eius iudice et dicta die mote querele seu sequenti, talis sic appellans solvere teneatur denarios duodecim per libram ad opus Lucani communis. Et hec non intelligantur de sentenciis, pronunciacionibus seu preceptis latis per ipsum dominum Lucanum potestatem seu eius iudicem et curiam quo causa[b] si contingerit per iudicem appellacionis dictas sentencias infirmari, appellari possit ad collegium dominorum ancianorum Lucane civitatis infra decem dies cum dicta solucione dacie, ut in superiori casu dictum est. Et dicte querele debeant examinari secundum acta primarum causarum et non per alia. Et dicte querele sic mote debeant terminari et finiri infra triginta dies utiles a die eius mocionis, quibus finitis dicte appellacioni renunciare videatur. Ipse tamen partes principales vel qui causam fecerint possint dicta tempora prorogare eo modo et forma, ut dictum est in causa appellacionis. Et si contingat sentenciam dicti iudicis appellacionum confirmari, amplius appellari non possit. Et ubi potestas seu eius curia confirmaverit pronunciacionem curie nove iusticie cassatam per iudicem appellacionis, executor, qui pro tempore fuerit, eam execucioni mandare teneatur, licet alio tempore pronunciacio facta fuerit aliquo capitulo dicte curie executorum non obstante. Et in dictis iudiciis illi intelligantur dies utiles, qui scripti fuerint pro utilibus in libro propterea ordinato per notarium dicte curie.

c. XXVIII: Quo condempnaciones et imbannimenta infringi non possint occaxione alicuius solempnitatis obmisse. Rubrica

Et condemnaciones et bannimenta vicariorum et eorum iudicum annullari seu cassari non possint pro eo quod aliqua solemnitas iuris servata non fuerit in predictis vel aliquo predictorum dumtamen constet de maleficiis super quibus condemaciones et bannimenta lata fuerint, dummodo ad dictas sentencias seu bannimenta persona condemnanda seu bannienda fuerit citata audiendas vel audienda in persona si inveniatur seu ad domum vel familiam eius et dummodo bannita persona fuerit legiptime contumax et comparenti fuerit datus terminus ad omnem sui defensionem faciendam secundum formam statutorum, et dummodo statuta in dictis processibus servata fuerint. Et predicta vendicent sibi locum in condemnacionibus et bannimentis latis

a Ms.: possint.
b Ms. *del.*: se.

per supradictos officiales, a quibus appellaretur ad iudicem appellacionis. Qui iudex possit reformare, supplere et condemnare sicut primus iudex, qui condemnacionem vel bannum protulit dummodo de maleficio constet ut superius dictum est. Et dictus iudex predicta teneatur denunciare vicariis et eorum curie ut adsistant defensioni condemnacionum et bannorum per eos latorum, ne ignoranciam pretendere valeant.

c. XXVIIII: Quod a gravaminibus illatis per officialis communium Lucani territorii appellari non possit. Rubrica

A gravaminibus autem illatis per consules comitatum seu officiales per eos electos usque in sol. decem appellari non possit. Et abinde supra serventur statuta talium comunitatum nec infringi possint ex eo quod aliqua iuris solemnitas non fuerit servata.

c. XXX: De cassando novitates factas pendente appellacione. Rubrica

Et teneatur iudex appellacionis parte petente et eciam ex suo officio cassare et annullare novitates factas pendente appellacione vel eo tempore, quo potuerit appellari. Et predicta facere possit eciam finito negocio per suam sentenciam vel predecessoris sui et eciam tempore feriato.|

[fol. 146v] *c. XXXI: De non recipiendo appellacionem in casu prohibito et pena iudicis contrafacientis. Rubrica*

Et iudex appellacionis nullam possit vel debeat appellacionem, querelam vel supplicacionem recipere cuius recepcio esset prohibita per formam alicuius statuti seu constitucionis dicti maioris sindici vel iudicis appellacionis nec commictere possit, ubi allegaretur aliquod dubium esse, alicui sapienti, an sit deferendum appellacioni vel querele. Teneatur tamen ad peticionem appellantis habere colloquium cum aliquo iudice collegii iudicum Lucani civitatis ita quod capitula statutorum constitucionis maioris sindici seu iudicis appellacionis non possint interpretari, sed ad litteram intelligi debent prout verba sonant ad sanum et bonum intellectum. Et si iudex contrafaceret, non valeret ipso iure quicquid fecerit et nichilominus per maiorem sindicum debeat sindicari. Et ipso processu dicti iudicis appellacionis non obstante potestas et alii officiales Lucani communis a quorum processibus, preceptis, condemnacionibus et bannis fuerit appellatum vel querela mota, possit procedere non obstante tali appellacione, querela vel supplicacione. Et quod in casibus, quibus conceditur per formam statutorum seu constitucionis maioris sindici vel appellacionis possit appellari a condemnacionibus, bannis seu processibus in criminalibus datis per potestatem et eius curiam maiorem sindicum seu iudicem appellacionis et officiales fundaci et super

hiis nulla commissio fieri possit alicui sapienti Lucani civitatis seu territorii, si questio excederet summam librarum quingentarum, ubi vero corporalis pena vel sanguinis ingeritur per ipsum iudicem appellacionis commissio fiat extra civitatem, districtum et forciam et episcopatum Lucane civitatis. Et in civitate Luce vel eius comitatus commicti non possit. Et si contrafactum fuerit, non valeat ipso iure talis commissio seu pronunciacio, que fieret super ea. Et nichilominus talis iudex appellacionis per maiorem sindicum in libris vigintiquinque per maiorem sindicum ad opus Lucani communis debeat sindari.

c. XXXII: De eo quod appellaciones interponantur coram iudice appellacionis et de pena appellantis ad alium iudicem. Rubrica

Statuimus et ordinamus ordinamus, quod ab omnibus sentenciis et pronunciacionibus latis per officiales Lucani communis intus civitatem et extra, ubi alias ex forma statutorum seu iuris appellari licet, possit et debeat appellari et querela moveri ad iudicem appellacionis Lucane communis, qui iudex dictas appellaciones recipiat et finiat infra tempora sibi concessa et secundum formam statutorum. Et dictus iudex nullo modo possit dicere vel scribi facere ‚non sedit curia in tali causa cuiuscunque condicionis fuerit sed in tali causa bene sedit', sed solum dicere possit ‚non sedit in omnibus causis tantum tam privatorum quam communis vel sedit in omnibus causis tantum'. Et notarii dicti iudicis et curie nullo modo aliter scribere possint; si scriberent, non valeat ipso iure quod scriptum fuerit. Et nichilominus durante eorum officio condemnentur usque in libris vigintiquinque ad arbitrium sindici. Sed quando dicto iudici per dominos ancianos dictum fuerit, quod non debeat procedere in aliqua questione tam privata quam communis propter absenciam iudicis vel advocati vel consultoris de medio qui esset extra civitatem Lucanam in aliqua ambasiata vel serviciis Lucane communis. Tunc possit dictus iudex dicere et scribi facere ‚non sedit in tali causa cuius esset iudex, advocatus vel consultor', ut dictum est et similiter notarius scribere possit. Et quicunque appellaverit vel supplicaverit ad alium iudicem, nisi ut supra dictum est seu concessum est per formam statutorum, puniatur et condemnetur qualibet vice in libras quinquaginta et perdat causam. Et hec intelligantur sive per se sive suo nomine si per procuratorem specialiter et ad hoc constitutum appellaverit sive per generalem procuratorem, ubi dominus de hoc cercioratus non revocaverit | [fol. 147r] dictam appellacionem. Et omnes predicte pene vindicent sibi locum in procuratore, qui appellaverit, et in notariis, qui dictam appellacionem scripserint et instrumentum inde fecerint. Et sic potestas in omnibus et per omnia facere teneatur et debeat per totum mensem januarii per preconem publice nunciari. Et hoc capitulum inviolabiliter observetur et quod ab aliqua sentencia vel processu seu condemnacione vel execucione, que fierent per executorem presentis capituli non possit appellari, querela moveri seu ad aliquem iudicem recursum haberi.

Nos Bartholomeus Forteguerre, Symon de Barga et Ludovicus Mercati legum doctores, Bectus Busolini, Franciscus Becti, Allvisus Balbani, Andreas Bellomi, Guido Honesti, Lambertus Coluccini statutarii suprascripti ex autoritate et baylia nobis concessa a maiori et generali consilio populi et communis Luce, ut in reformacione ipsius consilii anno n.d. MCCCLXXI indicione decima die septima decembris plenius continetur ipsa autoritate utentes et omni via et modo, quibus melius et efficacius possumus Christi nomine invocato omnia et singula suprascripta capitula et statuta comprehensa et collecta in volumine presentis statuti prout supra scripta sunt. Et omnia statuta et capitula comprehensa in quarto libro statutorum curiarum Lucane civitatis et statuta curie nove et executorum et statutum domini maioris sindici et iudicis appellacionis et statutum curie fundaci et officii viarum et statuta gabelle Lucane et vicariarum. Et statuta et constituciones vicariarum et potestariarum Lucani districtus nec non statuta et capitula moderacione ornamentorum et super ornamentis et bonis moribus mulierum et de conviviis et exequiis defuntorum et omnia capitula, statuta, ordinamenta et constituciones, que in suprascriptis statutis vel aliquo predictorum comprehensa sunt, confirmamus et de novo componimus, statuimus et approbamus et observari volumus et precise mandamus, prout scripta sunt cassantes et revocantes omnia alia statuta, decreta, ordinamenta sive stanciamenta quomodocumque scripta vel facta reperiantur per quoscunque habentes seu habere pretendentes autoritatem vel bayliam aliquam in civitate Lucana a Lucano communi sive quocumque domino vel rectore civitatis Lucane faciendi decreta, provisiones generales vel generalia statuta vel ordinamenta. Et cassantes et revocantes omnia statuta, si qua facta sunt vel reperiuntur per nos vel alios in preiudicium ecclesiastice libertatis. Et eciam cassamus et revocamus omnia decreta generalia et stanciamenta generalia ancianorum vel consiliorum Lucani communis et populi, que essent contraria et derogatoria huic statuto et aliis statutis et constitucionibus, que per dicta statuta confirmata sunt. Et sic componimus, firmamus, dicimus, statuimus, volumus et approbamus salvo et in suo vigore remanente ordinamento facto anno n.d. MCCCLXXI super revocandis augmentis gabelle post satisfacionem debiti florentinorum quod autoritate presencium confirmamus et salvis provisionibus, statutis et ordinamentis factis super vana et maççа salis et habens, que in dictis statutis continentur, que similiter confirmamus statutentes, quod quocienscumque suprascripta statuta vel aliquid eorum et quecumque alia que de cetero fieri contingerint, fuerint notificata publice esse facta per preconem Lucani communis per civitatem Luce in locis consuetis cum assignacione termini unius mensis infra quem quilibet possit ire ad videndum statuta confecta. Quod talia statuta sic publice preconiçata elapso dicto | [fol. 147v] termino intelligantur solempniter publicata et omnibus innotescere nec racione alicuius ignorancie quis possit seu valeat exinde se excusari. Reservantes nichilominus nobis autoritatem et bayliam predicta statuta corrigendi, limitandi, cassandi, mutandi et eis addendi et alia de novo faciendi, statuendi et reformandi semel et pluries hinc ad kalendas Jan. proxime futuras.

Acta fuerunt predicta Luce in palacio dominorum ancianorum et in presencia collegii dominorum ancianorum coram circumspectis viris ser Petro olim Thome de Beatis de Bononia cancellario Luce, ser Cione Guercii et ser Philippo Gunghi notariis et Francisco Salamonis civibus Lucanis testibus ad hec rogatis anno n.d. MCCCLXXII indic. X, die vi° Julii.

Martin Bauch

Der Regen, das Korn und das Salz: die Madonna di San Luca und das Wettermirakel von 1433

Eine klimahistorische Fallstudie zu Bologna und Italien in den 1430er Jahren

Riassunto: Il miracoloso cambiamento del tempo, avvenuto dopo settimane di incessante pioggia nel luglio del 1433 a Bologna durante una processione della Madonna di San Luca, viene collocato ora per la prima volta in un contesto che va oltre la storia della pietà: nel presente articolo si studiano le fonti fiscali e amministrativi di Bologna per tracciare la situazione socio-economica e politica della città e del contado nella prima metà degli anni Trenta del XV secolo e per valutare l'eventuale parte avuta dalle avversità metereologiche nell'inasprire la crisi. In particolare si esaminano le carte dell'Ufficio del Sale e della Tesoreria e la loro utilità per le ricerche storico-climatici. La ricostruzione – sulla base di fonti narrative – di eventi metereologici estremi, di epidemie e carestie, verificatisi negli anni Trenta del XV secolo in tutta Italia, e un accenno alla situazione europea mostrano che il rischio di avversità climatiche è meno forte nell'area mediterranea che nei territori a nord delle Alpi. Infine si indaga il nesso causale tra precipitazioni e periodi di carestia e si tematizza la mancata considerazione di fattori naturali da parte della ricerca italiana sulla fame.

Abstract: A period of incessant rain stopped in July 1433, as the people of Bologna carried an icon of Mary through their city. Until now, this event has been of interest only to local and religious history. This article attempts to outline the impact of extreme meteorological events on the Bolognese economy and society of the 1430s. It therefore takes into account fiscal and administrative records hitherto untapped for climate history, with a special focus on the records of the salt administration and the communal treasury. For the first time it provides a reconstruction of extreme weather events, epidemics and food shortages in Italy for the 1430s. In a European perspective, we see that in these years the Mediterranean was less affected by climatic stress than Europe north of the Alps. Finally the article stresses the causal relationship between precipitation and periods of food shortage, and notes that this has been neglected by Italian famine research.

QFIAB 95 (2015) — DOI 10.1515/qfiab-2015-0008

Der gelehrte Jurist Graziolo Accarisi (gest. 1470)[1] stand im Juni 1433 an einem der großen Spitzbogenfenster des Palazzo dei Notai in Bologna und blickte betrübt auf die Piazza Maggiore und den gegenüberliegenden Palazzo della Biada, dessen Vorgängerbau einst seinem berühmten Kollegen Accursius gehörte hatte, seit Ende des 13. Jahrhunderts aber in erweiterter Form den kommunalen Getreidespeicher beherbergte. Dauerregen ging über dem Platz und ganz Bologna nieder und die städtische Kornkammer war so gut wie leer. An die Frage aus dem Anzianenkollegium, warum er so betrübt sei, und seine folgende Antwort erinnert sich Accarisi in einer ca. 30 Jahre später verfassten Schrift: „Seht ihr nicht, wie viel schrecklicher, kräftiger und andauernder Regen mit Stürmen, Donner und Blitz seit drei Monaten niedergegangen ist und dass wir deswegen von der Ernte dieses Jahres nichts erhoffen dürfen, sondern unvermeidlich eine immense Hungersnot zu erwarten haben?“[2] Doch den anderen Anzianen fehlte es, wie sie eilfertig versicherten, nicht an Problembewusstsein, wohl aber an Ideen, die über ein allgemeines Bedauern hinausgingen.

Accarisi präsentierte einen Vorschlag, der nicht nur ein überregional erprobtes Mittel zur Bewältigung meteorologisch induzierter Krisen darstellte, sondern auch im Fall Bolognas wundersame Abhilfe schaffen sollte. Im Folgenden wird nicht nur die Umsetzung des rettenden Vorschlags dargestellt. Vielmehr ist auch in anderen, weniger tendenziösen Quellen als Accarisis Bericht nach Parallelbelegen zur noch zu beschreibenden Krisenbewältigungspraxis ebenso wie zur Schlechtwetterphase selbst und den daraus entstehenden Befürchtungen und ökonomischen Engpässen zu suchen. Außerdem soll die politisch-soziale Vorgeschichte des regnerischen Sommers skizziert, der tatsächliche ökonomische Impact des mutmaßlichen Dauerregens rekonstruiert und ein Blick auf die Situation in Nord- und Mittelitalien in den 1430er Jahren geworfen

1 G. Rabotti, Accarisi, Graziolo, detto da Tossignano, in: DBI, Bd. 1, Roma 1960, S. 70.

2 *Cumque apud fenestras dicti palacii essemus aliqui ex dictis dominis ancianis ... quesiverunt quid haberem, quod tam mestus ... essem; quibus respondi ... non vidistis neque in presenti videtis quot et quantas terribiles et immensas ac continuas pluvias, tempestates, tonitrua, corruscationes et fulgura a tribus circa mensibus emanata, propter que de presentis anni reccolectis* [sic!] *nichil sperare possimus, sed famem immensam consequi necessario debeamus?* Graziolo Accarisi, *Historicus contextus trium Bonon. Civit. Gloriarum hoc est Templi B. Mariae Virginis de Monte Imaginis, guam D. pinxit Lucas, Vexillique aureae Flammae dono regio recepti, Gratioli Accarisi I.U.D Nob. Bon. et Advocati Concistor. opus de anno 1463 conscriptum*, ed. A. e G. Accarisi, Bologna 1665, S. 35. Die Vorlage für diesen durch Normalisierungseingriffe zwar veränderten, überwiegend aber zuverlässigen frühneuzeitlichen Druck bildet der Autograph Accarisis in Bologna, AS (= ASBo), Codici miniati, 46bis [Cronaca riguardante la traslazione della Madonna di San Luca], fol. 7r. Im Folgenden wird wie bereits oben nach dem Original zitiert, das durch einen Ausgabenbeleg auf das Jahr 1459 oder wenig früher datiert werden kann, vgl. M. Fanti, La leggenda della Madonna di San Luca di Bologna. Origini, fortuna, sviluppo e valore storico, in: M. Fanti/G. Roversi (a cura di), La Madonna di San Luca in Bologna. Otto secoli di storia, di arte e di fede, Bologna 1993, S. 69–100, hier S. 73–76, v. a. S. 74, Anm. 40. Auch das geschilderte Gespräch und die Lage der kommunalen Getreidespeicher findet sich in ASBo, Codici miniati, 46bis, fol. 6v–7r bzw. Accarisi, Historicus contextus, ed. Accarisi, S. 34 f.

werden, der auch die gesamteuropäische Lage streift. Entweder lässt sich so das Bologneser Beispiel aus seiner Singularität lösen oder es findet gerade darin Bestätigung. Abschließend ist knapp der Ertrag einer klimahistorisch informierten Perspektive auf das Bologneser Regenwunder und seinen Kontext zu umreissen. Dies kann dazu beitragen, die Forschung zu mittelalterlichen Hungerkrisen in ihrer soziodeterministischen Prägung zu hinterfragen und die potentielle Rolle von natürlichen Extremereignissen in der Entstehung von Teuerungen und Hungersnöten besser zu verstehen.

Dass im Frühjahr und Sommer 1433 zumindest in und um Bologna die meteorologischen Rahmenbedingungen alles andere als günstig für die kommende Ernte waren, ist sehr wahrscheinlich, wenn wir die chronikalisch-narrative ebenso wie die administrative Überlieferung betrachten: Massive Regenfälle waren seit Anfang April 1433 zu verzeichnen und setzten sich bis in den Juni fort.[3] Obstbäume, Gemüse und vor allem Getreide litten nach den ganz plausiblen Angaben Accarisis unter diesem Dauerregen gleichermaßen: Die Ähren, die nicht geerntet wurden, begannen auf den Halmen auszutreiben. Holte man das Getreide hingegen frühzeitig ein und bemühte sich darum, es zu trocknen, war der Ertrag aus den gedroschenen Ähren so kümmerlich, dass sich der Aufwand kaum lohnte.[4] Dabei betonte unser Gewährsmann, der dem *Con-*

3 ASBo, Codici miniati, 46bis, fol. 6v–7r bzw. Accarisi, Historicus contextus, ed. Accarisi (wie Anm. 2), S. 34: *Eodem tempore a principio mensis Aprilis dicti anni* [1433] *usque et per totum tunc proximum sequentem mensem Junij eiusdem anni fuissent super terram continue et incessanter pluvie, tempestates, tonitrua, corruscationes* [fol. 7r] *et frequentata fulgura mirabilia.* Die widrigen Witterungsbedingungen berichtet expressis verbis nur eine weitere Bologneser Chronik, die aber bezüglich der genannten Zeiträume nicht klar übereinstimmt: *Del mese de zugno fuo una grandisema piovia, la quale faceva grandisimo danno a li formenti, che non se poseano medere, et guastavase li formenti ne li campi* (Cronaca A, in: Corpus Chronicorum Bononensium IV, ed. A. Sorbelli, Bologna 1920 [RIS² 18/1,4], S. 3–419, hier S. 63). Vom Bericht Accarisis hebt sie sich durch einen deutlich anderen Wortlaut ab, so dass hier keine Abhängigkeit vermutet werden muss. Anders beim Bericht des frühneuzeitlichen Historiographen Cherubino Ghirardacci. Seiner Ende des 16. Jahrhunderts entstandenen „Historia di Bologna" wird in der lokalen Historiographie ein hoher, zeitgenössisch-mittelalterlichen Dokumenten vergleichbarer Quellenwert zugemessen, weil der Verfasser erkennbar aus der archivalischen Überlieferung gearbeitet hat und sich nicht auf eine reine Kompilation chronikalischer Texte beschränkt, vgl. L. Quaquarelli (a cura di), Memoria Urbis. I. Censimento delle Cronache bolognesi del Medioevo e del Rinascimento, Bologna 1993 [Emilia Romagna: Biblioteche Archivi 21], S. 96–118. Im Fall der hier interessierenden Ereignisse von 1433 folgt der volkssprachliche Wortlaut Ghirardaccis aber so genau den lateinischen Vorgaben Accarisis, dass hier eine direkte Übernahme sicher scheint, vgl. Cherubino Ghirardacci, Della Historia di Bologna. Parte terza, ed. A. Sorbelli, Città di Castello 1932 (RIS² 33/1), S. 34 f.

4 Vgl. ASBo, Codici miniati, 46bis, fol. 7r bzw. Accarisi, Historicus contextus, ed. Accarisi (wie Anm. 2), S. 34: *Adeo quod blada arborumque fructus sibi necessarium nutrimentum habere non poterant, que enim in gambis erant meti et sechari non valebant. Et que sechata erant sichari et triturari non poterant, quin imo que secata iacebant in campis nascebantur et germinabant in terris.* Die realitätsnahen Angaben Accarisis bestätigen moderne Beschreibungen des Auswuchses, d. h. des vorzei-

siglio degli Anziani angehörte,[5] dass er selbst zu diesem Zeitpunkt nur wenig Korn in seinem Speicher gehabt habe.[6] Dass auch die kommunalen Getreidespeicher leer waren, führte Accarisi auf die militärischen Auseinandersetzungen der letzten Jahre zurück.[7] Tatsächlich hatten die verschiedenen Versuche, die Herrschaft einzelner Signoren oder oligarchischer Gruppen über die Stadt zu etablieren, nach 1420 nicht nur Interdikte provoziert, sondern auch die wiederholte Entsendung von Söldnerheeren, die im päpstlichen Auftrag den Contado der Stadt verwüsteten und eine zumindest nominelle Anerkennung der Oberherrschaft des Papstes durch seine Legaten erzwangen. Insbesondere zwischen 1428 und 1431 belagerten päpstliche Truppen die Stadt, beschossen sie mit Artillerie und erst mit dem Amtsantritt Eugens IV. gelang im Frühjahr 1431 ein erster Kompromiss, der eine Teilung der Herrschaft zwischen kommunalen Gremien und dem päpstlichen Legaten vorsah.[8] Die militärische Belastung der städtischen Finanzen hatte wesentlich zur Verhandlungsbereitschaft der Bologneser Herrschaftsträger beigetragen.[9] In der Stadt zeigte ein massives Ansteigen von Raubdelikten im Jahr 1431, dass auch die sozialen Spannungen zunahmen.[10] Aber auch die

---

tigen Keimens von Getreide vor dem Mähen und/oder Dreschen, der verstärkt bei langanhaltenden sommerlichen Regenfällen zu verzeichnen ist. Mehl aus bereits auf den Halmen keimenden Getreidekörnern eignet sich so gut wie gar nicht mehr zum Backen und weist eine nur stark eingeschränkte Haltbarkeit auf, vgl. H. Maier, Auswuchs, in: Klimastatusbericht 2010, Deutscher Wetterdienst, S. 82–85 (Recherchierbar über http://www.dwd.de o. ä. Klima+Umwelt o. ä. Klimastatusbericht). Vgl. dazu auch die damit übereinstimmende agrarhistorische Analyse in Anm. 142.

5 Vgl. Rabotti, Accarisi (wie Anm. 1); R. Dondarini, Bologna Medievale nella storia delle città, Bologna 2000, S. 311–321.

6 Vgl. ASBo, Codici miniati, 46bis, fol. 7r bzw. Accarisi, Historicus contextus, ed. Accarisi (wie Anm. 2), S. 35: *Et ego eram unus ex illis, qui in principio dicti mensis Julij fueram in domo mea et de toto furmento, quod pro tunc in granariis meis habebam, salmam unam sex corbium triturandum exhibui molendinis. Ut sic de tanta et tali habundancia verisimiliter mestus esse deberem, sicut eram.*

7 ASBo, Codici miniati, 46bis, fol. 7r bzw. Accarisi, Historicus contextus, ed. Accarisi (wie Anm. 2), S. 34 f.: *quod universaliter cunctorum granaria civium vacua essent, propter tunc proximam procedentem, gravem et lungam guerram et terribilem obsessionem gentium armigerarum pape Martini contra prefatam nostram Bononie civitatem.*

8 Vgl. Dondarini, Bologna Medievale (wie Anm. 5), S. 311–321. Allerdings fällt hier in der Auswahl der berichteten Ereignisse eine erkennbare Anlehnung an den gelegentlich konfusen Erzählfluss und die Schwerpunktsetzung der Ghirardacci-Chronik (wie Anm. 3) auf. Analytischer, wenn auch ebenfalls stark auf Ghirardacci bezugnehmend die Darstellung bei A. De Benedictis, Lo „stato popolare di libertà": pratica di governo e cultura di governo (1376–1506), in: O. Capitani (a cura di), Bologna nel Medioevo, Bologna 2007 (Storia di Bologna 2), S. 899–950, hier S. 906–911; ohne Interesse an den konkreten Vorgängen in Bologna im ersten Viertel des Quattrocento: A. Vasina, Il mondo emiliano-romagnolo nel periodo delle Signorie (secoli XIII–XVI), in: A. Berselli (a cura di), Storia della Emilia-Romagna 1, Bologna 1984, S. 675–748, hier S. 731 f.

9 Ghirardacci, Della Historia di Bologna, ed. Sorbelli (wie Anm. 3), S. 25: *Vedendosi adunque il senato senza danari et senza soldati, tratta la pace.*

10 Vgl. Hieronymus de Bursellis, Cronica gestorum ac factorum memorabilium civitatis Bononie, ed. A. Sorbelli, Città di Castello 1912 (RIS² 23/2), S. 79 f.

natürlichen Rahmenbedingungen waren ungünstig, wie mehrere Hinweise aus dem Contado nahelegen: Am 15. Februar 1432 verlangten zwei Siedlungen, und zwar das im unmittelbar südlich an Bologna angrenzenden Bergland situierte *Massano*[11] und die sehr viel tiefer im Apennin liegenden *terre Succide*,[12] Hilfe von der Kommune wegen Gebäudeschäden sowie der durch Starkregenfälle, Erosion und Bergrutsche hervorgerufenen Unfruchtbarkeit ihrer agrarischen Flächen. Sie erhielten dann auch auf Dekret des päpstlichen Gubernators Geldzahlungen sowie verbilligtes Salz.[13] Dabei wurde darauf verwiesen, dass schon andere Gemeinden des Bologneser Contado eine ähnliche Unterstützung aufgrund ihrer Armut erhalten hätten. Am 21. Oktober desselben Jahres wurde den Einwohnern von Sant'Agata Bolognese, 25 km nordwestlich der Stadt im flachen Teil des Contado gelegen, Abgaben erlassen, weil sie ein Drittel ihrer Einwohner durch eine Epidemie verloren hatten.[14] Im folgenden Frühjahr, am 9. März 1433, reduzierte die kommunale Regierung Abgaben für die Einwohner von San Martino in Argine, ca. 20 km nordöstlich Bolognas, die unter häufigen Epidemien, aber auch der Zerstörungskraft des Flusses litten.[15] Nicht zu vergessen ist ein Erdbeben am 4. Mai 1433 in Bologna und seiner Umgebung, das zumindest Schäden an Gebäuden verursacht haben muss, auch wenn seine Konsequenzen auf archivalischer Grundlage nicht genau eingegrenzt werden können.[16] Die durch meteorologische wie biologische und geologische Faktoren verursachte Krisensituation in Stadt und Contado für die Jahre 1431 bis 1433 war also keineswegs eine retrospektive Imagination Accarisis.

Vor diesem Hintergrund mag es also mehr sein als ein reiner Topos, wenn der Jurist seine Anzianenkollegen daran erinnerte, dass nicht Bedauern, sondern das Bemühen, Gott zu gefallen, ein probates Heilmittel für die gegenwärtige Krise sei.[17] Daher verwies er auf das Beispiel der Florentiner Nachbarn, die mit einer vom Evangelisten Lukas gemalten Ikone der Gottesmutter im Fall von Dürre oder zu starken Niederschlägen Prozessionen durchführten, was immer wieder zu einer Verbesserung der meteorologischen Lage führe. Die wundertätige Ikone der Madonna dell'Impruneta,

11 Vermutlich handelt es sich um die kleine Ansiedlung Mazzano oberhalb der Savena, wenige Kilometer südöstlich Bolognas, vgl. L. Casini, Il Contado Bolognese durante il periodo comunale (secoli XII–XV), a cura di M. Fanti/A. Benati, Bologna 1991, S. 95.

12 Vermutlich die Ansiedlung Succidi, heute Le Capanne an der Grenze der Regionen Emilia-Romagna und Toskana, ca. 60 km Luftlinie südöstlich von Bologna (vgl. ebd., S. 211).

13 Vgl. AS Bologna, Comune – Governo – Riformaggioni miscel. 317, 1432 Febr. 15 (unpaginiert).

14 Vgl. AS Bologna, Comune – Governo – Signorie Viscontea, Ecclesiastica e Bentivolesca – 308. „Liber fantini", fol. 16r.

15 Vgl. ebd., fol. 20r.

16 Vgl. E. Boschi/E. Guidoboni, I terremoti a Bologna e nel suo territorio dal XII al XX secolo, Bologna 2003, S. 40–43.

17 ASBo, Codici miniati, 46bis, fol. 7r bzw. Accarisi, Historicus contextus, ed. Accarisi (wie Anm. 2), S. 35: *Ego replicavi non dolendo sed placando Deum est remedium capiendum.*

weniger als 10 km südlich von Florenz, genoss spätestens seit dem 14. Jahrhundert große Verehrung.[18] Die Marienikone war schon bekannt, bevor sie im 14. Jahrhundert die Rolle einer Protektorin von Florenz zugeschrieben bekam.[19] Der erste sichere Nachweis einer Prozession mit der Marienikone aufgrund ungünstigen Wetters findet sich 1354 bei Matteo Villani, wobei allerdings eine Dürre ihr Anlass war.[20] Insgesamt sind 25 Prozessionen aufgrund von Wetterereignissen im Florentiner Spätmittelalter bekannt.[21] Zunehmend verschob sich der Fokus der dortigen Marienverehrung aber auf Prozessionen infolge von Kriegen oder Epidemien.[22] Von der Prozession mit der Madonna dell'Impruneta, die 1417 aufgrund einer Seuche stattgefunden hatte,[23] ist denkbar, dass Accarisi sie sogar selbst erlebt hatte oder zumindest unmittelbar davon hörte.[24] Es könnte daher eine Frage auf der Basis persönlicher Anschauung gewesen sein, die der Ratsherr an seine Kollegen stellte: „Warum also tun wir Bolognesen, die wir nicht weniger gläubige Christen sind [als die Florentiner], nicht das Gleiche? Denn auch wir haben eine Bildtafel der Gottesmutter in der Kirche San Luca auf dem Monte della Guardia".[25] Sie stamme aus Konstantinopel, aus der Hagia

18 Vgl. D. Herlihy, Santa Maria Impruneta: A rural commune in the Late Middle Ages, in: N. Rubinstein (ed.), Florentine studies. Politics and Society in Renaissance Florence, London 1968, S. 242–276, hier S. 244–256; vertiefend G. Pinto, L'Impruneta e Firenze: contadini e proprietari, assetto delle colture e consumi (secoli XIII–XV), in: Impruneta. Una pieve, un paese. Cultura, parrochia e società nella campagna toscana, Firenze 1983 (Quaderni di storia urbana e rurale 2), S. 1–31.

19 F. del Grosso, Origine del culto alla Madonna d'Impruneta e suoi rapporti con la città di Firenze, in: Impruneta (wie Anm. 18), S. 33–77, hier S. 39, 42f.

20 Vgl. Matteo Villani, Cronica con la continuazione di Filippo Villani, ed. G. Porta, Parma 1995, lib. IV, cap. VII. Wenn del Grosso, Origine del culto alla Madonna d'Impruneta (wie Anm. 19), S. 57 den Erstbeleg einer Wetterprozession auf 1340 datiert und dafür Giovanni Villani, Nuova Cronica, ed. G. Porta, Vol. 3, Parma 1991, lib. XI, cap. CXIV anführt, so stimmt das nicht. Dort ist zwar von Prozessionen die Rede, aber kein spezifischer Verweis auf die Madonna dell'Impruneta zu finden.

21 Vgl. del Grosso, Origine del culto alla Madonna d'Impruneta (wie Anm. 19), S. 57.

22 Vgl. ebd., S. 58–62.

23 Vgl. ebd., S. 50.

24 Ein direkter Aufenthalt in Florenz ist in diesen Jahren nicht nachgewiesen, aber wenige Jahre später lassen sich enge Kontakte Accarisis zur Arnostadt belegen: Der Florentiner Händlergemeinde in Bologna diente er als Kontaktmann, 1420 wurde er von Bologna zu Verhandlungen mit Papst Martin V. nach Florenz geschickt, vgl. Rabott, Accarisi (wie Anm. 1); Fanti, La leggenda della Madonna (wie Anm. 2), S. 71f.

25 ASBo, Codici miniati, 46bis, fol. 7r bzw. Accarisi, Historicus contextus, ed. Accarisi (wie Anm. 2), S. 36: *Cur ergo et nos Bononienses, qui non minus quam ipsi fideles christicole sumus, non idem facimus? Tabulam enim unam habemus figure prefate gloriose virginis Marie in Ecclesia Sancti Luce super Monte della Guardia.* Die bisherige Forschung zur Entstehung des Kultes um die Madonna von San Luca hat sich ganz auf die frömmigkeitsgeschichtlichen Aspekte konzentriert und subtil die Ursprünge der Verehrung der Marienikone in Bologna sowie der ihr nachträglich zugeschriebenen Legenden erforscht. Den profundesten Überblick für die mittelalterliche Periode bietet Fanti, La leggenda della Madonna (wie Anm. 2) mit weiterer Literatur. Auch kunsthistorisch ist das Bildnis eingehend untersucht wor-

Sophia sogar.[26] Dieses Kunstwerk solle drei Tage festlich und unter frommem Flehen durch die Stadt getragen werden, bis das Wetter sich bessere. Damit knüpfte Accarisi geschickt an Bologneser Lokaltraditionen an[27] und erntete auch begeisterte Zustimmung sowie die Ermächtigung, alles Notwendige in die Wege zu leiten und dafür angesehene Mitglieder der Bruderschaft der Geißler (*battuti*) von Santa Maria della Morte – der Accarisi angehörte – zur Hilfe heranzuziehen. Drei Mitglieder aus der Führungsebene der Bruderschaft des Hospitals von Santa Maria della Morte ließen sich schnell gewinnen, als der Jurist ihnen erläuterte, wie sehr ihre Gemeinschaft an Ansehen gewinnen würde, wenn sich die Ikone während der drei Tage der geplanten Prozessionen in ihrer Kirche aufhalten würde. Nach einer gewissen Vorbereitungszeit[28] stiegen also am 4. Juli 1433 diverse Angehörige der Bruderschaft den Monte della Guardia im strömenden Regen hinauf und erreichten die alte, halb verfallene Kirche aus dem späten 12. Jahrhundert.[29] Sie fanden die Ikone auf dem Altar stehend, inmitten zerbrochener Reliquiare und umgeben von Mäusekot. Die Mitglieder der Bruderschaft taten ihr Möglichstes, das Marienbildnis zu säubern und zu schmücken und brachten die Bildtafel im strömenden Regen den Berg hinab zur Kirche S. Maria

---

den: P. Angiolini Martinelli, L'icona della Beata Vergine di San Luca, in: Fanti/Roversi (a cura di), La Madonna di San Luca in Bologna (wie Anm. 2), S. 13–32; R. Rossi Manaresi/A. Tucci, Note tecniche sulla icona della Madonna di San Luca, in: Ebd., S. 33–42.

26 Vgl. ASBo, Codici miniati, 46bis, fol. 7r bzw. Accarisi, Historicus contextus, ed. Accarisi (wie Anm. 2), S. 36 f. Die Legende, dass die Ikone aus Konstantinopel im Jahr 1169 durch einen Eremiten Theokles nach Bologna übertragen wurde, beruht auf einer Fälschung des 17. Jahrhunderts. Die Entstehung der Ikone im 10. Jahrhundert in Byzanz ist hingegen durch die kunsthistorische Untersuchung gesichert, vgl. G. Gherardi, Madonne dipinte, in: B. Borghi (a cura di), Un passamano per San Luca. Pellegrinaggi protetti. Solidarietà civiche e realizzazioni architettoniche sulle vie della fede, Bologna 2004, S. 49–68, hier S. 50–51; Angiolini Martinelli, L'icona della Beata Vergine (wie Anm. 25).

27 Ein Lukaspatrozinium zusätzlich zu dem der Gottesmutter wurde der Kirche nachweislich schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts zugeschrieben, vgl. Fanti, La leggenda della Madonna (wie Anm. 2), S. 72. Die Angaben Ghirardaccis, es habe schon in den Jahren 1302 und 1365 Prozessionen mit der Madonna in die Stadt gegeben (Cherubino Ghirardacci, Della historia di Bologna. Parte Prima, Bologna 1596, S. 441 und Cherubino Ghirardacci, Della historia di Bologna. Parte seconda, a cura di A. A. Solimani, Bologna 1657, S. 289), entbehren jedoch einer archivalischen und zeitgenössischen Grundlage.

28 Aus der Chronistik geht hervor, dass die Anzianen die geistlichen wie weltlichen Bruderschaften bezüglich des Empfangs der Ikone instruierten und so den passenden Rahmen für deren Ankunft schufen, vgl. Cronaca B, in: Corpus Chronicorum Bononensium IV, ed. A. Sorbelli, Bologna 1920 (RIS² 18/1,4), S. 3–419, hier S. 64. Und indirekt auch bei ASBo, Codici miniati, 46bis, fol. 7v bzw. Accarisi, Historicus contextus, ed. Accarisi (wie Anm. 2), S. 38 mit Bezug auf die Ansammlung von Menschen zum Empfang der Ikone am 5. Juli: *secundum ordinem a regiminibus datum*.

29 Vgl. A. Benati, La chiesa del Monte della Guardia: da romitorio a monastero (secoli XII–XVIII), in: Fanti, La leggenda della Madonna (wie Anm. 2), S. 49–68; C. Degli Esposito, Un lungo viaggio verso la „magnificenza": il santuario prima della ricostruzione settecentesca, in: Ebd., S. 137–146, hier v. a. S. 137 f.

Maddalena, unmittelbar vor der Porta Saragozza. Dort erwarteten am nächsten Tag, einem Sonntag, 14 000 Menschen – an ihrer Spitze der päpstliche Gubernator und die Anzianen – die Ankunft der Ikone, denn alle fürchteten, so Accarisi, das Aufkommen von Teuerung und Hunger. Kaum war das verehrte Bildnis durch die Porta Saragozza in die Stadt eingezogen, brachen erstmals Sonnenstrahlen durch die dichte Wolkendecke und der strömende Regen ließ deutlich nach. Geblendet und unter Tränen rief die Menge: *Misericordia, misericordia!*

Es folgten wie geplant drei weitere Tage mit Prozessionen, während die Ikone in den Pausen dazwischen in einer neu angebrachten Eisenkonstruktion im Ospedale della Morte zur Verehrung ausgesetzt war. Eine abschließende Prozession mit 8000 Teilnehmern brachte das Marienbildnis zurück auf den Monte della Guardia.[30] Und die Gottesmutter hatte für einen dauerhaften Wetterumschwung gesorgt: Die Chroniken berichten von stabilem, sonnigen Wetter für den Rest des Sommers, das für eine reiche Ernte sorgte und die Getreidepreise auf die Hälfte zurückgehen ließ.[31] Die Mirakelerzählung präsentiert sich also genregemäß mit einem glücklichen Ende. Aufkommende Zweifel an ihrer Faktizität[32] lassen sich durch eine unabhängige Quelle beseitigen, nämlich eine die Ereignisse mit gleichem Tenor beschreibende Ablassurkunde des päpstlichen Gubernators Marco Condulmer, der eine jährliche Wiederholung der Prozession mit der Ikone am ersten Sonntag im Juli anordnete und das Ospedale della Morte zur städtischen Residenz der Gottesmutter während der dreitägigen Prozessionen bestimmte.[33] Die Ikone sollte dabei hinter einem dreifach verschließbaren Eisengitter vor Diebstahl gesichert werden, zu dem der Gonfaloniere della Giustizia, der Vorsteher der Geißler-Bruderschaft und die Äbtissin des nahegelegenen Frauenklosters S. Mattia je einen der drei Schlüssel hatten. Während also der Erfolg der Reliquienprozession aus der Perspektive der Bruderschaft und auch der kommunalen Regierung nicht zu bezweifeln ist, kann man sich doch fragen, ob die vorangehende

30 Diese Darstellung folgt quasi durchgehend den Angaben von ASBo, Codici miniati, 46bis, fol. 7v bzw. Accarisi, Historicus contextus, ed. Accarisi (wie Anm. 2), S. 37–39. Die Angaben zum ruinösen und unwürdigen Zustand von Kirche und Ikone sind im Druck des 17. Jahrhunderts bezeichnenderweise ausgelassen worden und finden sich nur im Original. Detailinformationen wie die Größe der Prozessionen, die die Ikone auf den Berg zurückbrachten, entstammen der Chronistik, vgl. Cronaca B, ed. Sorbelli (wie Anm. 28), S. 64.

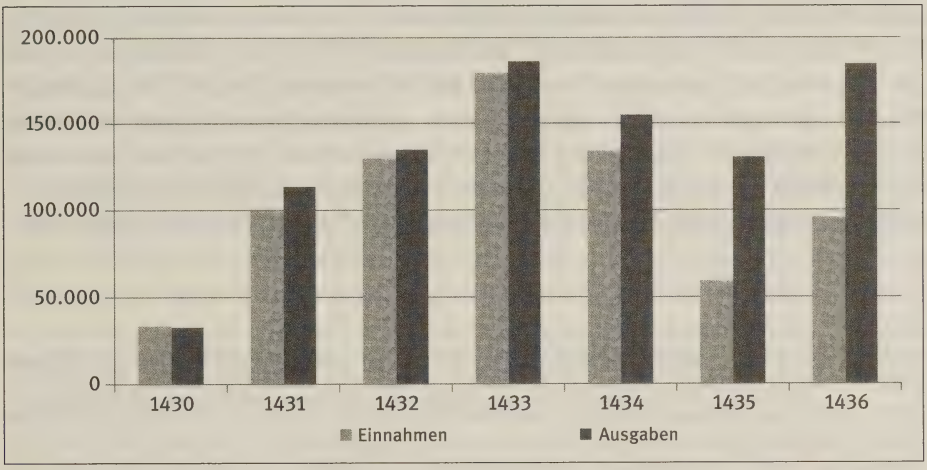
31 Vgl. ebd.

32 Damit ist die Frage gemeint, ob der beschriebene Ablauf der Prozession und die Beteiligung der genannten Akteure als faktisch zu betrachten sind. Ein plötzlicher Wetterumschwung ist selbstverständlich kontingent, aber denkbar.

33 Vgl. ASBo, Comune – Governo – Signorie Viscontea, Ecclesiastica e Bentivolesca – 308. „Liber fantini", fol. 21r–v. Darüber hinaus begannen Bauarbeiten an einer Wasserleitung von außerhalb des Contado, deren Endpunkt das Ospedale werden sollte und die im Sommer 1434 abgeschlossen waren, vgl. Ghirardacci, Della Historia di Bologna, ed. Sorbelli (wie Anm. 3), S. 40; auf 1435 datiert bei Bursellis, Cronica, ed. Sorbelli (wie Anm. 10), S. 82. Der Aufschwung der Bruderschaft und ihres Hospizes durch das Madonnen-Mirakel steht also außer Zweifel.

ökonomische Krisensituation Bolognas nicht übertrieben dargestellt wurde, um die Wunderkraft des übernatürlichen Eingriffs noch zu erhöhen.

Eine Antwort können am ehesten unabhängige Quellen aus Bologneser Beständen geben. Die fiskalische Überlieferung im Staatsarchiv Bologna ist für die 1430er Jahre überdurchschnittlich gut: Von Januar 1430 bis in den Juli 1437 sind die Register der Einnahmen und Ausgaben der Stadt auf einer monatlichen Basis mit Einträgen im Abstand von in der Regel drei bis fünf Tagen erhalten.[34] Nur von Oktober 1435 bis April 1436 klafft eine Lücke in der erhaltenen Dokumentation.



Grafik 1: Einnahmen und Ausgaben der *Tesoreria* Bolognas in den Jahren 1430–1436 in Bologneser Lire; die Daten für 1430 und 1435/36 sind unvollständig (Quelle: ASBo, Comune – Tesoreria – Libri zornalis introituum et expensarum, 90, 92–94, 96–100. Grafik: M. Bauch).

34 Konsultiert wurden die als *Liber zornalis introituum et expensarum* bezeichneten Register der Einnahmen und Ausgaben auf chronologischer Basis in ASBo, Comune – Tesoreria, Bände: 90 (1430, Jan.–Nov.); 92 (1431–1432); 93 (1431–1434); 94 (1434, Jan.–Nov.); 96 (1434 Okt.–1435 Okt.); 97 (1436, Mai–Aug.); 98 (1436, Aug.); 99 (1436, Mai–Sept.); 100 (1436, Sept.–1437, Juli). Eine spezifische Erschließung der Finanzüberlieferung in diesem Zeitraum durch die Forschung hat noch nicht stattgefunden. Ausgangspunkt sind die summarischen Beobachtungen im Inventarbuch des ASBo, vgl. G. Orlandelli (a cura di), Gli uffici economici e finanziari del Comune dal XII al XV secolo, vol. 1: Procuratori del comune, difensori dell'avere, tesoreria e controllatore di tesoreria: Inventario, Bologna 1951, S. VII–XVLVIII.

Der erste Blick auf die Visualisierung der jährlichen Einnahmen und Ausgaben der Kommune (Grafik 1), angegeben in Bologneser Lira,[35] offenbart für die Jahre 1431–1433 keineswegs eine Krise, sondern vielmehr einen stetigen Anstieg in beiden Bereichen. Freilich kann der agrarische Output von Stadt und Contado nicht direkt mit den Einnahmen der Kommune gleichgesetzt werden; ein Großteil der Einnahmen speiste sich entweder aus Krediten oder aus den *dazi*, d. h. indirekten, oft zoll-ähnlichen Abgaben zum Beispiel bei der Mühlennutzung, beim Passieren der Stadttore, bei der Ein- und Ausfuhr gewisser Waren wie Fisch, Wein oder eben Getreide.[36] Finanzielle Schwierigkeiten, die sich durch eine rasch zunehmende Diskrepanz zwischen Einnahmen und Ausgaben seit 1435 andeuteten (Grafik 1), sind auch auf enorme Ausgaben für Söldnerkontingente zurückzuführen. Dies erklärt aber nicht ohne weiteres die schwache Einnahmeseite. Der Kreditaufnahme der Kommune bei reichen Bürgern bereits am 30. Dezember 1439[37] ging eine Übernahme des Schatzamtes (*Tesoreria*) durch Mitglieder der oligarchischen Führungszirkel voraus, die durch ihr verliehenes Geld schon in den Vorjahren die Defizite des kommunalen Haushalts überbrücken halfen und dafür verstärkten Zugriff auf die *dazi* erhalten hatten. 1440 wurde diese ‚Privatisierung' der kommunalen Finanzen institutionalisiert.[38] Bemerkenswerterweise findet

35 Vgl. G. B. Salvioni, Sul valore della Lira Bolognese dalla sua origine alla fine del sec. XV, Bologna 1902.

36 Vgl. zu den *dazi* Bolognas in der kommunalen Phase S. Frescura Nepoti, Natura ed evoluzione dei dazi bolognesi nel secolo XIII, in: Atti e memorie della Deputazione di storia patria per le provincie di Romagna N. S. 31–32 (1980–1981), S. 137–163; für das ausgehende 14. Jahrhundert F. Bosdari, Il Comune di Bologna alla fine del sec. XIV, in: Atti e Memorie della Deputazione di storia patria per le provincie di Romagna Ser. 4, 4 (1914), S. 123–188, hier S. 141 f.; grundlegender L. Pezzolo/E. Stumpo, L'imposta diretta in Italia dal medioevo alla fine dell'ancien régime, in: S. Cavaciocchi (a cura di), La fiscalità nell'economia europea secc. XIII–XVIII – Fiscal systems in the European economy from the 13th to the 18th centuries, Firenze 2008, S. 75–98; detaillierte Beobachtungen zu den *dazi* in Siena legen aber nahe, dass die Natur dieser direkten Abgaben für jede Kommune in Spezialuntersuchungen festgestellt werden muss, vgl. W. M. Bowsky, The Finance of the Comune of Siena 1287–1355, Oxford 1970, S. 98–113; die sehr eingeschränkte Vergleichbarkeit der lokalen Befunde betont auch nachdrücklich M. Ginatempo, Spunti comparativi sulle trasformazioni della fiscalità nell'Italia post-comunale, in: P. Mainoni (a cura di), Politiche finanziarie nell' Italia settentrionale (secoli XIII–XV), Milano 2001 (Storia Lombarda. Studi e ricerche 9), S. 125–220. Im Bologneser Fall sind die *dazi* also, im Unterschied etwa zu den toskanischen Kommunen, durchaus als indirekte Abgaben zu verstehen (vgl. ebd., S. 128 f.), die keineswegs nur gelegentlich erhoben wurden.

37 ASBo, Comune – Governo, Consiglio ed ufficiali del comune – 70. „Ufficiali del comune e conduttori dei dazi", b. 1 [1249–1440], Nr. 118, ein ganz ausführliches Verzeichnis ebd., Nr. 120/10

38 Vgl. Dondarini, Bologna Medievale (wie Anm. 5), S. 321; De Benedictis, Lo „stato popolare di libertà" (wie Anm. 8), S. 912 f.; A. Monti, Il „lungo" Quattrocento bolognese: agricoltura, sviluppo, istituzioni, in: Storia di Bologna 2 (wie Anm. 8), S. 1043–1088, hier S. 1045 f. Auch bereits zuvor war es bewährte Praxis, die *dazi* für pauschale Summen an Privatleute zu verpachten. Die Einkünfte der Kommune spiegeln also nicht die realen Einkünfte der Eintreiber wieder, vgl. Bosdari, Il Comune di Bologna (wie Anm. 36), S. 141.

sich kein expliziter Niederschlag der schwierigen meteorologischen Situation oder auch der Prozession von Anfang Juli in den Rechnungen der Kommune vom Frühjahr 1433 bis zum Herbst desselben Jahres.[39] Andere Einzelereignisse, wie die Teilnahme Bologneser Gesandter an der Kaiserkrönung Sigismunds von Luxemburg in Rom am 31. Mai sind hingegen gut nachvollziehbar.[40] Auch finden sich in den Einnahmen- und Ausgabebüchern keine Hinweise etwa auf Schadensbewältigung nach dem Erdbeben vom 4. Mai.[41] Allerdings ist auch nicht offenkundig, welche hohen Einzelposten in den öffentlichen Ausgaben durch die Prozession in Verantwortung der Geißler-Bruderschaft hätten entstehen sollen. Dass allerdings fast keine erkennbaren Aufwendungen für präventive Getreideaufkäufe entstanden sind, spricht eher gegen die Beschreibung Accarisis. Ein Einzelbeleg findet sich nur für den 16. Mai 1433, wo auf Ausgaben von 80 lib. für den Transport von angekauftem Getreide auf Karren verwiesen wird.[42] Und am 11. Mai sind kommunale Bekanntmachungen (*cride*) im Namen des Podestà, der Anzianen und des päpstlichen Gubernators überliefert, die ein nächtliches Ausgangsverbot in Bologna sowie verschärfte Anordnungen erlassen, die öffentliche Ordnung nicht zu stören und die v. a. das Tragen von Waffen betreffen.[43] Auch ein zweiter Korpus fiskalischer Quellen stützt den Befund stark steigender, aber ab 1433 zunehmend instabiler Einnahmen durch das Schatzamt der Kommune: Die Einkünfte aus den *dazi* wurden nicht nur im jeweiligen *Liber zornalis introitum et expensarum* vermerkt, sondern in separaten Registern niedergeschrieben,[44] die eine systematische Aufschlüsselung nach Einnahmearten vornehmen, die intern wiederum chronologisch, wenn auch mit Lücken wiedergegeben wurde (Grafik 2).

39 Konsultiert wurden dafür die Aufzeichnungen zu Einnahmen im genannten Zeitraum, vgl. ASBo, Comune – Tesoreria 93 – Liber zornalis introituum et expensarum, fol. 31r–134r.

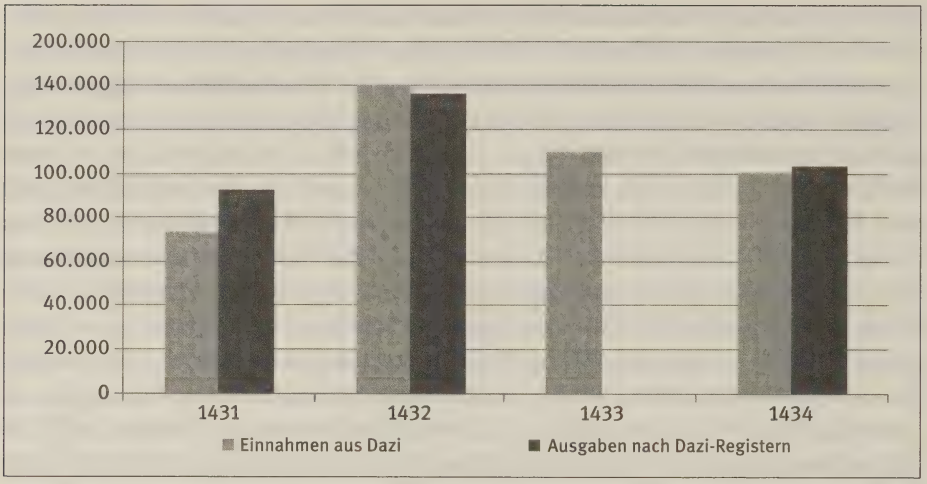
40 Allerdings sind die Bologneser Rechnungen längst nicht so aussagekräftig wie etwa die Biccherna-Überlieferung in Siena, die oft nicht nur die Bezahlung von Boten angeben, sondern auch den Grund für deren Reise. Insofern bleibt es im Unklaren, was Boten z. B. des päpstlichen Gubernators mit den Este in Ferrara oder in Venedig *pro arduiis negociis* verhandelten, so ein willkürlich ausgewähltes Beispiel eines Boten, der seine im Juni erfolgte Reise im November 1433 abrechnete: AS Bologna, Comune – Tesoreria 93 – Liber zornalis introituum et expensarum, fol. 124r.

41 Vgl. ebd.; weitere administrative Quellen aus Bologneser Archiven haben Boschi/Guidoboni, Terremoti a Bologna (wie Anm. 16), S. 40 f. ohne Befund durchsucht.

42 Vgl. ASBo, Comune – Tesoreria 93 – Liber zornalis introituum et expensarum, fol. 112r.

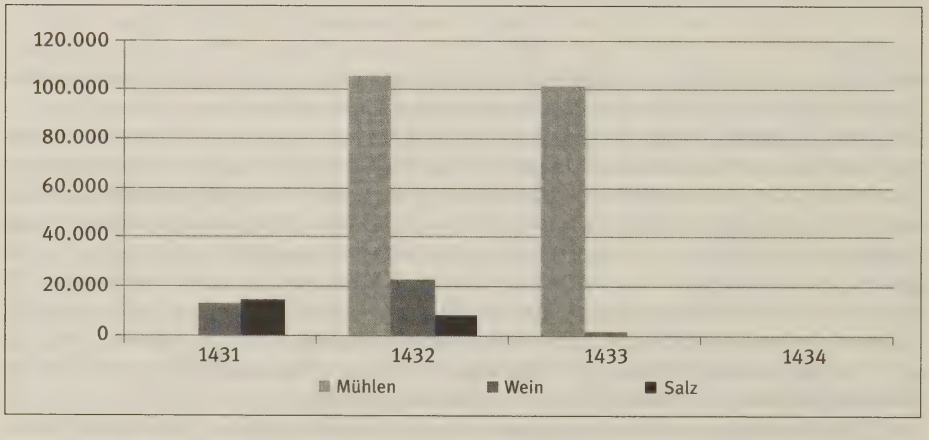
43 Vgl. ASBo, Comune – Governo – 312 Libri dei Banditori, fol. 166r–167v.

44 Für den hier interessierenden Zeitraum wurde das Register ASBo, Comune – Tesoreria 95 – Liber ordinarius rationum comunis Bononie (1431–1434) ausgewertet. Im Einzelfall – hier dem Jahr 1433 – wurden aus den *dazi* etwas höhere Gesamteinnahmen vermerkt als sie die Addition der Angaben in den chronologischen Einnahmen- und Ausgabenbüchern ergeben. Eine Erklärung ist dafür bisher noch nicht ersichtlich.



Grafik 2: Einnahmen aus den *dazi* sowie damit verbundene Ausgaben in Bologneser Lire. Für die Einnahmen im Jahr 1433 ein Schätzwert (vgl. Anm. 46); für die Ausgaben fehlt jeder Hinweis (Quelle: ASBo, Tesoreria 95 – Liber ordinarius rationum comunis Bononie (1431–1434), fol. 1r–2r. Grafik: M. Bauch).

Im Einzelfall können so auch die Entwicklung einzelner Einnahmegruppen wie z. B. der *dazi* aus dem Betrieb von Getreidemühlen oder dem Wein- und Salzimport ermittelt werden (Grafik 3); allerdings ist auch hier die Datengrundlage lückenhaft.



Grafik 3: Einnahmen aus den *dazi* für Mühlennutzung, Wein- und Salzhandel in Bologneser Lire. Für das Jahr 1434 sind keine Daten angegeben, für 1433 gibt es auch keine Einträge für Salz, während Angaben zur Mühlennutzung für 1431 fehlen (Quelle: ASBo, Comune – Tesoreria 95 – Liber ordinarius rationum comunis Bononie (1431–1434), fol. 2v–13v. Grafik: M. Bauch).

Das starke Ansteigen der Einnahmen der Kommune in den Jahren 1431–1433, sowohl in Bezug auf den gesamten Haushalt wie auf die Erträge der *dazi*, lässt leider keine klaren Rückschlüsse auf die ökonomische Lage der Einwohner Bolognas zu: Der im Kriegszustand begründeten, massiven Erhöhung aller Abgaben im Frühjahr 1431[45] folgten im Jahr 1432 – im Frieden – rapide steigende Einkünfte, die in den Jahren 1433 und 1434[46] wiederum massiv zurückgingen. Dies kann so verstanden werden, als habe der Bologneser Fiskus über indirekte Abgaben Geld von einer breiten Schicht der Bevölkerung sowie von einheimischen und auswärtigen Händlern abgeschöpft, die schon bald finanziell ausgelaugt waren. Hingegen muss die oligarchische Führungsschicht von der indirekten Besteuerung von Verbrauchsgütern tendenziell weniger betroffen gewesen sein, ja sie verzeichnete durch die Pacht und Administration der *dazi* im Auftrag der Kommune sogar noch erhöhte Gewinne. Die Einnahmen in der zweiten Hälfte der 1430er Jahre gingen so sehr zurück, dass ab 1440 die finanzstarken Oligarchen mit ihren Krediten an die Kommune auch offiziell das kommunale Schatzamt übernehmen konnten und mussten. Als Indikator für die Entwicklung der meteorologisch beeinflussten Agrarproduktion eignet sich die Überlieferung der *Tesoreria* hingegen aus den gezeigten Gründen nur bedingt. Aufschlussreich ist, dass die Abgaben aus der Mühlennutzung – die zweifellos mit dem Angebot an selbst produziertem oder importiertem Getreide korrelierten, aber auch durch die Zerstörung von Mühlen durch Krieg oder Hochwasser beeinflusst werden konnten – den Löwenanteil der kommunalen Einnahmen überhaupt stellten und in den Jahren 1432/33 für den größten Teil des Bologneser Steueraufkommens verantwortlich waren.[47]

Bemerkenswert ist auch die Entwicklung des Wein- und Salzverkaufs, der vom Aufkommen her eine untergeordnete Rolle spielte. Fehlen für 1434 alle Angaben – auch für die Mühlen – ist im Jahr 1433 gar kein Salzverkauf mehr zu rekonstruieren und nur ein Minimum an Weinumsatz. Es wäre verlockend, hierin eine Folge der ungünstigen Wetterverhältnisse zu sehen, die sich gerade beim Angebot von Wein und Salz (s. u.) bemerkbar machen müssten, während der in der Gesamtschau stabile

45 Im März 1431 fand eine Erhöhung der Abgaben statt, die nach Ende der militärischen Auseinandersetzung nach allem, was erkennbar ist, nicht zurückgenommen wurde: *Sono accresciuti li datii delle porte a soldi sei l'anno: Per la vendita della corba del formento soldi 2; per la vendita della corba della fava, spelta, melega, soldi 1; per la vendita di ciascun bue soldi trenta; per un vitello soldi 18. Alli 26 di marzo, il lunedì, furono anche posti ad alto gl'altri dacii, et si fece questo per haver danari da mantenere la città travagliata dall' essercito della Chiesa* (Ghirardacci, Della Historia di Bologna, ed. Sorbelli [wie Anm. 3], S. 24).

46 Die Einnahmen für das Jahr 1433 finden sich nicht explizit im Register aufgelistet, sondern wurden implizit aus der Addition der *dazi* für Mühlen, Wein und Salz als mit Abstand aufkommensstärksten Abgabearten überschlagen.

47 Setzt man die Einnahmen aus den Mühlen in Relation zum Gesamtaufkommen aus den *dazi*, beträgt ihr Anteil im Jahr 1432 75%, im Jahr 1433 mit den nur zu schätzenden Gesamteinnahmen (vgl. Anm. 46) über 90%.

Getreideumsatz durch den von Accarisi beschriebenen rechtzeitigen Wetterumschwung samt sinkender Preise erklärt werden könnte. Doch für solch weitergehende Schlussfolgerungen braucht es ergänzende Quellenbefunde, die weiter unten herangezogen werden. Denn es muss noch einmal betont werden: Die Entwicklung der *dazi* ist ein unsicherer Indikator nicht nur aufgrund der lückenhaften Überlieferung. In sie fließen viele unterschiedliche Faktoren ein, nicht nur die meteorologischen Rahmenbedingungen. Außerdem beschränkt sich ihre Aussagekraft auf die städtische Situation, die keinen Ausblick auf die Lage im Contado erlaubt, der von Wetterungunst, Ernteausfällen und Teuerungen noch stärker hätte betroffen sein müssen.

Daher soll eine Quelle herangezogen werden, die mit guten Gründen als Indikator auch für meteorologische Verhältnisse zu deuten ist und zugleich die Situation außerhalb der Stadtmauern wiedergeben kann: die Überlieferung zum Salzverbrauch. Tatsächlich spiegelt die Salzproduktion noch wesentlich genauer die sommerlichen Witterungsbedingungen wieder als die Informationen zu Getreideernte und -preisen: In den mediterranen Salinen bestimmten Sonne, Wind und Regen in der kurzen Erntezeit zwischen Ende Mai und Anfang September über die Menge des verfügbaren Salzes. Jean-Claude Hocquet, ausgewiesenster Spezialist zur Salzgeschichte, hat freilich eine statistische Rekonstruktion der Salzproduktion erst aufgrund von Quellen des 16. Jahrhunderts von beiden Seiten der Adria vornehmen können.[48] Doch auch die Salzdistribution ist eine aussagekräftige Quelle für ökonomische Befindlichkeiten: Zum einen war Salz ein Gut für die Bewohner des Contado wie der Stadt gleichermaßen, das kontinuierlich gebraucht wurde und auf das man nur unter größten Schwierigkeiten verzichten konnte. Zum anderen spiegelt sein Preis wie erwähnt die meteorologischen Bedingungen sehr deutlich wieder, wie auch die spätmittelalterlichen Quellen bezeugen.[49]

---

48 Vgl. J.-C. Hocquet, Le sel et la fortune de Venise. Volume 1: Production et monopole, Lille 1982, S. 227–237. Die Sommermonate Juli bis August erwiesen sich dabei als die zentrale „Erntezeit" des Salzes – auf die erste Augustwoche entfiel 14% der Jahresproduktion –, wobei je nach Anzahl der sonnigen Tage enorme Schwankungen der Salzproduktion nachgewiesen werden können. Der Beginn der Salzproduktion im Mai ist von den Mengen her hingegen so gut wie zu vernachlässigen (Vgl. ebd., S. 232f.). Daher wäre also die Salzgewinnung, wenn man über Jahre geführte Aufzeichnungen der saisonalen Produktion zur Verfügung hätte, die bestmögliche Quelle für klimahistorische Proxydaten, die man sich wünschen kann, vgl. ebd., S. 235; zum Begriff und zum Konzept von Proxydaten siehe den Überblick bei F. Mauelshagen, Klimageschichte der Neuzeit, Darmstadt 2010, S. 36–42, 52–58.

49 *Et in eodem anno [1352] quasi tota estas fuit pluviosa, taliter quod multum impedivit recultum bladi. Et in illo anno quasi nichil de sale pro pluvia congelatum est: ita quod postea fuit caritudo maxima panis et vini et salis et olei et quasi omnium bonorum* (Marcha di Marco Battagli da Rimini, a cura di A. F. Massèra, Città di Castello 1912–1913 [RIS² 16/3], S. 56); *Fu meso el sale lire 3 la corbe che prima era a soldi 40* (Fileno della Tuata, Istoria di Bologna. Tomus I [origini – 1499], a cura di B. Fortunato, Bologna 2005 [Collana di cronache bolognesi d'epoca medioevale, moderna e contemporanea 9], S. 83); die extreme Feuchte und Kälte des Sommers 1352 belegt auch Corpus Chronicorum Bononiensium, a cura di A. Sorbelli, Città di Castello 1938 (RIS² 18/1,2), S. 3–576, hier S. 15f.: *In lo dicto millesimo* [1352], *de*

Neben den *dazi* zum Salzverkauf, die für die Jahre 1432 und 1433 einen Tiefstand erreichten, kann eine weitere Quellensorte Bologneser Provenienz herangezogen werden: Die *malphagi*-Register des *Ufficio del Sale*. Dieses Amt verkaufte im Auftrag der Kommune Salz in der Stadt und im Contado und war für dessen zentralisierte Beschaffung zuständig. Eine von der Kommune monopolisierte Verwaltung des Salzverkaufs ist in Bologna seit 1289 nachgewiesen, wenn auch der Ort des Salzspeichers (*salarium*) für diese Zeit und auch noch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts unbekannt ist.[50] Salz bezog Bologna ganz überwiegend aus den Salinen von Cervia bei Ravenna – und nur gelegentlich aus Chioggia oder den anderen adriatischen Salzproduktionsgebieten unter venezianischer Herrschaft –, um deren politisch-militärische Kontrolle es sich noch im 13. Jahrhundert bemüht hatte, um letztlich gegenüber Venedig den Kürzeren zu ziehen, das sein Salzhandelsmonopol in Nordost-Italien mit aller Vehemenz verteidigte.[51] Die Bologneser Einkünfte aus dem Salzverkauf waren stark schwankend (Grafik 3), konnten aber in guten Jahren substantiell zu den Einnahmen der Kommune beitragen.[52] Eine eigene Dokumentenserie dieser Behörde widmete sich den sogenannten *malpaghi*, also Empfängern im Contado, die Salz zwar erhalten, dafür aber noch nicht bezahlt hatten. Die auflaufenden Schulden bzw. deren Tilgung/Teilrückzahlung wurden notiert (Name der Örtlichkeit, Name des Schuldners, Tilgungstermin). Empfänger des Salzes waren dabei keine Privatpersonen, sondern die *massarii*, Mittelsmänner der Kommune im Contado; diese erhielten das Salz auf Kredit und verkauften es in ihrem Zuständigkeitsbereich, um schließlich mit den Einnahmen zu einem später festgesetzten Termin ihre Schulden beim *Ufficio del Sale* zu begleichen.[53] Die Ausgabe von Salz, v. a. aber die Nichteinhaltung von Rückzahlungen wurde in einem separaten Register festgehalten, das die Jahre 1430–1438 abdeckt.[54] Darin werden die Jahre 1431–1434 oft als Ausgabetermine von

Pasqua rosada, a dì tri doppo, fu adì tri all'usita de mazo, fu zelo sì grande, che, se non fusse per vergogna, la gente serebbe stata al fuocho a manzare. Bereits zehn Jahre zuvor stellte man in Venedig den Zusammenhang zwischen Wetterbedingungen und Salzgewinnung fest: *cum isto anno [1342] propter condicionem temporis sal factus sit in modica quantitate in omni parte* (Venezia, AS, Senato Misti, reg. 20, 1342 Aug. 5).

50 Vgl. J.-C. Hocquet, La „Salara" e il commercio del sale a Bologna alla fine del Medio Evo, in: G. Pesci/C. Ugolini (a cura di), La Salara. Storia di un luogo e di un restauro, Bologna 1995, S. 41–51, hier S. 41,

51 Vgl. ebd., S. 41 f., 44.

52 Im Ausnahmefall erreichten sie die zweite Stelle nach den Erträgen der Mühlen, vgl. ebd., S. 46.

53 Vgl. F. Berti, Il Fondo dell'„Ufficio del Sale" conservato presso l'Archivio di Stato di Bologna: Considerazioni storico-archivistiche e inventario; Tesi di Laurea 1976/77, Facoltà di Lettere e Filosofia, Università degli Studi di Bologna, Bologna, S. 154–156.

54 ASBo, Ufficio del sale – Malpaghi – b. 9 (1430–1438). Dabei wurde der vorliegende Band von insg. 264 folia nicht vollständig ausgewertet, sondern nur bis fol. 75r. Da die absoluten Zahlen für die Argumentation weniger wichtig sind als die sich abzeichnende und nicht mehr verändernde Tendenz, wurde auf diesen mühseligen Arbeitsschritt verzichtet. Die absoluten Zahlen für 1430 bis 1438 könnten daher um ein Dreifaches höher liegen.

Salz bzw. vorgesehene Tilgungstermine erwähnt, Schulden scheinen aber regelmäßig um ein paar Jahre gestundet worden zu sein.

Grafik 4: Tatsächliche Rückzahlung der im Contado auf Kredit ausgegebenen Salzzuteilungen in den Jahren 1430–1438. Die Zahlen in Bologneser Lira stehen für eine sich klar verfestigende Tendenz, geben aber konkret nur ein Drittel der realiter vorhandenen Einträge wieder, vgl. Anm. 54 (Quelle: ASBo, Ufficio del sale – Malpaghi – b. 9 [1430–1438], fol. 1–75r. Grafik: M. Bauch).

Die in Grafik 4 erfassten Zahlen sind Teil- oder Vollrückzahlungen der Schulden, daher darf in den Jahren 1430–1431, v. a. aber 1436–1437 von einer relativ hohen Liquidität im Contado ausgegangen werden. Entsprechend fallen die Jahre 1432–1433 dadurch auf, dass im gesamten Umland Bolognas fast niemand genügend Mittel hatte, um – trotz des drohenden oder bereits wirksamen Rechteverlusts als *malpaghus* (s. u.) – die Salzschulden zu begleichen; vielmehr wurde die Rückzahlung der penibel registrierten Ausstände immer wieder aufgeschoben.

Zwei Aspekte machen dabei den Salzverbrauch besonders aussagekräftig für die Frage nach der ökonomischen Lage insgesamt, die sich im Contado vor allem aus der Quantität der landwirtschaftlichen Produktion ergab. Erstens waren sowohl die Einwohner Bolognas innerhalb der Mauern wie die Bewohner des Contado verpflichtet, ihrer Haushaltsgröße entsprechend bestimmte Mengen Salz jährlich von der Kommune zu erwerben. Die relativ hoch wirkende Abgabemenge von 60 Pfund pro Person relativiert sich, wenn man bedenkt, dass auch Nutztiere Salz benötigten sowie die Käse- und Hartwurstproduktion ebenfalls von Salz abhing.[55] Zweitens war also Salz nicht leicht zu substituieren, und wenn der Konsum reduziert wurde, dann auf Kosten der Produktion von Milch- und Fleischprodukten, die während einer Teue-

55 Vgl. Hocquet, La „Salara“ (wie Anm. 50), S. 48 f.

rung in gewissem Maß Getreidekonsum ersetzen konnten. Innerhalb der städtischen Mauern gab es ein – wenn auch mengenmäßig stark limitiertes – Almosensystem, das die kostenlose Abgabe von Salz an Mittellose ermöglichte.[56] Im Contado scheint es hingegen nur eine Möglichkeit gegeben zu haben: Die Stundung der Schulden der Konsumenten, die Salz bei den *massarii* erworben hatten, was wiederum die Rückzahlung an das Salzamt verzögerte. Allerdings erhielten die Betroffenen dadurch den Status eines *malpaghus*[57] und wurden in entsprechenden Listen aufgenommen. Daher kann die entsprechende Überlieferung in Bologna und das damit verbundene, überregional typische Distributionssystem[58] für die fraglichen Jahre als klarer Indikator für die ökonomische Lage eines repräsentativen Teils der Umland-Bewohner gesehen werden: Niemand war von der Abnahme von Salz befreit, und fast alle benötigten es dringend. Wenn also aufgrund besserer Ernten wieder Einkünfte vorhanden waren, lag es nahe, zuerst die Salzschulden zu begleichen.

Am Ende des 14. Jahrhunderts verbrauchte man in Bologna geschätzte 2000 *corbe* Salz im Monat.[59] Am 1. März 1434 verhandelte die Stadt erfolgreich einen Vertrag über die Lieferung von 30 000 *corbe* aus den Salinen von Cervia, die seit 1430 unter venezianischer Kontrolle standen.[60] In der Annahme, dass sich der monatliche Verbrauch nicht substantiell erhöht hatte, wäre durch diese Übereinkunft der Salzbedarf eines Jahres und dreier Monate gedeckt gewesen. Ein solches Konsumptionsniveau anzunehmen scheint vertretbar, gelang es doch im Jahr 1424 dem päpstlichen Gubernator der Stadt in Verbindung mit den Vorstehern des Schatzamtes, einen Liefervertrag über 80 000 *corbe* abzuschließen, der auf mehrere Jahre angelegt war.[61] Wenn also im Herbst 1434 wieder Salz im großen Stil nach Bologna geliefert wurde – ob dies in

56 Vgl. ebd., S. 48.

57 Unter *malpaghus* wurde dabei allgemein ein Bürger verstanden, der seinen Steuerpflichten nicht nachkommen konnte und für die Dauer seiner unbeglichenen Steuerschuld seine Bürgerrechte verlor, vgl. S. Rubin Blanshei, Politics and Justice in Late Medieval Bologna, Leiden/Boston 2015, S. 422 f.

58 Die Forschungen von Jean-Claude Hocquet über Venedig im selben Zeitraum lassen ein ähnliches System erkennen: Der Import von Salz wurde von der Kommune übernommen, die dann das Salz auf Kredit an Zwischenhändler weitergab, die nach erfolgreichem Verkauf an den Endverbraucher ihre Schulden gegenüber der Kommune beglichen, vgl. J.-C. Hocquet, Crédit dans l'économie du sel à Venise à la fin du Moyen Âge: Crédit à la consommation, investissement et crédit public, in: Studi Veneziani N.S. 51 (2006), S. 133–144, hier S. 133.

59 Vgl. Bosdari, Il Comune di Bologna (wie Anm. 36), S. 142. Das Bologneser Hohlmaß *corba* entsprach 78,6 l und wurde primär für Getreide verwendet, vgl. R. E. Zupko, Italian weights and measures from the Middle Ages to the nineteenth century, Philadelphia 1981, S. 99 f.

60 J.-C. Hocquet, Monopole et concurrence à la fin du Moyen Age: Venise et les salines de Cervia (XIIe–XVIe siècles), in: Studi veneziani 15 (1973), S. 21–133, hier S. 96; zur Herrschaftsübernahme Venedigs in Ravenna und Cervia vgl. Marino Sanudo, Vitae ducum Venetorum, in: RIS 22, ed. L. A. Muratori, Milano 1733, Sp. 599–1252, hier Sp. 1007.

61 Vgl. Codex diplomaticus dominii temporalis s. sedis. Recueil des documents pour servir à l'histoire du gouvernement temporal des états du saint-siège. Tome troisième (1389–1793), ed. A. Theiner, Roma 1862, S. 288, Nr. 227.

den Vorjahren nicht möglich war, muss spekulativ bleiben – lässt sich zumindest als Hypothese formulieren, warum die Rückzahlung der Ausstände ab 1434 zaghaft und umso kräftiger in den Folgejahren anzog: Zum einen gab es wieder Salz in den kommunalen Vorratsspeichern, zum anderen verfügten die Bewohner des Contado wieder über Ressourcen, dieses zu erwerben, wofür sie zuerst ihre Altschulden begleichen mussten.

Es verdichten sich also die Indizien, dass sich der Bologneser Contado ab 1434 ökonomisch zu erholen begann und dass in der vorangehenden Krisenphase ein Gemisch aus negativen meteorologischen Umständen und kriegerisch-fiskalischen Belastungen für einen Einbruch der Wirtschaftsleistung und eine bedrohliche Verknappung der agrarischen Produktion gesorgt hatte. Dazu passt der Befund, dass im Mai 1434 ein Kloster der Ursulinen vor den Stadtmauern von Steuern und Abgaben befreit wurde u. a. mit der Begründung, dass durch Hochwasser zerstörte Brücken und Straßen repariert werden müssten.[62] Ein Jahr später erging an alle Bewohner des Contado, die sich in die Stadt geflüchtet hatten, die Anordnung, innerhalb eines Monats zurück in ihre Heimatdörfer im Umland zu gehen und dort die Felder zu bearbeiten. Wer danach noch in der Stadt angetroffen wurde, musste Strafzahlungen an die Kommune leisten.[63] Dass freilich die nachhaltige Schädigung der Ackerflächen durch erodierenden Starkregen und Hochwässer nicht so einfach beseitigt werden konnte wie zerstörte Verkehrsinfrastruktur, zeigte sich, als am 12. Januar 1436 der kommunale Thesaurar einen Grundbesitzer im Contado von Abgaben befreite, und zwar wegen der Unfruchtbarkeit seiner Anbauflächen.[64]

Tabelle 1: Veränderung der Landnutzungsformen des Grundbesitzes des Bologneser Klosters S. Domenico an ausgewählten Beispielen (Quelle: A. I. Pini, Campagne bolognesi. Le radici agrarie di una metropoli medievale, Firenze 1993, S. 152, Tab. III. Grafik: M. Bauch).

Jahr / Agrarische Nutzungsform	**1348**	**1352**	**1409**	**1436**
Getreide	78%	45%	19%	7%
Wein	5,6%	3,6%	–	1%
Viehweide	11%	–	–	8,4%
Mischnutzung Wald-Acker-Wein	–	4%	–	25%

62 Vgl. ASBo, Comune – Governo – Riformaggioni miscel. 317, 1434 Mai 6.

63 Vgl. ASBo, Comune – Governo – 312 Libri dei Banditori, fol. 166r–v.

64 Vgl. ASBo, Comune – Governo – Riformaggioni miscel. 317, 1436 Jan. 12. Da keine systematischen Aufzeichnungen der Ratsprotokolle für diese Zeit überliefert sind, kann hier nur ein Einzelbeleg einer mutmaßlichen Erosionsfolge präsentiert werden.

Dieser Befund passt auch zu den Ergebnissen der Untersuchungen Antonio Ivo Pinis über Landnutzungsveränderungen seit 1348 am Beispiel des Grundbesitzes des Bologneser Klosters S. Domenico im Umland der Stadt (Tabelle 1).[65] Ganz im Einklang mit den anderen Befunden nicht nur aus Oberitalien zeigt sich hier also eine Entwicklung weg von einer Getreidemonokultur hin zu einer Mischnutzung locker bewaldeter Flächen (v. a. Holzschlag mit Wiederaufforstung und Schweinemast), was auch die Annahme einer gesunkenen Bodenqualität erlaubt. Denn die geschätzte Bevölkerungszahl für 1428 – und damit die Zahl potentieller Konsumenten für Getreide – hatte sich seit den rapiden Verlusten im Zuge der Pest nach 1348 nicht mehr nennenswert verändert: Immer noch war im Fall Bolognas von ca. 25 000 Einwohnern auszugehen, der Hälfte der Einwohnerzahl von 1250.[66] Hingegen war, wie Tabelle 1 anhand des klösterlichen Grundbesitzes zeigt, der agrarische Strukturwandel auch in den mehr als 80 Jahren zwischen 1352 und 1436 enorm und beschleunigte sich noch zu Beginn des 15. Jahrhunderts. Ihn in erster Linie durch den Bevölkerungsrückgang der ersten Pestwelle zu erklären, greift zu kurz.

Nachdem die ökonomische Lage in Bologna in den 1430er Jahren aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet wurde, ist nun die Perspektive auf ganz Italien bezüglich extremer Wetterereignisse, Teuerungen und Hungersnöten sowie Epidemien in den 1430er Jahren zu lenken: Erst dadurch wird sich zeigen, ob die Schlechtwetterphase in Bologna 1433 mit ihren mutmaßlichen Konsequenzen eine lokale Anomalie war oder als Teil eines überregionalen Phänomens verstanden werden kann.

Um die gesamtitalienische Situation in den 1430er Jahren zu rekonstruieren, konnte nicht auf die klassische Arbeit Pierre Alexandres über das Klima im mittelalterlichen Europa zurückgegriffen werden, da er darin ausschließlich die Jahre 1000 bis 1425 bearbeitete.[67] Neuere klimageschichtliche Datenbanken, die an sich ein sehr großes Potential in sich bergen, decken Italien bisher nicht ab und sind darüber hinaus mit Qualitätsproblemen behaftet.[68] Speziell klimageschichtliche Studien für Italien

65 Vgl. A. I. Pini, Campagne bolognesi. Le radici agrarie di una metropoli medievale, Firenze 1993, S. 137–171.

66 Vgl. Monti, Il „lungo" Quattrocento Bolognese (wie Anm. 38), S. 1052 f.

67 Vgl. P. Alexandre, Le Climat en Europe au Moyen Age. Contribution à l'histoire des variations climatiques de 1000 à 1425, d'après les sources narratives de l'Europe occidentale, Paris 1987.

68 Vgl. die einzige offen zugängliche klimahistorische Datenbank Tambora (http://www.tambora.org), die einen starken Fokus auf Mitteleuropa aufweist. Darüber hinaus entstammt ein Großteil der dort für die mittelalterlichen Jahrhunderte aufgenommenen Daten aus schriftlichen Überlieferungen, die den Ansprüchen einer historisch-quellenkritischen Untersuchung v. a. durch ihre sehr viel spätere Entstehung und oft auch ihre geographische Entfernung vom Berichtsort nicht genügen. Trotz allem liegt die Zukunft klimahistorischer Grundlagenforschung zweifellos in einer Datenbank dieses Typs, die kollaboratives Arbeiten und geographische wie chronologische Visualisierung verbindet und eine Verschlagwortung der aufgenommenen Daten ermöglicht. Zuvor wäre v. a. für die mittelalterliche

sind äußerst rar, liefern in der Regel nur ganz grobe (und von ihrer Quellengrundlage her schwankende) Überblicke und tragen für das in Frage kommende Jahrzehnt 1430–1440 wenig bei.[69] Insofern musste sich der Autor einen Überblick zumindest über die wichtigsten narrativen Quellen der Zeit[70] selbst schaffen, der die Grundlage der folgenden Ausführungen bildet. Wo möglich, wird immer wieder auf die Lage in Bologna rekurriert, um die überregionalen Entwicklungen mit den lokalen Berichten zu verzahnen. Erwähnung finden nicht nur meteorologische Ereignisse im engeren Sinn, sondern auch Teuerungen und Seuchenausbrüche, da so eventuelle Häufungen von Ereignissen und Korrelationen aufgezeigt werden können.

Das Frühjahr **1430** zeichnete sich durch ausgeprägte Niederschläge aus: In Piemont liegen Nachrichten über Hochwasser vor[71]; Starkregen wurde auch im Veneto verzeichnet, wo darüber hinaus ein außerordentlicher Sturm Schiffe auf der Adria sinken ließ.[72] Aus der unmittelbaren Nachbarschaft Bolognas, in Forlì, wurden ebenfalls ergiebige Niederschläge von März bis Juni berichtet.[73] Der päpstliche Legat floh

---

Epoche eine rigide Qualitätsprüfung der Einträge vorzunehmen, damit das immense Potential, das in dieser Datenbank steckt, auch von ausgebildeten Historikern gewürdigt werden kann.

69 Der Geophysiker Dario Camuffo zeichnet ein breites und wenig präzises Bild klimatischer Einflüsse auf die gesamte Menschheitsgeschichte von den Sumerern bis in die Gegenwart, mit besonderem Schwerpunkt auf biblischer und römischer Antike und Früher Neuzeit unter weitgehender Vernachlässigung des Mittelalters, vgl. D. Camuffo, Clima e Uomo, Milano 1990; ebenfalls einen Überblick über das gesamte Holozän liefert M. Pinna, Le Variazioni del Clima. Dall'ultima grande glaciazione alle prospettive per il XXI secolo, Milano 1996, wobei er für das Spätmittelalter drei Seiten reserviert, dabei allerdings explizit auf diverse kalte und feuchte Winter in den frühen 1430er Jahren verweist, die für die große Hungersnot der Jahre 1433–1438 verantwortlich gewesen seien (S. 134, ohne weiterführende Belege). Differenzierter als diese klar klimadeterministisch argumentierenden Beiträge, wenn auch mit ähnlich epochenübergreifendem Ansatz, ist der jüngste, auf ein breiteres Publikum zielende Überblick von E. Guidoboni/A. Navarra/E. Boschi (a cura di), Nella spirale del clima. Culture e società mediterranee di fronte ai mutamenti climatici, Bologna 2010, der sich allerdings mit dem 15. Jahrhundert nicht auseinandersetzt, vielmehr von den Krisen des 14. Jahrhunderts (S. 130–148) direkt zur Kleinen Eiszeit (hier mit Beginn im 16. Jahrhundert definiert) übergeht. Zwar verweisen die Autoren auf religiöse Riten zur Bewältigung meteorologischer Extremsituationen (S. 149–151), führen dabei aber ausschließlich katalanische Beispiele an und nicht etwa die Marienikonen von Florenz oder Bologna.

70 Gemeint sind damit alle Chroniken, die über die 1430er Jahre berichten. Zu diesem Zweck wurden systematisch alle Bände der Rerum Italicarum Scriptores für die 1430er Jahre durchgesehen – sowohl die Muratori selbst verantwortete erste Reihe in der zweiten Hälfte des 18. Jh. wie auch die neuere Reihe im 20. Jh. – sowie die Fonti per la Storia d'Italia. Ergänzend, wenn auch ohne den Anspruch auf Vollständigkeit, wurden regionale Editionen konsultiert.

71 Vgl. Guglielmo Schiavina, Annales Alexandrini, in: Historiae Patriae Monumenta Tomus XI. Scriptores Tomus IV, a cura di V. F. Ponziglione, Torino 1848, Sp. 2–660, hier Sp. 422.

72 Vgl. Sanudo, Vitae ducum venetorum, ed. Muratori (wie Anm. 60), Sp. 1007.

73 Vgl. Chronicon Fratris Hieronymi de Forlivio ab anno MCCCXCVII usque ad annum MCCCCXXXXIII, a cura di A. Pasini, Bologna 1931 (RIS² 19/5), S. 52.

im April aus Bologna aufgrund einer lokalen Epidemie.[74] Im Sommer erzählen die Chroniken aus Forlì von großer Hitze und in Bologna soll es gute Ernten und dementsprechend niedrige Preise für Lebensmittel gegeben haben.[75] Im Dezember zwang hingegen starker Frost die päpstlichen Truppen vor Bologna in ihre Winterquartiere,[76] während um Lucca herum ergiebige Niederschläge zu verzeichnen waren.[77] Für das Jahr **1431** berichtet eine Genueser Quelle pauschal über eine italienweite Teuerung von Lebensmitteln.[78] Konkretisieren lässt sich dies an zwei Beispielen: Einmal aus Siena, wo es im Juli zu einer bewaffneten Auseinandersetzung um Getreide kam,[79] sowie im selben Monat in Rom, wohin durch päpstliche Vermittlung eine Kornlieferung aus Venedig gelangte, die eine lokale Hungersnot mildern sollte.[80] Anhaltende Epidemien werden ohne klare zeitliche Zuordnung aus Forlì und Asti berichtet.[81] Zumindest in Orvieto war im September die Weinernte gut,[82] während im Golf von Genua im Vormonat bei schweren Stürmen zahlreiche venezianische Schiffe untergegangen waren.[83] Im Winter setzten sich die schweren Stürme über dem Tyrrhenischen Meer fort,[84] während für die beiden ersten Monate des Jahres **1432** extreme Fröste mit teilweise starken Winden in ganz Oberitalien belegt sind, denen in der Lombardei und in den Marken Obst- und Olivenbäume zum Opfer fielen,[85] und die großflächig im ganzen Norden der Halbinsel Reben erfrieren ließen sowie möglicherweise zur Verei-

74 Vgl. Ghirardacci, Della Historia di Bologna, ed. Sorbelli (wie Anm. 3), S. 19.

75 Vgl. Bursellis, Cronica, ed. Sorbelli (wie Anm. 10), S. 79; Chronicon Fratris Hieronymi, ed. Pasini (wie Anm. 73), S. 52.

76 Vgl. Ghirardacci, Della Historia di Bologna, ed. Sorbelli (wie Anm. 3), S. 22f.

77 Vgl. Cronaca Senese conosciuta sotto il nome di Paolo di Tommaso Montauri (Continuazione – Anni 1381–1431), in: Cronache Senesi, a cura di G. Carducci/V. Fiorini/P. Fedele, Bologna 1937 (RIS² 15/6), S. 689–835, hier S. 823.

78 Vgl. Giorgio Stelle/Giovanni Stelle, Annales Genuenses, a cura di G. Petti Balbi, Bologna 1975 (RIS² 17/2), S. 377 f.; für Dezember dieses Jahres bestätigt dies für Genua Sanudo, Vitae ducum venetorum, ed. Muratori (wie Anm. 60), Sp. 1027.

79 Vgl. Paolo di Tommaso Montauri, Cronaca, ed. Carducci/Fiorini/Fedele (wie Anm. 77), S. 834.

80 Vgl. Sanudo, Vitae ducum venetorum, ed. Muratori (wie Anm. 60), Sp. 1018.

81 Vgl. Chronicon Fratris Hieronymi, ed. Pasini (wie Anm. 73), S. 52; Secondino Ventura, Memoriale Secundini Venturae, in: Rerum Italicarum Scriptores 11, ed. L. A. Muratori, Milano 1727, Sp. 269–282, hier Sp. 270.

82 Vgl. Ricordi di Ser Matteo di Cataluccio da Orvieto (1422–1458), in: Ephemerides Urbevetanis dal Codice Vaticano Urbinate 1745 [AA. 1342–1369], a cura di L. Fumi, Città di Castello 1920 (RIS² 15/5–1), S. 473–531, hier S. 531.

83 Vgl. Sanudo, Vitae ducum venetorum, ed. Muratori (wie Anm. 60), Sp. 1019.

84 Vgl. Stelle/Stelle, Annales Genuenses, ed. Petti Balbi (wie Anm. 78), S. 376.

85 Vgl. Ghirardacci, Della Historia di Bologna, ed. Sorbelli (wie Anm. 3), S. 30; Chronicon Fratris Hieronymi, ed. Pasini (wie Anm. 73), S. 54 f.; Cronache della Città di Fermo, a cura di M. Tabarrini, Firenze 1870, S. 64.

sung der venezianischen Lagune führten.[86] Ähnlich zerstörerisch gestaltete sich die verbleibende erste Jahreshälfte: Ende März vernichtete Hagelschlag Obst- und Olivenbäume in den Marken,[87] im April schädigte ein erneuter Kälteeinbruch in Bologna wiederum die Reben[88] und Anfang Juni registrierte man in Rom außerordentlichen Hagel.[89] Hier ist nun erstmals die Belegdichte so hoch, dass man von einer landesweit äußerst kalten und von Extremwetter begleiteten ersten Jahreshälfte 1432 ausgehen darf, die sich mit den entsprechenden Befunden aus Bologna deckt und die pauschal erwähnte Teuerung von Lebensmitteln in ganz Italien[90] glaubhaft erscheinen lässt. Für die zweite Jahreshälfte liegen keine Berichte mehr vor, nur der Winter 1432/33 wird erneut durch schwere Stürme auf dem Tyrrhenischen Meer charakterisiert, die von Neapel bis Genua notiert werden.[91] Eine einzelne Quelle aus der Romagna berichtet von Januar bis März **1433** über einen strengen Winter mit viel Schneefall und Frost.[92] Im April zerstörte ein Kälteeinbruch Reben in Alessandria und führt zu Teuerung des Weins.[93] Während in Bologna wie gezeigt seit April Dauerregen herrschte, grassierte in Siena von Mai bis Juli 1433 eine Epidemie mit vielen Toten, die die Einwohner zur Flucht aus der Stadt zwang.[94] Übereinstimmend mit dem Wetterumschwung in Bologna berichtet eine Quelle aus Forlì über anhaltend schönes Wetter im Juli.[95] Der Bericht des Graziolo Accarisi führt übrigens aus, dass die Schönwetterphase zwar erst zu einer reichen Ernte führte, im Herbst sich aber immer noch keine Niederschläge einstellten, die nun wiederum für die Aussaat des Wintergetreides notwendig gewesen wären. Eine erneute Einholung der Marienikone in die Stadt mit dreitägigen Prozessionen löste unmittelbar den erwünschten, milden Niederschlag aus.[96] Allerdings

86 Vgl. Diario Ferrarese dell'anno 1409 sino al 1502 di autori incerti, a cura di G. Pardi, Bologna 1927 (RIS² 24/7), S. 19; Schiavina, Annales Alexandrini, ed. Ponziglione (wie Anm. 71), Sp. 423; zur Vereisung der Lagune siehe D. Camuffo, Freezing of the Venetian Lagoon since the 9th century A.D. in comparison to the climate of Western Europe and England, in: Climatic Change 10 (1987), S. 44–66, hier S. 46, 54, 59. Basis ist eine nicht edierte venezianische Chronik; allerdings wird das Gefrieren der Lagune ausschließlich dort erwähnt und in keiner anderen narrativen Quelle Nordost-Italiens.

87 Vgl. Cronache della Città di Fermo, ed. Tabarrini (wie Anm. 85), S. 64.

88 Vgl. Ghirardacci, Della Historia di Bologna, ed. Sorbelli (wie Anm. 3), S. 32.

89 Vgl. Stefano Infessura, Diario della città di Roma, a cura di O. Tommasini, Roma 1990 (FSI 5), S. 29.

90 Vgl. Stelle/Stelle, Annales Genuenses, ed. Petti Balbi (wie Anm. 78), S. 377 f.

91 Vgl. Diaria Neapolitana ab anno MCCLXVI. usque ad annum MCCCCLXXVIII, in: Rerum Italicarum Scriptores 21, ed. L. A. Muratori, Milano 1732, Sp. 1029–1138, hier Sp. 1095; Stelle/Stelle, Annales Genuenses, ed. Petti Balbi (wie Anm. 78), S. 376.

92 Vgl. Chronicon Fratris Hieronymi, ed. Pasini (wie Anm. 73), S. 56.

93 Vgl. Schiavina, Annales Alexandrini, ed. Ponziglione (wie Anm. 71), Sp. 423.

94 Vgl. Tommaso Fecini, Cronaca Sensese [1431–1479], in: Cronache Senese, ed. Carducci/Fiorini/Fedele (wie Anm. 77), S. 841–874, hier S. 834 f.

95 Vgl. Chronicon Fratris Hieronymi, ed. Pasini (wie Anm. 73), S. 57.

96 Vgl. ASBo, Codici miniati, 46bis, fol. 8r bzw. Accarisi, Historicus contextus, ed. Accarisi (wie Anm. 2), S. 40 f.

findet diese Notiz keinerlei Bestätigung in einer unabhängigen Quelle. Erneut konstatiert eine Genueser Chronik für das ganze Jahr eine Teuerung von Lebensmitteln in Italien.[97] Die Wintermonate **1434**, von Januar bis März, zeigten sich in Alessandria als äußerst kalt und niederschlagsreich[98], ähnliches wird aus Rimini berichtet.[99] Wiederum in Piemont galt der Sommer und frühe Herbst als sehr warm und trocken.[100] In Bologna und sonst in Italien finden sich dafür keine direkten Bestätigungen: Vermutlich aus militärischen Gründen wurde die Ernte im Contado verfrüht bereits Ende Juni eingeholt[101], ein für den Juli berichtetes „Großes Dreschen" könnte darauf hindeuten und nicht unbedingt auf einen quantitativ großen Ertrag der Ernte.[102] Ende September beklagten sich die Weinhändler in Bologna, dass sie durch die hohen *dazi* ruiniert würden, worauf die Kommune zum Niveau von 1429 zurückkehrte.[103] Spricht schon dies nur bedingt für eine gute Weinernte, belasteten im November 1434 erneut kontinuierliche Regenfälle die ökonomischen Perspektiven der Stadt: Ein Rückgriff auf die Marienikone mit wiederholter dreitägiger Prozession durch die Stadt soll Abhilfe gebracht haben.[104] Parallele Berichte über ungünstige meteorologische Konditionen aus Rimini können als Bestätigung betrachtet werden.[105] In den Folgejahren treten wetterbedingte Extremereignisse in den Hintergrund,[106] stattdessen nehmen Teuerung und Seuchen zu: Januar bis Mai **1435** herrschte eine Nahrungsmittelteuerung samt Hungerperiode in Rom,[107] während im März in Neapel,[108] im Juli in Rimini[109] und während des ganzen Sommers im Veneto[110] von Epidemien berichtet wird. Zeitlich nicht zuzuordnen ist ein Seuchenausbruch in Rom.[111] Noch dünner sind die

97 Vgl. Stelle/Stelle, Annales Genuenses, ed. Petti Balbi (wie Anm. 78), S. 377 f.
98 Vgl. Schiavina, Annales Alexandrini, ed. Ponziglione (wie Anm. 71), Sp. 424.
99 Vgl. Cronaca Malatestiana del secolo XV (AA. 1416–1452), in: Cronache Malatestiane dei secoli XIV e XV (AA. 1295–1385 e 1416–1452), a cura di A. F. Massère, Città di Castello 1920 (RIS² 15/2), S. 55–135, hier S. 65.
100 Vgl. Schiavina, Annales Alexandrini, ed. Ponziglione (wie Anm. 71), Sp. 424.
101 Vgl. Ghirardacci, Della Historia di Bologna, ed. Sorbelli (wie Anm. 3), S. 39.
102 Vgl. Fileno dalla Tuata, Cronica, ed. Bruno (wie Anm. 49), S. 254.
103 Vgl. Ghirardacci, Della Historia di Bologna, ed. Sorbelli (wie Anm. 3), S. 43; auf 1435 datiert bei Bursellis, Cronica, ed. Sorbelli (wie Anm. 10), S. 82.
104 Vgl. Ghirardacci, Della Historia di Bologna, ed. Sorbelli (wie Anm. 3), S. 41.
105 Vgl. Cronaca Malatestiana, ed. Massère (wie Anm. 99), S. 66.
106 Extremer Schneefall während einer Adelshochzeit im Februar 1435 bleibt anderweitig unbelegt, vgl. Diario Ferrarese, ed. Pardi (wie Anm. 86), S. 21.
107 Vgl. Paolo di Lello Petrone, La Mesticanza (XVIII Agosto MCCCCXXXIV – VI Marzo MCCCCXLVII), a cura di F. Isoldi, Città di Castello 1920 (RIS² 24/2), S. 14.
108 Vgl. Diaria Neapolitana, ed. Muratori (wie Anm. 91), S. 1099.
109 Vgl. Cronaca Malatestiana, ed. Massère (wie Anm. 99), S. 67.
110 Vgl. Sanudo, Vitae ducum venetorum, ed. Muratori (wie Anm. 60), Sp. 1040.
111 Vgl. Paolo di Lello Petrone, La Mesticanza, ed. Isoldi (wie Anm. 107), S. 16.

Berichte für **1436** – möglicherweise eine Epidemie im Mai in Siena[112] und eine vermutlich militärisch bedingte Teuerung in Rom im Juni.[113] Im Februar **1437** bleibt starker Schneefall in Süditalien[114] ebenso ein singuläres Ereignis wie für den September und Oktober ein berichtetes Hochwasser im Veneto.[115] Siena litt im Juni unter einer massiven Epidemie, die alle sozialen Schichten betraf.[116] Ansonsten fehlen alle Berichte über meteorologische Unregelmäßigkeiten, und der Bologneser Befund über steigende Rückzahlungen (Grafik 4) passt gut zu den konstatierten ruhigen Jahren. Im Juni und Juli **1438** erreichten die Seuchen schließlich auch Bologna und waren für so viele Tote verantwortlich, dass das Stadtregiment drei Prozessionen mit der Marienikone anordnete.[117] Dies korrespondierte mit einer seit März in Ferrara wütenden Epidemie[118], einer Seuche im Mai in Alessandria[119] und im August und September in Brescia.[120] Auch die meteorologischen Bedingungen wurden wieder harscher: Im Januar ist für Ferrara starker Schnee belegt,[121] ungewöhnlicher Regen im Februar in Florenz[122] und Starkregen im März erneut in Ferrara.[123] Siena verzeichnete einen schweren Hagelsturm im Juni,[124] im Oktober fiel Starkregen in Süditalien[125] und ab Anfang November ließ Dauerregen den Tiber über die Ufer treten.[126] All dies ergibt kein klares Bild, geschweige denn eine dichte Belegkette für meteorologische Krisenphänomene im untersuchten Jahr. Dass allerdings Italien von einer landesweiten Epidemie heim-

112 Vgl. Fecini, Cronaca Senese, ed. Carducci/Fiorini/Fedele (wie Anm. 94), S. 849, wobei die *moría* auch mit einem parallel berichteten Erdbeben zusammenhängen könnte, das wiederum in der einschlägigen Forschung unbekannt ist, vgl. Catalogue of earthquakes and tsunamis in the Mediterranean area from the 11th to the 15th century, ed. by E. Guidoboni/A. Comastri, Bologna 2005, S. 597 f. Es ist daher höchst wahrscheinlich, dass es sich um eine lokale Epidemie handelte.

113 Vgl. Infessura, Diario, ed. Tomassini (wie Anm. 89), S. 36.

114 Vgl. I Diurnali del Duca di Monteleone, a cura di M. Manfredi, Bologna 1958 (RIS² 21/5), S. 139; Diaria Neapolitana, ed. Muratori (wie Anm. 91), S. 1104.

115 Vgl. Cristoforo da Soldo, Memorie delle guerre contra la signoria di Venezia. Dall'anno MCCCCXXXVII fino al MCCCCLXVIII, in: Rerum italicarum scriptores 21, ed. L. A. Muratori, Milano 1732, Sp. 790–914, hier Sp. 790.

116 Vgl. Fecini, Cronaca Senese, ed. Carducci/Fiorini/Fedele (wie Anm. 94), S. 850.

117 Vgl. Ghirardacci, Della Historia di Bologna, ed. Sorbelli (wie Anm. 3), S. 53.

118 Vgl. Diario Ferrarese, ed. Pardi (wie Anm. 86), S. 22.

119 Vgl. Sanudo, Vitae ducum venetorum, ed. Muratori (wie Anm. 60), Sp. 1059.

120 Vgl. Cristoforo da Soldo, Memorie delle guerre, ed. Muratori (wie Anm. 115), Sp. 800.

121 Vgl. Diario Ferrarese, ed. Pardi (wie Anm. 86), S. 22.

122 Die Überlieferung ist zweifelhaft, da ausschließlich auf den Einzug des byzantinischen Kaisers in Florenz bezogen, vgl. Istorie Florentine, in: Rerum italicarum scriptores 19, ed. L. A. Muratori, Milano 1732, Sp. 945–984, hier Sp. 982.

123 Vgl. Diario Ferrarese, ed. Pardi (wie Anm. 86), S. 22.

124 Vgl. Fecini, Cronaca Senese, ed. Carducci/Fiorini/Fedele (wie Anm. 94), S. 851.

125 Allerdings nur im Kontext einer militärischen Auseinandersetzung belegt und daher möglicherweise sehr kurzfristig, vgl. Diaria Neapolitana, ed. Muratori (wie Anm. 91), S. 1110.

126 Vgl. Infessura, Diario, ed. Tomassini (wie Anm. 89), S. 38.

gesucht wurde – wobei unklar bleibt, um welche Krankheit es sich handelt – ist offenkundig. Und diese Epidemie setzte sich im Folgejahr **1439** fort: Im Januar trug sie in Ferrara zur Verlagerung des Konzils nach Florenz bei,[127] und im Juni bis August ließ sie in Brescia Bürger fliehen.[128] Die parallele Teuerung zwang Brescia und Bergamo dazu, in Venedig um Getreidelieferungen bitten.[129] Im September ist auch in Neapel ein Mangel an Nahrungsmitteln überliefert,[130] während im Dezember in Brescia kein Geld mehr für Getreideimporte vorhanden war.[131] Es scheint, als wären meteorologische Impacts im Jahr **1440** mit Macht zurückgekehrt: Im piemontesischen Alessandria war der Januar von extremer Kälte und hohem Schnee geprägt.[132] In Fermo in den Marken zerstörte im Juni Hagel viele Feldfrüchte und im Juli und August war eine unterdurchschnittliche Ernte zu verzeichnen, die bei Getreide, Wein und auch Oliven zu großer Teuerung führte.[133] Für Bologna ist hingegen nicht erkennbar, ob Stadt und Contado unter meteorologischer Ungunst litten: Doch die Kammern des Bologneser Fiskus waren leer, wie es sich schon länger angedeutet hatte (Grafik 1),[134] und nur die schon angesprochene Neuorganisation der Finanzinstitutionen der Stadt, bei denen künftig die Magnaten eine entscheidende Rolle spielen sollten, konnte Abhilfe schaffen.

Im Rückblick zeigt dieser Rekonstruktionsversuch auf Basis der chronikalischen Überlieferung, dass vom Winter 1430/31 bis zum Frühjahr 1434 instabile meteorologische Verhältnisse in Italien herrschten, wobei die Kälteeinbrüche der ersten Jahreshälfte 1432 sowie die kontinuierlichen Winterstürme besonders auffällig sind. Ein Charakteristikum der genannten Instabilität ist gerade der abrupte Wechsel heißer und kalter, trockener und feuchter Phasen, wie sie v. a. in den Jahren 1433 und 1434 nachgewiesen werden konnten. Die für Bologna aufgrund von Accarisis Bericht anzunehmenden Starkniederschläge waren zwar aller Wahrscheinlichkeit nach nur ein lokales Phänomen, das sich aber doch in anderen Bologneser Quellen glaubhaft nachweisen lässt. Italienweite Extremregenfälle sind eher im Frühjahr 1430 zu verzeichnen. Überregionale Überschwemmungen durch lang anhaltende Regenfälle oder das Zufrieren zahlreicher Flüsse und Seen, wie es für wirklich extrem feuchte

127 Vgl. Ghirardacci, Della Historia di Bologna, ed. Sorbelli (wie Anm. 3), S. 56; Schiavina, Annales Alexandrini, ed. Ponziglione (wie Anm. 71), Sp. 428.
128 Vgl. Cristoforo da Soldo, Memorie delle guerre, ed. Muratori (wie Anm. 115), Sp. 810–812; Sanudo, Vitae ducum venetorum, ed. Muratori (wie Anm. 60), Sp. 1080.
129 Vgl. ebd.
130 Vgl. Diaria Neapolitana, ed. Muratori (wie Anm. 91), S. 1113.
131 Vgl. Cristoforo da Soldo, Memorie delle guerre, ed. Muratori (wie Anm. 115), Sp. 816–818.
132 Vgl. Schiavina, Annales Alexandrini, ed. Ponziglione (wie Anm. 71), Sp. 430.
133 Vgl. Cronache della Città di Fermo, ed. Tabarrini (wie Anm. 85), S. 74. Im Oktober wurde eine Getreideverwaltung in Fermo eingerichtet, die für den Import von Getreide auf dem See- und Landweg sorgte (vgl. ebd., S. 75).
134 Vgl. Ghirardacci, Della Historia di Bologna, ed. Sorbelli (wie Anm. 3), S. 62.

bzw. kalte Jahre zu erwarten wäre, sind so gut wie nicht zu verzeichnen. Die 1430er waren für Italien keine Zeit völlig außergewöhnlicher meteorologischer Belastungen, auch wenn sich in der ersten Hälfte des Jahrzehnts offensichtlich die Wetterverhältnisse als sehr unbeständig erwiesen. Diese Feststellung deckt sich nur partiell mit dem breiteren Befund für Nordwest-, Mittel- und Osteuropa, der sowohl eine Periode ausgeprägter meteorologischer Ungunst zu Beginn der 1430er – mit einem ausgesprochen regenreichen Sommer 1433 – kennt wie auch einen Höhepunkt von Epidemien und Hungersnöten in den Jahren 1438/39.[135] Die zweite Hälfte des Jahrzehnts war dann in Italien von Epidemien gekennzeichnet, die aber in keinem erkennbar engen Zusammenhang zur Feuchtigkeit und Kälte der ersten vier Jahre der Dekade standen. Vor allem fehlt in Italien die zweite Welle meteorologischer Extremereignisse, die Nordwest- und Mitteleuropa in den Jahren 1436–1438 heimsuchte.[136]

Damit steht das „Wettermirakel" der Madonna di San Luca in Bezug auf die Witterungsverhältnisse der 1430er Jahre im Mittelmeerraum[137] keineswegs am Anfang oder auch nur in der Mitte einer meteorologisch belasteten Jahresfolge, sondern vielmehr an deren Ende. In die ereignis- und politikgeschichtlichen Narrative der lokalen und regionalen Historiographie haben die Ereignisse um die Marienikone keinen Eingang gefunden und auch eine klimatische Krisenzeit wird so gut wie nicht erwähnt.[138] Noch weniger gilt dies für agrar- oder wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen der lokalhistorischen und überregionalen italienischen Mediävistik, weder auf konkreter noch auf abstrakter Ebene. Dabei gibt es zumindest für die Frühe Neuzeit gerade für die Emilia-Romagna Befunde, die stabile meteorologische Bedingungen als Voraussetzung guter Ergebnisse bei der Weizenernte anerkennen und deren Fehlen als Gefahr für die Lebensmittelversorgung sehen: Notwendig war ein Minimum an Regen, der sich über einen längeren Zeitraum verteilte und nicht auf einmal niederging.[139] Im

135 Vgl. C. Jörg, Teure, Hunger, Großes Sterben. Hungersnöte und Versorgungskrisen in den Städten des Reiches während des 15. Jahrhunderts, Stuttgart 2008 (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 55), S. 83–118; C. Camenisch/K. Keller/M. Salvisberg u. a., The Early Spörer Minimum – a period of extraordinary climate and socio-economic changes in Europe, in: Climate of the Past (2016) (in Vorbereitung); R. Brázdil/O. Kotyza/M. Bauch, Climate and famines in the Czech Lands prior AD 1500, in: D. Collet (ed.), Famines in the premodern world (1300–1800). Socio-natural entanglements in historical societies, Heidelberg 2016 (in Vorbereitung).

136 Vgl. Jörg, Teure, Hunger, Großes Sterben (wie Anm. 135), S. 88–111.

137 Für die iberische Halbinsel bringt Christian Jörg interessante Beobachtungen, während der Befund für Italien sehr unvollständig bleibt (vgl. ebd., S. 111 f.).

138 Vgl. De Benedictis, Lo „stato popolare di libertà" (wie Anm. 8), S. 911; G. M. Anselmi, Ludovico Ariosto e l'età delle signorie, in: Storia dell'Emilia-Romagna. 1. Dalle origini al Seicento, a cura di M. Montanari/M. Ridolfi/R. Zangheri, Bari 2004, S. 105–114. Knappe Erwähnung – mit genau den bei Ghirardacci erwähnten Ereignissen – sowie einer Mutmaßung über „un presumibile peggioramento climatico" im Jahr 1433 bei Dondarini, Bologna Medievale (wie Anm. 5), S. 321.

139 Umgekehrt kann aber von schlechter Ernte nicht auf übermäßigen oder ganz ausbleibenden Niederschlag geschlossen werden, vgl. R. Finzi, Clima e raccolti, in: Storia dell'agricoltura italiana. Vol.

Vergleich dazu waren Temperaturschwankungen weniger wichtig.[140] Fundamental ist, dass die Kornzahl pro Ähre noch im 17. und 18. Jahrhundert sehr niedrig war: Der Ertrag des Saatguts lag noch im 17./18. Jahrhundert pro Saatkorn bei 6–7 Körnern in guten Lagen, 4–5 in bezüglich der Fruchtbarkeit mediokren Lagen und 2–3 in Gebieten, deren Eignung für den Getreideanbau als marginal eingeschätzt wird.[141] Ein Anstieg der Niederschläge konnte daher dieselben katastrophalen Folgen für Wintergetreide (Weizen, Roggen) wie für Sommergetreide (Gerste, Hirse, Hafer, Dinkel) haben, die auch von spätmittelalterlichen Zeitgenossen angedeutet wurden.[142] Allerdings bestehen noch zu große Forschungslücken für zentrale Aspekte meteorologischer Impacts im spätmittelalterlichen Italien, z. B. was die Erosionsfolgen für landwirtschaftliche Produktivität angeht.[143]

Daher wäre es sicher verfehlt, die ökonomischen Schwierigkeiten der 1430er Jahre in Bologna ausschließlich aus meteorologischer Ungunst erklären zu wollen: Hinzu

---

2: Il medioevo e l'età moderna, a cura di G. Pinto/C. Poni/U. Tucci, Firenze 2002, S. 555–568 , hier S. 563; weiterführende Auswertung meteorologischer Daten in ihrer Bedeutung für die Getreideernte in der Frühen Neuzeit: R. Finzi/G. Lo Vecchio, Clima e grano in Padania. Cicli e rendimenti a Bologna tra Sette e Ottocento, in: Storia dell'agricoltura italiana in età contemporanea, Vol. I: Spazi e paesaggi, a cura di P. Bevilacqua, Venezia 1989, S. 531–547.

140 Die für die Kleine Eiszeit diskutierten Temperaturabsenkungen von 0,5–1 °C hatten wohl als solche keinen nennenswerten Einfluss auf die Getreideproduktion, vgl. F. Cazzola, Clima e produzione agricola nell'Italia del Seicento. Qualche ipotesi per l'area padana, in: La popolazione italiana nel Seicento, a cura della società italiana di demografia storica, Bologna 1999, S. 319–338, hier S. 322–324.

141 Serielle Daten zu Getreideerträgen sind auch für die Frühe Neuzeit in der Poebene selten. Wenn vorhanden – wie für das 16./17. Jh. – zeigen sie aber durchaus einen Zusammenhang zwischen Schlechtwetterperioden und niedrigen Erträgen (weniger als vier Weizenkörner aus einem Saatkorn) an, vgl. ebd., S. 324, 329.

142 Der Impact von Regenereignissen konnte sich in folgender Hinsicht äußern: 1. Keine oder verspätete Aussaat in Herbst wegen überschwemmter Felder oder verhinderter vorbereitender Arbeiten; 2. Verlust der Aussaat durch Wegspülen oder Bodenerosion; 3. Tod der Pflanzen oder zumindest verzögertes Wachstum durch Präsenz von Feuchtigkeit; 4. Reduktion von Kalk, Phosphaten und Stickstoff im Boden durch starke Niederschläge im Herbst oder Winter; 5. Zerstörung des erntereifen Getreides durch Extremniederschläge/Gewitter – niedergedrückte Halme verrotten und Ähren faulen; 6. Überschwemmungen lagern Sand und Schlamm ab und bedecken damit das erntereife Getreide; 7. Verbreitung von Pilzen und Parasiten, vgl. ebd., S. 324.

143 Für Italien gibt es zur (spät-)mittelalterlichen Periode keine Forschungen über Erosionsfolgen aus geowissenschaftlicher Perspektive, die wiederum für Historiker eine Argumentationsgrundlage jenseits der Schriftquellen schaffen würden, vgl. A. Lang/H.-R. Bork, „2.1. Past soil erosion in Europe", in: J. Bordman/J. Poesen (ed.), Soil Erosion in Europe, Chichester 2006, S. 465–476, hier S. 469; vgl. zur Bedeutung von Erosion in Italien (unter völliger Aussparung des Mittelalters) D. Torri et al., 1.20 Italy, in: Ebd, S. 246–261; unergiebig für das Mittelalter allgemein und für Italien im Besonderen: J. R. McNeill/V. Winiwarter (ed.), Soils and Societies: Perspectives from Environmental History, Cambridge 2010. Die Forschungslücke unterstreicht auch R. C. Hoffmann, An Environmental History of Medieval Europe, Cambridge 2014, S. 171–173.

kamen – wie skizziert – jahrelange militärische Auseinandersetzungen, eine Auszehrung des kommunalen Fiskus und eine Überbeanspruchung der Bologneser Steuerzahler durch die drastisch erhöhten *dazi*. Und doch kommt den Dauerniederschlägen des Sommers 1433 eine entscheidende Bedeutung in der Entstehung des Kultes um die Marienikone von San Luca zu, die ohne eine ausgeprägte Wahrnehmung der Versorgungssituation mit Lebensmitteln als gefährdet und krisenhaft kaum erklärbar ist: Vor dem Hintergrund der aufgezeigten politischen, ökonomischen und auch meteorologischen Belastungsfaktoren seit 1430, auch den überregionalen Teuerungen bei Getreide, genügten die langanhaltenden Regenfälle, die Graziolo Accarisi aus dem Fenster des Palazzo dei Notai beobachtete, um kommunale Regierung und Einwohner der Stadt gleichermaßen in Panik zu versetzen: Sie konnten die bereits labile Versorgungslage endgültig zum Kollabieren bringen, das entsprach dem Erfahrungswissen der Akteure, wie nicht nur Accarisi selbst belegt. Den Zusammenhang von Getreidepreisen und Witterungsbedingungen hat Bruce Campbell für die britischen Inseln während der Great Famine 1315–1321 durch einen detaillierten Vergleich von dendrochronologischen Daten mit Preisreihen massiv erhärtet.[144] Wie eng Getreidepreise und meteorologische Bedingungen verknüpft waren – was Teuerungen durch Spekulation nicht ausschließt, sondern sogar noch besser erklärt –, zeigt außerdem höchst anschaulich eine Passage aus der Chronik des Cristoforo da Soldo, eines mit den Verhältnissen bestens vertrauten Fachmanns, über die Lage in Brescia im Jahre 1465.[145] Dort waren die Preise wegen einer landesweiten Teuerung seit der Ernte im Herbst 1464 überdurchschnittlich angestiegen und sie erreichten im Frühjahr 1465 Dimensionen, die den Rat von Brescia regulierend in den Getreidehandel eingreifen ließ. Allerdings konnte er nur begrenzt wirksam den Verkauf von Korn in Privatbesitz zu Festpreisen durchsetzen; viel effektiver war die außerhalb der Verfügungsge-

144 Vgl. B. M. S. Campbell, Physical Shocks, Biological Hazards, and Human Impacts: The Crisis of the Fourteenth Century Revisited, in: S. Cavaciocchi (a cura di), Le interazioni fra economia e ambiente biologico nell'Europa preindustriale secc. XIII–XVIII = Economic and biological interactions in pre-industrial Europe from the 13th to the 18th centuries: atti della „Quarantesima Settimana di Studi", 26–30 aprile 2009, Firenze 2010 (Atti delle Settimane di Studi e altri Convegni 41), S. 13–32; Ders., Nature as a historical protagonist: environment and society in pre-industrial England, in: Economic history review 63/2 (2010), S. 281–314.

145 Der Autor war zwischen den 1430er und 1460er Jahren in verschiedenen leitenden Funktionen für seine Heimatstadt Brescia tätig – nicht nur als *massaro* im Contado, sondern auch in militärischer Funktion sowie im Bereich der Lebensmittelsicherung und Gesundheitsvorsorge, vgl. G. Brizzolara, Intorno a Cristoforo Soldo cronista del secolo VX. Notizie biografiche, in: Archivio Muratoriano 1/1–12 (1913), S. 353–370, hier S. 359, 364 f. Zum Kontext der von ihm beschriebenen Ereignisse, einer mutmaßlichen Teuerung von Getreide in Konsequenz einer kurzfristigen, vulkanisch induzierten Abkühlung auf globaler Ebene vgl. M. Bauch, The day the sun turned blue. The redated Kuwae eruption in 1465 and its putative climatic impact – a globally perceived volcanic disaster in the Late Middle Ages?, in: G. J. Schenk (ed.), Historical Disaster Experiences. A Comparative and Transcultural Survey between Asia and Europe, Heidelberg 2016 (im Druck).

walt des Rates stehende Rückkehr von warmem und schönem Wetter, was eine gute und baldige Ernte versprach und den Wert der verbleibenden Getreidevorräte rapide sinken ließ, entsprechend schnell stieg das Angebot auf dem kommunalen Markt bei sinkendem Preis. Die Rückkehr von Regen und Kälte hat sofort den gegenteiligen Effekt.[146] Der Zusammenhang kurzfristiger Wetterschwankungen und der Verfügbarkeit sowie der Preisentwicklung von Getreide leuchtet also nicht nur intuitiv ein, sondern auch Forschung und Zeitgenossen bestätigen dies. Fiskalische Aufzeichnungen hingegen – so wurde versucht in diesem Beitrag deutlich zu machen – liefern ein im Kern unscharfes Bild, können aber doch ergänzend herangezogen werden, wenn sie nicht alleine die Beweislast für den ökonomischen Impact einer meteorologischen Missgunstphase schultern müssen. Als besonders geeignet für eine klimahistorische Argumentation – und in dieser Hinsicht bisher ungenutzt, da in seiner Verfügbarkeit und Preisentwicklung stark von meteorologischen Bedingungen abhängig und zugleich kaum durch andere Produkte substituierbar –, erwies sich für den Mittelmeerraum in Meerwassersalinen gewonnenes Salz. Die Befunde aus der kommunalen Salzdistribution stützen überzeugend die Grundannahmen einer ökonomischen Krise in Bologna in den Jahren 1433 und 1434 und vor allem liefern sie einen seltenen Einblick in die Lage im Contado.

Das Regenwunder vom Juli 1433 hat für Bologna langanhaltende Wirkungen gezeigt: Es begründete nicht nur eine spirituelle Schutzherrschaft der Marienikone über die Stadt, aus der ein lokaler Kult hervorgehen sollte, der bis in die Gegenwart lebendig ist und mit der sich deren *spiritus rector* Graziolo Accarisi unsterblich machte. Die Kooperation der Anzianen mit dem päpstlichen Gubernator bezüglich der Prozession könnte auch so etwas wie ein Testfall gewesen sein für eine langfristig gedeihlichere Zusammenarbeit zwischen den lokalen Herrschaftsgruppen,[147] die

146 La cronaca di Cristoforo da Soldo, a cura di G. Brizzolare, Bologna 1938–1942 (RIS² 21/3), S. 147 f.: *alhora lo Consilio di Bressa com lo suo Potestade feceno elettione de trei boni citadini per quadra, e andorno per tutta la terra scrivando ogni biava e puoi la faceva portare sul mercato a vendere e non se ne potesse tor più de lire 7 soldi 10 per soma. E di 20 la quarta dil frumento. Alhora principiò uno bel tempo e caldo grando in modo che le biave erano' in di campi biahcezavano. Alhora chi haveva biava si aggrezava a portarla in mercato per venderla, per modo che 'l mercato abundò fortemente perchè cadauno voleva vendere quello grano haveva siando lì lo novella; e ritornò a lire 6 per soma. Ma come piaque al nostro Signor Dio, lo tempo si venne a rompere in modo che da la Ascensa per fina a dì 19 de zugno ogno zorno pioveva senza caldo alcuno e ritornò lo frumento a soldi 13 e 14 la quarta; e pocho se ne trovava da vendere. Adí 20 zugno fu uno bellissimo tempo e caldo per modo che adì 22, che fu sabbato, ne fu menato in mercato tanto de novella ch'el venne a soldi sei la quarta. E in quello anno 1465 fu più abundantia de biava e de ogni frua che fosse stato 25 anni passati.*

147 Der erstaunliche Befund, dass sich der päpstliche Gubernator und die Anzianen 1433 bei einer zu befürchtenden Hungersnot keine in schriftlichen Dokumenten nachweisbaren Bemühungen um Getreideimporte initiierten (im Widerspruch zu Accarisis Bericht), könnte – wie gezeigt – dadurch erklärt werden, dass die Rechnungen keinen Einblick in die Inhalte der durch die Bezahlung zahlreicher Boten nachweisbaren Verhandlungen mit den Nachbarmächten erlauben. Außerdem macht sich

im August 1435 formalisiert wurde. Dieser Ausgleich umfasste eine relative Entmachtung der Canetoli und eine Wiedereingliederung exilierter Gruppen, die den Bentivoglio, Zambeccari und Griffoni nahe standen. Im Frühjahr 1436 bezog dann der päpstliche Hof unter Eugen IV. seine Residenz in Bologna. Der noch einmal erhöhte finanzielle Druck auf die Einwohner war nur in der vom Papst eifrig propagierten Aussicht erträglich, dass das einzuberufende Konzil in Bologna stattfände. Als der päpstliche Hof im Januar 1438 unversehens nach Ferrara weiterzog und dort das Konzil eröffnet wurde, sahen sich die Einwohner Bolognas um diese Hoffnung getäuscht.[148] Bei Regen und Epidemie war die Madonna di San Luca wohl eine bessere Fürsprecherin als beim dauerhaften Erlangen der päpstlichen Huld. Mit dem vorliegenden Beitrag sollten Möglichkeiten aufgezeigt werden, wie sich auch ein Ereignis, das bisher vor allem lokalhistorisch und frömmigkeitsgeschichtlich interpretiert wurde, in größere, in diesem Fall umwelthistorische Verständnishorizonte einbetten lässt. Außerdem ist nicht nur für eine klima- und wettersensible Umweltgeschichte, die in Italien kaum vorhanden ist,[149] sondern gerade im Hinblick auf die Erforschung vormoderner Hungersnöte zu fragen, ob es nicht an der Zeit wäre, natürlichen Faktoren allgemein und klimatischen Schwankungen im Besonderen eine mehr als nur marginale Rolle beim Entstehen von Nahrungsmittelknappheiten zuzugestehen. Ohne hinter die wirtschaftswissenschaftliche, sehr neuzeitlich geprägte Perspektive bezüglich der Fehlallokation von Waren als Grund für Hungersnöte[150] gänzlich zurückgehen zu wollen: Gerade im Spätmittelalter und selbst im Kontext der relativ hochentwickelten Distributionsmechanismen und Handelsverbindungen für Getreide im zeitgenössischen Italien sollten für eine Betrachtung kürzer Zeiträume, wie im vorliegenden Fall, meteorologische Extremereignisse und für weitere Untersuchungen unter langfristiger Perspektive klimatische Veränderungen nicht länger marginalisiert[151] werden.

---

hier das Fehlen der für frühere Jahrhunderte in Bologna so reichlich vorhandenen Quellengattung der Ratsprotokolle schmerzlich bemerkbar, die durch die fiskalische Überlieferung nicht ersetzt werden können.

148 Vgl. Dondarini, Bologna Medievale (wie Anm. 5), S. 321 f.; De Benedictis, Lo „stato popolare di libertà" (wie Anm. 8), S. 911 f.

149 „In una recente rassegna, su di una rivista di una qualche importanza, dedicata agli studi italiani di storia ambientale, clima era una parola assente." (Finzi, Clima e raccolti [wie Anm. 136], S. 555).

150 Erläutert für den vormodernen Kontext in Italien beispielhaft von L. Palermo, Scarsità di risorse e storia economica: il dibattito sulla carestià, in: Popolazione e Storia 13/1 (2012), S. 55–77.

151 „Famine is, by its very nature, a social phenomenon (it involves the inability of large groups of people to establish command over food in the society in which they live), but the forces influencing such occurrences may well include, inter alia, developments in physical nature (such as climate and weather) in addition to social processes" (J. Drèze/A. Sen, Hunger and public action, Oxford 1989, S. 46).

Stefan Benz

Kontinuität und Kontingenz

Strategien im Umgang mit dem Mittelalter um 1600

Riassunto: Il contributo esamina le idee che la ricerca storica e la pubblicistica intorno al 1600 si faceva del tempo prima della Riforma (il medioevo) sullo sfondo della biconfessionalità dominante nell'Europa centrale. A questo scopo si analizza la coscienza storica che a livello universale può scegliere tra la costruzione di continuità o la descrizione della contingenza per rielaborare eventi come la Riforma e per formare la memoria culturale. L'approccio è stato scelto perché i concetti di medioevo e di epoca non si erano ancora concretizzati (nel senso odierno). La formula, presa dalla teoria della storia, può dimostrare la sua validità, come dall'altra parte la sua ferma applicazione permetterà di arrivare a precisazioni storiche. Appare che tutti e due i gruppi confessionali disponevano di modelli di storia estremamente differenziati, tra cui si trovavano esplicitamente anche alcuni che per la rispettiva posizione religiosa nei confronti dell'evento della Riforma non erano scontati. I cattolici elogiavano il XVI secolo come nuova epoca della globalizzazione, e in questa prospettiva si poteva percepire il Medioevo successivamente come angusto e limitato, mentre i protestanti nel trattare l'arte medievale potevano letteralmente mettere in scena la continuità. Gli esempi provengono dalla storia regionale e dalla storia dell'epoca di orientamento giornalistico, si riferiscono a progetti editoriali di fonti relative alla lotta per le investiture e a ristrutturazioni di spazi ecclesiastici. La generale apertura e l'interesse verso il Medioevo avrebbero alla fine favorito la visione storica protestante che poteva presentarsi in una veste imparziale e oggettiva nei confronti di quell'epoca, in quanto essa stessa non ne faceva parte.

Abstract: The article examines the ideas about the pre-Reformation period (the Middle Ages) expressed in historical research and in the press around the year 1600 against the background of the biconfessionality prevailing in central Europe. To this end, it analyses historical consciousness, which on the universal level can choose between the construction of continuity or the description of contingencies to reframe events like the Reformation and to shape cultural memory. This approach was adopted because the concepts of ‚Middle Ages' and ‚period' had not yet taken concrete form (in their current meaning). The validity of this formula, drawn from the theory of history, is demonstrated; at the same time, its strict application will allow us to reach some historical conclusions. It seems that both confessional groups availed themselves of extremely diverse historical models, among which we explicitly find some that are not predictable given their respective religious positions on the events of the Reformation. Catholics exalted the 16th century as a new period of globalization; in this per-

QFIAB 95 (2015) — DOI 10.1515/qfiab-2015-0009

spective, the Middle Ages could later be seen as narrow and limited. In dealing with medieval art, the Protestants could literally enact continuity. The examples are drawn from regional history and contemporary histories of journalistic type, and belong to publication projects for sources on struggles over investitures and the renovation of church spaces. In the end, the general openness to and interest in the Middle Ages fostered the Protestant historical vision, that could present itself as impartial and objective with respect to the period since Protestantism itself was not part of it.

Kontinuität oder Kontingenz – diese Frage wird im Umgang mit Vergangenheit überaus häufig beantwortet, seltener explizit gestellt. Dies liegt daran, dass historische Erfahrung von der Erfahrung eines Zeitbruchs ausgeht, der als Sinnstörung empfunden wird.[1] Als Bewältigungsstrategien stehen dazu idealtypisch die Narration als Kontingenz oder die Konstruktion von Kontinuität zur Verfügung. Gewöhnlich würde man solche Strategien am europäischen Umgang mit den Urkatastrophen des 20. Jahrhunderts vorführen. Auch die Geschichtstheorie bediente sich zur Explikation ihrer Thesen der Beispiele aus dem historischen Fundus unseres Zeitalters.[2] Als erregend wirkt nun einmal die generative Erfahrung, sie ist lebendig im kommunikativen Gedächtnis und wird traditionell als Zeitgeschichte bezeichnet.[3]

Für ältere Kontinuitätskonstruktionen steht als klassisches Beispiel die Genealogie.[4] Biologische Kontingenzen erklärt sie bis zu deren Verschwinden. Dagegen gilt als Kontingenz schlechthin das unerwartete Naturereignis, dem früher aufgrund der naturräumlichen Bedingungen Geschichtsdenken auslösende Funktion zukam,[5] während es heute vor allem für apokalyptische Szenarien taugt. Es bleibt historisch unerklärt, das Kontingente damit bewahrt.

---

1 J. Rüsen, Historik. Theorie der Geschichtswissenschaft, Köln u. a. 2013, S. 32 f., 49–51, hier 32. Der Beitrag wurde dem Internationalen Studientag „La costruzione della memoria a Roma intorno al 1600. La sfida del medioevo" am DHI Rom am 26. Mai 2014 präsentiert. Den Organisatoren Andreea Badea und Andreas Rehberg danke ich für Einladung und Themenstellung, allen Teilnehmern für ihre Nachfragen.

2 Ch. Lorenz, Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie, Köln u. a. 1997 (Beiträge zur Geschichtskultur 13), hier v. a. S. 414–417.

3 F. Ernst, Zeitgeschehen und Geschichtschreibung, in: Die Welt als Geschichte 17 (1957), S. 137–189.

4 K. Heck/B. Jahn (Hg.), Genealogie als Denkform in Mittelalter und Früher Neuzeit, Tübingen 2000 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 80), Einleitung der Hg., S. 1–9; K. Heck, Ahnentafel und Stammbaum, in: Seelenmaschinen. Gattungstraditionen, Funktionen und Leistungsgrenzen der Mnemotechniken vom späten Mittelalter bis zum Beginn der Moderne, hg. von J. J. Berns/W. Neuber, Wien u. a. 2000 (Frühneuzeit-Studien N. F. 2), S. 563–584. Ders., Genealogie als Monument und Argument, München-Berlin 2002 (Kunstwissenschaftliche Studien 98); V. Bauer, Wurzel, Stamm, Krone. Fürstliche Genealogie in frühneuzeitlichen Druckwerken, Wiesbaden 2013.

5 R. Sprandel, Chronisten als Zeitzeugen, Köln u. a. 1994 (Kollektive Einstellungen und sozialer Wandel im Mittelalter N. F. 3).

Natürlich hatte auch die Vergangenheit eine Zeitgeschichte. Für das 16. Jahrhundert stünde statt *1933* das Jahr *1517*. Was wir heute als Mittelalter bezeichnen, wäre eine vergangene Zeit, die nicht mehr im kommunikativen Gedächtnis präsent sein konnte. Konnte das Mittelalter für die Zeit bis um 1600 aber überhaupt etwas bedeuten?[6] Die Frage beantworten zu wollen, setzt die Annahme eines Distanzempfindens voraus. In den folgenden Untersuchungen geht es dementsprechend nicht darum, ob Mittelalter und Neuzeit zwei verschiedene Epochen sind. Dies entspräche etwa der klassischen Frage, ob *1933* einen Bruch in der deutschen Geschichte bilde oder ob die Kontinuität bestimmter Traditionen dominiere. Sondern die Frage steht im Mittelpunkt, ob es um 1600 Kontinuitätskonstruktionen oder Kontingenzwahrnehmungen, Erfahrung von Fremdheit, von Anderssein des *Mittelalters* gibt, eben Distanzempfinden als Beobachtung zweiter Ordnung,[7] als Voraussetzung für ein kulturelles Gedächtnis der Vor-Zeitgeschichte.

Im folgenden ersten Abschnitt wird zunächst dargestellt, warum nicht direkt nach Mittelalterkonzepten und Epochenvorstellungen gefragt werden kann, wieso also Mittelalter kursiv gesetzt wurde und eine begriffs- oder ideengeschichtliche Systematik nicht weiterführt.

Die sich anschließenden Teile der Arbeit fassen Kontingenz oder Kontinuität analytisch und stellen sie historisch als Wahrnehmungsmuster des Geschichtsbewusstseins dar. Dies kann nur in regionaler Begrenzung auf Zentraleuropa geschehen, weil dort die früh ausgeprägte Bikonfessionalität[8] auf Basis von *1517* als Kontingenz Vergleiche ermöglichen wird, deren Resultate für das historische Denken als wirkmächtig für die Zukunft einzuschätzen sind.

Eine umfassende Untersuchung über den Begriff Mittelalter im mitteleuropäischen Forschungsdiskurs seit dem 15. Jahrhundert *nach* seiner Begriffswerdung legte Uwe Neddermeyer 1988 vor.[9] Eine wichtige Ergänzung dazu bot Andreas Kamp,

---

6 Vornehmlich für das 19. Jh.: R. J. W. Evans/G. P. Marchal (Ed.), The Uses of the Middle Ages in modern European States. History, nationhood and the search for origins, Houndmills-New York 2011. Das 18. Jh. beleuchten: P. Damian-Grint (Ed.), Medievalism and manière gothique in Enlightenment France, Oxford 2006; A. Montoya, Medievalist Enlightenment. From Charles Perrault to Jean-Jacques Rousseau, Cambridge u. a. 2013.

7 Die Fragen von Distanz und Anachronismus als fehlende Distanz stellte Z. S. Schiffman, The Birth of the Past, foreword by A. Grafton, Baltimore 2011, in den Mittelpunkt seiner Darstellung.

8 Zur gegenseitigen Wahrnehmung erhellend: Wichtig: B. Jörgensen, Konfessionelle Selbst- und Fremdbezeichnungen. Zur Terminologie der Religionsparteien im 16. Jahrhundert, Berlin 2014 (Colloquia Augustana 32). Zur möglicherweise verspäteten Mittelalter-Empfindung Westeuropas s. die Literatur in Anm. 6.

9 U. Neddermeyer, Das Mittelalter in der deutschen Historiographie vom 15. bis zum 18. Jahrhundert, Köln 1988 (Kölner Historische Abhandlungen 34). Vgl. V. Leppin, Geschichte des mittelalterlichen Christentums, Tübingen 2012, S. 1, auch E. Pitz, Der Untergang des Mittelalters. Eine Erfassung der geschichtlichen Grundlagen Europas in der politisch-geschichtlichen Literatur des 16. bis 18. Jahrhunderts, Berlin 1987 (Historische Forschungen 35).

der 2010 gesamteuropäisch auf Basis von Wörterbüchern fragte,[10] wann sich unser heutiges Konzept des Begriffs Epoche als Zeitraum durchsetzte, denn sehr lange hatte Epoche Zeitpunkt bedeutet.[11] So sind die Belege deutschsprachiger Autoren aus dem 16. Jahrhundert für *medium aevum* oder vergleichbare Begriffe – in Deutsch seit Ende der 1530er Jahre – nicht allzu häufig und insbesondere nicht systematisch einzuordnen.[12] Nur vereinzelt verbinden sie sich mit konkreten historischen Ereignissen wie Kaiser Heinrich III. (gest. 1056), mit Mönchen, Quellen und schlechtem Latein, was schon auf Fremdheit dieser Zeit deutet und damit eine Kontingenzerfahrung markiert.[13] Noch für Konzeptfreiheit oder Begriffsleere hinsichtlich dieser Fremdheit steht in Conrad Celtis (gest. 1508) Edition der „Opera" der Roswitha von Gandersheim 1501 der in der Widmungsvorrede genutzte Begriff *media barbarie*, wobei in diesem Zusammenhang von sehr alter *gotischer* Schrift die Rede ist, in der die edierte Handschrift geschrieben sei.[14] Wahrnehmung war also vorhanden, aber eindeutige Begriffe existierten nicht. Dem Mittelalter begegnete man in den Quellen, der Antiquität, als Kontingenz: 1601 erschien – wohl erstmals – in einem Buchtitel der Begriff *media aetas* in Bezug auf einen historischen Zeitraum, und bezeichnenderweise handelt es sich um eine Quellensammlung – *antiqua monumenta* –, die der Ingolstädter Rechtsprofessor Heinrich Canisius (gest. 1610), Neffe des Petrus Canisius, herausgab.[15] Dafür lieferten zahlreiche süddeutsche Bibliotheken sowie Gelehrte wie der Belgier Andreas Schottus SJ, der über Material aus Spanien verfügte (Bd. 2 Ad lectorem und S. 941), die Druckvorlagen, so dass eine der wichtigsten nicht diplomatischen Quellensammlungen vor den „Scriptores" Antonio Magilabechis und den nationalen Reihen des 19. Jahrhunderts erschien, gestützt auf eine Ermunterung

10 A. Kamp, Vom Paläolithikum zur Postmoderne. Die Genese unseres Epochen-Systems. Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts, Amsterdam-Philadelphia 2010 (Bochumer Studien zur Philosophie 50). Noch ungedruckt und mir unzugänglich die Dissertation: Dividing Time. The Making of Historical Periodization in Early Modern Europe von F. N. Clark, betreut von A. Grafton (Princeton): http://arks.princeton.edu/ark:/88435/dsp01st74cs68k (31. 1. 2015).

11 Später Beleg: M. Veyssière La Croze, Des Herrn la Croze Kurzer Begrif der allgemeinen Weltgeschichte, erweitert von S. Formey, aus dem Frz. von C. E. Suppius, Gotha 1755, S. 3. Bei A. Miraeus/Lemire (Hg. und Vf.), Rerum toto orbe gestarum Chronica ... auctoribus Eusebio Caesariensi B. Hieronymo ... Sigeberto Gemblacensi Anselmo Gemblacensi, Antwerpen 1608, bedeutet Epoche z. B. Jahresbeginn. Zu Schulbüchern des deutschsprachigen Raums jetzt W. Jacobmeyer, Das deutsche Schulgeschichtsbuch 1700–1945, 3 Bde., Berlin 2011 (ohne jenes und ohne das in Anm. 61).

12 Neddermeyer, Das Mittelalter (wie Anm. 9), S. 101–232, besonders 104 f., 109, 112, zu Italien 101–105.

13 Ebd., S. 101, 113.

14 München, Bayerische Staatsbibliothek (BSB) clm 14485 olim Regensburg, St. Emmeram E 108. Hrotsvit von Gandersheim, Opera, hg. von C. Celtis, Nürnberg 1501 (Reprint Hildesheim u. a. 2000). Digitalisat der Handschrift zugänglich über http://www.bayerische-landesbibliothek-online.de/handschriftenstemmeramregensburg.

15 H. Canisius [Hg.], Antiquae Lectiones Tomus I/VI., Ingolstadt 1601–1604. Vgl. unten.

von Kardinal Caesar Baronius.[16] Explizit als ihr Gegner wird der evangelische Historiker Matthias Flacius Illyricus (gest. 1575) als *Poeta furiosus* und Plünderer deutscher Bibliotheken genannt (Bd. 3, Leservorrede). Mit *media aetas* verdeutlichten Heinrich Canisius und der hinter ihm als Spiritus Rector stehende Jacob Gretser SJ (gest. 1625), dass es sich um eine katholische Quellensammlung handelt, denn die Quellen liefernde Zeit erweist sich und die Mitarbeiter sind katholisch.

Dass St. Gallen (Bd. 5, Leservorrede) als führendes Archiv hervorgehoben und gegen die Novatoren wie Flacius ausgespielt wird, liegt nicht nur am bekannten Quellenbestand der Abtei. Es führt zu dem frühen protestantischen Historiker Joachim Vadian/Watt, der sich mit der Geschichte des Mönchtums und des Klosters St. Gallen befasst hatte und dabei auf die *mittleren* Zeiten zu sprechen gekommen war.[17] Für Vadian endeten diese im 12. Jahrhundert. Danach setzte eine Verfallszeit ein. Es konstruierte keine Epoche, sondern nutzte die sogenannte Trias-Idee, um seine Erzählung zu strukturieren. Die Durchsetzung einer solchen rhetorischen Trias alt/mittel/neu, die als auf beliebige Gegenstände anzuwenden gedacht war, ist im Christentum mit seiner dualen Typologie aus Altem und Neuem Testament als potenzieller Basis von Zeitkonzeptionen nicht selbstverständlich und verdient daher kurz dargestellt zu werden. Erwartungsgemäß ist es Joachim von Fiore (gest. 1202), der unter Applikation der Trinitätslehre drei Geschichtsepochen konstruierte, in denen je eine Person der Trinität dominant wirke (*Tempus ante legem, sub lege, sub gratia*). Diese hochmittelalterliche Dreizeitenlehre lag seit 1527 gedruckt vor.[18] Ein weiterer, bislang kaum beachteter Beleg für Dreiteilung stammt aus den Offenbarungen der Heiligen Birgitta von Schweden (gest. 1373). Im dritten Teil, Kapitel 67, vergleicht sie die Welt mit einem Schiff, dessen drei Teile drei Zeitalter bezeichnen. Das Vorderteil bedeute die Zeit des Alten Testaments, das Mittelschiff folgte mit der Menschwerdung, während zur Zeit der Aufschreibung das letzte Zeitalter anzubrechen beginnt, das bis zum Weltende dauern soll (Heck).[19] Für die Wichtigkeit Birgittas spricht die große Verbreitung der Werke der Heiligen.[20] Kamp

16 Ebd., Bd. 4/1, fol. (a)2v.

17 Neddermeyer, Das Mittelalter (wie Anm. 9), S. 110–125. Jüngste Edition: J. von Watt (Vadian), Die Kleinere Chronik der Äbte. Abtei und Stadt St. Gallen von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit (719–1532) aus reformatorischer Sicht, bearb. von B. Stettler, Zürich 2013 (St. Galler Kultur und Geschichte 37).

18 H. Grundmann, Studien über Joachim von Fiore, Darmstadt 1966 (Neudruck der Ausgabe Leipzig 1927), besonders S. 58–73, 116–118, zum Druck in Venedig 193–198. Der entsprechende Band – Expositio in apocalipsim – der Gesamtausgabe scheint noch nicht erschienen zu sein.

19 Birgitta von Schweden, Leben und Offenbarungen der heiligen Brigitta [sic]. Neu bearb. und hg. von L. Clarus. Aufs neue durchgesehen und verb. von NN, Bd. 3, Regensburg ^{2}1888, S. 167 f.

20 Revelationes, erste deutsche und lateinische Ausgaben nach den Bibliothekskatalogen 1478, 1492, 1496, 1500, 1502, 1517, 1521. Zur Rezeptionsforschung jüngst P. Rychterová, Die Offenbarungen der heiligen Birgitta von Schweden: eine Untersuchung zur alttschechischen Übersetzung des Thomas von Štítné (um 1330 – um 1409), Köln u. a. 2004 (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 58), die Edition legte Rychterová 2009 vor.

machte 2010 auf eine weitere Quelle der Trias-Idee und damit des modernen Epochendenkens aufmerksam: Marcus Terentius Varro (gest. 27 v. Chr.) hatte in seinen vier Büchern „De gente populi Romani" den Versuch eines *Computus* unternommen und dabei drei Zeiten – *discrimina temporum* – unterschieden, die dunkle, die mythische und die historische Zeit. Überliefert ist das Werk zwar nicht, aber die Textstelle war seit 1497, der Bologneser Editio princeps des sie überliefernden Censorinus („De die natali Liber", 3. Jh. n. Chr.), bekannt.[21]

Bemerkenswert an Varros Gliederung ist, dass sie nicht die Geschichte selbst in den Blick nimmt, sondern vielmehr danach fragt, wie sich unser Wissen davon unterscheidet. Dies passt gut zu den Aussagen der Humanisten, die an der Vergangenheit insbesondere die Qualität der Quellen, den Stand der Wissenschaft oder ihre Unkenntnis aus Mangel an originalen Historikern beklagen.[22] Und es passt zu den obigen Beobachtungen, dass vor der Befassung mit der Zeit die mit deren hinterlassenen Quellen steht.

Der Begriff Epoche selbst bedeutete um 1600 schon etwas konkreter Nullpunkt der Zeitrechnung,[23] die zunächst einmal forschend eine lineare Geschichtszeit zu ermitteln hatte, bevor eine Verräumlichung der Welt-Zeit anhand historischer Kriterien stattfinden konnte. Fiore oder Birgitta hatten, wie wir sahen, außerhistorisch argumentiert, um zu gliedern.[24] Epoche als Zeitraum tauchte dann zuerst im Englischen („period of time") und nicht vor 1630, deutlich erst ab 1662 auf.[25] Im Italienischen ist die ursprüngliche Vokabel *Epoche* als Zeitpunkt bis heute lebendig, wie man jedem einfachen Wörterbuch entnehmen kann.

Damit, so das Fazit dieses Abschnitts, lässt sich festhalten, dass man zwar vom Mittelalter reden und schreiben konnte, aber nicht über das Mittelalter. Denn ein Zeitkonzept existierte nicht. Die Bewertung folgte stark der Qualität der Quellen der Geschichtsschreibung. Empfand man die Quellen als kontingent – *discrimina* –, öffnete dies dem Erfahrungsraum die Möglichkeit, mit den Quellen die Zeit selbst, zumindest in einzelnen Ereignissen, als kontingent, als anders zu empfinden. Außerdem ist eine weitere wichtige Bedingung gewonnen, nämlich die deutsche Bikonfessionalität: Das Verhandeln über Kontinuität – man vergleiche etwa die Kuriosa evangelischer Domkapitel bis heute in Mitteldeutschland – oder Kontingenz – der Investiturstreit als

21 Kamp, Vom Paläolithikum (wie Anm. 10), S. 44–46, 211 f.; URL: www. gesamtkatalogderwiegendrucke.de, hier 06471 und 06472 (8. 5. 2014).

22 Neddermeyer, Das Mittelalter (wie Anm. 9), S. 25–32.

23 Kamp, Vom Paläolithikum (wie Anm. 10), S. 213 f., vgl. aber J. J. Beurer, Synopsis historiarum et methodus nova, Hanau 1594, S. 73 „Hoc loca nova epocha incipit".

24 Zum Stellenwert historischer Fakten bei Joachim: Grundmann, Studien (wie Anm. 18), S. 53, 55, 58 f., ähnlich wird es später Hegel sehen.

25 Kamp, Vom Paläolithikum (wie Anm. 10), S. 208 f., 221–243: Frankreich 1637, Italien 1663 ein unikaler Beleg, sonst von Frankreich abhängig, im Deutschen die erste Übertragung in die Volkssprache als Punkt schon 1576/77, als Raum ab 1653.

Schlüsselereignis des Mittelalters oder die Reformation als vermeintliche Epochengrenze – ging in Verhandlungen über, die zusätzlich zu den nationalen,[26] regionalen oder lokalen Identitäten durch die Konfession gekennzeichnet wurden: römisch oder antirömisch.

Ist die vergangene Zeit anders, kontingent, oder steht eher die Kontinuität mit den Anfängen, die Zeitgeschichte auflösend, im Mittelpunkt des Interesses? Selbst Varros Konstruktion hatte dazu gedient, die Anfänge des römischen Volks beziehungsweise die Herleitung römischer Familien aus trojanischem Stamm zu erklären, war somit der Kontinuitätsvorstellung verpflichtet. Für das 16. Jahrhundert haben wir also nach Zeugnissen für bewusste Inszenierung von Kontinuität mit dem Mittelalter zu suchen oder die Hervorhebung des Bruchs, sei es durch Ereignisse während des Mittelalters, die – später! – als Epochencharakteristika destilliert würden und zuvor als Alteritätserfahrung erratisch in die Gegenwart ragten, oder durch ein explizites Ende des Mittelalters infolge Anbruchs einer neuen Zeit. (Die Frage des Beginns einer etwaigen Epoche Mittelalter möchte ich aus Gründen der Übersicht und des Umfangs nicht behandeln.[27])

Unter den Bedingungen der Konfessionsbildung, der Trennung in alte Kirche und neue Kirchen,[28] wird man sich hypothetisch-geschichtstheoretisch[29] die Verteilung so

---

26 Th. Lau, Teutschland. Eine Spurensuche 1500 bis 1650, Darmstadt bzw. Stuttgart 2010, M. Pape, „Canossa" – eine Obsession? Mythos und Realität, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 54 (2006), S. 550–572.

27 Vgl. Neddermeyer, Das Mittelalter (wie Anm. 9), S. 43, für das Chronicon Carionis (zu diesem jetzt F. U. Prietz, Das Mittelalter im Dienst der Reformation. Die Chronica Carions und Melanchthons. Zur Vermittlung mittelalterlicher Geschichtskonzeptionen in die protestantische Historiographie, Stuttgart 2014 [Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg B 192]): Einen Einschnitt machten papstfixierte Chronisten oft mit dem Jahr 607, als Kaiser Phocas Papst Bonifaz III. privilegierte, s. a. M. Pohlig, Zwischen Gelehrsamkeit und konfessioneller Identitätsstiftung. Lutherische Kirchen- und Universalgeschichtsschreibung 1546–1617, Tübingen 2007 (Spätmittelalter und Reformation NR 37), S. 183, 214, 248; P. Hachenberg, Germania media, Jena ²1686, z. B. beginnt mit Kaiser Trajan. Damit wird die (antike) Germanenzeit konsequenterweise eingebunden. An die Vorstellung einer Verfallszeit ab dem 7. Jh. knüpfte im 17. Jh. der irenisch-ökumenische Consensus quinque saecularis an (Georg Calixt in Helmstedt, gest. 1656). Für Frankreich I. N. Wood, The modern origins of the early Middle Ages, Oxford 2013.

28 Die Forschungsdebatte „Konfessionalisierung" ist hier wenig relevant, vgl. nur Zeitsprünge 1/Heft 3 und 4, Frankfurt a. M. 1997; Die katholische Konfessionalisierung. Wissenschaftliches Symposion ... 1993, hg. von W. Reinhard/H. Schilling, Gütersloh 1995 (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 198). Für Rom: V. Reinhardt, Rom im Zeitalter der Konfessionalisierung, in: Zeitsprünge 7 (2007), S. 1–18.

29 Vgl. zur Konzeption: a) philosophisch und soziologisch: H. M. Baumgartner, Kontinuität und Geschichte. Zur Kritik und Metakritik der historischen Vernunft, Frankfurt a. M. 1972; Lorenz, Konstruktion (wie Anm. 2), S. 277–284; Th. Schwietring, Kontinuität und Geschichtlichkeit. Über die Voraussetzungen und Grenzen von Geschichte, Konstanz 2005; S. Wiedenhofer, Traditionsbegriffe, in: T. Larbig/S. Wiedenhofer (Hg.), Kulturelle und religiöse Traditionen. Beiträge zu einer

vorzustellen haben, dass die Anhänger der neuen Lehren von *1517* die Kontingenz hervorhoben, um die eigene Neuigkeit zu legitimieren, damit das Mittelalter abwerteten.[30] Die Altkirchlichen hingegen, so steht zu vermuten, möchten die Reformation als Epochengrenze ignorieren, um die ununterbrochene Verbindung mit der Vergangenheit, die Unwandelbarkeit zu betonen und die Reformation vergessen zu machen, womit die Konvergenz der eigenen Zeit mit dem *Mittelalter*, das nicht Begriff werden könnte, zu erwarten wäre. Dies sind die zu erwartenden Präferenzen, die die geschichtstheoretisch fundierte Hypothese bilden, um vor allem genau gegenteilige Zeitkonzepte als Extremwerte zu bezeichnen und zu untersuchen.

Für die hypothetische katholische Kontinuitätspräferenz finden sich Belege in der Geschichtsschreibung.[31] Am bekanntesten ist der Umgang mit dem Reformator selbst: Die Ereignisse auf Marin Luther zu fokussieren und damit zu personalisieren, war sicher die vordergründig probateste Möglichkeit, das Geschehen rasch zu historisieren und in seiner Gegenwartsbedeutung für den Betrachtzeitpunkt zu marginalisieren. Die Ereignisse um Martin Luther gerieten damit zum singulären Wittenberger Betriebsunfall, der für die Geschichte insgesamt als bedeutungslos einzuschätzen und als Narration zu verdrängen wäre.[32] Dem entspricht die Einordnung des Reformators aus dem Mansfelder Land und anderer Reformatoren in die klassische Ketzergeschichte, die alle Neuerungen der Lehre am Fels der Kirche zerschellen lässt. Deutlich wird diese Auffassung in einem Editionskommentar der belgischen Gelehrten und Geistlichen Franz Moschus (gest. vor 1613) und Andreas Hoius (van Hoye, gest. 1631), Inhaber eines königlichen Lehrstuhls für Griechisch und Latein an der neuen Universität Douai: Sie vergleichen in ihrer Edition der Geschichte Jacobs de

interdisziplinären Traditionstheorie und Traditionsanalyse, Münster 2005 (Studien zur Traditionstheorie 1), S. 253–279; Th. Gil, Wandel, Mörlenbach 2005 (Aufklärung und Moderne 3); b) historisch: K. Flasch, Historische Philosophie. Beschreibung einer Denkart, Frankfurt a. M. 2003 (Philosophie hat Geschichte 1); V. Leppin, Humanistische Gelehrsamkeit und Zukunftsansage. Philipp Melanchthon und das „Chronicon Carionis", in: Zukunftsvoraussagen in der Renaissance, hg. von K. Bergdolt/W. Ludwig, Wiesbaden 2005 (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung 23), S. 131–142.

30 Sicher den europäischen Extremfall beschreibt P. Raedts, A serious case of amnesia. The Dutch and their Middle Ages, in: Evans/Marchal (Ed.), The uses (wie Anm. 6), S. 75–87.

31 M. Hille, Providentia Dei, Reich und Kirche. Weltbild und Stimmungsprofil altgläubiger Chronisten 1517–1618, Göttingen 2010 (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 81); S. Benz, Zwischen Tradition und Kritik. Katholische Geschichtsschreibung im barocken Heiligen Römischen Reich, Husum 2003 (Historische Studien 473); J. L. Orella y Unzue, Respuestas catolicas a las Centurias de Magdeburgo (1559–1588), Madrid 1976 (Publicationes de la Fundacion universitaria española 23).

32 A. Herte, Die Lutherkommentare des Johannes Cochläus, Münster 1935 (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 33); Ders., Das katholische Lutherbild im Bann der Lutherkommentare des Cochläus, Bd. 1, Münster 1943; O. Hegemann, Luther im katholischen Urteil. Eine Wanderung durch vier Jahrhunderte, München 1905.

Vitry (Augustinerchorherr in Oignies, gest. 1240) Luther und Mohammed und stellen nicht geringe Übereinstimmung in deren Lehren fest.[33] Allerdings: Universale, damit kontinuierlich erzählende Kirchengeschichten sind nördlich der Alpen überaus selten.[34] Eine frühe Gesamtgeschichte eines elsässischen Priesters geriet rasch auf den Index.[35] Bedient wurden fast nur Spezialthemen,[36] während man sich die Kirchengeschichte bis ins 18. Jahrhundert zumeist aus Italien zuliefern ließ.

Ferner sind Aussagen, die das reformatorische Geschehen auf die ganze Nation bezogen und als Schande bewerteten, extrem rar. Nur ein bayerischer Beamter drückte sich 1573 in diesem Sinne aus.[37] Dass der Gedanke nicht abwegig war, zeigt eine erst jüngst wirklich bekannt gewordene Chroniknotiz, nach der einer der wichtigsten Helfer Martin Luthers, der sächsische Historiker Georg Spalatin (gest. 1545) in seiner katholisch gebliebenen Heimat Spalt (Hochstift Eichstätt) eben so verstanden wurde. Aus Wittenberg habe er dazu eine reich mit Reliquien bestückte Mutter Gottes mitgebracht und der Spalter Kirche geschenkt.[38] Bilder aus dem katholischen *Mittelalter* werden als Kontinuitätssymbole noch eine Rolle spielen.

Eine andere, bis heute gültige Kontinuitätsvorstellung habe ich in meiner Dissertation 2003 behandelt.[39] Es handelt sich um die Konstruktion der Sukzession ab Petrus und den Aposteln bis auf die Gegenwart. Als Amtssukzession der Päpste

33 Benz, Zwischen Tradition (wie Anm. 31), S. 99f.

34 Vgl. die Zusammenstellung von W. Stang, Historiographia ecclesiastica, Löwen 1897, für 1550–1650 Nr. 168–237.

35 Michael Buchinger, gest. vor 1572, Erstausgabe 1556 als „Ecclesia", s. N. Paulus, Michael Buchinger, ein Colmarer Schriftsteller und Prediger des sechzehnten Jahrhunderts, in: Archiv für elsässische Kirchengeschichte 5 (1930), S. 199–223, hier 206–209; Orella y Unzue, Respuestas (wie Anm. 31), S. 68–71; J.M. De Bujanda, Thesaurus de la littérature interdite au XVIe siècle, Sherbrooke 1996 (Index des Livres interdits 10), S. 103, 138: Die Ausgabe des Index Parma 1580 indiziert die Ausgabe von 1560.

36 Ch. Ott, Roma Gloriosa, Innsbruck 1676: Eine Papstgeschichte für Akatholiken, die ungewöhnlicherweise (s. im Folgenden) die einzelnen Päpste historisch diskutiert; G.J. Eggs, Pontificium doctum, seu Vitae, res gestae pontificum romanorum, Köln 1718, entspricht dem Typus der Gelehrtengeschichte.

37 E. Vendius/Fendt, Illustria ecclesiae catholicae Trophoea, München 1573, hier fol. *5. Fehlt bei Hille, Providentia (wie Anm. 31).

38 H. Hartmann/E. Schredl (Hg. und Übers.), Chronik von Wolfgang Agricola, Spalt 2010/2011 (Aus der Spalter Heimat 44/45), S. 37a und 37b. Bei einem Heimatbesuch habe Spalatin geäußert, „was er und dan lutherus sich doch ewiglich zihen, das sie einen solichen grossen jamer in die christenhait einfurten".

39 Benz, Zwischen Tradition (wie Anm. 31). Schwerpunktmäßig in Teil 1 am Beispiel der Bischofsgeschichte – hierzu kontrastiv M. Müller, Die Spätmittelalterliche Bistumsgeschichtsschreibung. Überlieferung und Entwicklung, Köln u.a. 1998 (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 44) – und der Kaiser-Papst-Auseinandersetzungen.

garantiert dies das im Tridentinum fixierte Traditionsprinzip,[40] nach welchem die Tradition zu den die Heilige Schrift ergänzenden Glaubensquellen gehört – in Entgegensetzung zum *Sola Scriptura*-Prinzip Luthers.[41] Inhaltlich blieb die Tradition allerdings unbestimmt. *Traditio* und *successio* sind im Papstamt aneinander gekoppelt, während die Sukzession auch für die Bischöfe gilt, die ihrerseits in der Regel an die Päpste zurückgebunden wurden, um von Rom ihre Katholizität zu erhalten: „ohne Gemeinschaft mit Rom kann man nicht in der ‚Catholica' sein", so formulierte Joseph Ratzinger während der Konzilszeit.[42] Genealogische Sukzessionsvorstellungen realisierten sich nördlich der Alpen vor allem als Bischofs- und Landesgeschichten (infolge der Landesherrschaft der meisten gefürsteten Bischöfe) und entfalteten ihr kontroversistisches Potenzial. Exemplarisch ist der Fall des Schleswiger Johann Adolph Cypraeus, der konvertierte und eine Bischofsgeschichte Schleswigs publizierte, deren Widmungsvorrede gerade das Altertum der Bischöfe und ihre kontinuierliche Serie als Wahrheitskennzeichen der Katholischen Kirche hervorhob.[43]

Sukzession und Kontinuität als Prinzip hatten den Charme, dass sie die historische Wirklichkeit fallibler Päpste[44] vergessen zu machen vermochte, wie überhaupt der historisch konkrete Papst als Identifikationsobjekt selbst für Katholiken nicht gefragt war.[45] Gefahr drohte der abstrakten Konstruktion allein vom eventuellen historischen Nachweis der Sukzessionsunterbrechung. Eine solche konnte aber wiederum nur durch ein anderes abstraktes Prinzip entstehen, beispielsweise mit einer Frau als Papst, da eine Frau keine Tradentin der Lehre sein konnte (weswegen Protestanten sich lange von der Päpstin nicht verabschieden konnten).[46]

---

40 A. Deneffe, Der Traditionsbegriff. Studie zur Theologie, Münster 1931 (Münsterische Beiträge zur Theologie 18); G. Thils, Les notes de l'église dans l'aplogétique catholique depuis la réforme, Paris o. J. [Gembloux 1937] (Universitas catholica Lovaniensis. Dissertationes ad in Facultate theologica vel in facultate Iuris Canonici consequendum conscriptae II/30).

41 Grundlegend P. Polman, L'Élément historique dans la Controverse religieuse du XVIe Siècle, Gembloux 1932 (Universitas Catholica Lovaniensis. Dissertationes ad gradum magistri in Facultate Theologica consequendum conscriptae II/23). Diese grundsätzlich theologische Arbeit wird durch die Relativierungsversuche von I. Backus, Historical method and confessional identity in the era of the Reformation (1378–1615), Leiden-Boston 2003 (Studies in Medieval and Reformation thought 94), nicht berührt.

42 K. Rahner/J. Ratzinger, Episkopat und Primat, Freiburg/B. 1961 (Questiones disputatae 11), S. 59.

43 J. A. Cypraeus [und P. Cypraeus], Annales episcoporum Slesvicensium ..., Köln 1634; vgl. A. Otto, Die Cypraei Slesvicenses und ihre Schriften, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 60 (1931), S. 294–347.

44 Vgl. W. Klausnitzer, Das Papstamt im Disput zwischen Lutheranern und Katholiken, Innsbruck 1987 (Innsbrucker Theologische Studien 20), S. 297–301.

45 Hille, Providentia (wie Anm. 31), S. 500.

46 M. Kerner/K. Herbers, Die Päpstin Johanna. Biographie einer Legende, Köln u. a. 2010, hier S. 135, 138 f.; M. Obenaus, Hure und Heilige. Verhandlungen über die Päpstin Johanna zwischen spätem Mittelalter und früher Neuzeit, Hamburg 2008, S. 9.

Auf Seiten der protestantischen Historiographie, wesentlich intensiver erforscht,[47] würde man demgegenüber eine starke Gewichtung eines kontingenten, problematischen, abzuwertenden *Mittelalters* erwarten. Die Ablehnung des Papstamts, ja dessen Stilisierung zum Antichristen[48] als Kern der protestantischen Lehre, scheint in diese Richtung zu weisen. Gleichzeitig mit Martin Luther (und anderen Reformatoren) trat nördlich der Alpen eine Romkritik auf, die sich historisch auf die nationale Kontin-

47 Pohlig, Zwischen Gelehrsamkeit (wie Anm. 27); älter: A. Klempt, Die Säkularisierung der universalhistorischen Auffassung. Zum Wandel des Geschichtsdenkens im 16. und 17. Jahrhundert, Göttingen u. a. 1960 (Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft 31). Zum Sachstand ferner Th. Kaufmann, Konfession und Kultur. Lutherischer Protestantismus in der zweiten Hälfte des Reformationsjahrhunderts, Tübingen 2006; Europa, Tausendjähriges Reich und Neue Welt. Zwei Jahrtausende Geschichte und Utopie in der Rezeption des Danielbuches, hg. von Mariano Delgado/K. Koch/E. Marsch, Freiburg/Schweiz und Stuttgart 2003 (Studien zur christlichen Religions- und Kulturgeschichte 1); V. Leppin, Antichrist und Jüngster Tag. Das Profil apokalyptischer Flugschriftenpublizistik im deutschen Luthertum 1548–1618, Gütersloh 1999 (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte 69); H. Möhring, Der Weltkaiser der Endzeit. Wandel und Wirkung einer tausendjährigen Weissagung, Stuttgart 2000 (Mittelalter-Forschungen 3); Th. Rahn, Geschichtsgedächtnis am Körper. Fürstliche Merk- und Meditationsbilder nach der Weltreiche-Prophetie des 2. Buches Daniel, in: J. Berns/W. Neuber (Hg.), Seelenmaschinen, Wien u. a. 2000, S. 521–561. Flacius und seine Schule: M. Hartmann, Humanismus und Kirchenkritik. Matthias Flacius Illyricus als Erforscher des Mittelalters, Stuttgart 2001 (Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des Mittelalters 19); Die Magdeburger Centurien, 2 Bde., Dößel 2007. Hier Bd. 1: Die Kirchengeschichtsschreibung des Flacius Illyricus; H. Bollbuck, Wahrheitszeugnis, Gottes Auftrag und Zeitkritik. Die Kirchengeschichte der Magdeburger Zenturien und ihre Arbeitstechniken, Wiesbaden 2014 (Wolfenbütteler Forschungen 138). Für Carion-Melanchthon: Prietz, Das Mittelalter (wie Anm. 27), nach wie vor instruktiv auch G. Münch, Das Chronicon Carionis Philippicum, in: Sachsen und Anhalt 1 (1925), S. 199–283; Leppin, Humanistische Gelehrsamkeit (wie Anm. 29). Sleidan: D. R. Kelley, Johann Sleidan and the Origins of History as a Profession, in: The Journal of Modern History 52 (1980), S. 573–598 (auch in: Ders., The Writing of History and the Study of Law, Aldershot 1997 [Collected Studies Series C 576], gleiche Pag.); L. Druez, Le luxembourgois Jean Sleidan, humaniste et historien de la réforme, in: Bulletin de la Société royale du protestantisme belge 117 (1996), S. 23–47; V. Reinhardt (Hg.), Hauptwerke der Geschichtsschreibung, Stuttgart 1997, S. 584–587 (Th. Lau); E. van der Vekene, Johann Sleidan (Johann Philippson). Bibliographie seiner gedruckten Werke ..., Stuttgart 1996 (Hiersemanns bibliographische Handbücher 11), hier S. 57–145; I. Berlin Vogelstein, Johann Sleidan's Commentaries. Vantage point of a second generation Lutheran, Lanham u. a. 1986; A. Kess, Johann Sleidan and the Protestant Vision of History, Aldershot 2008. Sonstige: H.-P. Hasse/G. Wartenberg (Hg.), Caspar Peucer (1525–1602). Wissenschaft, Glaube und Politik im konfessionellen Zeitalter, Leipzig 2005; H. Müller, Der Geschichtschreiber Johann Stumpf. Eine Untersuchung über sein Weltbild, Zürich 1945 (Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft N. F. 8); Ch. Moser, Die Dignität des Ereignisses. Studien zu Heinrich Bullingers Reformationsgeschichtsschreibung, 2 Bde./Teile, Leiden 2012 (Studies in the History of christian traditions 163).

48 H.-J. Schönstädt, Antichrist, Weltheilsgeschehen und Gottes Werkzeug. Römische Kirche, Reformation und Luther im Spiegel des Reformationsjubiläums 1617, Wiesbaden 1978 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz 88), S. 106–134.

genz des Investiturstreits konzentrierte, indem sie die Quellen dazu im neuen Medium Druck zugänglich machte.[49]

Schon 1508 edierte der später als fürstbischöflich Straßburger Beamte nachweisbare Gervasius Soupherus (Sauffer, Sopherus) das „Carmen de bello Saxonico", das der Herausgeber in den MGH als *Panegyricus* zum Lob und Ruhme des Königs Heinrichs IV. verfasst charakterisierte.[50] Im Ton Vergils macht der dem Elsässer Humanismus zuzuordnende Herausgeber[51] in seiner einleitenden Strophe Tendenz und Stimmung deutlich, die mit der Vorlage übereinstimmt:

„Caesaris arma cano Romani et martia gesta
Henrici quarti clara trophea simul"

Eine weitere Programmschrift der Heinricianer im Investiturstreit – „De unitate ecclesiae conservanda" – edierte Ulrich von Hutten (gest. 1523) aus der Fuldaer Bibliothek (Druck Mainz 1520).[52] Ähnliches tat Johannes Turmair genannt Aventin, der sich von einem konventionellen Landes-Chronisten des 15. Jahrhunderts über seine Arbeit mit den Quellen zu einem eigenwilligen Historiker entwickelte.[53] Er fand in St. Emmeram die *Vita* König/Kaiser Heinrichs IV.,[54] darin die Briefe Heinrichs IV. mit ihren Anklagen gegen Hildebrand (Papst Gregor VII.). Die Edition druckt auch einen Brief des Luther protegierenden sächsischen Kurfürsten, der uns den Kontakt zwischen Aventin und dem mit der sächsischen Geschichte beauftragten Spalatin offenbart.[55] Damit wird der geschichtswissenschaftliche Diskurs und nicht der theologische betont, doch der Fokus auf Investiturstreit und Papstfeindlichkeit war damit eingerich-

49 Hartmann, Humanismus und Kirchenkritik (wie Anm. 47), S. 23–27, 50, 157–163.

50 Hg. von O. Holder-Egger (MGH SS in usum scholarum 17), Hannover 1889, hier S. Xf., zur editio princeps als Henrici quarti imperatoris bellum contra Saxones heroico carmine descriptum, Straßburg 1508. Das Ms. dazu sah schon Wimpfeling in der Dombibliothek Speyer (1502 erwähnt).

51 Über den nicht allzu viel bekannt ist (fehlt im Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne). Die zunehmende Erschließung der Bibliotheksbestände nach Beiträgern und Widmungen führt über VD16 S 1899 und die Erkenntnis, dass S. als Gegner der Bilder auftrat, zu Matthias Zell (Cellius) von Kaisersberg, gest. 1548, dem Reformator von Straßburg, in dessen Lemmata in den Archives Biographiques Françaises Weiterführendes zu S.

52 Polman, L'Élément (wie Anm. 41) 1932, S. 183; Hartmann, Humanismus und Kirchenkritik (wie Anm. 47), S. 160.

53 A. Schmid, Die Kleinen Annalen des Johannes Aventinus aus dem Jahre 1511, in: Deutsche Landesgeschichtsschreibung im Zeichen des Humanismus, Stuttgart 2001 (Contubernium 56), S. 69–95; Ders., Das historische Werk des Johannes Aventinus, in: Aventinus und seine Zeit 1477–1534, hg. von G.-H. Sitzmann, Weltenburg 1977, S. 9–37, hier v. a. 26–29; G. H. Stipperger, Aventins religiöse Entwicklung, in: Staat und Volkstum. Neue Studien zur bairischen und deutschen Geschichte und Volkskunde. Fs. Karl Alexander von Müller, Dießen vor München 1933, S. 331–354.

54 Imp. Henrici quarti Caes. Aug. ducis vero Boiorum septimi Vita, Augsburg 1518.

55 Zu Aventin und Melanchthon Stipperger, Entwicklung (wie Anm. 53), S. 350–352.

tet, ebenso die Parteinahme für das Kaisertum: „Der grösst und langwerig aufrur der bäpst wider die keiser" sollte ein Kapitel von Aventins Deutschen Annalen bilden.[56]

Das Mittelalter erschiene dementsprechend als dunkle Zeit klerikaler Herrschaftsansprüche. Soweit das Erwartbare (und bis heute im deutschen Geschichtsbild auch Nachweisbare).[57]

Die evangelische Vergangenheitsdeutung ist gut bekannt, so dass auch deren tendenziell ungewöhnliche Kontinuitätskonstruktionen, die jetzt betrachtet werden sollen, fast nur aufgelistet zu werden brauchen. Ich unterscheide vier inhaltliche Zugriffe. Zwei Wohlbekannte werden nur knapp skizziert.

Aus der Parteinahme für das Kaisertum im Investiturstreit ergab sich unmittelbar als Kontinuitätsvorstellung die Propagierung der Kaiserkontinuität auf Basis der Lehre der Vier Weltreiche (AT Daniel Kap. 2 und 7). Das Heilige Römische Reich war gerade für die Lutheraner die Fortsetzung des antiken römischen Reichs, das als letztes der vier Weltreiche bis zum Ende der Tage fortbestehen sollte, gemäß einer Exegese der Ausdeutung des Traums des Königs Nebukadnezar durch den Propheten Daniel. Diese universalchronistische Sicht formulierte am eindeutigsten Johannes Sleidanus (aus Schleiden, Eifel, gest. 1556) in seinen berühmten „De quatuor summis imperiis Libri tres" aus, einem der erfolgreichsten Geschichtswerke überhaupt.[58] Dem Kaiserpatriotismus, der die Kirchengeschichte zwanglos in die Gesamtgeschichte einordnete, folgten zahlreiche Epigonen nach. Selbst Kaiser Karl V., der die Schmalkaldener 1547 bei Mühlberg besiegte, wurde von den Lutheranern noch exkulpiert, seine katholische Einstellung auf seine Erziehung und die gleißnerische Pracht des Papsttums zurückgeführt.[59] Die spätere *Querelle des anciens et des modernes* war hier bereits entschieden: Die frühere fast naive Hochschätzung antiker Imperatoren wurde ins Gegenteil verkehrt: Moralisch waren die deutschen, christlichen Kaiser überlegen.[60] Mag uns dies heute angesichts der unbestreitbaren Katholizität des Kaiseramts auch erstaunen, blieb es die herrschende Lehre selbst in den preußisch-potestantischen Schulen nach dem Siebenjährigen Krieg.[61]

---

56 J. Turmair genannt Aventinus, Kleinere historische und philologische Schriften, hg. von G. Leidinger, München 1881 (Sämtliche Werke 1), hier S. 298–372 (2. Teil, 5. Buch (S. 315).

57 Zum Papsttum aus evangelischer Sicht Pohlig, Zwischen Gelehrsamkeit (wie Anm. 27), besonders S. 76f., 79, 85f., 88, 179, 182f., 214, 218f., 220f., 242f., 248, 250, 273, 289 329, 403–405, 409–517, 509. B. von Borries, Geschichtslernen und Geschichtsbewusstsein, Stuttgart 1988, S. 146f.; Ders., Das Mittelalter im Geschichtsbewusstsein von Jugendlichen, in: R. Ballof (Hg.), Geschichte des Mittelalters für unsere Zeit: Erträge des Kongresses des Verbandes der Geschichtslehrer Deutschlands ... 1999, Stuttgart 2003, S. 279–291.

58 Literatur zu Sleidan oben in Anm. 47.

59 Pohlig, Zwischen Gelehrsamkeit (wie Anm. 27), S. 251.

60 P. Hutter, Germanische Stammväter und römisch-deutsches Kaisertum, Hildesheim u.a. 2000 (Historische Texte und Studien 21), S. 92f., 177.

61 Kurzer Inbegriff aller Wissenschaften zum Gebrauch für Kinder von sechs bis zwölf Jahren, Berlin und Stettin ^{6}1766, hier S. 85f., 102.

Eine stärker kirchengeschichtlich orientierte Kontinuitätslinie, der zweite Zugriff, bildete das Modell der *Testes veritatis*, das dem katholischen Traditionsmodell nachgebildet und vor allem von Flacius Illyricus entwickelt worden war.[62] Er konstruierte eine *Successio* der Wahrheitszeugen im Untergrund gegen die Papstkirche, die, anders als die eher formelhafte Kaiserkontinuität, kirchengeschichtliche und philologische Arbeiten förderte, weil diese Form von Kontinuität ein inhaltliches, also historisches Argument benötigte. Hier finden sich als Zeugen der ursprünglichen Wahrheit Christi folgerichtig alle Kaiser vom Investiturstreit ab bis zum Staufer Friedrich II., während sonst mit klarem Schwerpunkt auf dem Spätmittelalter gesammelt wurde. Luther selbst hatte sich Jan Hussens als Vorgänger erinnert. Gemäß Flacius' Ansatz mussten die Zeugen erst aus den Bibliotheken hervorgezogen und ediert werden wie zum Beispiel Kardinal Beno, Gegner Gregors VII.[63]

Natürlich relativierte dies die Rolle Luthers, der aber retrospektiv kaum als Prophet zu stilisieren war: Die Ansätze dazu – Luther als Elias – blieben stets bescheiden.[64] Dies, die religionssoziologische Mangelhaftigkeit Luthers als Gründergestalt, förderte Kontinuitätsbilder, womit jeder Ansatz eines Epochenkonzepts – etwa wie bei Vadian die Trias – verschwand. Flacius' Hauptwerk, die Magdeburger „Zenturien" der Kirchengeschichte, sind streng mechanisch nach Jahrhunderten strukturiert.[65]

Was man alles beim Forschen und Edieren fand, entwickelte sich zum Problem: Bei näherer Betrachtung erwies sich die Masse der Zeugen als häretisch auch im evangelischen Sinn. Eine schier unübersehbare Masse antiker wie mittelalterlicher Irrlehren kam ans Licht und zwang die zunehmend orthodoxer werdenden Lutheraner zu einer schwierigen Abgrenzungsdebatte, ablesbar an einer großen Zahl von Dissertationen zu diesem Thema an evangelischen Universitäten.[66] So sträubte sich die Vergangenheit gegen eine einfache, idealisierende Inanspruchnahme für eine Kontinuitätsnarration, sowie sie historisch konkret wurde.

Die historische Konkretisierung konnte aber zugleich ein notwendiger Weg sein – dies ist die dritte, exemplarischer darzustellende[67] Ausnahme vom Erwarteten. Un-

---

62 Literatur zu Flacius oben in Anm. 47.

63 Hierzu Hartmann, Humanismus und Kirchenkritik (wie Anm. 47), S. 159 f.

64 Pohlig, Zwischen Gelehrsamkeit (wie Anm. 27), S. 100–132, 317; Th. Brockmann, Vorbild, Lehrer, Prophet der letzten Zeit. Luthermemoria und Lutherrezeption 1546–1617, in: HJb 129 (2009), S. 36–64.

65 Vgl. J. Burkhardt, Die Entstehung der modernen Jahrhundertrechnung, Göppingen 1971 (Göppinger akademische Beiträge 43); Bollbuck, Wahrheitszeugnis (wie Anm. 47).

66 E. M. Oettinger, Historisches Archiv enthaltend ein systematisch-chronologisch geordnetes Verzeichniss von 17000 der brauchbarsten Quellen zum Studium der ... -geschichte, Karlsruhe 1841, hier 2. Pag., S. 5–9, aber auch 36–38 und 577: Cerinthianer, Nicolaiten, Ebioniten, Valentinianer, Montanisten, Bardesanisten (phrygische Häresie), Carpocratianer, Ophiten (Schlangenbrüder/Naassener), Cajaner, Manichäer, Novatianer (die den zweiten Gegenpapst stellten), Circumcellionisten, Monarchianer, Paulianer, Apollinaristen, Macedonianer, Etychianer usw. usw.

67 Pohlig, Zwischen Gelehrsamkeit (wie Anm. 27), S. 15, klammert dieses Modell bewusst aus.

zweifelhaft stellten auf der Ebene der deutschen Länder zahlreiche katholisch aussehende Gestalten des *Mittelalters* einen unhintergehbaren Teil der Landesidentität dar. Hedwig von Schlesien oder Elisabeth von Thüringen,[68] selbst Bonifatius[69] oder Bischof Otto von Bamberg, der Pommern missionierte, konnten nicht einfach beiseite geschoben werden. Somit war eine Neudeutung gefordert, die vorsichtig erzählen musste. Vorsicht deswegen, weil die Entzauberung des ein oder anderen nationalen Mythos vor allem italienische Humanisten als Historiographen im Ausland unbeliebt gemacht hatte.[70]

Die lutherischen Historiker, stets Theologen und meist als Pastoren tätig, kannten ihre Gemeinden und gingen einfühlsam vor, als sie Personen und Ereignisse mittelalterlicher Geschichte neu bewerteten. Probates Verfahren war, die Gründer von Institutionen, selbst Klöstern, als Vorgänger Luthers zu bewerten. Gemäß der konstruktiven Synthesis aller Historiographie wählte man nur einen Teilaspekt, um ihn zu narrativieren, etwa wenn Elisabeth von Thüringen und ihr Ehemann, Landgraf Ludwig IV., für ihre tugendhafte Ehe gelobt wurden. Klostergründungen oder ihre guten Werke wurden dagegen als irrelevant ausgeblendet und verschwiegen.[71] Dem lutherischen Frauenverständnis entsprach es auch, Frauenklöster unter Verschweigen ihrer religiösen Aufgabe als Schulen zu apostrophieren.[72]

Am produktivsten war sicherlich das Umerzählen. Dazu greife ich einen der wichtigsten Landeshistoriker des 16. Jahrhunderts heraus, Cyriakus Spangenberg (gest. 1604), der nach einer Ausbildung in Wittenberg seinen Vater in Eisleben, dem Geburtsort Martin Luthers und Hauptort der mitteldeutschen Grafschaft Mansfeld, als Generalsuperintendent bzw. Generaldekan nachfolgte. Seine Mansfelder Chronik,

---

68 A. Meyer (Hg.), Elisabeth und kein Ende ... Zum Nachleben der heiligen Elisabeth von Thüringen (5. Tagung der Arbeitsgruppe „Marburger Mittelalterzentrum (MMZ)", Marburg, 1. Juni 2007), Leipzig 2012, aber nichts zur konfessionellen Wahrnehmung.

69 Zur Umdeutung Th. Fuchs, Reformation, Tradition und Geschichte. Erinnerungsstrategien der reformatorischen Bewegung, in: J. Eibach/M. Sandl (Hg.), Protestantische Identität und Erinnerung. Von der Reformation bis zur Bürgerrechtsbewegung in der DDR, Göttingen 2003 (Formen der Erinnerung 16), S. 71–89.

70 M. Völkel, Rhetoren und Pioniere. Europäische Humanisten als Geschichtsschreiber der europäischen Nationen, in: Historische Anstöße. Fs. Wolfgang Reinhard, Berlin 2002, S. 339–362; J. Helmrath, Die Umprägung von Geschichtsbildern in der Historiographie des europäischen Humanismus, in: J. Laudage (Hg.), Von Fakten und Fiktionen. Mittelalterliche Geschichtsdarstellungen und ihre kritische Aufarbeitung, Köln u. a. 2003 (Europäische Geschichtsdarstellungen 1), S. 323–352.

71 D. Gehrt, Die Anfänge einer konfessionell bestimmten Identität in Thüringen und in den ernestinischen Landen, in: I. Dingel/G. Wartenberg (Hg.), Kirche und Regionalbewusstsein in der Frühen Neuzeit. Konfessionell bestimmte Identifikationsprozesse in den Territorien, Leipzig 2008 (Leucorea-Studien zur Geschichte der Reformation und der Lutherischen Orthodoxie 10), S. 53–68, hier 65–67 anhand des thüringischen Historikers Marcus Wagner.

72 Johannes Loer (auch Low), Kurtze Beschreibung des löblichen Jungfrawen Closters HimmelCron, in: Archiv für Geschichte und Altertumskunde von Oberfranken 24/3 (1911), S. 1–20 [Text von 1550].

obwohl zeitgenössisch nur teilweise gedruckt (zuerst 1572), gehört bis heute zu den zentralen Referenzwerken zur Geschichte der Region, weil Spangenberg, ähnlich wie Aventin, in umfassender Weise die Quellen über das *Mittelalter* sammelte und verarbeitete. Die erste Biographie des Historikers erschien schon 1712, und bis heute dauert das Interesse fort.[73]

Sein historischer Erstling, noch in Wittenberg entstanden und gedruckt (1555), behandelt die Schlacht am Welfesholz, die im Jahre 1115 Graf Hoyer von Mansfeld als Feldherr Kaiser Heinrichs V., damals Heinricianer, gegen die aufständischen Sachsen und Gregorianer verlor. Es entstand ein Erinnerungsort, um den sich etliche Sagen rankten, die Spangenberg kritisch durchmustern wollte.[74] Luther hatte dazu nur diffuse Vorstellungen gehabt.[75]

---

73 J. G. Leuckfeld, Historia Spangenbergensis, oder Historische Nachricht, Von dem Leben, Lehre und Schrifften Cyriaci Spangenbergs, Quedlinburg-Aschersleben 1712 (Reprint Auleben 2003); H. Rembe, Der Briefwechsel des M. Cyriacus Spangenberg, 2 Teile Dresden 1887–1888; W. Dersch, Zur Entstehungsgeschichte der Hennebergischen Chronik des Cyriakus Spangenberg, in: Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Altertumskunde 33/N. F. 25 (1922/1924), S. 194–205; V. Jung, Cyriakus Spangenberg – ein treuer Schüler Luthers als Pfarrer in Schlitz, in: Zur 1175-Jahrfeier der Stadtkirche Schlitz, Schlitz 1987, S. 88–97; B. Feicke, Cyriacus Spangenberg. Der Autor des „Chronikon der Grafen zu Holstein-Schaumburg", in: Schaumburg-lippische Mitteilungen 31 (1995), S. 21–40; H. Neumaier, Jakob Andreae im Streit mit Cyriakus Spangenberg, in: Blätter für württembergische Kirchengeschichte 95 (1995), S. 49–88; E. Schwarze-Neuß, Cyriakus Spangenberg und der Streit um die Erbsünde in der Grafschaft Mansfeld, in: Protokollband zum Kolloquium anläßlich der ersten urkundlichen Erwähnung Eislebens am 23. November 994, Halle 1995 (Lutherstätten Veröffentlichungen der Lutherstätten Eisleben 1), S. 207–214; B. Feicke, Die „Mansfeldische Chronik" des Cyriakus Spangenberg, ein Hauptwerk protestantischer Regionalgeschichtsschreibung, in: Martin Luther in der Kulturgeschichte ... Protokoll des wissenschaftlichen Kolloquiums am 08. 06. 1996 in der Lutherstadt Eisleben und am 09. 11. 1996 in Hettstedt, Halle (Saale) 1997 (Beiträge zur Regional- und Landeskultur Sachsen-Anhalts 6), S. 103–118; B. Jahn, Genealogie und Kritik. Theologie und Philologie als Korrektive genealogischen Denkens in Cyriakus Spangenbergs historiographischen Werken, in: Heck/Jahn (Hg.), Genealogie als Denkform (wie Anm. 4), S. 69–85; B. Feicke, Chroniken des protestantischen Hochadels aus dem 16. Jahrhundert und ihr Autor Cyriakus Spangenberg, in: Beiträge zur Geschichte aus Stadt und Kreis Nordhausen 28 (2003), S. 16–26; S. R. Boettcher, Cyriakus Spangenberg als Geschichtsschreiber, in: Reformatoren im Mansfelder Land. Erasmus Sarcerius und Cyriakus Spangenberg, hg. von S. Rhein/G. Wartenberg, Leipzig 2006, S. 155–170 (Schriften der Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt 4); S. Bräuer, Cyriakus Spangenberg als mansfeldisch-sächsischer Reformationshistoriker, in: ebd. S. 171–189; L. Berndorff, Die Prediger der Grafschaft Mansfeld. Eine Untersuchung zum geistlichen Sonderbewusstsein in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Potsdam 2010. Vgl. ferner die Einträge über ihn in der Regionalbibliographie Sachsen-Anhalt (URL http://haweb1.bibliothek.uni-halle.de/DB=9/LNG=DU/; 8. 5. 2014).

74 C. Spangenberg, Ursach und Handelung des Sechsischen Krieges bey dem Welphesholz in der herrschafft Mansfeld geschehen im Jar M. C.XV. den 11. Februarij, Wittenberg 1555, zweite Auflage in Eisleben: VD16 ZV 29894 mir nicht zugänglich, dazu R. Holtzmann, Sagengeschichtliches zur Schlacht am Welfesholz, in: Sachsen und Anhalt 10 (1934), S. 71–105, hier 82.

75 Holtzmann, Sagengeschichtliches (wie Anm. 74), S. 81 f.

Für die Reformatoren war das Ereignis offensichtlich ambivalent: Ihre Sympathie galt selbstverständlich den Heinricianern, qua Landsmannschaft waren sie jedoch den gregorianischen Sachsen verpflichtet.[76] Für Spangenberg kam hinzu, sozusagen als Katharsis der Um-Deutung, dass sich die Mansfelder Grafen (einem von ihnen war die Schrift gewidmet) als Nachfolger Hoyers betrachteten. Spangenbergs (und anderer) Aufgabe war nun, gegen die Landsmannschaft die Deutung zugunsten des Kaisers (und Hoyers) zu verschieben. Dazu rekonstruierte er minutiös die politischen Verhältnisse, zuerst für Heinrich IV. Partei nehmend, dann für Heinrich V., nachdem sich dieser von den Bischöfen und dem Papst gelöst hatte (6. Kapitel), die er als Triebfedern der Unruhen herausarbeitete (7. und 12. Kapitel), während Hoyer gelobt wurde: „auch ein sehr gescheider und kluger herr/ der des Bapsts und der Bisschove practiken wol verstund" (16. Kapitel). Freilich verloren die Heinricianer die Schlacht, und Graf Hoyer wird von seinen eigenen Landsleuten, den Sachsen, erschlagen (17. Kapitel), was Spangenberg als göttliche Strafe für die frühere Empörung des Kaisers Heinrich V. gegen seinen Vater Heinrich IV. deutet (17. Kapitel), womit trotz der historischen Niederlage zumindest die göttliche Ordnung (die des 4. Gebots) wieder hergestellt war.[77]

Die reformatorischen mitteldeutschen Historiker wie Spangenberg räumten wissenschaftlich forschend mit Sagen auf, wie die exkulpierende Behauptung, die Kaiserlichen seien heidnisch gewesen.[78] Und natürlich ging es darum, die Aversion der Sachsen gegen die *perfiden*, Kirchen schändenden Schwaben vergessen zu machen – immerhin verhandelten gerade die schwäbischen Tübinger (Württemberg) mit den Mitteldeutschen um die spätere Konkordienformel. Um Identifikation mit der richtigen Seite, den Kaiserlichen, zu ermöglichen, musste diese regionale Deutung verschwinden, die durch die späteren Kriege der *schwäbischen* Könige Adolf und Albrecht I. um 1300 gegen einzelne Wettiner um die Landgrafschaft Thüringen noch an Schärfe gewonnen hatte. Im Zuge dieser Auseinandersetzungen mutierte auch der im Investiturstreit von den Sachsen aufgestellte Gegenkönig, der Schwabenherzog Rudolf von Rheinfelden, zum Herzog von Sachsen, erstmals wohl bei dem damals in Rom wirkenden Chronisten Martinus Polonus (Martin von Troppau OP) Ende des 13. Jahrhunderts, und dies selbst in der Thüringer Chronistik des Spätmittelalters.[79]

76 Vgl. Pohlig, Zwischen Gelehrsamkeit (wie Anm. 27), S. 39 f. zum Problem Loyalität versus Identität.

77 Zur Sache z. B. A. Degener, Die Erhebung Heinrichs V. und das Herzogtum Sachsen, in: MIÖG-Ergänzungsband 14, Innsbruck 1939 (Festgabe Hans Hirsch), S. 121–138.

78 Holtzmann, Sagengeschichtliches (wie Anm. 74), S. 83.

79 J. Rothe, Thüringische Landeschronik und Eisenacher Chronik, hg. von S. Weigelt, Berlin 2007 (Deutsche Texte des Mittelalters 87), oder Düringische Chronik des Johann Rothe, hg. von R. Freiherr von Liliencron, Jena 1859 (Thüringische Geschichtsquellen 3), besonders S. 210; Landgrafenchronik Eccardiana: J. G. von Eckhart, Historia genealogica principum Saxoniae superioris, Leipzig 1722, Sp. 351–468, der Vf. um (1430) ist Gregorianer: Sp. 354, 356; B. Marquis, Meißnische

So sorgte die Geschichtsschreibung für eindeutige Grenzen, wo die Geschichte diese nicht kennt.

Eine Verbindung von Investiturstreit und *Schwabenkriegen* Mitteldeutschlands um 1300 scheint vor allem die verlorene Frauenprießnitzer Klosterchronik (nach 1307) hergestellt zu haben, die nur in einer normalisierenden Abschrift vom Ende des 18. Jahrhunderts überliefert ist, die wiederum auf der Abschrift des ersten evangelischen Pfarrers von Frauenprießnitz basieren will.[80] In dieser mittelalterlichen Chronik war der antischwäbische Affekt am stärksten ausgeprägt gewesen, weil die salierzeitliche Gründerdynastie des Klosters ebenfalls zum Opfer der bösen Schwaben wurde. Der – evangelische – Kopist des späten 18. Jahrhunderts äußert dann seine Sympathie für die Sachsen und Gregorianer und damit für die alten unumgedeuteten Verhältnisse – sicher ein Zeichen beginnender Romantik um 1780.

Im 16. Jahrhundert kam es also auf der Ebene der Landesgeschichte rund um das Schlüsselereignis Investiturstreit zum Versuch einer Neubewertung von Kontingenzen und Betonung von neuen Kontinuitäten vor allem im säkularen Bereich. Zu den neuen Kontinuitäten gehört bei Spangenberg nicht nur die antipäpstliche und prokaiserliche Schiene, sondern, wie zu erinnern, auch die landesherrlich-dynastische, hier rund um die Mansfelder Grafen. Ich möchte ausdrücklich darauf hinweisen, dass es sich dabei um keine Verfälschung oder Manipulation von Geschichte handelt, sondern um die Folgen einer historischen Neuorientierung, die neue Orientierungsbedürfnisse gegenüber der eigenen Geschichte auslöste (nach dem Theoriemodell von Jörn Rüsen[81]).

Ähnliche Verfahren zeigt das „Grosse Pomrische Kirchen Chronicon" von Daniel Cramer (gest. 1637) für das evangelisch-lutherische Pommern.[82] Buch 1 behandelt die heidnische Zeit und die Christianisierung des Landes, die in die Zeit eines Schismas fiel (hier 1124). Damit ist der antipäpstliche und prokaiserliche Grundton bereits auf der ersten Seite angeschlagen,[83] was Cramer nicht hindert, Bischof Otto von Bamberg positiv zu würdigen (I, S. 90–96), wenn auch dessen konfessionsbedingte Irrtümer etwa zum Zölibat nicht verschwiegen werden. Außerdem berichtet er gerne über Sekten, deren vorreformatorische Ansichten ausgebreitet werden, ganz gemäß der *Testes*-Vorstellung (II, S. 11–13, 16–18, 29, 54, 66).

Geschichtsschreibung im späten Mittelalter, München 1998, S. 123 f., 134, 171, 263 f., 269, 271–274, 345. Vgl. die Universalgeschichte eines (Thüringer) Presbyters Sifridus de Balnhusin: MGH SS XXV, Hannover 1880, S. 679–718.

80 Hierzu jetzt S. Benz, Frauenklöster Mitteleuropas. Verzeichnis und Beschreibung ihrer Geschichtskultur 1550–1880, Münster 2014 (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 160), S. 239 f.

81 Rüsen, Historik (wie Anm. 1).

82 Benutzt im Nachdruck der erweiterten Auflage Alt-Stettin 1628 (Nachdr. Hildesheim 2009), zuerst 1602.

83 Ferner ebd. z. B. II, S. 16–18, 39 f., 63, 144, III, S. 1.

Ein Changieren zwischen Kontinuität und Kontingenz zeigt besonders die Behandlung des 16. Jahrhunderts (III, S. 1): Seit Kaiser Konstantin habe es keine gleich bedeutende Zeit gegeben – Hinweis auf den anfänglichen Chiliasmus der Kirchenneuerer mit Bezug auf den Fall des römischen Babylon, auf das Fortleben der unmittelbaren Kontingenzerfahrung der ersten Generation (Cramer gehörte der dritten an). Dabei hatte – gewissermaßen als Epochenmarke – die Entwicklung der Buchdruckerkunst eine wegbereitende Rolle für die Reformation gespielt. Man konnte der Mönche entraten und dem Antichristen umso leichter einen Stoß erteilen (II, S. 97). Allerdings holte den Lutheraner die zeitgeschichtliche Realität ein: Seine Wirklichkeit ist statt vom Weltende vom Niedergang des Luthertums geprägt, dessen theologische Zerrüttung in Wittenberg (III/189) Schlimmes, nämlich eine Änderung der Religion, befürchten lasse (IV. Buch, bes. 116). Beim Berliner Nachbarn, der Kurmark, war dies bereits der Fall, wo sich der Landesfürst für den Calvinismus entschieden hatte – Cramer, der sich als Lutheraner verstand, war an einem Kolloquium darüber an der märkischen Landesuniversität Frankfurt an der Oder beteiligt (IV, 188–194). Implizit wird jedoch dieser Niedergang wieder ein wenig abgemildert durch das erste Evangelische *JubelJahr* 1617, als man landesweit des Beginns der Reformation feierlich gedachte (IV, 210–213, hier 212):

> „Der Römisch Bapst-Lew ist gefalln/
> Die Warheit sieget oben:“

Aus katholischer Sicht war trotz des fast im ganzen evangelischen Reich gefeierten Jubiläums (!) das neue Dilemma der Lutherischen offenbar: Der Jesuit Adam Contzen nahm das Geschehen zum Anlass, genüsslich die lange Liste innerprotestantischer Lehrstreitigkeiten auszubreiten.[84]

Im Rahmen der Grundfrage, Kontinuität oder Kontingenz des *Mittelalters*, zeigt sich jedenfalls die landesgeschichtliche Antwort: Differenzierung durch historische Forschung auf der Ebene der Landesgeschichte, die zu einem steten Auf und Ab führt, das die einzelnen Ereignisse wieder in deren Recht setzt und sie nicht dazu zwingt, einer Geschichtsinterpretation, insbesondere einer der Kontinuität, zu dienen. Ge-

84 A. Contzen, Jubel uber Jubel, Mainz 1618, vgl. E. F. Kettner, Kirchen- und Reformations-Historie des ... Stiffts Quedlinburg, Quedlinburg 1710, S. 134 „Anno 1617. erweckte das Lutherische Jubilaeum vielen Haß bey denen Papisten, und gieng der 30. Jährige Krieg an.“; sonst H.-J. Schönstädt, Das Reformationsjubiläum 1617. Geschichtliche Herkunft und geistige Prägung, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 93 (1982), S. 5–57; J. Burkhardt, Die kriegstreibende Rolle historischer Jubiläen im Dreißigjährigen Krieg und im Ersten Weltkrieg, in: J. Burckhardt (Hg.), Krieg und Frieden in der historischen Gedächtniskultur, München 2000, S. 91–102. Vgl. jetzt M. Sandl, „Von dem Anfang der Zerrüttung“. Streit und Erzählung in den innerprotestantischen Kontroversen der 1550er und 1560er Jahre, in: H. P. Jürgens/Th. Weller (Hg.), Streitkultur und Öffentlichkeit im konfessionellen Zeitalter, Göttingen 2013 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz 95), S. 253–275.

rade die Differenzierung als bewusste Suche eines eigenen Standpunkts[85] unterscheidet die Pastoren-Historiker von den älteren (mittelalterlichen) Chronisten, die in der Investiturstreit-Frage klar gregorianisch positioniert gewesen waren. Erst Spalatin entwickelte, so stellte Walter Ziegler fest, einen *antipäpstlichen* Durchzieher der Narration: Die Päpste hätten die deutschen Fürsten aufeinander gehetzt.[86]

Aber ebenso vermieden wurde eine pauschale Abwertung mittelalterlicher Ereignisse, indem man zwischen dem Abstraktum Papstkirche als Projektionsfläche ethischer Verfehlungen und theologischer Interpretationen und deren lokalen Vertretern unterschied. Diese wurden so narrativiert, dass sie weiterhin als Identifikationsziele funktionieren konnten. Eine solche Form der Erzählung, ich möchte sie als *deutsche Landesgeschichte* etikettieren, folgte zunächst der zeitgeschichtlichen Erfahrung der Pastoren-Historiker. Die Lehrstreitigkeiten nach Luthers Tod in Mitteldeutschland führten zu einer Flucht in die vorreformatorische Vergangenheit. Deren Auf und Ab erzeugte eine Geschichte als Bewegung transzendierendes Auf und Ab, das die Wirrungen der Gegenwart historisch relativierte.

Cramers hochgeschätzter Lehrer[87] David Chytraeus in Rostock (gest. 1600) steht dafür mit seiner theologisch nachgiebigen Haltung, die theologische Wahrheiten als dem Menschen entzogen und einer himmlischen Akademie vorbehalten denken konnte.[88] An Schroffheit gegenüber dem Papsttum ließ Chytraeus indes nichts zu wünschen übrig.[89]

---

85 Eine bürgerlich-ökonomische Perspektive bietet z. B. C. Schütz, Stadtschreiber zu Danzig, Historia rerum Prussicarum. Das ist/Warhaffte und eigentliche Beschreibung der Lande Preußen, Leipzig 1599 als 2. fortgesetzte Auflage von Zerbst 1592. Nachdr. Hildesheim u. a. 2006: Das Ende des Deutschen Ordens durch die nur ganz beiläufig erwähnte Reformation wird zu einer wirtschaftspolitischen Entscheidung für den Frieden. Ansonsten beschreibt auch Schütz' Arbeit ein Auf und Ab mit gelegentlichen Hinweisen auf „Testes" wie Dr. Leander Albanus (f. 98v–99), einen Reformationsvorgänger. Bei der Diskussion der Quellen wird die „discrimina temporum" sinngemäß deutlich: Die Chronik der Mönche von Kloster Elbing (Dominikaner gemeint?) ist wichtig, aber sie verwechsle viel und enthalte zuweilen Klostermärlein. Ganz scharf spricht sich Schütz gegen eine Ordens-Chronik eines nicht klar zu identifizierenden Achilles Scipio Stratioticus Halapanta aus, vielleicht Hofmarschall der Bona Sforza bei König Sigismund Jagiello, vielleicht aus Italien, vielleicht aus Hessen (Informationen aus: F. F. de Daugnon, Gli italiani in Polonia dal IX secolo al XVIII, Bd. 1, Crema 1905, nach dem World Biographical Information System [de Gruyter]).

86 W. Ziegler, Landeschronistik und Kirchenreform, in: Deutsche Landesgeschichtsschreibung im Zeichen des Humanismus, Stuttgart 2001 (Contubernium 56), S. 189–200, 193.

87 Cramer, Chronicon (wie Anm. 82), IV, S. 123 f., 142, ihn titulierend als vortrefflichen Theologen und weitberühmten Historicus.

88 I. Mager, Der Beitrag des David Chytraeus zur Entstehung und Rezeption der Konkordienformel. Die Konkordienformel im jüngeren kirchengeschichtlichen Diskurs, in: Berliner theologische Zeitschrift 18 (2001), S. 207–221, 218 f.

89 H. Bollbuck, Geschichts- und Raummodelle bei Albert Krantz (um 1448–1517) und David Chytraeus (1530–1600). Transformationen des historischen Diskurses im 16. Jahrhundert, Frankfurt a. M. u. a. 2006 (Imaginatio borealis 8), S. 233–242.

Chytraeus' theologisch radikale Konsequenz blieb allerdings – noch – die Ausnahme: Sein eigener Bruder Nathan (gest. 1598) musste als Kryptocalvinist die Universität Rostock verlassen, Reiner Reineccius (gest. 1595), einer der ganz großen Historiker der zweiten Jahrhunderthälfte (Universität Helmstedt), verweigerte die Unterschrift unter die Konkordienformel,[90] und besonders übel erging es Spangenberg, der der Gefangennahme durch Kursachsen, das in der Grafschaft Mansfeld für finanzielle und theologische Ordnung sorgte, nur durch eine überstürzte Flucht – in Frauenkleidern – entkam. Im sächsischen Gefängnis hätte er zum Beispiel den Schwiegersohn Melanchthons, Kaspar Peucer, treffen können, den Fortsetzer der berühmten Weltchronik Carion-Melanchton. Spangenberg klagte seinem Mansfelder Grafen diese Kalamität des Luthertums: Richter im theologischen Streit seien die Schrift und die Kirche, aber wer ist die Kirche, doch nicht die Doctores auf den Universitäten?[91]

So flohen die Melanchthon-Schüler der zweiten und dritten Generation in die Landesgeschichte. Im fürstlichen Auftrag, aber auch aus privatem Interesse wurden die altkirchlichen Monumente gesammelt, katalogisiert, abgezeichnet.[92] Mancherorts scheinen sich die Antiquare (nach A. Momigliano) geradezu die Klinke in die Hand gegeben zu haben, wie im ehemaligen Zisterzienserkloster Heilsbronn, Begräbnisstätte der fränkischen Hohenzollern. Hier entstanden zahlreiche Handschriften über die Relikte des Mittelalters (etwa von Johannes Meelführer, Wenzel Gurkfelder, Wilhelm Ziemetshusius, Johann Loeser/Löser). Gleiches kann man für die damals protestantische Oberpfalz nachweisen (Christoph Vogel, Bartholomäus Pitiscus), für das Elsass ist es ebenso wahrscheinlich (Bernhard Hertzog), während auf die mitteldeutsche Anstrengung um Spalatin und später Spangenberg schon hingewiesen wurde.[93] Auch Cramer hatte sich in der Widmungsvorrede auf den Reformator Pommerns, den Landeshistoriker Johannes Bugenhagen (gest. 1558) bezogen, wobei die Initiative zur Geschichte Pommerns als Auftrag der Dynastie an Bugenhagen von Kursachsen ausgegangen war. Neddermeyer folgert: „Die heutige Mediävistik erwuchs aber aus der Bearbeitung von solchen regionalen Fragestellungen."[94]

90 Pohlig, Zwischen Gelehrsamkeit (wie Anm. 27), S. 78.

91 Rembe, Briefwechsel (wie Anm. 73), Teil 2, Brief 50.

92 Von Spangenberg ist dazu ein gedrucktes Schreiben bekannt, in dem er den fränkischen Adel zur Mithilfe an seiner Fränkischen Chronik auffordert, wohl eines der ersten Zirkulare in seiner solchen Sache überhaupt: Wolmeinendes Suchen und Freundliche Erinnerung/ An eine löbliche/ Ehrliebende und Gefreyete Ritterschafft/ Aller Sechs örte vnd gantzen Adels in dem Francken Lande, [Vacha] 1593, 4 Bl. inkl. Titel.

93 Kartographische Übersicht: S. Benz, Marx Sittich von Wolkensteins Landesbeschreibung von Südtirol, in: Die Wolkensteiner. Facetten des Tiroler Adels in Spätmittelalter und Neuzeit, hg. von G. Pfeifer/K. Andermann, Innsbruck 2009 (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 30), S. 295–321, hier 312.

94 Neddermeyer, Das Mittelalter (wie Anm. 9), S. 64.

War festzustellen, dass textgebundene Quellen sich ihrer Instrumentalisierung für Kontingenz oder Kontinuität durchaus entziehen konnten, liegt die Sache bei Bildern und Bildwerken, dem letzten evangelischen Kontinuitätsbeispiel, anders. Diese sind stumm – der Betrachter muss sie zum Sprechen bringen. Zwar bringen wir die Reformation des 16. Jahrhunderts mit dem Bildersturm in Verbindung, und erst recht entsprach dies der Wahrnehmung der Zeitgenossen.[95] Aber die Schärfe und Prägnanz eines Peter Kalin, Benediktiners in Einsiedeln und Herausgeber des Schweizer Landeshistorikers Kaspar Lang (gest. 1691), erreichten nur wenige. Den Zürcher Prädikanten schleuderte er entgegen: „Es zeugen wider das Alter ewer Kirche alle alte Kirchen/ Tempel/ und Gotteshäuser/ auch so gar die jenige/ die ihr von uns bekommen/ in welchem man vor Zeiten (ehe nemblich ewer Glauben auff der Welt gewesen) verehret hat die Heiligen Gottes/ die Bilder/".[96]

Heute tritt ein anderes Phänomen deutlicher zu Tage, da im Gebiet des mitteldeutschen Luthertums zwischen Ostsee und Franken sich die in situ erhaltene spätmittelalterliche Kunst konzentriert, während in den katholischen Gegenden des Südens der moderne Barock zu dominieren scheint. Hier liegt ein lutherisches Kontinuitätsphänomen vor, das bislang wenig beachtet wurde, obwohl es sogar die Reinszenierung mittelalterlich-papistischer Kunstwerke in neuen, barocken evangelischen Kirchenräumen umfasste.[97]

Ich greife ein Extrembeispiel aus dem Nürnberger Land heraus, extrem deswegen, weil nicht nur einfach tradiert wird, dafür sind die Beispiele wie gesagt Legion, sondern weil das Mittelalter als Vergangenheit trotz seiner Katholizität museal insze-

---

95 Vgl. die Sammlungen des Luzerner Katholiken Renward Cysat dazu: R. Cysat, Collectanea Chronica und denkwürdige Sachen pro chronica Lucernensi et Helvetiae. Erste Abteilung. Stadt und Kanton Luzern, Zweiter Band in zwei Teilen ... zur Kirchengeschichte und kirchlichen Reform der Stadt Luzern, hg. von J. Schmid, Luzern 1977, im zweiten Teil Observationes contra Haereticos, f. 1–10, 25, 63–73, 78 f.

96 K. Lang, Historisch-Theologischer Grund-Riß der alt- und jeweiligen christlichen Welt, bey Abbildung der alten und heutigen christlich-catholischen Helvetia, 2 Bde., Einsiedeln 1692, S. 1104.

97 Als Beispiele nenne ich die Inszenierung mittelalterlicher Altartafeln im neuen barocken Hochaltar der evangelischen Pfarrkirche Neudrossenfeld (Lkr. Bayreuth) oder in Beeskow schon 1585 oder die Restaurierung der spätmittelalterlichen Tafeln mit Szenen zum heiligen Kilian in der ebenso evangelischen Pfarrkirche Fechheim (bei Coburg) mit der bezeichnenden Restaurierungsinschrift „hör hIe DIe reIne Lehr-nIt Pre Dger VerVuehr: – Gott strafft faLsch EId sehr ... In bedeuteten Jahr ist die veralte lange Ao 1480 ..... gemahlte S. Kiliani Tafel in der Kirche zu Fechheim also renoviret worden.". Auf 1716 datiert: G. Handschuh, Vorreformatorischer Nachklang zur Kiliansverehrung aus dem Coburger Land, in: Schönere Heimat 79 (1990), S. 42–46, 43. P. Knüvener, Die verlorene Ausstattung der Marienkirche, in: E. Krüger/D. Schumann (Hg.), Bürgerstolz und Seelenheil. Geschichte, Architektur und Ausstattung der Beeskower Marienkirche, Berlin 2012, S. 216–235, 227. Vgl. generell I. Herklotz, Mittelalterliche Kunst zwischen absolutistischer Geschichtsschreibung, kirchlichem Reformbemühen und kunsthistoriographischem Schulenstreit. Paradigmen der Mediävistik im 17. Jahrhundert, in: A. Middeldorf Kosegarten (Hg.), Johann Dominicus Fiorillo. Kunstgeschichte und die romantische Bewegung um 1800, Göttingen 1997, S. 57–78.

niert und als Familiengeschichte didaktisch aufbereitet wird. Es betrifft die Familie der Rieter, insbesondere Hans Rieter d. J. (gest. 1626), einen typischen Landedelmann, nachdem sein gleichnamiger Vater (gest. 1584) noch in Militärdiensten für den katholischen Kaiser, aber auch Bürgermeister des unbedingt evangelischen Nürnberg gewesen war. Von diesem stammt ein genealogisches Buch, vom Sohn die Ordnung des Archivs und eine Familienchronik, insbesondere aber die Neugestaltung der Patronatskirche in Kalbensteinberg, nahe der Heimat Spalatins, dem katholischen Spalt gelegen.[98]

Konventionelle Kontinuitätssymbole über die Reformation hinweg sind nur zu erwähnen, insbesondere die inhaltlich noch ungeklärte und nur teilerhaltene Freskierung einer Wappenserie im Hauptschiff oder die gerade für die Nürnberger Region nicht untypischen Wappenschilde, die samt kurzen Biographien bruchlos über die Reformation bis zum Ende des Geschlechts im 18. Jahrhundert gepflegt wurden. Auch die Bewahrung mittelalterlichen Kircheninventars ist noch nicht ungewöhnlich. Aber bereits der Hochaltar von 1611 fällt auf: In einem neuen Gehäuse der Renaissance und über einem Familienbild der Rieter als Predella wird eine Mutter Gottes des 15. Jahrhunderts gezeigt – ein lutherischer Marienaltar. Die beiden gotischen Seitenaltäre sind gar Neuerwerbungen um 1600 oder Neuzusammenstellungen mit neu erworbenem, mittelalterlichem Inventar. Die Figuren wurden ohne Rücksicht auf Gehalt, nur mit Bezug auf ihren antiquarisch-dekorativen Wert kombiniert: So findet sich im nördlichen Seitenaltar die Heilige Walburga gleich zweimal, während auf dem südlichen eine Ritterfigur einen Pesttoten aus der Familie darstellen soll. Dieser Altar wirkt bereits auf den ersten Blick museal inszeniert, sind doch auf den Tafeln diverse Figuren unterschiedlicher Herkunft wie auf einer Anrichte aufgestellt.

Im Chor selbst ließ Hans Rieter d. J. um 1608 nach ausgedehnteren Forschungen die naturgemäß katholischen Würdenträger beiderlei Geschlechts aus seiner Familie freskieren. Unter seinen Vorfahren waren der erste Abt von Ettal, die siebte Äbtissin von Himmelkron, ein Rieter-Ehepaar, das sich trennte, um je in ein Kloster eintreten zu können, ehemalige Domherren, eine Benediktinerin zu Bergen, eine Nürnberger Dominikanerin, möglicherweise die letzte katholische Nonne Nürnbergs überhaupt (gest. 1597), der fünfte Abt von Andechs und weitere Familienmitglieder mit katholisch-institutionellen Bezügen. Den Bildern sind neben den Lebensdaten und dem Amtstitel Biographien beigegeben, um über die Familiengeschichte zu belehren.[99] Im Chorraum findet mit dieser Bilderserie eine Linearisierung und damit Narrativie-

98 Angaben nach: A. Bartelmeß, Lebensbeschreibung des Hans Rieter von Kornburg (1522–1584), in: Nürnberger Mitteilungen 56 (1969), S. 360–383; W. Spoerl, Rieter-Kirche Kalbensteinberg, Kalbensteinberg o. J.; H. Wich, Geschichte der Allerheiligen-Kapelle bei Kleinschwarzenlohe, Nürnberg 1916, hier S. 45; G. Putz, Kalbensteinberg und seine Kirche, Nürnberg 1914; Autopsie; vgl. ferner zum Kontext G. Hirschmann, 600 Jahre Genealogie in Nürnberg, in: Ders., Aus sieben Jahrhunderten Nürnberger Stadtgeschichte, Nürnberg 1988, S. 155–166.

99 Deren Text ist heute durch Restaurierungen nicht mehr gesichert.

rung der liturgischen Memoria statt – das herkömmliche Totengedenken wenigstens dürfte mit der Reformation auch in Kalbensteinberg aufgehört haben.

Schon fast romantischer Synkretismus ist der Erwerb einer altrussischen Ikone mit der Biographie des Theodorus des Stratilaten in Bildszenen und altrussischer Schrift, die im Kirchenschiff aufgehängt wurde.[100] Die Kontingenz von Reformation und Kirchenspaltung(en) wird so bis in die Details der lutherischen Lehre hinein negiert, wenn die Rieter eine Tafel anbringen lassen, die einen Mann, wohl einen Rieter, in fremder Umgebung beim Almosengeben zeigt. Dabei waren die Rieter unzweifelhaft evangelisch, beklagten sie doch die Konversion eines Familienmitglieds zum Katholizismus.

Die ununterbrochene Gegenwart der Familienvergangenheit wird hier über jede Kontingenz gestellt. Während die Katholische Kirche gegen anstößige oder profane Bilder in ihren Kirchen vorging und mahnte, Heilige nicht ungewöhnlich darzustellen,[101] stellten die Rieter ein Familienmausoleum als unterrichtendes Mittelaltermuseum neu zusammen und sicherten zugleich testamentarisch, dass das Ensemble nie verändert werden dürfe. Als Handlungsmotiv gilt die im Wappen der zweischwänzigen Meerjungfrau vielfach präsente exotische Herkunft der Rieter, die sich auf das zyprische Königshaus zurückführten.

Zweifellos handelt es sich bei dieser Inszenierung von Kontinuität um den Extremfall einer kulturellen Ordnungsform, die zeitliche wie räumliche Relationen herstellte,[102] um den Anfang, den Ursprung in der Zeit der Kreuzzüge, nicht zu entwerten und die Familientradition ungeschmälert zu bewahren. Doch ist bei der Untersuchung humanistischer Verhaltensweisen gegenüber der lutherischen Bewegung auch der Nürnberger Patrizier Willibald Pirckheimer aufgefallen, der in seiner Autobiographie der Beschreibung seiner Rolle in der konfessionellen Debatte der 1520er Jahre auswich. Wie in ihren Kirchen, so vermieden die Nürnberger in ihren Biographien gerne, die Kontingenz zu erinnern.[103]

Innerhalb des bikonfessionellen Untersuchungsrahmens ist nun zur Behandlung unerwarteter, katholischer Kontingenzwahrnehmungen zu wechseln. Katholische Kontingenzerfahrung zum *Mittelalter*, die die Zeit um 1500 als Epochenwende sieht, setzt Zeitgeschichtserfahrung im 16. Jahrhundert voraus.

---

100 Vgl. H. Lohse, Die Ikone des hl. Theodor Stratilat zu Kalbensteinberg, München 1976 (Slawistische Beiträge 98).

101 Reinhardt, Rom im Zeitalter (wie Anm. 28), S. 10; H. K. M. Schnell, Der baierische Barock, München 1936, S. 5 f., 7 f.: Maßnahmen des Konzils von Trient 1563, 11: Päpstliche Constitutio von 1642.

102 Heck/Jahn Genealogie als Denkform (wie Anm. 4), S. 1.

103 E. Rummel, The confessionalization of Humanism in Reformation Germany, Oxford 2000, S. 97 f.

Betrachtet werden dazu die gegen Sleidans protestantische „Commentarii" anschreibenden katholischen Historiker Kaspar von Gennep[104] (gest. ca. 1564), ein Kölner Verleger, Lorenz Surius, ein Kölner Kartäuser aus Lübeck, in der deutschen Übersetzung[105] des späteren Weihbischofs Heinrich Fabricius von Speyer (gest. 1595), und schließlich die Geschichte des 16. Jahrhunderts von einem einfachen Freisinger Pfarrherrn, von Johann Mayer (gest. 1609).[106] Die Verwendung der volkssprachlichen Versionen soll sichern, dass potenziell Breitenwirkung möglich war oder zumindest die Verfasser beziehungsweise Übersetzer imaginierten, für das lesende Volk zu schreiben.

Die Erscheinungsjahre umfassen eine Spanne von vierzig Jahren, in der sich tatsächlich ein Zeitbewusstsein zu entwickeln scheint: Bei Gennep beginnt die Darstellung mit dem Jahr 1500 als Geburtsjahr Karls V., dann folgen kurze Erwähnungen der Entdeckungsfahrten, allerlei Kleinkriege und diverse Kuriosa folgen ganz im Stil spätmittelalterlicher Annalistik, so dass nichts darauf hindeutet, es habe sich eine alte Epoche verabschiedet. Das uns auffallende runde Jahr 1500 bezeichnet nur die zufällige Geburt des späteren Herrschers, es ist kein Gefühl einer Wende damit verbunden.

Surius hingegen, praktisch die gleiche Ereignisgrundlage nutzend, gestaltet trotz der Annalistik eine elaboriert gestaltete Erzählung, die mit der Kontingenz rechnet und Einheit dagegen setzt, so dass Spannung entsteht. Die Geburt Karls V. führt ihn auf den Geburtsort Gent, schier die größte Stadt Europas, die mit sieben Pfarren und sieben Brücken und ihrer Herrlichkeit auf Karls Zukunft vorausdeutet (f. 1f.), zumal bemerkt worden sei, dass von Augustus bis Karl dem Großen genauso viel Zeit wie

104 Epitome warhaftiger Beschreibung der vornembsten Händel, so sich in Geistlichen unnd weltlichen Sachen, vom Jar unsers Herren M. D. biß in das Jar der mynderen Zal Lix. zugetragen und verlauffen haben, Köln 1559 bey Jaspar Gennep. Kein eigentlicher Vf. genannt. Auf „Genneps" Werk replizierte C. Spangenberg, s. VD 16 S 7480. Als Quelle oder Textgrundlage wird genannt: S. Fontaine (OFM, gest. 1557, Dr. theol. an der Sorbonne), Histoire catholique de nostre temps ... contre l'histoire de Iean Sleydan, Antwerpen 1558 (erweitert Paris 1560), von der verschiedene Übersetzungen bekannt sind (ital. Venedig 1563 von G. Horologi [Orologi]). Fontaine beginnt, was von Genneps Darstellung gravierend abweicht, mit Luther und dem Ablass 1517, ganz gemäß dem bekämpften Sleidan. Fontaine scheint den biobibliographischen Nachschlagewerken unbekannt geblieben zu sein. Bei L. Wadding, Scriptores Ordinis minorum, Rom 1650 (Reprint Frankfurt/M. 1967), S. 316 (nur eine Ausgabe 1562).

105 L. Surius (Vf.), H. Fabritius (Übersetzer, weiterer Übersetzer K. Ulenberg – wohl für die Fortsetzung), M. ab Isselt (Fortsetzer), Kurze Chronik oder Beschreibung der vornembsten Händel, so sich beide in Religions- und weltlichen Sachen fast in der ganzen Welt zugetragen vom Jar ... M. D. bis auff das Jar M. D.LXXV, Köln 1586. Zu den Kölner Historikern zuletzt Benz, Zwischen Tradition (wie Anm. 31), und P. Pauly, Der Kölner Krieg (1582–1589) in der zeitgenössischen Geschichtsschreibung ..., phil. Diss. Bayreuth 2001.

106 J. Mayer (Kataloge: auch Mayr), Compendium cronologicum seculi decimi sexti. Das ist: Summarischer Inhalt/ ..., München 1598; Hille, Providentia (wie Anm. 31), besonders S. 151–153; R. Goerge, „Etliche Historicos abgelesen und einen Extract ... daraus gezogen". Leben und Werk des Dorfpfarrers, Historikers und Komponisten Johann Mayer aus Jarzt, in: Amperland 50 (2014), S. 201–207.

von Karl dem Großen bis Karl V. vergangen sei. Die ersten Seiten berichten dann ausführlich von der großen katholischen Einheit, die sich durch die Entdeckungen der Portugiesen und Spanier um 1500 nahezu täglich vergrößerte: Weil Gott um die bevorstehende Ketzerei in Europa wusste, sorgte er für die Ausbreitung der Kirche durch Kastilier und Portugiesen in den neuen Welten, diese mit Reichtum belohnend. Die Menschen der neuen Welt, „so mit ihren füssen wider uns hergehn" (Seite 3), hätten den katholischen Glauben begierig aufgenommen. Mit dieser globalen Sicht schwindet die Bedeutung seit jeher bestehender Glaubensdissense in Europa (Griechenland, Russland ausführlich f.[107] 30–44), unter denen auch Luther beiläufig erwähnt wird, dessen Religion, wie Surius nicht zu bemerken verzichten kann, bereits wieder zerfallen sei (f. 6, 44'). Durch Zerfall sei auch der Islam gekennzeichnet (über aktuelle Entwicklungen um 1500 in Persien, f. 12–21). Dagegen positionierte er die katholische Einheit und appellierte an seine Leser (f. 44), diese als Treue zum Papst zu bewahren, um nicht von Russen, Türken und Tartaren gestraft zu werden.

Surius mischte also Elemente der Kontinuität, Glaubenstradition, historisch als Einheit gedeutet, Zahlenspekulation und Typologie, arbeitete aber auch sehr deutlich die Veränderungen des faktischen Epochenwechsels bis in handelspolitische Details aus, wenn er auf Zuckerrohr als neues Handelsgut hinwies. Letzten Endes ist *1500*, zufälliges Geburtsdatum Karls, Symbol des Beginns der europäischen, katholischen Expansion und damit zweifellos einer neuen Epoche.

Mayer, wirkend in der ländlichen Pfarrei Jartz, kommt zu Beginn seiner Geschichte gleich auf die Kosmographie und die Wende von 1500 zu sprechen. Schon die Widmungsvorrede stellt als Zweck unter anderem die Verbreitung der Kenntnis der neuen Welten wie Indien heraus: Die Welt ist 1600 global, dabei räumte er ein, dass in Deutschland und Europa das 16. Jahrhundert die Einheit zerstört habe. Die eigentlichen Annalen, nach der Weltbeschreibung, begann er nicht mit dem Kaiser, sondern mit dem Papst, sicher Ausdruck einer fortschreitenden Ernüchterung über die Realität, die (auch) vom Kaisertum nichts mehr erwartete, wie es Hille 2010[108] für die Generation um 1600 beobachten konnte. Noch wichtiger wurden daher die Entdeckungsreisen, das Hinzukommen eines weiteren Kontinents, die Reisen der Portugiesen bis Indien und die Fahrten des Columbus: Die Erfindung und Erleuchtung Amerikas seien ein Wunderwerk Gottes. Nüchtern und zutreffend wird erklärend konstatiert, dass es um die Umgehung unerhörter türkischer Zölle gegangen sei. Narrative Realistik überwiegt und ersetzt die noch bei Surius zu beobachten gewesene prophetische Überhöhung des Geschehens, ganz gemäß dem Tridentinum, das Astrologie weitgehend untersagte (1559/1586).[109] Das im Laufe der Zeit umgedeutete

107 Wechsel im Pagninierungsformat der Vorlage.

108 Hille, Providentia (wie Anm. 31).

109 Prietz, Das Mittelalter (wie Anm. 27), S. 457. Im Protestantismus „explodiert" das Bedürfnis nach Prophetien geradezu: Prietz passim.

Prinzip der Reformation von der Re-Form[110] zum als positiv zu wertenden Streben nach Neuerung ist mittlerweile als allgemein menschliche Eigenschaft anerkannt: „Allweilen aber die Welt also beschaffen/ daß jederman zu newen sachen begirig/ unnd in verbesserung derselben/ immer einer uber den andern sein will".[111]

Mit dieser weiter ernüchterten Sicht ist implizit eine klare Kontingenz zum Mittelalter, das als fromm und harmonisch, aber ein wenig beschränkter zu kennzeichnen wäre, gegeben. Afrika, Indien und Amerika waren noch unentdeckt oder fremd, 1598 aber sind sie zumindest im Munde der Gelehrten. Nur ein Merkmal der Epochenwende, der Buchdruck, scheint ausgespart zu sein: Als deutsches Projekt mochte man es katholischerseits wohl nicht mit der Reformation Luthers erklärend in Verbindung bringen (wie oben bei Cramer bemerkt), um es nicht zu entwerten, aber der Zusammenhang wurde gesehen, wie die Notate des Katholiken Renward Cysat (gest. 1614) belegen, der sich über die Nutzung des neuen Mediums in der Schweiz gegen die katholische Seite ärgerte.[112]

Um zusammenzufassen: Als Merkmal epochaler Kontingenz entwickelte sich in chronologischer Abfolge der Autoren Gennep, Surius, Mayer die Globalisierung als Folge der spanischen und portugiesischen Entdeckungsfahrten, gesehen als Expansion der katholischen Kirche, was die Bedeutung der Reformationsereignisse im unbedeutender werdenden Europa schwinden lässt – aber trotz aller Kontinuität eben Raum für ein *Mittelalter* davor schafft. Die reformatorische Kontingenz wird nicht religionsgeschichtlich erzählt: Damit deutet sich unter globalen Aspekten – sozusagen gegen die Hypothese – die Konstruktion von *Mitteltalter* an. Diese globale Perspektive musste den (deutschen) Protestanten fehlen. Sie lebten länger im Mittelalter ohne *Mittelalter*.[113]

Der letzte Schritt der Untersuchung wendet sich den Quellen zur Kirchenreform im Mittelalter zu. Wie oben schon ausgeführt, war es vereinzelt um 1600 bei katholischen Gelehrten begrifflich präsent, die sich wie Moschus und Hoius mit Editionen propäpstlicher und allgemein kirchengeschichtlicher Quellen befassten. So sprach Andreas Schottus SJ (gest. 1629) in einem Brief aus Antwerpen 1613 von „mediae scriptores aetatis", wobei er sich auf den Sprachstil seines römischen Quellenfunds bezieht. Dass im gleichen Brief Grüße Heribert Rosweides ausgerichtet werden, des Begründers der Acta Sanctorum, deutet auf ein gelehrtes Netzwerk, das nun wichtig wird.[114]

---

110 Zum Wendepunkt Th. Brockmann, Luther und das Apostelkonzil, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 114 (2003), S. 303–322, besonders 316.

111 Viertletzte Seite des unpag. weltbeschreibenden, einleitenden Berichts.

112 Cysat, Collectanea (wie Anm. 95) 1977, f. 169.

113 Eine der Thesen von Prietz, Das Mittelalter (wie Anm. 27), der die Geschichtsauffassung seines Untersuchungsgegenstands als „mittelalterlich" charakterisiert.

114 Hier zitiert nach der Abschrift im Sammelband Handschrift clm 2106 der Bayerischen Staatsbibliothek, einer Abschrift, um 1700, fol. 29. Zu Schott ansonsten: L. Maes, Lettres inédites d'André

Das schon genannte Werk von Canisius war paradigmatisch, die Initiative dazu ging allerdings von dem Ingolstädter Professor und Jesuiten Jakob Gretser aus, dem wichtigsten und produktivsten Gelehrten der wissenschaftlichen Konfessionalisierung nördlich der Alpen[115] – in Abgrenzung von den irenischer gestimmten Matthäus Rader SJ, Augsburg/München,[116] Markus Welser, Patrizier in Augsburg, Justus Lipsius[117], zuletzt Professor in Löwen, oder dem ungemein produktiven Antwerpener Kanonikus Aubert Miraeus/Lemire,[118] dessen riesiges historiographisches Werk stärker referierenden Charakter hat und daher von Zeitgenossen als weniger wissenschaftlich beurteilt wurde.

Jakob Gretser fahndete gezielt und erfolgreich nach Quellen rund um den Investiturstreit, die den frühreformatorischen Schriften und Editionen entgegen gesetzt werden und insbesondere Papst Gregor VII. verteidigen sollten – möglichst ohne Heinrich IV.[119] zu belasten. Dafür spannte er Klöster, Staatsbeamte und Professorenkollegen gleichermaßen ein. Gesucht wurde z. B. nach der Vita des Papstes aus der Feder von Paul von Bernried[120] – sie kam dann aus Wien:[121] Für Gretser ein sehr würdiges Monument „quot tot haereticorum calumniis opponatur", ediert 1610. Selbst der Name des Papstes, Hildebrand, musste gegen Schismatiker und Häretiker ety-

---

Schott, in: Le Muséon, in: Revue d'études orientales 25 (1906), S. 67–102, 325–361; 27 (1908), S. 368–411; 29 (1910), S. 239–270 (ohne den zit. Brief); Q. Aldea, Das Spanienbild in der Hispania illustrata von Andreas Schott (1603–1608), in: H. Juretschke (Hg.), Zum Spanienbild der Deutschen in der Zeit der Aufklärung, Münster 1997 (Spanische Forschungen der Görresgesellschaft II/33), S. 10–41; J. Fabri, Un ami de Juste Lipse. L'humaniste André Schott (1552–1629), in: Les études classiques 21 (1953), S. 188–208.

115 Seine Opera omnia, Regensburg 1734–1741, umfassen inklusive Mantissa 17 Bände (und waren eine verlegerische Katastrophe). Die Literatur zur Gretser bis 2001 in: Benz, Zwischen Tradition (wie Anm. 31), s. v. Seitdem sind nur Spezialuntersuchungen wie die von M. Richard/J. A. Munitiz (Hg.) Corpus Christianorum. Anastasius Sinaita Quaestiones et responsiones, Turnhout 2006 erschienen, die ich nicht konsultierte.

116 Zu diesen Netzwerken als Quelle zu vergleichen: M. Rader, Die Korrespondenz mit Marcus Welser 1597–1614, bearb. von R. Haub, S. W. Römmelt und V. Lukas, hg. von A. Schmid, München 2009 (Bayerische Gelehrtenkorrespondenz I/2); A. Schmid (Hg.), P. Matthäus Rader SJ [Briefwechsel] Bd. 1: 1595–1612, München 1995 (Bayerische Gelehrtenkorrespondenz [1]).

117 Der sich gegen Ende seines Lebens – parallel zur oben beschriebenen evangelischen „Flucht" in die Geschichte – explizit der Landesgeschichte zu- und von der Antike abwandte: Benz, Zwischen Tradition (wie Anm. 31), S. 106.

118 B.-C. de Ridder, Aubert le Mire, sa vie, ses écrits, Brüssel 1863 (Mémoires couronnés et Mémoires des savants étrangers 31): Im Titel seiner zahlreichen Werke kommt Mittelalter nicht vor, stattdessen generalisierend antiquitas oder vetustas.

119 E. Schirmer, Die Persönlichkeit Kaiser Heinrichs IV. im Urteil der deutschen Geschichtsschreibung, Jena 1931; vgl. methodisch A. Schmid, Das Bild des Bayernherzogs Arnulf (907–937) in der deutschen Geschichtsschreibung von seinen Zeitgenossen bis zu Wilhelm von Giesebrecht, Kallmünz 1976 (Regensburger historische Forschungen 5).

120 URL: http://www.geschichtsquellen.de/repPers_10095717X.html (14. 5. 2014).

121 Bayerische Staatsbibliothek München Clm 1615 (Briefe an Georg Stengel SJ), Nr. 6 (1607); Nr. 38.

mologisch verteidigt werden.[122] Die Editionstätigkeit umfasste theologische Schriften des Mittelalters, Viten (aus der Wiener Hofbibliothek hatte er Viten gregorianischer Bischöfe erhalten)[123], Chroniken, Diplomatisches (wie den Codex Carolinus[124]) und Annalen, Urkundliches, dessen Bedeutung für die historische Forschung als Korrektiv narrativer Aussagen damals erkannt wurde,[125] und erreichte ihren publizistischen Höhepunkt in Sachen Investiturstreit um 1611.[126]

Erfolgreich war die Suche nach den Schriften des Gerhoch von Reichersberg, eines reformbewegten Augustinerchorherrn des 12. Jahrhunderts.[127] Wie bei Paul von Bernried war die Recherche überaus langwierig und oft entmutigend gewesen, obwohl bekannt war, dass Aventin ihn noch in Händen gehabt hatte,[128] bis dann in Ingolstadt 1611 erschien: *Gerhohi Reicherspergensis in Bavaria praepositi de Henrico IV. et V. Impp. et Gregorio VII. ... Syntagma*.[129] In der Widmungsvorrede äußert Gretser gegenüber Christoph Gewold, einem hohen bayerischen Beamten des Umfelds von Maximilian I., seine große Freude über diesen Fund. Gerhochs Schroffheit, der in den Kaisern Heinrich IV. und Heinrich V. die Erfüllung der Prophezeiung vom Antichristen sah, musste natürlich als historischer Stil relativiert werden. Das sei eben singulär (also historisch) zu verstehen und keine gebilligte Ansicht. Zudem habe es Gerhoch selbst nur als Hypothese verstanden.[130] Ausführlich stellte Gretser Vita und Zeitumstände Gerhochs dar, die dessen flammende Rede kontextualisierten und damit relativierten.

In weiteren Schriften verteidigte Gretser Gregor VII. und nahm dessen Apologeten, insbesondere Kardinal Caesar Baronius in Schutz.[131] Dazu zog er das diplomati-

122 Die gerne Höllenbrand daraus machten. Gretser, Opera Omnia (wie Anm. 115), Bd. 6, S. 125f. Vgl. Ehrenrettung Gregors VII. oder des Papstes Hildesbrands gegen dessen alte und neue Verläumder, 2 Bde., Augsburg 1796.

123 BSB, Clm 1613 (Briefe an Christoph Gewold), fol. 207v. Ed. von Tengnagel und Gretser als Vetera Monumenta, 1612.

124 Opera omnia (wie Anm. 15), Bd. 6.

125 BSB, Clm 1612 (Briefe an Rader), fol. 45 (von Karl Stengel, 1610 [noch nicht ed.]); Clm 1613, fol. 236, ein Brief des Weihbischofs Friedrich Forner/Förner aus Bamberg, 1615. Forner argumentierte historisch später gegen das evangelische Nürnberg: F. Förner, Norimberga, in flore a vitae Romano-Catholicae Religionis, o. O. 1629; fol. 179 Gretser diskutiert Kanzleigewohnheiten.

126 Hierzu besonders Gretsers Briefe in Clm 1613.

127 Literatur bis 2009: URL: http://www.geschichtsquellen.de/repPers_118690752.html (14. 5. 2014).

128 Opera omnia (wie Anm. 115), Bd. 6, Vita Gregors VII., S. 133f., zum Folgenden hier 242f.; BSB, clm 1617 (Briefe an Georg Stengel SJ), Nr. 18 (1607), 92 (1607); clm 1616, Nr. 219 (1608), bei P. Braun, Notitia historico-literaria de codicibus manuscriptis in bibliotheca liberi ac imperialis monasterii ... ad SS. Udalricum et Afram Augustae extantibus, 2 Bde., Augsburg 1791–1792, Bd. 2, S. 79.

129 Opera omnia (wie Anm. 115), Bd. 6.

130 Widmungsvorrede, Ebd., S. 237.

131 Ebd., S. 174–234, angehängt an Paul von Bernried.

sche Material heran, das Melchior Goldast von Haiminsfeld, ein Protestant,[132] publiziert hatte, um das Papsttum zu desavouieren, und diskutierte es. So polemisch die Debatten sich heute lesen, so quellengründlich sind sie gehalten, denn jede Blöße wäre zum Stich des Gegners geworden.

Die große Aufregung lässt sich insbesondere an den zu Ingolstadt 1612 zusammen mit Sebastian Tengnagel publizierten „Gemina adversus Melchiorem Guldinastum Calvinianum replicatorem, vel potius quadruplatorem, Defensio ... Posterior complura monumenta hactenus inedita ...“ ablesen, in denen sich Gretser als Person gegen den Vorwurf verteidigen musste, Feind von Reich, Staat und Vaterland zu sein und „unsere heiligsten Kaiser“ (so wird Goldast paraphrasiert) als Simonisten verachtet zu haben. Gretser verwies auf die Quellen, aber auch (Widmungsvorrede, S. 37, 47 f.) auf nötige Differenzierungen zwischen Person und Amt, etwa im Papsttum. Gegnerische Quellen wie Kardinal Beno (den Flacius stark gemacht hatte) wurden abgewertet (S. 86, 146 f.), fehlende Quellenbelege aufgedeckt (89), Anachronismen (Calvinisten im 11. Jahrhundert, 86 f.) gebrandmarkt usw. – alles in der Debatte um Kaiserherrlichkeit und päpstliche Machtusurpation. Gretser ging gegen konstruierte Kaiserkontinuität mit Alarich, Attila und Theoderich als Kaisern und falsche Titulaturen wie *Kaiser* Wenzel vor (die sich indes einbürgern würden), wie sie Goldast verbreitet hatte.[133]

Thematisch gehören die Arbeiten sowohl zur Reichsgeschichte, hier diskutierte Gretser Melchior Goldasts in der Tat zweifelhafte Urkundeneditionen, wie zur Landesgeschichte – die Edition der Reichersberger Chronik (München 1611 mit Christoph Gewold als nominellem Herausgeber) war explizit als „Thesaurus antiquitatum Bavaricorum“ geplant.[134] Dies wäre die erste landesgeschichtlich etikettierte Quellensammlung rund ein Jahrhundert vor Leibnizens „Scriptores rerum Brunsvicensium“ gewesen.

Diese intensive Begegnung mit mittelalterlichen Schriftquellen förderte nicht nur hilfswissenschaftliche Kenntnisse, insbesondere der Diplomatik, sondern schärfte auch die Alteritätserfahrung. Beiläufig stellte Gretser einmal fest, nachdem er antike Rhetoren gemustert hatte, dass von den christlichen, also mittelalterlichen Gelehrten

132 Vgl. A. A. Baade, Melchior Goldast von Haiminsfeld. Collector, Commentator and Editor, New York u. a. 1992 (Studies in Old Germanic Languages and Literatures 2).

133 Opera omnia 6 (wie Anm. 115), S. 274–298, Retectio insipientiae et falsimoniae Goldastinae in tertio tomo Constitutionum imperialium, hier 276–279.

134 BSB, clm 1613, fol. 205 (1611). Die doppelte Kontinuität des bayerischen Fürstenhauses aus Katholizität (z. B. Christoph Gewolds Widmungsvorrede in dessen Ed. Chronicon Monasterii Reicherspergensis, München 1611) und Genealogie (die eine andere Forschungsaufgabe war) wird immer wieder betont. Als repräsentatives Hauptwerk steht dafür: Trophaea Bavarica. Bayerische Siegeszeichen. Faksimilierter Nachdr. der Erstausgabe München 1597 mit Übersetzung und Kommentar, hg. von G. Hess/S. U. Schneider/C. Wiener, Regensburg 1997 (Jesuitica 1). Die Texte stammen von Gretser, Rader und beider Schüler.

das Prädikat eines Wohlredners erst wieder dem Hl. Bernhard von Clairvaux zukomme.[135] In ihrer Schroffheit und durch ihre Sprache waren die mittelalterlichen Autoren anders als die Gegenwart, die über Cicero und Tacitus debattierte.[136]

Hieraus entwickelte sich die sprachgetreue, philologisch exakte Edition, die natürlich als Ausweis unparteiischer Wissenschaft kontrovers gewendet war, aber schließlich in die vorurteilslose Editionstätigkeit mündete, wie sie die später so genannten Bollandisten etablierten. Gretser und seine bayerisch-augsburgischen Freunde (sowie der Wiener Hofbibliothekar Sebastian Tengnagel) standen in engem Kontakt mit jenen Belgiern, vor allem in Antwerpen. Hier und dort konstruierte insbesondere die Sprache, das unbeholfen wirkende Latein, die Epoche *Mittelalter* als Kontingenz, als sich die ersten Bollandisten entschlossen, die Acta Sanctorum als historisches Sprachdenkmal, ungereinigt und unkorrigiert, zu edieren.[137] Man konnte, wie der Lütticher Generalvikar Jean Chapeaville (gest. 1617), die mittelalterlichen Quellen gerade wegen ihrer Sprache abends zur Entspannung, als Trost und Beruhigung angesichts des aufwühlenden Alltags lesen.[138]

Das Verdrängen oder Umerzählen *mittelalterlicher* Kontingenzereignisse spielt demgegenüber eine geringere Rolle und lässt sich nur an einzelnen klösterlichen Institutionen wie Rott am Inn oder Stams beobachten, die auf Schismatiker zurückgehen.[139] Wie in unserer Gegenwart, so gilt auch um 1600: Je entfernter die Zeit, desto leichter konnte sie revidiert, umerzählt werden. Dieser Prozess angesichts der neuen

---

135 S. Bernardi abbatis Clarae vallensis Opuscula quatuor, nunc primum in lucem prolata ex Bibliotheca RR. PP. Carthusianorum Erphortensium. Accessit Vita B. Bertholdi Abbatis Garstensis ..., Ingolstadt 1617, S. 1 f.

136 Benz, Zwischen Tradition (wie Anm. 31), S. 107 f.

137 So explizit: [H. Rosweyde], Memoriale de Patris Heriberti instituto quoad sanctorum historias et vitas illustrandas, in: Analectes pour servir à l'histoire ecclésiastique de la Belgique 5 (1868), S. 263–270. Zu dieser Epochenwende der Philologie: M. C. Ferrari, Mutare non lubuit. Die mediävistische Philologie der Jesuiten im frühen 17. Jahrhundert, in: Filologia mediolatina 8 (2001), S. 225–248, hier 239.

138 J. Chapeaville, Qui Gesta Pontificum Tungrensium, Traiectensium et Leodiensium scripserunt Auctores praecipui, 3 Bde., Lüttich 1612–1616, hier I, fol. a4 f.

139 Hierzu nur einige bibliographische Hinweise: W. Goldinger, Die angebliche Stiftungsurkunde des Klosters Rott am Inn, in: MIÖG-Ergänzungsband [MIÖG] 14, Innsbruck 1939 (Fs. Hans Hirsch), S. 109–119; E. Noichl, Gründung und Frühgeschichte des Klosters Rott bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, in: W. Birkmeier (Hg.), Rott am Inn, 2 Bde., Weißenhorn 1983–2002, Bd. 1, S. 7–19; W. Hund von Sultzenmos (Hundt von Sultzenmoos), Metropolis Salisburgensis, Ingolstadt 1582, S. 285 f. Die späteren Ausgaben der Metropolis können außer Betracht bleiben. M. Mayer, Leben, kleinere Werke und Briefwechsel des Dr. Wiguleus Hundt, Innsbruck 1892. Ch. Haidacher (Hg. und Übers.), Pater Wolfgang Lebersorgs Chronik des Klosters Stams, Innsbruck 2000 (Tiroler Geschichtsquellen 42), S. 8. Zum in der Stamser Chronik verwendeten erzählerischen Verfahren der Affabulation V. Elm, Wissenschaftliche Geschichte und Literatur bei Fontenelle, Montesquieu, Voltaire und Rousseau, in: Ders. (Hg.), Wissenschaftliches Erzählen im 18. Jahrhundert. Geschichte, Enzyklopädik, Literatur, Berlin 2010, S. 111–142, besonders 118, 121.

religiösen Verhältnisse entspricht letzten Endes dem, was schon als *deutsche Landesgeschichte* der evangelischen Partei diskutiert wurde.

Differenzierung und partielle Umwertung erfuhr zum Beispiel die in Bayern trotz ihres Kampfes mit dem Papsttum immer populär gebliebene Gestalt Kaiser Ludwigs des Bayern, der zum Beispiel Kloster und Wallfahrtsort Ettal gegründet hatte. Dort bot man den Wallfahrern eine teils differenzierte, teils metaphorisierende Darstellung zum Kauf an: Ludwig sei nach einer Initiative des Papstes provoziert und verführt worden – ein beliebtes Erklärungsschema, populäre Herrscher zu exkulpieren. Das dann Folgende sei eine Tragödie der Herrschsucht gewesen.[140] Die Anstrengungen des ersten bayerischen Kurfürsten Maximilian I., der sich in Rom über die Darstellung seines Vorfahren in den *Annales ecclesiastici* des Abraham Bzovius beschwerte, sind bekannt und erfolgreich gewesen:[141] Maximilian I. zielte auf eine Rehabilitierung des *Bayern*: Ein frühes Beispiel für Geschichtspolitik, zumal in Sachen Mittelalter. Dennoch blieb das Thema brisant, vor allem für jesuitische Historiker und solche, die auf Latein schrieben, denn Rom las mit.[142]

Viel ungenierter konnte man zum Thema deutsch und als Franziskaner schreiben. Dieser Orden hatte bekanntlich den Kaiser beraten, und das Münchner Hauptkloster fühlte sich sowohl den eigenen Gelehrten wie Wilhelm von Ockham wie Kaiser Ludwig dem Bayern stets verbunden.[143]

Damit lässt die katholische Welt um 1600 erstaunlich viel *Mittelalter* zu: Die ererbten Kontingenzen waren nicht einfach auszublenden, noch konnten sie durch neue Ereignisse überschrieben werden: Denn dem stünde der grundsätzliche Anspruch der Kontinuität entgegen.

Ein letzter Abschnitt soll nun die Konsequenzen der Narrationen für ihre Konfessionsparteien beleuchten und zur Ausgangsfrage zurückführen. Für die Zeit um 1600 waren also keine Rezepte im Umgang mit dem *Mittelalter* festzustellen, die Präferenz-Hypothese bestätigte sich zumindest qualitativ nicht. Das Mittelalter blieb – in der ganzen Breite der Geschichtskultur betrachtet – immer ambivalent (Neddermeyer), eigentümlich widersprüchlich (Pohlig). Pauschalurteile wurden bekämpft, sobald

140 L. Babenstuber, Fundatrix Ettalensis, München 1694, lat. Ausgabe S. 31, dt. Ausgabe S. 45.

141 A. Kraus, Die Annales Ecclesiastici des Abraham Bzovius und Maximilian I. von Bayern, in: A. K. Bayerische Geschichtswissenschaft in drei Jahrhunderten, München 1979, S. 54–105 (zuerst in: Reformata Reformanda. Fs. Hubert Jedin, Bd. 2, 1965). In diesen Zusammenhang gehört auch E. Niggel, Bona opera Ludovici IV. Rom. Imp., München 1698 (Neudruck). Das Buch Niggels, gest. 1640 als Benediktiner in Scheyern, war zuerst 1628 erschienen.

142 A. Schmid, Geschichtsschreibung am Hofe Kurfürst Maximilian I. von Bayern, in: Um Glauben und Reich. Kurfürst Maximilian I., hg. von H. Glaser, Köln [München] 1980 (Wittelsbach und Bayern 2), S. 330–340; statt älterer Literatur jetzt K. Kagerer, Jacob Balde und die bayerische Hofhistoriographie unter Kurfürst Maximilian I. Ein Kommentar zur Traum Ode (Silvae 7,15) und zur Interpretatio Somnii, München 2014 (Münchner Balde-Studien 5).

143 F. Hueber, Dreyfache Chronickh ... des Ordens-Stiffters Francisci ..., München 1686, Sp. 131–148.

sie aufkamen.[144] Die Vorteile für die historische Forschung durch die Editionstätigkeit oder die zahlreichen Arbeiten zu den regionalen Vergangenheiten liegen auf der Hand. *Hilfswissenschaften* und *Landesgeschichte* konnten Qualitätsbegriffe deutscher – bikonfessioneller – Geschichtswissenschaft werden.[145]

Betrachtet man die Bilanz zum Umgang mit dem *Mittelalter* nach den Konfessionsparteien, fällt die Bilanz differenzierter aus. Für die evangelische Seite blieb die Figur Martin Luthers als Epochengrenze ein Problem. Als Begründer einer neuen christlichen Religion war er doch kein Teil der Historia Sacra, sondern Gegenstand der Profangeschichte Europas. Die Strategien zum Dissimulieren des Problems waren jedoch – wie ansatzweise gezeigt – vielfältig. Erst Hegel[146] löste diese historische Schwierigkeit der Reformation, wertete in seinen weltgeschichtlichen Vorlesungen das Mittelalter konsequent ab und historisierte Luther als vorletzte Epoche, die die Versöhnung von Staat und Kirche gebracht habe, bis mit dem Aufstieg Preußens als protestantischer Macht das letzte Stadium der Geschichte beginne. Luther wird damit zum Durchgangsstadium, positive Religion generell überflüssig, weil Geschichte und Gott eins sind: Die organische Kontinuität des Weltgeists. Als Etikett *vorreformatorische Missstände* hat sich diese Deutung zumindest in ihrem ersten Teil in den (deutschen) Schulbüchern durchgesetzt. Dass sich die romantischen Gegenpositionen gerade für das Mittelalter begeistern, braucht – als allgemein bekannt – nur erwähnt zu werden.

Die katholische Seite mochte um 1600 zunächst triumphieren: Geschichte galt lange als probates Argument, um Konversionen zum Katholizismus öffentlich zu begründen.[147] Die Masse mediävistischer Quellen lag nun einmal in katholischen Archiven und Bibliotheken, was in der protestantischen Landesgeschichte der Barockzeit immer wieder zum Gerücht führte, Katholiken hätten in der Reformationszeit Material entfremdet und nach Italien, besonders Monte Cassino, verschleppt.[148] Schließlich

144 Neddermeyer, Das Mittelalter (wie Anm. 9), S. 208–210; Pohlig, Zwischen Gelehrsamkeit (wie Anm. 27), S. 185, 189. Kontrastiv: Raedts, A serious case (wie Anm. 30), S. 76 f. zum Vergleich Niederlande – Deutschland.

145 D. R. Kelley, Philology and History, in: The Oxford History of historical writing. Bd. 3: 1400–1800, ed. J. Rabusa/M. Sato/E. Tortarolo/D. Woolf, Oxford 2012, S. 233–243, hier 234; P. N. Miller, Major trends in European antiquarianism, Petrarch to Peiresc, in: ebd., S. 344–260, hier 245, und H. Louthan, Austria, the Habsburgs, and historical writing in central Europe, in: ebd., S. 302–323, hier S. 309 f.

146 G. W. F. Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, Frankfurt a. M. 1970/1986 (Werke 12), hier S. 455–467, im Folgenden 502, 519, 524, 540. zur Einordnung D. Losurdo, Hegel und das deutsche Erbe. Philosophie und nationale Frage zwischen Revolution und Reaktion, Köln 1989.

147 U. Menneke-Haustein, Konversionen, in: Die katholische Konfessionalisierung (wie Anm. 28), 1993, S. 242–257, 255 f.; I. Peper, Konversionen im Umkreis des Wiener Hofes um 1700, Wien-München 2010 (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 55), S. 192–194.

148 J. Ch. Stemler, Historie und Führung des Lebens Johann Martin Schamelii, Leipzig 1743, S. 114–116.

reedierten Protestanten explizit katholische Quellensammlungen, so 1725 der Calvinist und Hugenotte Jacques Basnage die „Antiquae Lectiones" des Heinrich Canisius, wobei der Verweis aufs Mittelalter aus dem Titel – *Thesaurus monumentorum ecclesiasticorum et historicorum* – verschwand. Basnage verstand sich mit seiner Tätigkeit als Historiker explizit als Verteidiger der protestantischen Kirche(n), z. B. gegen Jean B. Bossuet.[149]

Dass die Protestanten *katholische* Quellen edierten, zeigt die Ambivalenz der historischen Tätigkeit für die katholische Seite, soweit sie sich nicht im abstrakten Behaupten von Kontinuität als Sukzession und Tradition erschöpfte, sondern eine vergangene Epoche als kontingent erfahrbar machte. Schon ein zeitgenössischer Leipziger Rezensent verwies darauf, das Werk des Canisius-Basnage enthalte viel „Unvernünftiges".[150] Solch vermeintlich Unvernünftiges konnte gegen die katholische Partei gewendet werden. Schon Gretser räumte, bei aller Freude über die Quellenfunde aus der Zeit des Investiturstreits, in einem Schreiben, das er geheim zu halten bat, ein, Gerhoch von Reichersberg sei heute nur gekürzt zumutbar.[151] Zu nennen sind die Streitigkeiten zwischen Reformorden und Weltklerus – Gerhoch von Reichersberg war erbitterter Gegner der Weltgeistlichen[152] – oder die Produkte mittelalterlicher Frömmigkeit, die nicht als mentalitätsgeschichtliche Quellen, sondern als Beiträge wissenschaftlicher Theologie gelesen und abgewertet wurden. Ein prägnantes Beispiel dazu aus der Zeit der frühen Aufklärung bildet die Edition der Offenbarungen der Wiener Nonne Agnes Blannbekin (gest. 1315), die der Melker Benediktiner Bernhard Pez besorgte (gest. 1735). Aufklärerische Kreise am Wiener Kaiserhof veranlassten 1731 das Verbot der Schrift, weil sie die Äußerungen der Nonne über das Fest der Beschneidung Christi als peinlich für den Katholizismus und nicht als Quelle zur österreichischen Landesgeschichte ansahen.[153]

Selbst die Kontinuität qua Sukzession barg außerhalb des Papsttums Risiken, vor allem wenn sie entweder direkt mit den Aposteln argumentierte und so mit Rom gleichzog oder schismatisch infiziert war. Beides kam in Ravenna zusammen. Ravenna galt als geistlicher Konkurrent Roms im frühen Mittelalter und zudem später als Vorort der Heinrizianer, da Heinrich IV. den Erzbischof Wigbert/Guiberto di Parma

149 Vgl. seine Werkverzeichnisse, die über das World Biographical Information System (WBIS Online) zugänglich sind.

150 Neue Zeitungen von gelehrten Sachen 1726, 1726, 234 f. Vgl. Hartmann, Humanismus und Kirchenkritik (wie Anm. 47), S. 157, schon für das 16. Jahrhundert.

151 BSB, clm 1613, fol. 204 (Gretser 1608 an Gewold): „circumcisione eget".

152 URL: http://www.geschichtsquellen.de/repOpus_02416.html.

153 I. Peper, Bernhard Pez und der Wiener Hof. Ein labiles Verhältnis, in: C. Faustmann/G. Glaßner/Th. Wallnig (Hg.), Melk in der barocken Gelehrtenrepublik. Die Brüder Bernhard und Hieronymus Pez, ihre Forschungen und Netzwerke, Melk 2014 (Thesaurus Mellicensis 2), S. 135–139, 137.

zum Gegenpapst machte.[154] Als man in der geschichtsträchtigen Basilika S. Apollinare in Classe nahe Ravenna in Erweiterung der (heute) berühmten Chor-Mosaikbilder in den Obergaden des Langhauses um 1776 die Ravennater Bischofsserie freskierte, kam es zum Einbruch historischer Ungewissheit in den sakralen Raum: Die Portraitmedaillons der Erzbischöfe wurden mit kurzen Inschriften versehen, die manchmal einen bedeutsamen historischen Sachverhalt nennen, manchmal die Zweifelhaftigkeit des Geschichtlichen ausdrücken, indem die Zählung der Bischöfe gleichen Namens, als Series Grundlage aller Ordnung, teilweise preisgegeben wurde: Eine späte Verbeugung Ravennas vor Rom.[155]

Und natürlich offenbarten die mittelalterlichen Quellen, wie wir sahen, die erbitterte Auseinandersetzung zwischen Kaisertum und Papsttum. Für die Katholiken Deutschlands bedeutet dies, zwischen den Parteien lavieren zu müssen: Auf dieses Problem der doppelten Loyalität zwischen Kaiser und Papst hatte ich schon in meiner Dissertation (erschienen 2003[156]) hingewiesen. Auf Dauer also: Zuviel Kontingenz.

Diese Schwierigkeiten ließen sich nicht auflösen, weil die katholische Seite immer Partei blieb, jedweder dialektisch gewonnenen Einheit entgegengerichtet, während die Protestanten prätendieren konnten, unparteiisch urteilen zu können, schließlich waren sie selbst nicht zum Beispiel in den Investiturstreit verwickelt, sondern lösten ihn auf – wenn wir Hegel folgen wollen. Sie konnten scheinbar „sine ira et studio" (Tacitus Ann. I/1) bewerten, was als Merkmal des guten Geschichtsschreibers galt – und gilt. Nach der scharfen Beurteilung des antiborussischen und verketzerten Historikers Onno Klopp (1822–1903) fielen Objektivität und Protestantismus in eins zusammen.[157]

Kampfplatz war im 19. Jahrhundert weniger die mittelalterliche Geschichte, sondern die moderne seit der Reformation, mit der Leopold von Ranke die Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts eröffnet hatte: Der protestantischen Partei ermög-

154 Überblick bei M. Pierpaoli, Storia di Ravenna. Compendio da Ottone III a Napoleone I (1001–1805), Ravenna 2001, S. 15–17.

155 M. Verhoeven, The early Christian monuments of Ravenna. Transformations and memory, Turnhout 2011 (Architectural crossroads 1), S. 203, 291; Notizie storiche della vita, e del martirio di s. Apollinare primo vescovo, Forli 1781 [nach 1784], S. 45 (die Neuausgabe des Drucks 2012 war mir nicht zugänglich). Die Bischofsreihe und deren Unsicherheiten gut zu ersehen aus: Ferdinando Ughelli, Italia Sacra, Bd. 2, hg. von N. Coletus, Venedig ²1717, S. 327–397, vgl. zu den Nummern 12, 14, 23, 24 (arab. Zählung).

156 Wie Anm. 31. Zur zunehmenden Problematisierung der Geschichte vgl. als Beispiel: S. Benz, Historiographie im Barock. Überlegungen zur frühneuzeitlichen Geschichtskultur, in: H. Busche/S. Heßbrüggen-Walter (Hg.), Departure for Modern Europe. A Handbook for Early Modern Philosophy (1400–1700), Hamburg 2011, S. 622–640, 634 f.; U. L. Lehner, Enlightened monks. The German Benedictines 1740–1803, Oxford 2011, S. 131.

157 P. Weßels, Weiche nicht den Bösen, tritt kühner ihnen entgegen. Der Historiker Onno Klopp. Begleitband zur Ausstellung ... in Leer/Ostfriesland, Leer [2003], S. 45, 48, unter Auswertung des Nachlasses von Klopp.

lichte es die *Geschichte*, die religionssoziologischen *Geburtsfehler* ihrer Konfession zu marginalisieren. Dagegen verunsicherte der Einbruch der vor allem kontingent konstruierten Geschichte in das katholische theologische System seit dem 18. Jahrhundert die katholische Konfessionspartei.

Für die Ausgangsfrage ergibt sich, dass die Historiker des 16. Jahrhunderts, gleichgültig, ob ihrer Zeit oder der Vergangenheit verpflichtet, überaus differenziert auf der ganzen Skala zwischen Kontinuität und Kontingenz zu antworten vermochten, theoretisch konfessionswidrige Extrempositionen nicht scheuend, gerade im popularen Bereich. Richtung weisend war das Erleben der Quellen, auch solcher, die visuell aus dem *Mittelalter* überkamen. Die Quellen erschwerten mittelfristig allerdings simple Kontinuitätskonstruktionen insbesondere für die protestantische Seite. Bemerkenswert ist ferner die katholische Wertübernahme der Reform als positive Neuerung, sicherlich selbst eine erstaunliche Orientierungsveränderung mit epochenkonstitutivem Wert. Die analytischen Konzepte wie Zeitgeschichte ließen sich umstandslos auf das 16. Jahrhundert übertragen und erweisen sich damit als theoretisch valide. Der Forschung ist nun aufgegeben, die einzelnen Segmente des kollektiven Gedächtnisses im Rahmen der Geschichtskultur einer Zeit, also das kommunikative und das kulturelle Gedächtnis, und deren Funktionen noch präziser zu fassen. Denn Geschichte und Vergangenheit wurden im 16. Jahrhundert strukturell wie heute wahrgenommen.

Rotraud Becker

Das Heilige Offizium und die Nuntiatur in Wien*

Riassunto: Alla nunziatura presso la corte imperiale a Vienna arrivavano negli anni Venti e Trenta del XVII secolo qualche volta delle notizie o istruzioni da parte della Congregazione dell'Inquisizione, trasmesse dalle missive settimanali della Segreteria di Stato romana. Esisteva però anche un carteggio diretto, di cui si conservano dei resti nell'archivio della Congregazione per la Dottrina della Fede (ACDF). Emerge che l'attribuzione di particolari facoltà di missione coninvolgeva la nunziatura nelle attività per la ricattolicizzazione dei territori asburgici più di quanto risulti dai rapporti raccolti nelle edizioni dei „Nuntiaturberichte aus Deutschland". Si osserva che il conferimento indiretto di tali facoltà attraverso la nunziatura suscitava forti dissapori tra il clero in loco. Si nota inoltre che il campo d'attività dell'Sant'Uffizio si estendeva in alcuni casi particolari a settori che non ci si sarebbe aspettati. La consultazione di queste fonti contribuisce dunque a ottenere, rispetto al passato, un quadro più realistico delle mansioni e delle attività quotidiana nelle nunziature apostoliche dell'età moderna.

Abstract: During the 1620s and 1630s, the Nunciature at the imperial court of Vienna sometimes received news or instructions from the congregation of the Inquisition contained within the weekly missives of the Roman Secretary of State. However, there was also a direct correspondence, the remains of which are preserved in the archive of the Congregation for the Doctrine of the Faith (ACDF). It appears that the conferral of particular missionary powers involved the Nunciature in activities to recatholicize Habsburg territories to a greater extent than the reports gathered in the editions of the „Nuntiaturberichte aus Deutschland" would suggest. The indirect conferral of these powers through the Nunciature led to strong disagreements among the local clergy. It should also be noted that the sphere of action of the Holy Office in some specific cases extended to sectors that we would not expect. Consulting these sources thus helps us to obtain a more realistic picture of duties and activies in the Apostolic Nunciatures of the modern period than was available in the past.

Eine Durchsicht der „Nuntiaturberichte aus Deutschland", die für die Nuntiatur am Kaiserhof für die Jahre 1628 bis 1635 in Kürze durchgehend vorliegen werden, ergibt

* Archivsiglen: ACDF: Archivio della Congregazione per la Dottrina della Fede, Rom - APF: Archivio della SC de Propaganda Fide, Rom –ASV: Archivio Segreto Vaticano, Vatikanstadt – BAV Biblioteca Apostolica Vaticana, Vatikanstadt – HHStA: Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Wien.

nur wenige Hinweise darauf, daß die Nuntien auch Aufträge des Heiligen Offiziums – der *Congregatio Inquisitionis* – auszuführen hatten, die ihnen durch das Staatssekretariat übermittelt wurden, und daß sie auch selbst mit dieser Behörde und ihrem vorsitzenden Sekretär Kardinal Antonio Barberini,[1] dem Bruder Papst Urbans VIII., korrespondierten. Daß ein gewisser Briefwechsel stattfand, steht aber außer Zweifel,[2] auch wenn nicht die Rede davon sein kann, daß die Nuntien von der römischen Inquisition beliebig in Anspruch genommen werden konnten, um mit örtlichen Inquisitoren zusammenzuarbeiten.[3] Die Situation der Nuntien in Wien und Köln war von der der Amtsträger an den italienischen Fürstenhöfen verschieden, da sich die nachmittelalterliche Inquisition nicht ins Reichsgebiet ausgebreitet hatte.[4]

Wie vollständig der Bestand an Nuntiatur-Schreiben ist, der sich im „Archivio della Congregazione per la Dottrina della Fede" (ACDF) gefunden hat, kann beim derzeitigen Stand der Indexarbeiten in diesem erst seit 1998 allgemein zugäng-

1 Antonio Barberini OFM Cap., 1569–1646, genannt nach seiner Titelkirche S. Onofrio, 1624 Kardinal, 1629 Sekretär des Hl. Offiziums, Präfekt der Kongregation *Episcoporum et Regularium*, 1632 gemeinsam mit seinem Neffen Antonio d. J. auch Präfekt der Propaganda Fide; DBI, Bd. 6, Roma 1964, S. 165f. (A. Merola); T. F. Mayer, The Roman Inquisition. A Papal Bureaucracy and Its Laws in the Age of Galileo, Philadelphia 2013, S. 53–56.

2 J. Zunckel, Kaufleute im Fokus der Inquisition. Überlegungen zur ‚strategischen Wende' des Heiligen Offiziums im Rahmen der päpstlichen Reichspolitik, in: A. Burkardt/G. Schwerhoff (Hg.), Tribunal der Barbaren? Deutschland und die Inquisition in der Frühen Neuzeit, Konstanz-München 2012 (Konflikte und Kultur – Historische Perspektiven 25), S. 185–227, hier 203f.; I. Fosi, Frontiere inquisitoriali nel Sacro Romano Impero, in: M. A. Visceglia (ed.), Papato e politica internazionale nella prima età moderna, Roma 2013 (I libri di Viella 153), S. 257–274, hier 259–261.

3 So allzu verallgemeinernd T. F. Mayer, The Roman Inquisition on the Stage of Italy, Philadelphia 2014, S. 6. – Das Auslaufregister des Hl. Offiziums für das Jahr 1628, das in der Vatikanischen Bibliothek erhalten ist (Barb. lat. 6336), verzeichnet unter Hunderten von Schreiben an italienische Inquisitoren, Bischöfe und Nuntien nur 5 Schreiben an die Wiener Nuntiatur.

4 H. H. Schwedt, Die römische Kongregation der Inquisition und des Index und die Kirche im Reich, in: RQ 90 (1995), S. 43–73, hier 57; Art. Germania, La prima età moderna (A. Burkardt/G. Schwerhoff), in: Dizionario storico dell'Inquisizione, dir. da A. Prosperi, 4 Bde., Pisa 2010, Bd. 2, S. 658–662; A. Burkardt/G. Schwerhoff, Deutschland und die Inquisition in der Frühen Neuzeit – eine Standortbestimmung, in: Burkardt/Schwerhoff, Tribunal (wie Anm. 2), S. 9–55, hier 19–22. – Eine Ausnahme bestand in Köln, wo es die Amtsstellung eines Inquisitors gab, der für die Bücherzensur zuständig war; seine Funktion war unbedeutend, weil nicht mit der Möglichkeit zu aktivem Einschreiten ausgestattet; P. Schmidt, Inquisition und Zensur in der Kölner Nuntiatur, in: A. Koller (Hg.), Die Außenbeziehungen der römischen Kurie unter Paul V. Borghese, 1605–1621, Tübingen 2008 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 115), S. 409–427, hier 411, 416–420. Zur besonderen Situation im Bereich der Grazer Nuntiatur J. Rainer (unter Mitarbeit von C. Rainer), Innerösterreich betreffende Quellen aus den Inquisitionsarchiven in Rom und Udine, Graz 2004 (Quellen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark 19), S. 13f.; Grazer Nuntiatur, Bd. 5, Nuntiatur des Girolamo Portia 1599–1602, bearb. von E. Zingerle, Wien 2012, S. 372 Anm. 6.

lichen Archiv nicht beurteilt werden.[5] Als Indiz dafür, daß er insgesamt nicht umfangreich war, kann jedoch gelten, daß auch im Fall des Nuntius Pallotto, dessen Nachlaß erhalten ist und auch den Schriftwechsel mit den Kongregationen umfaßt, nur wenige Schreiben vorhanden sind, die aus dem Heiligen Offizium kamen oder an dieses gerichtet waren.[6] Wenn man die bisher bekannten Schreiben des behandelten Zeitraums thematisch zusammenfaßt, läßt sich jedoch auf dieser Grundlage bereits ein Einblick in die Art der Probleme gewinnen, die Anlaß für einen Schriftwechsel zwischen Heiligem Offizium und Nuntiatur waren. Herangezogen werden sollen hier auch die Briefe Carlo Carafas, dessen Amtszeit der der genannten Editionsperiode vorausging.[7]

Wenig überraschend ist es, daß diese Schreiben sich häufig mit der Ausstattung der Amtsträger mit besonderen Fakultäten befassen.[8] Ein seinen Dienst antretender ordentlicher Nuntius wurde im Normalfall mit einer Instruktion des Staatssekretariats versehen, die seine Funktion beschrieb und ausführte, wie die Kurie die aktuelle Lage am Dienstort sah und welche Aufgaben dem päpstlichen Diplomaten gestellt waren. Damit er darüber hinaus auch die mit seinem Amt verbundenen kirchlichen Funktionen erfüllen konnte, erhielt er außerdem ein weitgehend standardisiertes Breve, das ihm die hierfür benötigten Fakultäten verlieh.[9] Vorgesehen war eine Fülle von Sonderrechten, so zur Visitation von Kirchen und Klöstern, zur Einführung von Reformen in kirchlichen Einrichtungen, zu eigener Gerichtsbarkeit, zur Vergabe einfacher Pfründen, zur Erteilung von Absolutionen in reservierten Fällen und zur

5 Zu dem Fond ACDF St. st. TT 1a-f (Germania) I. Fosi, Procurar a tutt'huomo la conversione degli heretici. Roma e le conversioni nell'Impero nella prima metà del Seicento, in: QFIAB 88 (2008), S. 335–368, hier 338–341.

6 Giovanni Battista Pallotto (Pallotta), 1588 oder 1594–1668, Nuntius in Wien 1628–1630; NBD IV 4, S. XXVIII–XLVIII; D. Squicciarini, Die apostolischen Nuntien in Wien, Vatikanstadt ²2000, S. 157–159; DBI, Bd. 80, Roma 2014, www.treccani.it. (A. D'Amico). Nachlaß in Veroli, Bibl. Comunale Giovardiana; A. Sorbelli, Inventari dei manoscritti delle biblioteche d'Italia, opera fondata da G. Mazzatinti, Bd. 34, Firenze 1926, S. 26.

7 Carlo Carafa della Spina, 1584–1644, 1616 Bischof von Aversa, 1621–1628 Nuntius in Wien; DBI, Bd. 19, Roma 1976, S. 509–513 (G. Lutz); Squicciarini (wie Anm. 6), S. 153–156; P. Balcárek, Le nunziature di Carlo Caraffa degli anni 1621–1628 e la loro accessibilità in forma di edizione, in: Bollettino dell'Istituto Storico Ceco di Roma 3 (2002), S. 71–90; E. Garms-Cornides, „Per sostenere il decoro". Beobachtungen zum Zeremoniell des päpstlichen Nuntius in Wien im Spannungsfeld von Diplomatie und Liturgie, in: R. Kauz/G. Rota/J. P. Niederkorn (Hg.), Diplomatisches Zeremoniell in Europa und im Mittleren Osten in der Frühen Neuzeit, Wien 2009 (AÖG Bd. 141), S. 97–129, hier 101 Anm. 9.

8 Burkardt/Schwerhoff, Deutschland (wie Anm. 4), S. 37–40.

9 Bulle *Romanum decet Pontificem* von 1573, seit 1604 als Breve bezeichnet, Druck: L. Mergentheim, Die Quinquennalfakultäten pro foro externo (Kirchenrechtliche Abhandlungen, hg. U. Stutz, Nr. 52–55) Stuttgart 1908 (Nachdr. Amsterdam 1965), Bd. 2, S. 228–239 Nr. XXI. Text der Grundfakultäten für den Nuntius in Köln 1587–1794: M. F. Feldkamp, Studien und Texte zur Geschichte der Kölner Nuntiatur, Bd. 2, Città del Vaticano 1993, S. 53–66 Nr. 2.

Delegierung dieser Rechte.[10] Im Fall der Nuntien im Reich wurden diese Grundfakultäten noch ergänzt durch weitere Breven, die insbesondere Belange der Inquisitionskongregation betrafen. Hier ging es vor allem um die Erteilung und Weitergabe von Dispensen zum Lesen verbotener Bücher und zur Erteilung der Absolution an rückfällige Häretiker – Dispensrechte, die in Gegenden benötigt wurden, wo auch Protestanten lebten.[11] Da aber die römischen Vorstellungen von den Verhältnissen an fremden, weit entfernten Einsatzorten nicht immer zutrafen, konnte nicht ausbleiben, daß die vorgesehenen Fakultäten sich als nicht ausreichend erwiesen. Hinzu kam, daß an der Kurie die allgemeine Tendenz herrschte, bei deren Erteilung eher restriktiv als großzügig zu verfahren und sie z. B. zeitlich zu limitieren und niedrige Höchstzahlen für die Gewährung bestimmter Dispensen festzusetzen.[12] Auch die Nuntien selbst neigten vielfach dazu, ihre in allgemeiner Form erteilten Fakultäten in möglicherweise kritischen Fällen nicht zu nutzen, sondern sich noch einmal zu vergewissern und in Rom eine spezielle Fakultät zu erbitten.[13]

Eine Besonderheit der Wiener Nuntiatur ergab sich aus dem Umstand, daß zu ihrem Amtsbereich die Grafschaft Görz mit Gradisca und die an die habsburgischen Erblande gefallenen Teile Friauls gehörten. Diese Landesteile unterstanden politisch Innerösterreich, kirchlich aber dem Bistum Aquileia, dessen weltliches Territorium 1445 von Venedig übernommen worden war und wo die geistliche Gewalt von Patriarchen ausgeübt wurde, die den politischen Zielen Venedigs verpflichtet waren. Die stets gespannten Beziehungen zwischen den Nachbarländern brachten mit sich, daß den österreichischen Untertanen von habsburgischer Seite verboten wurde, sich an die in Udine ansässige bischöfliche Behörde des Patriarchen zu wenden, was zu erheblichen Schwierigkeiten in der kirchlichen Verwaltung führ-

10 K. Walf, Die Entwicklung des päpstlichen Gesandtschaftswesens in dem Zeitalter zwischen Dekretalenrecht und Wiener Kongreß, 1159–1815, München 1966 (Münchener Theologische Studien, III, Kan. Abt. 24), S. 237–243; Le Istruzioni Generali di Paolo V ai diplomatici pontifici 1605–1621, a cura di S. Giordano, vol. 1, Tübingen 2003, S. 139–148; zu Besonderheiten der Grundfakultäten für den Nuntius beim Kaiser ebd. S. 142f.; zu Fakultäten für Nuntius Baglioni 1634 NBD IV 7, S. XLIX Anm. 99. – Malatesta (V.) Baglioni, 1581–1648, 1612 Bischof von Pesaro, 1634–1639 Nuntius in Wien; NBD IV 7, S. XXXVI–LXXVII; Squicciarini (wie Anm. 6) S. 162–164 (mit Portrait-Stich. Da der Dargestellte nicht in der Kleidung eines Klerikers abgebildet ist, handelt es sich wahrscheinlich nicht um den Nuntius, sondern um einen gleichnamigen Verwandten).

11 Giordano (wie Anm. 10) S. 148–150; Fosi, Procurar (wie Anm. 5) S. 349f. – Akten aus diesem Tätigkeitsbereich sind im *Archivio della Nunziatura di Vienna* erhalten, dessen älterer Bestand 1921 vom Vatikanischen Archiv übernommen wurde; T. Mrkonjić, Archivio della Nunziatura Apostolica in Vienna (Coll. Archivi Vaticani, 64) I, Inventario, Città del Vaticano 2008, S. IX. Zu den hier einschlägigen Signaturen ebd. S. Lf., 5–9.

12 Walf (wie Anm. 10) S. 132, 205, 237, 242 Anm. 1000.

13 Nuntiaturberichte aus Deutschland, Die Kölner Nuntiatur, Bd. V 1, Nuntius Antonio Albergati 1610–1614, bearb. von W. Reinhard, München-Paderborn-Wien 1972, S. XXIV.

te.[14] Nach der Auflösung der Grazer Nuntiatur im Jahr 1622 wurde das Gebiet dem Amtsbereich der Nuntien in Wien angegliedert und diese erhielten eine besondere Fakultät, die sie ermächtigte, eigenständig Heiratsdispensen für Arme zu erteilen, wie sie z. B. beim Ehehindernis der Verwandtschaft verlangt waren und normalerweise über den bischöflichen Stuhl beantragt, von dort der Nuntiatur mitgeteilt und von der Datarie in Rom kostenfrei gewährt werden konnten.[15] Wir erfahren, daß die Vollmacht 1626 Nuntius Carafa verliehen wurde,[16] Nuntius Pallotto erhielt sie 1629[17] und Ciriaco Rocci[18] bekam sie ebenfalls, denn sein Nachfolger Baglioni beruft sich 1635 darauf, als er sie für sich beantragt.[19]

Eine von den Wiener Nuntien besonders häufig beantragte Fakultät ist daneben die zur Absolvierung von Duellanten. Der Ausbau der Heere in den Jahren seit Kriegsausbruch hatte mit sich gebracht, daß trotz weltlicher und kirchlicher Verbote insbesondere Duelle unter den Offizieren häufig wurden.[20] Carafa bat bereits 1621 zweimal um die Vollmacht zur Erteilung der Absolution in diesen

14 P. Paschini, Storia del Friuli, Bd. 2, Udine 1954, S. 339–347, 424 f.; J. Rainer, Das geplante Bistum Völkermarkt, Carinthia I 150 (1960) S. 804–834, hier 805; E. Marcon, La genesi dell'Arcidiocesi di Gorizia, Studi Goriziani 13 (1952) S. 119–171, hier 134–150.

15 NBD IV 4, 5, 7, ad ind. s. v. Heiratsdispensen.

16 Carafa an Hl. Offizium, 1626 Aug. 26, ACDF St. st. TT 1b fol. 183r (Dankschreiben).

17 Pallotto an Hl. Offizium, Laxenburg 1629 Mai 12, ACDF St. st. TT 1b fol. 275r–276v und fol. 314r (Anträge auf Erteilung diverser Fakultäten).

18 NBD IV 4, S. LIV, Anm. 41. – Ciriaco Rocci, um 1581–1651, Nuntius in Wien 1630–1634; NBD IV 4, S. XLIX–LXVI; NBD IV 5, S. XXI–XXVII; Squicciarini (wie Anm. 6) S. 160 f.

19 NBD IV 7, S. 159 Anm. 1.

20 Duellverbot des Kaisers Matthias von 1617 für die Erblande und das kaiserliche Heer in Zedlers Grosses Universal-Lexicon, Bd. 64, Leipzig-Halle 1750, Sp. 1369–1371, bekräftigt durch Dekret Ferdinands II. 1627 (dazu Huldigungsgedicht auf Ferdinand II. *Quod tam laeta* von Martin Opitz, *De sublata duellorum licentia*. Der Kaiser wird gepriesen, weil er die Erlaubnis zum Duell aufgehoben, also das Duell verboten habe: M. Opitz, Lateinische Werke 1624–1631, Bd. 2, hg. von V. Marschall/H.-G. Roloff u. a., Berlin-New York 2011, S. 82–85 Text, S. 353–356 Kommentar, dort S. 354 zur Datierung); W. Walter, Das Duell in Bayern, Frankfurt a. M.-Berlin 2002 (Rechtshistorische Reihe 250), S. 23 f. – Von Seiten der Kirche wurden in der Frühen Neuzeit wiederholt Duellverbote erlassen: Julius II., 24. Februar 1509, Bulle *Regis pacificis* (Bullarum, diplomatum et privilegiorum sanctorum Romanorum pontificum, editio Taurinensis, cura A. Tomassetti, Bd. 5, 1860, S. 474–477): Leo X., 23. Juli 1519, Bulle *Quem Deo* (a. a. O., S. 727–729); Pius IV., 13. November 1560, Bulle *Ea quae a praedecessoribus* (a. a. O., Bd. 7, 1862, S. 83–86); Gregor XIII., 5. November 1582, Bulle *Firmum ita* (a. a. O., Bd. 8, 1863, S. 399 f.); Gregor XIII., 5. Dezember 1582, Bulle *Ad tollendum* (a. a. O., S. 400 f.); Concilium Tridentinum, 3. Dezember 1563, sess. XXV, De reformatione generali, c. 19 *Detestabilis duellorum usus* (Conciliorum Oecumenicorum Decreta, ed. G. Alberigo, Bologna 1973, S. 795); Clemens VIII., 17. August 1592, Konstitution *Illius vices* (Magnum Bullarium Romanum, ed. L. Cherubinus, Bd. 3, Lyon 1692, S. 13 f.). Zur kanonistischen Beurteilung des Duells F. L. Ferraris, Art. Duellum, in: Prompta Bibliotheca canonica, Bd. 3, Paris 1861, Sp. 339–362; L. Falletti, Art. Duel, in: Dictionnaire de droit canonique, Bd. 5, Paris 1953, Sp. 3–49; Reinhard (wie Anm. 13), S. 177 Anm. 5; G. Angelozzi, Das Verbot des Duells – Kirche und adeliges Selbstverständnis, in: P. Prodi/W. Reinhard (Hg.), Il con-

Fällen[21] und Pallotto korrespondierte darüber 1629.[22] In seinen Anträgen ist ausgeführt, daß er insbesondere auch die Möglichkeit brauche, seine Absolutionsvollmacht zu delegieren, da Wien und die Nuntiatur für die Betroffenen oft nicht erreichbar waren. Ob Pallotto diese Lizenz noch erhielt, wissen wir nicht. Daß Rocci die Absolutionsvollmacht einschließlich der Möglichkeit ihrer Delegierung für drei Jahre besaß, ist dagegen erwiesen, da er nach deren Ablauf um Verlängerung bittet und dabei auch auf die Häufigkeit derartiger Fälle hinweist.[23] Aus seiner Amtszeit kennen wir einen besonders aufsehenerregenden Ehrenhandel, der mit Einzelheiten bekannt ist, da er auch die Nuntiaturberichte des Jahres 1633 beschäftigt: Prinz Borso d'Este,[24] ein Onkel des regierenden Herzogs von Modena, hatte Graf Terzki, einen der engsten Vertrauten und Schwager Wallensteins,[25] zum Duell gefordert, nachdem es im Februar zwischen ihnen zu einem Konflikt gekommen war um Höhe und angemessene Form der Entschädigung für ein Regiment, das Terzki dem Prinzen überließ.[26] Der Kaiser schaltete sich ein und sandte eigens einen Kurier ins Feld, um die Sache abzuwenden, und Kardinalnepot Francesco Barberini hätte es richtig gefunden, wenn auch Rocci einen Boten zu den Kontrahenten geschickt hätte, um vermittelnd einzugreifen.[27] Das Duell, dessentwegen Rocci zwei Feldgeistliche mit Absolutionsvollmachten ausstattete, fand schließlich in einer Weise statt, bei der Blutvergießen vermieden wurde. Nach dem, was in Wien erzählt wurde, hatte Wallenstein sich geweigert, es zu verbieten, aber Gallas und Piccolomini sorgten für einen glimpflichen Verlauf: Das Duell wurde nach dem ersten Schußwechsel, bei dem beide Kontrahenten nicht getroffen hatten, für beendet erklärt. Gerüchtweise hieß es auch, es sei nicht scharf geschossen worden, sondern mit Papierkugeln, und Beobachter seien mit dem Verlauf unzu-

---

cilio di Trento e il moderno, Bologna 1996 (Annali dell'Istituto Storico Italo-Germanico 45), S. 211–240; Dizionario storico dell'Inquisizione (wie Anm. 4), Bd. 1, S. 514 f. (M. Cavina).

21 Carafa an Hl. Offizium, 1621 Aug. 21 und Okt. 9, ACDF St. st. TT 1b fol. 39r und fol. 24r.

22 Wie Anm. 17. Notizen zu Fakultätsverleihungen von 1629 Jan. 28, März 29 und Mai 31: ACDF St. st. TT 1b fol. 447r.

23 Rocci an Antonio Barberini d. Ä., Hl. Offizium, 1633 Nov. 5, ACDF St. st. TT 1b fol. 513r.

24 Borso d'Este, 1605–1657, Bruder des dem Kapuzinerorden beigetretenen ehemaligen Herzogs Alfonso III. von Modena (reg. 1628–1629), trat 1632 zusammen mit seinem Bruder Foresto in die kaiserliche Armee ein; NBD IV 5, S. 384 Anm. 5.

25 Adam Erdmann (1628 Reichsgraf) Trčka z Lípy (Terzki), ca. 1599–1634, 1630 Oberst, 1633 Feldmarschall-Leutnant, verh. 1627 mit Maximiliana von Harrach, einer Schwester der Ehefrau Wallensteins; ADB, Bd. 38, Leipzig 1894, S. 537–549 (Hallwich); K. Keller/A. Catalano (Bearb., unter Mitarbeit von M. Romberg), Die Diarien und Tagzettel des Kardinals Ernst Adalbert von Harrach (1598–1667), Bd. 1, Wien-Köln-Weimar 2010 (Veröffentlichungen der Kommission für neuere Geschichte Österreichs 104), Stammbaum im Rückendeckel.

26 NBD IV 5, S. 710 f. Anm. 3.

27 Barberini an Rocci, 1633 Juli 30, BAV Barb. 7065 fol. 125r–v; Barberini an Grimaldi, außerordentlicher Nuntius in Wien, 1633 Aug. 15, BAV Barb. 7078 fol. 110r–v; Grimaldi an Barberini, 1633 Sept. 3, BAV Barb. 6980 fol. 132r–v, 133v–135r.

frieden gewesen. Jedenfalls wurde bei einem feierlichen Bankett im Quartier Terzkis anschließend die Eintracht wiederhergestellt.[28] – Am häufigen Vorkommen tödlicher Duelle änderte der ungefährlich verlaufene, spektakuläre Fall aber nichts.[29] Roccis Nachfolger Baglioni schreibt gleich zu Beginn seiner Amtszeit über das Problem der ihm fehlenden Absolutionsfakultät für Duellanten, und in seinem Fall erfahren wir auch die Entscheidung des Heiligen Offiziums, die besagte, der Nuntius solle die Vollmacht für die bereits an ihn herangetragenen Fälle erhalten und zugleich für 20 künftige Fälle.[30] Der Bedarf wiederholte sich in ähnlicher Weise auch noch unter seinem Nachfolger Mattei,[31] der 1643 ausdrücklich auf den Krieg hinweist und betont, daß die ihm zugestandenen 20 Absolutionsvollmachten keinesfalls ausreichten.[32]

In anderer Weise zeitbedingt war es, daß auch die Fakultät zur Erteilung der Absolution *ab haeresi* und zu deren Weitergabe wiederholt beantragt wurde.[33] Sie wurde gebraucht, um zur Konversion bereite Protestanten in aller Form in die katholische Kirche aufzunehmen, und findet sich im Zusammenhang mit gegenreformatischen Maßnahmen in Innerösterreich in der Korrespondenz der Grazer Nuntiatur öfters erwähnt.[34] Ähnlich ist die Situation im Bistum Augsburg, wo Bischof von Knöringen betont, daß das Bedürfnis nach dieser Lizenz sehr angewachsen sei seit der Konversion Pfalzgraf Wolfgang Wilhelms,[35] der seit 1615 die Rekatholisierung seines

28 Grimaldi an Barberini, 1633 Aug. 20, BAV Barb. 6980 fol. 125r–v, 128r–131r; Rocci an Barberini, 1633 Sept. 24, BAV Barb. 6973 fol. 111r–v, 116r–117r; Avvisi aus Wien, 1633 Aug. 13, ASV Segr. Stato, Avvisi 137 (unfol.).

29 Rocci an Antonio Barberini d. Ä., Hl. Offizium, 1633 Nov. 5, ACDF St. st. TT 1b fol. 513r: Bitte um Erneuerung der Fakultät zur Erteilung der Absolution an Duellanten.

30 Baglioni an Antonio Barberini d. Ä., Hl. Offizium, Wiener Neustadt 1635 Feb. 3, ACDF St. st. TT 1b fol. 552r: *Vengono continui casi di penitenti che si trovano haver commessi duelli, per li quali si rendono incapaci d'assolutioni, né io posso conferire l'auttorità a confessori, perché non la trovo nelle facoltà datemi dalla Santità di Nostro Signore. Supplico però l'Eminenza Vostra farne parola con Sua Beatitudine, acciò giudicando la Santità Sua di honorarmi dell'auttorità suddetta possi Vostra Eminenza farmene consapevole, accertandosi che l'acquisto che si farà di molt'anime al Signor Iddio sarà di molto merito a Vostra Eminenza appresso Sua Divina Maestà per questa pietosa mezzanità.* Dorsalnotiz fol. 553v: *Il solito è che si concede la detta facoltà* in casibus de preterito *et anche per qualche numero de casi avvenire, ma pochi, come s'è fatto col nuntio di Torino, coll'inquisitore di Malta et anche con l'istesso nuntio di Germania.* (Andere Hand:) *Sua Sanctitas concessit nuntio apost. apud Caesarem facultatem absolvendi duellantibus de preterito necnon pro 20 casibus de futuro.*

31 Gaspare Mattei, 1577–1650, Nuntius in Wien 1639–1644; Squicciarini (wie Anm. 6), S. 165f.; K. Repgen, Die römische Kurie und der Westfälische Friede, Tübingen 1962 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 24), ad ind.

32 Mattei an Hl. Offizium, 1643 Jan. 24, ACDF St. st. TT 1b fol. 678r.

33 Schmidt (wie Anm. 4), S. 420f.; Mergentheim (wie Anm. 9), 2, S. 89–92; Fosi, Procurar (wie Anm. 5), S. 347–356; Fosi, Frontiere (wie Anm. 2), S. 261–263, 269–271.

34 Rainer (wie Anm. 4), S. 118f.; Zingerle (wie Anm. 4), S. 6f., 14f., 245, 250, 252, 261, 274, 284, 297.

35 Wolfgang Wilhelm, 1578–1653, 1614 Pfalzgraf von Neuburg, Hz. von Jülich und Berg; W. Volkert, Pfälzische Zersplitterung. Das Fürstentum Pfalz-Neuburg und seine Nebenlinien, in: M. Spindler

Herrschaftsgebiets Pfalz-Neuburg betreibt.[36] Dem Nuntius in Köln wurde sie 1614 nur für einen Einzelfall erteilt,[37] doch scheint auch hier der Bedarf angestiegen zu sein, denn wir erfahren, daß einer seiner Nachfolger 1625 die Fakultät in allgemeiner Form innehatte.[38] Zu beobachten ist, daß diese seit langem wenig systematisch einerseits über die mit ihr ausgestatteten Nuntien, andererseits aber auch durch Bischöfe und Ordensleute ausgeübt bzw. delegiert werden konnte, was zur Zeit des Nuntius Pallotto in Wien zu schwerem Unfrieden führte. Gegen Ende seiner Amtszeit führte er um diese und andere ihm vom Heiligen Offizium erteilte Vollmachten einen heftigen, grundsätzlichen Streit mit dem Ortsbischof, Kardinal Klesl.[39] Unter den Dingen, die er als Amtspflichtverletzungen Klesls anführte, befand sich auch der Vorwurf, er und sein Generalvikar[40] erteilten Absolutionsvollmachten *ab haeresi*, auch *ad relapsos*, ohne dazu berechtigt zu sein.[41] Bemerkungen auf den Schreiben und auf angehef-

(Hg.), Handbuch der bayerischen Geschichte, München ³1995, Bd. 3.3, S. 130f.; B. Fries-Kurze, Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, in: Lebensbilder aus dem Bayer. Schwaben 8 (1961), S. 198–227; Schmidt (wie Anm. 4), S. 422f. Anm. 53; E.-O. Mader, „... wegen unserer conversion irr und Perplex gemacht". Wahrnehmungen, Darstellungen und Vorbedingungen der Konversion des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg (1613/14), in: Düsseldorfer Jahrbuch 75 (2004/2005) S. 109–141; Ders., Die Konversion Wolfgang Wilhelms von Pfalz-Neuburg. Zur Rolle von politischem und religiös-theologischem Denken für seinen Übertritt zum Katholizismus, in: U. Lotz-Heumann/J.-F. Mißfelder/M. Pohlig (Hg.), Konversion und Konfession in der Frühen Neuzeit, Gütersloh 2007 (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 205), S. 107–146.

36 Knöringen an Hl. Offizium, Dillingen 1621 März 31, ACDF St. st. TT 1b fol. 27r–35r. – Heinrich von Knöringen, 1570–1646, 1599–1646 Bf. von Augsburg; E. Gatz (Hg.), Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches, Bd. 1448 bis 1648, Berlin 1996, S. 372f. (P. Rummel).

37 Nuntiaturberichte aus Deutschland, Die Kölner Nuntiatur, Bd. V 2, Nuntius Antonio Albergati 1614–1616, bearb. von P. Schmidt, München-Paderborn-Wien 2009, S. 108 Nr. 1226.

38 Nuntiaturberichte aus Deutschland, Die Kölner Nuntiatur, Bd. VII 1, Nuntius Pier Luigi Carafa 1624–1627, bearb. von J. Wijnhoven, München-Paderborn-Wien 1980, S. 298f. Nr. 430.

39 Melchior Klesl, 1552–1630, 1613 Bischof von Wien, 1615 Kardinal; Gatz (wie Anm. 36), S. 367–370 (J. Weißensteiner). Zu seinem Konflikt mit dem Nuntius H. Tüchle, Die Wiener Karfreitagskommunion von 1630. Zugleich ein Beitrag zum Früh-Episkopalismus, in: V. Flieder (Hg.), Festschrift Franz Loidl, Wien 1970, S. 396–412; R. Becker, Die Wiener Nuntiatur um 1630. Spannungen in den Beziehungen zwischen Kardinal Klesl und Nuntius Pallotto, in: G. Fleckenstein/M. Klöcker/N. Schloßmacher (Hg.), Kirchengeschichte. Alte und neue Wege. FS Christoph Weber, Frankfurt am Main/Berlin 2008, Bd. 1, S. 215–245; J. M. Kritzl, „Sacerdotes incorrigibiles"? Die Disziplinierung des Säkularklerus durch das Passauer Offizialat unter der Enns von 1580 bis 1652 im Spiegel der Offizialatsprotokolle, Diss. Wien 2012, S. 50–66. – Zu Streitigkeiten in derselben Sache zur Zeit Carlo Carafas I. Fosi, Convertire lo straniero. Forestieri e Inquisizione a Roma in età moderna, Roma 2011 (La Corte dei Papi 21), S. 128 Anm. 49.

40 Tobias Schwab, 1613–1640 Generalvikar und Offizial des Bischofs von Wien; Gatz (wie Anm. 36) S. 653 (J. Weißensteiner).

41 NBD IV 4, S. 140 Anm. f; K der Meldung in ACDF St. st. TT 1b. – Absolutionsvollmachten für Pallotto von 1628 Nov. 18 in BAV Barb. 6336 fol. 319r und von 1629 Jan. 28 in ACDF St. st. TT 1b (wie Anm. 22); Dankschreiben von 1629 Feb. 17 in: NBD IV, Nuntiatur des Pallotto, 2 Bde., bearb. von H. Kiewning, Berlin 1895, 1897, Bd. 2, S. 60.

teten Zetteln, die die Inquisitionsbehörde hinzufügte, lassen erkennen, daß man in Rom die Sache ernsthaft prüfte und Belege dafür fand, nach denen Klesl sich im Recht befand, da man ihm 1625 entsprechende Fakultäten verliehen hatte.[42] Der Nuntius hatte sich allerdings nicht nur an das Heilige Offizium gewandt; er bemüht sich auch selbst um eine Klärung der Sachlage und kommt zu dem Ergebnis, daß Klesls Praxis der Absolutionsgewährung doch geduldet werden könne. Die Fälle rückfälliger Häretiker, die ohne öffentliches Aufsehen *in foro conscientiae* absolviert worden waren, seien zu unterscheiden von solchen, bei denen eine öffentliche Abschwörung stattgefunden hatte – ein Vorgang, der im Reich nicht üblich war.[43] Unter den weiteren Klagen Pallottos über Maßnahmen Klesls, die er mißbilligt, wiederholt er seinen die Absolutionspraxis betreffenden Vorwurf danach nicht mehr.

Ein anderes Problem bestand für den Nuntius allerdings weiter. Da das Recht der Absolution von der Häresie zu den päpstlichen Reservatrechten gehörte und darum auch in der Bulle *In Coena Domini* enthalten war,[44] nahm er Anstoß daran, daß der passauische Offizial von Kirchberg,[45] wie Pallotto ein ausgewiesener Jurist, die Lizenzen zur Erteilung der Absolution *auctoritate ordinaria*, also nicht auf Grund speziell verliehener Fakultäten erteilte.[46] Der Offizial vertrat die Auffassung, daß die Ordinarien dieses Recht von Amts wegen besaßen, und gab die Lizenzen in gedruckter Form aus. Um sich abzusichern, hatte er nicht nur dem Nuntius ein Schriftstück zukommen lassen, in dem er diese Auffassung vertrat, sondern darüber hinaus durch den Agenten des Bischofs von Passau eine Anfrage an die päpstliche Pönitentiarie richten lassen, nach deren Stellungnahme Pallotto sich im März 1630 in Rom erkundigte.[47]

---

42 ACDF St. st. TT 1b fol. 281r, 288v, 328r.

43 Pallotto an Antonio Barberini d. Ä., Hl. Offizium, 1630 Juli 27, ACDF St. st. TT 1b fol. 285r–286r, nach Registerüberlieferung ediert in NBD IV 4, S. 223f. Nr. 66.3; Becker, Spannungen (wie Anm. 39) S. 239 Anm. 129.

44 Die stets am Gründonnerstag verkündete Bulle *In Coena Domini* enthielt eine Aufzählung von Exkommunikationssentenzen, von denen zu absolvieren päpstliches Reservatsrecht war; Dictionnaire de Droit Canonique, Bd. 2, Sp. 1132–1136 (F. Claeys-Boúúaert); LThK, Bd. 1, ³2006, S. 35 s. v. Abendmahlsbulle (P. Leisching); Dizionario storico dell'Inquisizione (wie Anm. 4) Bd. 2, S. 774f. (S. Pagano). Text dat. 1627 April 1: Bullarum ... ed. Taurinensis (wie Anm. 20) Bd. 13 (1868), S. 530–537; Texte von 1633 und 1634 in ASV Sec. Brev. 966 fol. 159 und fol. 829.

45 Karl von Kirchberg, 1617–1636 Offizial des Bischofs von Passau für das Land unter der Enns mit Sitz in Wien bei der Kirche Maria Stiegen (Maria am Gestade); T. Wiedemann, Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Lande unter der Enns, Prag-Leipzig 1886, Bd. 5, S. 542f.; Kritzl (wie Anm. 39), S. 66–69.

46 Erwähnt Burkardt/Schwerhoff, Deutschland (wie Anm. 4), S. 38 Anm. 109; Schmidt (wie Anm. 4), S. 421; Becker, Spannungen (wie Anm. 39), S. 221 Anm. 32.

47 Anfrage *(Queritur: An sequentes incurrant excommunicationem Bullae Cenae Domini vel potius absolvi possint ab ipsis locorum ordinariis sive ab aliis confessariis qui ab illis sunt approbati)* mit – der Ansicht Kirchbergs zustimmender – Antwort des Pönitenziars erhalten im Nachlaß Pallottos (NBD IV 4, S. 103f. Nr. 20.2) und in Wien, Diözesanarchiv, Reformation/Gegenreformation II, 1585–1630 (unfol., irrtümlich unter Akten des Jahres 1627).

Der Nuntius ließ die Frage aber auch von sich aus prüfen und beauftragte Wiener Theologen, ein Gutachten auszuarbeiten, das er unter dem Titel *Quaestio: An liceat episcopis concedere facultatem absolvendi ab haeresi* an das Heilige Offizium übersandte.[48] In seinem Begleitschreiben stellt er klar, daß Kirchberg das Schriftstück gern gehabt hätte, daß er es ihm aber nicht gab, um nicht eine große Kontroverse vom Zaun zu brechen.[49] Er ließ es dagegen von einer ganzen Reihe von Theologen unterzeichnen, von denen er erwartete, daß sie die darin vertretene Ansicht in ihren Orden durchsetzten. Den Offizial forderte er dagegen auf, sich bei der Erteilung seiner Lizenzen doch auf ihm verliehene Fakultäten des Heiligen Offiziums zu berufen.

Über die Frage, die Pallotto beschäftigte, und über weitere Unklarheiten bei der Vergabe der Nuntiaturvollmachten wurde in den folgenden Jahren in den Kongregationen des Heiligen Offiziums und der Propaganda Fide beraten und eine Revision der Fakultätenformularien erarbeitet.[50] Das im Auftrag Pallottos ausgearbeitete Schriftstück ist aber aus einem anderen Grund von Interesse: Die Liste seiner Unterzeichner nennt uns die Namen jener Wiener Theologen, von denen wir annehmen können, daß sie der Nuntiatur nahestanden oder daß der Nuntius in seiner Kampagne gegen Klesl ihre Unterstützung für wichtig hielt. Es sind der Kapuziner Valerianus Magni,[51] die Barnabiten Linus Vacchi und Fulgentius Chioccarius,[52] der Franziskaner-Konventuale Ottaviano da Ravenna,[53] die Dominikaner Joannes de Valdespina[54] und Petrus Caria

48 Text des Gutachtens in ACDF St. st. TT 1b fol. 292r–311v (ohne Datum, Kopie). Dorsalnotiz: Die Sache wurde am 29. August 1630 *coram Sanctissimo* besprochen und wird weiter untersucht.

49 Wie Anm. 43. Bereits im April war Pallotto seine Ablösung durch Ciriaco Rocci angekündigt worden; NBD IV 4, S. 159 Nr. 36.1.

50 Mergentheim (wie Anm. 9), 2, S. 60–80.

51 Valeriano Magni, 1586–1661, bedeutender Kontroverstheologe und Philosoph, vielfach auch diplomatisch tätig, seit 1626 Leiter der Mission in Böhmen; LThK, Bd. 6, ³2006, Sp. 1191 (L. Lehmann); NBD IV 4, 5, 7, ad ind.

52 Lino Vacchi, aus Mailand, 1629 nach Wien entsandt als Provinzial der Barnabiten, † 1643; NBD IV 4, S. 557 Anm. 5; S. Pagano, Gerarchia barnabitica, Roma 1994, S. 33 Anm. 257, 185, 215. Fulgenzio Chioccari, 1630 Provinzial; ebd. S. 215. Zu den Streitigkeiten der erst 1625 nach Wien gekommenen Barnabiten mit der bischöflichen Kurie Tüchle (wie Anm. 39), S. 404; Becker, Spannungen (wie Anm. 39), S. 227–229; NBD IV 4, S. 122 Anm. 25, 139 Anm. 4.

53 Ottaviano Camerano da Ravenna, 1627–1634 Mitglied der theologischen Fakultät, 1627 Dekan; K. Hörmann, Inhaber der ersten moraltheologischen Lehrkanzel 1622–1640, in: Studien zur Geschichte der Universität Wien (ohne Hg.), Bd. 2, Graz-Köln 1965, S. 7–40, hier 18, 24–28; Repgen (wie Anm. 31), ad ind.; R. Becker, Die Wiener Nuntiatur im Dienst der Propaganda-Kongregation, in: QFIAB 88 (2008) S. 369–419, hier 381 Anm. 42, 398–401.

54 Juan de Valdespina war 1625–1627 außerordentlicher Professor für Moraltheologie (Kasuistik), dann für Altes Testament, 1635 nach Rom berufen; NBD IV 7, S. 138 Anm. a; NBD IV 5, S. 92 Anm. 7; Hörmann (wie Anm. 53) S. 15–24, 36; Repgen (wie Anm. 31) ad ind.

(?) und die Jesuiten Michael Sumerecker,[55] Eustachius Paganus,[56] Scipio Scambatus,[57] Joannes Gomez Agraz,[58] Balthasar Corderius,[59] Alphonsus Seidetti[60] und Henricus Philippi.[61] Es fällt auf, daß sich unter den genannten Ordensleuten viele Jesuiten und bedeutende Gelehrte der Wiener Universität befinden. Da sich unter den Verfassern eines anderen theologischen Gutachtens, das – im Laufe der weiteren Streitigkeiten mit Pallotto – Kardinal Klesl in Auftrag gab, ebenfalls Professoren befanden,[62] ist damit offensichtlich, daß der Konflikt auch in die Universität hineingetragen wurde.

Anders als im Fall der Kölner Nuntiatur, in deren Amtsbereich die Frankfurter Buchmesse und die bedeutenden Kölner Verlagshäuser lagen,[63] deutet nur wenig

---

55 Michael Sumerecker (Summeregger), 1611–1680, Mitglied der Fakultät 1628, 1634 Provinzial für Österreich; A. Wappler, Geschichte der theologischen Fakultät der k. k. Universität zu Wien, Wien 1884, S. 386; B. Duhr, Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge, Bd. 2, 2 Teile, Freiburg i. Br. 1913, ad ind.; R. Bireley, Religion and Politics in the Age of the Counterreformation, Chapel Hill 1981, S. 88–91; L. Lukács, Catalogi personarum et officiorum provinciae Austriae S. I., Romae 1982 (Monumenta Historica Societatis Iesu 125), S. 762f.

56 Eustachio Pagano, 1590–1656, aus Neapel, 1627 Mitglied der Fakultät, 1631 Dekan; Duhr (wie Anm. 55), Teil 2, S. 241f.; Hörmann (wie Anm. 53), S. 21, 28; Lukács (wie Anm. 55), S. 696.

57 Scipione Sgambati, 1595–1652, aus Neapel, 1628–1633 Universitätsprofessor in Wien, Beichtvater Pallottos, 1633 als *Historicus Caesareus* bezeichnet; NBD IV 4, S. 222 Anm. 1f.; Wappler (wie Anm. 55), S. 386; Duhr (wie Anm. 55), Teil 2, S. 416; Lukács (wie Anm. 55), S. 752.

58 Juan Gomez Agraz, 1595–1648, 1628 Mitglied der Fakultät, Autor eines *Tractatus de sacramentis* 1636; J. Wichner, Kloster Admont und seine Beziehungen zur Wissenschaft und zum Unterricht, 1892, S. 89; Lukács (wie Anm. 55), S. 534.

59 Balthasar Cordier, 1592–1650, aus Antwerpen, Mitglied der Fakultät 1628, Exeget und Herausgeber patristischer Werke; The Catholic Encyclopedia, 1913, Bd. 4 (Bechtel); Wappler (wie Anm. 55), S. 386; Hörmann (wie Anm. 53), S. 26; Lukács S. 563.

60 Alphons Seidetti, 1578–1639, 1624 Rektor in Graz, 1627 in Wien Dekan, Hörmann (wie Anm. 53), S. 14, 18, 21, 27; Duhr (wie Anm. 55), Teil 2, S. 217; Lukács (wie Anm. 55), Bd. 1, S. 784.

61 Heinrich Philippi, 1575–1636, aus Luxemburg, seit 1625 Beichtvater König Ferdinands III., 1626 Professor für Altes Testament, Dekan 1628, Autor von Werken zur Chronologie des Alten Testaments; Wappler (wie Anm. 55), S. 384f.; Duhr (wie Anm. 55), Teil 2, S. 230–232; Bireley (wie Anm. 55), ad ind.; Hörmann (wie Anm. 53), S. 22; Lukács (wie Anm. 55), Bd. 1, S. 750.

62 Zu dem Gutachten Klesls Tüchle (wie Anm. 39), S. 400–407; Becker, Spannungen (wie Anm. 39), S. 237f. Unter den Autoren genannt wird P. Eustach Steinaperger SJ, 1586–1654, Mitglied der Fakultät 1627, Dekan 1630; Hörmann (wie Anm. 53), S. 14, 35; Lukács (wie Anm. 55), S. 756. Ob der ebenfalls genannte Kanonist P. Lucas und die namentlich nicht genannten Doktoren der Theologie und des weltlichen Rechts der Universität angehörten, ist unklar. Klesl als Bischof von Wien war Kanzler der Universität, sein Offizial Schwab fungierte auch dort gelegentlich als sein Vertreter; Hörmann S. 26f.

63 Schmidt, Nuntiaturberichte (wie Anm. 37), S. XLIIIf.; R. Becker, Die Berichte des kaiserlichen und apostolischen Bücherkommissars Joh. Ludwig von Hagen an die römische Kurie, in: QFIAB 51 (1971), S. 422–465, hier 450–457; Wijnhoven (wie Anm. 38) Bde. 1–4, ad ind. s. v. Buchzensur; Fosi, Procurar (wie Anm. 5), S. 339f. Zu den Bücherverboten allg. M. Cavarzere, Das alte Reich und die römische Zensur in der Frühen Neuzeit: ein Überblick, in: Burkardt/Schwerhoff, Tribunal (wie Anm. 2), S. 307–334; D. Burkard, Repression und Prävention. Die kirchliche Bücherzensur in

darauf hin, daß auch in Wien die Zensurbestrebungen von Inquisition und Indexkongregation eine große Rolle gespielt haben. Ein Beispiel dafür, daß sie gelegentlich vorkamen, findet sich im Jahr 1623, als allen Nuntien ins Gedächtnis gerufen wird, daß bereits seit 1611 ein allgemeines Verbot gelte, weitere Traktate zu dem seit Jahrzehnten ungelösten, auch durch die Kongregation *de auxiliis* nicht entschiedenen Gnadenstreit zu publizieren,[64] und Carlo Carafa sagt zu, die Mahnung an Bischöfe und Ordensobere weiterzugeben.[65] Die Erinnerung wird danach noch zweimal wiederholt.[66] Ein *bando* von 1632 – ein Plakatdruck mit Angabe von sieben indizierten Buchtiteln, wie er üblicherweise in Rom öffentlich angeschlagen wurde – findet sich in den Wiener Bistumsakten.[67] Ob er über die Nuntiatur an die bischöfliche Kurie gelangt war, ist aber nicht erkennbar. Nach dem Ende des Galilei-Prozesses ging dagegen allen Nuntiaturen ein ausdrückliches Verbot von dessen *Dialogi* zusammen mit dem Werk des Kopernikus *De revolutionibus orbium celestium* zu.[68] Rocci verspricht, die Verbote insbesondere bei den Professoren der Philosophie und der Mathematik zu verbreiten.[69] Zu dem, was sich in seiner Korrespondenz darüber hinaus an Druckschriften erwähnt findet, kennen wir keine Äußerungen des Heiligen Offiziums. Da es dabei um politische Streit- und Schmähschriften geht,[70] ist auch nicht anzunehmen, daß es damit befaßt war.

Deutschland (16.–20. Jahrhundert), in: H. Wolf (Hg.), Inquisition, Index, Zensur, Paderborn-München-Wien ²2003 (Römische Inquisition und Indexkongregation 1), S. 305–327.

64 Repertorium circularium, ACDF St. st. N 4b fol. 8r, 1623 Nov. 1.

65 Carafa an Hl. Offizium, 1623 Nov. 25, ACDF St. st. TT 1b fol. 77r. Zu der dogmatischen Kontroverse um die Rechtfertigungslehre des Trienter Konzils, die zugleich ein Zwist zwischen Jesuiten- und Dominikanerorden war, LThK, Bd. 4, Freiburg i. Br. ³2006, S. 798 (L. Scheffczyk).

66 Repertorium (wie Anm. 64), fol. 9r, 1625 Juni 28, und fol. 10r, 1626 Aug. 8.

67 Wien, Diözesanarchiv, Reformation/Gegenreformation II, 2. Karton 1631–1699, 1. Fasz., dat. 1632 Sept. 9. Als erster Titel sind aufgeführt *Ioannis Bapt. Poza SJ Cantabri Opera omnia*. Zu dem Werk K. Jaitner (Bearb.), Kaspar Schoppe. Autobiographische Texte und Briefe, München 2012, Bd. II/4, S. 1962 Anm. 1 f.

68 Repertorium (wie Anm. 64), fol. 12r, 1633 Juli 2; S. Pagano, I documenti Vaticani del processo di Galileo Galilei, 1611–1741, Città del Vaticano ²2009 (Collectanea Archivi Vaticani 69), S. 100 f. Nr. 47, 158 f. Nr. 113; Schwedt (wie Anm. 4), S. 57; Art. Copernicanesimo, in: Dizionario storico dell'Inquisizione (wie Anm. 4), Bd. 1, S. 408–413 (F. Motta).

69 Pagano, Documenti (wie Anm. 68), S. 114 Nr. 65.

70 Es handelt sich um das antispanische Pamphlet *Protrita impietas sive odiorum in Francos extincta pernicies* von Jacopo Gaufrido (Mayer, Bureaucracy, wie Anm. 1, S. 91), um unter dem Pseudonym Zambeccari erschienene Streitschriften des spanischen Gesandten in Venedig, conde de la Roca, *Gli intrighi del nostro tempo* und *Al grande, al pio, al beatissimo padre Urbano VIII* (B. Cinti, Letteratura e politica in Juan Antonio de Vera, ambasciatore spagnolo a Venezia, Venezia 1966, S. 37, 92), und um die die Beseitigung Wallensteins fordernde Schrift *Exhortatio angeli provincialis* (Repgen, wie Anm. 31, S. 310 Anm. 41); Barberini an Rocci, 1633 Juni 18, BAV Barb. 7065 fol. 113r; Rocci an Barberini, 1633 Nov. 19, BAV Barb. 6973 fol. 179r–v, 184r–185v; Barberini an Rocci, 1634 Aug. 3, BAV Barb. 7067 fol. 10r; Rocci an Barberini, 1634 Jan. 14, BAV Barb. 6974 fol. 11r–v, 16r–17v.

Häufig kommt dagegen der Wunsch zur Sprache, die Fakultät zur Erteilung der Dispens zum Lesen verbotener Bücher und zur Weitergabe dieser Vollmacht zu erhalten.[71] Nuntius Carlo Carafa beantragte sie sogleich im ersten Jahr seiner Amtstätigkeit.[72] Ein Grund für das Bedürfnis lag ohne Zweifel in der Sorge, daß in den von der Gegenreformation erreichten Gebieten konfessionelle Streitgespräche nicht vermieden werden konnten und daß sie die Kenntnis der Argumente der Gegner erforderten. Don Florio Cremona, einer der ersten Barnabiten im Nuntiaturgebiet, nahm sogar an, auch das Heilige Offizium in Rom könnte sich mit Kontroversen dieser Art beschäftigen. Er schreibt 1627, er habe in einer Prager Pfarrei zusammen mit einem Karmeliter alle häretischen Bücher – es handelte sich nach seiner Meinung vorwiegend um „hussitische" Literatur – eingesammelt. Er hat sie nicht vernichtet, sondern aufgehoben für den Fall, daß man sie in Rom studieren will, um sie zu widerlegen.[73]

Nuntius Pallotto bewirbt sich 1629 um diese Fakultät.[74] Er besaß und benutzte sie aber auch schon vorher, denn die Frage der Dispens zum Lesen verbotener Bücher hatte wie die der Absolutionsvollmacht *ab haeresi* zu seinem Zerwürfnis mit Kardinal Klesl beigetragen. Es scheint, daß dieser in früheren Jahren selbst über die benötigte Vollmacht verfügte, daß sie für ihn aber nicht verlängert worden war. Er hatte im Januar an das Heilige Offizium geschrieben, man möge eine Person bestimmen, die diese Lizenz erteilen könne, und erhielt von Kardinal Millini die Antwort, er solle die Petenten zum Nuntius schicken, da dieser die nötige Fakultät in Händen habe.[75] Für Klesl war dies der Anlaß zu einem tief empörten Brief, in dem er ausführt, wie unzumutbar und entwürdigend es sei, daß er, ein altgedienter Kardinal, dem der Kaiser die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten im ganzen Land in die Hände gegeben habe, gezwungen sei, selbständige Amtshandlungen zu unterlassen und der Ent-

71 Mergentheim (wie Anm. 9), 1, S. 105f. Vordruck für Erteilung der Absolutionsvollmacht *ab haeresi* und Erlaubnis zum Lesen verbotener Bücher aus der Zeit Baglionis in ASV Arch. Nunz. Vienna 13 fol. 50v–51r; Eintragungen jeden Falls, in dem der Vordruck benutzt wurde, ebd. fol. 53r–66v.

72 Carafa an Hl. Offizium, 1621 Aug. 21, ACDF St. st. TT 1b fol. 39r.

73 Cremona an Hl. Offizium, Prag 1627 Okt. 22, ACDF St. st. TT 1b fol. 229r. – Florio Cremona, 1592–1649, aus Mailand, Gründer der Ordensniederlassungen in Wien und Prag; H. Tüchle, Acta SC de Propaganda Fide Germaniam spectantia, Paderborn 1962, ad ind. s. v. Flori(d)us; Pagano, Gerarchia (wie Anm. 52), S. 157 Anm. 1008; Becker, Spannungen (wie Anm. 39), S. 227f.; NBD IV 6, Nr. 19.3 Anm. 3; A. Catalano, La Boemia e la riconquista delle coscienze, Roma 2005 (Temi e testi 55) ad ind.; E. Garms-Cornides, Pietà e eloquenza. Ecclesiastici italiani alla corte imperiale tra Sei- e Settecento, in: M. Bellabarba/J. P. Niederkorn (Hg.), Le corti come luogo di comunicazione/Höfe als Orte der Kommunikation, Bologna-Berlin 2010 (Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento. Contributi 24), S. 115f. Anm. 78.

74 Wie Anm. 17.

75 Klesl an Millini, Hl. Offizium, 1629 Jan. 27, ACDF St. st. TT 1b fol. 259r; Millini an Klesl, 1629 März 24, ebd. fol. 282r. – Giovanni Garzia Millini, ca. 1562–1629, ca. 1612–1629 Sekretär (Präfekt) der Inquisition; Mayer, Bureaucracy (wie Anm. 1), S. 43–50 und ad ind.; Giordano (wie Anm. 10) S. 206–209.

scheidung eines anderen zu überantworten, dem Land und Leute fremd sind. Er sehe darin eine Schädigung seiner Autorität und ein Zeichen von Mißtrauen, das er nicht verdient habe.[76] Ob Klesl für seine Beschwerde Verständnis fand und ob sie überhaupt beantwortet wurde, wissen wir nicht. Wahrscheinlicher ist, daß die Sache einfach bürokratisch behandelt wurde: Man erteilte ihm eine neue Fakultät, 30 zeitlich begrenzte Lizenzen an Diözesanen auszugeben.[77] In seinem Antwortschreiben erklärt Klesl zwar resignierend, daß er sich unterwerfen wolle. Er verteidigt sich aber noch einmal, indem er betont, daß er die Möglichkeit, Dispensen zum Lesen verbotener Bücher zu erteilen, stets restriktiv gehandhabt habe, und beharrt darauf, daß er es in jedem Fall falsch finde, Antragsteller an den Nuntius verweisen zu müssen.[78] Ohne Zweifel spricht er auf seine streitbare Weise manchen Amtsbrüdern aus der Seele. Auch Kardinal Dietrichstein umging gern den Weg über die Nuntiatur,[79] und ähnlich empfanden wohl andere Petenten, die die von ihnen angestrebten Dispensen direkt in Rom beantragten.[80]

Als weniger umstritten kann gelten, daß den Klerikern, die beauftragt waren, die Rekatholisierung protestantischer Gebiete voranzutreiben, ihre Missionsfakultäten über die Nuntiaturen übermittelt wurden.[81] Wir erfahren, daß Carlo Carafa 1624 die Vollmacht erhielt, Missionaren die Lizenz zu erteilen, vor Häretikern zu predigen.[82] Es gab aber auch auf diesem Feld Schwierigkeiten, wie aus Meldungen hervorgeht, die im Jahr 1629 von der Propaganda-Kongregation an das Heilige Offizium

---

76 Klesl an Hl. Offizium, 1629 Mai 12, ACDF St. st. TT 1b fol. 281r–v; ebd. fol. 283r mit gleichem Datum in dems. Sinn an einen weiteren Adressaten. – Zu Klesls noch weitergehenden und grundsätzlichen Klagen über die Beeinträchtigung seiner Autorität durch die Nuntien vgl. Tüchle (wie Anm. 39), S. 407; Fosi, Procurar (wie Anm. 5), S. 357–360; Klesl an Barberini, 1630 Aug. 31, BAV Barb. 6899 fol. 145r.

77 So Dorsalnotiz ACDF St. st. TT 1b fol. 289v, dat. 1629 Juni 7.

78 Klesl an Hl. Offizium, Wiener Neustadt 1629 Juli 7, ACDF St. st. TT 1b fol. 422r–v.

79 T. Parma, „Vi fu a farle riverenza a nome di Vostra Signoria Illustrissima". Franz Kardinal von Dietrichstein und seine römischen Agenten, in: M. Hengerer (Hg.), Abwesenheit beobachten, Konstanz 2013, S. 147–155, hier 155. – Sommario d'una lettera del p. Valeriano Magno capuccino scritta alla S. Congregatione de Propaganda Fide di Vienna 1629 sett. 8, ACDF St. st. TT 1b fol. 446r: ... *il s. card. Diatricstain, il quale con sue lettere delli 16 agosto avvisa ch'essendo concorse alla sua chiesa della Madonna di Loreto nel giorno dell'Assonta da 30 000 persone, [scrive che] havea bisogno della facoltà d'assolvere delli riservati almeno per tre confessori, italiano boemo e tedesco.*

80 An das Hl. Offizium direkt gerichtete Dispensanträge Bischof von Knöringens und des Abts von Sankt Lambrecht in der Steiermark in ACDF St. st. TT 1b fol. 27r–35r, 39r, 565r–v.

81 Zu Missionsfakultäten allg. Mergentheim (wie Anm. 9), 2, S. 65f., 72–77; Tüchle, Acta (wie Anm. 73), S. 96f., 286. Zur Erteilung der Missionsfakultäten durch Heiliges Offizium und Propaganda Fide G. Pizzorusso, La congrégation de la Propagande: une instance centrale pour l'élaboration d'un statut juridique du clergé missionnaire, in: P. Arabeyre/B. Basdevant-Gaudemet (Hg.), Les Clercs et les Princes. Doctrines et pratiques de l'autorité ecclésiastique à l'époque moderne, Paris 2013 (Études et rencontres de l'École des Chartes 41), S. 47–60.

82 Carafa an Hl. Offizium, 1624 März 23, ACDF St. st. TT 1b fol. 99r.

weitergegeben wurden. Zwar waren bereits im Januar und März Missionsfakultäten an Pallotto übersandt worden,[83] doch machten P. Valeriano Magni und Kardinal Dietrichstein darauf aufmerksam, daß die Missionare in Böhmen sich sehr wenig um die Restriktionen kümmerten, die ihnen durch die übliche Praxis der Fakultätenerteilung gesetzt waren. Der Kapuziner betont außerdem, daß die vom Nuntius den Missionaren verliehenen Lizenzen unzureichend seien, da sie nur Absolutionen von Häretikern und von Beteiligten an Duellen vorsahen, die übrigen Reservatfälle, für die sie ebenfalls benötigt würden, aber nicht umfaßten.[84] Es scheint, daß Pallotto daraufhin aufgefordert wurde, sich zu diesem Problem zu äußern. Er vertrat die Ansicht, daß die Missionare die Absolutionsvollmacht für die in der Bulle *In Coena Domini* reservierten Fälle insgesamt erhalten sollten[85] – nicht anders, als es mit Bezug auf Innerösterreich auch schon im Jahr 1600 für den Nuntius in Graz empfohlen worden war.[86] An der Art, wie das Heilige Offizium die Vergabe der Lizenzen für richtig hielt, änderte Pallottos Stellungnahme jedoch nichts. Sein Nachfolger Rocci hätte sich in seinem Antrag auf Verlängerung seiner Fakultät sonst sicher nicht darauf berufen, daß er diese in drei Jahren kaum gebraucht habe. Er gab sie nur weiter an Bischof Geißler von Wiener Neustadt und an die Ordensoberen der Jesuiten.[87]

Ein die Wiener Nuntiatur wiederholt beschäftigendes Thema war daneben auch der Bedarf an Seelsorgern in dem ausgedehnten Gebiet des Bistums Passau. Pallotto wird vom Heiligen Offizium zunächst aufgefordert, sich zu vergewissern, ob der Priestermangel so gravierend sei, wie ihn der Bistumsadministrator[88] und das Kapitel schildern. Für den Fall, daß dies zutrifft, wird die 10 Jahre gültige Fakultät erteilt, Ordenspriestern die Lizenz zur Übernahme von Pfarreien zu geben und ihnen zu erlauben, an Sonn- und Festtagen zweimal zu zelebrieren.[89] Pallotto bestätigt danach, er werde, wie es eingeführt ist, den in der Seelsorge eingesetzten Regularklerikern die entsprechenden Fakultäten Jahr für Jahr erneuern,[90] und erbittet die Erlaubnis zur zweimaligen Zelebration auch für die Weltpriester.[91] Wie vorhersehbar, entstanden

83 Wie Anm. 17; Tüchle, Acta (wie Anm. 73), S. 234.
84 Sommario (wie Anm. 79), fol. 444r.; Fosi, Procurar (wie Anm. 5), S. 351.
85 Pallotto an Hl. Offizium, 1630 Sept. 14, ACDF St. st. TT 1b fol. 443r.
86 Rainer (wie Anm. 4), S. 120 f. Nr. 82.
87 Rocci an Antonio Barberini d. Ä., Hl. Offizium, 1633 Okt. 8, ACDF St. st. TT 1b fol. 511r., 512r. Übertragung der Fakultät an Geißler, 1632 Mai 6, in ASV Arch. Nunz. Vienna 10 fol. 45r–47r, an die Jesuiten in Graz, 1632 Juli 3, ebd. fol. 62v–64r. – Matthias Geißler, ca. 1581–1639, 1631 Bischof von Wiener Neustadt; Gatz (wie Anm. 36), S. 214 (J. Weißensteiner).
88 Domdekan Marquard von Schwendi, 1574–1634, Administrator für Erzherzog Leopold Wilhelm, Bischof von Passau seit 1626; P. C. Hartmann, Frühe Neuzeit, in: E. Boshof/W. Hartinger u. a. (Hg.), Geschichte der Stadt Passau, Regensburg 1999, S. 174 f.
89 Hl. Offizium an Pallotto, 1628 Nov. 18, BAV Barb. 6336 fol. 319r.
90 Pallotto an Hl. Offizium, 1629 März 3, ACDF St. st. TT 1b fol. 272r.
91 Pallotto an Hl. Offizium, 1629 Juni 29, ACDF St. st. TT 1b fol. 315r; NBD IV 4, S. 79 f.

aber Schwierigkeiten, weil Klöster sich beim Nuntius beschwerten, die bei der Bestellung von Pfarrern durch den Offizial eigene Rechte verletzt sahen.[92]

Zu den sich wiederholenden Anlässen für Korrespondenz der Nuntiatur mit dem Heiligen Offizium gehören schließlich die Anträge auf Heiratsdispensen. Ein Zusammenhang mit der Rekatholisierung bestand auch hier, da unter ehemals protestantischen Eheleuten sich Verwandte befanden, die nach katholischer Auffassung nur mit Dispens hätten heiraten dürfen.[93] Wie ärgerlich das Thema war, läßt sich daran ermessen, daß Nuntius Carafa darum bittet, zu bedenken, wie günstig es für weitere Missionserfolge sein könnte, wenn man sich entschlösse, diese Ehen umstandslos in jedem Fall anzuerkennen.[94] Über die unmittelbare Reaktion auf diesen Vorschlag wissen wir nichts, er war aber vielleicht nicht ganz wirkungslos. 1626 erhielt Kardinal Dietrichstein – nicht über die Nuntiatur – die Fakultät, Ehen zu legitimieren, die geschlossen waren *per mano di ministro heretico e grado di consanguineità*.[95]

Mehrmals im Jahr wurden in der Nuntiatur Listen zusammengestellt, in denen die aus den Bistümern eingelaufenen Dispensanträge mittelloser, in verschiedenen Graden miteinander verwandter Ehewilliger aufgeführt waren. Sie wurden mit den diplomatischen Berichten an das Staatssekretariat gesandt, an die Datarie weitergegeben, dort summarisch geprüft und mit der Bemerkung *possunt expediri* zurückgesandt, damit in der Nuntiatur die erwünschten Dispensen ausgestellt werden konnten.[96] Die Fälle von Antragstellern höheren Standes, zumal wenn konfessionsverschiedene Ehen beabsichtigt waren, wie sie die kirchliche Gesetzgebung grundsätzlich ablehnte,[97] konnten dagegen Gegenstand erklärender Briefe der Nuntien an das Heilige Offizium sein.[98] Zu ausgedehnter Korrespondenz gaben zwei fürstliche

92 Pallotto an Kirchberg, 1630 Feb. 23, Wien Diözesanarchiv, Reformation/Gegenreformation, 1. Karton, Fasz. 1628–1630 (unfol.).

93 Fosi, Frontiere (wie Anm. 2), S. 267 f.

94 Carafa an Hl. Offizium, 1622 April 30, ACDF St. st. TT 1b fol. 62r. Ein Fall aus dem Jahr 1621 bei Rainer (wie Anm. 4), S. 158 f. Nr. 135. – Zum Ehehindernis der Verwandtschaft und seinen verschiedenen Graden J. Schnitzer, Katholisches Eherecht, Freiburg i. Br. 1898, S. 377–387; LThK, Bd. 2 (^{3}2006), Sp. 540 f. s. v. Blutsverwandtschaft (F. Bernard); C. Cristellon, L'Inquisizione, il duca di Neoburgo e i matrimoni misti in Germania in età moderna, in: Rivista Storica Italiana 125 (2013), S. 76–108, hier 97 Anm. 78.

95 Zitat nach Fosi, Procurar (wie Anm. 5), S. 346.

96 Anm. 15. Nachweise über erteilte Dispensen aus der Zeit Roccis in ASV Arch. Nunz. Vienna 9–12, aus der Zeit Baglionis in ASV Arch. Nunz. Vienna 13.

97 Das Dekret *Tametsi* (*De sacramento matrimonii*, Alberigo, wie Anm. 20, S. 755–759) des Konzils von Trient enthält kein ausdrückliches Mischehenverbot. Mischehenverbote vieler einzelner Diözesen, der Konzilskongregation und der Propaganda Fide vor 1648 in A. de Roskovány, De matrimoniis mixtis inter catholicos et protestantes, Quinque Ecclesiis 1842, Bd. 1, S. 7–36, Bd. 2, S. 1–10; Tüchle, Acta (wie Anm. 73), S. 130. Dekret für die Erzdiözese Prag, 1626 März 24, das Eheschließung nur zuläßt, wenn die Partner nach katholischem Ritus Beichte und Kommunion empfangen haben: ACDF St. St. TT 1b fol. 181v–182r (Druck).

98 ACDF St. st. TT 1b fol. 79r, 104r, 198r.

Eheprojekte Anlaß. Nuntius Carafa referierte 1625 über die kirchlichen und politischen Möglichkeiten, die entstehen könnten, falls der Wunsch des kalvinistischen Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, ernst gemeint war, eine der Töchter Ferdinands II. zu heiraten, und falls dieser dazu bereit wäre, dieser Ehe zuzustimmen.[99] Die schwierige Frage, die das Heilige Offizium zu ähnlichen Bedenken veranlaßt hätte wie bei den erst vor kurzem abgeschlossenen Verhandlungen um die Heirat des englischen Thronfolgers Karl I. mit der Schwester des französischen Königs,[100] erledigte sich dann, da der Fürst sich im folgenden Jahr entschloß, eine Schwester des Kurfürsten von Brandenburg zu heiraten. Zur Zeit des Nuntius Rocci war es dann die zweite Ehe Pfalzgraf Wolfgang Wilhelms, die das Heilige Offizium über längere Zeit beschäftigte. Ging es im ersten Fall um die Abwägung, ob die Gewährung der Ehedispens eventuell die bedrückte Lage der Katholiken in einem weit überwiegend nichtkatholischen Land verbessern könnte, bestand im zweiten Fall die Sorge, die Heirat mit der kalvinistischen Katharina Charlotte von Pfalz-Zweibrücken sei als Anzeichen für einen Mangel an katholischer Gesinnung bei dem selbst erst im Jahr 1613 zur katholischen Kirche konvertierten Pfalzgrafen aufzufassen. Nicht nur Rocci, sondern auch der Nuntius in Köln[101] zusammen mit Kurfürst Maximilian, Kurfürst Ferdinand von Köln und Kardinal Harrach bemühten sich ernsthaft, derartige Zweifel zu zerstreuen. Sie konnten aber die strikt ablehnende Antwort im Jahr 1631 nicht verhindern, so daß Kardinalnepot Francesco Barberini die Nuntien aufforderte, ihrerseits eine geeignetere Braut für den Pfalzgrafen zu suchen. Erst 1635 wurde ein Weg gefunden, die von Wolfgang Wilhelm bereits eingegangene Ehe zu legitimieren.[102]

---

99 Carafa an Hl. Offizium, Wiener Neustadt 1625 Aug. 13, ACDF St. st. TT 1b fol. 143r–v. In ders. Sache fol. 144r–152v, 155r–156v, 158r–160r. – Zu dem Ehewunsch Bethlens I. A. Fessler/E. Klein, Geschichte von Ungarn, Bd. 4, Leipzig 1877, S. 200–203; M. Ritter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges, Bd. 3, Stuttgart-Berlin 1908 (Neudr. Darmstadt 1962), S. 314. Zur Lage der Konfessionen in Siebenbürgen allg. M. Fata, Ungarn, das Reich der Stephanskrone, im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung, Münster 2000 (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung 60), S. 233–253.

100 G. Lutz, Kardinal Giovanni Francesco Guidi di Bagno. Politik und Religion im Zeitalter Richelieus und Urbans VIII., Tübingen 1971 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 34), S. 143–155; Roskovány (wie Anm. 97), Bd. 1, S. 21–23, Bd. 2, S. 10 Nr. 23; Cristellon (wie Anm. 94), S. 83 Anm. 22.

101 Wijnhoven (wie Anm. 38), Bd. VII 3, S. 1f. Nr. 2061 und ad ind.

102 NBD IV 4, S. 359 Nr. 129, 495 Nr. 193.2 Anm. 9; NBD IV 5, S. 28 Nr. 5.1 (9); NBD IV 7, S. 640 Anm. 4. Zum Verlauf der Verhandlungen G. Marseille, Studien zur kirchlichen Politik des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg, in: Beiträge zur Geschichte des Niederrheins 13 (1898), S. 1–111, hier 24, 30; Cristellon (wie Anm. 94), S. 82–94; Dies., Die römische Inquisition und die Mischehen in Deutschland (16.–18. Jh.), in: Burkardt/Schwerhoff, Tribunal (wie Anm. 2), S. 277–306, hier 283–295; Mayer, Bureaucracy (wie Anm. 1), S. 23–25, 245; Roskovány (wie Anm. 97), Bd. 1, S. 23f., Bd. 2, S. 11–15 Nr. 24.

Dispensanträge für Ehen, bei denen die Konversion des Paares oder eines der Partner zwar zugesagt, aber noch nicht vollzogen war, wurden im übrigen grundsätzlich nicht positiv beschieden, auch wenn sie mit dem Argument vorgebracht wurden, daß damit den Petenten der Entschluß zu konvertieren erleichtert würde.[103] Davon wurde auch nicht abgegangen in einem besonders bedeutenden Fall dieser Art, den Nuntius Carlo Carafa auf Bitten Kardinal Pázmánys 1628 vorbrachte. Es ging um die Heiratsdispens für ein prominentes Paar aus dem ungarischen Adel; die Namen werden mit Herrico Zobur und Barbara Turzo angegeben. Der Name des Mannes ist uns aus der allgemeinen Geschichte nicht bekannt,[104] die Dame aber gehörte sicher der Familie Thurzó an, einem der großen Magnatengeschlechter, dessen Exponenten bisher eine führende Rolle im protestantischen Adel gespielt hatten. Mit ihrer Konversion wäre zweifellos auch die einer großen Zahl höriger Bauern verbunden gewesen, was Pázmánys Drängen in der Sache verständlich macht. Die Entscheidung des Heiligen Offiziums würdigte die Anliegen von Bischof und Nuntius aber nicht.[105] Aus den Nuntiaturberichten des Jahres 1630 wissen wir jedoch, daß sich dennoch weitere Mitglieder der Familie Thurzó zur Konversion entschlossen haben.[106]

Neben solchen Dispensgesuchen, die einen Bezug zu den konfessionellen Auseinandersetzungen der Zeit erkennen lassen, finden sich ferner auch Fälle, in denen ungewöhnliche Verwandtschaftsverhältnisse der Anlaß für Rückfragen oder Erklärungen sind. So soll Nuntius Rocci 1631 Erkundigungen einziehen über einen böhmischen Adeligen Gregor Adami, der die Schwester seiner verstorbenen Frau heiraten will, und sagt dies zu.[107] Besonders viel Korrespondenz verursachte dann zur Zeit Nuntius Baglionis[108] und noch unter dessen Nachfolger ein Dispenswunsch aus dem Bistum Trient. Die familiäre Situation des Petenten war ungewöhnlich: Ein Graf von Thun[109] wollte die Witwe seines Großvaters heiraten. Eine genauere Schilderung der Verhältnisse läßt das Ansuchen allerdings plausibel erscheinen, denn der alte Graf

103 Fosi, Procurar (wie Anm. 5), S. 360–364. Fälle von 1609 bei Rainer (wie Anm. 4), S. 135–137, von 1626 bei Fosi, Procurar (wie Anm. 5), S. 345 f.; ein abgelehnter Antrag des Fürsten Eggenberg für einen steirischen Adeligen in ACDF St. st. TT 1b fol. 185r–186r, 192r.

104 Vermutlich verballhornt aus Czobor. Georg Graf Thurzó von Bethlenfalva, 1567–1616, war verheiratet mit Erzsébet Czobor; M. Bernath/F. von Schroeder (Hg.), Biographisches Lexikon zur Geschichte Südosteuropas, Bd. 4, München 1981, S. 316 f. (K. Benda).

105 Hl. Offizium an Carafa, 1628 März 11, BAV Barb. 6336 fol. 67v–68r.

106 NBD IV 4, S. 47 f.; Fessler/Klein (wie Anm. 99), S. 148–152, 186–190, 197–199; zu Konversionen im ungarischen Adel allg. W. Eberhard, Voraussetzungen und strukturelle Grundlagen der Konfessionalisierung in Ostmitteleuropa, in: J. Bahlcke/ A. Strohmeyer (Hg.), Konfessionalisierung in Ostmitteleuropa, Stuttgart 1999 (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa 7), S. 93 mit Anm. 15.

107 Rocci an Hl. Offizium, 1631 Juni 7, ACDF St. st. TT 1b fol. 460r.

108 Akten aus den Jahren 1637–1639 in Wien, HHStA, Staatenabt. Rom, Varia 8 (unfol.).

109 Johann Arbogast Graf von Thun, 1640 kaiserlicher Kammerherr, † 1646; Keller/Catalano (wie Anm. 25), Bd. 2, S. 474 zu 1640 Juni 22, 766 zu 1646 Jan. 24, 768 zu 1646 Jan. 29, und ad ind.

hatte in späten Jahren eine junge Frau geheiratet und war verstorben. Graf Arbogast lebte seitdem mit der jungen Witwe in einem gemeinsamen Haushalt. Er bemühte sich nicht nur schriftlich um die Ehedispens, sondern war 1636/37 selbst längere Zeit in Rom. Er traf dort öfters mit Kardinal Harrach zusammen und bemühte sich um dessen Unterstützung, indem er ihn mit Jesuiten aus der Pönitentiarie bekannt machte, die die Ansicht vertraten, eine Dispens in seinem Fall sei möglich. Allerdings hörte Harrach auch Stimmen, die keine guten Aussichten prognostizierten. Kardinal de la Cueva, selbst häufig anwesend bei den Sitzungen der Inquisition,[110] wußte bereits 1637, daß nicht mit Dispensierung zu rechnen war, *essendo tra quei casi che dice San Paulo: Est peccatum inter vos quale nec inter gentes, ut uxorem patris sui quis accipiat. È molto a contracuore al Papa.*[111] Dagegen kam weder Harrach an, der Thuns Anliegen während seiner Audienz bei Urban VIII. zur Sprache brachte, noch konnte der Einsatz Bischof Madruzzos von Trient etwas ausrichten, der die Gewährung dringend empfahl, da er andernfalls den Ausbruch einer Familienfehde fürchtete.[112] In der Sache wurde der Instruktion für Nuntius Mattei im folgenden Jahr ein eigenes – ablehnendes – Gutachten beigegeben.[113] Sie wurde nach Urbans VIII. Tod noch einmal aufgenommen und dem neuen Papst Innozenz X. von Kaiser Ferdinand III. empfohlen. Auch diese Initiative konnte aber keine positive Entscheidung herbeiführen.[114]

In den Bereich des Eherechts gehört schließlich auch noch ein Fall, dessen Auftauchen in den Archivalien des Heiligen Offiziums besonders überrascht: Carlo Carafa berichtet 1626, ohne Namen zu nennen, von einer Herzogin von Braunschweig, die ihr Mann verstoßen will, da er ihr Untreue vorwirft. Nach lutherischem Eheverständnis sei ihm dies erlaubt; deshalb habe sie sich an den Kaiser gewandt, der hier aber nicht eingreifen kann, da Ehesachen der kirchlichen Rechtsprechung unterliegen.[115] Ferdinand II. konnte nicht mehr tun, als den Kurfürsten von Sachsen mit der Vermittlung einer einvernehmlichen Lösung zu beauftragen.[116] Der angedeutete Sachverhalt war unter den Zeitgenossen bekannt: Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-

110 Pagano, Documenti (wie Anm. 68), S. 202 Anm. 552; C. Weber, Die ältesten päpstlichen Staatshandbücher, Rom-Freiburg i. Br. 1991 (RQ Supplementheft 45), S. 105.

111 Keller/Catalano (wie Anm. 25), Bd. 2, S. 215 f. zu 1637 Sept. 18, 217 zu Sept. 22, 220 zu Sept. 25, 233 zu Okt. 18, 252 zu Nov. 28. Paulus-Zitat frei nach 1. Kor. 5.1.

112 Carlo Emanuele Madruzzo an Barberini, 1638 Jan. 8, BAV Barb. 6897 fol. 59r, 60r–v.

113 Repgen (wie Anm. 31), S. 400 Anm. 43.

114 W. Friedensburg, Regesten zur deutschen Geschichte aus der Zeit des Pontifikats Innozenz' X. (1644–1655), Teil 1, in: QFIAB 4 (1902), S. 246, 254.

115 Zur Gesetzgebungsbefugnis in Ehesachen in den katholischen Ländern D. Schwab, Grundlagen und Gestalt der staatlichen Ehegesetzgebung in der Neuzeit, Bielefeld 1967 (Schriften zum deutschen und europäischen Zivil-, Handels- und Prozeßrecht 45), S. 60–70.

116 Carafa an Hl. Offizium, 1626 Dez. 23, ACDF St. st. TT 1b fol. 188r–189v.

Lüneburg[117] verlangte die Ehescheidung von seiner Gemahlin Anna Sophia,[118] einer Schwester Kurfürst Georg Wilhelms von Brandenburg, nachdem im Jahr 1623 nach einem unglücklich verlaufenen Gefecht der Katholischen Liga gegen Christian von Braunschweig bei der Burg Plesse (nördlich von Göttingen) kompromittierende Briefe der Herzogin in die Hände des Siegers gefallen waren.[119]

Wir wissen nicht, was Carafa bewog, diese Sache nach Rom weiterzugeben. Denkbar ist, daß er einen Auftrag des Kaiserhofs erfüllte, dem es korrekt erschienen sein mag, den Fall in kirchliche Kompetenz zu übergeben, auch wenn keine Aussicht bestand, daß die Entscheidung einer katholischen Instanz beachtet worden wäre. Möglich ist aber auch, daß Carafa hier einen Ansatzpunkt sah, durch eine Entscheidung zugunsten der hilfesuchenden Fürstin die sonst strenge Abschottung gegen die nichtkatholische Welt zu durchbrechen. Über eine Beratung des Falls im Heiligen Offizium oder gar eine Stellungnahme dazu ist bisher nichts bekannt.

Gute Erfolgsaussichten waren außer in den genannten Ehesachen auch noch in anderen sich wiederholenden Problemfällen nicht gegeben: Es finden sich mehrere abgewiesene Anträge auf Entlassung aus einem Orden. Drei Fälle kennen wir aus der Korrespondenz der Nuntien. Der erste betrifft den Barnabiten Florio Cremona, der sich durch das Ordensgewand belastet fühlt, da es ihn in den Augen der Prager wie einen Jesuiten aussehen läßt. Er möchte sich wie ein Weltpriester kleiden und in der Lage sein, Pfründen anzunehmen.[120] Zeitweilig denkt er daran, bei den Prager „Kreuzherren mit dem roten Stern" einzutreten, und bewirbt sich später auch

117 Friedrich Ulrich von Braunschweig-Lüneburg, 1591–1634; 1613 Herzog von Wolfenbüttel, Heirat 1614; NDB, Bd. 5, Berlin 1961, S. 501 f. (A. Brauch).

118 Anna Sophia von Brandenburg, 1598–1659; Braunschweigisches Biographisches Lexikon, Braunschweig 2006, S. 44 f. (J. Bepler); D. Schwennicke, Europäische Stammtafeln, N. F. Bd. I 1, Tafeln 26, 131.

119 Durch die Briefe wurde ein Liebesverhältnis der Fürstin mit Julius Heinrich von Sachsen-Lauenburg bekannt, nicht mit seinem Bruder Franz Albrecht (so irrtümlich J. Opel in ADB, Bd. 7, S. 293–296), der in dem Kampf bei Plesse kommandiert hatte. – Julius Heinrich von Sachsen-Lauenburg, 1586–1665, kaiserlicher Oberst, Kammerherr Ferdinands II., 1656 regierender Herzog; Schwennicke (wie Anm. 118), Bd. I 2, Tafel 198; G. Mann, Wallenstein, Frankfurt a. M. 1971, ad ind., s. v. Heinrich Julius; Keller/Catalano (wie Anm. 25), S. 209 f. – Franz Albrecht von Sachsen Lauenburg, 1598–1642, bis 1631 Offizier der Katholischen Liga und des kaiserlichen Heers, danach unter Gustav Adolf von Schweden, von Dezember 1632 an kursächsischer Feldmarschall; NDB, Bd. 5 (1961), S. 366–368 (A. Duch); P. Catenhusen, Schreiben der Herzoginn Anne Sophie, in: Archiv des Vereins für die Geschichte des Herzogthums Lauenburg (1889), S. 110–113.

120 Tüchle, Acta (wie Anm. 73), S. 370; Catalano (wie Anm. 73), S. 218; Propaganda Fide an Kard. Harrach, 1633 Dez. 24, APF Lett. volg. 13 fol. 125r. Die Bitte war zuständigkeitshalber an das Heilige Offizium weitergeleitet worden. Zur Zusammenarbeit zwischen Propaganda Fide und Heiligem Offizium Fosi, Procurar (wie Anm. 5), S. 338 f.; Fosi, Frontiere (wie Anm. 2), S. 267; Dizionario storico dell'Inquisizione (wie Anm. 4), Bd. 1, S. 391–393 (G. Pizzorusso).

um einen Bischofstitel *in partibus*.[121] Er erhält die Erlaubnis bezüglich der *mutatione dell'habito*,[122] jedoch nicht zum Austritt aus seinem bisherigen Orden. In dem zweiten Fall bemühte sich auch der Kaiser und die kaiserliche Gesandtschaft in Rom um eine Lösung. Er betraf einen Serviten Giovanni Battista de Luca – im Orden fra' Lelio – aus Treviso, der jahrelang als Weltpriester in Wien gelebt hatte. Unter Nuntius Pallotto versuchte er erfolglos, die Lösung von seinem Ordensgelübde zu erreichen. Er ging dann nach Konstantinopel, wurde Moslem und ließ sich beschneiden. Inzwischen zurückgekehrt, ist er zugleich um Absolution von der Apostasie und Entlassung aus dem Orden bemüht. Nuntius Baglioni konnte hier nur das vom Heiligen Offizium erwirkte ablehnende Breve weiterreichen. Es verlangte ohne weitere Erörterung des Falles die Rückkehr fra' Lelios in sein Kloster.[123] In gleicher Weise verlief schließlich auch die Sache des Böhmen Anton Peverell[124] aus dem Prämonstratenserorden, in der auch der in Olmütz residierende Kardinal Dietrichstein die Entlassung aus dem Orden befürwortete. Baglioni wurde der Inquisitionsbescheid mitgeteilt, der, anders als beantragt worden war, verfügte, daß der Kardinal den Petenten von der *irregularità* wegen Mordes absolvieren und in sein Profeßkloster zurückverweisen solle.[125] Dem Nuntius oblag es, Peverell zur Rückkehr zu überreden. Als ihm dies gelungen war, benachrichtigte er Dietrichstein und bat ihn, ihm Schutz zu gewähren und ihn ins Kloster begleiten zu lassen.[126]

Über die im Amtsbetrieb der Nuntiatur sich wiederholenden Gesuche und Problemfälle hinaus enthält die Korrespondenz mit dem Heiligen Offizium auch unerwartete Nachrichten, Berichte, Fragen und Bitten aus vielen Lebensbereichen. Zur Zeit des Nuntius Carafa fällt auf, daß noch amtliche Maßnahmen anfielen, wie sie früher die gelegentlich mit dem Inquisitor in Udine zusammenarbeitende Grazer Nuntiatur und der als Kommissar des Nuntius in Gradisca amtierende apostolische Delegat Francesco Benni ausführten:[127] Carafa überstellte auftragsgemäß einen aus Savona stammenden Priester Angelo Perotto nach Belluno, wo ihn der Inquisitor abholen lassen konnte.[128] Er übersandte Unterlagen über einen abtrünnigen Kapuziner Tommaso da

121 P. Florio Cremona an Propaganda Fide, Prag 1635 Sept. 1, APF SOCG 77 fol. 118r–119r; Catalano (wie Anm. 73), S. 240. Zu dem Prager Kreuzherrenorden W. Lorenz, Die Kreuzherren mit dem roten Stern, Königstein 1964 (Veröffentlichungen des Königsteiner Instituts für Kirchen- und Geistesgeschichte der Sudetenländer 2).

122 Tüchle, Acta (wie Anm. 73), S. 374; Propaganda Fide an Kard. Harrach, 1634 Juni 10, APF Lett: volg. 14 fol. 45r.

123 NBD IV 7, S. 124 Anm. 2f.

124 Der Name erscheint auch in der Form Puerell.

125 Baglioni an Hl. Offizium, 1635 März 31, ACDF St. st. TT 1b fol. 550r; NBD IV 7, S. 249 Anm. 1.

126 Baglioni an Dietrichstein, 1635 Juni 13, ASV Fondo Pio 73 fol. 229r–v.

127 Rainer (wie Anm. 4), S. 13f.

128 Carafa an Hl. Offizium, 1622 Okt. 27, ACDF St. st. TT 1b fol. 61r, 76v.

Macerata nach Rom und hätte auch einen Franziskaner Pesaro verhaften lassen, wenn dieser sich nicht bereits nach Venedig abgesetzt gehabt hätte.[129] Auch die Frage nach der Zulässigkeit des Laienkelches, mit der die Grazer Nuntien sich befassen mußten, taucht noch einmal auf, allerdings nun bezüglich der Rekatholisierung Böhmens.[130] Die Lage in Böhmen ist im übrigen Thema eines eingehenden Berichts, in dem Carafa erläutert, welche Überlegungen die weltliche Macht von einer sofortigen Ausweisung der lutherischen Prädikanten, wie Rom sie erwartete, absehen lassen.[131]

Nicht nur in diesem Fall wird deutlich, daß Carafa sich gelegentlich veranlaßt sah, dem Heiligen Offizium Situationen in Böhmen und im Reich zu schildern, die aufzeigten, daß in Rom gängige Vorstellungen und darauf beruhende Anweisungen nicht realistisch waren. So stand er 1625 vor der Frage, ob es für ihn ratsam sei, an einem nach Ulm einberufenen, möglicherweise über weiteren Krieg oder Frieden entscheidenden Deputationstag teilzunehmen, auf dem auch protestantische Reichsstände anwesend sein würden.[132] Daß seine Anwesenheit nutzlos wäre, wenn er dort dem strikten Verbot der Inquisition gemäß jeden Verkehr mit „Häretikern" vermiede, lag auf der Hand. Er mußte aber auch damit rechnen, Präzedenzstreitigkeiten zu erleben und nicht seinem Rang entsprechend repräsentieren zu können. Er unterbreitete das Protokollproblem darum dem Heiligen Offizium, das eine Beratung abhielt und zu dem Ergebnis kam, daß er teilnehmen, aber bei öffentlichen Auftritten nicht anwesend sein solle.[133]

Ein römischer Erbschaftsfall ist schließlich Anlaß zu einem Auftrag an Carafa, der die Stadt Nürnberg betraf und Licht auf das Bild wirft, das die katholische Seite sich zu seiner Zeit von der konfessionellen Lage in der Bevölkerung machte. Es ging um das Testament eines seit Jahrzehnten in Rom tätigen, zum Katholizismus konvertierten Goldschmieds namens Christoph Fischer (Piscator, Pescatore), der seinen in Nürnberg lebenden Bruder Johann Georg und seine mit einem Schulmeister in der nahegelegenen Universitätsstadt Altdorf verheiratete Schwester Ursula zu Erben

129 Carafa an Hl. Offizium, 1624 Juni 15, ACDF St. st. TT 1b fol. 109.

130 Carafa an Hl. Offizium, 1621 Nov. 27, ACDF St. st. TT 1b fol. 25r; Zingerle (wie Anm. 4), ad ind. s. v. Innerösterreich, Kommunion in beiderlei Gestalt.

131 Carafa an Hl. Offizium, 1622 Jan. 15, ACDF St. st. TT 1b fol. 58r–59r. Die Frage beschäftigte im folgenden Jahr erneut die Propaganda Fide; Tüchle, Acta (wie Anm. 73), S. 35. Zu dem an der Kurie verbreiteten Vorwurf gegen Ferdinand II., er lasse den rechten Eifer bei der Bekämpfung der Protestanten vermissen, Fosi, Procurar (wie Anm. 5), S. 342–344.

132 Ausgeschrieben für 1625 Aug. 16, dann aber verschoben und schließlich aufgegeben; Ritter (wie Anm. 99), S. 256, 293; Briefe und Akten zur Geschichte des 30jährigen Krieges. Die Politik Maximilians I. von Baiern und seiner Verbündeten, hg. von W. Goetz, Leipzig 1918 und 1941, 2. Teil, Bde. 2 und 3, ad ind. s. v. Deputationstag.

133 Carafa an Hl. Offizium, Ödenburg, 1625 Okt. 29, ACDF St. st. TT 1b fol. 161r–162r, mit Antwortminute und Sitzungsprotokoll ebd. fol. 169r–173r; Fosi, Frontiere (wie Anm. 2), S. 265–267.

eingesetzt und ihnen die Erziehung seiner beiden Kinder anvertraut hatte.[134] Das Testament wurde in Rom, wo der Mann 1626 verstorben war und wo die Kinder bisher lebten, angefochten. Bis zur juristischen Entscheidung des Falls, der in die Zuständigkeit der Inquisition fiel, da Fragen der Konfessionszugehörigkeit ungeklärt waren, durften die Kinder nicht ausreisen und die Erbmasse war unter Sequester gestellt. Aus römischer Sicht geht es um die Frage, ob die Nürnberger Verwandten katholisch sind, und Carafa soll Zeugnisse dafür beibringen. Ob man sich darüber im klaren war, daß eine amtliche Anfrage des Nuntius an den Rat nutzlos gewesen wäre, steht dahin. Carafa gelingt es aber immerhin, eine – eher private – Auskunft zu beschaffen, indem er Kontakt aufnimmt zu einem Dominikaner Petrus Martyr Mutoni da Treviso, dessen Erkenntnisse er nach Rom weitergeben kann: Die als Erben eingesetzten Verwandten sind ohne Zweifel offiziell nicht katholisch. Die Stadt würde nicht nur keinen katholischen Lehrer in Altdorf dulden; auch ein Lehrer mit katholischer Verwandtschaft wäre unmöglich. Andrerseits hörte der Berichterstatter aus dritter Hand, Johann Georg behaupte, er sei katholisch.[135] Es gebe in Nürnberg heimliche Katholiken, die nahegelegene Kirchen des Fürstbischofs von Bamberg aufsuchten wie in *Neukirchen*[136] oder *Bichbach*[137]. Vom Bischof und vom Dompropst in Bamberg habe Fischer schon sehr anerkennende Briefe erhalten.[138] Amtliche Belege für diese Behauptungen kann der Mittelsmann aber nicht beschaffen. – Für den Ausgang des Verfahrens, in dem schließlich dem Willen des Erblassers stattgegeben wurde, war das Schreiben des Dominikaners vermutlich nicht entscheidend; für Carafa aber war es der Anlaß, mitzuteilen, was er über die konfessionellen Verhältnisse in der Stadt Nürnberg gehört hat: Es soll unter den Bürgern tatsächlich etwa 50 Kryptokatholiken geben, zwei davon sogar im obersten Magistrat der Sieben,[139] deren Namen er aber

134 Einzelheiten des Falls nach Akten des ACDF St. st. L 7c fol. 875r–949v und weiteren Quellen bei Fosi, Convertire (wie Anm. 39), S. 89–105.

135 Joh. Georg Fischer war ebenfalls Goldschmied und hatte jahrelang unauffällig in Neapel gelebt; Fosi, Convertire (wie Anm. 39), S. 95, 98.

136 Neunkirchen am Brand (an der Strecke zwischen Erlangen und Gräfenberg); K. Braun, Nürnberg und die Versuche zur Wiederherstellung der alten Kirche im Zeitalter der Gegenreformation 1555–1648, Nürnberg 1925 (Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Bayerns 1), ad ind.; Handbuch der historischen Stätten, Bayern II, Franken, hg. von H.-M. Körner u. a., Stuttgart 2006, S. 369–371. In Frage kommt auch das noch näher bei Nürnberg gelegene Neunkirchen am Sand (bei Lauf an der Pegnitz), wo für 1628 die Wiedereinführung katholischen Gottesdienstes bezeugt ist; Braun S. 118; D. J. Weiß, Germania Sacra, N. F. 38, 1, Das exemte Bistum Bamberg, Bd. 3, Berlin 2000, S. 432f.

137 In Büchenbach unterhielten italienische Kaufleute einen katholischen Priester; Braun (wie Anm. 136), S. 41, 49; Weiß (wie Anm. 136), ad ind.

138 Carafa an Hl. Offizium, 1627 Jan. 20 und März 24, ACDF St. st. L 7c fol. 921r und fol. 922r–v. Bericht des Dominikaners, Nürnberg 1627 Feb. 22, ebd. fol. 929r–v.

139 Die „Sieben älteren Herren" (Septemviri) waren ein Ausschuß des 42 Mitglieder zählenden kleineren oder engeren Rats. Zur Nürnberger Stadtverfassung E. Reicke, Geschichte der Reichsstadt Nürnberg, Nürnberg 1896 (Nachdr. 1983), S. 260–267.

nicht weiß und nicht wissen will, weil es die Gefahr für sie, ausgewiesen zu werden, vergrößerte – was er unbedingt vermeiden muß. Er hält für möglich, daß hier eine Art Kerngemeinde vorhanden ist, die die Rückführung der Stadt zur katholischen Kirche vorbereiten könnte, und spielt damit auf Rekatholisierungshoffnungen an, die zu dieser Zeit mehrfach bezeugt sind.[140] Ohne es zu beabsichtigen bestätigt Carafa hier aber auch, daß ein Vorwurf nicht fehlging, der in Nürnberg gegen die dort tätigen italienischen Kaufleute vorgebracht wurde: Der Dominikaner, den er befragte, gibt als seine Adresse das Handelshaus Ottavio und Marc'Antonio Lumaga an.[141] Er hat also dort die Funktion eines Hausgeistlichen inne, versteht sich aber doch auch als Missionar, denn in seinem Brief an den Nuntius bittet er zugleich um Bestätigung seiner Fakultäten, die nicht nur die Lizenz zur Abwesenheit vom Kloster, sondern auch zur Erteilung der Absolution *ab haeresi* und zum Lesen verbotener Bücher beglaubigen sollen.[142]

Mit ganz anderen Problemen sah sich Carafas Nachfolger Pallotto gleich zu Beginn seiner Amtszeit konfrontiert. Graf Peter Bethlen, ein Neffe des kalvinistischen Fürsten von Siebenbürgen, hatte höfliche Briefe – *lettere ufficiose e di complimento*[143] – an die Kardinäle Pio und Borghese geschrieben und diese damit in Verlegenheit gestürzt. Nach Beratung mit dem Papst über die angemessene Art, wie darauf zu reagieren sei, erging an Pallotto der Auftrag, mit jemandem aus der Umgebung des Grafen in Verbindung zu treten und *in buon modo* zu erklären, daß es nicht üblich sei, daß Kardinäle mit Nichtkatholiken Briefe wechselten. Er möge sie also entschuldigen und versichern, daß es nicht als persönliche Kränkung zu interpretieren sei, wenn keine Antwortschreiben gesandt würden.[144]

---

140 Weiß (wie Anm. 136), S. 430 f. – Carafa wußte auch von dem Versuch der Deutschordensritter, in ihrem Gebäude in Nürnberg einen katholischen Priester zu unterhalten; Tüchle, Acta (wie Anm. 73), S. 50, 81.

141 Zu dem ursprünglich rätoromanischen, bedeutenden Handelshaus der Lumaga Zunckel (wie Anm. 2), S. 219 f. Anm. 105; L. F. Peters, Der Handel Nürnbergs am Anfang des Dreißigjährigen Krieges, Stuttgart 1994 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Beihefte 112), S. 130 und ad ind. Die Lumaga hatten auch einen Geschäftszweig in Wien; ebd. S. 139; R. Mazzei, Itinera mercatorum. Circolazione di uomini e beni nell'Europa centro-orientale 1550–1650, Lucca 1999, ad ind. Zum Druck des Hl. Offiziums auf die italienischen Handelshäuser Schwedt (wie Anm. 4), S. 51 f. Anm. 24.

142 Zu den Versuchen, über die italienischen Handelsniederlassungen die Duldung katholischen Gottesdienstes zu erreichen, Zunckel (wie Anm. 2), S. 214 f.; Burkardt/Schwerhoff, Deutschland (wie Anm. 4), S. 33 Anm. 93; P. Schmidt, Fernhandel und römische Inquisition. „Interkulturelles Management" im konfessionellen Zeitalter, in: Wolf (wie Anm. 63), S. 105–120, hier 117–119.

143 Im Manuskript: *compimento*

144 Hl. Offizium an Pallotto, 1628 Nov. 18, BAV Barb. 6336 fol. 312r–v; Pallotto an Hl. Offizium, 1628 Dez. 16, ACDF St. st. TT 1b fol. 248r. Als Mittelsmann wurde ein Franz Bornemisza vorgeschlagen, der in Rom angefragt hatte, ob er – solange es an katholischem Klerus in Ungarn fehle – guten Gewissens die Kirchengüter besitzen dürfe, die er von Protestanten, die sie nach Vertreibung der katholischen Geistlichen an sich genommen hatten, zurückzufordern versuche; Hl. Offizium an Carafa, 1628 Sept. 2, BAV Barb. 6336 fol. 241r.

Unvorbereitet traf Pallotto auch eine Sache, die die Verhältnisse am Niederrhein betraf. Es ging um den Vorschlag, zwei Kirchen in Wesel, die Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm rekatholisiert hatte, den Protestanten zurückzugeben, damit im Gegenzug die von den Vereinigten Niederlanden besetzten Orte Rees und Emmerich ihre katholischen Kirchen zurückbekämen.[145] Dies wurde vom Heiligen Offizium strikt abgelehnt. Da die Kleriker von Rees und Emmerich sich in dem Fall an den Kaiser gewandt hatten, wurde auch der Nuntius in Wien damit befaßt. Weitere Verhandlungen liefen aber über den nach Rom entsandten Propst aus Xanten.[146] Eine weitere Streitsache aus dem Bereich der Kölner Nuntiatur betraf die Verhältnisse in der Abtei Corvey.[147] Auch hier war es Pallottos Aufgabe, sich beim Kaiser dafür zu verwenden, daß die von Rom favorisierte Lösung – die Bestätigung der Absetzung des Abts Christoph von Brambach und Übertragung der Administration an Kurfürst Ferdinand von Köln – am Kaiserhof gebilligt wurde. Als Argument sollte er nicht nur den schlechten Charakter des Gewählten vorbringen, sondern auch die Gefahr, daß dieser die Abtei den „Häretikern" in die Hände fallen lassen würde.[148]

Mit einem aus römischer Sicht besonders brisanten Problem hatte Pallotto dann im Zusammenhang mit dem Ausbruch des Mantuanischen Erbfolgekriegs zu tun. Es gab Meldungen, wonach Soldaten des in die Lombardei eingerückten kaiserlichen Heeres „häretische", also nichtkatholische Druckwerke einschleppten.[149] Hier drohte ein Damm zu brechen, mit dem man den Buchhandel Italiens durch Importverbote abzuschotten bemüht war.[150] Die Nuntien in Norditalien und in den angrenzenden Ländern wurden darum zu größter Wachsamkeit und zu Gegenmaßnahmen aufgerufen. Zwar kann Rocci, damals noch Nuntius in Luzern, nur versprechen, die Behörden aufzufordern, das Mitnehmen nichtkatholischer Bücher zu verbieten, falls Schweizer Soldaten für den Krieg angeworben würden.[151] In Paris und Turin aber wurden nach Auskunft der Nuntien strenge Verbote an die im Krieg stehenden Trup-

145 Hl. Offizium am Pallotto, 1629 März 3, ACDF St. st. TT 1b fol. 273r. Akten zu den Verhandlungen 1629–1631 in ACDF St. st. L 7c fol. 1013r–1050v.

146 Johann Sternenberg gen. Düsseldorf, 1589–1662, 1629 Propst und Archidiakon von Xanten, Kanoniker an St. Gereon in Köln; NBD IV 4, S. 20 Anm. 1; Kiewning (wie Anm. 41), Bd. 2, S. 377 Anm. 2; Wijnhoven (wie Anm. 38), Bd. 2, S. 200 Nr. 1368, 219 Anm. 5, 228f. Nr. 1414, 233f. Nr. 1422, 244f. Nr. 1440.

147 Hl. Offizium an Pallotto, 1628 Dez. 23, BAV Barb. 6336 fol. 351r–v; Kiewning (wie Anm. 41), Bd. 1, ad ind. s. v. Corvey; Wijnhoven (wie Anm. 38), Bd. 1, S. 413 Anm. 5.

148 Über Brambach hatte der Kölner Inquisitor Cosmas Morelles in Rom Bericht erstattet; Wijnhoven (wie Anm. 38), Bd. 2, S. 149 Nr. 1285.

149 Burkardt/Schwerhoff, Deutschland (wie Anm. 4), S. 29 Anm. 76. Akten in ACDF St. st. O 2c Fasz. 4 fol. 667r–700v.

150 Becker, Bücherkommissar (wie Anm. 63), S. 441–443; Cavarzere (wie Anm. 63), S. 321–327.

151 Rocci an Kard. S. Onofrio, Hl. Offizium, Luzern 1630 März 10, ACDF St. st. O 2c fol. 688r.

pen erlassen,[152] und Nuntius Agucchia erhielt im Collegio in Venedig die Zusicherung, daß die Offiziere zur Überwachung der Lektüre der Soldaten ermahnt worden seien.[153] Auch der Kaiser wurde durch Pallotto von der Sorge des Heiligen Offiziums unterrichtet, zeigte aber wenig Verständnis für diese Befürchtungen. Ferdinand II. ging nicht ernsthaft auf den Vorwurf ein. Für ihn war es verletzend, daß man ihm von päpstlicher Seite wegen des italienischen Feldzugs auch noch Gefährdung des Katholizismus vorwerfen wollte. Er fragte unfreundlich zurück, ob man dieselbe Sorge auch vor den Armeen der Franzosen und Venezianer habe, in denen natürlich auch Protestanten dienten. Er freue sich über die vielen Konversionen, die unter den Soldaten vorkämen, und sei der festen Überzeugung, daß die Angehörigen des kaiserlichen Heeres keine theologischen Werke mit sich führten, die die katholischen Glaubensgrundsätze erschütterten. Schlimmstenfalls habe einmal jemand ein schlichtes Gebetbuch in deutscher Sprache bei sich, in dem nicht zu den Heiligen, sondern einfach zu Gott gebetet werde, was wohl keinen Schaden anrichten könne.[154]

Der Vorwurf aus Rom kam jedoch nicht ohne Anlaß und Ferdinands II. Vorstellung von der Art der möglicherweise von Soldaten mitgeführten Bücher entsprach nicht ganz den Meldungen, die in Rom eingegangen waren. Bereits im Vorjahr war dem Inquisitor in Verona bewußt geworden, daß Angehörige der in die Lombardei einrükkenden kaiserlichen Armee, die in die venezianische Armee überwechselten oder in anderer Weise in Kontakt mit den dort dienenden deutschsprachigen Söldnern kamen, gefährliches Gut verbreiten könnten. Er sorgte dafür, daß der Prior der Abtei San Zeno, ein Deutscher, sich im Feldlager umhörte, und erfuhr bald, daß tatsächlich einiges gefunden wurde.[155] Unter den vier Werken in deutscher Sprache, die er konfiszieren ließ, befanden sich Luthers Katechismus und die Luthersche Bibelübersetzung, ferner zwei Werke, die man der Bibelexegese zurechnen kann.[156] Eine erneute Suchaktion förderte

152 Gio. Francesco Guidi da Bagno, Nuntius in Frankreich, an Hl. Offizium, Paris 1630 März 8, ACDF St. st. O 2c fol. 685r; Alessandro Castracani, Nuntius in Savoyen-Piemont, an Hl. Offizium, Turin 1630 Feb. 14, ebd. fol. 676r.

153 Gio. Batt. Agucchia, Nuntius in Venedig, an Hl. Offizium, 1630 Feb. 2, ACDF St. st. O 2c fol. 674r–v.

154 NBD IV 4, S. 102f. mit Anm. 19; Burkardt/Schwerhoff, Deutschland (wie Anm. 4), S. 30 Anm. 79.

155 Frà Pio da Bologna [MS: *Bol*^{a}], Inquisitor von Verona, an Agucchia, 1629 Dez. 26, ACDF St. st. O 2c fol. 667r; ebd. fol. 669r Titel der aufgefundenen Werke.

156 1. *Postilla overo espositione sopra li evangelii dominicali e delle feste de santi di Egidio Hunnio dott. di Sacra Scrittura nell'università di Witembergh, 1610, item sopra li evangelii dalla Pasqua sino all'Avvento del detto Hunnio.* 2. *Espositione della Sacra Scrittura sopra li due articoli del Santo Battesimo e della Santa Cena, dedicato alli evangelici di Bohemia per Giovanni Gherardo dott. della Sacra Scrittura in Heldeburgh, 1610.* – Aegidius Hunnius, 1550–1603, lutherischer Theologe, 1576 Professor in Marburg, 1592 in Wittenberg; ADB 13 (1881), S. 415f. (Gaß); Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon, hg. von T. Bautz, Bd. 2, Herzberg 1990, Sp. 1182f. (F. W. Bautz). – Johann Gerhard, 1582–1637, lutherischer Theologe, 1606 Superintendent in Heldburg (Thüringen), 1615 in Coburg, 1616 Professor in Jena; Bautz, Bd. 2, Sp. 215f. (F. W. Bautz).

dann noch einmal vier unerlaubte Bücher zutage, deren Titel der Inquisitor mitteilt.[157] Es handelte sich um ein verbreitetes Erbauungsbuch mit Gebeten und Liedern,[158] ein Gesangbuch[159] und – anders als man erwarten mochte – auch um zwei gewichtige theologische Werke in lateinischer Sprache.[160]

Ob die Liste protestantischer Literatur, die Nuntius Agucchia von Venedig nach Rom sandte und die auch nach Wien übermittelt wurde,[161] nur diese Werke anführte oder ob noch mehr gefunden und konfisziert wurde, können wir nicht angeben. Der Auftrag an Pallotto sollte jedenfalls bewirken, daß auch auf kaiserlicher Seite Verbote ausgesprochen und Übertretungen unter Strafe gestellt wurden, und seine Demarche blieb, trotz der wenig erfolgversprechenden ersten Reaktion des Kaisers, nicht ganz ergebnislos.[162] Ein im Namen Ferdinands II. an den Kommandanten des Feldzugs,

157 Frà Pio an Agucchia, 1630 Feb. 21 und März 7, ACDF St. st. O 2c fol. 677r und 680r. Liste der Titel ebd. fol. 670r–v.

158 *Stile di Aqua, nelle quali ciascheduno divoto cuore nel viagio e nella casa, nelli giorni agiaciati et ardenti, delle tribulationi così corporali come spirituali, potrà rifrescarsi [sic] et refrigerarsi, preparata dalla salutifera et capo fontana della Sacra Scrittura et da altri libri christiani, et hora di nuovo con diligentia riveduto et in molti luochi megliorato, insieme con gli simboli et detti memorabili di alcuni personaggi, conti, principi et re, Leipzig 1625* (Geistliche Wasserquelle, darinnen sich ein jedes frommes Herz, beides, auf der Reise und Daheim in guten, kühlen Tagen und in mancherlei Hitze der Anfechtung leiblich und geistlich erquicken und erfrischen kann. Aus dem heilsamen Hauptbrunnen der heiligen Schrift und andern christlichen Büchern zugerichtet und jetzt aufs Neue herausgegeben. Auch versehen mit etlichen grosser Herren und fürstlicher Personen Symbola und Gedenksprüche, hg. von B. Förtsch.) – Basilius Förtsch, 1612 Pfarrer in Gumperda (Thüringen), Erstausgabe der „Geistlichen Wasserquelle" 1609, viele weitere Auflagen, auch mit Veränderungen, bis ins 18. Jh.; ADB 7 (1878), S. 194 (Bertheau); Art. Gebetbücher III, in: Theologische Realenzyklopädie, Bd. 12, S. 115 (F. Schulz).

159 *Libreto da cantare: Christiani salmi et altre lodi spirituali del dott. Martin Lutero et de altri huomini dotti et timorati di Iddio, insieme con quatro belle lodi del d. Felipo Nicoli, di nuovo in questi tempi pericolosi posti insieme. (Colos. 3.16: Insegnate et amonite ubi estis [MS: stesi] con salmi, lodi et dolcissime canzoni spirituali etc.) Kempten 1626.* – Der Übersetzer zitiert aus einem Lied (*una canzon puerile contro gli arcinemici della christiana chiesa): Mantienci, Signor, apresso la tua parola et precipita la tiranide del Papa et del Turco, quali Jesu Christo tuo figliolo vogliono precipitar dal suo trono. ... Signor, fa nuli gli loro tentativi, et fa che incontrino cose cative, precipitali dentro a quela fossa che essi preparano alli tuoi christiani.* – Philipp Nikolai, 1556–1608, lutherischer Theologe, gefördert von Hunnius, 1601 Pfarrer an St. Katharinen in Hamburg, Verf. des Buches *Frewdenspiegel deß ewigen Lebens,* mit beigefügten Liedern, 1599; Bautz (wie Anm. 156), Bd. 6 (1993), Sp. 671–681 (A. Steinmeier).

160 1. *Exegesis Augustanae Confessionis, cuius articuli 21 breviter et succincte explicantur etc., auctore Balthazare Mentzero, Gießen 1613.* 2. *Dialogorum sacrorum libri quattuor auctore Sebastiano Castellione etc., Augsburg 1582.* – Balthasar Mentzer, 1565–1627, lutherischer Theologe, 1596 Professor in Marburg, 1607 in Gießen, 1625 wieder in Marburg; Bautz (wie Anm. 156), Bd. 5, Sp. 1273–1285 (T. Mahlmann). – Sébastien Castellion, Savoyarde, 1515–1563, reformierter Theologe, Gegner Calvins. *Dialogorum ... libri quattuor* erschienen erstmals in Lyon und Genf 1540, 1543, 1545; Enciclopedia Cattolica, Bd. 3 (1949), Sp. 1021 f. (P. Chiminelli).

161 NBD IV 4, S. 128, 152.

162 *Biglietto* Pallottos [an den Kaiser] von 1630 Feb. 24, kopiert und übersandt an S. Onofrio mit Brief von März 2 in ACDF St. st. O 2c fol. 693.

Graf Collalto, gerichtetes Schreiben erläuterte diesem die Sorge des Papstes. Der Generalleutnant wurde aufgefordert, eventuell mitgeführte „häretische" Werke einsammeln und örtlichen Inquisitoren übergeben zu lassen.[163] Da das Schriftstück keine eingehende Suche verlangt, sondern zugleich erwähnt, daß eine solche schwerlich durchzuführen sein wird, ist nicht damit zu rechnen, daß der Befehl bei der Truppe sehr wichtig genommen wurde. Strafen anzudrohen und z. B. auf den Bündner Pässen Kontrollen einzurichten, wie Pallotto vorgeschlagen hatte, wird nicht angeordnet. Ein Problem in der Sache ergab sich dann auch auf venezianischer Seite. Nuntius Agucchia bemerkt, daß er um die konfiszierte Literatur, die mittlerweile beim Inquisitor in Venedig lagert, kein Aufhebens machen könne. Würden die Funde bekannt, wäre die Heeresleitung gezwungen, die deutschen Söldner zu entlassen, was ihr aufgrund der Kriegslage überaus ungelegen käme.[164] Es wurde also wohl keine weitere Literatur gesucht und beschlagnahmt.

Anlaß zu häufigerem Schriftwechsel mit dem Heiligen Offizium ergab sich für Pallotto schließlich aus dem Umstand, daß die „Englischen Fräulein", geschätzt von den Landesherren, in Wien, München und Preßburg Niederlassungen hatten, in denen sie sich der Mädchenerziehung widmeten. Zeitweilig war auch noch die Gründung eines Hauses in Prag im Gespräch.[165] In Rom sah man diese nicht von Klerikern geleiteten Aktivitäten mit Mißtrauen und schritt mit Verboten dagegen ein. Auch der Nuntius war unter den Befürwortern des endgültigen Verbots der Ordensgründung der Mary Ward, verhandelte aber auch persönlich mit ihr und überließ schließlich die Auflösung des Hauses in Wien dem Ortsbischof und seinem Nachfolger.[166]

Nuntius Rocci scheint sich später bei der Inquisition darum bemüht zu haben, daß wenigstens die Anordnung gelockert wurde, die den Frauen verbot, gemeinsam zu leben, und wies auf ihre überaus elenden Lebensbedingungen hin.[167] Im übrigen hatte auch er wechselnde Anlässe zu gelegentlicher Korrespondenz. 1631 wurde ihm die neue Konstitution gegen Astrologie und Magie zugesandt.[168] Er verspricht, sie drucken zu lassen und an Bischöfe und Ordensobere zu verteilen. Im selben Jahr erhält er den ungewöhnlichen Auftrag, den Kaiser zu bitten, einem vom Heiligen Offi-

163 Ferdinand II. an Collalto, 1630 Feb. 26, ebd. fol. 676r–v (deutsch), übersandt mit Pallotto an S. Onofrio, 1630 März 9, ebd. fol. 686r, lat. Übersetzung des Befehls an Collalto ebd. fol. 687r.

164 Agucchia an Hl. Offizium, 1630 April 27, ACDF St. st. O 2c fol. 699r.

165 Mary Ward und ihre Gründung. Die Quellentexte bis 1645, hg. von U. Dirmeier, 4 Bde., Münster 2007 (Corpus Catholicorum 45–48), ad ind.; Becker, Spannungen (wie Anm. 39), S. 226 f.

166 NBD IV 4, S. 533 f. Nr. 212.1; Dirmeier (wie Anm. 165), Bd. 2, S. 534. Zu den Umständen der Verhaftung der Mary Ward und ihrer Vertreterin Schwedt (wie Anm. 4), S. 64.

167 Dirmeier (wie Anm. 165), Bd. 3, S. 443 Nr. 1420.

168 Rocci an Hl. Offizium, 1631 Aug. 2, ACDF St. st. TT 1b fol. 329r; Repertorium Circularium (wie Anm. 64), fol. 11r, 1631 Juni 28. Text: Bullarum ... editio Taurinensis (wie Anm. 20), Bd. 14 (1868), S. 211–215; zum Anlaß L. von Pastor, Geschichte der Päpste, Bd. 13, 2. Teil, Freiburg i. Br. 1929, S. 612; Theologische Realenzyklopädie, Bd. 4, Berlin-New York 1979, S. 288–294 (K. Matthäus).

zium empfohlenen Mann ein einträgliches Hofamt oder eine kirchliche Pfründe zu übertragen, damit dieser in Rom weiterstudieren und nach seiner Rückkehr bei Verwandten und Landsleuten Konversionen bewirken könne.[169] In diesem Fall etwas zu erreichen, kann Rocci *nelle presenti turbolenze* allerdings nicht versprechen. Später muß er sich darum kümmern, daß bestimmte die „Militia Christiana" betreffende Papiere, die einem Pauliner namens Francesco Bernardino Rossi bei seiner Verhaftung durch die Inquisition abgenommen worden waren, herausgegeben werden. Er erfüllt damit ein Ansuchen des Grafen Althan, der 1619 ein Initiator der Gründung des östlichen Distrikts dieses Ritterordens gewesen war.[170] Rocci betont, daß sein Wunsch berücksichtigt werden sollte, da der Graf der Nuntiatur nahestehe und große Verdienste habe um die Rekatholisierung in Böhmen, Ungarn und Österreich.[171] Schließlich ergab sich auch ein Fall, der die Amtstätigkeit des Nuntius Rocci in entfernte Beziehung zum Schicksal Wallensteins führte: Der Sterndeuter Giovanni Battista Senno aus Genua[172] – Seni in Schillers Drama – ließ sich von ihm die Dispens zum Lesen verbotener astrologischer Bücher erteilen.[173] Die vor kurzem publizierte Bulle scheint kein Hindernis gewesen zu sein.

Auffällig ist in manchen Fällen das Ausbleiben genauer Informationen für die Nuntiatur. So wurde Nuntius Pallotto zwar einmal kurz darauf hingewiesen, daß es in

169 Rocci an Hl. Offizium, 1631 Dez. 13, ACDF St. st. TT 1b fol. 464r. Der Name wird mit Giovanni Girolamo Millaro Armanno aus Breslau angegeben.

170 Michael Adolph Graf Althan, 1574–1636, Konvertit, im Langen Türkenkrieg Heerführer, 1606 Bevollmächtigter bei den Friedensverhandlungen von Zsitva-torok, Ratgeber und Diplomat der Kaiser Rudolf II. und Matthias, unter Ferdinand II. Mitglied des Hofkriegsrats und des Geheimen Rats. Er hatte 1630 der Nuntiatur das Gebäude Am Hof überlassen; NBD IV 7, S. 215 Anm. 2 und ad ind.; T. Winkelbauer, Fürst und Fürstendiener. Gundaker von Liechtenstein, Wien-München 1999 (MIÖG Ergänzungsband 34), S. 134–140; Squicciarini (wie Anm. 6), Bildtafel. – Zum Ritterorden der „Militia Christiana" G. Fagniez, Le père Joseph et Richelieu, Bd. 1, Paris 1894, S. 148–180; C. Göllner, La Milice chrétienne, un instrument de croisade au XVIIe siècle, in: Mélanges de l'École Roumaine en France 13 (1936), S. 59–111; E. Baudson, Charles de Gonzague, Duc de Nevers, de Rethel et de Mantoue, Paris 1947, S. 112–114, 120f., 126–133, 172–194, 210–226; A. Girard, Entre croisade et politique culturelle au Levant, in: Visceglia, Papato (wie Anm. 2), S. 419–437, hier 422f.

171 Barberini an Rocci, 1634 Jan. 7, ASV Arch. Nunz. Vienna 68 fol. 247r; Rocci an Barberini, 1634 Feb. 11, ebd. fol. 248r; Kopie des Schreibens Althans (ohne Datum) ebd. fol. 249r. – Arch. Nunz. Vienna 12 fol. 31v–32r (R), 1634 Jan. 30, enthält Empfehlungsbrief Roccis für Rossi, der Wien verläßt und nach Mailand gehen will. Er wird hier genannt: *P. Franiscus Bernardinus de Rubeis ord. S. Pauli Primi Eremitae abbas atque ord. Militiae Christianae ... eques, commendator et primus elemosynarius necnon S. C. M. consiliarius.*

172 Mann (wie Anm. 119), ad ind.; Jaitner, Schoppe (wie Anm. 67, Bd. II/5, S. 2518, Art. Biboni.

173 ASV Nunz. Arch. Vienna 11 fol. 17r, dat. 1633 Feb. 26. Lizenzen zum Lesen verbotener Bücher wurden normalerweise *exceptis Nicolai Machiavelli et Caroli Molinaei operibus necnon iis qui de fide magia et superstitionibus ex professo tractant, item iis, qui de astrologia iudiciaria principaliter aut incidenter pariter tractant;* z. B. Nunz. Arch. Vienna 12 fol. 40r–v, 42r–v, 74r, 1634 März 22, März 28, Aug. 19.

Neapel Schwierigkeiten um die Inhaftierung eines Mannes namens Figueroa gebe.[174] Er erhält aber keinen Auftrag, zu ermitteln, ob die Sache in Wien bekannt sei und besprochen werde, und geht darum in seinen Antwortschreiben nicht darauf ein. Da es sich um einen seit gut zwei Jahren schwelenden Fall handelte, in dem kirchliche Jurisdiktion, Inquisition und weltliche Verwaltung in immer heftigeren Konflikt geraten waren,[175] war die Sorge nicht unberechtigt, daß die Vorgänge auch am Kaiserhof besprochen würden und daß Partei genommen wurde. Der Nuntius hätte also in der Lage sein sollen, den römischen Standpunkt zu erläutern und zu verteidigen; er erhielt aber keine weiteren Auskünfte.

Aus heutiger Sicht noch erstaunlicher ist es, daß das Inquisitionsverfahren gegen Galilei, das zur Amtszeit Roccis stattfand und im Reich nicht unbeachtet blieb,[176] kein Anlaß war, den Nuntius genauer zu informieren. Er erhielt zwar wie alle Nuntiaturen das Zirkularschreiben mit der Mitteilung vom Verbot der *Dialogi* und versichert, dieses unter den Gelehrten bekannt zu machen;[177] darüber hinaus wird das Thema aber weder in den römischen noch in Roccis Schreiben behandelt. So bleibt es auch unerwähnt, daß Professoren der Wiener Universität gegen die Verurteilung Galileis und des kopernikanischen Weltbilds protestiert haben.[178]

Schlecht informiert wurde Rocci auch, als er den Auftrag bekam, zu klären, ob die Herrschaft Castel del Rio – ein kleines Fürstentum am Santerno im Grenzgebiet

---

174 NBD IV 4, S. 85. Barberini an Pallotto, 1630 Feb. 16, BAV Barb. 7062 fol. 130r: ... *A giorni addietro mons. Petronio di commissione di questa Congregatione del Santo Offitio fece catturare in Napoli un tale Figheroa che fu preso dentro la chiesa di San Luigi de Padri Minimi e fu arrestato nelle carceri del convento e guardatovi da ministri del Santo Uffitio con ogni quiete. Dieci hore dopoi il viceré a consiglio del collaterale mandò 150 soldati che ruppero le porte del convento e della prigione, offesero i guardiani e ritolsero il carcerato. Né di ciò contento fece presentar un'hortatoria a mons. Petronio prohibendoli l'essercitio della carica. L'accidente è così inusitato e strano e tanto privo d'ogni fondamento di ragione, che ha obligato Nostro Signore a scriverne brevi al vicerè, e la Congregatione ad incaminarne le provisioni ncessarie, delle quali s'aspettarno gli effetti. Ne ho voluto dar questa parte a Vostra Signoria Illustrissima per ogni buon rispetto, se a sorte costà ne arrivasse alcun sentore o se ne udisse parlare.* ... Es handelte sich um einen Richter, Cristóval Figueroa de Figueroa, der einen vom Bischof von Nicotera eingekerkerten Steuereintreiber im Auftrag des Vizekönigs aus dem Gefängnis geholt hatte. – Giacinto Petroni OP, um 1580–1648, 1614–1622 *Maestro del Sacro Palazzo*, danach Bischof von Molfetta und Inquisitor in Neapel; Mayer, Bureaucracy (wie Anm. 1), ad ind.; Mayer, Stage (wie Anm. 3), ad ind.; Pagano, Documenti (wie Anm. 68), S. 43 Anm. 133.

175 Darstellung der Prozeßverfahren nach Akten des ACDF bei Mayer, Stage (wie Anm. 3), S. 29–45, 238–244.

176 Z. Šolle, Neue Gesichtspunkte zum Galilei-Prozeß, Wien 1980 (Österreich. Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Sitzungsberichte 361), S. 51–56; J. Cygan, Das Verhältnis Valerian Magnis zu Galileo Galilei und seinen wissenschaftlichen Ansichten, in: Collectanea Franciscana 38 (1968), S. 135–166, hier 136–149; Catalano (wie Anm. 73), S. 36–38.

177 Anm. 68, 69.

178 Šolle (wie Anm. 176), S. 43 Anm. 113; A. Favaro, Amici e Corrispondenti di Galileo Galilei, a cura di P. Galluzzi, Firenze [1983], Bd. 1, S. 116, Bd. 3, S 1381 f.

zwischen Toskana und dem Kirchenstaat – als Reichslehen gelte. Er erkundigte sich bei Reichsvizekanzler von Stralendorf, erhielt aber keine verbindliche Antwort, und ließ die Sache auf sich beruhen.[179] Als Begründung für die Anfrage hatte man ihm nur erklärt, daß der Inhaber, Mariano Alidosi, von der Inquisition in Florenz in Haft genommen worden sei und sein Lehen verkaufen wolle. Er erfuhr nicht nur nichts über das anhängige Verfahren; verschwiegen wurde auch, daß es darum ging, die Übernahme des kleinen Gebiets durch den Kirchenstaat vorzubereiten.

Lebhafter als im genannten Fall war Roccis persönliches Interesse, als ihm bekannt wurde, daß der berühmte und in der Nuntiaturkorrespondenz oft erwähnte Kapuziner Valeriano Magni, der sich in Prag und Wien als leidenschaftlicher Gegner der Jesuiten hervortat, im Sommer 1633 nach Rom gerufen wurde.[180] Grund dafür hätten Beschwerden der Jesuiten sein können. Wahrscheinlich war aber auch Unzufriedenheit der Kurie mit Valerianos Wirken in Polen, wo er als Berater des jungen Königs Ladislaus IV. an dessen Krönung teilgenommen, sich aber nicht, wie von ihm erwartet worden war, am Kampf gegen die vor der Königswahl geschlossenen *Puncta Pacificationis* beteiligt hatte.[181] Es wurde darum in Wien und in Polen gemunkelt, er werde vor die Inquisition zitiert, und auch er selbst nahm dies an.[182] Rocci erkundigte sich nach den näheren Umständen bei Francesco Ingoli, dem Sekretär der Propaganda Fide, erfährt aber nichts Genaues. Ingoli antwortet ihm nur unverbindlich, er glaube nicht, daß die Vorwürfe gegen Valeriano das Gericht des Heiligen Offiziums beschäftigten.[183]

Auch als nach dem Generalkapitel der Franziskaner-Observanten in Toledo[184] Unklarheit herrschte, wer zum neuen Ordenskommissar für Oberdeutschland bestellt

179 NBD IV 5, S. 659, 688, 598; Pagano, Documenti (wie Anm. 68), S. 156 Anm. 408; Mayer, Stage (wie Anm. 3), S. 209–218, 335–338. – Zu den häufig unklaren Lehensverhältnissen in Italien K. O. von Aretin, Das Reich. Friedensordnung und europäisches Gleichgewicht, Stuttgart 1992, S. 105 Anm. 117, 111–117.

180 Rocci an Propaganda Fide, 1633 Sept. 3, APF SOCG 75 fol. 35r.

181 Die vor der Königswahl beschlossene Wahlkapitulation beschränkte die Rechte der mit der katholischen Kirche unierten „ruthenischen" Kirche. Zu den *Puncta Pacificationis* (*Pacta Conventa;* gedr. in: Litterae Nuntiorum Apostolicorum historiam Ucrainae illustrantes, bearb. von A. Welykyj, vol. 5: 1629–1638, Romae 1961, S. 120–123 Nr. 2204); J. Cygan, Valerian Magni und die Frage der Verständigung mit der orthodoxen Kirche unter Ladislaus IV. Wasa in den Jahren 1633/34, in: Collectanea Franciscana 51 (1981), S. 333–368; NBD IV 5, S. 604 Anm. 3, S. 619 Nr. 144.1 (5).

182 Rocci an Barberini, 1633 Okt. 22, BAV Barb. 6973 fol. 148r–v, 157r–160v; Welykyj (wie Anm. 181), S. 161 Nr. 2260; Catalano (wie Anm. 73), S. 223 Anm. 119.

183 Ingoli an Rocci, 1633 Nov. 12, ASV Arch. Nunz. Vienna 152 fol. 39r. – Francesco Ingoli, 1578–1649, Sekretär der Propaganda-Kongregation und der *Congregatio Caeremonialis*; DBI, Bd. 62, Roma 2004, S. 388–391 (G. Pizzorusso); J. Metzler, Sacrae Congregationis de Propaganda Fide memoria rerum, Bd. 1, Teil 1, Rom-Freiburg i. Br.-Wien 1971, S. 197–243; Weber (wie Anm. 110), S. 120.

184 5.–22. Mai 1633; H. Holzapfel, Manuale Historiae Ordinis Fratrum Minorum, Freiburg i. Br. 1909, S. 283; Annales Minorum, ed. A. Chiappino, Bd. 28, Quaracchi 1941, S. 1–18.

sei, war Roccis Wissensstand unbefriedigend.[185] Es hieß zunächst, daß ein P. Ambrogio da Galbiate, der seit einigen Jahren in dieser Funktion tätig war, bestätigt worden sei, obwohl Ferdinand II. die Einsetzung des aus seinem Herrschaftsgebiet stammenden P. Michael Chumar bevorzugt hätte.[186] Von den Anhängern beider Prätendenten wurde Rocci um seine Unterstützung angegangen, erhielt jedoch aus Rom nur die Weisung, daß beide das Amt vorerst nicht ausüben sollten.[187] Er weiß nicht, daß gegen P. Ambrogio bei der Inquisition eine sehr ernste Denunziation eingegangen war: Er habe in zwei Münchner Frauenklöstern Nonnen unsittlich belästigt.[188] Daß es schließlich Chumar ist, der die Bestätigung erhält, wird nicht weiter erläutert.

Es ist keine stets eingehaltene Regel dafür erkennbar, bei welchen Anlässen das Heilige Offizium es für sinnvoll oder notwendig hielt, in direkten oder indirekten Kontakt mit der Nuntiatur in Wien zu treten. Die bisher bekannten Schriftstücke vermitteln jedoch den Eindruck, daß die Nuntien fast immer nur auf besondere Anweisung hin gehandelt oder auf Anfragen geantwortet haben, daß von ihnen aber keine eigenständige Initiative und auch keine Berichterstattung erwartet wurde. Ein einziger Fall ist aktenkundig, in dem Nuntius Rocci seinerseits eine Stellungnahme des Heiligen Offiziums herbeiführte, allerdings nicht durch eine direkte Anfrage, sondern durch eine Bitte um Zustimmung des Papstes zu einer Entscheidung der Nuntiatur, die an der Kurie an die Kongregation der Inquisition weiterverwiesen worden war.[189]

---

185 Rocci an Barberini, 1633 Juli 16, BAV Barb. 6973 fol. 22r–v, 28r–29v. – Michael Chumar (Chumer, Kumara) von Chumberg, ca. 1592–1653, 1625–1632 Provinzial der kroatisch-bosnischen Provinz, 1639 Weihbischof von Laibach; NBD IV 7, S. 19 Anm. 59; Annales Minorum (wie Anm. 184), Bd. 28, S. 554 f.; Keller/Catalano (wie Anm. 25), Bd. 2, S. 446 zu 1640 Feb. 2, 680 zu 1644 Nov. 8, Bd. 4, S. 634 zu 1639 Nov. 14 (im Register, Bd. 1, S. 290 irrtümlich OFM Cap.)

186 Ambrogio da Galbiate, †1639, 1628–1633 Provinzial der bayerischen Ordensprovinz und Generalkommissar; NBD IV 7, S. 19 Anm. 58, 61; Annales Minorum (wie Anm. 184), Bde. 27 und 28, ad ind.

187 Barberini an Rocci, 1633 Aug. 27, BAV Barb. 7065 fol. 145r–v; ders. an dens., 1633 Sept. 17, ebd. fol. 149r–150v.

188 Bericht über Verfehlungen P. Ambrogios und eines Begleiters in ACDF St. st. TT 1b fol. 516r–523v (2 Exemplare, Eingangsdatum 1633 Sept. 8); Begleitschreiben P. Heinrich Seifrieds an Hl. Offizium, ohne Datum, ebd. fol. 515r: Es ist von unerlaubt häufigen Besuchen in den Klöstern der Ridler-Schwestern und der Pütrich-Schwestern (Franziskaner-Terziarinnen) die Rede und von Übergriffen, als die Schwestern zur Zeit der schwedischen Besetzung Münchens aus ihren Häusern vertrieben waren. – Heinrich Seifried, 1632 zum 3. Mal Provinzial von Tirol, 1633 Generaldefinitor, †1636; Annales Minorum (wie Anm. 184) Bde. 27 und 28, ad ind. Aus Briefen Kurfürst Maximilians und der Regentin von Tirol, Erzherzogin Claudia, an Barberini geht hervor, daß sie die Anschuldigungen nicht glaubten; Maximilian an Barberini, 1634 März 29, BAV Barb. 6720 fol. 31r–34v, ders. an dens., 1634 Juni 7, ebd. fol. 79r–81v, ders. an dens., 1634 Juni 21, ebd. fol. 91r–v; Barberini an Maximilian, 1634 Juli 1, München, Geh. Staatsarchiv, Kschw. 7404 (unfol.).

189 ASV Arch. Nunz. Vienna 9 fol. 127v–129v, 1631 Dez. 30. Es ging um den Fall eines Paares in der Diözese Regensburg, das seit Jahren zusammenlebte und Kinder hatte. Sie galten allgemein als ver-

Darüber hinaus lassen sich einige allgemeine Beobachtungen machen. Es zeigt sich, daß im Jahrzehnt nach der Auflösung der Nuntiatur in Graz manche von deren Aktivitäten von Wien aus weiterbetrieben wurden. Ein häufiger Gegenstand der Korrespondenz bleibt die Erteilung von Fakultäten, bestimmt einerseits durch den Krieg, vor allem aber durch die Bedürfnisse der in großen Teilen des Nuntiaturgebiets angestrebten Rekatholisierung und der Verbesserung der Seelsorge. Die Tendenz, die Gewährung dieser Vollmachten nicht den Ortskirchen zu überlassen, sondern von Rom aus zu leiten und über die Nuntiaturen ausführen zu lassen, ist offensichtlich. Sie wird aber nicht konsequent durchgeführt und hat ernste Unzufriedenheit im heimischen Klerus zur Folge. Außer ungewöhnlichen Anträgen zu Dispensierungen in Fällen von Ehehindernissen stoßen wir auf Probleme aus sehr verschiedenen Lebensbereichen, die im Briefwechsel mit dem Staatssekretariat keine Erwähnung finden und die damit unseren Einblick in die Vielfalt der in einer Nuntiatur anfallenden Amtsgeschäfte erweitern. Zu erkennen ist schließlich auch ein Kreis von Wiener Persönlichkeiten, die der Nuntiatur nahestanden.

heiratet, so daß z. B. vornehme Leute keinen Grund hatten, nicht Taufpaten der Kinder zu machen. Tatsächlich bestanden zwei Ehehindernisse. Der Mann hatte die Subdiakonatsweihe erhalten und die Partner waren im 3. Grad verwandt. Um – in konfessionell gemischtem Umfeld – keinen Skandal zu verursachen, wollte die Nuntiatur die Ehe legitimieren und keine Kirchenstrafen verhängen, suchte dafür aber die Zustimmung aus Rom, die sie auch erhielt.

Veronika M. Seifert

Il Fondo Friedrich Gottreich Striebel

La traduzione „in lingua sassone" del ricettario di Alessio Mattioli per la fabbricazione degli smalti per i mosaici*

1 Introduzione
2 Gli autori del Fondo: il Sassone Friedrich Siegmund Striebel e suo figlio Friedrich Gottreich
3 La stesura dei manoscritti
4 Un lavoro commissionato
5 I rapporti tra Striebel e Mattioli
6 Striebel, un arcanista?
7 Vendita e traduzione dei manoscritti del Fondo Striebel
8 Consistenza e struttura del Fondo
9 Contenuto e peculiarità dei manoscritti
10 Alcune curiosità
10.1 Compilazione del testo e sua analisi
10.2 La struttura interna dei manoscritti, il sistema dei riferimenti e i simboli chimici
10.3 Utilizzo dei termini tecnici in due lingue
10.4 I disegni contenuti nei manoscritti
10.5 Striebel e la Fabbrica di San Pietro
10.6 Le bottiglie di Champagne e quelle di vino di Borgogna nel *Libro grande AB*
10.7 Striebel, come botanico e mineralologo
10.8 Striebel e i colori dei mosaici
10.9 Striebel e le monete
10.10 La produzione della porcellana
11 Conclusione

Zusammenfassung: Der Beitrag hat seinen Ursprung in der Archivierung des Bestands *Friedrich Gottreich Striebel*. Das Archivgut, in Form eines einzigen Konvolut, bestehend aus 14 handgeschriebenen und gebundenen Heften, befasst sich mit der Herstellung von Mosaikglaspasten. Die Manuskripte wurden in den Jahren 1744–1749 von Friedrich Siegmund Striebel produziert, während er an der Seite des Chemikers, Alchemisten und Brennmeisters Alessio Mattioli arbeitete, der damals mit neuentwickelten Glaspastenrezepten einen ausschlaggebenden Beitrag zur Mosaikherstellung und damit auch zur Mosaikausschmückung des Petersdoms im Vatikan beigetragen hat. Die Leitung des Dombauarchivs des Petersdoms erwarb besagte Manuskripte 1806, um daraufhin deren Übersetzung ins Italienische zu

* Per una più facile comprensione dell'articolo conviene premettere alcune informazioni pratiche: il Fondo Friedrich Gottreich Striebel (= Fondo Striebel) non è opera della Fabbrica di San Pietro, ma è stato acquistato successivamente da detta Fabbrica. L'unità archivistica è composta da vari fascicoli manoscritti, redatti durante o dopo l'attività di ricerca che Striebel svolse a Roma. I manoscritti di Striebel, oggetto d'analisi, si trovano citati nelle note tenendo conto della numerazione disomogenea adoperata dall'autore. L'articolo s'adegua a tale numerazione. Per facilitare la lettura delle citazioni dei manoscritti di Striebel, in alcuni casi sono stati corretti gli errori d'ortografia. In altri casi, le citazioni rispettano le diverse forme in cui i testi furono redatte.

veranlassen; vor kurzem betreute sie die Archivierung. Der Essay beschreibt die näheren Umstände, die zur Verfassung der Manuskripte führten und versucht, deren Werdegang zu rekonstruieren, ohne dabei eine Präsentation ihrer Konsistenz und Struktur sowie einen Verweis auf besondere thematische Inhalte zu unterlassen. Obwohl die Aufzeichnungen in erster Linie mit der Geschichte der Mosaikherstellung verbunden sind, beinhalten sie ebenfalls interessante Angaben, die in den Bereich der Chemie, Botanik, Mineralogie und Numismatik reichen. Die Manuskripte erweisen sich weiterhin als kostbares Zeugnis der damaligen diplomatischen Verbindungen zwischen dem Sächsisch-Kurfürstlichen Hof zu Dresden und den Repräsentanten der römischen Kurie. Diese komplexen Verknüpfungen hatten Auswirkungen im Bereich der Politik, Religion und Kunst. Die Abhandlung möchte nicht zuletzt erste Daten über das Leben und Wirken Friedrich Siegmund Striebels sammeln, der bis jetzt in der Forschung noch keine Beachtung gefunden hat, trotz seiner zwanzigjährigen Präsenz in Rom und Italien und seiner Tätigkeit als Maler, Mosaikhersteller und Unterhändler bei den Gemäldeankäufen für die Dresdner Galerie.

Abstract: The essay is based on the inventory of the Friedrich Gottreich Striebel Collection preserved in the Historical Archives of the Fabbrica di San Pietro in the Vatican. The collection consists of a single bundle containing fourteen manuscript files. It represents the results of the activities of the Saxon Friedrich Siegmund Striebel during the years 1744–1749, when he collaborated with the chemist-alchemist-glassmaker, Alessio Mattioli. Mattioli's discoveries determined the composition of the enamels used for the mosaics decorating St Peter's Basilica in the Vatican. In 1806, the Collection was acquired by the Fabbrica di San Pietro, which at one time oversaw an Italian translation of the material and more recently its reordering. This essay presents the circumstances under which the manuscripts were composed, focusing on the particular quality, significance and structure of the material, as well as its history. The Collection, closely tied to the history of mosaics, also includes information of interest to a variety of other disciplines, such as chemistry, botany, mineralogy and numismatics. The article also highlights the Collection's valuable and unexpected evidence for a complex web of diplomatic communications between the Saxon Court and certain important figures in the Roman Curia, bearing upon religious, political and artistic issues. Finally, the essay makes an initial attempt to reconstruct the biography of the author of the Collection, hitherto little known to experts. He has remained obscure despite more than twenty years of activity in Rome and Italy as a painter, mosaic artist, and art dealer for the famous Gallery of Dresden, also known as the Old Masters Picture Gallery.

1. Come la bellezza della realizzazione di un quadro musivo sta nella progressiva composizione delle diverse tessere, così il fascino per il ricercatore sta nella raccolta progressiva dei dati che creano la storia del soggetto su cui egli sta indagando. Proprio questo vale per la storia del Fondo Friedrich Gottreich Striebel, conservato nell'Archi-

vio della Fabbrica di San Pietro in Vaticano. Il Fondo concerne la *Fabbricazione degli smalti per i musaici*.[1] Nella prima metà del Settecento il menzionato Striebel mise per iscritto „in lingua sassone" i segreti delle ricette musive di Alessio Mattioli di Ascoli, che pochi anni prima aveva perfezionato con grande successo la produzione degli smalti per i mosaici.[2] Il chimico e fornaciaio italiano, infatti, aveva inventato una pasta vitrea „opaca", che non produceva l'effetto indesiderato dei riflessi, da cui fi-

1 Cf. Città del Vaticano, Archivio Fabbrica San Pietro (= AFSP), Arm. 15, G, 154. Il Fondo in precedenza non è rimasto trascurato dagli studiosi: c'è chi ne ha riferito, ha cercato di contestualizzarlo o di proporre prime analisi delle ricette in esso contenute. Mi permetto di elencare alcuni studi in ordine cronologico di pubblicazione: S. Röttgen, The Roman Mosaic from the Sixteenth to the Nineteenth Century: A short Historical Survey, in: A. González-Palacios/S. Röttgen/C. Przyborowski (a cura di), The Art of Mosaics. Selections from the Gilbert Collection, Los Angeles 1982, pp. 27–29; F. Difrederico, The Mosaics of Saint Peter's: Decorating the New Basilica, University Park-London 1983, p. 55, n. 3; Rudoe riprende da Röttgen e Difranco, vedi: J. Rudoe, Mosaico in Piccolo: Craftsmanship and Virtuosity in Miniature Mosaics, in: The Gilbert Collection Micromosaics, a cura di J. H. Gabriel, London 2000, p. 46, n. 20; C. S. Salerno/C. Moretti, The supply of „smalti" and other materials for the mosaics of theVatican's „Fabbrica di San Pietro", from the 16th to the 18th century, in: K. Janssens/P. Degryse/P. Cosyns/J. Caen/L. Van't dack (a cura di), Annales of the 17th Congresso of the International association for the History of Glass, Antwerp 2006, Antwerp 2009, pp. 512–515; C. S. Salerno/M. G. D'Amelio, „Virtù e Diffetti" degli smalti settecenteschi di Alessio Mattioli, in: C. Fiori/M. Vandini (a cura di), Conservazione e restauro del mosaico antico e contemporaneo, Ravenna Musiva, Primo Congresso Internazionale, 21–24 ottobre 2009, Ravenna 2010, pp. 521–532; P. Pogliani/C. Seccaroni, Il ricettario di Alessio Mattioli e la produzione degli smalti per i mosaici della Fabbrica di San Pietro, in: P. Pogliani/C. Seccaroni (a cura di), Il mosaico parietale – Trattatistica e ricette dall'Alto medioevo al Settecento, Firenze 2010, pp. 63sg.; M. G. D'Amelio/C. S. Salerno, La tavolozza del Mosaico a Roma e a Venezia. Classificazioni, Catalogazioni e Campionari del primo „Tintometro" (1655) di Pietro Paolo Drei della Fabbrica di San Pietro al Campionaria (1889) del Vetraio Muranese Angelo Orsoni, in: C. Angelelli (a cura di), Atti del XVI Colloquio per lo Studio e la Conservazione del Mosaico (AISCOM), Atti del convegno, Palermo 17–19 marzo 2010 – Piazza Armerina 20 marzo 2010, Tivoli 2011, pp. 78–84; V. M. Seifert, Die Mosaikmanufaktur im Vatikan und in Sachsen. Ein Beispiel sächsischer Werksspionage zu Zeiten Augusts III., in: Neues Archiv für sächsische Geschichte 85 (2014), pp. 265–278 – il contributo non contiene ancora la dovuta distinzione tra l'autore primario del Fondo, F. S. Striebel e il compilatore dello stesso, suo figlio F. G. Striebel; vedi sotto paragrafo 1; P. Pogliani/C. Seccaroni/A. Di Sante/S. Turriziani/V. M. Seifert, La produzione del porporino nella Fabbrica di San Pietro nel Settecento: Alessio Mattioli e Federico Striebel, in: C. Angelelli/A. Paribeni (a cura di), Atti del XX Colloquio per lo Studio e la Conservazione del Mosaico (AISCOM), Atti del convegno, Roma 19–22 marzo 2014, Tivoli 2015, pp. 647–652.

2 Moroni scrisse su Mattioli: „Verso la metà del secolo decorso [Settecento], Alessio Mattioli d'Ascoli per le sue ricerche giunse a rinvenire il modo di comporre smalti, che non avessero i difetti di quei di Venezia; di più con calcine metalliche altro ne compose di maggior pregio che denominò scorzetta, e ritrovò il porporino, che in breve per la graziosa vivezza della sua tinta si rese noto a tutti". G. Moroni, Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica da San Pietro sino ai nostri giorni 47, Venezia 1847, p. 75.

niva per essere disturbata la contemplazione del mosaico.[3] Inoltre egli era riuscito a moltiplicare le gradazioni cromatiche delle tinte in modo tale da poter praticamente comporre i colori in ogni loro sfumatura. Ma in particolare aveva sviluppato il famoso e prezioso *porporino*, uno smalto color porpora, molto apprezzato.[4] Queste scoperte permettevano finalmente all'arte musiva di realizzare una più convincente imitazione della pittura, ambizione comprensibilmente molto diffusa all'epoca.[5] Le nuove paste musive inoltre davano alla Fabbrica di San Pietro la possibilità di sottrarsi alla dipendenza da Venezia, „massima fornitrice di smalti durante i secoli XVI e XVII".[6]

L'importanza della scoperta di Mattioli spiega l'interesse a livello europeo con cui fu accolta questa nuova tecnica per la produzione degli smalti.[7] Ma non spiega come uno straniero, precisamente il sassone Striebel, sia riuscito a sottrarre all'inventore Mattioli il segreto che egli aveva venduto alla Fabbrica di San Pietro, ottenendo per anni il rinnovo del contratto per la produzione esclusiva degli smalti.[8] È spontaneo domandarsi in che modo Striebel abbia ottenuto la rivelazione di questo segreto e per conto di chi l'abbia ottenuto. È da chiarire inoltre se egli lavorasse per se stesso o per una persona che magari aveva un tale potere su Mattioli da indurlo a venir meno all'obbligo di mantenere il segreto. Ci si chiede peraltro quali rapporti egli avesse con chi all'epoca, per potersi impossessare delle ricette segrete o, detto in termini moderni, di praticare uno spionaggio di fabbrica. Nell'articolo „‚Spionaggio industriale?' La Fabbrica del Mosaico in Vaticano e in Sassonia" ho affrontato tutti questi interro-

3 Vari testi ottocenteschi ricordano con ammirazione questa nuova scoperta. Si legge per esempio: *Sarebbe stato affatto inutile qualunque tentativo, se non si fosse novata in Roma l'arte di comporre i Smalti opachi di tutti i colori a gradazione di tinte*. AFSP, Arm. 12, G, 14, fol. 3r; vedi anche: ibid., fol. 4r–v.

4 Cf. Pogliani/Seccaroni (vedi nota 1), pp. 57, 60–63; O. Voccoli, La rinascita dell'arte musiva in epoca moderna in Europa. La tradizione del mosaico in Italia, in Spagna e in Inghilterra, Barcelona 2009 (URL: http://www.tdx.cat/bitstream/handle/10803/2025/OV_TESI.pdf;jsessionid=6951BA36CE63750A22BDCB26FA6D927E.tdx2?sequence=1, p. 19; 22. 3. 2014).

5 Cf. Pogliani/Seccaroni (vedi nota 1), pp. 61sg.; Anche Striebel ne parla: cf. AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 6, p. 12 e in vari documenti ottocenteschi si sottolinea questa conquista. È detto ad esempio: *si può imitare perfettamente qualunque pittura fatta a pennello*. AFSP, Arm. 12, G, 14, fol. 3r; vedi anche: ibid., fol. 4r–5r.

6 Voccoli (vedi nota 4), p. 19. Un elogio degli smalti romani confrontati con quelli fabbricati in Venezia si trova in: AFSP, Arm. 12 G, 14, fol. 4r.

7 In un resoconto ottocentesco a cura della Fabbrica di San Pietro si legge al riguardo: *Alessio Mattioli alla metà del passato secolo portò la composizione delli smalti al più alto grado di perfezione. Egli ritrovò la maniera non solo di comporre tutte sorte di smalti colorati, ma inventò un'altra specie di pasta, servendosi di calci metalliche, che fu chiamata scorzetta, preferibile di molto alli smalti medesimi. Compose ancora il celebre Porporino noto per la sua vivezza di tinta in tutte le parti dell'Europa*. AFSP, Arm. 12, G, 14, fol. 4r–v. Sull'apprezzamento di questa nuova tecnica e la sua diffusione vedi anche: Moroni (vedi nota 2), pp. 47, 75; J. G. Keyßler, Neueste Reisen durch Deutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen, Hannover ²1751, pp. 564sg.

8 Cf. AFSP, Arm. 12, G, 14 A, fol. 561r; Pogliani/Seccaroni (vedi nota 1) pp. 61sg.

gativi.[9] In particolare, penso di aver appurato che si trattò in definitiva di un semplice *dono diplomatico* ottenuto grazie ad una rete d'amicizie.[10]

In questa sede mi interessa esporre, oltre alla storia del Fondo Striebel, una prima presentazione del contenuto dei manoscritti redatti dalla mano del Sassone. Dato per scontato che l'autore sia venuto in possesso del segreto – lo afferma lui stesso ripetutamente nelle sue carte – resta il dubbio se ciò che egli lasciò scritto sia una semplice traduzione delle ricette di Mattioli o invece un insieme di informazioni apprese oralmente da Mattioli o magari una mescolanza tra dati raccolti da Mattioli ed elaborato poi autonomamente da Striebel. L'interrogativo non è privo d'interesse, perché il ricettario di Mattioli, venduto alla Reverenda Fabbrica di San Pietro, sparì pochi anni dopo per sempre e oggi non ne esistono se non pochi frammenti.[11] Queste ed altre domande che nascono dallo studio del Fondo Striebel, in parte troveranno risposta in queste pagine e in parte devono essere ancora approfondite.[12]

2. Non è facile indicare con certezza l'identità dell'autore del Fondo Striebel. L'identificazione si complica, in primo luogo, perché l'autore stesso firmò solo due volte i suoi manoscritti con il nome per esteso, limitandosi generalmente a siglarli con le iniziali del suo nome: *F.G.S.t.*[13] L'identificazione si complica, in secondo luogo, per-

---

9 Cf. V. Seifert, ‚Spionaggio industriale?' La Fabbrica di Mosaico in Vaticano e in Sassonia, in: U.C. Koch/C. Ruggero (a cura di), Il conte Heinrich von Brühl (1700–1763) – Primo ministro e mecenate, Conferenza internazionale per i 250 anni della morte, Atti di convegno, Dresda 13–14 marzo/Roma 20–21 marzo 2014, in corso di stampa. La versione tedesca è già citata nella nota 1: Die Mosaikmanufaktur im Vatikan und in Sachsen. Ein Beispiel sächsischer Werksspionage zu Zeiten Augusts III., pp. 265–278.

10 Seccaroni spiega che i segreti custoditi presso le Corti in alcuni casi furono concessi ad altri regni come „dono diplomatico". Al riguardo vedi: Pogliani/Seccaroni (vedi nota 1), p. 66.

11 In una lettera redatta all'inizio dell'Ottocento da un impiegato della Fabbrica quanto alla scomparsa del ricettario di Mattioli si legge: *Con venerato foglio dei 19 and. diretto agl'Amministratori della Fabbrica di S. Pietro richiede l'E. V. la copia del Registro delle ricette usate in Roma alla Fabbricazione dei smalti o sia vetri opachi per il Mosaico. Adempio al mio dovere significando ... all'E. V. che si sa per tradizione aver lasciato Alessio Mattioli alla Fabbrica di S. Pietro un Registro manuscritto delle Ricette da Esso usate per la composizione della celebre pasta porporina, e di altre paste per lavorar mosaici, ma un tal registro non si sa quando e come siasi smarrito.* AFSP, Arm. 12, G, 14 C, fol. 98r. In documenti non datati, ma probabilmente redatti nell'Ottocento, la perdita dei segreti di Mattioli consegnati e sigillati viene collegata con la scomparsa di un Prelato non meglio qualificato. Al riguardo vedi: ibid., Arm. 12, G, 14A, 593v. Circa i pochi frammenti di ricette conservati fino ad oggi vedi: Apparati. Un'Antologia di Fonti, in: P. Pogliani/C. Seccaroni (a cura di), Il mosaico parietale – Trattatistica e ricette dall'Alto medioevo al Settecento, Firenze 2010, pp. 110–115.

12 Sugli aspetti scientifico-chimici vedi inanzitutto: Salerno/Moretti The supply of „smalti" (vedi nota 1), pp. 513–515 e recentemente: Pogliani/Seccaroni/Di Sante/Turriziani/Seifert, La produzione del porporino (vedi nota 1), pp. 647–652.

13 Circa i riferimenti all'abbreviazione *F. G.S.t.* vedi: AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 1, fol. 1r; fasc. 2, fol. 1r, fasc. 3, fol. 1r; per il nome completo vedi: ibid., fasc. 1, fol. 2r, ibid., fasc. 5, fol. 2v.

ché i contemporanei, come per esempio gli impiegati della Fabbrica di San Pietro, avevano registrato male tale cognome,[14] e di conseguenza anche in seguito se ne trovano redazioni diverse.[15] La complicazione maggiore però nasce dal fatto che la firma dell'autore dei manoscritti non corrisponde di fatto al nome della persona a cui è stato affidato il compito di raccogliere le ricette per la fabbricazione degli smalti necessari alla produzione dei mosaici. I manoscritti sono segnati da Friedrich Gottreich Striebel, invece la Corte sassone commissionò quel compito a Friedrich Siegmund Striebel. Grazie a vari documenti in possesso dell'*Hauptstaatsarchiv Dresden* è possibile identificare il pittore Friedrich Siegmund Striebel (1700–1753) come vero e proprio autore dei manoscritti. Infatti da varie sue lettere si apprende che davanti all'autorità egli presenta se stesso come la persona incaricata di acquisire le conoscenze necessarie per la fabbricazione degli smalti per i mosaici, conoscenza che egli avrebbe poi passato a suo figlio.[16] Corrispondentemente anche la causale di una quietanza per il lavoro sui mosaici registrata presso la *Rentkammer* della Corte reale di Dresda è intestata al pittore Friedrich Siegmund Striebel.[17] Infine, Striebel sottolinea nella sua Memoria la grande fatica affrontata nella redazione dei manoscritti contenenti il segreto di Mattioli.[18]

---

14 Il nome dell'autore sassone è stato recepito male dagli italiani: a volte veniva cambiata la *e* finale in una *a*, altre volte veniva scritto anche secondo la pronuncia semplicemente con una *i*, cioè *Stribal*. Si tratta però di una *i* lunga che in tedesco si segnala con una *ie*. Di fatto, il nome del Sassone fu scritto in tutti i documenti prodotti dalla Fabbrica di San Pietro secondo la pronuncia italiana, semplicemente *Stribal*. Ma anche nella letteratura tedesca il cognome di Striebel fu recepito in vari modi. Si trovano le seguenti forme: Stribal, Stribel o anche Stribell. Sul tema vedi: AFSP, Arm. 15, G, 154, coperta moderna; ibid., Arm. 28, B, 473, p. 440, n. 114; URL: http://www.bildarchivaustria.at/Pages/ImageDetail.aspx?p_iBildID=8254777; 22. 3. 2014.

15 Cf. G. Meißer/A. Klimt (a cura di), Saur. Allgemeines Künstlerlexikon Bio-bibliographischer Index A–Z 9, München-Leipzig 2000, pp. 517sg.; A. Andresen, Handbuch für Kupferstichsammler oder Lexikon der Kupferstecher, Maler-Radierer und Formschneider aller Länder und Schulen nach Massgabe ihrer geschätztesten Blätter und Werke 1, Leipzig 1870, p. 142.

16 In una Memoria firmata da Friedrich Siegmund Striebel l'autore sottolinea ripetutamente le sue proprie iniziative e competenze circa il compito di raccogliere i dati sulla fabbricazione dei mosaici. Cf. Dresden, Sächsisches Staatsarchiv – Hauptstaatsarchiv Dresden (= HStAD), Akten der Generaldirektion der Königlichen Sammlungen Cap. VIIa n. 41, 42, Kriegsverlust 1945, als Abschrift in: Archiv der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, Nachlass Hans Posse (= Posse) 21 Lage 11, 3r–7v passim. Circa la posizione del figlio egli afferma che questi segreti, ricevuti da Mattioli, debbono essere unicamente conservati da lui per poterli passare poi anche a suo figlio: *So sollen diese Segrete alleine bei mir und so dann auf meinen Sohn und unserer Familie fort verbleiben.* Posse 21 Lage 11, fol. 5r.

17 Si legge per esempio: *60 Tahler ... so dem Mahler Friedrich Siegmund Striebel in Abschlag der zu fertigen habenden Arbeit von Mosaico.* HStAD, 10036 – Finanzarchiv, Loc. 35825, Rep. VIII, n. 81, s. n.: *Erinnerungen – Beantwortung 6*, dicembre 1747. Anche poco prima della morte, Striebel esige il pagamento dei suoi lavori. Vedi: HStAD, 10036 – Finanzarchiv, Rep. VIII, Loc 35824 Dresd. n. 56, documento n. 196: *Communicatum* del 20. 6. 1753; ibid., senza numerazione – d'ora in poi s. n.: *Decret an den Kammer Schreiber Ernst*, del 25. 6. 1753.

18 Cf. Posse 21 Lage 11, fol. 12v: *Das an diesem Werk ich 17 Monate gearbeitet hart Tag und Nacht.*

Individuato in Friedrich Siegmund Striebel l'autore dei manoscritti, rimane ancora da spiegare la ragione per cui essi sono firmati con il nome di Friedrich Gottreich. Grazie al registro di battesimo del figlio di Friedrich Siegmund Striebel, è possibile identificare Friedrich Gottreich Striebel (1721–1757), come figlio desl nostro autore, anche se nel „Künstlerlexikon", curato da Thieme/Becker, questi viene presentato soltanto con il nome Friedrich.[19]

È necessario perciò distinguere tra l'autore morale dei manoscritti, Friedrich Siegmund Striebel, in quanto commissionato a redigerli e per questo responsabile della loro realizzazione, e il compilatore degli stessi, Friedrich Gottreich Striebel, figlio del primo. Se il padre può essere considerato l'autore primario dei manoscritti, suo figlio ventitreenne, al quale egli affidò la stesura dei manoscritti, merita pure di essere ricordato.[20] Le fonti consultate non permettono purtroppo di specificare se Striebel senior abbia dettato il testo al figlio o se il figlio abbia avuto per la realizzazione dei manoscritti da lui firmati delle bozze compilate dal padre. Questo però è praticamente impossibile sapere con certezza. Similmente è impossibile sapere se il figlio abbia inserito nel testo anche considerazioni proprie.[21] Forse un paragone accurato tra i manoscritti e la Memoria potrebbe essere illuminante in tal senso.

Attribuita la paternità dei testi a Friedrich Siegmund Striebel, conviene raccogliere i pochi dati biografici esistenti, proprio perché non esistono vere e proprie biografie né studi particolari da cui emergano informazioni chiare circa la sua origine o la sua attività professionale. Questo non toglie tuttavia che si possano trarre indicazioni dai suoi manoscritti, dalle sue lettere, dai vari documenti archivistici e da alcuni libri ottocenteschi, oltre che da diversi dizionari. Alla luce di queste fonti possiamo stabilire la data della sua nascita nel primo anno del 1700.[22] Nulla però sappiamo della sua famiglia. Quanto al luogo della sua nascita, l'autore del manoscritto non fornisce un'informazione precisa; tuttavia dalla firma delle sue lettere, *Friedrich Siegmund Striebel Pitore [sic!] Saxone*,[23] sappiamo che egli proveniva dalla Sassonia, regione che si trova nel Sud-Est della Germania. Questo dettaglio, recepito dai responsabili della Fabbrica di San Pietro, si riscontra anche nel libro da essi curato sulle *Entrate e*

19 Cf. U. Thieme/F. Becker, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart 32, Leipzig 1938, p. 186. Circa i dati di Friedrich Gottreich Striebel vedi: Archiv der Ev.-Luth. Kirche St. Aegidien zu Oschatz, Taufregister 1721 (= Taufregister), p. 11.

20 Annotazioni come *Allegro adesso il tempo* possono essere interpretate di conseguenza come respiri di sollievo del figlio dopo aver compiuto un altro lavoro affidatogli dal padre. AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 5, fol. 25.

21 A tal riguardo si dovrebbero analizzare i pochi brani in cui l'autore dei manoscritti passa alla prima persona singolare, mentre praticamente tutti gli altri testi sono compilati nella terza persona singolare. Cf. per esempio ibid., fasc. 4, col. 328, 1158, 1219, 1237.

22 Cf. Thieme/Becker (vedi nota 19), p. 186.

23 Cf. Posse 21 Lage 11, fol. 8r. In un'altra firma egli specifica di essere di Dresda: *Federico Sigismundo Striebel Pictor Saxone, de Dresda*. Ibid., fol. 7v.

uscite dal 1804 al 1810, dove si legge: *Opera di Federico Stribal [sic!] scritta in lingua sassone*.[24] Il „Künstlerlexikon" conferma i dati, presentando Striebel come ritrattista proveniente dalla Sassonia e aggiungendo che egli lavorò per un periodo ad Oschatz (1721) e a Dresda (1730).[25] Non risulta però che fosse un impiegato fisso della Corte sassone.[26] Probabilmente era ciò che oggigiorno si qualificherebbe come un libero professionista. Sembra che Striebel abbia deciso poi di trasferirsi in Italia. In effetti, in una Memoria composta nel 1747 il Sassone dichiara di vivere da ormai 20 anni in Italia.[27] Secondo un autore dell'Ottocento, invece, Striebel fu mandato a Roma proprio per scoprire i segreti della fabbricazione dei mosaici.[28] Resta dunque una certa oscurità sull'attività del Sassone durante quel lungo periodo di permanenza in Italia. Si sa invece da vari documenti che egli dal 1747 in poi funse anche da mediatore per gli acquisti dei quadri destinati alla Pinacoteca dei Maestri Antichi di Dresda.[29] Non è da escludere che Striebel inizialmente sia sceso a Roma per perfezionarsi nella sua professione di pittore; in una lettera si legge infatti di lui che *si è fatto conoscere per un valente uomo nella sua professione di pittore*.[30] Di fatto, i manoscritti sulla fabbricazione degli smalti per i mosaici furono composti negli anni 1744–1749;[31] i quadri furono da lui acquistati tra il 1747–1751;[32] dal novembre 1749 fino al marzo dell'anno

24 AFSP, Arm. 28, B, 473, fol. 440.

25 Cf. Thieme/Becker (vedi nota 19), p. 186. Oltre ai dati presentati non si trovano più molte informazioni biografiche sul ritrattista Friedrich Siegmund Stribell o Striebel. Al riguardo vedi: Meißer/Klimt (vedi nota 15), pp. 517sg. Il G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon 20, Linz ²1912, p. 27, informa circa l'esistenza di un quadro di Striebel, inciso da G. Bodenehr e dipinto da Manyoki. La stampa d'una incisione del quadro si trova oggi nell'*Österreichische Nationalbibliothek*. Sul tema vedi il riferimento nella nota 14.

26 In effetti, nei registri con gli impiegati della corte sassone risultano vari Striebel di cognome, però nessuno di nome Friedrich o Siegmund. Cf. HStAD, Kammerkollegium, Geheimnes Finanzkollegum (ehem. Finanzarchiv) 220, Bestallungen, Personenregister Raab-Zychlinski, fol. 310v–311r.

27 Cf. Posse 21 Lage 11, fol. 11r.

28 „Striebel, der eigentlich nach Rom geschickt worden war, um die Geheimnisse der Mosaikarbeit zu erlernen". J. Hübner, Verzeichniss der Königlichen Gemälde-Gallerie zu Dresden, Dresden ⁴1872, p. 40.

29 Cf. Posse 21 Lage 11, fol. 1v–3r; Thieme/Becker (vedi nota 19), p. 186.

30 HStAD, 10026 – Geheime Kabinett, Loc. 656/10, fol. 52r.

31 Striebel stesso accenna alle sue permanenze a Roma negli anni 1744, 1746, 1747, 1748 e 1749. Vedi: AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 1, fol. 2r, p. 75; ibid., fasc. 2, pp. 8sg.; ibid., fasc. 5, fol. 2v. Partendo dalle lettere e dalle relazioni inviate da Striebel nel periodo 1747–1750 alla Corte della Sassonia, si possono anche ricostruire gli spostamenti del Sassone in quel periodo. Cf. Posse 21 Lage 10 e 11, passim.

32 Cf. ibid., Lage 11, fol. 1v–3r; Hübner (vedi nota 28), pp. 97, 101, 106, 110, 141. In una pubblicazione dell'Ottocento relativa ai quadri della Galleria a Dresda si trovano anche preziose informazioni sui loro mediatori ed agenti. Da lì risulta che negli anni 1749–1751 Striebel avrebbe comprato per la Galleria opere di Caravaggio, Giorgio Vasari il giovane, Carlo di Fiore, Benvenuto Tisio detto Garofalo e Francesco Trevisani. Cf. ibid., pp. 97, 101, 106, 110, 141.

seguente accompagnò un trasporto di quadri preziosi da Roma a Dresda.[33] Il 4 agosto 1753 Striebel morì a Roma.[34]

A questi dati di fondo è possibile aggiungere altre poche informazioni personali: dal registro di battesimo del figlio si apprende che il padre era sposato con Salome Elisabeth, nata Bohrmann. Da lei ebbe il figlio Friedrich Gottreich, nato a Oschatz nel 1721.[35] Sembra che Striebel fosse una persona credente; questo almeno fanno pensare le ripetute invocazioni a Dio, presenti sia nei manoscritti, oggetto della presente ricerca, sia nelle lettere da lui inviate alla Corte sassone.[36] Secondo il registro di battesimo del figlio si potrebbe dedurre che appartenesse alla Chiesa Evangelica-Luterana.[37]

Come annotato precedentemente, non esistono concrete notizie a proposito della sua formazione e della sua attività professionale. Da varie annotazioni e commenti contenuti nei suoi manoscritti si può dedurre che abbia avuto una buona formazione, soprattutto chimica. Per il fatto poi che si occupava della fabbricazione degli smalti, è pensabile che non si sia limitato ad assimilare una pura conoscenza teorica, ma abbia applicato in prima persona molte ricette.[38] Sembra che abbia avuto anche un laboratorio.[39] Oltre che alla fabbricazione degli smalti si interessò anche dell'acquisto dei materiali; sapeva, per esempio, i prezzi di vari minerali nelle diverse località di provenienza,[40] fatto ben spiegabile considerati i non pochi spostamenti di Striebel tra la Sassonia e Roma.

I dati biografici finora presentati lasciano aperti diversi interrogativi su di lui. Secondo testimonianze settecentesche ed ottocentesche, egli lavorò come pittore.[41] Lui stesso si qualifica in tal modo sia nel registro battesimale di suo figlio, dove è registrato come *Kunst Mahler*, sia aggiungendo alle sue firme l'appellativo *pictor*.[42]

---

33 Cf. Posse 21 Lage 10, fol. 14r, 20v. Durante il viaggio, Striebel inviò regolarmente i suoi rapporti al Conte Heinrich von Brühl. La traduzione in italiano di questi rapporti in: J. Winkler, La vendita di Dresda, in: Id. (a cura di), Storia di un acquisto straordinario, Modena 1989, pp. 52–54.

34 Cf. Thieme/Becker (vedi nota 19), p. 186.

35 Cf. Taufregister (vedi nota 19), p. 11.

36 Cf. AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 4, col. 1277, vedi anche: col. 312, 1200, 1316. Circa le invocazioni contenute nelle lettere di Striebel vedi: Posse 21 Lage 10, fol. 9r, 14v, 16r–v, 17r–v, 18v, 19r, 20v.

37 Il modo non comune di misurare certi processi chimici con la lunghezza di un *Ave Maria*, si deve perciò interpretare come abitudine del suo insegnante, Alessio Mattioli. Cf. ibid., fasc. 2, p. 177; fasc. 4, col. 1136, 1138.

38 Cf. AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 1, fol. 2r; fasc. 2, p. 1; fasc. 4, col. 328, 502; fasc. 6, fol. 1r.

39 Cf. ibid., fasc. 4, col. 1158.

40 Cf. ibid., fasc. 1, pp. 79, 84, 86, 88.

41 Da una lettera del 15 marzo 1747 afferma Orazio Albani su Striebel, che *si è fatto conoscere per un valente uomo nella sua professione di pittore*. HStAD, 10026 – Geheime Kabinett, Loc. 656/10, fol. 52r. Vedi anche: E. Sigismund, Zur Geschichte der Maler in Oschatz: Eine kunstgeschichtliche Studie, Oschatz 1924, p. 20; Hübner (vedi nota 28), p. 39.

42 Cf. Taufregister (vedi nota 19), p. 11; Posse 21 Lage 11, fol. 7v, 8r, 13v.

Anche in vari documenti d'archivio viene indicato come pittore,[43] addirittura come *Hoff-Mahler* – pittore di Corte.[44] Purtroppo – a tutt'oggi – non è stato possibile attribuirgli alcun quadro.[45] Poiché si interessava, oltre che della pittura, anche della fabbricazione degli smalti e dell'acquisto di quadri d'autore, resta difficile qualificarlo con maggior precisione: già Striebel stesso aveva le sue perplessità al riguardo, come si deduce dalla domanda che egli si fa, se cioè dovesse presentarsi come pittore, commissario o sopraintendente dei mosaici.[46]

Ancor meno sono i dati reperibili che si hanno del figlio di Friedrich Siegmund Striebel, Friedrich Gottreich. Nato il 6 settembre 1721 a Oschatz, si trasferì probabilmente insieme con il padre in Italia.[47] Dalla sua firma *Friedrich Gottreich Striebel von Saxen*, presente alla fine dell'introduzione del *Libro B rettangolare*, si vede che era fiero d'essere Sassone.[48] Qualificato nel Thieme/Becker come pittore, si può presumere che fosse stato introdotto da suo padre in questo mestiere. Da lui ha sicuramente appreso gli elementi di base della pittura e, accanto al padre, è pensabile che abbia anche studiato la tecnica per produrre gli smalti necessari per la fabbricazione dei mosaici. Non si conoscono sue opere, né sono noti documenti che lo mettano in rapporto con altri personaggi. Dalla copia di contratto di vendita dei manoscritti, redatta circa sessant'anni dopo la loro stesura, si apprende unicamente che fu sposato con l'italiana Giovanna Lorenzoni.[49] Morì prematuramente nel 1757 a Roma, quattro anni dopo suo padre.[50]

3. È ora doverosa una parola sulla stesura dei manoscritti. Dato per scontato che autore principale sia stato Friedrich Siegmund Striebel, ciò che si dirà di seguito, dovrà

43 Cf. HStAD, 10036 – Finanzarchiv, Rep. VIII, Loc. 35824, Rep. VIII, n. 55, fol. 195r: *Specificatio* del 16 agosto 1748; ibid., Loc 35824 Dresd. n. 56, documento n. 196: *Communicatum* del 20. 6. 1753; ibid., s. n.: *Decret an den Kammer Schreiber Ernst*, del 25. 6. 1753; ibid., Loc. 35825, Rep. VIII, n. 81, s. n.: *Erinnerungen – Beantwortung 6*, dicembre 1747; Posse 21 Lage 11, fol. 1r.

44 Cf. Posse 21 Lage 10, fol. 21r.

45 Dalla sua Memoria si apprende l'intenzione di dipingere una copia del quadro raffaellesco *La Madonna di Foligno*. Posse 21 Lage 11, fol. 8v, 9v. Il quadro doveva sostituire l'originale, allora in possesso del monastero di Foligno, dal momento che Striebel doveva acquistarlo per la Galleria di Dresda. Dopo il fallimento della negoziazione è poco pensabile che il Sassone abbia dipinto il quadro. Ma l'affermazione di Striebel *die von mir gefertigte Copy* lascia pensare che l'avesse già dipinta in previsione della vendita. Cf. ibid., 3r. Infatti oggigiorno esistono almeno 4 copie anonime della famosa opera. Al riguardo vedi: F. I. Nucciarelli/G. Severini, Raffaello. La Madonna di Foligno, Perugia 2007, pp. 68, 88, 90.

46 Cf. Posse 21 Lage 11, fol. 6v. *Bitte ... mich zu ernennen was ich seyn soll, ob Se. Königl. Majestaet in Pohlen Mahler, Commissario oder Superintendent über der Mosaic Studium.*

47 Cf. Taufregister (vedi nota 19), p. 11.

48 Cf. AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 1, 2r.

49 Cf. AFSP, Arm. 45, B, 59, n. 12; ibid., Arm. 28, B, 473, p. 440, n. 114.

50 Cf. Thieme/Becker (vedi nota 19), p. 186.

intendersi come riferito al padre, salvo che non si faccia esplicitamente menzione del figlio. Grazie alle varie indicazioni che Striebel offre soprattutto nelle introduzioni dei suoi manoscritti, come pure in alcune annotazioni sparse tra le singole ricette, è possibile delimitare il periodo dedicato alla stesura dei fascicoli qui in esame.[51] Occorre tuttavia riconoscere che certe date complicano il tentativo di ricostruire una cronologia precisa, in quanto non è sempre deducibile con sicurezza a che cosa si riferiscono le date riportate nei manoscritti.

Comunque sia, sembra che si possa fissare nel mese di novembre dell'anno 1744 l'inizio del primo periodo dedicato allo studio della fabbricazione degli smalti.[52] Risulta poi che Striebel riprese il lavoro di ricerca il 1 giugno del 1746.[53] Lo si trova di nuovo dedito a tale impresa nel febbraio del 1747,[54] e nel febbraio del 1748[55] e quindi nel novembre dell'anno 1749.[56] Le interruzioni frequenti durante la stesura dei manoscritti si spiegano forse con i vari viaggi, documentati in parte dalle note circa le spese e in parte dalle lettere e le memorie composte da Striebel stesso.[57]

I manoscritti redatti in quegli anni sono composti in tedesco – la *lingua sassone* – con parti in italiano e latino.[58] Nella stesura dei testi il figlio di Striebel non si curò più di tanto della giusta ortografia, né della sintassi o della punteggiatura. Parecchie parole si trovano scritte in modi diversi e frequenti sono i termini italiani utilizzati negli scritti tedeschi, due fenomeni che si spiegano bene alla luce del fatto che Friedrich Gottreich venne da bambino con il padre in Italia e crebbe così bilingue.[59] Oltre a ciò egli aveva l'abitudine di non correggere mai niente: un'unica volta si trovano

51 Purtroppo si sono perse all'inizio dell'Ottocento le prime pagine del *Libro grande AB*, incluse quelle con l'introduzione, che conteneva probabilmente, oltre alla presentazione del contenuto di detto libro, anche qualche indicazione cronologica. Questa parte, che i traduttori del Fondo Striebel ebbero ancora nelle loro mani, è stata tolta dal testo forse proprio durante il lavoro di traduzione. Circa la traduzione vedi sotto il paragrafo 6.

52 Cf. AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 5, fol. 2v.

53 Cf. ibid., fasc. 1, p. 75. Esigendo la sua paga, Striebel afferma in una Memoria composta il 12 febbraio 1748 di aver lavorato soltanto nel periodo dal 1 giugno del 1746 fino alla fine del mese di ottobre del 1747, giorno e notte, per 17 mesi. Cf. Posse 21 Lage 11, fol. 12v.

54 Cf. AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 2, pp. 8sg.

55 Cf. ibid., fasc. 1, fol. 2r.

56 Cf. ibid., fasc. 5, fol. 2v.

57 Cf. HStAD, 10036 – Finanzarchiv, Loc. 35824, Rep. VIII, n. 55, fol. 195r: *Specificatio* del 16 agosto 1748. Per il viaggio a Lipsia: ibid., Loc. 35825, Rep. VIII, n. 81, s. n.: *Erinnerungen – Beantwortung 6*, dicembre 1747. Per un viaggio a Dresda vedi: ibid., n. 55, 195r: *Specificatio* del 16. 8. 1748. Dai documenti riportati da Posse sono documentati gli spostamenti di Striebel negli anni 1747–1750. Cf. Posse 21 Lage 10 e 11, passim.

58 Cf. ibid., *Appendice 2*, passim.

59 L'unità di misura *Bocal*, per esempio, si trova scritta nei seguenti modi: *Bocali*, *Boccal*, *Pocale*. Cf. ibid., fasc. 4, col. 388, 664, 668, 672, 678, 686, 690, 918, 920. Tipico per la stesura delle ricette e la loro descrizione è l'utilizzo dei numeri scritti in italiano, senza curare l'ortografia: scrive per esempio *Karanta* invece di quaranta, *dotteci* per dodici o *drenta* invece di trenta. Cf. ibid., fasc. 4, col. 351, 356, 393.

due righe cancellate interamente;[60] per il resto, non esistono praticamente né correzioni né cancellazioni e neppure aggiunte nei fascicoli. Questo stile crea al lettore una certa difficoltà nella comprensione degli scritti. In effetti, già due impiegati della Fabbrica di San Pietro della prima metà dell'Ottocento qualificavano il testo di Striebel come inaccessibile, in quanto *scritto con un'artifiziosa oscurità che lo rende incomprensibile*.[61]

Tenendo conto della bella grafia in cui Friedrich Gottreich stese i fascicoli, sorge spontanea la domanda se essi siano nati così o se siano il prodotto di una rielaborazione delle note raccolte dal padre. Forse è da preferire la seconda ipotesi, considerato che Striebel senior afferma d'essersi occupato della stesura del testo sia in Italia che a Dresda.[62] Se i manoscritti furono realizzati sulla base di bozze precedenti rimane aperto l'interrogativo se queste esistono ancora da qualche parte.[63] Nel Fondo Striebel, almeno ad un primo esame, non c'è però alcun indizio che provi una tale presenza.[64] Dalla copia del contratto di vendita con cui l'insieme dei testi fu acquistato dalla Fabbrica di San Pietro, risulta inoltre che la vedova di Friedrich Gottreich Striebel, Giovanna Lorenzoni, avrebbe dichiarato *mediante il suo giuramento di non ritenere presso di sé altre carte, che risguardino l'accennata fabbricazione de smalti*.[65] Non è da escludere che Striebel senior, per esigenze di segretezza, abbia distrutto prudentemente gli appunti dopo la stesura della bella copia, per evitare in questo modo una indesiderata divulgazione del segreto di Mattioli.[66] A favore dell'ipotesi di una stesura successiva alla bella copia milita anche il fatto che Striebel indicò in una delle introduzioni dei suoi manoscritti due date ben distinte. Si legge in fatti: *17. November 1744.1749*.[67] Non da ultimo, anche la bella scrittura del figlio, caratteristica costante, potrebbe essere indicativa in tal senso.

4. Particolarmente interessante si rivela il contesto storico in cui nacque il Fondo Striebel.[68] I motivi remoti sono da cercarsi nella conversione al cattolicesimo di Fede-

60 Cf. ibid., fasc. 1, p. 174.

61 Cf. Arm. 12, G, 14 C, fol. 98r. L'autore aveva scritto inizialmente *che la rende affatto inutile*, correggendo poi l'espressione *affatto inutile* con *incomprensibile*. Cf. ibid.

62 Cf. Posse 21 Lage 11, fol. 12v.

63 Dalla Memoria di Striebel si apprende che aveva perso molto materiale raccolto per la fabbricazione degli smalti in Dresda durante il loro trasporto. Non è da escludere che tra questo materiale vi fossero anche dei manoscritti o delle bozze. Vedi al riguardo: ibid., 6r.

64 Per chiarire questo dubbio si richiede un'analisi dell'*Appendice 2*, fascicolo atipico in confronto a tutti gli altri manoscritti di Striebel. Vedi: AFSP, Arm. 15, G, 154, *Appendice 2*; sull'argomento vedi sotto paragrafo 9.

65 Arm. 45, B, 59, n. 12, fol. 2r–v.

66 Vedi sotto paragrafo 6.

67 AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 5, fol. 2v.

68 Per una dettagliata ricostruzione del contesto storico vedi: Seifert, Spionaggio industriale (vedi nota 9).

rico Augusto I (1670–1733) del Casato Wettin, conosciuto anche come Augusto il Forte, avvenuta nel 1697. Grazie a questo passo, egli poté ottenere nello stesso anno, con il nome di Augusto II, la corona di Polonia. I Papi dell'epoca seguirono con palese interesse l'ingresso nella Chiesa cattolica del rappresentante della dinastia sassone. In seguito la Santa Sede cercò di consolidare la di lui conversione chiedendo tra l'altro la costruzione di una chiesa cattolica. Il progetto si dovette realizzare soltanto durante il governo del figlio di lui, Federico Augusto II (1696–1763), Re di Polonia con il nome di Augusto III. Il giovane Re, da mecenate qual era, desiderava esprimere nella costruzione dell'edificio sacro la sua particolare vicinanza alla Chiesa romana. Per una adeguata realizzazione della cosiddetta *Hofkirche* volle pertanto nuovi artisti famosi che potessero realizzare i suoi obiettivi. Per questo incaricò suo figlio, il principe ereditario Friedrich Christian (1722–1763), e alcuni suoi accompagnatori di raccogliere durante il loro viaggio in Italia, svoltosi negli anni 1738–1740, proposte adeguate. Colpiti in generale dalla bellezza dell'arte italiana, e di quella romana in particolare, i viaggiatori sassoni rimasero impressionati soprattutto dall'arte musiva che si poteva ammirare nelle chiese romane, nei musei e nelle ville antiche. Soprattutto lodavano la bellezza dei mosaici realizzati nella Basilica di San Pietro, dove proprio in quegli anni venivano decorate in tal modo sia le cupole che le varie pale d'altare. Lo studio dei mosaici della Fabbrica di San Pietro si era notevolmente sviluppato in quel periodo grazie all'acquisto delle sopramenzionate ricette di Alessio Mattioli, il quale con un contratto esclusivo, stipulato con la Fabbrica di San Pietro, le aveva concesso il *segreto del mosaico di colore di cinabro e sue degradazioni scritto e sigillato*.[69]

I viaggiatori nelle loro missive diedero notizia di quest'arte vitrea bellissima, con il risultato che furono incaricati di provvedere a tutto il necessario per poter fondare una manifattura di mosaico a Dresda, in cui si dovevano produrre le tessere vitree per la decorazione musiva della *Hofkirche* in costruzione. I rappresentanti della Corte sassone dovettero individuare mosaicisti e fornaciari disposti a trasferirsi per tale scopo in Sassonia e soprattutto dovettero cercare d'impossessarsi delle ricette segrete inventate da Alessio Mattioli. Due furono i tentativi falliti: si cercò dapprima di corrompere un dipendente della Fabbrica di San Pietro, in un secondo tempo si tentò di riprodurre le ricette segrete partendo dal materiale visivo portato a tale scopo agli scienziati sassoni; in ultimo si ottenne la concessione di imparare il modo della fabbricazione degli smalti grazie alla via diplomatica:[70] Per volontà del Re Augusto III, il gesuita Ignazio Guarini (1676–1748), fiduciario del Re, prese dapprima contatto con

69 Arm. 12, G, 14 A, fol. 561r. Sulla questione del segreto vedi: Pogliani/Seccaroni (vedi nota 1), pp. 61sg.; circa l'attività della Fabbrica di San Pietro vedi: A. Di Sante, La Fabbrica di San Pietro e il „sapere" nel cantiere basilicale: dalla sperimentazione alla codificazione nello Studio Pontificio delle Arti, in: G. Morello (a cura di), La Basilica di San Pietro – Fortuna e immagine, Roma 2013, pp. 512–519.

70 Cf. Seifert, Spionaggio industriale (vedi nota 9).

l'Arciprete della Basilica vaticana, Cardinale Annibale Albani (1682–1751), persona da anni ben nota a Dresda. Il Cardinale Arciprete, che aveva l'autorità di comunicare anche le cose segrete concernenti la Basilica, diede il suo consenso alla proposta, avvalendosi dell'aiuto di suo nipote, il Cardinale Giovan Francesco Albani (1720–1803), che in sua assenza lo sostituiva. Costui, insieme con suo fratello Orazio (1717–1792) diede attuazione al piano. A tal fine presero contatto col pittore sassone Friedrich Siegmund Striebel affidandogli il preciso compito di imparare tutto sulla fabbricazione dei mosaici.[71]

Questo compito affidato al pittore sassone risulta confermato anche da una lettera di Orazio Albani indirizzata al Gesuita Ignazio Guarini: *Striebel* – egli scriveva – *ha altresì procurato d'abilitarsi nei mosaici e credo che porterà a V. R. dei contrasegni (sic!) della sua abilità.*[72] In questo contesto storico Striebel poteva affermare giustamente nel suo „libro B rettangolare" di aver esposto tutto il segreto per *servire Sua Maestà il Re di Polonia.*[73]

L'iniziativa appena descritta non spiega ancora perché si scelse il pittore Striebel per questo preciso compito. I Sassoni evidentemente cercarono una persona di lingua tedesca, capace di tradurre le ricette in tale lingua. Le persone interpellate nella Fabbrica di San Pietro consigliarono probabilmente di rivolgersi a una pittore, visto che *per essere buon musaicista basta anzi conviene essere un semplice buon copista di quadri.*[74] Da una Memoria redatta da Striebel a Dresda il 12 luglio 1747 per il Conte Heinrich von Brühl si apprende il fattore decisivo per la scelta di lui tra gli altri pittori tedeschi attivi in quel periodo a Roma.[75] La scelta era caduta su di lui grazie alla lunga amicizia che egli ebbe con Mattioli. Per questa conoscenza confidenziale, l'inventore trasmise *liberamente* e *gratuitamente* i suoi famosi segreti al Sassone,[76] prima ancora

71 Cf. HStAD, 10036 – Finanzarchiv, Loc. 35825, Rep. VIII, n. 81, s. n.: *Erinnerungen – Beantwortung 6*, dicembre 1747.

72 HStAD, 10026 – Geheime Kabinett, Loc. 656/10, fol. 52r.

73 *Selbige [i segreti], mit meiner eigenen Hand alle durch zu arbeiten; So bereite gethan und derowegen Express, und außführlich, in diesen Buch, annotiert, und beschrieben habe aufs trücklichste Se. Königl. Majestät in Pohlen, hierunter zu bedienen. Friedrich Gottreich Striebel von Saxen.* Ibid., fasc. 1, fol. 2r.

74 L'autore ignoto continua come segue la sua spiegazione sulla somiglianza delle due professioni: *tra l'uno e l'altro non è altra differenza se non che il Pittore per trovare i gradi delle mezze tinte proporzionati al suo bisogno, li mescola, li sfuma col pennello, e li riporta nella tela, dove che il Musaicista li sceglie colle mani tra i molti pezzetti di smalti che ha davanti alli occhi e con industria li adatta al suo bisogno. Nel rimanente è necessario che ambedue bene intendano il disegno, il colorito, il chiar scuro, e l'accordo ed ambedue volendo possono servirsi delli spolveri per fare i contorni e correggere, mutare e migliorare colla stessa facilità le loro pitture talmente che un buon copista di quadri per divenire Musaicista non ha altro bisogno che d'impratichirsi bene disporre, rigirare e connettere i diversi coloriti pezzetti di smalto in maniera da far corrispondere la sua opera all'originale.* AFSP, Arm. 12 G 14 A, fol. 596r–v.

75 Cf. G. J. Hoogewerff, Via Margutta, centro di vita artistica, Roma 1953, p. 45.

76 Nella Memoria si legge: *So bin nach vieljähriger Bekanntschafft dieses Matthiolis in Rom in seine mir unvermuthete große Freundschafft gekommen, das er mir entl. sogar freijwillig eines Tages seine*

dell'interessamento manifestato dal Re Augusto III.[77] È ben pensabile che Striebel sia stato individuato da parte dell'architetto della *Hofkirche*, Gaetano Chiaveri (1689–1770), mandato dal Re per cercare una persona abile sia nella produzione degli smalti che nella realizzazione dell'arte musiva. In base agli accordi stipulati con la Corte sassone, Chiaveri comunicò a Striebel il compito che gli veniva affidato e gli chiese di concentrare le sue ricerche nello studio dei colori e della loro produzione.[78]

A prima vista non sembrerebbe conciliabile il racconto di Striebel con la ricostruzione complessa secondo la quale egli poteva appropriarsi del segreto grazie alla mediazione diplomatica cercata ed ottenuta da parte della Corte sassone.[79] In realtà invece i due racconti si completano a vicenda. Coerente con il giuramento pronunciato di fronte ai responsabili della Fabbrica di San Pietro circa la vendita del segreto, Mattioli probabilmente non introdusse Striebel alla conoscenza della fabbricazione della famosa porpora, ricetta tanto desiderata dai Sassoni. Ma proprio per poter acquisire l'importante segreto, la Corte sassone cercò, mediante il Padre Guarini, la mediazione della famiglia Albani, ottenendo dal Cardinale Francesco Albani una *concessione segreta* per servire il Re di Polonia.[80] Sembra che in quell'occasione sia stato stipulato un contratto secondo il quale Striebel doveva trasmettere il segreto della porpora solo al proprio figlio, assicurando così alla sua famiglia l'esclusiva della fabbricazione.[81] L'incarico da sovrintendente accettato da Striebel includeva l'obbligo per lui e per la sua famiglia di ritornare in Sassonia per poter provvedere alla fondazione della manifattura dei mosaici. La sopramenzionata Memoria indica inoltre la città di Meissen, già famosa per la produzione della porcellana, come luogo della fabbricazione degli smalti.[82]

Nonostante il successo ottenuto dai Sassoni e nonostante la progettazione già avanzata da parte di Striebel, il progetto della fondazione di una manifattura dei mosaici non ebbe seguito. Vi si opposero innanzitutto la grave crisi finanziaria della

---

ganzen Secrete zu lernen weile es doch nur einen allein zu wißen gehöre, ohne dem geringsten Entgeld. Posse 21 Lage 11, fol. 4r.

77 Questo dettaglio sembra essere in chiaro contrasto con le affermazioni diffuse soprattutto nell'Ottocento, secondo le quali Striebel sarebbe stato mandato in Italia proprio per imparare la fabbricazione dei mosaici. Sul tema vedi: Hübner (vedi nota 28), p. 40. La lunga permanenza di Striebel in Italia sembra smentire l'affermazione. Ma ad uno sguardo più profondo, possiede anche questa la sua validità: probabilmente Striebel ricevette solo in quel momento un vero e proprio mandato di lavorare in Italia nel nome della Corte sassone.

78 Cf. Posse 21 Lage 11, fol. 4r–v. Anche il pagamento a Striebel fu disposto solo oralmente. Cf. HStAD, 10036 – Finanzarchiv, Loc. 35825, Rep. VIII, n. 81, s. n.: *Erinnerungen – Beantwortung 6*, dicembre 1747.

79 Cf. Seifert, Spionaggio industriale (vedi nota 9).

80 Cf. Posse 21 Lage 11, fol. 4r–5r.

81 *So sollen diese Segrete alleine bey mir und so dann auff meinem Sohn und unserer Familie fort verbleiben.* Posse 21 Lage 11, fol. 5r.

82 Cf. Posse 21 Lage 11, fol. 6v. Striebel chiede in questo contesto a Brühl di ricevere per iscritto il permesso di poter produrre i *colori dei mosaici* a Meissen.

Sassonia, poi la morte successiva di quasi tutte le persone coinvolte nel progetto e in fine il venir meno dell'interesse per il materiale vitreo da utilizzare per la decorazione della *Hofkirche*.[83] Grazie alle Memorie composte da Striebel negli anni 1747–1748 si possono aggiungere ulteriori particolari agli ostacoli ora enunciati. Decisiva senz'altro fu la crisi finanziaria della Sassonia; Striebel lamenta in vari brani il mancato pagamento assicuratogli per il compito della stesura dei manoscritti.[84] Innegabile rimane la scomparsa prematura dei personaggi interessati. Sembra però che già precedentemente si fosse aggiunta un'altra sfortuna non prevedibile. Secondo la Memoria che Striebel indirizzò il 12 luglio 1747 al Conte Heinrich von Brühl, il Sassone aveva acquistato in Italia,[85] in previsione della vicina fondazione della manifattura in Sassonia, il materiale necessario inviandolo in tre scatole via nave a Dresda. La nave però affondò, secondo il menzionato racconto, a causa d'un incidente avvenuto in un porto inglese chiamato *Mintz bage*.[86] Striebel lamenta nel suo scritto di aver perso in un attimo varie migliaia di scudi.[87] L'enorme somma si spiega in base al contenuto. Sembra che siano andate perdute, oltre a tre casse con il materiale necessario per la produzione degli smalti dei mosaici, anche 6 casse contenenti 100 quadri, almeno in parte originali, di cui 75 erano di Striebel e altri 25 dell'architetto della *Hofkirche* Gaetano Chiaveri (1689–1770).[88] Pare che le varie memorie inviate da Striebel al Conte Heinrich von Brühl avessero proprio come scopo di sottolineare gli snervanti tentativi di poter esigere, in ottemperanza alla volontà del Re di Polonia, i pagamenti dovuti.[89] Tali pagamenti, a causa dei già denunciati problemi finanziari della Corte sassone non furono, di fatto, eseguiti.

Tenendo conto di tutto il contesto qui presentato, è ragionevole supporre che i manoscritti circa la fabbricazione dei mosaici siano rimasti nelle mani di Striebel fino alla sua morte nel 1753. Essi passarono poi nelle mani del figlio Friedrich Gottreich. Morto anche lui solo quattro anni dopo il padre, le carte in questione rimasero presso la vedova di lui, finché essa decise di venderli alla Fabbrica di San Pietro.[90]

---

83 Circa le varie ragioni vedi Seifert, Spionaggio industriale (vedi nota 9).

84 Cf. Posse 21 Lage 11, fol. 5r–v, 13v.

85 Cf. ibid., fol. 5v, 6r, 13r.

86 Cf. ibid., fol. 6r. La causale dei resoconti delle spese di Striebel informa di 3 casse trasportate da Roma a Livorno, da Livorno con la nave ad Amburgo, da dove la merce doveva essere portata probabilmente sul fiume Elba fino a Dresda. Cf. HStAD, 10036 – Finanzarchiv, Rep. VIII, Loc. 35824, Rep. VIII, n. 55, fol. 195v: *Specificatio* del 16 agosto 1748; vedi anche: Posse 21 Lage 11, fol. 5v. Il nome del porto inglese sembra sbagliato; di fatto fino ad ora non è stato possibile identificarlo.

87 Cf. ibid., fol. 6r.

88 A quanto pare Chiaveri aveva promesso a Striebel di provvedere ad una assicurazione del materiale durante il viaggio sull'acqua, cosa che poi però non avvenne secondo gli accordi. Cf. ibid., fol. 13r–v.

89 Cf. ibid., fol. 6r, 11v, 12r, 13r.

90 Vedi il paragrafo 7.

5. Alla luce di quanto descritto, parrebbe opportuno studiare i rapporti *amichevoli* tra lo straniero pittore Friedrich Siegmund Striebel e il fornaciaro di fama Mattioli. Striebel era ben consapevole del privilegio di cui godeva, di poter cioè apprendere i segreti di Alessio Mattioli. Comprensibilmente nei suoi manoscritti egli non manca di riferirsi frequentemente a Mattioli.

In queste note Striebel qualifica Mattioli[91] più volte come chimico del laboratorio papale presso San Pietro.[92] Dai commenti emerge con chiarezza il contatto di Striebel con Mattioli.[93] Poco probabile sembra tuttavia una collaborazione professionale tra i due, anche se Mattioli, obbligato dal suo contratto, doveva produrre la quantità di smalti richiesta dalla Fabbrica di San Pietro e perciò forse gli sarebbe stata utile la collaborazione di un aiutante esperto.[94] È comunque molto probabile che il Sassone abbia frequentato il laboratorio di Mattioli, che era situato presso gli „orti di Napoli sotto villa Medici", come riferisce Moroni citando il libro di Cassio „Del corso delle acque" (t. II, p. 347), autore che frequentò il laboratorio di Mattioli nel 1750.[95] Pogliani spiega che quegli „orti di Napoli" si trovavano ne „l'attuale tratto di via Margutta, prospiciente Piazza di Spagna".[96] Via Margutta era una zona frequentata da artisti e artigiani; nella prima metà del Settecento, invece, la loro presenza scarseggiava. Secondo una testimonianza, tra gli artisti stranieri ivi presenti si trovava anche „qualche artista tedesco sconosciuto".[97] Non è da escludere che Striebel e Mattioli abitassero o frequentassero proprio questo centro di artisti e artigiani. In base alla conoscenza che Striebel qualifica come amicizia, si spiega anche una nota composta nell'Ottocento in cui Striebel viene qualificato addirittura come *compagno dell'accennato Mattioli*.[98]

---

91 Come accennato sopra, F. G. Striebel non curò l'ortografia. Quanto al nome di Mattioli, ad esempio, egli lo scrive nelle due seguenti forme: *Mathioli* (cf. AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 1, fol. 2r; fasc. 5, fol. 2r) e *Matchioli* (cf. ibid., fasc. 1, p. 77).

92 Dice di Mattioli che era un chimico di laboratorio al servizio del Papa: *vornehmen päpstlich Laborant alhier zu S. Pietro* (ibid., fasc. 1, fol. 2r); *Herr Allessio Matchioli, Päpslich Laborant* (ibid., fasc. 1, p. 77).

93 Cf. ibid., fasc. 1, fol. 2r.

94 Pogliani/Seccaroni (vedi nota 1), p. 62. In una lettera dell'Ottocento si legge: *Giacomo Stribal [sic!] compagno dell'accennato Mattioli*. Arm. 12, G, 14 C, fol. 98r.

95 Moroni (vedi nota 2), pp. 75sg.

96 Pogliani/Seccaroni (vedi nota 1), p. 62.

97 Cf. Hoogewerff (vedi nota 67), p. 45. Siccome il quartiere di Via Margutta aveva perso in quel periodo attrattiva e era caduto pian piano in uno stato di degrado, gli artisti si cercavano quartieri più chic. Per mecenatismo anche i nobili avevano aperto i loro palazzi patrizi affittando appartamenti e studi. Cf. ibid.

98 AFSP, Arm. 12, G, 14 C, fol. 98r.

Striebel sottolinea nei suoi testi che Mattioli sarebbe stato *l'unico inventore del segreto* e *l'unico conoscitore del segreto*[99] e che egli, Striebel, l'avrebbe ricevuto da Mattioli.[100] Come accennato in precedenza, Striebel testimonia nelle sue Memorie, inviate al Conte von Brühl, d'essere stato introdotto da Mattioli stesso nel mestiere della fabbricazione degli smalti, grazie alla *grande amicizia* che lo legava all'inventore.[101] Tale dono, offerto in amicizia, era completamente libero, non comportava alcuna ricompensa, nonostante – come sottolinea il Sassone – Mattioli avesse investito nelle sue ricerche anni di impegno, un ingente capitale e persino la sua salute.[102] Di fronte a von Brühl, Striebel elogia soprattutto due invenzioni di Mattioli: il famoso porporino e la capacità di preparare i colori fino a 65 gradazioni diverse.[103]

È lecito a questo punto domandarsi se i manoscritti contengano una semplice traduzione delle ricette di Mattioli o se includano anche parti redatte da Striebel circa esperimenti propri. Sembra di poter affermare che i manoscritti non presentano una semplice traduzione dall'italiano in tedesco del ricettario di Mattioli, come Friedrich Gottreich fece invece con il libro di Antonio Neri.[104] Striebel senior aggiunse piuttosto commenti personali, dopo aver provato *con le sue proprie mani*[105] a fabbricare gli smalti e, tra essi, anche il famoso porporino.[106] Ma non solo. Stando alla Memoria composta il 12 luglio 1747, Striebel lavorando accanto a Mattioli aveva presumibilmente anche raffinato la tecnica della produzione dei mosaici.[107] La cosa è in sé im-

99 Ecco le due citazioni complete: *von gedachten Herrn Mathioli, als Erfinder dess, und als einitziger und alleine Besitzer dieses Secretes*. AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 5, fol. 2v. *Dieses ist gemacht von den fein Stein englischen Zin Calcioniert ist eine rares Secret von Hern Allessio inventiert*. Ibid., fasc. 2, p. 131.

100 Scrive Striebel: *Und er* [Mattioli] *nur ganz allein ist auf dem rechten natürlichen stilo zu machen so auch weiss von selbigen ich es auch alle diese Secrete gelernet so auch dem Purpur zu machen*. Ibid., fasc. 1, p. 77. Queste affermazioni Striebel ripete anche nelle sue memorie destinate al Conte von Brühl, vedi: Posse 21 Lage 11, fol. 3v–5r.

101 Cf. ibid., fol. 4r. Vedi anche: ibid., fol. 5r–v, 12r.

102 Cf. ibid., fol. 3v–4r.

103 Cf. ibid., fol. 3v, 4v. Sembra che in realtà Mattioli sia riuscito a sviluppare 68 gradazioni diverse. Al riguardo vedi: Voccoli (vedi nota 4), p. 19.

104 Cf. AFSP, Arm. 15, G, 154, *Appendice 1*. A questo punto ci si deve porre la domanda circa la fonte da cui Striebel attingeva i segreti di Mattioli. È da chiedersi se egli si sia ispirato nell'elaborazione della sua traduzione ad una fonte scritta o se abbia appreso tutto oralmente da Mattioli, lavorandogli accanto. Dai testi consultati finora non è possibile dare una precisa risposta. Comunque sembra inverosimile una traduzione diretta del ricettario: consegnato nel 1731 alla Fabbrica di San Pietro esso sparì dopo poco – la data precisa non si sa. Cf. Pogliani/Seccaroni (vedi nota 1), pp. 62sg.

105 Scrive Striebel: *In diesen Pazzier sind die ersten Musaic Coloren und Proben so ich in Pizzen gemacht in Rom bei Herrn Allessio*. AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 2, p. 8. E dopo: *In diesen baket sind allerhand Muster von denen Fleisch Coloren so ich alhier in Rom gemacht*. Ibid., fasc. 2, p. 167.

106 *Diese gegenwärtigen Purpur Massa so ich selbsten so von Anfange biss zum Ende mit eignen Händen nach gehabten Secreten gemacht haben*. Ibid., fasc. 5, p. 15.

107 Questo specifico argomento è in corso di studio da parte di chi scrive.

maginabile, considerando l'interesse di Striebel in vista di una sua fornace in Sassonia. Questo significa, per i manoscritti composti da Striebel, che essi non sono una mera trascrizione o traduzione delle ricette sviluppate da Mattioli, e neppure una semplice e fedele registrazione o riproduzione di quanto imparato dal chimico italiano. I fascicoli contengono piuttosto sia le procedure apprese da Mattioli che le aggiunte di Striebel.[108]

Sempre in previsione della fondazione sassone, Striebel acquisì da Mattioli perfino le conoscenze pratiche circa il reperimento delle sostanze e gli attrezzi necessari per la lavorazione. Il fonaciaro italiano, infatti, non si limitava alla sperimentazione e alla produzione, ma „provvedeva lui stesso al reperimento delle materie prime, che conservava nel magazzino della sua fornace, e alla realizzazione di utensili idonei per la lavorazione".[109] Di queste attività si hanno diversi accenni soprattutto nel *Libro B rettangolare*, in cui Striebel illustra la *provenienza dei materiali, metalli e sali*;[110] ma pure negli altri scritti se ne trovano tracce. Anche a queste informazioni il Sassone aggiunge annotazioni sue, paragonando per esempio i prezzi dei materiali nei vari paesi[111] o mettendo in guardia il lettore dai trucchi a cui potevano ricorrere i venditori.[112]

Di particolare interesse sono anche le descrizioni e i disegni con i quali il figlio di Striebel illustra gli attrezzi per la produzione degli smalti. Non di rado egli annota con quale strumento devono essere praticate certe procedure, spiegandone motivazioni e modalità.[113] Sembra inoltre che egli abbia appreso da Mattioli sia la costruzione di un certo tipo di forno sia la produzione di specifici vasi *senza li quali non si sarebbe mai potuto fare il color porporino*.[114] In effetti, vi è un punto nei manoscritti di Striebel in cui egli riferisce di aver studiato tre piccoli modelli di cera raffiguranti forni per la distillazione.[115] E varie altre volte egli ritorna alla fabbricazione dei cosiddetti *Mosaic*

108 L'attribuzione del contenuto all'uno o all'altro inventore sarà un compito complesso, risolvibile soltanto includendo fonti attribuite a Mattioli. Vedi sotto paragrafo 10.1. Una riprova di quanto affermato la si può registrare nell'uso di termini tecnici diversi nei due protagonisti: ad esempio, mentre Striebel parla nelle ricette di *cenere di riscolo*, una componente base per molte ricette, Mattioli utilizza il termine *cenere di soda*. In realtà, si tratta dello stesso elemento, ma invece di adoperare il termine del fornaciaro italiano, Striebel si serve di un termine dialettale impiegato in Umbria. Per l'utilizzo del termine *riscolo* consulta per esempio: AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 4, fol. 190, 192, 306, 312, 328, 336, 338, 348, 350, 352, 358, 404, 674; per il termine *cenere di soda* vedi: Apparati. Un'Antologia di Fonti (vedi nota 11), p. 110.

109 Pogliani/Seccaroni (vedi nota 1), p. 62.

110 Cf. AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 1, fol. 2v.

111 Cf. ibid., fasc. 1, pp. 79, 84, 86, 88.

112 Cf. ibid., fasc. 4, col. 300.

113 Cf. ibid., fasc. 4, col. 397, 662, 670, 672, 678, 686, 696, 922.

114 Apparati. Un'Antologia di Fonti (vedi nota 11), p. 113.

115 *Diese drei kleine Wachs-Modelle sind zu etlich Distillir Öffen von Herrn Allessio in Rom gemacht so ich mit meinen Hand begreiffen kan und weiss was zu sagen diesse sagen wollen* (Ibid., fasc. 2, p. 131).

Vasen,[116] di cui il fornaciaro italiano Mattioli afferma con fierezza: *sono stati inventati da me Alessio Mattioli dopo fatiche, spese e prove sopra tutte le altre terre, anche da lontani paesi fatte da me venire a posta*.[117] Si può dedurre che Mattioli abbia trasmesso a Striebel in modo totalmente disinteressato tutto il *know how* per la realizzazione degli smalti: oltre ai segreti delle ricette gli insegnò la tecnica dell'elaborazione, la necessaria conoscenza degli ingredienti e anche il loro successivo utilizzo. Nella Memoria egli afferma *di aver descritto tutti i segreti già provati dettagliatamente in un libro aggiungendogli le prove, i campioni e tutti i diversi vasi, in parte in natura in parte in modello* da inviare, inclusi i modelli di cera del forno, via mare fino alla Sassonia, dove però non arrivarono mai a causa del sopracitato naufragio della nave.[118]

6. Il fatto che il lavoro di Striebel sia stato commissionato da un Sovrano corrisponde alla prassi del tempo in cui i regnanti pagavano i loro ricercatori per poter venire in possesso di nuove invenzioni nei vari campi della scienza, tra gli altri in quello dell'arte musiva.[119] Come spiega Seccaroni nel citato articolo „Il ricettario di Alessio Mattioli", l'arcanista – termine derivante dal latino *arcanum*, cioè segreto – era strettamente vincolato con un contratto a mantenere rigorosamente il segreto, una volta venutone in possesso.[120] Per questo non soltanto erano sotto segreto i libri contenenti le ricerche, ma spesso i libri stessi non si potevano comprendere fino in fondo senza possederne la chiave di lettura, custodita in genere separatamente dagli altri manoscritti. Questa chiave di lettura poteva riferirsi o a descrizioni di procedure particolarmente importanti o ad indicazioni di dosi. Secondo Seccaroni, anche Alessio Mattioli era un arcanista, in quanto non bastava leggere il suo libro per capire il segreto, ma si doveva conoscerne anche la chiave di lettura, della quale egli peraltro parlava in

---

Striebel parla anche in un altro punto di questi modelli di cera. Vedi: ibid., fasc. 2, p. 137. Secondo la Memoria redatta da Striebel, egli perdette questi modelli insieme con tutto il resto del suo materiale in conseguenza del naufragio della nave. Vedi nota 118.

116 Cf. AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 1, pp. 40, 60, 75. Questi brani circa la produzione dei vasi inviano spesso al fasc. 4, col. 72, pagina scomparsa insieme con il resto nell'Ottocento. Circa lo smarrimento del materiale consulta paragrafo 8.

117 Apparati. Un'Antologia di Fonti (vedi nota 11), p. 113. Per la trascrizione di detta ricetta vedi sotto paragrafo 10.1.

118 *So habe auch noch in ebenselbiges Jahres Frist nicht nur die beständigen Proben, ... alles verarbeiten, alles darzu behörigen Öffen, nach seiner Messur in Wachß alles selbsten mit denen darzu gehörigen vielen Instrumenten alles ins kleine büsirt. Ingleichen alle durchgegangene nur schon probirte Secreti derer Coloren zu machen außführlich in ein Buch getragen, aller gemachten Proben und Muster beigelegt, aller Sorten Vasen, theils in Natura, theils in Model, alles angeschafft, so anitzo (nach denn es per Mare gegangen in der andern Schiffladung von Rom aus) schon auff der Elben zur Anherkunfft.* Posse 21 Lage 11, fol. 5v.

119 Cf. Voccoli (vedi nota 4), p. 64.

120 Cf. Pogliani/Seccaroni (vedi nota 1), pp. 65sg. Gli arcanisti si obbligavano per questo a consegnare il materiale al commissionario, senza tenere per sé né copia, né bozza. Cf. ibid., p. 66.

vari punti dei suoi manoscritti.[121] La teoria che Mattioli abbia trattato la sua invenzione con una prudenza tipica per un arcanista si trova confermata in certo modo dalla modalità con cui la Fabbrica di San Pietro conservò il materiale da lui ricevuto. Racconta infatti Striebel che il manoscritto veniva conservato *sigillato, sotterrato e chiuso a catenaccio* presso San Pietro e, aggiunge, che nessun uomo avrebbe potuto applicare le ricette perché l'essenziale della lavorazione stava nell'abilità manuale dell'operatore.[122] Di fatto, è probabile che il ricettario sia in un certo momento sparito e rimasto introvabile, di certo nessun mosaicista della seconda metà del Settecento poté immettere sul mercato ricette simili a quelle di Mattioli.[123]

A quanto pare anche Striebel si avvalse della pratica tipica degli arcanisti. Infatti si legge nel *Libro grande AB*: *Ben conservato e [sic!] un foglio, in cui nel libro dei segreti fa vedere il nummero ciò che è, ... con tutte le acque forti e i tre segreti. Affinché nessuno sappia cosa è in ciascuno, senza aver il libro A in mano e guardare lì la causa di ciò che è nelle retorte*.[124] Questo *Libro A* è purtroppo scomparso o comunque non è stato ancora individuato.[125] Non è da escludere che quella parte sia andata persa insieme ad altre parti all'inizio dell'Ottocento: di ciò si tratterà in seguito.[126] Ma non è neppure impossibile che questa parte sia sparita già all'epoca. Nella Memoria redatta da Striebel, il Sassone accenna infatti ad uno scritto nominato *Lettra A*, che aveva consegnato a Gaetano Chiaveri.[127]

7. I manoscritti compilati da Friedrich Gottreich Striebel non suscitarono inizialmente particolare interesse. Attirarono però l'attenzione circa sessant'anni dopo. Giovanna Lorenzoni, vedova di Friedrich Gottreich Striebel, vendette il 20 gennaio 1806, con un contratto stipulato dal notaio Cherubini, i manoscritti di suo marito alla Reverenda

121 Cf. ibid. Nelle ricette di Mattioli si leggono, per esempio, espressioni di questo genere: *si dirà nella chiave di quest'opera*, o altrove: *si metteranno le materie, che saranno espresse nella chiave di quest'opera*, o anche: *le dosi poi si diranno nella chiave*. Apparati. Un'Antologia di Fonti (vedi nota 11), pp. 111–113.

122 *Und von dem Matthioli niedergeschriebene Geheimnis versiegelt, begraben und verriegelt, da doch dem Recept nach es kein Mensch kan zu Wege bringen, weil das meiste in denen Handtgrieffen bestehet.* Posse 21 Lage 11, fol. 4v. Una dichiarazione simile si trova anche negli scritti di Mattioli, il quale nella descrizione della produzione dei colori di carnagione afferma: *talmente che detta venga bianca; il che dipende molto dalla diligenza dell'artefice*. Apparati. Un'Antologia di Fonti (vedi nota 11), p. 112.

123 Su questo tema vedi sotto nota 137.

124 *Wohl verwahrt und einen Zettel, und denen im Buch der Secreten zeiget die Nommer was es ist, und so [machet] man mit allen Aqua Forten und an drei Secreten. Damit nimand weiß was es in jeden ist, ohne das Buch Lettra A in der Hand zu haben und nach zu schlagen den Grund wo in der Retorten ist; thut man hin weg.* AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 4, col. 206–208. Al riguardo vedi sotto paragrafo 8.

125 Sarà illustrato più avanti che un fascicolo del Fondo Striebel possiede certe caratteristiche che potrebbero far pensare che sia proprio questo libro menzionato. Sul tema vedi sotto paragrafo 9.

126 Cf. sotto il paragrafo 8.

127 Cf. Posse 21 Lage 11, fol. 6r.

Fabbrica di San Pietro.[128] Nella copia del *Contractus inter Rv.dam Fabricam S. Petri ... et D. Ioannam Lorenzoni*,[129] che si conserva nell'Archivio della Fabbrica di San Pietro, si parla dei *manoscritti relativi alla fabbricazione de Smalti già praticata dal celebre Mattioli*.[130] Nell'occasione fu stipulato un contratto con la vedova Lorenzoni, che prevedeva una *mensuale prestazione di scudi dieci in ogni mese sua vita naturale durante e per una sola volta gli avesse fatti somministrare scudi duecento nell'atto della consegna degli anzidetti manoscritti*.[131] Nel momento della stipula del contratto la vedova promise mediante un *giuramento di non ritenere presso di se altre carte, che risguarcino [sic!], l'accennata fabbricazione de smalti e non altrimenti*.[132] Oltre a questi dati il contratto contiene anche una descrizione esterna del materiale in questione: *Un volume di manoscritti in lingua sassone di carattere dell'anzidetto Federico Stribal [sic!] in più quinterni di carta reale fioretto in tutto di pagine ottocento quarantotto comprese molte in bianco asservendo detti manoscritti riguardare la proficua fabbricazione de smalti*.[133]

Il contratto, certo, non rivela i motivi che spinsero la vedova alla vendita del materiale in suo possesso. Comunque contiene una preziosa annotazione nella quale viene chiarito che l'iniziativa non era partita da lei, ma da persone legate alla Fabbrica di San Pietro. In effetti, il contratto comincia con la seguente introduzione: *Avutasi notizia da S. E. R.ma Mon. Sig. D. Tommaso Boschi, economo della R.a Fabrica di S. Pietro, che presso la Sig.ra Giovanna Lorenzoni Ved.ta del fu Federico Stribal [sic!] Sassone esistevano alcuni Manuscritti relativi alla Fabricazione de Smalti già prattiticata dal celebre Mattioli, non tralasciasse questi far fare de proggetti alla sud.a Sig.a Giovanna Lorenzoni perchè avesse consegnati e ceduti a favore della menzionata Rev.a Fabrica tutti li sud.i manuscritti risguardanti l'accennata fabricazione de smalti alla fine condiscendesse d.a Sig.a Giovanna Lorenzoni cedere, e consegnare alla Rev.a Fabrica tutti li manuscritti sudetti presso la med.a esistenti*.[134]

L'interesse da parte della Fabbrica proprio in quegli anni si spiega alla luce di una ripresa dell'attività musiva sotto il pontificato di Pio VI. Lo scopo era multiplo: non perdere le abilità tecniche acquisite durante duecento anni di decorazione interna

128 Cf. AFSP, Arm. 28, B, 473, p. 440, n. 114.

129 AFSP, Arm. 45, B, 59, n. 12, fol. 1r.

130 Ibid.

131 Ibid., fol. 1v. Negli elenchi dei pagamenti della Fabbrica si trova in effetti la spesa mensile per Giovanna Lorenzoni. Nel mese di maggio la spesa è motivata con le seguenti parole: *Alla Sig.ra Giovanna Lorenzoni Vedova Stribal [!] Scudi Dieci moneta per assegnamento mensuale vitalizio di 10 = convenuto con Istromento rogato per gli mani del Cherubini Notaro sostituto della Rev.a Fabrica li 20 Gennaro 1806 = scorso, la di cui copia in s.a dì d.o anno ... per le cause, e cagioni esposte in d.o Istromento, e questi per il mese di maggio corrente scudi 10.* Ibid., n. 103, fol. 2v.

132 Ibid., n. 12, fol. 2v.

133 Ibid., fol. 2r.

134 Ibid., fol. 1r–v. Tommaso Boschi era l'economo della Fabbrica di San Pietro negli anni 1804–1816. Cf. M. Basso, I privilegi e le consuetudini della Rev.da Fabbrica di San Pietro in Vaticano (sec. XVI–XX), Roma 1987, p. 77.

della basilica di San Pietro, conservare i posti di lavoro per i mosaicisti esperti e incentivare la produzione. In questa fase di ristrutturazione e rilancio ci si volle rendere indipendenti dai fornaciari esterni, tentando di qualificarsi anche nella fabbricazione delle *pizze* e cercando di ridurre in tal modo le spese fondamentali della produzione.[135] Dopo il rammarico durato anni per lo smarrimento del famoso ricettario di Mattioli,[136] il riemergere della traduzione in tedesco delle formule del fornaciaro italiano sembrò a tutti gli interessati un vero colpo di fortuna.

La vedova acconsentì a questa vendita forse perché aveva appreso dai racconti di suo marito il valore dei manoscritti, soprattutto dopo la perdita del ricettario di Alessio Mattioli.[137] L'importanza del materiale per la Fabbrica di San Pietro all'inizio dell'Ottocento spiega non soltanto il generoso pagamento alla vedova, ma anche la realizzazione della traduzione dell'opera di Striebel in italiano, per iniziativa della stessa Fabbrica. Nello schedario della Fabbrica di San Pietro realizzato dall'archivista Cipriano Cipriani si legge *Stribal [!] Federico: Opera ceduta alla Fabbrica che ne curò la traduzione, dalla di lui Vedova Giovanna Lorenzoni. 1806.*[138] Nel volume delle *Entrate e uscite* dal 1804 al 1810 si trova, in data 26 aprile 1806, il riferimento al rimborso di scudi cinquantaquattro consegnati al signor Carlo Deglini, esattore, come *rimborso di altrettanti pagati per la traduzione dell'Opera di Federico Stribal [!].*[139] Di questa traduzione, consistente nella ri-traduzione in italiano del testo sassone di Striebel,

135 Cf. A. Di Sante, Lo Studio del Mosaico Vaticano e il mosaico minuto: scelte culturali e organizzazione del lavoro nel periodo 1793–1819, in: C. Stefani (a cura di), Il Mosaico minuto tra Roma, Milano e l'Europa, Atti della Giornata di Studi (Galleria d'arte moderna. Museo Mario Praz, Roma 23 maggio 2012), in corso di stampa.

136 Circa lo smarrimento vedi: AFSP, Arm. 12, G, 14 C, fol. 98r; ibid., Arm. 12, G, 14, fol. 569r.

137 Cf. Pogliani/Seccaroni (vedi nota 1), p. 63. Vedi sopra la parte introduttiva. Con la scomparsa di Mattioli – l'ultimo contratto rinnovato risale all'anno 1755 – finì la produzione degli smalti secondo il suo ricettario e le tessere ancora esistenti divennero una rarità costosa conservata presso la Fabbrica di San Pietro. Vari chimici cercarono per questo di riprodurre le ricette di Mattioli, soprattutto quella del famoso porporino, per offrirle alla sopraddetta Fabbrica. Cf. AFSP, Arm. 12, G, 14 A, cc. 378sg. anche cc. 397sg. Le liste *Nuova tariffa delli prezzi per li Smalti a libra* testimoniano l'aumento del prezzo. Cf. ibid., cc. 398–400. In questo contesto incuriosiscono i ripetuti accenni, presenti in vari documenti conservati nel AFSP, riguardanti da un lato un erede di Mattioli e dall'altro un allievo suo di nome Lorenzo Valle. Ci si può chiedere perché né l'erede né l'allievo abbiano potuto continuare la produzione degli smalti secondo la ricetta di Mattioli. Cf. AFSP, 12, G, 14A, fol. 378r, 494r, 562r, 572r, 580r, 593r. Circa il rapporto tra Mattioli e Valle vedi anche: Salerno/D'Amelio, Virtù e Diffetti (vedi nota 1), p. 525.

138 AFSP, Schedario Cipriani, *ad vocem*.

139 La nota del registro dice: *Al sudetto Sig. Carlo Declini Esatt.: scudi cinquantaquattro per suo rimborso di altrettanti pagati per la traduzione dell'Opera di Federico Stribal [!] scritta in lingua sassone riguardante la fabbricazione degli smalti, e del porporino detto del Mattioli ceduta alla Rev. Fabrica da Giovanna Lorenzoni vedova del sudetto Stribal [!], come da Istromento di contratto rogato per gl'atti del Cherubini Notaio Sostituto di detta Rev. Fabbrica li 20 gennaio 1806.* AFSP, Arm. 28, B, 473, p. 440, n. 114.

non esistono tracce nell'Archivio della Fabbrica di San Pietro.[140] Si trovano invece altre indicazioni che provano l'avvenuta traduzione. Sotto il titolo *Composizione degli Smalti e segnatamente del Porporino secondo le regole del Mattioli* viene fornita questa notizia non firmata: *L'Opera era scritta in lingua sassone, è stata tradotta, si deve ora mettere in buon ordine devono corregersi gli errori dei traduttori e di poi se ne deve fare una buona copia legata a libro tenendola in buona custodia.*[141] A questa carta segue un bifoglio molto significativo per il suo contenuto. Inizia con le parole *Ricetta prima A Smalto p. 1* e contiene alcuni riassunti del ricettario di Striebel con riferimenti precisi alle pagine del *Libro grande AB*.[142] Questo documento dimostra, nonostante la sua modesta apparenza, che al momento della traduzione dell'opera di Striebel in italiano esistevano ancora le prime pagine del *Libro grande AB*, che adesso risultano mancanti. Questa carta aiuta inoltre, insieme ai tanti riferimenti trovati nei manoscritti, a ristabilire almeno in parte il contenuto della parte persa del *Libro grande AB*.[143] Alla luce della notizia circa l'avvenuta traduzione si spiega anche il significato della *Carta B* del Fondo Striebel, in cui lo scrittore elenca varie parti mancanti:[144] si tratta evidentemente o di pagine non ancora tradotte o di pagine mancanti nel manoscritto. La dizione *Manca ancora* si presta ad ambedue le interpretazioni.

Nel libro delle *Entrate e uscite* di quegli anni, purtroppo, non sono stati trovati dati sulle spese per la traduzione dei manoscritti di Striebel, né sul traduttore.[145] Esiste però una ricevuta, firmata in data 5 aprile 1818 dal signor Nelli,[146] in cui si attesta l'avvenuta consegna della traduzione *dal signor Vannutelli per le mani del Devecchis musaicista*.[147] La ricevuta contiene una preziosa descrizione del testo tradotto: esso

140 Cf. Pogliani/Seccaroni (vedi nota 1), p. 63.

141 AFSP, Arm. 12, G, 14, fol. 561.

142 Ibid., fol. 562sg. Un paragone delle pagine riferite nel bifoglio in questione con il contenuto del *Libro grande AB* ha dimostrato che la persona aveva proprio il menzionato libro come fonte.

143 Vedi sotto il paragrafo 9.

144 Il traduttore si annotò: *Manca il Registro nel Codice istesso, dopo la lettera C. 3. sino alla lettera F.6. esclusa e dalla lettera G./ esclusa, sino alla lett.a L. 11. esclusa – manca ancora la lett.a M. 13 – e la lett.a Q. 16. Manca nella Traduzione del Libro A. e B. del compilatore Sassone, dalla pag. 487. esclusa, sino alla lettera 606. esclusa: e dal 1348. esclusa, sino alla pag. 1370. inclusa.* AFSP, Arm. 15, G, 154, fol. Br.

145 Cf. AFSP, Arm. 28, B, 473; Arm. 45, B, 59, n. 103; ibid., Arm. 28, B, 473.

146 Sembra che il signor Nelli non abbia lavorato nella Fabbrica di San Pietro: non risulta tra gli impiegati e non è menzionato nello Schedario Cipriani.

147 AFSP, Arm. 12, G, 14, fol. 292. Si tratta probabilmente di Raimondo Vannutelli, sottocomputista dal 1792 e computista dal 1815 della Reverenda Fabbrica di San Pietro (cf. AFSP, Schedario Cipriani, *ad vocem*) e di Nicola De Vecchis, mosaicista, che iniziò a lavorare per la Fabbrica nel 1799 e ci lavorò fino al 1834. Cf. M. G. Branchetti Buonocuore, De Vecchis, Nicola, in: DBI, vol. 39, Roma 1991, p. 547. Vedi anche: Pogliani/Seccaroni (vedi nota 1), p. 64: il testo illustra i rapporti lavorativi fra Nicola De Vecchis, Raimondo Vannutelli e il chimico Alessandro Martinelli, i quali in una fornace di proprietà del Vannutelli realizzavano campioni di smalto, sviluppando varie colorazioni con diverse tonalità e la pasta del porporino. Scoraggiati dall'*artifiziosa oscurità* degli scritti di Striebel, si

consisteva in *alcuni quinterni in carta grande di mezzi fogli trecento cinquanta*[148] *contenenti una traduzione delle opere del Mattioli dal tedesco.*[149] L'annotazione di Nelli, che cioè *Essa traduzione è mancante in qualche parte*, fa pensare che il traduttore su menzionato, alla fine, non abbia più completato le parti mancanti segnate nel bifoglio della *Carta B*. Purtroppo non sappiamo se De Vecchis abbia realizzato la traduzione dell'opera di Striebel o – cosa più probabile – da mosaicista della Fabbrica, abbia consultato una traduzione fatta da altri. Un confronto fra la sua scrittura e quella del traduttore potrebbe forse portare qualche luce in merito a tale domanda.

Fino ad ora non sono stati trovati documenti che illustrino le vicende del Fondo Striebel dopo il 1818. Probabilmente tali documenti, se vi erano, furono smarriti dopo la realizzazione della traduzione. Questa ipotesi però, invece di dare una risposta soddisfacente, pone piuttosto nuove domande. Ci si dovrebbe chiedere innanzitutto dove sia finito il testo della traduzione dei fascicoli sassoni in italiano. Sembra che si possa escludere che le ricette in esso contenute servissero alla Fabbrica di San Pietro per la produzione degli smalti nell'Ottocento. Nasce pure l'interrogativo se qualcuno se ne sia appropriato e, se sì, chi? Sarebbe, inoltre, interessante controllare se tale materiale sia finito in un qualche fondo privato di uno dei personaggi che frequentavano la Fabbrica nella prima metà dell'Ottocento. Queste e altre simili domande attendono tuttora una risposta.

Non è neppure noto chi e per quale motivo abbia fatto, probabilmente nella seconda metà del Novecento, un primo superficiale ordinamento del Fondo.[150] La *Carta C*, come pure tutte le camicie dei manoscritti del Fondo Striebel, costituiscono altrettanti indizi di questo tentativo di sistemazione da parte di un'unica mano. L'archi-

---

ispirano al libro di Antonio Neri *L'arte del Vetro* (1612). Il titolo originale del libro di Antonio Neri, L'arte vetraria distinta in libri sette (1661) (URL: http://bibdig.museogalileo.it/Teca/Viewer?an=300905; 12. 4. 2013).

148 Si noti la differente consistenza delle carte del Fondo Striebel e della sua traduzione. Secondo il contratto la Fabbrica ricevette dalla vedova Lorenzoni pagine 848; invece la traduzione consisteva di 350 fogli. Cf. AFSP, Arm. 45, B, 59, n. 12, fol. 2r; ibid., Arm. 12, G, 14, fol. 292. Si deve però considerare che F. G. Striebel in genere non riempiva le pagine e sviluppava le descrizioni della produzione con frequenti ripetizioni. Se invece si prende come esempio della traduzione il bifoglio ritrovato con alcune ricette del *Libro grande AB*, si incontra uno stile riassuntivo-sintetico. Cf. ibid., fol. 562sg.

149 *Io sottoscritto ho ricevuto dal Signor Vannutelli per le mani del signor Devecchis musaicista alcuni quinterni in carta grande di mezzi fogli trecento cinquanta conteneasi una traduzione delle opere del Mattioli dal tedesco. Essa è mancante in qualche parte. Il riscontro delle pagine è stato fatto in presenza del detto Devecchis. Roma 5 Aprile 1818. V. Nelli.* Ibid., fol. 292.

150 Si sa comunque che Cipriano Cipriani, archivista della Fabbrica di San Pietro dal 1960 al 1982, ha messo mano al materiale durante l'elaborazione del suo schedario e che Steffi Röttgen si è avvicinata ai documenti durante le sue ricerche. In un suo studio essa ha ipotizzato infatti, già nel 1982, che il Fondo Striebel fosse il prodotto di un tentato spionaggio industriale. Vedi: Röttgen (vedi nota 1), p. 29.

vista, o forse piuttosto uno studioso,[151] segnò con una penna blu su un bifoglio – la sopraddetta *Carta C* – la struttura da lui data, copiando la numerazione anche sulle camicie dei corrispondenti fascicoli.[152] Il definitivo riordino è avvenuto negli anni 2012–2013 da parte di chi scrive.

8. Dopo la debita presentazione dell'autore dei manoscritti e la tentata ricostruzione del contesto storico, occorre ora presentare i dati esterni del Fondo Striebel, quali la sua consistenza e struttura. Il Fondo consta di 14 fascicoli di non uguale voluminosità e completezza. Ad essi devono essere aggiunti altri tre documenti, che però sono d'epoca successiva.[153] Tutto il materiale è conservato in un faldone di dimensioni 356x260 mm. Considerando soltanto le carte prodotte da Striebel, si tratta complessivamente di 679 carte aventi la dimensione media di 352x222 mm. Calcolando che la vedova Lorenzoni vendette alla Fabbrica di San Pietro 848 pagine,[154] di cui si sono perse circa 95 pagine (le prime 188 colonne del cosiddetto *Libro grande AB*, più il frontespizio), si deduce che mancano al Fondo qui presentato circa 74 pagine. Delle pagine presenti solo poche sono completamente vuote (ca. 12), perché le carte senza testo rivelano comunque per la maggior parte la mano di Striebel, in quanto sono state da lui numerate o suddivise in colonne o tabelle.

Utili per l'ordinamento del Fondo sono soprattutto alcune annotazioni dell'autore, mediante le quali egli in qualche misura rivela come pensava di comporre l'intera struttura. Nel *Libro B rettangolare* Striebel parla di *tre Registri* che compongono il *Libro B*.[155] Di conseguenza si devono considerare i *Registri B rettangolare*, *B triangolare* e *B circolare* come un'unità logico-organica, anche se sono registri ben distinti, in quanto non legati insieme e ciascuno con una numerazione autonoma.

Quanto al libro più voluminoso, distinto attualmente in tre parti, occorre innanzitutto riconoscere che esso costituisce una vera e propria unità, confermata da una numerazione continua delle pagine in colonne. Di questo libro mancano le prime pa-

151 Nel lavoro di ordinamento del Fondo, avvenuto a metà del 900, non furono considerati i due fogli sciolti (adesso A e B). La persona, inoltre, si è confusa nell'assegnazione della numerazione: erroneamente ha assegnato a due parti delle tre del *Libro grande AB* il numero sette (cf. AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 4, col. 189–604 e col. 605–988), dando invece alla terza parte il numero otto (cf. ibid., fasc. 4, col. 989–1372), numero che risulta attribuito ad un altro fascicolo. Cf. ibid., camicia del fasc. 5.

152 Circa la struttura assegnata da questa persona, vedi sotto paragrafo 8.

153 Si tratta della *Carta A*, un frontespizio con il titolo *Registri antichi di Smalti per i Musaici* segnato con il numero *154* (cf. AFSP, Arm. 15, G, 154, A), un bifoglio, *Carta B*, con due frasi di cui la prima inizia con le parole *Nota: foglio sciolto con delle annotazioni delle parti che mancano* (cf. ibid., B) e di un secondo bifoglio, la *Carta C*, (cf. ibid., C) di cui s'è fatto cenno prima.

154 Cf. AFSP, Arm. 45, B, 59, n. 12, fol. 2r.

155 *In diesem Buch, Lettra B sind zu finden drei Registre das erstere bezeichnet mit* [segue un segno di un rettangolare]. *Das andere Register bezeichnet mit* [segue un segno di un triangolo]. *Das tritte ist das Zeigen* [segue un segno di un cerchio]. AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 1, fol. 2v.

gine e, insieme con queste, sia il frontespizio con il titolo sia la premessa introduttiva, presente per esempio nel libro *Lettera B*. Grazie ai frequenti riferimenti contenuti soprattutto nei registri di questo libro, è possibile ipotizzare che l'attuale volume fosse intitolato o *Ersteren Buch A. B.*[156] o *Ersten grossen Buch A. B.*[157] o semplicemente *Buch A. B.*; ora è qualificato *Libro grande AB*.[158]

Quasi alla fine di detto libro, Friedrich Gottreich Striebel elenca in una nota i vari libri da lui composti.[159] Grazie a questa nota, si può identificare il *Libro C* – il *Libro della pratica lettra C*[160] – con il *Buch der schön Purpur zu machen*. Inoltre si trova una conferma per l'appartenenza dei tre *Registri 1A*, *2B* e *3C* al *Libro grande AB* come indice analitico. Sempre secondo questo brano esiste anche un *Libro D*. Pur trattandosi di un testo non molto chiaro, potrebbe essere che Striebel considerasse i tre menzionati *Registri 1A*, *2B* e *3C* come *Libro D*.[161] Ai libri finora elencati si aggiunge il *Libro A*, di cui Striebel nel *Libro grande AB* afferma che esso contiene la chiave di lettura per tutti gli altri libri.[162] L'esistenza del *Libro A* risulta anche *da una nota del Libro B rettangolare* dove si trova il riferimento: *fol. 36 im Buch A zu ersehen ist*.[163]

Anche se con queste annotazioni non si spiega la posizione di tutti i manoscritti contenuti nel Fondo Striebel, si potrebbe comunque presumere la seguente struttura logica.

Libro A.[164]

Libro B:

– *Libro B rettangolare*.[165]

---

156 Cf. ibid., fasc. 1, pp. 38, 40, 60, 83, 85, 105.

157 Cf. ibid., fasc. 2, pp. 15, 51, 52. Si trova anche il titolo *grossen Buche* cioè *libro grande*. Cf. ibid., fasc. 5, p. 1.

158 Cf. ibid., fasc. 4, col. 1194, 1261.

159 Ecco il brano: *NB ferner gehet man auch nach sehen ins Buch von die practica. So mit Lettra C bezeichnet, wie es ferner gemacht und reich Rensirt ist; NB und wie von allen die Muster deren gemachten Sachen im grossen Buch Lettra____ B nach der Nommer und Alvabet in zweie Registern zu finden und zu erfolgen ist, NB annoch ist auch das Büchelgen mit dem gemachten Registern von diesen Buch Lettra A. B. zu finden so mit Lettra D bezeichnet dieses zeiget nach dem albabet und Nommero alle Recepte an beichtlich solche zu finden*. Ibid., fasc. 4, col. 1277–1279.

160 Varie volte si riferisce a questo libro: *Dieses ist das Muster von No 21 so im Buch della Pratica Lettra C*. Ibid., fasc. 2, p. 111; cf. anche: ibid., pp. 113, 137.

161 Cf. ibid., fasc. 4, col. 1277.

162 Lì si legge in effetti: *Damit niemand weiß was es in [jeden] ist, ohne das Buch Lettra A in der Hand zu haben und nach zu schlagen*. Ibid., fasc. 4, col. 208. Secondo la Memoria composta da Striebel sembra che il Sassone abbia dato a Chiaveri uno scritto denominato *Lettra A*. Si potrebbe ipotizzare che si tratti dello stesso libro. Cf. Posse 21 Lage 11, fol. 6r. Se fosse così, potrebbe essere anche immaginabile la perdita del libro durante il naufragio di quella nave di cui si è parlato sopra.

163 AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 1, p. 3.

164 Del libro non v'è traccia. A tutt'oggi non ci si può quindi pronunciare su di esso. Vedi sotto paragrafo 9.

165 Cf. AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 1, rimane fasc. 1.

– *Libro B triangolare.*[166]
– *Libro B circolare.*[167]

Libro grande AB:
– le colonne 1–188.[168]
– le colonne 189–604.[169]
– le colonne 605–988.[170]
– le colonne 989–1372.[171]
– *Libro D* cioè l'appendice al *Libro grande AB* consistente in 3 fascicoli:
  – *Registro 1A.*[172]
  – *Registro 2B.*[173]
  – *Registro 3C.*[174]

Libro C, intitolato anche *Buch der schönen Purpur zu machen mit allen seinen Degratazionis in Musaic zu machen*[175] o semplicemente *Buch von die Practica.*[176]

Libro *Die erstere Vorarbeit zu denen Coloren zum Musaic F.G.S.t.*[177]

Libro *Register libro E [?] von allen Torten, derer Musaic Öffen derer Beschreibung, Maaß und Modellen, auf die Beschreibung, der Cenere de Riscolo, und dessen Offen, auf derer Musaic Vasen und dessen Beschreibung Anno 1745 F.G.S.t.*[178]

Libro *Andonio Neri erstes Buch von der Glaßmacherkunst.*[179]

– Libro senza titolo.[180]

9. Di seguito si intende offrire una sintetica presentazione del contenuto dei manoscritti con particolare riguardo alle loro peculiarità.

---

166 Cf. ibid., fasc. 2, che rimane fasc. 2.
167 Cf. ibid., fasc. 3, che rimane fasc. 3.
168 Le colonne 1–188 sono mancanti. Vedi sopra i paragrafi 7 e 9.
169 Cf. ibid., fasc. 7, che diventa adesso fasc. 4.
170 Cf. ibid., fasc. 7 [II], che diventa adesso fasc. 4.
171 Cf. ibid., fasc. 8, che diventa adesso fasc. 4.
172 Cf. ibid., fasc. 4, che diventa adesso fasc. 4 *Appendice A.*
173 Cf. ibid., fasc. 5, che diventa adesso fasc. 4 *Appendice B.*
174 Cf. ibid., fasc. 6, che diventa adesso fasc. 4 *Appendice C.*
175 Cf. ibid., fasc. 8 [II], che diventa adesso fasc. 5.
176 Cf. ibid., fasc. 4, col. 1277; Si trova anche l'espressione: *Buch della Pratica Lettra C.* Cf. ibid., fasc. 2, pp. 111–113.
177 Cf. ibid., fasc. 9, che diventa adesso fasc. 6.
178 Cf. ibid., fasc. 11, che diventa adesso fasc. 7.
179 Cf. ibid., fasc. 10, che diventa adesso *Appendice 1.*
180 Cf. ibid., fasc. 12, che diventa adesso *Appendice 2.*

Libro B, Registro B rettangolare

Consistenza: 9 fascicoli di cui 8 quaternioni e 1 ternione.
Numerazione delle pagine: c. 2 + p. 140.
Suddivisione della pagina: in 5 colonne.

Il *Registro B rettangolare*, cioè il primo registro del *Libro B*, stando all'introduzione, tratta della provenienza dei materiali, metalli e sali.[181] Il libro aggiunge inoltre informazioni circa le caratteristiche di queste sostanze e descrizioni circa la loro lavorazione.[182] Varie volte si trova anche la ricetta di base, che consiste in 10 once matrice *de cristal de montagne* e 12 once di cenere di riscolo.[183]

Libro B, Registro B triangolare

Consistenza: 19 fascicoli composto da quaternioni più 3 bifogli a metà.
Numerazione delle pagine: c. 1 + p. 308.
Suddivisione della pagina: in 4 colonne.

Il *Registro B triangolare* contiene la descrizione della produzione dei colori in varie gradazioni.[184] In questa parte si trovano oltre ai tanti riferimenti incrociati, anche riferimenti agli altri registri. Le mescolanze chimiche, da Striebel chiamate *Passierer*, ricevono una sigla alfa-numerica che permette i riferimenti interni ed esterni. Tra le ricette dei colori nelle loro varie gradazioni cromatiche si trovano, per esempio, il verde scuro, il verde, il verde-giallino, il blu, il lapislazzulo, il blu chiaro chiaro, il blu chiaro *come tabacco spagnolo*. Vengono inoltre descritte le mescolanze per fare il bianco, nero, giallo, viola, porpora, rosso sangue, oro, e il color carnagione.[185]

Libro B, Registro B circolare

Consistenza: 1 fascicolo composto da 1 quaternione.
Numerazione delle pagine: c. 1 + p. 14.
Suddivisione della pagina: in 4 colonne.

Il *Registro B circolare* tratta, come segnalato nella rispettiva introduzione, dell'elaborazione e della distillazione delle acque forti.[186] In questo fascicolo si spiega, per esempio, il modo in cui si deve distillare lo zinco inglese per la produzione della porpora.[187]

---

181 Cf. ibid., fasc. 1, fol. 2v.

182 Descrive, per esempio, in che modi i materiali devono essere polverizzati, cotti, conservati ecc. Cf. ibid., fasc. 4, col. 5, 124, 127.

183 Cf. ibid., fasc. 1, pp. 12, 56, 64, 65, 66, 96, 97, 101, 106, 116, 118, 120, 126, 132. Di questa ricetta parla estesamente nel libro *Die erstere Vorarbeit zu denen Coloren zum Musaic F. G.S.t.* Cf. ibid., fasc. 6, passim.

184 *Lettera B das Andrer Register Zeiget die schon vor und von mir selbst gemachten Coloren und gehörigen Massen darzu nach dem Alphabeth. An so jeder Zeit mit dem Buchstaben und zeigen auff denen Pazzierern derer Muster über einkombt und zu erfolgen ist.* Ibid., fasc. 2, fol. 2v.

185 Cf. per esempio ibid., fasc. 2, pp. 51, 52, 53, 59, 64, 77, 85, 88, 95, 96, 105, 114, 161, 167, 168.

186 *Im Buch Lettera B im Dritten Register handelt von denen Aqua Forten und deren Preparationen Distelationen, und auff gelösten Metallen, zur Musaic Coloren Arbeit.* Ibid., fasc. 3, p. 1.

187 Cf. ibid., fasc. 3, p. 1.

Libro grande AB

Consistenza: 37 fascicoli divisi in tre parti:
la prima parte: 13 fascicoli composti da quaternioni,
la seconda parte: 12 fascicoli composti da quaternioni,
la terza parte: 12 fascicoli composti da quaternioni.
Numerazione delle colonne:
la prima parte: col. 189–604,
la seconda parte: col. 605–988,
la terza parte: col. 989–1372.
Suddivisione della pagina: in 4 colonne.

Il libro è privo di introduzione e ricco di contenuto per cui non è facile coglierne l'intenzione tematica. Sembra che Striebel volesse presentare la composizione di varie masse e sostanze necessarie per la preparazione delle cosiddette *pizze*, come avviene ad esempio nella descrizione della produzione dell'olio di vetriolo.[188] L'autore ritorna in questo libro a descrivere i luoghi di provenienza delle sostanze ed accenna alle loro particolarità, come il gusto, il colore ecc. Delle sostanze chimiche[189] egli illustra spesso dettagliatamente l'elaborazione,[190] con indicazioni precise circa le loro reazioni chimiche;[191] parla della loro cottura mediante il fuoco o del loro scioglimento nell'acqua o delle conseguenze della loro esposizione al sole o ai luoghi caldi;[192] indica i tempi necessari per la loro elaborazione, specialmente per la cottura;[193] segnala gli attrezzi adatti per certe procedure,[194] mettendo il lettore in guardia nei confronti dei rischi, dovuti a processi pericolosi per la salute.[195]

Il *Libro grande AB* contiene una quantità di ricette che ancora devono essere analizzate. Senza voler proporne un elenco, vorrei piuttosto indicarne alcune contenute nelle prime 188 pagine. Grazie ai riferimenti contenuti nel *Libro grande AB*, nei tre registri che costituiscono l'appendice di detto Libro e nel menzionato bifoglio redatto probabilmente dal traduttore del Fondo Striebel,[196] si può presumere che il Sassone abbia trattato in queste colonne della produzione dei vari colori dello smalto, come il bianco, il giallo, il color carnagione ecc.,[197] presentando gli effetti di sostanze come

188 Cf. ibid., fasc. 4, col. 360.
189 Cf. per esempio ibid., fasc. 4, col. 444, 445, 456.
190 Cf. per esempio ibid., fasc. 4, col. 372, 374, 376, 378, 380, 382, 384sg., 464, 478, 506, 1060–1062.
191 Cf. per esempio ibid., fasc. 4, col. 322, 326, 370.
192 Cf. per esempio ibid., fasc. 4, col. 338, 340, 346, 351, 1308.
193 Cf. per esempio ibid., fasc. 4, col. 351, 356, 360, 442, 508, 1136, 1138.
194 Per certe procedure serve un moggio di legno, per altre invece uno di metallo (cf. per esempio ibid., fasc. 4, col. 397, 670, 672, 678, 682, 686, 696, 922).
195 Cf. per esempio ibid., fasc. 4, col. 254, 271, 275, 277, 392, 397, 1316.
196 Cf. AFSP, Arm. 12, G, 14, fol. 562r–563r.
197 Cf. ibid., fol. 562r–v.

il sale,[198] la cenere di riscolo,[199] il salino,[200] il borace,[201] ed illustrandone l'elaborazione, come ad esempio la calcinazione dello zinco e del piombo.[202]

Il *Libro grande AB* contiene inoltre parecchi disegni che sono particolarmente interessanti, perché illustrano gli attrezzi utilizzati all'epoca e rappresentano momenti particolari della lavorazione.[203] Oltre alle immagini, il *Libro grande AB* contiene molti riferimenti interni indicati da simboli vari. La sigla *NO*, abbreviazione per *numero*, seguita da un numero fa riferimento al *Libro B rettangolare*.[204] Tra gli altri simboli, spicca per la sua frequenza un segno simile a una doppia d, cioè *dd*.[205] Grazie a una nota posta quasi alla fine del *Libro grande AB*, si sa che le ricette segnate in questo modo erano state provate personalmente da Striebel e da lui giudicate valide e importanti.[206]

Libro D o i tre *Registri 1A*, *2B* e *3C*

Consistenza: 3 fascicoli distinti ciascuno composto da 1 quaternione.
Primo fascicolo: 1 fascicolo in 1 quaternione,
Secondo fascicolo: 1 fascicolo in 1 quaternione,
Terzo fascicolo: 1 fascicolo in 1 quaternione.
Numerazione delle pagine:
Primo fascicolo: c. 1–8,
Secondo fascicolo: c. 1–8,
Terzo fascicolo: c. 1–8.
Suddivisione della pagina: in 5 colonne divise in parte da righe orizzontali.

198 Cf. AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 4, col. 528, 552, 1166, 1318: tutti con il riferimento alla col. 8.
199 Cf. ibid., fasc. 4, col. 192, 674, 676: tutti con il riferimento alla col. 10, ma anche alle col. 12, 14.
200 Cf. ibid., fasc. 4, col. 482, 686, 690: tutti con il riferimento alla col. 15.
201 Cf. ibid., fasc. 4, col. 286, 300, 302: tutti con il riferimento alla col. 28.
202 Cf. ibid., fasc. 4, col. 406, 630, 682, 700, 702: tutti con il riferimento alla col. 88.
203 Cf. per esempio ibid., fasc. 4, col. 202, 204, 206, 230, 238, 244, 258, 262, 266, 268, 269, 280, 286, 290, 310, 320, 324, 334, 366, 372, 374, 378, 380, 384, 414, 434, 436, 448, 454, 462, 466, 484, 490, 492, 508, 510, 514, 530, 532, 538, 540, 544, 558, 560, 564, 570, 574, 580, 590, 594, 596, 602, 606, 608, 616, 636, 640, 643, 648, 668, 718, 724, 728, 748, 780, 816, 824, 870, 896, 904, 910, 914, 926, 936, 958, 962, 964, 970, 986, 1002, 1020, 1028, 1052, 1058, 1072, 1082, 1084, 1086, 1094, 1104, 1106, 1140, 1142, 1144, 1146, 1148, 1150, 1152, 1154, 1170, 1172, 1174, 1184A, 1186, 1200, 1204, 1205, 1209, 1211, 1223, 1227, 1231, 1235, 1237, 1241, 1243, 1247, 1249, 1251, 1253, 1255, 1259, 1263, 1265, 1271, 1281, 1283, 1285, 1287, 1289, 1291, 1293, 1298, 1300, 1302, 1304, 1306, 1310, 1314, 1320, 1322, 1326, 1328, 1334, 1342, 1348, 1352, 1354, 1356, 1358, 1360, 1362, 1364A, 1368.
204 Cf. per esempio ibid., fasc. 4, col. 328, 330, 333, 394, 412, 611, 614, 640, 642, 678, 680, 708, 816, 818.
205 Cf. per esempio ibid., fasc. 4, col. 306, 312, 314, 316, 318, 320, 322, 324, 326, 328, 330, 332, 334, 336, 338, 496, 502, 504, 512, 566, 574, 578, 582, 586, 600, 650, 652, 715, 716, 842, 844, 848, 850, 852, 866, 880, 896, 900, 1092, 1096.
206 Scrive Striebel: *die probierten und richtig in die that befundenen Recepten so mit dem Zeigen dd bezeichnet beteutet probiert und wohl aussgeschlagenen wichtige recepten sein*. Ibid., fasc. 4, col. 1277.

L'appendice del *Libro grande AB*, formata dai tre *Registri 1A*, *2B* e *3C*, fu pensata forse come indice analitico, nel quale Striebel intendeva elencare, sistemandole secondo l'alfabeto, le ricette contenute nel *Libro grande AB*. Egli indicava contemporaneamente in modo sintetico le sostanze con i loro dosaggi, come pure i tempi della loro cottura. Nessuno dei tre registri risulta completato.

Libro C, detto anche *Buch der schönen Purpur zu machen mit allen seinen Degratazionis in Musaic zu machen* o *Buch von die Pratica*

Consistenza: 4 fascicoli composti da quaternioni.

Numerazione delle pagine: c. 2 + p. 60.

Suddivisione della pagina: nessuna.

Secondo l'indicazione offerta da Striebel stesso, questo fascicolo tratta della produzione della porpora in tutte le sue gradazioni.[207] Partendo dalla già menzionata mescolanza di base (10 once di matrice *de cristal de montagne* e 12 once di cenere di riscolo) aggiunge gradualmente del minio, necessario per la variazione dell'intensità del colore.[208] La seconda parte del libro è dedicata all'elaborazione delle tinture d'oro.[209]

Libro *Die erstere Vorarbeit zu denen Coloren zur Musaic F.G.S.t.*

Consistenza: 3 fascicoli di cui 1 ternione e 2 quaternioni.

Numerazione delle pagine: c. 1 + p. 42.

Suddivisione della pagina: in 4 colonne.

Come indicato nel titolo e ripetuto nell'introduzione, il fascicolo presenta i lavori preparatori per la produzione dei colori dei mosaici.[210] Il libro si distingue per la sua struttura: in modo sistematico Striebel elenca le varie ricette, basate sulla mescolanza di 10 once di matrice *de cristal de montagne* e 12 once di cenere di riscolo. Partendo da questa mescolanza di base Striebel aggiunge alle ricette progressivamente del piombo nero, del magnesio, dello zinco inglese, dell'antimonio, del minio o dell'olio di vetriolo.

Libro *Register libro E [?] von allen Torten, derer Musaic Öffen derer Beschreibung, Maaß und Modellen, auf die Beschreibung, der Cenere de Riscolo, und dessen Offen, auf derer Musaic Vasen und dessen Beschreibung Anno 1745 F.G.S.t.*

Consistenza: 2 fascicoli di cui 1 ternione e 1 quaternione.

---

207 *Lettra C des Herrn Allesio Mathioli Geheimniss den schönen Purpurs denebst allen seinen degratazionis in Musaic zu machen.* Ibid., fasc. 5, fol. 2r.

208 Cf. ibid., fasc. 5, pp. 1–14.

209 Cf. ibid., fasc. 5, pp. 28–41.

210 *Im Nahmen Gottes die Erstere Vorarbeit, Massa zu denen Coloren zum Musaici Arbeit so in Rom, von mir gemacht worden.* Ibid., fasc. 6, p. 1.

Numerazione delle pagine: c. 1 + p. 1–14.
Suddivisione della pagina: nessuna.
Il fascicolo fu soltanto iniziato. In effetti, oltre al titolo, contiene soltanto l'avvio di un trattamento dell'erba di riscolo. In questo brano Striebel menziona Palestrina come luogo in cui si compra il seme di tale erba e indica il suo prezzo di mercato.[211]

Libro *Andonio*[212] *Neri erstes Buch von der Glaßmacherkunst*
Consistenza: 3 fascicoli composti da quaternioni.
Numerazione delle pagine: c. 1 + p. 46.
Suddivisione della pagina: nessuna.
In questo fascicolo, adesso chiamato *Appendice 1*, Striebel inizia la traduzione di un libro classico per la produzione dei mosaici. In effetti, traduce – o forse solo trascrive da una edizione tedesca – l'inizio dell'opera „L'arte vetraria distinta in libri sette del R. P. Antonio Neri fiorentino, ne' quali si scoprono effetti maravigliosi e s'insegnano segreti bellissimi del vetro nel fuoco & altre cose curiose". Striebel tradusse precisamente i primi 20 dei 36 capitoli del libro primo dell'arte vetraria, in cui si insegna *a cavare il sale del Polverino Rocchetta, e Soda con il quale si fa la Fritta del Cristallo detto Bollito, fondamento dell'Arte Vetraria, con un nuovo e segreto modo.*[213]

Libro senza titolo
Consistenza: 2 fascicoli di cui il primo composto da 24 bifogli (di cui 1 bifoglio è non legato ma soltanto inserito) e l'altro è un quaternione.
Numerazione delle pagine: c. 56.
Suddivisione della pagina: riga laterale di larghezza disuguale per creare un margine che spesso non è rispettato.
Questi due fascicoli si distinguono da tutti gli altri per forma e stile. È per questo molto probabile che sia l'unico manoscritto redatto direttamente da Friedrich Siegmund Striebel. L'aspetto esterno delle pagine si contraddistingue per la grafia poco curata e diversa, la tendenza a riempiere le pagine interamente, senza rispettare l'abituale spazio libero per eventuali note successive. Dal punto di vista linguistico, l'autore dei due fascicoli mescola continuamente il tedesco con l'italiano e il latino adoperando, inoltre, frequentemente molteplici simboli. Già i traduttori ottocenteschi videro in alcuni di questi dei simboli di sostanze chimiche.[214] È necessario, per questo, distinguerli da altri segni e simboli utilizzati frequentemente per segnalare semplici riferimenti interni al testo.

Accanto alle pagine molto piene di questo libro che compone l'Appendice 2 risaltano ancora di più quelle vuote. Queste fanno pensare che l'autore abbia avuto l'intenzione di aggiungervi ancora altre notizie. I due fascicoli non portano una nu-

211 Cf. ibid., fasc. 7, fol. 1r.
212 Striebel scrive il nome Antonio erroneamente con la *d*. Cf. ibid., *Appendice 1*, fol. 1r.
213 Antonio Neri, L'arte vetraria distinta in libri sette, Firenze, ²1661, pp. 1, 185.
214 Cf. AFSP, Arm. 12, G, 14, fol. 564r.

merazione originale. I vari titoletti, come *multiplicatio*, *fermentatio*, *de vitriolo*, *de cinabri*, *de salibus*, *de saturno et antimonio*, *de marte o [sic!] crocus oder [sic!] anima [Otris]*, scritti spesso in latino e sottolineati in rosso, introducono i temi trattati in questo libro.[215]

Quanto al genere di questo manoscritto, si può pensare che si tratti di una brutta copia, in cui l'autore in modo sintetico e sbrigativo (scrittura non curata, l'insieme di tanti simboli), abbia raccolto le sue informazioni.

Si potrebbe anche pensare che questo manoscritto si identifichi con il *Libro A*, che, secondo l'indicazione di Striebel, dovrebbe contenere la chiave di lettura degli altri libri e sarebbe stato per questo redatto presumibilmente secondo le regole degli arcanisti.[216] È un'ipotesi da seguire, almeno per escludere chiaramente che il presente libro (Appendice 2) non sia proprio il *libro A*. Sembra infatti molto più probabile che quella persona, che trattenne presso di sé le pagine mancanti del *Libro grande AB*,[217] abbia sottratto anche il *Libro A*, cuore dell'intero Fondo in quanto ne contiene la chiave di lettura.[218] Infine non si può neppure escludere l'ipotesi già presentata che Striebel abbia consegnato detto *Libro A* all'architetto Gaetano Chiaveri, che poi mancò di restituirlo all'autore.

10. Alla fine della presentazione della storia del Fondo Striebel e del suo contenuto può forse essere opportuno segnalare alcune particolarità contenute nei manoscritti, sperando con ciò di suscitare un ulteriore interesse.

10.1. Tutti i manoscritti sono redatti nella cosiddetta *Kurrentschrift*, che si presenta in lettere grandi, curate e con un generoso spazio interlineare.[219] In queste pagine sono contenute frequenti annotazioni segnalate con *NB – Nota bene*. Potrebbe essere rilevante capire il significato che Striebel assegnava a questi *NB*: erano soltanto semplici sottolineature di indicazioni apprese da Mattioli o invece contenevano considerazioni personali?[220] In questa linea sarebbe da analizzare pure il contenuto di quei brani in cui l'autore passa dall'abituale terza persona alla prima singolare.[221]

215 Cf. AFSP, Arm. 15, G, 154, *Appendice 2*, 15r–v, 22v, 25v, 27r, 29r, 32v, 35r.
216 Vedi sopra paragrafo 6.
217 Vedi sopra paragrafo 8.
218 Circa una citazione del *Libro A*, vedi sopra nota 162.
219 Lasciando fuori considerazione l'Appendice 2, in cui la scrittura è chiaramente di un'altra persona, la scrittura nei restanti manoscritti cambia visibilmente in quel punto del *Libro grande AB*, in cui si susseguono le lettere *NB* (*Nebenbemerkung*), cioè *Nota bene*. Questi commenti, oltre che trovarsi nella colonna che il Sassone normalmente lascia in bianco, si caratterizzano per una scrittura più minuta, meno curata, con un'interlinea più ridotta. Cf. AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 4, col. 1204–1295.
220 Cf. per esempio ibid., fasc. 4, col. 336, 346, 348.
221 Cf. per esempio ibid., fasc. 4, col. 328, 1158, 1219, 1237.

Di rilevanza minore, ma non da trascurare, è l'utilizzo del colore rosso nella stesura dei testi. Potrebbe essere utile capire il valore che Striebel attribuiva alle indicazioni da lui messo in risalto.

L'analisi di questi dettagli, apparentemente di minor valore, si inserisce nel contesto più rilevante della individuazione delle ricette inventate da Mattioli, distinguendole dalle aggiunte inserite da Striebel. Per arrivare a questo risultato ci vorrebbe un confronto chiarificatore tra le ricette attribuite a Mattioli[222] e quelle contenute nei manoscritti di Striebel. Il risultato sarebbe sicuramente illuminante, come dimostra il seguente confronto esemplare:

Mattioli: *Modo di fare i vasi*[223]	Striebel: *Weiße Terra de Vicenza*[224]
Finalmente poi prendi Lib. 300 di terra di Vicenza polverizzata e passata per setaccio, e Lib. 200 arena romanesca, che si cava ad Acquatraccosa; ben macinate che saranno insieme, s'impastino con acqua, e se ne faccia massa ad uso di fabbricarne vasi, i quali resistono a qualsivoglia foco, e minerali.	*Dieser im Passierer ist Terra di Vicenza drei Theil und weissen Romanischen Sand, zwei Theil wohl gestoßen, gesiebt und zusammen vermischt mit Wasser, ..., gemacht, darauß werden di Musaic Vasen gemacht.*[225]

Questa ricetta doveva essere stata molto importante per Mattioli il quale sottolinea non soltanto d'essere l'autore dell'invenzione e afferma l'indispensabilità di quei vasi per la produzione del color porporino, ma elogia anche la qualità di questi vasi, che – secondo lui – *resistono a qualsivoglia foco e minerali*.[226] Nei manoscritti di Striebel si trovano vari riferimenti a questi vasi, chiamati da lui *Mosaic Vasen* – espressione scritta di solito in tinta rossa. Oltre alla ricetta sopra citata, ne esistono ancora altre con delle modifiche nelle proporzioni delle sostanze utilizzate.[227] Se queste variazioni siano state un miglioramento della ricetta inventata da Mattioli o semplicemente una svista di Striebel è questione che rimane aperta in questa sede. È però interessante

222 Si intende le ricette pubblicate in: Apparati. Un'Antologia di Fonti (vedi nota 11), pp. 110–115.

223 Ibid., p. 113.

224 AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 1, 75.

225 Questa la traduzione della ricetta riportata sopra: Terra bianca di Vicenza. Ciò che si trova nel contenitore sono tre parti di terra di Vicenza e due parti di terra romana bianca, ben tritate e mescolate con acqua ...; con queste componenti vengono prodotti i vasi dei mosaici. Nota bene: le parti qui evidenziate, nel testo originale sono rilevate in rosso.

226 Apparati. Un'Antologia di Fonti (vedi nota 11), p. 113.

227 Per la ricetta identica a quella di Striebel vedi AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 1, p. 75; per le combinazioni variate vedi ibid. fasc. 1, pp. 40, 60, 70; questi ultimi brani rimandano per la produzione dei vasi al fasc. 4, col. 72, una delle pagine scomparse. Al riguardo, cf. sopra paragrafo 8.

annotare che Striebel descrive a lungo nel suo manoscritto in che modo si devono riparare eventuali vasi rotti, dichiarati indistruttibili da Mattioli.[228]

10.2. Una certa originalità riserva la strutturazione del testo, organizzata in una complessa suddivisione alfanumerica. Si pone la domanda se il metodo adoperato fosse stato creato dal redattore del testo, o forse uso dell'epoca o magari copiato dalla stessa fonte da cui aveva attinto il contenuto. Trattandosi forse di una trascrizione del segreto di Mattioli, Striebel poteva, per esempio, copiare anche la forma in cui era redatta la fonte italiana. Un paragone con i manoscritti individuati e presentati da Pogliani e Seccaroni potrebbe offrire una prima risposta.[229]

Grazie a questa strutturazione logica e chiara, Striebel è in grado di valersi di numerosi rimandi, evitando così ripetizioni inutili.[230] Nel sistema dei rimandi, egli indica il libro, la pagina e il sottopunto. Nel testo si riscontra inoltre una quantità non indifferente di segni e simboli. Resta da stabilire quali di essi siano rimandi interni e quali invece simboli di sostanze chimiche. In particolare nel *Libro grande AB* sono presenti molti di questi segni, che dovrebbero essere messi in rapporto con quelli adoperati nel fascicolo *Appendice 2*, per tentare, se possibile, una comparazione tra i due manoscritti, dandone poi una interpretazione.[231]

10.3. Il fatto che la redazione dei manoscritti si debba attribuire al figlio, Friedrich Gottreich, che insieme con il padre risiedeva in Italia già da 20 anni, spiega forse la mescolanza delle due lingue: nei manoscritti, in effetti, si trovano termini tecnici adoperati sia in tedesco che in italiano. Di poche sostanze Striebel junior offre una traduzione; alcune volte si prende il tempo di introdurre precisazioni con espressioni come *detto in italiano*.[232] Ma in genere non pone grande attenzione alla lingua che adopera. Così indica le unità di misura arbitrariamente in *Unzen*, *Paul*, *Pfund*, *Bocal* e *Maass*.[233] Rari sono i confronti tra le misure italiane e quelle tedesche.[234] Di particolare interesse invece sono i brani in cui accenna alla variazione dei termini secondo le zone geografiche o l'ambiente lavorativo. Parlando, per esempio, di un colore giallo scuro-ocra, afferma che questa tonalità nella Fabbrica romana dei mosaici veniva

228 Cf. AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 4, col. 1280–1295. Circa la riparazioni dei vasi si vede anche il paragrafo 10.6.

229 Cf. Pogliani/Seccaroni (vedi nota 1), pp. 58sg.

230 Proprio per questo nasce la domanda: perché in altri punti l'autore invece moltiplica la descrizione di certi processi fino alla noia. Cf. AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 5, passim. Paragoni, per esempio ibid., fasc. 1, p. 1 e nel fasc. 4, col. 330 i riferimenti n. 5, n. 6, n. 7.

231 In una nota ottocentesca diversi simboli dei manoscritti di Striebel sono identificati con le rispettive sostanze chimiche. Cf. AFSP, Arm. 12, G, 14, fol. 564.

232 Cf. ibid., fasc. 4, col. 672. Vedi anche: ibid., fasc. 2, pp. 91, 249, 258.

233 Cf. per esempio ibid., fasc. 4, col. 304, 312, 328, 404, 606, 668, 672.

234 Cf. ibid., fasc. 4, col. 1170, 1190.

chiamata *gallo de oro*.[235] E in riferimento all'*allume* spiega che esso vicino Roma viene chiamato *tolfa*.[236]

10.4. Spiccano numerosi disegni contenuti soprattutto nel *Libro grande AB*. Essi illustrano e completano certi processi nella produzione degli smalti. Alcuni di essi sono completati anche da una didascalia.[237] Grazie a questi disegni si può non soltanto immaginare il lavoro del chimico del Settecento, ma anche i suoi attrezzi, tra cui pinze, moggi, vari tipi di contenitori, come pentoloni in varie misure, scodelle, vasi e bottiglie di vetro.[238]

10.5. Benché Striebel avesse frequentato probabilmente in primo luogo lo studio di Mattioli, si trovano nei manoscritti poche, ma preziose notizie, da cui si potrebbe dedurre altresì un certo rapporto con la Fabbrica di San Pietro o con personaggi in diretto rapporto con essa.[239]

Grazie a queste conoscenze Striebel poté tramandare nei suoi manoscritti informazioni molto specifiche. Egli trasmette, per esempio, l'informazione che una certa massa gialla, chiamata *leonata*, si era cominciato a qualificare così proprio nella Fabbrica di San Pietro.[240] Ma soprattutto egli descrive dettagliatamente in che modo veniva preparato il fondo dei grandi mosaici nella Basilica e integra l'illustrazione con un disegno che mostra la struttura in stucco sulla quale venivano applicate le tessere dei mosaici.[241]

10.6. Il Fondo *Striebel* sorprende anche per alcune informazioni secondarie che per altre discipline possono essere di rilievo. Esemplificativa è la sua trattazione sulle varie qualità del vetro adoperato all'epoca. A proposito della produzione del vetro chiaro, Striebel specifica che tale procedimento non si può realizzare con il vetro nero-verde di quelle bottiglie che contengono lo Champagne o il vino ungherese o quello di Borgogna. Insieme ai disegni di dette bottiglie, il chimico offre notizie sulla loro forma e sul materiale di composizione.[242] Ritornando estesamente in un altro punto sul discorso del vetro scuro, egli spiega che tale vetro – inadeguato per certe procedure – è invece utilissimo per la riparazione di quei vasi che vengono preparati normalmente mediante la cottura nei forni.[243] Con disegni vari egli illustra come

235 Cf. AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 2, p. 242.
236 Cf. ibid., fasc. 4, soprattutto col. 300. Circa l'allume vedi sotto paragrafo 10.7.
237 Cf. ibid., fasc. 4, col. 1082, 1142, 1144, 1146, 1148, 1150, 1271, 1364.
238 Cf. ibid., fasc. 4, soprattutto col. 262, 728, 896, 1237, 1281, 1304, 1306, 1352, 1356. Vedi Fig. 1.
239 Cf. ibid., fasc. 2, p. 167.
240 Cf. ibid., fasc. 2, p. 229. Vedi anche: ibid., fasc. 2, p. 137.
241 Cf. ibid., fasc. 2, pp. 137–139.
242 Cf. ibid., fasc. 4, col. 1237–1245. Vedi Fig. 2.
243 Cf. ibid., fasc. 4, col. 1280–1295.

vasi rotti venivano riparati in modo tale che la *massa del vetro verde non si stacca più*.[244]

10.7. I manoscritti di Striebel, pur trattando in primo luogo della fabbricazione degli smalti per la produzione dei mosaici, contengono anche informazioni preziose circa le sue conoscenze nel campo della botanica e della mineralogia.

Nella descrizione delle erbe adoperate, Striebel aggiunge informazioni sulla loro provenienza, le loro caratteristiche, la loro fioritura e le loro esigenze ambientali.[245] Il Sassone si sofferma non poco nella descrizione delle prerogative che qualificano dette sostanze nella produzione dei mosaici.[246] Parla dei vari tipi d'acqua[247] utilizzati per sciogliere le sostanze o altri elementi di base, come per esempio vari tipi di sale[248] e di cristallo.[249]

Meritevole al riguardo è quanto Striebel illustra parlando del borace[250] e dell'allume,[251] chiamato anche tolfa. Non soltanto indica le differenze che in essi si manifestano durante il processo chimico e soprattutto negli effetti, ma indica anche in che modo si possa distinguere una sostanza dall'altra. Per evitare errori o confusioni egli consiglia di assaggiare le due sostanze, che si riconoscono dal gusto, in quanto il borace risulta dolce sulla lingua, l'allume invece aspro. In questo paragrafo, come altrove,[252] l'autore richiama l'attenzione sui pericoli per la salute: proprio per

244 Ibid., fasc. 4, col. 1295.

245 Esemplari per questo stile sono le peculiarità raccolte sull'*Engelsüss* – la felce (cf. ibid., fasc. 4, col. 672–674) o sul riscolo, pianta basilare per tante ricette. Cf. ibid., fasc. 4, col. 192; fasc. 7, p. 1.

246 Specifica, per esempio, che *biombo [sic!] nero* è quel tipo di piombo che viene direttamente dalla terra. Cf. ibid., fasc. 1, p. 5.

247 Utilizza l'*acqua* forte, maestra, *reggia* e marina. Cf. ibid., fasc. 4, col. 198, 199, 200, 204, 206, 208, 218, 220, 226, 232, 234, 236, 238, 240, 242, 244, 246, 254, 268, 269, 296, 408, 409, 410, 411, 412, 414, 416, 418, 420, 440, 442, 450, 510, 512, 1348, 1368, 1370.

248 Tra i sali menziona, per esempio, il *Sale Minio* (cf. ibid., fasc. 4, col. 676–678, 680, 684), il *Sal Armonico*, anche *Sal Armoniaco* (cf. ibid., fasc. 4, col. 256, 258, 262, 269, 388, 390, 392, 400, 402, 412, 478), il *Salnitra* (cf. ibid., fasc. 4, col. 234, 278, 280, 282, 284, 438, 440, 445), il *Sallino* (cf. ibid., fasc. 4, col. 690, 692), il *Sal Riscolo* (cf. ibid., fasc. 4, col. 321, 322) e il *Sal Vitriol de Roma* (cf. ibid., fasc. 4, col. 643).

249 In effetti, Striebel scrive, per esempio, del *Cristal de Montagne (de Monti)* (cf. ibid., fasc. 4, col. 192, 288, 290, 292, 312, 348, 404), della *Matrice de Cristallo* (cf. ibid., fasc. 4, col. 192, 290, 306, 308, 312, 328, 336, 338, 348, 350, 352, 358, 654), del *Cristal de Porazo* (cf. ibid., fasc. 4, col. 284, 286) e del *Cristal de Venezia* (cf. ibid., fasc. 4, col. 446).

250 A causa della debolezza ortografica F. G. Striebel non adopera il termine „borace", ma parla di *perazo*, *porazo*, *porax* e anche di *Cristal e porazo*. Cf. ibid., fasc. 4, col. 284, 286, 288, 290, 292, 300, 302, 304.

251 Striebel utilizza i termini *allumita* e di *allaune*. Cf. AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 4, col. 238, 240, 244, 246, 300, 302.

252 Cf. per esempio AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 4, col. 254, 271, 275, 392, 397, 1316.

questo il borace, in particolare, dopo essere stato assaggiato sulla lingua, deve essere sputato subito per evitare danni anche gravi.[253]

10.8. L'importanza delle ricette inventate dal chimico italiano Mattioli sta senz'altro anche nello sviluppo di alcuni colori particolarmente belli e preziosi, utilissimi nell'imitazione della pittura. Di questi colori Striebel parla specialmente nel *Libro B triangolare* e nel *Libro grande AB*. Tra questi colori sono da nominare, oltre alla porpora[254] e all'oro,[255] anche il color carnagione,[256] il lapislazzulo,[257] un bianco puro *raro e prezioso*[258] e un blu, chiamato *di Mattioli*.[259] Oltre alla produzione di questi nuovi colori, Striebel non manca di sottolineare la nuova possibilità di ottenere una grande quantità di gradazioni dello stesso colore; tecnica importante per la precisa imitazione dei quadri dipinti con il pennello.

10.9. Per la produzione della porpora, la grande scoperta di Mattioli, da tanti apprezzata, il chimico italiano si serviva dell'oro estraendolo solo da determinate monete in circolazione. Nei manoscritti composti da Striebel, il Sassone affronta questa difficoltà mettendo in evidenza che per la produzione della porpora si deve evitare l'oro mescolato con troppo rame. Tra le monete in circolazione Striebel indica o gli zecchini veneziani o i ducati olandesi come materiali adeguati per la produzione della porpora.[260]

Parlando di soldi e di monete, è opportuno annotare che Striebel offre interessanti dati circa i prezzi di mercato dei materiali, aggiungendo varie volte inoltre un raffronto tra i prezzi italiani e quelli tedeschi.[261] Da Sassone, che ormai da anni aveva fatto esperienza della furbizia dei mercanti italiani, Striebel nel trattato sul borace e l'allume mette il lettore in guardia dai venditori furbi che mescolano o scambiano segretamente queste due sostanze, cercando di vendere l'allume come borace, visto che quest'ultima sostanza aveva un costo molto più elevato a causa della sua rarità.[262]

---

253 Cf. ibid., fasc. 4, col. 304.

254 Cf. per esempio ibid., fasc. 2, pp. 95, 150, 221, 277, 282, 283; fasc. 4, col. 288, 290, 292, 294, 298, 300, 444, 450, 482; fasc. 5, passim.

255 Cf. ibid., fasc. 2, pp. 168, 186, 218, 221, 223, 275; fasc. 4, col. 1156, 1216.

256 Cf. ibid., fasc. 2, pp. 151, 157, 158, 159, 170, 173, 182; fasc. 4, col. 460, 494.

257 Cf. per esempio ibid., fasc. 2, pp. 64, 67, 75, 82, 83, 85, 87, 88, 92, 93, 95, 103, 104; fasc. 4, col. 496–498, 878, 888, 894, 896, 898, 900, 902, 1114–1116. Striebel descrive anche in che modo si realizzano le caratteristiche strisce bianche dell'azzurro dei lapislazzuli. Cf. ibid., fasc. 4, col. 500.

258 Ibid., fasc. 2, p. 53. Vedi anche: pp. 54, 55, 101, 201.

259 Ibid., fasc. 2, pp. 79sg. Vedi anche: ibid., pp. 59, 71, 83. È ancora da controllare se Striebel descrive la produzione della cosiddetta *scorzetta*, uno smalto opaco di colore rosso-bruno inventato anch'essa da Mattioli. Vedi al riguardo Pogliani/Seccaroni (vedi nota 1), pp. 61, 72.

260 Cf. AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 4, col. 1158–1166.

261 Cf. ibid., fasc. 1, pp. 79, 84, 86, 88, 110; fasc. 4, col. 304.

262 Cf. ibid., fasc. 4, col. 304. Vedi sopra paragrafo 10.7.

10.10. Un'inusuale quantità di riferimenti alla produzione della porcellana, il così detto *oro bianco*, sveglia nell'attento lettore un ulteriore interrogativo.[263] Si dovrebbe chiarire se Striebel abbia raccolto queste informazioni utili per la fabbricazione della porcellana di propria iniziativa, esprimendo in questo modo l'interesse e la fierezza per la manifattura della sua patria, o perché incaricato da qualcuno, magari dal Re Augusto III o dal Conte Heinrich von Brühl. La domanda non è arbitraria, perché il padre di Augusto III, Augusto II il Forte (1670–1733),[264] Re della Polonia ed elettore di Sassonia come suo figlio, aveva fondato nel 1710 la prima manifattura europea di porcellana caolinica a Meissen,[265] fabbrica che rimase proprietà della corona fino al 1806.[266]

Premesso che Striebel redasse il manoscritto per Augusto III, si può immaginare che egli calcolasse di poter esigere un ulteriore premio o un'ulteriore riconoscenza da parte del committente. È anche pensabile che l'apertura della sua fabbrica dei mosaici prevista a Meissen, lo incentivasse ad interessarsi oltre che alla produzione dei mosaici anche a raccogliere tecniche che potevano migliorare la produzione della porcellana.[267]

Con attenzione si dovrebbero analizzare i non pochi commenti in cui Striebel, parlando delle procedure della lavorazione dei mosaici, annota: *è adatto per la fabbricazione della porcellana*.[268] Sarebbe di particolare interesse sapere se, per esempio, la sua attenzione fosse rivolta al miglioramento della produzione dei colori,[269] allo studio delle caratteristiche della massa vitrea o forse al miglioramento della tecnica della cottura, con l'intenzione di perfezionare ulteriormente i prodotti costosi della manifattura di Meissen.

---

263 Cf. ibid., fasc. 1, pp. 75–77, 84; fasc. 2, pp. 83sg., 104, 109, 221, 228, 277, 282sg.; fasc. 3, pp. 1, 3, 6; fasc. 4, per esempio col. 288, 292, 438, 450, 482, 496, 512, 520, 550, 856, 1008, 1296; ibid., fasc. 4 *Appendice B*, fol. 1v. Accanto a questi accenni se ne trovano anche alcuni sulla produzione dei *Jubelen*, cioè dei gioielli (cf. ibid., fasc. 1, p. 116; fasc. 2, p. 43) e dei *Diamanten*, cioè dei diamanti. Cf. ibid., fasc. 1, p. 135.

264 Cf. H. Kretzschmar, Friedrich August I, in: NDB, vol. 5, Berlin 1961, pp. 572sg.

265 Fin dall'inizio furono prodotti sia stoviglie e piatti sontuosi per l'uso della Casa reale di Sassonia che miniature e figure per scopi rappresentativi e decorativi. Cf. Voccoli (vedi nota 4), p. 69; URL: http://www.meissen.com/de/ueber-meissen%C2%AE/unsere-tradition; 24. 4. 2013; http://x.uniwits.com/xwm-de/Mei%C3%9Fner_Porzellan; 21. 5. 2013.

266 Proprio quell'anno in cui la vedova di Striebel vendette i manoscritti alla Fabbrica di San Pietro, vedi a riguardo sopra paragrafo 7.

267 Sembra che si possa escludere un contatto di carattere lavorativo tra Striebel e la manifattura di Meissen. Almeno secondo le informazioni raccolte dal responsabile dell'archivio della manifattura, non risulta il nome di Striebel nel libro *Entrate e uscite* di detta fabbrica, né esistono altre informazioni sul suo conto nell'archivio.

268 Cf. per esempio AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 4, col. 856.

269 Già nel 1732 il chimico Johann Friedrich Henckel era riuscito a migliorare i colori azzurro-cobalto e purpureo per la produzione della porcellana di Meissen. Cf. W. Fischer, Henckel (Henkel), Johann Friedrich, in: NDB 8, vol. 5, Berlin 1961, p. 515.

11. Concludendo l'indagine partita dal Fondo Friedrich Gottreich Striebel e terminata in un contesto storico ben preciso, la ricerca pone in risalto il suo produttore, uomo qualificato fino adesso nella storiografia come „oscuro".[270] In realtà Striebel era un pittore alla ricerca di fortuna; fu coinvolto nei rapporti amichevoli-diplomatici effettivamente intercorsi tra la Corte reale della Sassonia e la Fabbrica di San Pietro, rappresentata all'epoca dal Cardinal Annibale Albani. Il Sassone si rivela uomo dotato di particolare intraprendenza e mosso da molteplici interessi. Quello per l'arte musiva è soltanto uno dei tanti. Proprio per questo egli coinvolgeva probabilmente anche il figlio Friedrich Gottreich, affidandogli la stesura dei manoscritti in bella scrittura. Dal Fondo qui presentato si apprendono molte notizie specifiche su quelle che erano le tecniche nel mondo del mosaico durante la prima metà del Settecento. La quantità dei dati contenuti negli scritti di Striebel costituisce una ricca fonte per le più svariate discipline.

Avvincente si presenta la ricostruzione della storia del Fondo stesso: si può sperare che mediante l'individuazione sia delle parti mancanti che della loro traduzione in italiano si possano risolvere vari dubbi che restano tuttora aperti.

I dati relativi alla produzione dei mosaici interessano ovviamente gli addetti allo *Studio del Mosaico* in Vaticano, in quanto responsabili della conservazione e del restauro dei mosaici conservati nella Basilica michelangiolesca. Le notizie desumibili dal Fondo qui esaminato costituiscono un apporto prezioso per la storia dello sviluppo della produzione dei mosaici ed offrono pertanto un ulteriore contributo circa Alessio Mattioli e le sue famose invenzioni. Pertanto, l'approfondimento della vita di Friedrich Siegmund Striebel si è rivelato una via per avvicinarsi alla persona ed all'opera di Alessio Mattioli, integrando dettagli piccoli ma preziosi alle notizie biografiche di quest'ultimo.

270 Cf. Sigismund (vedi nota 41), p. 20.

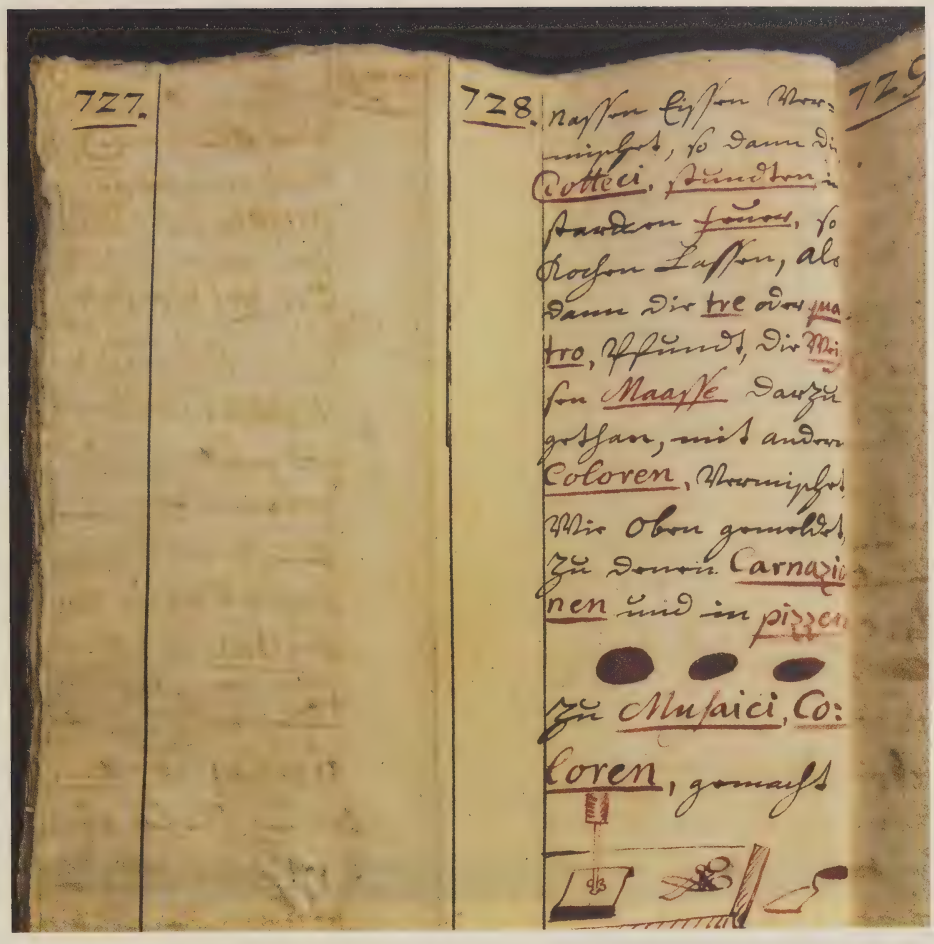


Fig. 1: Disegni contenuti nei manoscritti. Particolare.
Fabbrica di San Pietro in Vaticano, AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 4, col. 728. Per gentile concessione della Fabbrica di San Pietro in Vaticano.

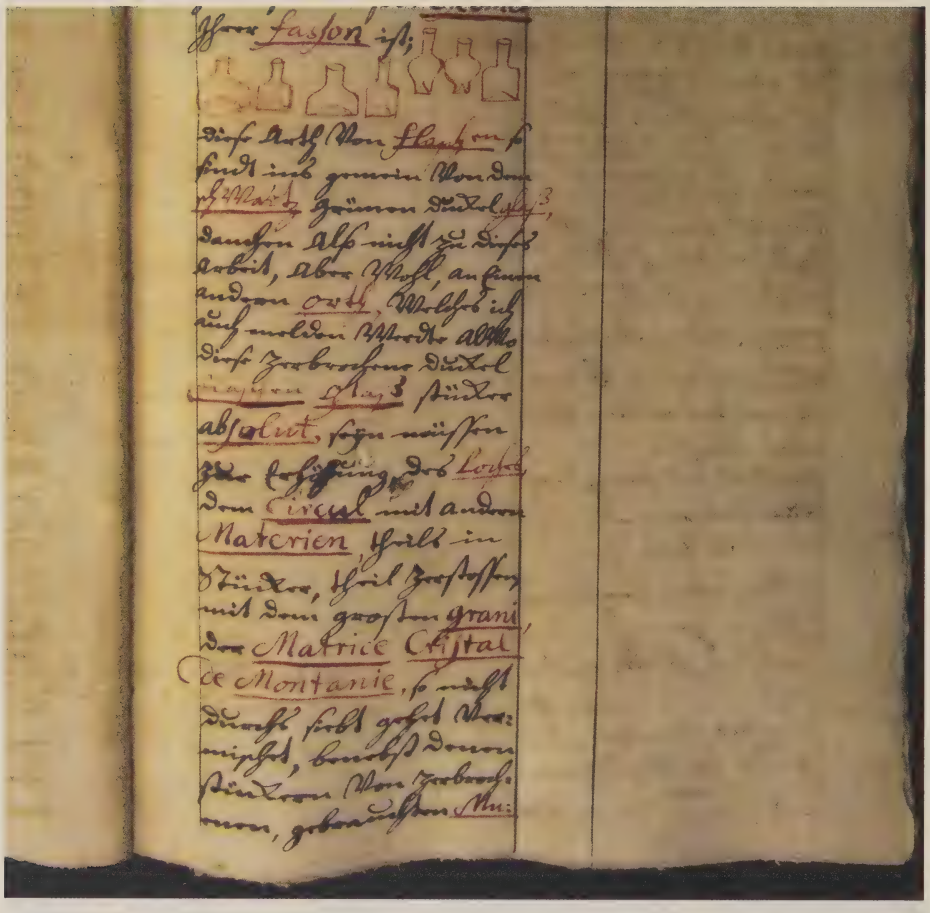


Fig. 2: Le bottiglie di Champagne e di vino.
Fabbrica di San Pietro in Vaticano, AFSP, Arm. 15, G, 154, fasc. 4, col. 1237. Per gentile concessione della Fabbrica di San Pietro in Vaticano.

Chiara Lucrezio Monticelli

Vorstellungsbilder und Regierungshandeln in der „zweiten Stadt des Kaiserreichs“

Neue Forschungslinien zum napoleonischen Rom*

1 Einleitung
2 Von der Papststadt zur Kaiserstadt
3 Die Eroberung Roms vom Zusammenbruch des Heiligen Römischen Reiches bis zur mediterranen Projektion
4 Die Wiederentdeckung des *mare nostrum*: ein mediterranes Rom?
5 Zwischen Kaiserreich und Nation: ein italienisches Rom für die Patrioten?

Riassunto: L'articolo intende rileggere la conquista napoleonica di Roma nel 1809 in più stretto rapporto con il coevo processo di definizione di spazialità imperiali e identità nazionali in Europa (in particolare nel versante mediterraneo e italiano) all'inizio del lungo XIX secolo. Roma fu al tempo stesso simbolo dell'Empire-building napoleonico – a partire dalla proclamazione di „seconda città dell'Impero“ – e terreno di sperimentazione delle forme di imperialismo generate dalla „missione civilizzatrice“ francese. Il contrasto tra le pratiche „coloniali“ di governo urbano e l'uso politico dell'idea imperiale di Roma antica produsse effetti significativi nel campo dell'amministrazione e della rappresentazione della città. Attraverso le fonti delle istituzioni romane e dell'amministrazione francese, nonché sulla base dei discorsi politici dei patrioti italiani si mostrerà la molteplicità delle implicazioni – politiche, spaziali, culturali – del mito e della realtà di Roma in questa cruciale fase di transizione del Risorgimento italiano.

Abstract: This article aims to reinterpret the Napoleonic conquest of Rome in 1809 in closer connection with the processes of definition of imperial spaces and national identities in Europe (particularly in the Mediterranean and Italy) at the beginning of the long 19th century. Rome became a symbol of Napoleonic empire building – starting with its proclamation as „the second city of the Empire“ – and a test-bed for the imperialism generated by the French „civilizing mission“. The contrast between the „colonial“ practices of city government and the political use of the imperial idea of ancient Rome had a significant impact on the administration and representation of the city. By analysing sources from Roman institutions and the French administration, alongside the political speeches of Italian patriots, this article will highlight the multiplicity of implications – political, spatial, cultural – of the myth and reality of Rome at a crucial point in the Italian Risorgimento.

* Übersetzung von G. Kuck.

QFIAB 95 (2015) — DOI 10.1515/qfiab-2015-0012

1. Die Eroberung Roms im Jahr 1809 durch Napoleon und die damit verbundene Ausrufung zur „zweiten Stadt des Kaiserreichs" änderte nicht nur den politischen Status der früheren Hauptstadt des Kirchenstaates, sondern übte auch einen nachhaltigen Einfluß auf die von der Stadt evozierten Vorstellungsbilder aus, die gerade in dieser Phase einem entscheidenden Umwandlungsprozeß unterworfen waren. Die ideologische und kulturelle Kraft des Mythos Rom ist bekannt und besonders folgenreich für das 19. Jahrhundert, vor allem hinsichtlich des Konzepts von „Antike", das im dialektischen Zusammenhang mit dem Philohellenismus die wesentlichen Elemente für die Selbstdarstellung der europäischen Kultur und die politische Legitimierung ihrer globalen Hegemonie lieferte.[1] Die Ansicht, daß die Überlegenheit des Westens in der Klassik wurzelte, fand gerade in der „Romanität" ein wirkungsvolles rhetorisches Instrument, das sich in ganz Europa verbreitete und im faschistischen Italien den Höhepunkt seines politischen Gebrauchs erlangen sollte.[2] In diesem langfristigen Entwicklungsprozeß entfernte sich der Begriff der Romanität zunehmend von der konkreten römischen Realität, die hingegen von den großen Veränderungen des 19. Jahrhunderts nur marginal erfaßt wurde, so daß sich das spezifische Verhältnis zwischen realer Stadt und mythischem Bild von ihr, in dem der einzigartige Charakter Roms gründet, schwieriger gestaltete. Im Plan eines kaiserlichen Roms verkörperte sich also der durchaus zwiespältige Versuch, die beiden Pole wiederanzunähern und damit die materielle Stadt mit dem Mythos der Antike durch ein grandioses (und weitgehend überzogenes) Programm der Aufwertung der monumentalen Baubestände (zumindest) zur Deckung zu bringen. Auch wenn er die Stadt nie, nicht einmal anläßlich der 1811 erfolgten Verleihung des Titels „König von Rom" an seinen Sohn, betreten hatte, griff Napoleon häufig – vermittelt, wie zu zeigen sein wird, über die Figur Karls des Großen – auf das Register der Romanität zurück, um seine Herrschaft zu legitimieren, aber auch, um das Profil der dem Kirchenregiment entzogenen Stadt neu zu zeichnen.[3]

Nachdem Rom mit der Ernennung zur zweiten Stadt des Kaiserreichs – positioniert nach Paris und vor Amsterdam – zum Symbol im Herausbildungsprozeß des napoleonischen Kaiserreiches geworden war, kamen hier sogleich die Formen impe-

1 Vgl. die Anwendung des klassischen Ansatzes zur Untersuchung des Mythos Rom auf der Grundlage der Reiseliteratur in E. und J. Garms, Mito e realtà di Roma nella cultura europea. Viaggio, idea, immagine e immaginazione, in: C. De Seta (a cura di), Storia d'Italia. Annali, Bd. V: Il paesaggio, Torino 1982, S. 561–662; vgl. neue Ansätze in: C. Edwards (ed.), Roman presences: receptions of Rome in European culture, 1798–1945, Cambridge 1999, und G. Capitelli/M. P. Donato/M. Lanfranconi, Rome capitale des arts au XIXe siècle, in: Ch. Charle, Le temps des capitales culturelles (XVIIIe–XIXe siècles), Seyssel 2009, S. 65–99.

2 Vgl. A. Giardina/A. Vauchez, Il mito di Roma. Da Carlo Magno a Mussolini, Roma-Bari 2000.

3 Aus dieser Perspektive ist es interessant, den *transfers culturels* bei der Konstruktion von Napoleons Parisidee nachzugehen; vgl. dazu D. Rowell, Paris: the „New Rome" of Napoleon I, London-New York 2012.

rialistischen Handelns zum Tragen, wie sie sich aus der französischen Zivilisierungsmission ergaben.[4] Der Kontrast zwischen den „kolonialen" Regierungspraktiken und dem Wiederaufleben des Rom-Mythos beeinflußte nachhaltig die Verwaltung der Stadt einerseits und das Bild von ihr andererseits. Die Historiographie hat bisher grundsätzlich versucht, dem Phänomen mit den Begriffen von Ästhetisierung und Ambition beizukommen; hier hingegen werden die vielfältigen politischen, räumlichen und diskursiven Implikationen herausgearbeitet, die in dieser Übergangsphase auftraten und ein Versuchsterrain für bestimmte ideologische Konstrukte bildeten, die sich im 19. Jahrhundert im Zusammenhang mit dem Nationalismus und Imperialismus entwickeln sollten. All dies tritt besonders deutlich hervor, wenn versucht wird, die Perspektiven und Quellen, die sich auf die römischen Einrichtungen, die französische Verwaltung und die politischen Diskurse der italienischen Patrioten beziehen, parallel zu lesen. Die patriotischen Intellektuellen, die ersten Protagonisten des italienischen Risorgimento, sind hier besonders wichtig; an ihnen läßt sich im Brennspiegel Roms als realer und idealer Stadt das breite Spektrum an politischen Modellen aus dem frühen 19. Jahrhundert ersehen, als die imperiale Option die mit der französischen Revolution entstandenen Nationalismusformen neu definierte. Im Rahmen dieser historischen Entwicklungen kam es zur Konstruktion von historischen Mythen, die in Rom ihr entscheidendes Symbol fanden, angefangen von der Begeisterung der laizistischen Revolutionäre für das republikanische Rom.[5] Im Hintergrund hielt sich (und sollte bald wieder hervortreten) die Idee des „päpstlichen Rom" als Zentrum der Christenheit, auf die der gegenrevolutionäre Konservatorismus, aber auch der neue romantische Geist zurückgriff.[6] Man denke nur an die Präsenz großer Figuren, die das Stadtleben in diesen Jahren bereicherten, von Chateaubriand, der sich 1803 und 1804 nach seiner Veröffentlichung seines „Génie du Christianisme" in Rom als entsandter Diplomat aufhielt, bis Madame De Staël, die ihren Roman „Corinne ou de l'Italie" in der Hauptstadt spielen ließ und damit eine entscheidende Wende gegenüber den Klischees der Grand Tour markierte, die

4 Vgl. insbesondere S. Woolf, French Civilization and Ethnicity in the Napoleonic Empire, in: Past & Present 124 (1989), S. 96–120. Die Deutung der napoleonischen Herrschaft in Italien unter kolonialen Gesichtspunkten ist sehr ausgeprägt bei M. Broers, The Napoleonic Empire in Italy, 1796–1814. Cultural Imperialism in a European Context?, Basingstoke 2005; er hat damit eine lebhafte Debatte ausgelöst, für die auf L. Antonielli, L'Italia di Napoleone: tra imposizione e assimilazione di modelli istituzionali, in: M. Bellabarba/B. Mazohl/R. Stauber/M. Verga (a cura di), Gli imperi dopo l'Impero nell'Europa del XIX secolo, Bologna 2009, S. 409–431, und – insbesondere mit Blick auf das Paradigma des „inneren Kolonialismus" – auf M. Meriggi, Costituzioni antiche e narrazioni orientalistiche. Dal Sette all'Ottocento, in: Storica 43–45 (2009), S. 209–255, verwiesen sei.

5 Vgl. M. Caffiero, La Repubblica nella città del papa, Roma 2005, S. 19 f.

6 Vgl. einige Elemente zu diesem umfassenden Thema in L. Fiorani/A. Prosperi (a cura di), Roma città del papa. Vita civile e religiosa dal giubileo di Bonifacio VIII al giubileo di papa Wojtyla, Storia d'Italia. Annali, Bd. 16, Torino 2000, insbesondere S. Ditchfield, Leggere Roma come icona culturale (1500–1800), S. 33–74.

das Bild von der Stadt im Verlauf des 18. Jahrhunderts geprägt hatten. Zur gleichen Zeit entstand eine antirömische Strömung, die einerseits auf der Wiederentdeckung der vorrömischen italischen Zivilisation in ihrem Gegensatz zum imperialen Mythos beruhte[7] und sich andererseits in scharfer Polemik, die zum Zeitpunkt der nationalen Einigung in der von Federico Chabod meisterhaft rekonstruierten Debatte der liberalen Führungsschichten über die Hauptstadtfrage eine gewichtige Rolle spielen sollte, gegen das Rom der Päpste wandte.[8]

Unter Berücksichtigung der Überlagerungen all dieser Vorstellungsbilder und ihrer Interaktionen soll es im Folgenden um die Rezeption der von Napoleons Projekt transportierten imperialen Romidee im italienischen Umfeld gehen, gerade weil eine spezifische Verknüpfung zwischen diesem Modell und den konkreten imperialen Praktiken zur Eroberung der Stadt bestand. Wenn die Praktiken auch im Hintergrund bleiben, so erhellt die Verknüpfung doch die historischen Implikationen, die sich aus den hier untersuchten Rombildern ergeben. Im wesentlichen geht es also um den Beitrag, den die napoleonische Eroberung Roms zur Metamorphose vom republikanischen zum imperialen Mythos leistete; sie fiel zusammen mit der Entstehung eines Diskurses über die mediterrane Zugehörigkeit, der die Identität und Bestimmung der Stadt und der gesamten Halbinsel berührte. Das neue napoleonische Gesicht Roms erlaubte es in der Tat, sich einen imperialen Rahmen vorzustellen, in den sich der italienische Raum – oder, wie wir sehen werden, nur ein Teil von ihm – eingliedern ließ, ohne jedoch die imperialistischen Töne anzuschlagen, auf die später die Mythologie mazzinischer Prägung vom Dritten Rom zurückgreifen sollte.[9] Der Übergangscharakter der wichtigsten risorgimentalen politischen Kulturen aus den Jahren der Formierung des napoleonischen Kaiserreiches wird hier also zum Ausgangspunkt genommen, um einige Aspekte und Folgen der Eroberung Roms aus einem neuen Blickwinkel zu erörtern.

2. Die Einbindung Roms in die Verwaltungsstrukturen des napoleonischen Kaiserreichs muß daher in einem engeren Zusammenhang mit den politisch-kulturellen Vorstellungen von der Stadt betrachtet werden. Die Verbindung zwischen diesen beiden Bereichen bildet nämlich die Voraussetzung, anhand derer sich die Existenz eines alternativen Projekts, das sich zwischen 1809 und 1814 darauf richtete, Rom eine neue Gestalt zu geben, ausmessen läßt: nicht mehr nur Stadt des Papstes sollte sie sein, sondern neue laizistische Hauptstadt des imperialen Europas, die im Rückgriff auf das antike Erbe eine neuartige mediterrane Perspektive im italienischen Zusammenhang

7 Vgl. M. Isabella, Liberalism and Empires in the Mediterranean: The view-Point of the Risorgimento, in: S. Patriarca/L. Riall (ed.), The Risorgimento Revisited. Nationalism and Culture in Nineteenth-Century Italy, Houndmills 2012, S. 48.

8 F. Chabod, Storia della politica estera italiana dal 1870 al 1896, Roma-Bari 1990.

9 E. Gentile, La grande Italia. Il mito della nazione nel XX secolo, Roma-Bari 2009, S. 46 f.

gewann. Die letztlich zweifellos fehlgeschlagene Option eines anderen Roms, die sich aus der Verknüpfung des klassischen Mythos – in seiner republikanischen oder imperialen Ausprägung – mit der Möglichkeit der Befreiung aus dem Kirchenregiment ergab, scheint der Stadt in diesem kurzen Zeitraum ein neues, entschiedener italienisches, euromediterranes Gesicht gegeben zu haben; es gelang, die Identität der Stadt umzuwandeln, die über Jahrhunderte hinweg an ihre Rolle als Zentrum der Katholizität gebunden war. In diesem Versuch, „eine Alternative" zu schaffen, liegt überdies die Möglichkeit begründet, Rom als Grenzraum zu betrachten, in den nicht nur französische politisch-administrative Modelle eingeführt wurden, sondern auch ideologische Formen der Zivilisierungsmission Platz griffen, die besonders nachhaltige Wirkungen auf die Einrichtungen und Traditionen der römischen Kirche besaßen. So schrieb der Philosoph und Jurist De Gérando, den Napoleon nach der Eroberung und Proklamierung der römischen Staaten mit den inneren Angelegenheiten betraut hatte: *Les difficultés que présentent toujours dans un État le changement du Gouvernement, l'introduction d'une nouvelle legislation et d'un nouveau système d'Administration, se trouvaient encore singulièrement accrues dans les États Romains par les circonstances particulières qui avaient confondu ici l'Autorité temporelle avec l'Autorité religieuse.*[10]

Nach De Gérando hatte die Verflechtung von weltlicher und religiöser Macht in der Gestalt des Monarchen und Papstes alle Probleme potenziert, die im allgemeinen Prozeß der institutionellen Angleichung in den Ländern, die nach und nach dem französischen Herrschaftsbereich eingegliedert wurden, aufgetreten waren.[11] Aus diesem Grund betrachteten die französischen Beamten die Anwendung des französischen Staatsmodells auf die lokalen Gegebenheiten – die hier dem provisorischen Regierungsorgan der von 1809 bis Ende 1810 bestehenden Konsulta für die römischen Staaten anvertraut wurde[12] – auch als eine Art anthropologischer Herausforderung, um die zu „zivilisierenden" örtlichen Traditionen aufzubrechen. Die von De Gérando als Innenminister koordinierten Maßnahmen zur städtischen Verwaltung und zur Umsetzung des Zivilgesetzbuches riefen in der Tat eine Reihe von Berichten, Analysen und Befunden hervor, die nach den Methoden der ethnographischen Beobachtung vorgingen und darauf gerichtet waren, die lokalen Traditionen aufzubrechen. In

10 Paris, Archives Nationales de France, F1e/200, *Analyse sommaire des arrêtes et dispositions prises par la Consulte Extraordinaire*, auch zitiert in C. Lucrezio Monticelli, La polizia del papa. Istituzioni di controllo sociale a Roma nella prima metà dell'Ottocento, Soveria Mannelli 2012, S. 110, mit einigen Überlegungen zum Verhältnis zwischen De Gérandos Verwaltungstätigkeit und theoretischem Schaffen.

11 Vgl. S. J. Woolf, Napoleone e la conquista dell'Europa, Roma-Bari 1990, aber auch die verschiedenen Perspektiven in M. Rowe (ed.), Collaboration and resistance in Napoleonic Europe. State-formation in an age of upheaval. c. 1800–1815, Basingstoke 2003, und G. Braun/G. B. Clemens/L. Klinkhammer/A. Koller (Hg.), Napoleonische Expansionpolitik. Okkupation oder integration?, Berlin-Boston 2013.

12 Vgl. C. Nardi, Napoleone a Roma. La politica della Consulta romana, Roma 1989.

dieser Hinsicht haben die Auswirkungen des Zivilstandsregisters auf das alte religiöse, im wesentlichen auf den Pfarreibüchern beruhende System des Geburtsregisters einen paradigmatischen Charakter, und zwar nicht nur aufgrund der symbolischen Valenz der Laizisierung, sondern auch konkret für die Bevölkerungskontrolle beispielsweise im Zusammenhang mit der Zwangsaushebung.[13]

Über diese Mischung aus Eroberung, Integration und Beobachtung, die sich aus den Verwaltungsmaßnahmen ergab, stülpten sich die bereits erwähnten Vorstellungsbilder von Rom, die Napoleon um seine besondere Variante bereicherte: Die Figur Karls des Großen wurde als Synthese des antiken und mittelalterlichen Kaisermythos evoziert und bildete ein entscheidendes Instrument, mit dem sich die Kontroversen mit dem Papsttum schlichten ließen. Diese Vorstellungsbilder fanden, wie bereits angedeutet, ihren konkreten Ausdruck in den zum Großteil nicht umgesetzten urbanistischen Plänen, die eine Monumentalisierung des künstlerischen Erbes der Stadt vorsahen; Ziel war es, ein regelrechtes Museum unter freiem Himmel zu schaffen, wodurch Rom als originelle Folge der Grand Tour-Tradition endgültig zum Zentrum des künstlerischen Universalismus avanciert wäre.[14]

Im Regierungshandeln jener Jahre scheint sich also die geschichtswissenschaftlich bisher kaum untersuchte Spannung zwischen den konkreten städtischen Entwicklungsvorgängen und der ideologischen Valenz der Romidee zu verstärken. Während eine Reihe ergiebiger Studien zur Römischen Republik von 1798–1799 die Aufmerksamkeit auf das Verhältnis zwischen dem Symbolwert Roms und den konkreten städtischen Wandlungsprozessen im revolutionären Kontext Europas richtete,[15]

---

13 Vgl. J. Hantraye, La diffusion de l'état civil dans l'Europe napoléonienne, in: F. Antoine/J.-P. Jessenne/A. Jourdan/H. Leuwers (dir.), L'Empire napoléonien. Une expérience européenne, Paris 2014, S. 310–331, und meinen Aufsatz La rivoluzione dello stato civile nella Roma napoleonica: dal sistema anagrafico religioso alla formazione di una burocrazia delle identificazioni personali, in: L. Antonielli/S. Levati (a cura di), Tra polizie e controllo del territorio: alla ricerca delle discontinuità, Soveria Mannelli (im Druck).

14 Die Perspektive der Monumentalisierung des napoleonischen Roms war Gegenstand klassischer Studien wie J. E. Driault, Rome et Napoléon, in: Revue des études napoléonienne 1 (1918), S. 5–43; M.-L. Biver, Rome, seconde capitale de l'Empire, in: Revue de l'Institut Napoléon 109 (1968), S. 145–154; A. La Padula, Roma e la regione nell'epoca napoleonica. Contributo alla storia urbanistica della città e del territorio, Istituti editoriali pubblicazioni internazionali, Roma 1969; in jüngerer Zeit hat sich damit u. a. R. T. Ridley, The Eagle and the Spade. Archaeology in Rome during the Napoleonic era, Cambridge 1992, befaßt. Eine kritische Beurteilung findet sich in E. Guidoni, La politica urbanistica a Roma (1809–1814): giudizi e pregiudizi storiografici, in: Villes et territoire pendant la période napoléonienne (France et Italie), Roma 1987, S. 425–442, und in den Beiträgen zum Kapitel „Le scienze, le arti, le lettere", in: M. Caffiero/V. Granata/M. Tosti (a cura di), L'Impero e l'organizzazione del consenso. La dominazione napoleonica negli Stati Romani, 1809–1814, Soveria Mannelli 2013.

15 Vgl. M. Formica, La città e la rivoluzione: Roma 1798–1799, Istituto per la Storia del Risorgimento, Roma 1994; D. Armando/M. Cattaneo/M. P. Donato, Una rivoluzione difficile. La Repubblica romana dal 1798 al 1799, Pisa-Roma 2000, oltre a Caffiero (wie Anm. 5).

blieb die napoleonische Epoche im wesentlichen ausgespart. Zwar gibt es zahlreiche Arbeiten zu spezifischen Aspekten und allgemeinere Erörterungen zu den Modernisierungs- und Konsensformen, doch problemorientierte Überlegungen zum Verhältnis zwischen der Stadt und den Ideen von ihr scheint zu fehlen, obgleich die napoleonische Phase die dauerhafteste Regierung der „papstlosen Stadt" in der neueren Geschichte verkörperte.[16]

Die Absicht, die kulturellen und administrativen Aspekte, die sich aus den Wandlungsprozessen im napoleonischen Rom ergaben, miteinander zu verknüpfen, scheint überdies eine entschiedenere Einordnung der römischen Geschehnisse in die Entwicklungsprozesse eines europäischen und italienischen Raums mit den entsprechenden Identitäten zu begünstigen. Diesem Ansatz folgen die jüngst erschienenen Sammelbände zur napoleonischen Epoche in Europa; sie geben nützliche Anregungen, um auch hinsichtlich der spezifischen römischen Geschichte die Beschränkung der Studien auf Einzelaspekte eines vollständig mit dem Kontrast zwischen Papst und Kaiser identifizierten Annexionsprozesses zu überwinden.[17] Die Thematisierung des Kontrastes ist zweifellos unabdingbar, um die Einbeziehung Roms in das imperiale Projekt zu verstehen, aber es gibt auch andere Aspekte, die z. B. die Frage der Beherrschung des Mittelmeers betreffen; sie trat mit der 1806 proklamierten, gegen England gerichteten Kontinentalsperre auf, in dessen Zusammenhang es zu einem Bruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und dem Kirchenstaat kam.

3. Politisch ordnete sich die Eroberung der Papststadt in eine Übergangsphase ein; sie führte von der Absicht, eine Struktur von *états fédératifs* zu schaffen, die auch

16 Vgl. G. Monsagrati, Roma senza il papa. La Repubblica Romana del 1849, Roma-Bari 2014. Für einen Überblick über Einzelaspekte des napoleonischen Roms vgl. P. Boutry/C. M. Travaglini (a cura di), Roma tra fine Settecento e inizio Ottocento, in: Roma moderna e contemporanea 1 (1994), Themenheft; P. Boutry/F. Pitocco/C. M. Travaglini (a cura di), Roma negli anni di influenza e dominio francese, Napoli 2000; und insbesondere die jüngste Bilanz von Caffiero/Granata/Tosti (wie Anm. 14), die das Thema von Modernisierung und Konsens, in den wenigen Synthesen zur napoleonischen Epoche zentral ist, kritisch hinterfragt: P. Boutry, La Roma napoleonica fra tradizione e modernità, in: Fiorani/Prosperi (wie Anm. 6), S. 937–976, und C. Brice, La Roma dei „francesi": una modernizzazione imposta, in: G. Ciucci (a cura di), Roma moderna, Roma-Bari 2002, S. 349–370. Die einzige monographische Studie hat L. Madelin, La Rome de Napoleon. La domination française à Rome de 1800 à 1814, Paris 1906, vorgelegt.

17 Einige Überlegungen zur Erneuerung der Studien vgl. bereits in N. Petitau (dir.), Voies nouvelles pour l'histoire du Premier Empire. Territoires. Pouvoirs. Identités, Paris 2003; jetzt auch Braun/Clemens/Klinkhammer/Koller (wie Anm. 11), und Antoine/Jessenne/Jourdan/Leuwers (wie Anm. 13). Eine für eine Bilanz nützliche Bibliographie vgl. jetzt in P. Dwyer, Citizen emperor: Napoleon in power 1799–1815, London 2013, S. 705–774, in der jedoch fast alle italienischen Arbeiten zum Thema fehlen; zu diesen vgl. die Bibliographie in M. P. Donato/D. Armando/M. Cattaneo/J.-F. Chauvard, Atlante storico dell'Italia rivoluzionaria e napoleonica, Roma 2013.

über familiäre Bande mit Frankreich verbunden war, zu einem weiteren Zentralisierungsschub, der darauf zielte, die neuen Territorien einem Reich römischer Prägung einzugliedern, das vor allem dem britischen Empire entgegengesetzt wurde.[18] Machte die Annexion Roms, die sich ideologisch am Bild eines Reiches ausrichtete, an dessen Spitze ein „neuer Karl der Große" stand,[19] eine Konfrontation mit dem Papsttum schon unvermeidlich, führte die Frage der Teilnahme an der Kontinentalsperre gegen England zum diplomatischen Bruch zwischen Napoleon und Pius VII. Es handelte sich hier weniger um eine Neuauflage des archetypischen mittelalterlichen Konflikts zwischen Kirche und Kaisertum, sondern vielmehr um ein Projekt, das Daniele Menozzi entsprechend Napoleons Intentionen treffend als neokonstantinisch bezeichnet hat, insofern der Kaiser anstrebte, „politisch-religiöses Oberhaupt jener von den kontinentaleuropäischen katholischen Ländern gebildeten Einheit zu werden und in dieser Rolle einen Eroberungskrieg gegen die Protestanten und Orthodoxen zu führen".[20] Gerade der Versuch, die religiöse der politisch-ideologischen imperialen Sphäre einzuverleiben, fand nach dem Ende des Konkordats seine Grenzen in Pius' VII. Einforderung der Herrschaftsgewalt und seinen höchsten Ausdruck in der Verletzung des souveränen Herrschaftsbereichs des Papstes.

Es ist ein Konflikt um rein mediterrane Interessen, welcher der Besetzung Roms vorausgeht; er läuft parallel zur Abkehr von der Versöhnungshaltung, die für die frühere Phase mit den Konkordaten von 1801 mit Frankreich und von 1803 mit der Italienischen Republik kennzeichnend gewesen war und mit der feierlichen Krönung von Notre Dame am 2. Dezember 1804 besiegelt wurde.[21] Die Haltung des Papstes und der damit zusammenhängende Verzicht auf Suche nach einer Übereinkunft drückten sich in einem doppelten Dissens gegenüber dem Kaiser aus, einerseits in der dezidierten Weigerung, die Wirtschaftsstrategien der Kontinentalsperre zu unterstützen, und andererseits in der Ablehnung, den von der politischen Gewalt ernannten Bischöfen die kanonische Investitur zu erteilen. Allerdings war es Napoleon, der militärisch – d. h. auf dem ihm naheliegendsten Terrain – den Einsatz erhöhte, indem er zunächst den

18 Zur Rekonstruktion des geoplitischen Rahmens vgl. insbesondere L. Mascilli Migliorini, Napoleone, Roma 2002, und A. De Francesco, L'Italia di Bonaparte. Politica, statualità e nazione nella penisola tra due rivoluzioni. 1796–1821, Torino 2002.

19 Vgl. T. Lentz, Nouvelle Histoire du Premier Empire, tome III: La France et l'Europe de Napoléon. 1804–1814, Paris 2002, insbesondere das zweite Kapitel „Le successeur de Charlemagne", S. 56 f., und Ders., Napoléon diplomate, Paris 2012, S. 45 f.

20 D. Menozzi, Tra riforma e restaurazione. Dalla crisi della società cristiana al mito della cristianità medievale (1758–1848), in: G. Chittolini/G. Miccoli (a cura di), La Chiesa e il potere politico dal Medioevo all'età contemporanea, in: Storia d'Italia, Annali 9, Torino 1986, S. 791.

21 Vgl. allgemein J.-O. Boudon, Napoléon et les cultes. Les religions en Europe à l'aube du XIX° siècle (1800–1815), Paris 2002, und B. Plongeron, Des résistances religieuses à Napoléon (1799–1813), Paris 2006; für Italien vgl. M. Caffiero, Chiesa e vita religiosa, in: L. Mascilli Migliorini (a cura di), Italia napoleonica. Dizionario critico, Torino 2011, S. 91–105, und insbesondere die Stichwörter von V. Granata, Concordato del 1801, e Concordato italiano del 1803, S. 109–112.

Hafen von Ancona besetzte und dann immer deutlicher zu verstehen gab, daß er nach der Einsetzung seines Bruders Joseph in Neapel und der Konsolidierung des Königreichs Italien das Hindernis des Kirchenstaats beiseiteräumen wollte.

Um die entscheidenden Etappen zur Eroberung der Papststadt kurz darzustellen, ist es nützlich, den Blickwinkel der römischen Kurie einzunehmen und – vielleicht mehr, als es in den traditionellen Studien zur Krise der diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und dem Kirchenstaat geschehen ist[22] – hervorzuheben, wie sehr das Kardinalskollegium Rom als zentralen Fluchtpunkt für die kontinentalen und mediterranen Entwicklungen wahrnahm. Vor allem das mit dem Frieden von Preßburg im Dezember 1805 sanktionierte Ende des Heiligen Römischen Reiches und die Gründung des Rheinbundes im Juli 1806 mit der symbolisch aufgeladenen Übertragung des Kaisertitels gaben eine Vorahnung von der Umwälzung der Verhältnisse, von der die Stellungnahmen des Kollegiums sprechen:

> *La Confederazione formata dalla Maestà dell'Imperatore Napoleone di una gran parte delle Potenze di Allemagna sotto il nome di Confederazione Renana, la dichiarazione da lui fatta di non più riconoscere la Costituzione dell'Impero Germanico, l'abdicazione fatta dalla Maestà dell'Imperatore Francesco II della dignità di capo dell'Impero germanico che ha dichiarata estinta rinunciando al titolo di Imperatore d'Allemagna, ed a quello ancora d'Imperatore dei Romani, che vi era annesso, conservando il solo titolo d'Imperatore d'Austria, tutti questi avvenimenti hanno accresciuto il numero dei grandi cambiamenti, che si sono veduti accadere nel sistema politico di Europa e fanno prevedere quelli ulteriori, che arriveranno. Nuovi sistemi di federazione vanno a stabilirsi, e va a sorgere un nuovo ordine di cose.*[23]

Im Rahmen dieser Diskussionen, welche die offiziellen Antworten des Papstes an den Kaiser hervorriefen, wurden die nordeuropäischen Umwälzungen immer häufiger zu den ebenso außergewöhnlichen Ereignissen in Italien und insbesondere im Mittelmeerraum in Beziehung gesetzt, wo auf die bereits erreichte Kontrolle des Adriaraumes durch die Inbesitznahme des Hafens von Ancona im Juni die Besetzung Civitavecchias folgte:

> *Alla federazione del Reno va a succedere quanto prima quella d'Italia, annunziata già da tante dichiarazioni precedenti, alla quale federazione secondo la natura delle cose e le stesse precedenti dichiarazioni non può dubitarsi, che sarà resa comune l'obbligazione, che è imposta nell'articolo*

---

22 Vgl. H. Welschinger, Le Pape et l'Empereur, 1804–1815, Paris 1905; J.-E. Driault, Napoléon en Italie (1800–1812), Paris 1906, insbesondere S. 431f. über „Empereur de Rome"; B. Melchior-Bonnet, Napoleon et le Pape, Amiot-Dumont, Paris 1958. Neue Ansätze, die sich allerdings nicht von diesem Paradigma entfernen, in Lentz (wie Anm. 19), S. 349f., über „La rupture avec Rome", und P. Boutry, La tentative française de destruction du Saint Siège (1789–1814), in: P. Levillain (dir.), „Rome, l'unique objet de mon ressentiment". Regards critiques sur la papauté, Rome 2011, S. 79–100.

23 Città del Vaticano, Archivio Segreto Vaticano (= ASV), Segreteria di Stato, Epoca napoleonica, Italia, b. 8 (note dell'11–15 luglio 1806).

35 della Federazione Renana, cioè che vi sarà tra l'Impero Francese e gli altri confederati del Reno collettivamente, e separatamente una alleanza in vigore della quale ogni guerra continentale e la situazione dell'Italia farà considerare per essa anche il caso della guerra marittima che una delle parti contrattanti dovesse sostenere, diverrà torto comune a tutte le altre.[24]

Der Kirchenstaat fühlte sich eingeschnürt in einen Zangengriff zwischen Kontinental- und Seekriegen, angesichts dessen sich die Schwäche der „pazifistischen" Position des Papsttums mehr und mehr herausstellte, als – beginnend mit der Forderung, die Russen, Engländer, Schweden und Sarden aus dem Staat auszuweisen und ihnen die Häfen zu verschließen – im Verlauf des Jahres 1806 der französische Druck anwuchs.[25] Nach einer kurzen Pause während des vierten Koalitionskriegs, der im Juli 1807 durch eine Übereinkunft mit Rußland im Frieden von Tilsit endete, nahm der Kaiser die drängenden Forderungen an den Papst wieder auf, auch wenn die gleichzeitig ausgesprochene Drohung einer Invasion in den damals in Rom geführten hektischen Gesprächen dementiert wurde; die Aufzeichnungen eines Treffens zwischen dem Staatssekretär und dem französischen Botschafter geben die Lage vom Januar 1808 wieder:

L'ambasciatore dichiara formalmente che non puote impedire la continuazione delle truppe perchè non lo riguarda. Egli consiglia di proporre all'Imperadore l'adesione al sistema federativo contro gli inglesi; la ricognizione pura e semplice di Giuseppe Napoleone in re di Napoli; le escavazioni del porto di Ancona. ... inoltre l'ambasciatore promette formalmente che se le truppe francesi entrano in Roma (il che non può assicurare) niuna autorità francese si mescolerà nell'amministrazione interiore dello Stato.[26]

Allerdings organisierte General Miollis trotz aller Absichtserklärungen gerade in jenen Tagen einen ersten Einmarsch der französischen Truppen in Rom, der sozusagen einen halben Besatzungszustand schuf; nach der Einverleibung der päpstlichen Marken durch das Königreich Italien wurde somit das Terrain für den Anschluß aller päpstlichen Herrschaftsgebiete an das Kaiserreich vorbereitet, der am 17. Mai 1809 erfolgte. Die Operation erfolgte unter Berufung auf Karl den Großen und wurde von der Proklamation begleitet, mit der man die „Stadt Rom, Hauptsitz des Christentums und berühmt wegen ihrer antiken Zeugnisse und großartigen Monumente, die sie noch

24 Ebd.; vgl. auch Documenti relativi alle contestazioni insorte fra la Santa Sede e il governo francese, Roma 1833, Bd. I, insbesondere S. 186, worin ein Dokument vom 11. Juni 1806 Civitavecchia zum Sitz des Divisionsgenerals Duhesme bestimmt, dem alle Truppen an den Mittelmeerküsten der römischen Staaten unterstanden. Vgl. auch Correspondance officielle de la cour de Rome avec les agens de Buonaparte relative à l'invasion des Etats du Pape en 1808, Lyon 1814.

25 Documenti relativi alle contestazioni (wie Anm. 24), Bd. I, und ASV, Segreteria di Stato, Epoca napoleonica, b. 6–8.

26 Paris, Archives diplomatiques du Ministère des Affaires Étrangérs, Correspondance politique, Rome, 941.

bewahrt, zur freien Kaiserstadt" erklärte.[27] Am 10. Juni 1809 schließlich erschien die offizielle Mitteilung von der Besetzung Roms:

> *Romani! La volontà del più grande degli Eroi vi riunisce al maggior degl'Imperj. Era giusto che il primo Popolo della Terra dividesse il bene delle sue leggi e l'onor del suo Nome con quello che in altra età lo ha preceduto nella via de' trionfi. Quando i vostri antenati conquistavano il Mondo, tali erano i consigli della loro generosità e i risultati delle loro vittorie ... Roma continua ad essere la Sede del Capo visibile della Chiesa, e il Vaticano decorosamente soccorso, e straniero all'influenza di tutte le considerazioni terrene, presenterà all'universo la Religione più pura circondata da un più grande splendore.*[28]

Die Grundprinzipien dieser Erklärung hat Philippe Boutry in vier Punkten wirksam zusammengefaßt: „Eingliederung der Stadt ins Kaiserreich, Neukonstituierung einer Zivilgesellschaft, Wiederherstellung der antiken Monumentalität, Beschränkung des Katholizismus auf den spirituellen Bereich".[29] Aus der hier interessierenden Perspektive der Vorstellungsbilder kann noch hinzugefügt werden, daß im rhetorischen Gewebe die Modernität eines politischen Diskurses durchscheint, der nicht nur auf eine pragmatische Lösung für das Verhältnis von Staat und Kirche zielte, sondern nachdrücklich auf den antiken Rom-Mythos zur historischen Legitimierung der napoleonischen Herrschaft zurückgriff. Der politische Gebrauch des klassischen Rombildes war zweifellos nicht neu, doch die propagandistische Zielsetzung, für die es jetzt benutzt wurde, formte und steigerte aufs äußerste die Kombination zwischen der Vorstellungswelt des Grandtourismus, die sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts mächtig entwickelt hatte, und einem neuen Konsensstreben, das seinerseits Schnittpunkte mit dem jüngsten, von den unmittelbar hervorgehenden Pontifikaten gepflegten Interesse für die Archäologie fand.[30]

4. Die Eroberung Roms vollendete also die Neuordnung der italienischen Halbinsel; zwischen dem Königreich Italien und dem Königreich Neapel entstand in mediterraner Ausrichtung eine Frankreich direkt angeschlossene Region, die sich aus den *départements réunis* zusammensetzte: Piemont ab September 1802 unter späterer Eingliederung der ligurischen Republik (1805), Parma-Piacenza (1808), seit 1807 die 1809 in ein Großherzogtum umgewandelte Toskana, bis 1810 schließlich – nach Ein-

27 Bollettino delle leggi e decreti imperiali pubblicati dalla Consulta Straordinaria negli Stati romani, L. Perego Salvioni, Roma 1809, Bd. I, S. 2–4, Art. 2, insbesondere der Anfang: *Considerando che quando a Carlo Magno, Imperator de' francesi e nostro Augusto predecessore fece donazione ai vescovi di Roma di diversi contadi, li cedè loro a titolo feudale e al solo fine di render maggiore la felicità de' suoi propri stati, e che Roma non cessò per questo di essere una parte del suo Impero.*

28 Giornale del Campidoglio, Beiblatt zur Nr. 1 vom 1. Juli 1809, S. 6.

29 Boutry (wie Anm. 16), S. 951.

30 Vgl. Garms (wie Anm. 1) und für die Zusammenhänge mit dem 18. Jahrhundert S. Pasquali, Roma antica: memorie materiali, storia e mito, in: Ciucci (wie Anm. 16), S. 323–347.

gliederung der Marken ins Königreich Italien – das Patrimonium Petri.[31] In diesem Rahmen bildete Rom die südliche Grenze des Kaiserreichs und erlangte eine strategische Rolle im mediterranen Szenarium, das seine einzige Entsprechung wiederum allein im römischen Reich fand.

Vor allem gilt zu klären, daß die Bezugnahme auf die südlichen Teile des europäischen Kontinents eine geographisch-kulturelle Konnotation besaß, die gerade in jenen Jahren eine erste, noch vage Definition fand. Ebenso unbestimmt blieb darin die Stellung Roms und damit der gesamten italienischen Halbinsel. Gleichwohl muß gefragt werden, ob man Frankreichs mediterrane Strategie, die der geopolitischen Ordnung der italienischen Gebiete zugrunde lag, in den damaligen politischen Diskursen registrierte und kommentierte. Ferner gilt es zu erhellen, in welchem Maße die Wahrnehmung einer mediterranen Öffnung mit der zeitgleichen Neueinschätzung der politischen Verhältnisse Italiens zusammenhing, ging doch gerade im napoleonischen Zeitalter der einheitsstaatliche Impetus verloren, der in den Debatten des republikanischen Trienniums hervorgetreten war. Welche Visionen und Überlegungen zur wiederentdeckten italienischen Mediterranität entwickelte die Generation von Patrioten, die im Triennium aktiv gewesen war und später im Kaiserreich neue politische Handlungsräume suchte – insbesondere diejenigen, die an dem von Napoleon 1796 ausgeschriebenen, symbolisch an der Wiege der risorgimentalen Idee von der italienischen Nation stehenden „berühmten Wettbewerb“[32] zur Frage „Welche freie Regierungsform eignet am besten dem Glück Italiens“ teilgenommen hatten? Offensichtlich nahm der Rückgriff auf das Mittelmeer in dieser Perspektive eine Suggestionsfunktion ein, bot er doch die Möglichkeit, die vielfältigen politischen Erfahrungen zu überdenken, die im 19. Jahrhundert in diesem Raum gemacht wurden; tatsächlich trafen hier Reichstraditionen, lokalpatriotische Strömungen und Regionalismen aufeinander, aus denen zahlreiche Optionen hervorgingen, die nicht ausschließlich auf nationalstaatliche Formen zurückführbar waren.[33]

---

31 Einen zusammenfassenden Überblick über die Studien zu den annektierten italienischen Départements bietet die Bibliographie in: A. De Francesco (wie Anm. 18), S. 197–203. Hier seien nur einige wenige Titel genannt; für Piemont: P. Notario, Il Piemonte nell'età napoleonica, in: P. Notario/N. Nada, Il Piemonte sabaudo. Dal periodo napoleonico al Risorgimento, Storia d'Italia, Torino 1993, und die Beiträge zu den beiden Bänden All'ombra dell'aquila imperiale. Trasformazioni e continuità istituzionali nei territori sabaudi in età napoleonica. 1802–1814, Roma 1994; für Ligurien: G. Assereto, La seconda Repubblica ligure, 1800–1805: dal 18 brumaio genovese all'annessione alla Francia, Milano 2000; für die Toskana: I. Tognarini (a cura di), La Toscana nell'età rivoluzionaria e napoleonica, Napoli 1985; R. P. Coppini, Il Granducato di Toscana. Dagli anni francesi all'Unità, Torino 1993, und e E. Donati, La Toscana nell'Impero napoleonico. L'imposizione del modello e il processo di integrazione (1807–1809), Firenze 2008, 2 Bde.

32 A. Saitta, Alle origini del Risorgimento. I testi di un celebre concorso (1796), Roma 1964, 3 Bde.

33 Vgl. die Anregungen in M. Isabella, Ripensare il Risorgimento in un'epoca di rivoluzioni globali ed espansioni imperiali, nel convegno di studi Storia d'Italia e storia globale, organizzato dalla Fondazione Istituto Gramsci, Roma 4–5 dicembre 2014. Vgl. allgemeiner G. Pécout, Presagi dell'„invenzione

Während die Krise der frühneuzeitlichen Reiche nach und nach die europäische Präsenz im atlantischen Raum untergrub, was teilweise durch den außergewöhnlichen, einsamen Vorstoß der Engländer in den Indischen Ozean ausgeglichen wurde, zeigt sich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts auf einer konkreteren Ebene der historischen Prozesse, daß das Mittelmeer an wirtschaftlicher und politischer Bedeutung gewann, die das entstehende französische Imperium in Rivalität mit dem englischen Empire sowie dem Osmanischen und Russischen Reich für sich zu nutzen suchte.[34] Vor dem Hintergrund, daß aus dem Mittelmeer im Verlauf des 19. Jahrhunderts ein „englischer See" wurde, hat man dem früheren Versuch, mit der „antizipierenden Geste" des Ägyptenfeldzugs (1798–1801) und mit dem Entwurf zur Neuordnung der italienischen Verhältnisse daraus einen – nach den Worten Talleyrands – „französischen See" zu machen, nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt.[35]

Bei der „Neuerfindung" des Mittelmeeres im frühen 19. Jahrhundert handelt es sich auf jeden Fall um eine ideologische Konstruktion der Europäer mit Blick auf den südlichen Teil ihres Kontinents; man begann in ihm ein kulturell von Nordeuropa unterschiedenes Subjekt und den Träger einer eigenen Zivilisation zu sehen, deren Ebenen allerdings durch die zivilisierende Mission Frankreichs vereinheitlicht werden mußten, wie Napoleon selbst im *Mémorial de Saint Hélène* rückblickend hervorgehoben hat:

> *Tout le midi de l'Europe eût donc bientôt été compact de localités, de vues, d'opinions, de sentiments et d'intérêts. Dans cette état de choses, qui nous eût fait le poids de toutes les nations du nord? Quels efforts humains ne furent pas venus se briser contre une telle barrière?*[36]

---

del Mediterraneo" nell'Età napoleonica, in: R. Bizzocchi (a cura di), Storia dell'Europa e del Mediterraneo. Popoli, stati, equilibri di poteri, Roma 2013, Bd. XII, S. 893–943.

34 Eine interessante Deutung der Wandlungsprozesse im Mittelmeerbereich während des 17. und 18. Jahrhunderts in: B. Salvemini (a cura di), Lo spazio tirrenico nella „grande trasformazione". Merci, uomini e istituzioni nel Settecento e nel primo Ottocento, Bari 2009, und Ders., Negli spazi mediterranei della „decadenza". Note su istituzioni, etiche e pratiche mercantili della tarda età moderna, in: Storica 51 (2011), S. 7–51. Vgl. auch Il Mediterraneo napoleonico. Spazi, merci, idee, Themenheft der Rivista italiana di studi napoleonici 2 (2000), und A. M. Rao, Napoli e il Mediterraneo nel Settecento: frontiera d'Europa?, in: F. Salvatori (a cura di), Il Mediterraneo delle città. Scambi, confronti, culture, rappresentazioni, Roma 2008, S. 15–54.

35 So Talleyrand: *La Méditerranée doit être exclusivement la mer française. Son commerce entier nous appartient et tout ce qui tend à en éloigner les autres nations doit entrer dans nos vues* (Georges Pallain, Le ministère de Talleyrand sous le Directoire, Paris 1891, S. 339, zitiert in: C. Zaghi, Napoleone e l'Europa, Napoli 1969, S. 200). Zur napoleonischen Mittelmeerpolitik im allgemeinen vgl. J. Carpentier/F. Lebrun (dir.), Histoire de la Méditerranée, Paris 1998, S. 302f.

36 E. De Las Cases, Mémorial de Saint Hélène, Paris 1968, Bd. 2, 20. September 1816, S. 358; in der dt. Ausgabe: Denkwürdigkeiten von Sanct Helena: oder Tagebuch, in welchem alles, was Napoleon in einem Zeiraume von 18 Monaten gesprochen und getan hat, Tag für Tag aufgezeichnet ist, Stuttgart-Tübingen 1823, Bd. 7, 11. November 1816, S. 130; vgl. auch P. Serna, L'Europe de Napoléon ou l'échec

Die originelle Idee eines nicht nur französischen, sondern europäischen *Midi*, die der Korse Bonaparte den tief verwurzelten, der Grand Tour eigenen Stereoptypen von der „Kulturlosigkeit" der südländischen Völker in Europa entgegensetzte, scheint auf die Wiederentdeckung des Mittelmeeres als Wiege der westlichen Kultur hinzudeuten. Mit anderen Worten: Der kontinentale, europäische *Midi* begann sich auf das Mittelmeer zu beziehen und dabei seine maritime Bestimmung wiederzufinden; gerade die italienische Halbinsel war dabei Ausgangspunkt, denn – so Napoleon – *aucune partie de l'Europe n'est située d'une manière aussi avantageuse que cette peninsula pour être une grande puissance maritime*.[37]

Originell ist damit auch die Idee einer alles andere als selbstverständlichen „maritimen Bestimmung" der italienischen Halbinsel, von der gerade in jenen Jahren vor allem die süditalienischen Patrioten sprachen, die sich angesichts des neuen imperialen Szenariums an einem nationalpolitischen Projekt versuchten. An den Worten Vincenzo Cuocos zeigt sich wirkungsvoll, wie die entstehende öffentliche Meinung in Italien den imperialistischen Diskurs Frankreichs aufnahm, wobei der Rückgriff auf die maritime „Natur" der Halbinsel sich im prophetischen Vorausblick mit der antienglischen Propaganda verband:

> *Risorta l'Italia, gli'inglesi non saranno più padroni del Mediterraneo, non vi sarà più quella potenza che ha l'interesse di tenere la Grecia e il Levante nell'avvilimento della barbarie; l'Egitto risorgerà: compimento del grandissimo disegno del grande uomo che la natura ha messo arbitro e riordinatore dell'Europa ed allora quel colosso che gl'inglesi hanno innalzato nell'India, e che malgrado la sua testa d'oro ha i piedi di creta [crollerà].*[38]

Das Bewußtsein von einer aktuell sich vollziehenden Beschleunigung der globalen Vernetzungen förderte die Identifizierung einer „neuen" mediterranen Region, wo im Schatten des von Napoleon umgestalteten Europas ein nationaler italienischer Raum heranwachsen konnte. Noch Matteo Galdi, diplomatischer Vertreter der Zisalpinischen Republik in Den Haag, führte aus:[39]

---

d'une patrie impériale, in: Antoine/Jessenne/Jourdan/Leuwers (wie Anm. 13), S. 29–43, auf den ich auch für den Begriff *patriotisme européen* verweise.

37 Mémoires de Napoléon, tome I: La Campagne d'Italie, 1796–1797, edition présentée par Thierry Lentz, Paris 2010, S. 67.

38 Vincenzo Cuoco, La politica inglese in Italia, in: Giornale italiano, Nr. 5, 6 e 7, 8. Januar 1806, jetzt in: Ders., Scritti giornalistici, 1801–1815, Bd. 1: Periodo milanese 1801–1806, a cura di M. Martirano, Napoli 1999, S. 553. Allgemein vgl. A. De Francesco, Vincenzo Cuoco una vita politica, Roma-Bari 1997, S. 74 f.

39 Memorie sul Mediterraneo in: Matteo Galdi, Memorie diplomatiche, ed. A. Tuccillo, Napoli 2008, und A. Tuccillo, La frontière de la civilisation. Royaume de Naples et Méditerranée dans les écrits des illuministi méridionaux, in: Rives méditérranéennes 49 (2014), S. 159–173, und A. M. Rao, L'espace méditérranéen dans la pensée et les projets politiques des patriotes italiens: Matteo Galdi et la „république du genre humain", in: M. Dorigny/R. Tlili-Selaouti (dir.), Droits des gens et relations entre les peuples dans l'espace méditerranéen autour de la Révolution française, Paris 2006, S. 115–137.

Il Mediterraneo per la sua fisica posizione dee e può riguardarsi fin da questo momento come un immenso lago dipendente dall'Impero francese e de' Regni d'Italia. Ma su questo lago dominano esclusivamente ancora i nostri eterni nemici, gl'Inglesi, e vi han chiamati e stabiliti finanche i Russi per confermarvi le loro piraterie e la loro dura barbarie. Così violentemente escludono dal commercio delle più fertili contrade dell'Europa meridionale, dell'Asia Minore, e delle coste d'Affrica, le nazioni destinate dalla natura a trafficarvi direttamente, impediscono la libera propagazione de' Lumi del culto secolo, e confermano il dispotismo orientale.[40]

Hier schloß die Idee des „französischen Sees" Südeuropa vor allem kraft des geographischen Determinismus ein. Galdi selbst, der noch in seinem Beitrag zum berühmten Wettbewerb von 1796 das Bild eines in einen oberen und unteren Teil gespaltenen Italiens mit jeweils spezifischen geographischen, aber auch ökonomisch-kulturellen Charakterzügen gezeichnet hatte, versuchte sich in seinen späteren diplomatischen Schriften an einem alternativen, durch die mediterrane Zugehörigkeit gekennzeichneten Entwurf.[41]

Die Eingliederung zumindest der an der westlichen Küste gelegenen italienischen Einzelstaaten in diesen Mittelmeerraum scheint also ein Bild von der Halbinsel zu zeichnen, das nicht der bekannten Dreiteilung in Nord-, Zentral- und Süditalien entsprach, wie sie Napoleon selbst in seiner berühmten Beschreibung aus dem *Mémorial de Saint Hélène* geliefert hatte.[42] Die Perspektive eines langgezogenen, horizontal dreigeteilten Italiens, die dann im Risorgimento ihren höchsten Ausdruck erfahren sollte, war also nicht die einzige Form, in der man sich die Halbinsel zu Beginn des 19. Jahrhunderts vorstellte.[43] Die Bezugnahme auf die zitierten Beschreibungen wie

40 Galdi (wie Anm. 39), S. 119–120.

41 Matteo Galdi, Necessità di stabilire una Repubblica in Italia, in: Saitta (wie Anm. 32), Bd. I, S. 263–330.

42 „So lange Italien sich selbst überlassen war, oder der Einfluß Deutschlands und Frankreichs blos hülfreich, aber nicht ganz gebietend war, theilte sich Italien in drei Massen, welche die natürlichen geographischen Abtheilungen ausmachen"; vgl. De Las Cases, Denkwürdigkeiten (wie Anm. 36), Bd. 6, 20. September 1816, S. 179. Interessante Überlegungen zu dieser geographischen Wahrnehmung in F. Bartolini, Spazio „naturale" e spazio politico. Le geografie dei federalisti nel Risorgimento, in: L. Di Fiore/M. Meriggi (a cura di), Movimenti e confini. Gli spazi mobili nella penisola italiana tra la fine del Settecento e l'unità, Roma 2013, S. 199–214. Allgemein vgl. auch C. Cerreti, Le rappresentazioni del territorio, in: G. Sabbatucci/V. Vidotto (a cura di), L'unificazione italiana, Roma 2011, S. 69–87.

43 Vgl. M. Broers, The Myth of European Regionalsm: an historical Geography of Napoleonic Italy, 1800–1814, in: The American Historical Review 3 (2003), S. 688–709, zum Begriff „Makroregion", um die annektierten Départements zu bezeichnen, und die Beiträge zur „napoleonischen Räumlichkeit" von A. Guarducci/L. Rombai, La costruzione artificiale del territorio in Italia fra Settecento e Ottocento. Il contributo delle politiche francesi, und M. Quaini, Alcune riflessioni in chiave napoleonica sui rapporti fra la carta e il piano, in: Spazi della borghesia e governo del territorio nell'Italia napoleonica, Rivista italiana di studi napoleonici 7–8 (2003), Themenheft, jeweils S. 115–142 und 143–155.

auch die politische Geographie Italiens im napoleonischen Zeitalter vor allem hinsichtlich der westlichen, Frankreich angegliederten Teile scheinen eine Vielzahl von geographischen Vorstellungen zu suggerieren, denen ebensoviele politische Optionen entsprachen, die den italienischen Raum zum Zeitpunkt seiner Eingliederung in das napoleonische System zum Gegenstand hatten.

Zur Rekonstruktion der mentalen Schemata, mit denen die italienischen Intellektuellen auf die territoriale Neuordnung und den daraus folgenden Wandel der politischen Szenarien schauten, die aus einem nationalen Rahmen herausgelöst und in den unbestimmteren Zusammenhang des Kaiserreichs eingeordnet wurden, ist das zum Zeitpunkt der Invasion Roms im Jahr 1809 veröffentlichte Werk von Carlo Denina über die „Istoria dell'Italia occidentale" besonders interessant.[44] Dieses Italienbild umfaßte in erster Linie Piemont und Ligurien, ferner die Toskana, Parma und Piacenza, schließlich und endlich Rom, d. h. auf die dem Kaiserreich eingegliederten Départements. Auch infolge seiner piemontesischen Wurzeln betonte Denina in seinem Werk eher die westliche als die mediterrane Ausrichtung Frankreichs. Deninas territorial-politische Vorstellungen beschrieben eine Epochenwende:

> *Così tutto quel tratto della penisola che dall'Alpi Cozie e marittime si estende alla foce dell'Arno, ed assai presso a quella del Tevere, divenne Francia; mentre l'antica Gallia Cisalpina divenuta Italia, stendendosi al nord, dall'altra parte dell'Appennino sull'Adriatico, giunse ad abbracciare un più vasto territorio che non avessero occupato i Longobardi..*[45]

Nicht einmal der Widerstand des Papstes habe diesen Wandlungsprozeß aufhalten können, hatte er doch sogar die Unterstützung der betroffenen päpstlichen Untertanen gefunden:

> *Pio VII ripugnando costantemente agli'inviti e alle sollecitazioni de' ministri e de' generali Francesi che l'esortavano a tener per ogni mezzo che fosse in suo potere gl'Inglesi lontani dai porti e dalle città soggette al suo temporal dominio, l'imperator Napoleone stimò necessario d'impadronirsi di quelle provincie, ed unirle al Regno d'Italia. Il negoziato non trovò fra i notabili cittadini e magistrati municipali di Macerata, di Jesi, di Rieti, ne' di Pesaro, di Urbino, di Fossombrone, ne' di Gubbio renitenza alcuna a passar dal dominio del pontefice Romano a quello dell'imperator Francese, e quel riguardevole tratto dell'Italia antica, venne a far parte dell'Italia moderna, che tale può ben chiamarsi l'attual regno Italico.*[46]

Die Bewunderung für eine politische Geographie des modernen Italien, das sich nach jahrhundertelanger Teilung aus nur zwei staatspolitischen Einheiten zusammensetzte, ließ die zentralen und südlichen Teile der Halbinsel völlig außer Betracht und schloß nur die soeben annektierten nördlichen Provinzen des Kirchenstaates ein. Der

44 Carlo Denina, Istoria dell'Italia occidentale, Torino 1809, 6 Bde.
45 Ebd., Bd. VI, S. 11.
46 Ebd., S. 14 f.

historiographische Realismus, der in Deninas Werk zum Ausdruck kam, erkannte die Fragmenthaftigkeit der italienischen Geschichte an, die sich eher im kosmopolitischen Horizont des 18. Jahrhunderts als in den Dimensionen nationaler Einigung des 19. Jahrhunderts wiederfand.[47]

Zahlreiche politische Optionen traten also in dieser Phase wieder auf, die nicht ausschließlich auf einen im Verborgenen weiterwirkenden nationalen, einheitsstaatlichen Diskurs rekurrierten. Dieser sollte erst nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs selbst seitens der Protagonisten aus der Zeit der französischen Vorherrschaft wiederaufgenommen werden.[48] Erst in diesem Zusammenhang überlagerte das politische Urteil über das napoleonische Zeitalter die unterschiedlichen Optionen und Visionen bezüglich der Neuordnung der italienischen Halbinsel aus jener Übergangsphase der Zugehörigkeit zum Kaiserreich. Carlo Botta beispielsweise, der mit der Schrift „Proposizione ai Lombardi di una maniera di governo libero" für den "berühmten Wettbewerb" debütiert hatte, stigmatisierte Napoleons Idee, die Toskana und Rom mit Frankreich zu vereinigen, sehr viel später in seiner 1824 veröffentlichten „Storia d'Italia dal 1789 al 1814" als „absonderliches Phantasiegebilde".[49] Von der „Absonderlichkeit" jeglichen alternativen Plans für Italien waren auch die späteren historiographischen Narrationen nachhaltig überzeugt, wie sich schon daran zeigt, daß die risorgimentale politisch-kulturelle Debatte, die sich um die Pole von förderalistischen und einheitsstaatlichen Konzeptionen drehte, auf einen vereinheitlichenden nationalen Kanon hin ausgerichtet war. Tatsächlich aber boten einige risorgimentale Werke wie die „Studi politici sul Mediterraneo" aus der Feder des piemontesischen Historikers Cesare Balbo, der in seiner Jugendzeit als Sekretär im napoleonischen Rom gewirkt hatte, eine Reihe von Positionen und Visionen bezüglich der zukünftigen Strukturen Italiens, die in der napoleonischen Zeit eine entscheidende Wirkkraft erlangt hatten.[50] Dazu gehörte auch die Mittelmeerorientierung, die mit der Romidee in Wechselwirkung stand und bis zu den unteren Ebenen der napoleonischen Verwaltungsstrukturen gedrungen war. Der außerordentliche Polizeidirektor de Vaini beispielsweise, der im September 1809 damit beauftragt wurde, einen Plan zur öffentlichen Ordnung für Rom zu entwickeln, unterließ es nicht, auch im Rahmen einer so begrenzten, pragmatischen Aufgabe die damit verbundenen allgemeineren

47 Vgl. V. Sorella, Il Piemonte francese nell'ultima riflessione di Carlo Denina, in: B. A. Raviola (a cura di), Lo spazio sabaudo. Intersezioni, frontiere e confini in età moderna, Milano 2007, S. 341–375.

48 Vgl. L. Mascilli Migliorini, Napoleone e il racconto storico dell'Italia unita, in: A. De Francesco (a cura di), Da Brumaio ai Cento giorni. Cultura di governo e dissenso politico nell'Europa di Bonaparte, Milano 2007, S. 29–38.

49 Carlo Botta, Storia d'Italia dal 1789 al 1814, Capolago 1837, S. 115, und Carlo Botta, Proposizione ai Lombardi di una maniera di governo libero, in: Saitta (wie Anm. 32), Bd. I, S. 3–172.

50 F. Traniello, Incunaboli d'imperialismo europeo. Cesare Balbo, l'Occidente e il Mediterraneo, in: Contemporanea 1 (1998), S. 263–279.

geostrategischen Implikationen anzusprechen, indem er ausgehend von der topographischen Lage Roms eine Verbindung zwischen der römischen und der neapolitanischen Situation herstellte:

> *la position topographique de l'Etat romain confinant d'une part au royaume de Naples par les abrusses dont les chaines de montagnes son repaires à brigands. Baigné que l'Etat romain se trouve par le Méditerranée sur une bien longue étendue de ses côtes, sur plusieurs points des quelles ou manquant de défense, ou n'en ayant qu'une très faible ce qui rend l'abord très facile, l'Etat romain dis-je a besoin d'une police semblable à celle aussi sage que parfaitement établie par son E. M. Salicetti dans les États et la capitale de Naples.*[51]

5. Die aus Frankreich stammende imperiale und mediterrane Idee kam also in der Einrichtung der italienischen Territorien – man denke nur an den Namen „Mediterraneo" für das toskanische Département mit dem Hauptort Livorno – zur konkreten Anwendung und fand auch ein Echo in den Diskussionen der italienischen Intellektuellen, die allerdings von der napoleonischen Zensur stark beeinträchtigt wurden. In welchem Maße ordnete sich Rom in das so entstehende Bild eines italienischen Mittelmeeres ein, in dem sich die nationalen Räume neu mischten? Entstand in der napoleonischen Epoche ein politischer Diskurs über Rom, der auch mit der Herausbildung einer autochthonen, nicht nur vom französischen Imperialismus aufgezwungenen Mittelmeeridee verbunden war?

Für die Entwicklung des politischen Diskurses stellten die Erfahrungen der Römischen Republik zweifellos einen wichtigen Präzedenzfall dar, insofern versucht wurde, das republikanische Romideal mit dem praktischen Regierungshandeln zur Deckung zu bringen. Während in den Schriften zum „berühmten Wettbewerb" Rom nur für den rhetorischen republikanischen Kanon revolutionärer Provenienz stand, verknüpften einige Patrioten, die wie Enrico Michele L'Aurora stärker in die Realität des Kirchenstaates eingebunden waren, den Rückgriff auf die Antike mit den konkreten für Rom erhofften Perspektiven.[52] In den Jahren der napoleonischen Herrschaft verschärfte sich allerdings die Kluft zwischen der Romidee – die den expansionistischen Zielsetzungen Napoleons gehorchte und von den Patrioten, die im Triennium erstmals in den öffentlichen Debatten das Wort ergriffen und danach ihre Positio-

---

51 AS Roma, Miscellanea del Governo francese, cass. 47, Police générale de Rome. Notes particulières, 14/9/1809. Vgl. meinen Aufsatz Circolazione delle culture amministrative nell'Impero napoleonico: la corrispondenza dei direttori di polizia tra Roma e le altre città italiane, Di Fiore/Meriggi (wie Anm. 42), S. 183–198, und L. Londei, L'organizzazione della polizia di Roma durante la dominazione francese, in: Caffiero/Granata/Tosti (wie Anm. 14), S. 383–400.

52 Enrico M. L'Aurora, Au Directoire executif de la Republique Française [14 luglio 1796], in: Ders., Scritti politici e autobiografici. Inediti e rari (1796–1802), ed. P. Themelly, Roma 1992, S. 148 f., und Enrico M. L'Aurora, Manifesto della città di Reggio per la convocazione di una Convenzione Nazionale, in: Saitta (wie in Anm. 32), Bd. III, S. 369–376.

nen abgewandelt hatten, in ihrem politisch-existentiellen Zwiespalt umformuliert wurde – und der effektiven Stellung der vom napoleonischen Kaiserreich annektierten Stadt.

Klassizität und politisch-administrative Maßnahmen – die den beiden Bereichen von Vorstellungsbildern und Regierungshandeln entsprechen, wie sie hier definiert worden sind – schienen sich nur auf dem Gebiet der künstlerisch-urbanistischen Planung anzunähern, die Napoleon der römischen, von Valadier und Stern geleiteten Verschönerungskommission unter der Supervision von Canova übertragen hatte.[53] Die „politische und gesellschaftliche Reform", so hat es Catherine Brice formuliert, die die französische Stadtregierung bei all ihren irrealistischen Ambitionen proklamierte, war „engstens an die Stadtform gebunden".[54]

Über die Verknüpfung der urbanistischen Geschichte mit der sozialen und politisch-administrativen Geschichte der Stadt läßt sich die bisher vorherrschende Deutung überwinden, wonach das napoleonische Rom ein höchst kurzlebiges Phänomen war. Gleichwohl begünstigten sogar jene politisch-administrativen Eingriffe keineswegs die Entstehung eines Diskurses, der die evokativen Aspekte mit den eher politischen Erwägungen über die Rolle der Stadt innerhalb der neuen Ordnung der italienischen Halbinsel zusammenzuhalten vermochte. In den wenigen Fällen, in denen in den politisch-literarischen Quellen eine Annäherung zwischen den beiden Polen spürbar ist, herrscht eine abstrakte Imagination, welche die konkrete Materialität der Stadt durch die Evozierung der Idee, die man sich von ihr macht, verwässert und für jene Epoche charakteristisch ist. Sinnbildlich steht dafür Ugo Foscolo, der wie Napoleon nie in Rom gewesen ist. Einige Studien zu Ugo Foscolo haben – bei dem allgemein vorherrschenden Desinteresse der Foscolo-Forschung zu diesem Thema – dessen zwiespältiges Verhältnis zur Stadt herausgearbeitet. Sie stützen sich dabei auf die Vorstellung einer imaginären Reise, die in der Korrespondenz mit seinem literarischen Freund Vincenzo Monti durchscheint und später durch die Figur von Jacopo Ortis verkörpert wird.[55] Während Foscolo also in poetisch-existentieller Hinsicht eine Beziehung zu Rom aufzubauen versucht, dient die Stadt ihm in seinen politischen Schriften allein als Erinnerung an die Antike, wie sich an dem berühmten Text „Della servitù d'Italia" bzw. in der früheren „Orazione a Bonaparte pel Congresso di Lione" zeigt:

> *Non odi tu l'Italia che grida? Stava l'ombra del mio gran nome in quella città che fondata sul mare grandeggiava secura da tutte le forze mortali, e dove parea che i destini di Roma eterno asilo serbassero all'italica libertà. Il tempo governatore delle terrene vicende, e la politica delle forti*

53 Vgl. insbesondere La Padula und Ridley (wie Anm. 14).
54 Brice (wie Anm. 16), S. 350.
55 G. Di Maio, Roma nel pensiero e nell'arte di Ugo Foscolo, Roma 1972.

nazioni, e forse gli stessi suoi vizi la rovesciarono; udranno non di meno le generazioni uscire dalle sue rovine con fremito lamentoso il nome Bonaparte.[56]

Foscolo faßte hier alle Aspekte des erneuerten Diskurses über die Romidee zusammen, wie ihn die Patrioten des Triennium zumindest bis zu den letzten Hoffnungen auf nationale Einigung, die mit der Konsult von Lyon im Jahr 1802 erloschen, geführt hatten:[57] Vor allem sei die ursprüngliche Beziehung zwischen dem antiken Rom und der nationalen Geschichte hervorgehoben, aus der sich die scharfe Kritik an der Rolle ableitete, die die Hauptstadt des Kirchenstaates und der katholischen Ökumene in der frühen Neuzeit eingenommen hatte; dahinter stand die Wiederaufnahme der maritimen Bestimmung Roms, die mit den imperialen Expansionsplänen Napoleons im Einklang stand. Andere Patrioten und zweitrangige Dichter wie Vincenzo Lancetti machten daraus einen Grundpfeiler für ihre Rhetorik,[58] während sich Foscolos Stellungnahmen zu Rom in der napoleonischen Epoche auf Zeitungsbeiträge beschränken, worin die Stadt und ihr symbolisches Gewicht nur im Rahmen einer bloßen Chronik der Ereignisse auftauchen, so im Artikel „Per la nascita del re di Roma" vom April 1811, der eine reine Gelegenheitsreportage für den „Giornale italiano" darstellt und auf das Ende der römischen „Mythologie" revolutionärer Matrix hinzudeuten scheint.[59]

Die Mobilisierungskraft der Romidee sollte noch einige Jahre in einigen politischen Projekten weiterleben und dabei erneut das Stichwort geben, um sich ein Italien auch jenseits des nationalen, einheitsstaatlichen Rahmens vorzustellen, so in dem Entwurf einer „Costituzione del nuovo Impero Romano", den eine Gruppe von Patrioten Napoleon im Mai 1814 auf der Insel Elba hatte zukommen lassen.[60] Zu diesen letzten „Verschwörern" zählt man Melchiorre Delfico, einen weiteren Exponenten der hier untersuchten Intellektuellen-, Patrioten- und Politikergeneration, der allerdings nur wenige Monate später in einem anderen ihm zugeschriebenen Text, dem „Rapporto sull'Italia inviato a Napoleone", seine Meinung änderte.[61] Hier erfuhr der

56 Ugo Foscolo, Orazione a Bonaparte pel Congresso di Lione, in: Ders., Scritti letterari e politici. Dal 1796 al 1808, Edizione nazionale, Bd. VI, ed. G. Gambarin, Firenze 1972, S. 207–236.

57 Vgl. V. Criscuolo, Albori della democrazia nell'Italia in Rivoluzione (1792–1802), Milano 2009, und hier insbesondere die Einleitung.

58 Vincenzo Lancetti, Italia incoronata. Canto in occasione che l'Augustissimo Imperatore de' francesi Napoleone I è coronato Re d'Italia, Milano 1805, und Vincenzo Lancetti, Del Governo libero più conveniente alla felicità dell'Italia, in: Saitta (wie Anm. 32), Bd. III, S. 23–48.

59 Ugo Foscolo, Per la nascita del re di Roma, in: Giornale italiano, Nr. 97, 7. April 1811, in: Ders., Prose politiche e letterarie. Dal 1811 al 1816, Edizione nazionale, Bd. VIII, ed. L. Fasso, Firenze 1972, S. 339–342.

60 Vgl. den Text im Anhang zu Giovanni Livi, Napoleone all'isola d'Elba secondo le carte di un archivio segreto ed altre edite e inedite, Milano 1888, S. 266 f.

61 M. Delfico, Rapporto sull'Italia inviato a Napoleone, in: Opere complete, Teramo 1904, Bd. IV, S. 326 f., mit dem Datum Neapel, 14. Oktober 1814.

römische Mythos eine Herabminderung, für die die Stagnation in den römischen Territorien, die der abruzzesische Intellektuelle sehr gut kannte, als Metapher stand. Die Desillusionierung hinsichtlich der imperialen Perspektive verband sich mit dem Verzicht auf eine einheitsstaatliche Option zugunsten eines unvermeidlichen, nunmehr wünschenswerten föderalistischen Zusammenschlusses der „verschiedenen Staaten, aus denen sich das eigentliche Italien zusammensetzt", d. h. – seiner Meinung nach – Piemont, Ligurien, das Königreich Italien, die Toskana, Neapel und die römischen Staaten. Gerade an den letztgenannten machte er seine Enttäuschung fest, auf sie richtete sich seine Polemik:

> *Io concludo per gli Stati Romani, e principalmente per Roma, che la popolazione offrirebbe, per la magia delle memorie, dei preziosi elementi, se rinnalzando l'Impero Romano, riuscisse di far vivere tanti oziosi il tempo necessario da ispirar loro l'amor del lavoro. Ma siccome questa a me sembra un'impresa impossibile, temo che il progetto di cui ci occupiamo incontri tali ostacoli nel suo nascere, che non potendo rovesciarli di fronte, sia meglio circondarli. Io voglio dire che forse sarebbe più prudente dal cominciare per creare tre regni federativi, che formerebbero nel loro insieme l'impero italiano, lasciando dentro dei regni, e al di fuori della politica, Roma, il Papa e il papismo con un raggio di territorio assai limitato.*[62]

Das Scheitern des politischen Mythos, das Römische Reich *wiederaufzurichten*, erklärte sich also rhetorisch mit den traditionellen Stereotypen vom Müßiggang der Römer und fand seine originelle Antwort in der Option, die römischen Staaten mit einer Föderation der anderen italienischen Staaten *einzukreisen*.[63] In Vorwegnahme der später so bezeichneten „römischen Frage" verlor Rom nun endgültig seine ideenschöpfende Kraft, die für die Stadt im napoleonischen Zeitalter kennzeichnend war, als sie imperiale, mediterrane, nationale Projektionen transportierte, die den antiken Mythos der Romanität und die effektive Realität Roms anzunähern vermochten. An einer späteren Stelle seines „Rapporto" zur Situation in Neapel sanktionierte Delfico die endgültige Trennung zwischen der Stadt Rom, die sich nunmehr in sich selbst zurückgezogen hatte, und der Idee von ihr, die hingegen überallhin exportiert werden konnte; in diesem Zusammenhang schrieb er Napoleon die vielsagenden Worte aus Corneilles „Sertorio" zu: *Rome n'est plus dans Rome, elle est toute où je suis*.[64]

62 Ebd., S. 326 f.

63 M. Cattaneo, La sponda sbagliata del Tevere. Mito e realtà di un'identità popolare tra antico regime e rivoluzione, Napoli 2004.

64 Delfico, Rapporto sull'Italia (wie Anm. 61), S. 332.

Elena Mazzini

Konversionen und Konvertiten im faschistischen Italien zum Zeitpunkt der Rassenkampagne

Die Reaktion des Heiligen Stuhles und der katholischen Kirche in Italien*

1 Untersuchungsgegenstand
2 Bemerkungen zum Forschungsstand
3 Die Quellen
3.1 Erste Quellengruppe: die Verfolgten
3.2 Zweite Quellengruppe: die italienische Kirche
3.3 Dritte Quellengruppe: Eugenio Pacelli

Riassunto: L'articolo descrive e discute i primi risultati di una ricerca ancora in corso relativa alla persecuzione degli ebrei cattolici da parte del fascismo dopo la promulgazione delle leggi razziali del 1938. Le fonti su cui poggia l'articolo provengono dall'Archivio storico della Segreteria di Stato della città del Vaticano e riguardano le richieste di aiuto pervenute alla Santa Sede all'indomani della legislazione antisemita promulgata dal fascismo a partire da quell'anno. Le leggi razziali colpirono non solo quegli italiani di religione ebraica ma anche coloro che, pur convertiti al cattolicesimo in anni precedenti al 1938, risultavano secondo i parametri fissati dall'antisemitismo fascista comunque ebrei. Le fonti si suddividono in due principali tipologie: un primo gruppo riguarda lettere scritte dai perseguitati che chiedevano alla Santa Sede di intervenire in loro favore in quanto cattolici; il secondo insieme di fonti è rappresentato dai dispacci e dai documenti prodotti dalla Segreteria di Stato della Santa Sede relativamente alla questione dei convertiti e alle possibili soluzioni da adottare per salvarli e al contempo cercando di non mettere a rischio gli equilibri stabilitisi con il regime. L'articolo, grazie a una documentazione inedita, avvia una prima riflessione su un tema scarsamente indagato dalla storiografia e che invece propone nuove prospettive storiche sui processi politico-religiosi riguardanti la persecuzione antiebraica e in particolar modo la situazione specifica degli ebrei cattolici.

Abstract: The paper aims to describe and discuss the principal contents of the files kept in the Secret Vatican Archives – both in the Vatican Secretariat of State and the Sacred Congregation for Extraordinary Ecclesiastical Affairs – concerning Catholic Jews and the „would be" converted immediately after the promulgation of the Fascist racial laws (1938). The study is based on previously unpublished documents and re-

* Übersetzung von G. Kuck.

search on this topic is still ongoing. My research is based on two main types of sources. First, the „subjective documentation": letters and pleas written during the „year of the Race" and sent to the Holy See. The authors of these documents were referred to as „Jews by race, Catholic by faith" or „Christian Jews" or „converted Jews" or „baptized Jews" or – more frequently – „Catholic Jews". Second, the contrasting nature of the documentation produced by the Church body in response to these letters. The Holy See's Secretary, Eugenio Pacelli, and the Secretary of the Sacred Congregation for Extraordinary Ecclesiastical Affairs, Domenico Tardini, answered these pleas in an official and diplomatic way, seeking a way to protect Catholic Jews without provoking a clash with the Fascist regime and its laws. These documents give us a more in-depth understanding of both the political and religious procedures adopted by the Church authorities regarding the Jewish persecution and in particular this specific aspect of the anti-Jewish laws.

1. Der vorliegende Beitrag bietet erste Ergebnisse aus einer laufenden Untersuchung über die katholischen Juden, die bereits in der Zeit vor 1938 zum Katholizismus übergetreten waren,[1] und die Juden, die sich im Jahr der antijüdischen Rassengesetzgebung taufen lassen wollten.[2] Die beiden Gruppierungen besaßen im Kontext der Verfolgungen ein je unterschiedliches Profil.[3] Die erstgenannte verlor nicht nur alle

1 Der Ausdruck „katholische Juden" wurde jüngst vom amerikanischen Historiker Robert Maryks geprägt; vgl. R. A. Maryks, Pouring Jewish Water into Fascist Wine. Untold Stories of (Catholic) Jews from the Archive of Mussolini's Jesuit Pietro Tacchi Venturi, Leiden-New York 2011.

2 Der antisemitische Maßnahmenkatalog setzte in Italien im August 1938 mit dem Erlaß zur rassistisch angelegten Volkszählung ein, die darauf zielte, die in Italien lebende jüdische Bevölkerung zu erfassen. Im September und November 1938 verabschiedete das Regime dann eine Reihe antisemitischer Dekrete, mit denen die Juden ihrer politischen, bürgerlichen, sozialen und wirtschaftlichen Rechte beraubt und wachsender Verfolgung sowie zunehmenden Segregationsprozessen ausgesetzt wurden. Die Forschungsliteratur zu den italienischen Rassegesetzen ist sehr umfangreich, so daß der Hinweis auf die folgenden Studien genügen mag: R. De Felice, The Jews in Fascist Italy: A History, New York 2001; E. Collotti, Il fascismo e gli ebrei. Le leggi razziali in Italia, Roma 2006; M. A. Matard-Bonucci, L'Italia fascista e la persecuzione degli ebrei, Bologna 2008; J. Zimmerman (Hg.), Jews in Italy under Fascist and Nazi rule, 1922–1945, Cambridge 2009; F. Germinario, Fascismo e antisemitismo. Progetto razziale e ideologia totalitaria, Roma 2009; G. Israel, Il fascismo e la razza. La scienza italiana e le politiche razziali del regime, Bologna 2010; M. Sarfatti, Die Juden im faschistischen Italien. Geschichte, Identität, Verfolgung, Berlin 2014; M. Livingston, The Fascists and the Jews of Italy Mussolini's Race Laws 1938–1943, Cambridge 2014.

3 Eine Rekonstruktion und kritische Würdigung der spezifischen und zentralen Rolle, die das Christentum dem Problem der Konversion des jüdischen Volkes im Verlauf der Jahrhunderte zugewiesen hat, würden den Rahmen des vorliegenden Beitrages sprengen. Konversion, Taufe und Spendung der christlichen Sakramente stellten mit Blick auf diejenigen, die von der damaligen vorkonziliaren christlichen Theologie als Ungläubige betrachtet wurden und deshalb vom religiösen „Irrtum" nur durch den Übertritt zum Christentum gerettet werden konnten, konstitutive Elemente der damaligen

politischen, bürgerlichen, ökonomischen und sozialen Rechte, sondern sah sich mit der Zuordnung zur jüdischen „Rasse" auch eine äußerliche, von ihr abgelehnte Identität zugeschrieben; sie pochte darauf, daß ihre religiöse Entscheidung (für den Katholizismus) Vorrang habe vor dem Kriterium der Rasse, von dem hingegen die antisemitische Gesetzgebung ausging. Die zweite Gruppe war einem ähnlich radikalen Identitätsbruch unterworfen, doch handelte es sich für sie bei der Konversion nur um eine erzwungene Option, weil sie allein die Perspektive bot, die Rassengesetze zu überstehen.

Einleitend seien einige bereits bekannte, quellenmäßig belegte Zahlen über die in Italien vorgenommenen Konversionen sowie über die getauften, von Geburt an im katholischen Glauben erzogenen Kinder aus Mischehen genannt. Die Situation vor 1938 spiegelt sich in der rassistischen Volkszählung vom 22. August dieses Jahres wider. Die Zahl der in Italien ansässigen Juden belief sich danach auf ungefähr 46 656 Personen.[4] Von diesen waren 37 241 Italiener, 9415 Ausländer. Der Anteil der Juden an der italienischen Gesamtbevölkerung belief sich auf knapp 0,1 %. Rassisch gemischt (d. h. zwei Personen gleicher Religionszugehörigkeit, von denen eine jedoch als „arisch", die andere als „jüdisch" klassifiziert wurde) waren nach den Angaben ungefähr 5000 Paare, deren Kinder zu 77 % in einem nichtjüdischen Glauben aufwuchsen. Die Zahl der von Geburt an christlichen, also einer Mischehe entstammenden Juden lag bei ungefähr 7000. Die rassisch gemischten, in religiöser Hinsicht aber homogenen Paare schließlich kamen auf 6935. In den ersten Monaten des Jahres 1938 gab es 460, in den letzten drei Monaten 1771 Übertritte; 1939 wurden 1649 registriert. Insgesamt geht die Forschung davon aus, daß sich zwischen 1939 und 1945 ungefähr 2000 Juden für das Christentum entschieden haben.[5] Die Dissoziierung vom Judentum allein reichte im übrigen noch nicht aus, um der Verfolgung zu entgehen, denn die antisemitischen

katholischen Lehre und Mentalität dar. Sie fanden sich selbstverständlich auch bei den Kirchenvertreterinnen und -vertretern, die im Zusammenhang mit den Rassengesetzen aktiv dazu neigten und deshalb auch potentiell waren, von den Juden, die konvertieren wollten und damit das Heil im Schoß der Kirche suchten, möglichst viele aufzunehmen. Obschon anerkannt werden muß, daß Konturen und Inhalte dieser tief verwurzelten Mentalität auch in jenem historischen Moment eine dominante Rolle spielten, zeigen die bisher untersuchten Quellen, deren Basis zweifellos noch auszudehnen ist, daß die Akteure keinerlei Proselytismus bzw. Konversionspropaganda betrieben.

4 Vgl. F. Levi, Il censimento del 22 agosto 1938, in: Ders. (Hg.), L'ebreo in oggetto. L'applicazione della normativa antiebraica a Torino (1938–1943), Torino 1991.

5 Die Angaben stammen vorrangig aus einem 1960 veröffentlichten Artikel von Dante Lattes, einem herausragenden Intellektuellen im Panorama des italienischen Judentums des 19. und 20. Jh.: vgl. D. Lattes, Coloro che sono partiti, in: Rassegna Mensile di Israel 26 (1960), S. 347–350. R. De Felice, Storia degli ebrei italiani sotto il fascismo, Torino [1]1961, S. 89–91, M. Sarfatti, Gli ebrei nell'Italia fascista. Vicende, identità, persecuzione, Torino [1]2000, S. 89–93, übernahmen diese Zahlen, die von F. Del Regno, Tendenze politiche, religiose e culturali nella Comunità ebraica di Roma fra il 1936 e il 1939, in: Zakhor 5 (2002), S. 87–108, bestätigt werden; Del Regnos Aufsatz stützt sich auf heute nicht zugängliche Quellenbestände im Archivio storico dell'Unione delle Comunità Ebraiche Italiane.

Gesetze folgten – wie schon die Volkszählung vom 22. August – biologischen, nicht religiösen Grundsätzen. Die religiösen Kriterien waren von zentraler Bedeutung, um nicht der „jüdischen Rasse" zugeordnet zu werden, griffen aber nur für diejenigen, die aus einer Mischehe stammten und vor dem 1. Okober 1938 getauft worden waren.[6]

Die umfangreichen unveröffentlichten Quellenbestände, die das Projekt im Blick hat, werden im dritten Teil ausführlicher erörtert. Die im vorliegenden Beitrag untersuchten Quellen befinden sich im historischen Archiv der zweiten Sektion des vatikanischen Staatssekretariats und umfassen neben unterschiedlichen Materialien zur antisemitischen Wende des Faschismus und zu den verschiedenen Reaktionen, die sie bei Pius XI. und in der römischen Kurie im Laufe des Jahres 1938 auslöste,[7] auch eine beträchtliche Anzahl an Faszikeln zur Frage der Konversionen und Konvertiten sowie zur Haltung des Kirchenapparates zu diesem spezifischen Problem.[8] Bei einem Teil dieses Materials handelt es sich um einen Block von über siebzig zum Teil anonymen, zum Teil unterzeichneten Briefen, die von katholischen Juden im Verlauf des Jahres 1938 an den Heiligen Stuhl gerichtet wurden; im Stil und hinsichtlich der jeweiligen biographischen Motivlage sehr heterogen, läßt sich ein gemeinsamer, einheitlicher thematischer und sprachlicher Nenner nur schwerlich herausarbeiten. Tatsächlich spiegeln sich in den subjektiven Färbungen, die diese Dokumente auszeichnen, die unterschiedliche geographische Herkunft, der je persönliche Erfahrungshintergrund im weitesten Sinne, die jeweilige berufliche und kulturelle, gesellschaftliche und ökonomische Position wider.

In sich geschlossener ist hingegen ein anderer für die Untersuchung wichtiger Bestand. Er enthält die seitens des Heiligen Stuhls und der römischen Kurie an die italienischen Pfarrer und Bischöfe gesandten Empfehlungen zum Umgang mit den Konversionsanträgen und mit den Appellen, die darauf zielten, die schwierige Lage der katholischen Juden und der Mischfamilien zu lösen. Die Homogeneität dieses Materials überrascht im übrigen kaum, wurde es doch nicht von einzelnen Schreibern in ihrer Individualität, sondern innerhalb eines politischen Apparats produziert, der ab 1938 zwar versuchte, die Konversionsanträge zu bewältigen und den Schwierigkeiten gerecht zu werden, in die viele nunmehr als Juden geltende italienische und ausländi-

6 Diese Bestimmungen wurden abschließend per Gesetzesdekret vom 17. November 1938 geregelt. Über dieses Gesetz und dessen unheilvolle Auswirkungen auf das italienische Judentum vgl. I. Pavan, Definire, segregare, espropriare. Il decreto legge del 17 novembre 1938, in: La Rassegna mensile di Israel 73 (2009), S. 187–207.

7 Auf die Quellen zur antisemitischen Wende des Faschismus und zu den Positionen des Heiligen Stuhls zur Rassenpolitik bin ich an anderer Stelle eingegangen; vgl. E. Mazzini, Ostilità convergenti. Stampa diocesana, razzismo e antisemitismo nell'Italia fascista (1937–1939), Napoli 2013 (Collana della Scuola Superiore di Studi di Storia Contemporanea 6), S. 76–111.

8 Città del Vaticano, Segreteria di Stato, Sezione per i Rapporti con gli Stati, Archivio Storico, Congregazione degli Affari Ecclesiastici Straordinari (= S.RR.SS., AA.EE.SS).

sche Katholiken geraten waren, gleichtzeitig aber ein prekäres Gleichgewicht mit dem faschistischen Regime und seinen rassistischen Maßnahmen anstrebte.

2. Es gibt eine umfangreiche, unterschiedlich orientierte und auf verschiedenen methodologischen Ansätzen beruhende Forschungsliteratur zum Thema der Konversion und der Konvertiten in den verschiedenen historischen Epochen. Die Studien, die hier zur Einordnung des spezifischen Phänomens in die allgemeinere theoretische Debatte herangezogen werden, behandeln den Konversionsmechanismus vorrangig in seinen individuell-psychologischen Äußerungsformen und Strukturen, unter einem sozialen Gesichtspunkt, der das christliche Missionsmodell zur Bekehrung von Menschengruppen thematisiert,[9] oder als unvermeidliche Folge von Zwangsmaßnahmen, die bis zur nationalen Einheit in Italien von eigens dazu geschaffenen Einrichtungen, so den Case dei Catecumeni, durchgeführt wurden.[10] Die Konsultation dieser Arbeiten war unumgänglich, um das Untersuchungsfeld in seinen größeren Zusammenhängen abzustecken; dabei zeigte sich, daß die in ihnen vorgelegten Deutungen und Modelle nicht die spezifischen Aspekte ansprechen, die für das Konversions- und Konvertitenproblem in Italien im Jahr 1938 wesentlich sind.

Es liegt nun nicht nur am Ausnahmecharakter der Gesetze von 1938 und der sich daraus ergebenden Sonderlage, wenn einige Italiener jüdischer Herkunft in der Konversion die Rettung suchten. Diese Erklärung trifft zweifellos zu, aber sie erschöpft nicht das Spektrum der Haltungen und persönlichen Lebenserfahrungen, die der Entscheidung zugrunde lagen, angesichts des staatlichen Rassismus zum Christentum überzutreten oder sich als „katholische Juden" zu definieren. Zum Verständnis dieser Lebenswelten habe ich die italienischen und ausländischen Studien zur Geschichte der italienischen Juden unter den Bedingungen faschistischer Verfolgung herangezogen. Die katholischen Juden und die Juden, die im „anno della razza" übertraten, werden in einen größeren Rahmen eingeordnet, der die vielfältigen Reaktionen des italienischen Judentums auf die antisemitische Gesetzgebung abdeckt. Über die reinen Zahlen hinaus fehlt allerdings jegliche analytische Untersuchung des – wie wir eingangs gesehen haben – alles andere als marginalen Konversionsphäno-

9 Insbesondere beziehe ich mich auf L. R. Rambo, Understanding Religious Conversion, New Haven-London 1993; L. R. Rambo/C. E. Farhadian (Hg.), The Oxford Handbook of Religious Conversion, Oxford 2014; A. Buckser/S. D. Glazier, The Anthropology of Religious Conversion, Lanham 2003; M. Leone, Religious Conversion and Identity. The semiotic analysis of texts, London-New York 2013.

10 Zu den Zwangseinrichtungen in der frühen Neuzeit vgl. die grundlegende Arbeit von M. Caffiero, Battesimi forzati. Storie di ebrei, cristiani e convertiti nella Roma dei papi, Roma 2004. Anregungen und Reflexionsanstöße zur Einordnung des Konversionsproblems in der Neuzeit bieten L. Allegra, Modelli di conversione, in: Quaderni storici 78 (1991), S. 901–915 und I. Pavan/M. Al Kalak, Un'altra fede. Le Case dei catecumeni nei territori estensi (1583–1938), Firenze 2013.

mens.[11] Das Problem wurde 1938 zwar diskutiert, aber nicht gelöst, so daß es sich im Verlauf der Deportationen auf tragische Weise wieder aufdrängte.

In jüngster Zeit haben Historiker im Zuge einer kritischen Bestandsaufnahme die übermäßige, zumeist auf die Jahre zwischen 1938 und 1945, d. h. auf die Zeit der Verfolgung und des Holocausts beschränkte Produktion von Büchern, Diplom- und Doktorarbeiten beklagt; man erblickte dahinter eine regelrechte Tendenz, von dieser Geschichte und Erinnerung einen fast liturgischen Gebrauch zu machen, der zuweilen der Legitimierung der vorherrschenden politischen Kultur gehorche.[12] Allein innerhalb der Geschichtswissenschaften behandeln zahlreiche Arbeiten die verschiedenen Facetten dieser Geschehnisse.[13] Die faschistische Verfolgungsmaschinerie, ihre Akteure, Mitarbeiter und Denunzianten sind analysiert und dokumentiert worden.

---

11 Die von mir gefundenen Daten zu den „Mischlingen" und Konvertiten in Italien vor 1938 finden sich auch bei De Felice, Storia degli ebrei italiani sotto il fascismo (wie Anm. 5), Sarfatti, Gli Ebrei nell'Italia fascista (wie Anm. 5), Maryks, Pouring Jewish Water into Fascist Wine (wie Anm. 1), und bei F. Del Regno, Gli Ebrei a Roma tra le due guerre mondiali: fonti e problemi di ricerca, in: Storia Contemporanea 23 (1992), S. 5–68. Eine überzeugende Darstellung des Alltagslebens auch der „gemischten" Familien unter den Bedingungen der Verfolgung bietet I. Nidam-n, The impact of anti-Jewish legislation on the everyday life and the response of Italian Jews (1938–1943), in: Zimmerman, Jews in Italy (wie in Anm. 2), S. 158–182.

12 Die alles andere als konfliktfreie Beziehung zwischen Erinnerung und Geschichte steht im Mittelpunkt zahlreicher Studien, die sich einerseits vertieft mit den Gefahren befassen, die einem Monumentalisierungsprozeß der „Erinnerung" innewohnen, und andererseits die Tücken erörtern, die sich aus den entgegengesetzten Phänomenen des Vergessens und der Verschleierung einer auf die immerwährende, unschuldige Gegenwart reduzierten Vergangenheit ergeben. Aus der umfangreichen Literatur zum Thema seien nur die folgenden Titel genannt: C. Maier, Un eccesso di memoria? Riflessioni sulla storia, la malinconia e la negazione, in: Parolechiave 9 (1995), S. 29–43; A. Rossi Doria, Memoria e storia. Il caso della deportazione, Catanzaro 1998; A. Rossi Doria, Sul ricordo della Shoah, Torino 2010; A. Cavaglion, Sui vuoti di memoria, in: Q. Antonelli/A. Iuso (Hg.), Vite di carta, Napoli 2000, S. 217–226; E. Traverso (Hg.), Insegnare Auschwitz. Questioni etiche, storiografiche, educative della deportazione e dello sterminio, Torino 1995; Ders., Il passato: istruzioni per l'uso. Storia, memoria, politica, Verona 2006; D. Bidussa, Attorno al Giorno della Memoria, in: M. Flores/S. Levis Sullam/M. A. Matard-Bonucci/E. Traverso (Hg.), Storia della Shoah in Italia. Vicende, memorie, rappresentazioni, eredità, Torino 2010, Bd. II, S. 551–565; V. Pisanty, Abusi di memoria. Negare, banalizzare, sacralizzare la Shoah, Milano 2012.

13 Erst seit dem Ende der 80er Jahre entwickelte sich das Interesse der Historiker und allgemein der öffentlichen Meinung an der antisemitischen Verfolgung und Shoah in Italien. In den ersten zwanzig Nachkriegsjahren wurde in Italien die eigene Verantwortung für die Diskriminierung und Deportation der Juden generell verdrängt und die zentrale Rolle der nazionalsozialistischen Besatzermacht bei der Durchführung des Holocausts hervorgehoben. Zu diesem „tröstenden" Stereotyp vgl. F. Focardi, Il cattivo tedesco e il bravo italiano. La rimozione delle colpe della seconda guerra mondiale, Roma ²2014. Zu den nach 1945 in den westeuropäischen Ländern in unterschiedlichem Maße aufgetretenen Verdrängungsprozessen und Tendenzen, sich der Verantwortung zu entziehen, vgl. P. Lagrou, The Legacy of Nazi Occupation Patriotic Memory and National Recovery in Western Europe 1945–1965, New York 2007. Der Hinweis auf einen der ersten Beiträge zur „Erinnerungslücke", die in den 50er und 60er Jahren die faschistische Judenverfolgung betraf, möge hier genügen: M. Sarfatti, Il volume

Jüngst hat man auch in Italien dem Zuschauereffekt, der gleichgültigen Haltung der Mehrheit, der vereinzelten Hilfestellung, schließlich der italienischen Gesellschaft in ihren faschistischen, afaschististischen, nicht faschistischen Segmenten, mit ihren Resistenten und Widerständlern eine angemessene Aufmerksamkeit geschenkt. Höchst umfangreich ist zudem die wissenschaftliche Literatur – ganz zu schweigen vom „Sturzbach" in der Memorialliteratur –, die sich tiefgreifend mit den wichtigen historischen Errungenschaften der italienischen Juden, mit ihrem Alltagsleben unter dem faschistischen Regime, mit ihren unterschiedlichen politischen, individuellen und kollektiven Entscheidungen befaßt. Eine systematische Analyse der Shoah in Italien setzte ein, die es ermöglichte, die italienischen Verantwortlichkeiten an den Ereignissen herauszuarbeiten und das Deutungsparadigma zu untergraben, wonach es sich dabei nur um eine der „Folgewirkungen" der nationalsozialistischen Besetzung des Landes gehandelt habe.[14]

Trotz dieser reichhaltigen Forschungen fehlt heute gleichwohl eine Arbeit, die sich systematisch mit den Konversionen und Konvertiten ab 1938 befaßt. Wir wissen nicht, wie viele bei der zuständigen, vom damaligen Innenminister Guido Buffarini Guidi geleiteten Stelle als Konvertiten die „Diskriminierung" beantragten und wie viele, obgleich sie zum Katholizismus übergetreten waren, deportiert und in den Konzentrationslagern umgebracht wurden. Diese Lücke hat verschiedene Ursachen. Eine wichtige liegt in der Schwierigkeit, das einschlägige Quellenmaterial zu diesem Aspekt der Geschichte der Verfolgung und der Shoah in Italien zusammenzuführen. Bekanntlich sind die Bestände des Vatikanischen Archivs ab Februar 1939 noch verschlossen; deshalb lassen sich die Geschicke der katholischen Juden und Konversionswilligen in dieser Zeit nicht nachzeichnen, und ebensowenig können die Positionen herausgearbeitet werden, die der Heilige Stuhl in der Frage einnahm.[15] Hingegen ist der umfangreiche Bestand der für Rassefragen zuständigen Abteilung in der Generaldirektion Demografia e Razza im Archivio Centrale dello Stato verfüg-

„1938. Le leggi contro gli ebrei" e alcune considerazioni sulla normativa persecutoria, in: La legislazione antiebraica in Italia e in Europa. Atti del Convegno nel cinquantenario delle leggi razziali, Roma, 17–18 ottobre 1988, Roma 1989, S. 47–67.

14 Vgl. zur Shoah di unersetzliche Arbeit von L. Picciotto Fargion, Il libro della memoria. Gli ebrei deportati dall'Italia 1943–1945, Milano 1991.

15 Nach dem von Benedikt XVI. am 18. September 2005 erlassenen *Motu proprio* sind die vatikanischen Dokumente zum 20. Jh. bis zum Todestag Pius' XI. (10. Februar 1939) frei zugänglich. Einen ersten Einblick in die vom Heiligen Stuhl während des Zweiten Weltkrieges eingenommene Haltung zur Frage der Konvertiten bietet die Korrespondenz zwischen Rom und den Nuntien in den verschiedenen europäischen Städten; sie ist veröffentlicht in P. Blet (Hg.), Actes et Documents du Saint Siège relatifs à la seconde guerre mondiale. Le Saint Siège et les victimes de la guerre (mars 1939–décembre 1940), Città del Vaticano 1972; Ders., Le Saint Siège et les victimes de la guerre (Janvier 1941–Décembre 1942), Città del Vaticano 1974; Ders., Le Saint Siège et les victimes de la guerre (Janvier 1944–Juillet 1945), Città del Vaticano 1980.

bar.[16] Der vorliegende Beitrag will erste wichtige Ergebnisse aus der noch laufenden Auswertung der zugänglichen Materialien vorstellen.

Abgesehen von den Schwierigkeiten beim Quellenzugang besteht auch ein gewisser Widerstand, sich mit dem Identitätsproblem einer Kategorie von „Grenzgängern" zu befassen, die sich entschlossen, der Religion, in der sie aufgewachsen waren, den Rücken zu kehren; sie wurden gleichermaßen verfolgt, reagierten psychologisch aber so, daß sie an der neuen Identität festhielten und die frühere Religionszugehörigkeit ablehnten. Wie wir später sehen werden, erfuhren die katholischen Juden eine doppelte Zurückweisung. Während die faschistische Verfolgungsmaschinerie sie als Juden einstufte, konnte die jüdische Gemeinde sie aus offensichtlichen Gründen nicht als ihr zugehörige Glieder anerkennen. Gerade diese doppelte historisch-psychologische Ebene macht die Untersuchung des Themas interessant und zugleich sehr schwierig, denn es bedarf dazu unterschiedlicher analytischer Instrumente und Deutungsrahmen, die verhindern, daß die von den Konvertiten während der Rassenkampagne gemachten heterogenen Erfahrungen essentialistisch auf einen Nenner gebracht werden.

Im Zusammenhang mit der fehlenden Forschungsliteratur zur Frage der Konvertiten in der Zeit zwischen 1938 und 1945 sei allerdings auf eine hochinteressante Ausnahme verwiesen, d. h. auf die Studie über Clara Perani, eine vor 1938 konvertierte Jüdin, aus deren Ehe mit einem Katholiken vier katholisch erzogene Töchter hervorgegangen sind.[17] Die Töchter haben die traurige Geschichte ihrer Mutter und ihrer Familie, die Tage des Wartens und der Angst rekonstruiert und die bürokratischen Mechanismen beschrieben, die zu Claras Verhaftung und Überführung ins Gefängnis San Vittore führten, bevor sie nach Auschwitz deportiert und dort getötet wurde. Im Hintergrund wirkten hier willige Vollstrecker der deutschen Befehle, Profiteure unter den Polizisten, zwielichtige politische Randfiguren, gleichgültige Nachbarn. Die katholische Jüdin Clara Perani ist der einzige Fall unter den Konvertiten, der bis heute untersucht worden ist; isoliert war er keineswegs, wie schon aus der Studie hervorgeht, die auch den umfassenderen europäischen Rahmen in den Blick nimmt.

Zur Frage des vermeintlichen Übermaßes an historischen Arbeiten, die sich mit den Rassegesetzen und der Shoah befassen, sei bemerkt, daß dies nur zum Teil zutrifft. Bestimmte Aspekte, so die Verfolgung und Deportation von Konvertiten und „Mischlingen", haben sich bei weitem nicht zu einem historiographischen Modethema entwickelt. Und das gilt nicht nur für die Zeit zwischen 1938 und 1945. Auch über einen größeren, mit der Einheit Italiens beginnenden Zeitraum ist der Gegenstand nur recht lückenhaft untersucht worden. Die Periode vor 1938 wird hier

16 Roma, Archivio Centrale dello Stato, Ministero degli Interni, Direzione generale Demografia e Razza. Divisione Razza, insbesondere: Fascicoli personali (6276–6310).

17 Gabriella, Giuliana, Marisa Cardosi, Sul confine. La questione dei „matrimoni misti" durante la persecuzione antiebraica in Italia e in Europa, Torino 2007.

miteinbezogen, weil sich in den Briefen, die die katholischen Juden an den Heiligen Stuhl richteten, biographische Profile widerspiegeln, die sich um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert herausgebildet hatten, als nach der Gründung des Einheitsstaates die rechtliche, politische, ökonomische und soziale Gleichstellung der jüdischen Minderheit erreicht war.

Vor der nationalen Einigung waren die Konversionen der Juden von katholischen Einrichtungen wie den Case dei Catecumeni geregelt und kontrolliert worden, deren spezifischer Zweck darin bestand, die Juden zur Taufe zu „zwingen"; mit der Entstehung des Einheitsstaates hingegen stellten sie einen möglichen, in der faschistischen Diktatur sich fortsetzenden Weg für die Judenemanzipation dar. Die Eingliederung eines Teils der Juden in die nationale Gemeinschaft und deren Teilnahme am Prozeß der *nation building* war nicht nur ein wichtiger Schritt zur politischen, gesellschaftlichen und ökonomischen Gleichstellung, sondern führte auch zu einer zunehmenden Verwässerung des eigenen religiösen Zugehörigkeitsgefühls aufgrund exogamischen Heiratsverhaltens, durch Konversionen und infolge der Kindererziehung nach den Prinzipien der zumeist katholischen Religion des Ehepartners. Nach Aufhebung des Ghettos und Abschaffung der einschränkenden Normen bezüglich der Konversion stellte sich die Assimilationsfrage für die Juden mit Blick auf die Emanzipation in verschiedenen Perspektiven und Begründungszusammenhängen, und gerade um diese Frage drehte sich die jüdische Publizistik und Presse in Italien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.[18] Die zahlreichen Artikel zum Thema unterstreichen die unzweifelhaften Vorteile der Emanzipation, deren rechtliche Voraussetzungen das liberale Italien geschaffen hatte, heben jedoch gleichzeitig die Gefahren jener Gleichstellung hervor, die Assimilierungslogiken und -tendenzen wecke und im Extremfall zum Verschwinden der Minderheit selbst führe.[19]

18 Aus der Literatur über die Folgen der Judenemanzipation sei nur auf folgende Werke verwiesen: C. Vivanti (Hg.), Gli Ebrei in Italia. Dall'emancipazione ad oggi, Torino 1997; M. Toscano (Hg.), Integrazione e identità. L'esperienza ebraica in Germania e Italia dall'Illuminismo al Fascismo, Milano 1998; G. Luzzatto Voghera, Il prezzo dell'uguaglianza. Il dibattito sull'emancipazione degli ebrei in Italia (1781–1848), Milano 2001; M. Miniati, Le emancipate. Le donne ebree in Italia nel XIX e XX secolo, Roma 2008; T. Catalan, Percorsi di emancipazione delle donne italiane in età liberale, in: M. Isnenghi/S. Levis Sullam, Gli italiani in guerra. Conflitti, identità, memorie dal Risorgimento ai nostri giorni, Torino 2009, S. 170–181; E. Schächter, The Jews of Italy, 1848–1915. Between Tradition and Transformation, London 2010; C. Ferrara degli Uberti, Fare gli ebrei italiani. Autorappresentazioni di una minoranza (1861–1918), Bologna 2011; Vedi alla voce „emancipazione". Contributi sulla storia degli Ebrei d'Italia tra il 1848 e il fascismo, numero monografico degli Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa, Classe di lettere e filosofia 5 (2013); B. Armani, Religione, identità ed emancipazione. Ebrei e nazione nella cultura dell'Italia liberale, in: S. Alimenti/C. Chiarotto (Hg.), Religione e politica in Italia dal Risorgimento al Concilio Vaticano II, Torino 2013, S. 221–241.

19 Die Frage der Konversion unter „emanzipierten" Bedingungen ist auch für andere europäische Länder, in denen die jüdische Emanzipation eine ähnliche historische Entwicklung wie in Italien erfahren hat, nur partiell untersucht worden. In diese Richtung gehen die Arbeiten von Deborah Hertz

Um die gewiß nicht eindeutigen, schon gar nicht homogenen Positionen des italienischen Judentums zu diesem Problemfeld zumindest ansatzweise zu skizzieren, wird hier die öffentliche Debatte darüber in der jüdischen Presse zwischen 1861 und 1938 verfolgt. Dazu dient eine Zufallsstichprobe aus den folgenden, damals in Italien verbreiteten jüdischen Periodika: „Il Corriere Israelitico", „Il Vessillo Israelitico", „L'Idea Sionista", „La Settimana Israelitica", l'„Israel", la „Rassegna Mensile di Israel".[20] Nach dem jetzigen Stand der Auswertung läßt sich sagen, daß die „Assimilierungsfrage" und die daraus folgende mögliche Zunahme der Konversionen vor allem aufgrund exogamischen Heiratsverhaltens in bemerkenswert vielen Artikeln direkt angesprochen wurde und in den politisch und kulturell durchaus unterschiedlich orientierten Zeitungen und Zeitschriften im Hintergrund überhaupt präsent war.[21]

Selbstverständlich sind die Periodika wie jede andere Quelle weder unparteiisch noch in ideologischer Hinsicht neutral; die Frage der Assimilierung beispielsweise bauschten sie bewußt auf, ging es doch in Übereinstimmung mit den Exponenten des italienischen Judentums darum, den Zusammenhalt innerhalb der Religionsgemeinschaft so weit wie möglich zu festigen. Schon jetzt sei angemerkt, daß die Verfasser der Briefe, die aus den vatikanischen Archiven stammen, ihre Entscheidung zur Konversion mehrheitlich bereits in der Zeit vor dem Erlaß der Rassengesetze erwogen und getroffen hatten. Auch wenn die Dokumente auf das Jahr 1938 datiert sind, geben sie eine Situation wieder, die auf die Anfänge des Einheitsstaates zurückgeht. So haben die Italianisierung und Eingliederung in die Nation, später der Beitritt zum Faschismus, all diese gewiß nicht einheitlichen, nicht auf die gesamte jüdische Min-

---

über die Konversion und Assimilation im 19. Jh. in Deutschland; konkret behandelt sie die Prozesse, in denen die Integration einer Gruppe von jüdischen Frauen in die Berliner Gesellschaft erfolgte; vgl. D. Hertz, How Jews Became Germans. The History of Conversion and Assimilation in Berlin, New Haven-London 2007 (auf deutsch u. d. T.: Wie Juden Deutsch wurden: Die Welt jüdischer Konvertiten vom 17. bis zum 19. Jahrhundert, Frankfurt a. M.-New York 2010; Dies., The Troubling Dialectic Between Reform and Conversion in Berlin 1815–1845, in: R. Liedtke/D. Rechter (Hg.), Towards Normality: Patterns of Assimilation and Acculturation of German-Speaking Jews, Tübingen 2002 (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts), S. 77–101. Dies., Interpreting Conversion Rates in Nineteenth-Century Berlin, in: M. Raphael (Hg.), The Margins of Jewish History, Williamsburg 2001; D. Hertz, Seductive Conversion in Berlin 1770–1809, in: T. Endelman (Hg.), Jewish Apostasy in the Modern World, New York 1987; D. Hertz, Intermarriage in the Berlin Salons, in: Central European History 16 (1984), S. 233–256.

20 Für eine erste Einschätzung der jüdischen Presse in Italien und ihre jeweilige politisch-kulturelle Ausrichtung vgl. A. Milano, Un secolo di stampa periodica ebraica, in: Rassegna Mensile di Israel 7 (1938), S. 96–136; B. Di Porto, Origini e primi sviluppi del giornalismo ebraico, in: Materia giudaica. Bollettino dell'Associazione italiana per lo studio del Giudaismo 4 (1998), S. 40–48.

21 1878 beispielsweise befaßten sich in der Triestiner Monatsschrift, dem „Corriere Israelitico", 13 Artikel mit den Mischehen, neun mit den Konversionen und fünf mit der Abschwörung; insgesamt waren es also 27 Artikel, 2,25 pro Monat, und ihre Zahl stieg in den Jahren 1897, 1898, 1899 noch an. Dazu kam eine unbestimmte Menge an Nachrichten aus Europa (vorrangig aus Deutschland und Frankreich) über die Taufen, die auf die Eheschließung mit christlichen Partnern folgten.

derheit übertragbaren Prozesse ein Staatsbürgermodell befördert, das auf dem Identitätsschema beruht, wonach „man zuerst Italiener, in zweiter Linie dann Katholik, Jude oder Protestant ist". Erst am 11. Februar 1929 fand das liberale Modell, das keine Staatsreligion kannte, mit dem Abschluß des Konkordats und der Lateranverträge zwischen dem faschistischen Regime und dem Heiligen Stuhl auch auf dem Gebiet der religiösen Freiheiten ein jähes Ende. Zu den zahlreichen Vorrechten, die die Verträge vorsahen, gehörte die Anerkennung des Katholizismus als einzige Religion des italienischen Staates, während die anderen Konfessionen auf den Status von „zugelassenen", d. h. staatlich tolerierten Kulten zurückgestuft wurden.[22]

Ein Jahr später schufen sich die italienischen Juden mit dem Gesetz Falco, so benannt nach dessen Verfasser Mario Falco, ihrerseits einen einheitlichen gesetzlichen Rahmen für alle jüdischen Gemeinden auf italienischem Territorium. Hatten vorher jeweils örtliche Regeln gegolten, nach denen die einzelnen Gemeinden entweder freiwillige oder obligatorische Vereine, damit auf jeden Fall privatrechtliche Einrichtungen waren, erhielten sie nun mit der *Unione delle Comunità Israelitiche Italiane* einen Zentralverband, der die jüdische Minderheit bei der faschistischen Regierung vertrat.[23] Auf der Grundlage dieser Bestimmungen war jeder Jude verpflichtet, sich bei der für ihn zuständigen Gemeinde einzuschreiben und sie mit einem Beitrag finanziell zu unterstützen. Weigerung und Nichteinschreibung kamen einer „Dissoziierung" und Abkehr vom Judentum gleich (ohne daß damit zugleich der automatische Beitritt zu einer anderen Religion verbunden gewesen wäre). Die Betroffenen (die dem Rabbiner

22 Das Gesetz über die zugelassenen Kulte wurde am 26. Juni 1929 verabschiedet. Das Konkordat und dieses Gesetz stellten die rechtlichen Verhältnisse aus der Zeit vor der Einheit Italiens wieder her, d. h. belebten konkret die Prinzipien von 1848 und das *Statuto albertino* wieder. Nach Artikel 36 des Konkordats bildete die katholische Religion, die nun auch Pflichtfach in der Mittel- und Oberstufe wurde, die „Grundlage und Krönung des öffentlichen Schulwesens". In den Grundschulen war die Unterrichtspflicht bereits im Jahr 1923 mit dem Gesetzesdekret Nr. 2185 eingeführt worden. Die Konfessionsbindung wurde erst durch ein neues, am 18. Februar 1984 unter der Regierung Craxi zwischen Italien und dem Heiligen Stuhl abgeschlossenes Konkordat aufgehoben. Zum Konkordat von 1929 vgl. C. A. Jemolo, Chiesa e stato in Italia dalla unificazione agli anni settanta, Torino 1995; F. Margiotta Broglio, Italia e Santa Sede dalla grande guerra alla Conciliazione, Bari 1966. Zum Vertrag von 1984 vgl. die auf der Webseite der italienischen Regierung verfügbaren Texte http://www.governo.it/Presidenza/USRI/confessioni/pubblicazione_indice.html; 28. 10. 2015.

23 Sarfatti beurteilt das Gesetz wie folgt: „Mit den neuen Bestimmungen gewann das italienische Judentum beachtliche Anerkennung und Rechte, denn einerseits bedeutete das Regelwerk der Regierung schon als solches eine beruhigende offizielle Erklärung des ‚Existenzrechts' für die Juden im faschistischen Regime; andererseits gestattete die gleichsam obligatorische Gemeinderegistrierung die Wirkungen des Säkularisierungsprozesses einzudämmen und dank der damit verbundenen Beitragseinnahmen die schwankenden Gemeindeverwaltungen wieder zu stärken. All dies wurde durch die Schaffung einer zentralen Körperschaft und durch die Zwangsmitgliedschaft der einzelnen Gemeinden konsolidiert. (...) Im Gegenzug mussten die Gemeinden ihre überkommenen spezifischen Kennzeichen aufgeben und wurden zahlreichen politischen Kontrollen unterworfen. Im Grunde verloren sie ihre Autonomie ..."; Sarfatti, Die Juden im faschistischen Italien (wie Anm. 5), S. 76.

schriftliche Mitteilung machen mußten) gingen all ihrer Rechte verlustig, die sich aus ihrer Anerkennung als Juden und ihrer Zugehörigkeit zur Gemeinde ergaben.[24]

Einen weiteren Bruch mit der Praxis, die sich in der liberalen Ära herausgebildet hatte, stellte bekanntlich das Jahr 1938 dar. Die Daten über die Konversionen und Konvertiten im liberalen Italien und im faschistischen Staat lassen sich zum Teil aus den Registern der nach dem Gesetz Falco eingerichteten Gemeinden gewinnen, in denen die Fälle von Abschwörung, Konversion und Dissoziierung der jüdischen Gläubigen eingetragen wurden. Gleichwohl besteht ein Quellenproblem: Die Tatsache, daß niemand verpflichtet war, die örtliche jüdische Gemeinde über die eigene Konversion bzw. über die Ehe mit einer andersgläubigen Person zu unterrichten und nach den Volkszählungen von 1901 und 1911 in den Fragebögen auch die Religionszugehörigkeit nicht mehr angegeben werden mußte, machten Nachforschungen in dieser Hinsicht schwierig. Die Angabe der Religion wurde mit der Volkszählung von 1931 wiedereingeführt, so daß sich die Zahl der Abschwörungen und Dissoziierungen ungefähr bestimmen läßt, auch wenn angesichts des Zustands der alles andere als optimalen Melderegister der jüdischen Gemeinden[25] eine Analyse fehlt, die sich auf eine Kombination beider Statistiken stützen kann. Nach den vorliegenden Studien zu diesem Thema ergab sich aus der offiziellen Volkszählung von 1931 eine Zahl von 47 485 Juden; sie sank ein Jahr später auf 45 410, weil die vom Gesetz Falco vorgesehene Einschreibepflicht die Abschwörung von 4868 jüdischen Gläubigen zur Folge hatte.[26]

Zu dieser an sich schon komplexen Lage kommt noch, daß die Archive der italienischen jüdischen Gemeinden bislang den Zugang zu den Registern, in denen die Abschwörungen und Dissoziierungen, d. h. die Konversionen, und erst recht die Mischehen eingetragen wurden, verweigern, da sie vermeintlich „hochsensible" Daten enthalten, die nicht unter die geltenden gesetzlichen Bestimmungen zur Freigabe des

24 Vgl. dazu T. Catalan, L'organizzazione delle comunità ebraiche italiane dall'Unità alla prima guerra mondiale, in: C. Vivanti (Hg.), Gli ebrei in Italia, Storia d'Italia, Annali 11, Torino, 1997, Bd. II, S. 1276–1290. Über die Reaktionen des italienischen Judentums auf den Abschluß des Konkordats und die faschistische Religionspolitik ab 1923 vgl. I. Pavan, „Diritti di libertà" e politiche religiose. Sguardi ebraici durante il fascismo (1922–1930), in: Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa (wie Anm. 18), S. 129–161. Zu rechtshistorischen Fragen des Verhältnisses zwischen italienischem Staat und jüdischer Gemeinde vgl. Camera dei Deputati, 1848–1998: il lungo cammino della libertà. Centocinquantesimo anniversario del riconoscimento dei diritti civili e politici alle minoranze valdese ed ebraica, Roma 1998; S. Dazzetti, Gli ebrei italiani e il fascismo: la formazione della legge del 1930 sulle comunità israelitiche, in: A. Mazzacane (Hg.), Diritto, economia e istituzioni nell'Italia fascista, Baden-Baden 2002, S. 219–254; S. Dazzetti, L'autonomia delle comunità ebraiche italiane nel Novecento. Leggi, intese, statuti, regolamenti, Torino 2008.

25 Vgl. die überzeugenden Überlegungen von E. Sonnino, La conta degli ebrei, dalle anagrafi comunitarie al problematico censimento del 1938, Roma 2011 (URL: www.demographics.it/public/file_23_1_2011.pdf).

26 Daten aus Del Regno, Tendenze politiche, religiose e culturali (wie Anm. 5), S. 106 f.

Archivmaterials nach Ablauf von siebzig Jahren fallen.[27] Nach den in den vatikanischen Archiven durchgeführten Recherchen zu den Konversionen läßt sich vorläufig festhalten, daß der Glaubenswechsel aus den unterschiedlichsten Gründen erfolgte; einer der häufigsten wird allerdings gewesen sein, daß die neuen politischen und gesellschaftlichen Bedingungen nun exogamische Ehen ermöglichten.[28] Im übrigen hatte eine Mischehe nicht zwangsläufig eine Konversion des jüdischen Partners zur Folge. Gleichwohl wurde in den über 70 hier analysierten Briefen aus dem Archiv des Staatssekretariats, die zwar keine statistische oder demographische Quelle darstellen, aber doch Zeugnis vom Zeitgeist und den spezifischen Verhältnissen ablegen, die Ehe als wichtigstes Motiv für den Wechsel zur katholischen Religion (das war letztlich die Konfession des Partners) angegeben; an zweiter Stelle verwies man auf die Kinder, die in einer homogenen religiösen Familienatmosphäre aufwachsen sollten.

3. Im folgenden soll der Charakter der zahlreichen unterschiedlichen Dokumente aus dem Archiv des vatikanischen Staatssekretariats erhellt werden; zu diesem Zweck werden sie nach thematischen Einheiten gegliedert, in denen sich zumindest zum Teil deren Inhalt kondensiert. Diese Gliederung, die keineswegs schematisch zu verstehen ist, sondern narrativen Erfordernissen gehorcht, sieht drei verschiedene Quellengruppen vor, innerhalb derer jeweils drei Dokumente ausgewählt werden, welche ein klärendes Licht auf die verschiedenen betroffenen Personenkreise und beschriebenen Situationen werfen; dazu kommen die jeweiligen Reaktionen, mit denen der Kirchenapparat auf die Gesuche um Hilfe und Rettung seitens der von der Verfolgung betroffenen katholischen Juden antwortete.

3.1 Zur ersten thematischen Gruppe gehören die Briefe der katholischen, d. h. vor 1938 zum Katholizismus übergetretenen Juden, die nach den rassistischen Vorgaben der Volkszählung vom 22. August 1938 und der späteren antisemitischen Dekrete vom Herbst desselben Jahres gleichwohl als Juden galten. In diesen an einen spezifischen

---

27 Gesetzesdekret Nr. 42 vom 22. 1. 2004, Kapitel III, „Consultabilità dei documenti degli archivi e tutela della riservatezza", insbesondere Art. 122, Komma 1b, der die Sperrfrist für Dokumente mit sensiblen Daten von den üblichen 40 auf 70 Jahre erhöht. Die Wirkung dieser Regelung wird aber durch das geltende Gesetz zum Schutz der Privatsphäre und insbesondere durch Art. 60 des Gesetzesdekretes Nr. 196 von 2006 eingeschränkt; bei hochsensiblen Daten kann der Zugang zu den Dokumenten gewährt werden, wenn das rechtliche Interesse an der Konsultation dem Recht auf Schutz der Privatsphäre gleichkommt oder dieses übersteigt. Vgl. A. G. Diana, Procedimenti cautelari e possessori, Torino 2010, S. 826–837.

28 Über die den jüdischen und nichtjüdischen „Heiratsmarkt" im liberalen Italien beherrschenden Mechanismen vgl. B. Armani, Il confine invisibile. L'élite ebraica di Firenze (1840–1914), Milano 2006; Ders., Family, marriage and Inheritance Practices of a Jewish Elite in the Age of Emancipation, in: P. Willson (Hg.), Gender, Family and Sexuality. The private sphere in Italy 1860–1945, London 2004, S. 78–88. B. Armani, L'identità sfidata: gli ebrei fuori dal ghetto, in: Storica 7 (1999), S. 69–103.

Adressaten, d. h. an den Heiligen Stuhl, die römische Kurie und die italienischen Bischöfe gerichteten Briefen sprechen die Verfasser wiederholt ihre Religionszugehörigkeit an, wobei sie ihre im katholischen Glauben begründete persönliche Identität hervorheben. Andere, hier im Hintergrund bleibende Momente fanden hingegen möglicherweise ein entsprechendes Gewicht in anderen Quellengruppen, so in den Gesuchen, die in jenen Monaten des Jahres 1938 an die Generaldirektion für Demographie und Rasse gerichtet wurden, um die positive „Diskriminierung" zu erhalten: man hoffte, die soldatische Tapferkeit, der Patriotismus, die Unterstützung des Faschismus, die Italianität usw. stünden den Wertvorstellungen derjenigen näher, die sich mit dem Vorgang befassen würden. Es wäre demnach zweifellos interessant, das hier vorgestellte Quellenkorpus mit den gleichfalls subjektiven Briefen zu vergleichen, die an die politischen Einrichtungen des Faschismus gingen, ließen sich auf diese Weise doch die Mechanismen besser verstehen, denen die Wahl des Sprachregisters und der Inhalte zum Beweis für die Italianität oder die Katholizität der Verfasser unterlag.

Die hier vorgestellte Quellengruppe umfasst ein umfangreiches, zumeist in der ersten Person geschriebenes Material, in dem persönliche und familiäre, von großem Schmerz und Leid geprägte Lebenslagen nachgezeichnet werden und aus dem klar die subjektive Perspektive der von der faschistischen Verfolgung betroffenen Opfer hervorgeht. In den Vordergrund treten auch Biographien von Juden, die sich in den Jahren vor 1938 aus unterschiedlichen Gründen vom Judentum entfernt hatten und für sich die absolute Zugehörigkeit nicht nur zum Katholizismus, sondern vor allem zum italienischen Katholizismus behaupteten. So lesen wir beispielsweise im folgenden nicht unterzeichneten Brief vom 12. November 1938 an den damaligen Staatssekretär Pius' XI., Eugenio Pacelli:[29]

> „Hochw. Eminenz, nun sind bereits viele Tage vergangen, seit ich die Ehre hatte und so vermessen war, die Aufmerksamkeit S. H. auf meinen Fall zu lenken, der in Italien auf Hunderte von Frauen zutrifft. Geboren von Eltern jüdischer Rasse, die allerdings jegliche Verbindung zum Judentum abgebrochen haben, in früher Kindheit getauft, von Nonnen erzogen, aufgewachsen wie in einer normalen katholischen Familie, mit allen Sakramenten versehen, mit einem praktizierenden italienischen Katholiken verheiratet, Mutter praktizierender katholischer Kinder, die in religiösen Instituten erzogen und unterrichtet worden sind, kurzum Haupt einer rein katholischen italienischen Familie, ich müßte mich also nach den neuen Rassegesetzen zu den Juden

29 Eugenio Pacelli (1876–1958) wurde 1930 zum Staatssekretär ernannt und hatte dieses Amt bis zu seiner Wahl zum Papst als Pius XII. im Februar 1939 inne. Seine Figur ist wegen seiner zwiespältigen, taktierenden Haltung den totalitären Regimen in Europa und vor allem Hitlerdeutschland gegenüber und angesichts seines beredten Schweigens zur Shoah sehr umstritten und löst anhaltende Diskussionen zwischen den Verteidigern und Kritikern seines Handelns aus. Da die vatikanischen Bestände zu seinem Pontifikat bis heute nicht zugänglich sind, sei für eine präzise wissenschaftliche Einordnung seiner Figur und seines Lehramts verwiesen auf das Buch von G. Miccoli, I dilemmi e i silenzi di Pio XII, Milano 2000.

> rechnen? Bin ich denn nicht wie die anderen Töchter unseres Heiligen Vaters Pius XI.? Ich rufe ihn zur Verteidigung meiner selbst und meinesgleichen an, er wird doch nicht in der Stunde des Schmerzes die Töchter verlassen, die Seinen Schutz am meisten nötig haben? Ist denn nicht die Heilige Jungfrau, die doch als Jüdin geboren wurde, die Mutter aller Katholiken? Ich beschwöre Euch also, setzt es mit Eurer großen Autorität durch, beschwört die hochwohlgeborene Autorität unseres Heiligen Vaters, er möge sich darum bemühen: daß die Mütter einer katholischen Familie, sie selbst Katholikinnen seit ihrer Kindheit, nicht zu einer Rassenzugehörigkeitserklärung angehalten werden, da sie doch integraler Bestandteil der italienischen katholischen Gemeinschaft sind.
> Eine italienische Mutter, Leserin des ‚Osservatore Romano'."[30]

Dieses Modell der biographischen Beschreibung findet sich in zahlreichen anderen analysierten „Egodokumenten".[31] Die wiederholte Bekräftigung der Katholizität bildet einen ersten wesentlichen Inhalt der Schriftstücke, die dem Erfordernis entspricht, nicht nur die völlige Zugehörigkeit zum katholischen Glauben herauszustellen (die im vorliegenden Fall noch durch die Erklärung unterstützt wird, Leserin der Tageszeitung des Heiligen Stuhles zu sein), sondern auch den Ton und die Akzentsetzung den Adressaten anzupassen, die das Gesuch lesen und – so hoffte man – die Betroffenen verteidigen würden. Neben den Doppelmechanismus, wonach die Verfasserin sich als eine Person präsentiert, die sich von einer Gemeinschaft (der jüdischen) entfernt hat und von der anderen (der katholischen, die mit der italienischen zusammenfällt) ausgeschlossen ist, tritt noch ein Element, das im Italien der 30er Jahre alles andere als selbstverständlich war, d. h. der Hinweis auf die jüdische Abkunft Marias, aus der sich der gesamte Katholizismus ableite. Ein kurzer Blick auf die theologischen Debatten über die jüdischen Wurzeln des Christentums, die damals in Deutschland aufkamen und in Italien ein gewisses Echo fanden, ist hier nützlich, denn in dem historischen Moment, in dem dieser Brief geschrieben wurde, versuchte man systematisch, Jesus und seine Umgebung zu entjudaisieren, ihm sogar arische bzw. protonazistische Züge zuzuweisen.[32] Genau aufgrund dieses gemeinsamen, durch Marias und damit Jesus' jüdische Wurzeln belegten Ursprungs von Judentum und Christentum, der auf die Kontinuität und Nähe der beiden religiösen Räume verweist, forderte die Frau von den kirchlichen Einrichtungen eine Reaktion auf die Gesetzgebung, die den Einzelnen seiner religiösen Identität und damit seines existentiellen Lebensge-

30 S.RR.SS., AA.EE.SS, Posizione (= Pos.) 1054, Italia, 1938, fasc. 730.

31 Zu einer ersten Erörterung der „Selbsterzählung" im historiographischen Rahmen vgl. M. Fulbrook/U. Rublack, In Relation: The „Social Self" and Ego-Documents, in: German History 28 (2010), S. 263–272.

32 Dieses wichtige historisch-theologische Thema stellte sich mit der Neudeutung des frühen Christentums im Lichte der Rassenpolitik und fand seinen Höhepunkt im Rahmen der Religionsstudien der 30er Jahre, doch die theoretisch-politischen Anfänge gehen auf die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts zurück; vgl. dazu die herausragende, leider noch nicht ins Italienische übersetzte Studie von S. Heschel, The Aryan Jesus. Christian Theologians and the Bible in Nazi Germany, Princeton 2008.

fühls beraubte, indem sie ihn auf eine vermeintliche, als äußerlich und fern empfundene „rassische" Zugehörigkeit zurückwarf.[33]

Auch der zweite Brief, den eine Frau aus Genua am 18. November 1938 an Pius XI.[34] richtete, ist anonym:

> „Wohl wissend um Ihre unendliche Güte gegen uns alle, dachte ich in meiner Seelenpein, daß nur Sie uns helfen könnten. Im Ausland von israelitischen Eltern geboren, wurde ich von kleinauf zu den Schwestern vom Heiligen Herzen Jesu geschickt. Dank der Güte der Schwestern lernte ich unseren Herrn lieben und wurde eine gute italienische Katholikin, schon bevor ich mit der Heiligen Taufe gegen den Willen meiner Familie in die Gnade kam, die Religion anzunehmen, die ich bereits besaß. Verheiratet mit einem Christen, mit 16 getauft, all das ist nun urplötzlich in sich zusammengebrochen. Ein ungerechtes Gesetz hat mich erneut in die Vergangenheit zurückgeworfen, der ich seit Jahren nicht mehr angehöre. Heute werde ich ungerechterweise ‚giudia' genannt, was ich seit Jahren nicht mehr bin und – denke ich – nie gewesen bin, nur weil meine Eltern Juden sind. Ist das meine Schuld? Ich bin Katholikin und sie nennen mich Jüdin! Im Namen dieses Unrechts, das uns widerfährt, bitte ich Seine Heiligkeit auf Knien, mich und diejenigen, die wie ich aufgrund des ihnen zugefügten Schmerzes weinen, unter seinen Schutz zu nehmen. Eine Unglückliche."[35]

Hier schreibt eine im Ausland geborene Jüdin an den Papst und berichtet ihm in aller Kürze von ihrer Jugendzeit als Katholikin, die sie nach dem Gesagten in Opposition zu ihrer Herkunftsfamilie verlebte. Sie stellt ihren Glauben als gleichsam „angeboren" dar, der nun im Namen einer Rassenideologie ausgelöscht werde, um ihr eine vergangene, ihr äußerliche Identität überzustülpen. Der von der Fremddefinition durch den faschistischen Rassismus ausgehende Zwang wird in den beiden Sätzen offensichtlich, die den Mechanismus beklagen, wonach sie als „giudia" und „Jüdin" bezeichnet wird (die beiden Begriffe sind nicht identisch, da ersterer eine pejorative Bedeutung hat); die Verfasserin führt ihn letztlich auf ihre als Schuld erlebte Abstammung von jüdischen Eltern zurück. Auch in diesem Fall geht es nicht nur um die persönliche Tragik, die die Frau als offensichtliches Unrecht erfährt, sondern auch um die eigentlich kollektive, familiäre Ebene, die nicht nur beschädigt, sondern als Gefühls-, Beziehungs- und soziales Netz auch zerstört wird. Der Brief offenbart Ängste und Verzweiflung. Ferner macht er das Bestreben der katholischen Juden deutlich, zumindest von

33 Das christologische Modell bildet im übrigen den Hintergrund für die gesamte Argumentation des Briefes: Jesus, als Jude geboren, wird zum Christen; und das gilt ebenso für die Autorinnen dieses und vieler anderer ähnlicher Dokumente, die auf dieses Paradigma einer religiösen Entscheidung zurückgreifen, die unabhängig ist von den Lebenszusammenhängen, in die man hineingeboren wurde.
34 Achille Ratti (1857–1939), Kardinal und bis 1921 Bischof von Mailand, wurde im Februar 1922 als Pius XI. zum Papst gewählt. Zu seiner Person und seinem päpstlichen Lehramt unter dem faschistischen Regime vgl. unter den zahlreichen in jüngerer Zeit erschienenen Studien L. Ceci, L'interesse superiore. Il Vaticano e l'Italia di Mussolini, Roma-Bari 2013.
35 S.RR.SS., AA.EE.SS, Pos. 1054, Italia, 1938, fasc. 731.

der Kirche wie die anderen Katholiken als Gläubige anerkannt zu werden, so daß sie gleichermaßen Anspruch darauf haben, in Zeiten der Bedrängung von den Kirchenbehörden beschützt zu werden und Hilfe zu erhalten.

Der dritte Brief, der hier erörtert werden soll, richtete sich nicht wie die beiden vorhergehenden an die römische Kurie oder die vatikanischen Spitzen, sondern an den Bischof der italienischen Stadt Padua, Carlo Agostini,[36] führt also in einen peripheren, lokalen geographischen Raum. Dieses Schreiben vom 3. September 1938 ist unterzeichnet; verfaßt hat es ein Mann, der zusammen mit seiner katholischen Frau an den Bischof appelliert, um eine Lösung für seinen nach den Maßstäben der rassistischen Volkszählung von 1938 als Jude eingestuften Sohn zu finden:

> „Der Verfasser ist Italiener jüdischer Rasse.
> Geboren in Padua am 31. Oktober 1897, getauft 1915, gefirmt am 9. März 1927 im Erzbistum Padua von Ihrer Exz. Monsignor Elia Della Costa, standesamtlich und kirchlich verheiratet mit einer Katholikin, Piron Teresina, in Piove di Sacco am 19. April 1927. Aus der Ehe ging am 13. Mai 1929 ein Junge hervor, Mario, Taufe bei der Geburt, Erstkommunion und Firmung in diesem Jahr durch Ihre Exzellenz in der Kirche von Arcella. Ich werde nicht über das persönliche Drama sprechen, das ich in diesem Moment durchlebe (ich war Frontkämpfer und wurde mehrmals verletzt und ausgezeichnet). Ich bin Katholik aus reiner Überzeugung und muß jetzt erfahren, daß mir die Italianität und Katholizität abgesprochen wird. Der Herr gibt mir die Kraft zum Aushalten, und ich bete, daß er sie mir weiterhin geben wird. Aber jetzt kommt eine noch größere Sorge hinzu. Bei mir und meiner Frau wächst die Furcht, daß auch unser Sohn, Katholik und Kind von Katholiken, unter die Juden zurückgestoßen wird. Wir bitten Sie ergebenst, mit der ganzen Verzweiflung unseres väterlichen und mütterlichen Herzens, vorstellig zu werden bei denjenigen, die ein Wort einlegen können in dieser leidvollen Frage, da die Gefahr besteht, daß nicht nur das Gewissen der Eltern (wir fügen uns in unser Schicksal, wie immer es sich auch gestalten mag, und verharren fest in unserem Glauben) verletzt wird, sondern auch das eines kleinen unschuldigen Wesens, das den Glauben liebt, in dem es geboren und erzogen worden ist. Ferner bitten wir Sie demütig, ob Sie uns in Ihrer Güte nicht von Ihrem Sekretär schreiben lassen können, damit er uns sage, ob Sie diese barmherzige Tat für uns vollbringen können. Wir empfehlen uns nachdrücklichst Ihren Gebeten, damit der Herr uns immer die Kraft geben möge, unseren Geist unversehrt zu erhalten und diejenigen nicht zu hassen, die uns vielleicht aus Notwendigkeit weh tun. Wir küssen ergebenst Ihre Hand, unterzeichnet Angelo Sommer, Teresina Sommer Piron."[37]

---

36 Carlo Agostini (1888–1952) war von 1932 bis 1949 Bischof von Padua, danach Patriarch von Venedig. Zu einer ersten Darstellung seiner pastoralen Tätigkeit vgl. A. Micheli, Il vescovo mons. Carlo Agostini nel 50° della morte, Padova 2002. Zu seiner Rolle in der nazifaschistischen Besatzungszeit vgl. P. A. Gios, Un vescovo fra nazifascisti e partigiani. Mons. Carlo Agostini vescovo di Padova (25 luglio 1943–2 maggio 1945), Padova 1986.

37 S.RR.SS., AA.EE.SS, Pos. 1054, Italia, 1938, fasc. 731. Elia Dalla Costa (1872–1961), Vorgänger von Carlo Agostini, war von 1923 bis 1931 Bischof von Padua, danach wurde er Metropolit in Florenz. Vgl. die biographische Skizze zur Figur Elia Dalla Costas von B. Bocchini Camaiani, Dalla Costa, Elia, ad vocem, in: DBI, Bd. 31, Roma 1985, (URL: http://www.treccani.it/enciclopedia/elia-dalla-costa_%28Dizionario-Biografico%29/).

Gleich zu Beginn unterstreicht der Verfasser die Zugehörigkeit zur jüdischen „Rasse" als zweitrangig gegenüber der italienischen Identität; sehr schematisch stellt er dann die wichtigsten Stationen der Konversion und eines als Katholik gelebten Lebens zusammen (von der Taufe bis zur Firmung, von der Eheschließung mit einer katholischen Frau bis zu den Sakramenten für den Sohn). Um seine Italianität und Vaterlandstreue noch zu bekräftigen, verweist er neben diesen privaten Aspekten auf seine Erfahrungen als Soldat und Frontkämpfer sowie auf seine Auszeichnung mit einem militärischen Verdienstorden. Die sich anschließenden Ausführungen sind intimer und persönlicher gehalten: Während das Elternpaar den Ausschluß aus der katholischen und italienischen Gemeinschaft, die sich aus den antisemitischen Bestimmungen und den damit einhergehenden Beschränkungen ergab, für sich selbst resigniert hinnahm, sorgte es sich – und das war auch der Hauptgrund für diesen Brief – um das dem Sohn drohende Schicksal, unter die Juden „zurückgestoßen" zu werden. In der Tat geht es bei dem Hilferuf nur um ihn, nicht um die gesamte Familie. Wie die Rassengesetze gewachsene Familienstrukturen – handelte es sich nun um rein jüdische oder um gemischte – zerschlugen, scheint hier in ihrer ganzen dramatischen Realität auf. Zudem haben wir es nicht mit einem isolierten Fall zu tun, wie sich aus dem bisher untersuchten Quellenmaterial ergibt, in denen wiederholt ähnlicher vom Ehepaar Sommer geschilderter Schmerz zur Sprache kommt.

In ihrer je spezifischen Einzigartigkeit tragen diese Quellen entschieden zum Verständnis der Strategien bei, die jeweils beim Schreiben in der ersten Person, also im Rahmen einer Selbstdarstellung angewandt werden. Die Schwankungen in der Definition von Zugehörigkeit, die sich hinsichtlich des Übertritts zum Katholizismus von der individuellen Entscheidung bis zur Betonung der „Familientradition" bewegt, legen eine Perspektive nahe, welche die in diesen „Ego-Dokumenten" enthaltenen verschiedenen Argumentationsebenen miteinander verknüpft; damit soll einerseits vermieden werden, die Singularität dieses Materials einer vereinheitlichenden Interpretation zu unterwerfen, andererseits soll angesichts der Bruchstückhaftigkeit der Lebensläufe und persönlichen Erfahrungen nicht der übergreifende Bogen verlorengehen, dessen die Rekonstruktion eines synthetischen und zugleich komplexen historischen Zusammenhangs bedarf.

3.2 Eine zweite Quellengruppe bilden die zahlenmäßig sehr umfangreichen Schreiben, mit denen sich einige italienische Bischöfe an den Heiligen Stuhl wandten. Sie sind kurz gefaßt und bitten ausdrücklich um Anweisung, wie mit den zahlreichen jüdischen Konversionsanträgen zu verfahren sei, die im Herbst 1938 an die italienischen Bischofssitze gerichtet wurden, und wie man allgemeiner der schwierigen Lage der katholischen Juden begegnen solle, die die Pfarrer und Bischöfe um Schutz und Rettung anriefen.[38] Die Verfasser dieser Dokumente üben eine vermittelnde Funktion

38 Fruchtbar wäre hier ein systematischer Quellenvergleich zwischen dieser 1938 von der Kirche ein-

zwischen den Verfolgten und der römischen Kurie aus und bedienen sich deshalb einer diplomatischen Sprache, auch wenn in dem jeweiligen Duktus Sorgen unterschiedlicher Natur zum Ausdruck kommen. So läßt sich der Brief eines Provinzpfarrers zweifellos nicht mit dem Schreiben eines Erzbischofs vergleichen; ebensowenig ist die Art der Besorgnis, mit der der Pfarrer auf seine verfolgten Gläubigen blickt, nicht dieselbe, die die Prälaten in ihren sprachlich reflektierteren Schreiben an die vatikanischen Spitzen zum Ausdruck bringen, auch wenn sie zweifellos dasselbe Problem ansprechen. Überdies kann anhand dieser Korrespondenz zwischen dem Zentrum und der Peripherie der Mechanismus, auf den der Heilige Stuhl beim Umgang mit den Taufgesuchen zurückgriff, näher beleuchtet werden. Die Wortwahl blieb zwar ziemlich vage und ausweichend, doch zwischen den Zeilen gibt es einige Hinweise für die italienischen Bischöfe auf Möglichkeiten, wie sie mit den vom Regime und dessen Gesetzgebung nicht anerkannten Taufen aus der Zeit nach dem 1. Oktober 1938 verfahren könnten.

Der Pfarrer Don Giovanni Valeriani sandte am 22. November 1938 aus seiner Pfarrei Santa Francesca Romana in Ferrara ein kurzes Schreiben an den damaligen Substitut im Staatssekretariat, Giovanni Battista Montini,[39] und legte folgende Situation kurz dar:

> „Hochwürdigster Mons. Montini, einige Familien israelitischer Religion aus Ferrara haben die ersten Schritte unternommen und mit dem Unterricht begonnen, um in die katholische Kirche einzutreten: Vor einer endgültigen Entscheidung fragen sie nach, ob sich das Staatssekretariat gütigst dafür verwenden möge, daß für ihre Kinder das Recht auf Schule gesichert sei. Momentan besuchen die Kinder den israelitischen Kindergarten und sie sorgen sich um die Zukunft, weil sie fürchten, daß mit dem Empfang der Taufe die israelitischen Schulen für sie verschlossen bleiben, ohne daß sich ihnen die italienischen öffnen. Ich erlaube mir, mich in höchst vertraulicher Form an Sie zu wenden, in der Hoffnung, daß Sie sich noch meiner als Assistent

genommenen Haltung und den in vielfältiger Hinsicht ähnlichen Positionen, die sie gegenüber den von der faschistischen Kolonialgesetzgebung seit 1936 vorgesehenen Diskriminierungsmechanismen vertrat. Zum Zusammenhang zwischen den Diskriminierungsmaßnahmen in den Kolonien und der späteren antisemitischen Gesetzgebung vgl. E. De Cristofaro, Codice della persecuzione. Il razzismo e i giuristi nei regimi nazista e fascista, Torino 2008; O. De Napoli, La prova della razza. Cultura giuridica e razzismo in Italia negli anni Trenta, Firenze 2009; S. Falconieri, La legge della razza: strategie e luoghi del discorso giuridico fascista, Bologna 2011; L. Ceci, Il papa non deve parlare. Chiesa, fascismo e guerra d'Etiopia, Roma 2010.

39 Giovanni Battista Montini (1897–1978) wechselte nach seiner 1920 in Brescia empfangenen Priesterweihe nach Rom, wo er ab 1925 das Amt des nationalen Kirchenassistenten der Federazione Universitaria Cattolica Italiana bekleidete und im Dezember 1937 zum Substitut im Staatssekretariat ernannt wurde; dort arbeitete er mit dem Staatssekretär Eugenio Pacelli und Papst Pius XI. zusammen. 1954 wurde er Erzbischof von Mailand und im Juni 1963 mit dem Namen Paul VI. zum Papst gewählt. Für einen ersten biographischen Überblick vgl. Y. Chiron, Il pontificato di Paolo VI, in: Storia della Chiesa. La Chiesa nel Ventesimo secolo, Roma 1995, S. 450–467.

der F[ederazione] u[niversitaria] c[attolica] i[taliana] erinnern; dem Staatssekretariat gehören auch Mons. Brugola und Mons. Tardini an, die mich kennen. Mit vorzüglicher Hochachtung, Ihr ergebenster Don Giovanni Valeriani."[40]

Valeriani verfaßte den Text am 22. November und gab an, daß einige Juden aus Ferrara die nötigen Schritte eingeleitet hätten, um der katholischen Kirche beizutreten. Das genaue Datum hat er dabei nicht genannt, aber da er das Perfekt benutzte, kann man davon ausgehen, daß nur wenige Monate bis zur Abfassung des Briefes verflossen waren, zumal gesagt wird, daß die jüdischen Kinder noch nicht getauft waren. Im Gegensatz zur allgemeinen Vagheit der vom Pfarrer benutzten Begriffe gab Montini in seiner Antwort immerhin eine Handlungsrichtung an, ohne in irgendeiner Form die gesetzlichen Vorgaben des faschistischen Rassismus zu verletzen. Seine sehr kurz gehaltene Mitteilung vom 26. November 1938 lautete:

„Ich freue mich, Ihnen versichern zu können, daß die Antwort, sobald die Anfrage dem Ministerium vorliegt, positiv ausfallen wird. Das heißt, daß die bereits vor dem 1. Oktober für die Katechese angemeldeten Kinder weiterhin die von den kirchlichen Einrichtungen geführten anerkannten Schulen besuchen oder auch – wenn sie ihnen bisher nicht angehörten – angenommen werden können."[41]

Mit dem Hinweis auf den 1. Okober als letztgültige Frist für die Anmeldung jüdischer Schüler zur Katechese wollte Montini dem Pfarrer mit Blick auf die faschistischen Bestimmungen wohl nur signalisieren, deren Schulaufnahme auf einen vor diesem Stichttag liegenden Zeitpunkt zu datieren. Das wird so zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber indem Montini ganz nebenbei auf die Möglichkeit einer Rückdatierung anspielte, wollte er vielleicht auch auf etwas anderes hinaus, eben darauf, das faschistische Gesetz mit einer Umdatierung der Taufe zu unterlaufen.

Das nächste Schreiben stammt aus einer anderen italienischen Region, aus Brescia, und richtete sich ebenfalls an Giovanni Battista Montini. Der Probst der Pfarrei von San Lorenzo, Giovanni Batta Borgo, legte hier den Fall eines ungarischen jüdischen Paares dar, das im August 1938 zum Katholizismus übergetreten war und noch im selben Monat katholisch geheiratet hatte:

40 S.RR.SS., AA.EE.SS, Pos. 1054, Italia, 1938, fasc. 736. Unterstreichung im Original. Zur ersten von Valeriani am Ende erwähnten Person habe ich keinerlei Hinweise gefunden; zu Domenico Tardini (1888–1961), Pro-Staatssekretär für die außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten bis 1937 und von diesem Jahr an zusammen mit Montini Substitut im Staatssekretariat vgl. den Online-Lexikonartikel der Enciclopedia Treccani: http://www.treccani.it/enciclopedia/tag/domenico-tardini/; 28. 10. 2015.

41 S.RR.SS., AA.EE.SS, Pos. 1054, Italia, 1938, fasc. 736.

„Hochw. Exzellenz möge verzeihen, wenn ich zwei Minuten Eurer wertvollen Zeit raube. Ich habe hier in meiner Pfarrei zwei ungarische Juden, die im vergangenen August getauft worden sind und geheiratet haben. Das war keine Zweckkonversion, hatten sie doch schon vorher eines ihrer Kinder taufen lassen und besuchten bereits die Kirche. Nun müßten sie allerdings in ihr Land zurückkehren. Vorher wollten sie jedoch wissen, ob tatsächlich keine Möglichkeit besteht, über irgendeine kirchliche Autorität durchzusetzen, daß sie bleiben. Ich habe in ihnen keinerlei Hoffnung geweckt. Allerdings habe ich ihnen gesagt, daß ich mich informieren wolle. Wenn Eure Exz. überzeugt ist, daß tatsächlich nichts zu machen ist, so schreiben Sie mir wenigstens, damit ich ihnen einige Worte des Trosts spenden und das mütterliche Bemühen der Kirche zeigen kann. Eure Exzellenz möge verzeihen, daß ich Euch ein wenig Ungemach bereite, und sei meiner ergebensten Hochachtung versichert. G. Batta Borgo."[42]

In den Worten des Priesters kommt ein gewisser Zweifel daran zum Ausdruck, daß das Ehepaar gerettet werden könne; insofern er ihm keine Hoffnung machte, sondern Worte des Trostes spendete, akzeptierte er für sie bereits die Perspektive eines zukünftigen Exils. Bemerkenswert am Inhalt dieser wenigen Zeilen ist, daß neben der Lage, in der sich das ungarische Ehepaar befand, auch das Selbstbild der Kirche eine zentrale Rolle spielte, wollte man doch vermitteln, daß sie sich „mütterlich" um das Schicksal der Verfolgten sorgte, auch wenn sie sie nicht retten konnte. Im Gegensatz zu dem zuvor behandelten Fall antwortete nun nicht Montini selbst, sondern ein anonymer Angestellter aus dem Amt für die außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten, der sich überdies nicht an den Pfarrer, sondern an den Bischof der lombardischen Stadt, Giacinto Tredici, wandte.[43] In den Archiven findet sich nur ein Briefentwurf mit einigen Korrekturen und Zusätzen; es bleibt offen, ob sie in die möglicherweise verlorengegangene offizielle Endfassung eingegangen sind.

„Hochwürdigste Exzellenz, der hochw. Probst von S. Lorenzo dieser Stadt hat an S. Exz. Monsignor Montini, Substitut des Staatssekretariats Seiner Heiligkeit, einen Brief gesandt, der an unser dafür zuständiges Büro weitergeleitet wurde. Darin wird nachgefragt, ob die Möglichkeit besteht, für zwei Juden ungarischer Herkunft, die seit einigen Monaten Katholiken sind, eine Ausnahme von den jüngst erlassenen regierungsamtlichen Bestimmungen zur Verteidigung der Rasse zu erreichen, wonach die ausländischen Juden das italienische Territorium bis zum 12. März 1939 zu verlassen haben. Eure hochwürdige Exzellenz möge so gefällig sein, den erwähnten Herrn Probst wissen zu lassen, daß man diesbezüglich keine übermäßige Hoffnung haben ~~darf~~ kann, denn die Artikel des Gesetzesdekretes bezüglich der ausländischen Juden ~~sind~~ scheinen strikt bindend zu sein. Es wäre jedoch angezeigt, ~~in Erwägung der freundschaftlichen Bindungen zwischen Italien und Ungarn~~, daß die Betroffenen ein Gesuch an die Kommission im Innenministerium richteten, die damit beauftragt ist, die Sache der Juden im Einzelfall zu untersuchen."[44]

42 Ebd.

43 Giacinto Tredici (1880–1964) war Bischof von Brescia von 1933 bis zu seinem Tod. Seine jahrzehntelange bischöfliche Tätigkeit in der Lombardei vom Ersten Weltkrieg bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil rekonstruiert M. Lovatti, Giacinto Tredici vescovo di Brescia in anni difficili, Brescia 2009.

44 S.RR.SS., AA.EE.SS, Pos. 1054, Italia, 1938, fasc. 736.

Die Korrekturen sind vorrangig diplomatischer Natur, d. h. sie schwächen einerseits stark konnotierte Begriffe ab („können" für „müssen/nicht dürfen", „scheinen" für „sein"), andererseits vermeiden sie Ausdrücke, die sich zu sehr auf die aktuelle politische Lage beziehen (hier der Hinweis auf das freundschaftliche Verhältnis zwischen Italien und Ungarn). Darüber hinaus muß geklärt werden, warum Montini und Batta Borgo bei der Antwort übergangen wurden und sich der Briefwechsel zwischen der anonymen Figur aus dem Büro für die außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten und dem Bischof von Brescia vollzog. Möglicherweise hielt es der Heilige Stuhl für besser, die Lösung des Problems nicht Montini, sondern zwei anderen Amtsstellen zu übertragen, die innerhalb der kirchlichen Hierarchie andere Aufgaben erfüllten und andere Kompetenzen besaßen. Auf jeden Fall ist es interessant festzustellen, daß ein Pfarrer aus der Provinz sich problemlos und ohne Vermittlung einer einflußreicheren Person – in diesem Fall Giacinto Tredicis – an die vatikanischen Behörden wenden konnte, während die Kurie es vorzog, ihre Antwort dem Bischof durch eine vom Bittsteller ursprünglich nicht vorgesehene Figur zukommen zu lassen.

Im dritten und letzten unter diesem Punkt herangezogenen Dokument kommt die dringliche Notwendigkeit zum Ausdruck, eine Lösung für die zahlreichen aus einer Mischehe hervorgegangenen Kinder zu finden. So schrieb der Bischof von Triest und Capodistria, Monsignor Antonio Santin,[45] am 28. September an Eugenio Pacelli:

> „Hochwürdige Eminenz, der Schreiber, Bischof der Vereinigten Diözesen von Triest und Capodistria, fühlt sich verpflichtet, auf einen schwerwiegenden Nachteil hinzuweisen, der sich aus der Anwendung der jüngst von der Regierung erlassenen Schulrichtlinien für die Kinder israelitischer Eltern ergibt. Wir haben hier in Triest eine Reihe katholischer Kinder von Eltern, die vom Judentum übergetreten sind und folglich nach dem Wortlaut des Gesetzes als Israeliten betrachtet werden, so daß sie nach den erwähnten Richtlinien die israelitischen Schulen besuchen müßten. So erweist sich eine Maßnahme als dringlich, die die Situation klärt und die Vorgenannten davon befreit, jene Schulen zu besuchen, denn dies würde eine große Gefahr für ihren Glauben und eine Absurdität gegenüber dem Staat bedeuten."[46]

Santin wollte also möglichst schnell in Erfahrung bringen, wie man mit Kindern aus Mischehen umgehen solle, die die katholischen Schulen besuchten. Die Dringlichkeit, mit der der friaulische Bischof schrieb, deutet darauf hin, daß das Problem angesichts der besonderen Geschichte Triests und seiner facettenreichen religiösen Verhältnisse alltägliche Sorge bereitete. Dieses dringende Bedürfnis zu wissen, was

45 Antonio Santin (1895–1981), Bischof von Fiume seit 1933 und ab März 1938 von Triest und Capodistria, war einer der wenigen italienischen Bischöfe, die offen und offiziell gegen die Einführung der faschistischen Rassengesetze protestierten. Vgl. P. Blasina, Mussolini, Mons. Santin e il problema razziale (settembre 1938), in: Qualestoria 21 (1991), S. 189–196; Mazzini, Ostilità convergenti (wie Anm. 7), S. 116–125.

46 S.RR.SS., AA.EE.SS, Pos. 1054, Italia, 1938, fasc. 732.

denn zu tun sei, findet sich ähnlich in den zahlreichen Depeschen, Telegrammen und Schreiben, die sich in den vatikanischen Archiven befinden; sie zeigen, daß genaue Direktiven des Heiligen Stuhles fehlten und die Bischöfe, in deren Händen ab 1938 die Anerkennung bzw. Nichtanerkennung der katholischen Zugehörigkeit und damit die Entscheidung über Leben und Tod lag, weitgehend desorientiert waren.

3.3 Diese kleinere thematische Gruppe faßt die Dokumente und Schreiben zusammen, die von der römischen Kurie an die italienischen Bischöfe und andere dem Heiligen Stuhl zugehörige Personen zur Frage der Konvertiten und Konversionen gesandt wurden. Zum Teil sind bereits unter dem zweiten Punkt einige Antworten angesprochen worden, die nun eingehender behandelt werden sollen.

Die drei hier herangezogenen Dokumente stammen aus der Feder Eugenio Pacellis und werden im Zusammenhang wiedergegeben, um das sprachliche Register deutlich hervortreten zu lassen, das eine der einflußreichsten Persönlichkeiten beim Heiligen Stuhl in jenen dramatischen Monaten des Jahres 1938 wählte. Das erste Schreiben war an den Bischof von Fiume, Giovanni Regalati, gerichtet:

> „Ich beeile mich auf Ihre geschätzte Nachricht zu antworten. Was Sie zur Anzeige bringen, wie auch die besondere Lage, in die die katholischen Juden in Italien aufgrund der jüngst von der Regierung erlassenen Bestimmungen geraten sind, wird vom Heiligen Stuhl, der ~~in berechtigter Sorge~~ die geeigneten Schritte eingeleitet hat, mit wacher Aufmerksamkeit verfolgt. Es wird mir eine Pflicht sein, Sie sofort zu informieren, sobald dieses Staatssekretariat in der Lage ist, Ihnen diesbezüglich Mitteilung zu machen (28. September 1938)."[47]

Der Bischof von Modena, Avito Biagi, erhielt folgenden Brief:

> „Erlauchter, ehrwürdigster Herr, der geschätzte, von Euer Hochwohlgeboren am 17. dieses Monats an dieses Sekretariat gesandte Brief zu der vom hiesigen Königlichen Schulamt an das Erziehungsministerium gerichteten Frage bezüglich der Jugendlichen jüdischer Herkunft, die aufgrund der Erklärung, daß sie sich vor dem 1. Oktober p[er] p[rocura] zum Katechismus angemeldet hatten, bereits in die Mittelschule aufgenommen worden waren, ist eingetroffen. Ich versichere Ihnen, daß das Staatssekretariat sich mit der Frage befassen und Sie über die Ergebnisse der unternommenen Schritte informieren wird, und nehme die Gelegenheit wahr, Ihnen mein Gefühl vorzüglicher Hochachtung auszudrücken (22. November 1938)."[48]

Dem Direktor des „Osservatore Romano" schließlich antwortete er:

---

47 Ebd. Ich habe aus dem Entwurf zitiert, denn der an Regalati abgegangene Brief ist in seinem Wortlaut identisch, sieht man von der vielsagenden Streichung ab.

48 S.RR.SS., AA.EE.SS, Pos. 1054, Italia, 1938, fasc. 735.

„Ich habe die anonymen Briefe an den ‚Osservatore Romano' erhalten, in denen um Hilfe für die Juden und die katholischen Juden gefleht wird.
Nichts zu machen! (20. November 1938)."[49]

Daß Pacelli auf diese und viele weitere Briefe, in denen es um das Problem ging, wie man sich in der Frage der katholischen Juden, der „Mischlinge" und der Konversionsanträge verhalten solle, ausweichend antwortete, springt ins Auge, bedarf aber gleichwohl einer Erklärung. Nach dem Gesetz vom 17. November, mit dem das Regime das Konkordat von 1929 offen verletzte, blieben dem Heiligen Stuhl nur wenige Optionen. Entweder verurteilte er dieses Vorgehen und riskierte dabei den Abbruch der diplomatisch-politischen Beziehungen mit dem Regime, oder er suchte einen Weg der Koexistenz, um auf diese Weise die Rechte der Kirche über nicht offizielle Kanäle zu verteidigen. Die römische Kurie wählte die zweite Linie, die mit Pacellis Wahl zum Papst im Februar 1939 noch bekräftigt wurde; das neue Oberhaupt der katholischen Kirche war in der Tat weit geneigter als sein Vorgänger, zu einer friedlichen Koexistenz mit dem italienischen Faschismus und, allgemeiner, den europäischen Faschismen zu gelangen.

Das Schicksal, das die katholischen Juden und die anderen Konvertiten ab 1938 traf, das Vorgehen der faschistischen Polizei zwischen 1943 und 1945, die Unzugänglichkeit der archivalischen Quellen sowohl auf jüdischer als auch auf vatikanischer Seite – all dies sind Probleme, die bis heute keine Antwort bzw. Lösung gefunden haben und damit eine funktionale Rekonstruktion erschweren, um dieses wichtige Kapitel der nazifaschistischen Verfolgung zu begreifen und zu kontextualisieren.

49 Ebd., fasc. 738.

Forum

Martin Baumeister

Standortfragen

Die Debatten um die Internationalisierung der deutschen Geisteswissenschaften und das Deutsche Historische Institut in Rom

1. Einleitung
2. Internationalisierung zwischen nationalen Interessen und dem Aufbau eines „Europäischen Forschungsraums"
3. Rom als Laboratorium der „Internationalisierung"
4. Expertise, Vertrauen, Nachhaltigkeit

Riassunto: Il discorso relativo all'internazionalizzazione delle scienze umanistiche tedesche è uno dei punti centrali sull'attuale agenda della politica della scienza in Germania. L'autore delinea come il postulato di internazionalizzazione sia asceso, sul piano politico-scientifico, a „obiettivo principale" per orientare le organizzazioni tedesche di ricerca e di scambio, e in particolare per indirizzare la costruzione di uno „Spazio europeo di ricerca". Riferendosi all'Istituto Storico Germanico di Roma, egli propone di avvalersi nei dibattiti sull'internazionalizzazione opportunamente delle esperienze pluriennali degli istituti di ricerca tedeschi all'estero per contrastare tendenze unilaterali e visioni restrittive, e di vagliare al contempo criticamente le influenze esercitate dalle attuali strategie e politiche dell'internazionalizzazione sul lavoro e sull'autoconcezione degli istituti all'estero.

Abstract: The debate over the internationalization of the German humanities is one of the central points on the current agenda for academic policy in Germany. The author describes how the postulate of internationalization has risen, on the level of the politics of science, to become a „principal objective" orienting German research and exchange organizations and in particular governing the construction of a „European Research Area". With reference to the German Historical Institute in Rome, he suggests making appropriate use of the long experience of German research institutes abroad in the debate over internationalization to combat unilateral tendencies and restrictive visions, and at the same time to critically assess the influences exerted by the current strategies and policies of internationalization on the work and self-conception of the institutes abroad.

1. Die Rede von der Internationalisierung der deutschen Geisteswissenschaften gehört, zusammen mit anderen Reizbegriffen wie Innovation, Interdisziplinarität und Exzellenz, zu den zentralen Stichworten in Positionspapieren und Verlautbarungen

deutscher Wissenschaftspolitik. Dergleichen Stellungnahmen übergehen langjährige Erfahrungen der „Internationalisierung" jenseits aktueller Programme und Parolen. So profilieren sich die in der Max Weber Stiftung zusammengefassten Institute seit vielen Jahrzehnten in sehr unterschiedlichen kulturellen und nationalen Kontexten als exponierte Akteure der Internationalisierung. Dieser Artikel plädiert mit Bezug auf das Deutsche Historische Institut in Rom dafür, diese Erfahrungen in die gegenwärtigen Debatten einzubringen, zur Erhellung der im Containerkonzept der „Internationalisierung" verpackten Interessen und Politiken, aber auch als Impuls für eine produktive Vertiefung und Belebung der Diskussion. Zugleich wird gefragt, inwieweit sich einschlägige aktuelle Bestrebungen auf die Arbeit und das Selbstverständnis einer Institution wie des römischen DHI auswirken können. Die Formulierung von Strategien und Programmen der Internationalisierung ist ein Geschäft der Wissenschaftspolitik und eng eingegrenzter Expertenzirkel. Die betroffenen Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen nehmen sie allenfalls kursorisch wahr, vor allem wenn es um die Umsetzung bereits beschlossener Maßnahmen geht. Aufgrund dieses Informationsdefizits wird eingangs die Bedeutung des Internationalisierungspostulats auf den aktuellen wissenschaftspolitischen Agenden erörtert.

2. 2008 formulierte die Bundesregierung in einem Grundsatzpapier zum ersten Mal eine explizite Strategie zur Internationalisierung von Wissenschaft und Forschung mit dem Ziel, Deutschlands Position gemäß seiner gewachsenen internationalen Rolle in der globalen Wissensgesellschaft zu stärken. Dazu gelte es, „im kontinuierlichen internationalen Vergleich das beste Wissen, die optimalen Strukturen und zielführendsten Prozesse [zu] identifizieren und für den Wissenschafts- bzw. den Innovationsstandort Deutschland nutzbar [zu] machen".[1] Die in dem Papier beschworene Trias von Erkenntnisgewinn, Produktivitätsfortschritten und wirtschaftlichem Wachstum macht deutlich, dass in diesem Szenario einer wachsenden Internationalisierung im Angesicht der Globalisierung die entscheidenden Adressaten die Natur- und Technikwissenschaften bilden, die zur Bewältigung globaler Herausforderungen wie Klimawandel, Energieversorgung, der Bekämpfung von Armut und Infektionskrankheiten oder zur Lösung von Fragen der Sicherheit und Migration beitragen sollen. Aber auch den Kultur- und Geisteswissenschaften wird ausdrücklich eine Funktion bei der Bearbeitung dieser internationalen Aufgaben zuerkannt: „Um diesen Prozess auch politisch weiter zu gestalten, bedarf es der wissenschaftlichen Reflexion, um Trends, Ursachen und Folgen der Globalisierung zu beschreiben und zu erklären" (ibid.). Deutschland wird dabei als „zentraler Motor der europäischen

1 Bundesministerium für Bildung und Forschung, Deutschlands Rolle in der globalen Wissensgesellschaft stärken. Strategie der Bundesregierung zur Internationalisierung von Wissenschaft und Forschung, Berlin 2008 (http://www.bmbf.de/pubRD/Internationalisierungsstrategie.pdf; 17. 9. 2015), S. 10.

Zusammenarbeit" in Politik, Wirtschaft und Wissenschaft und „Thementreiber" bei der Verwirklichung des überaus ehrgeizigen, in der sog. Lissabon-Strategie des Europäischen Rats 2000 formulierten Vorhabens, „Europa zum international wettbewerbsfähigsten wissensbasierten Wirtschaftsraum zu entwickeln", vorgestellt.[2] Das auf eine Zehnjahresfrist hin formulierte Ziel der Europäischen Union, die sich damit als zentrales europäisches Sprachrohr einer technokratisch durchzusetzenden „neo-liberalen" Zukunftsvision profilierte,[3] muss fünf Jahre nach Überschreiten der Deadline, nicht nur angesichts der Auswirkungen der Finanz- und Wirtschaftskrise, als endgültig gescheitert betrachtet werden. Dem Internationalisierungsimpetus der deutschen Wissenschaftspolitik hat dies allerdings keinen Abbruch getan, sondern diesen vielmehr weiter gestärkt und befördert. Insbesondere aus Sicht des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) gilt die 2008 formulierte Strategie der Bundesregierung als „Paradigmenwechsel in der internationalen Dimension der Bildungs-, Forschungs- und Innovationspolitik", die nunmehr ressortübergreifend und ressortgetrieben verfolgt werden könne.[4]

Wurde das Strategiepapier der Bundesregierung überwiegend mit Blick auf die anwendungsorientierten Natur- und Technikwissenschaften formuliert, so legte das BMBF 2014 ein spezifisch auf die Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften zugeschnittenes Rahmenprogramm vor, in dem die Internationalisierung der drei anvisierten Wissenschaftsfelder neben Maßnahmen der Strukturbildung und der Stärkung des wissenschaftlichen Nachwuchses als eines von drei eng ineinander verschränkten Kernzielen fungiert. Als Mittel der Internationalisierung werden von Seiten des Ministeriums ausdrücklich die Unterstützung der Max Weber Stiftung, die Stärkung der Regionalstudien, die Förderung der Käte Hamburger Kollegs sowie der Aufbau eines neuen Förderformats, sog. Internationaler Kollegs, genannt.[5] Einen zentralen Fluchtpunkt des Rahmenprogramms bildet das ebenfalls 2014 gestartete, auf sieben Jahre angelegte europäische Forschungsrahmenprogramm „Horizont 2020". Das deutsche Rahmenprogramm ist explizit als „Brücke" zum europäischen Rahmenprogramm konzipiert, dem mit nahezu 80 Milliarden Euro ausgestatteten, als weltweit größtem transnationalem Förderprogramm für Forschungsprojekte angepriesenen EU-Topf. Internationalisierung bedeutet somit insbesondere die erfolgreiche Abschöpfung europäischer Mittel, mithin die Integration in den in den letzten Jahren offensiv aus-

2 Ibid., S. 9, 16.

3 A. Wirsching, Demokratie und Globalisierung. Europa seit 1989, München 2015, S. 77 f.

4 Bundesministerium für Bildung und Forschung, Internationale Kooperation. Aktionsplan des Bundesministeriums für Bildung und Forschung, Berlin 2014 (http://www.bmbf.de/pub/Aktionsplan_Internationale_Kooperation.pdf; 17. 9. 2015), S. 19.

5 Bundesministerium für Bildung und Forschung, Das Rahmenprogramm Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften. Forschung für die Gesellschaft von morgen, Berlin 2014 (http://www.bmbf.de/pub/Rahmenprogramm_Geisteswissenschaften.pdf; 17. 9. 2015), S. 36.

gebauten „Europäischen Forschungsraum“.[6] In den 1970er Jahren waren erste Vorschläge formuliert worden, analog zur wirtschaftlichen und politischen Integration der Europäischen Gemeinschaft einen „Binnenmarkt“ für europäische Forschung zu schaffen. Nach dem Start eines noch sehr beschränkten, auf die Gewinnung privater Mittel angelegten ersten Forschungsrahmenprogramms 1984 wurde erst 2009 mit dem Vertrag von Lissabon eine grundlegende Neuausrichtung der europäischen Forschungspolitik im Sinn der Etablierung eines „Europäischen Forschungsraums“ vollzogen: Forschungsförderung wurde nun nicht mehr primär als an wirtschaftlichen Interessen ausgerichtete Industrieförderung verstanden, sondern zunehmend „akademisiert“ durch ein verstärktes Gewicht der Grundlagenforschung und die Einbeziehung der Geistes- und Sozialwissenschaften. Zudem wurde nun konsequent auf die Etablierung einer autonomen EU-Forschungspolitik hingearbeitet. Der Lissabon-Vertrag legte die Verwirklichung des „Europäischen Forschungsraums“ als eine zentrale Aufgabe der Europäischen Union fest und stattete diese mit entsprechenden Kompetenzen in einer parallelen Zuständigkeit zu derjenigen der Mitgliedsstaaten aus. Mit der Wirtschafts- und Finanzkrise verstärkten sich freilich Gegentrends zu einer „Akademisierung“ der europäischen Forschungsförderung, die ohnehin ständig Gefahr lief, zum Zwecke einer Stärkung von „Innovation“ und „Wettbewerbsfähigkeit“ der Staaten der Union instrumentalisiert zu werden, und deren Anwendungsorientierung nun mehr denn je mit Bezug auf aktuelle gesellschaftliche Herausforderungen eingefordert wurde. Auch nach der Proklamation eines „Europäischen Forschungsraums“ wird, bis heute, die Fragmentierung und mangelnde Integration europäischer Forschung und Forschungsförderung kritisiert, die, so Ernst Ludwig Winnacker, der erste Generalsekretär des Europäischen Forschungsrats, nichts anderes sei als die Summe der Maßnahmen auf einzelstaatlicher und EU-Ebene.[7]

Man kann die Karriere des Postulats einer Internationalisierung von Wissenschaft und Forschung inkl. der Geistes- und Sozialwissenschaften zum „Kernziel“ der deutschen Wissenschaftspolitik ohne diese grundlegenden Veränderungen auf europäischer Ebene nicht verstehen. Allerdings lässt sich die Internationalisierungskonjunktur keineswegs vollständig mit dem Anliegen einer möglichst weitreichenden Partizipation am Ausbau des „Europäischen Forschungsraums“ erklären. Es erübrigt sich fast darauf hinzuweisen, dass die alte Bundesrepublik lange schon vor dem immer lauter werdenden Ruf der Politik nach Internationalisierung eine mächtige Phalanx von Forschungs- und Mittlerorganisationen aufgebaut hatte, die teilweise

6 Hierzu und zum Folgenden: J. Stamm, Europas Forschungsförderung und Forschungspolitik – auf dem Weg zu neuen Horizonten?, Berlin 2014 (= Wissenschaftspolitik im Dialog, Heft 9/2014 – http://www.bbaw.de/publikationen/wissenschaftspolitik_im_dialog/BBAW_Wissenschaftspolitik-im-Dialog-9.pdf; 17. 9. 2015), S. 22–25.

7 E. L. Winnacker, Europas Forschung im Aufbruch – Abenteuer in der Brüsseler Bürokratie, Berlin 2012, S. 22, zit. nach Stamm, Europas Forschungsförderung (wie Anm. 6), S. 22.

auf Vorläuferinstitutionen aus der Vorkriegszeit zurückblicken können und die, direkt oder indirekt, der Internationalisierung der (west-)deutschen Wissenschaft aus einer zunächst spezifisch nationalen Perspektive dienen. Im 2014 vorgelegten Aktionsplan des BMBF zur internationalen Wissenschaftskooperation sind diese Organisationen als zentrale Agenten der Internationalisierungspolitik genannt: als Mittlerinstitutionen der Deutsche Akademische Austauschdienst und die Alexander von Humboldt-Stiftung, als Forschungsorganisationen die Max-Planck- und Fraunhofer-Gesellschaft sowie die Helmholtz- und Leibniz-Gemeinschaft, überdies als wichtigste Förderagentur die Deutsche Forschungsgemeinschaft. Alle diese Organisationen präsentieren nunmehr als Antwort auf die aktuellen Strategiediskussionen ihre eigene „Internationalisierungsstrategie", lediglich die DFG und die Alexander von Humboldt-Stiftung stellen, programmatisch verhaltener, „nur" Grundlinien ihres „internationalen Handelns" vor.[8]

Deutschland investiert, wie kaum ein anderer Staat weltweit, seit langem in großem, in den letzten Jahren wachsendem Umfang öffentliche Gelder in den internationalen Austausch von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen sowie in internationale Forschungskooperationen. In seinen Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften 2006 konstatierte der Wissenschaftsrat die international hohe Präsenz dieser Wissenschaftsdisziplinen und kritisierte pauschale Forderungen nach deren stärkerer Internationalisierung. Damit sehe man „an der längst etablierten Organisation und Praxis exzellenter geisteswissenschaftlicher Forschung in Deutschland vorbei".[9] Über Jahrzehnte hinweg wurden reichhaltige Erfahrungen in unterschiedlichen Bereichen und Dimensionen der „Internationalisierung" gesammelt, die in die aktuellen Internationalisierungsdiskursen nur unzulänglich einbezogen oder gar daraus ausgeblendet werden. Dazu zählen auch die Aktivitäten der Institute der Max Weber Stiftung, die in der Auflistung des BMBF zur „Internationalen Kooperation" fehlt. Dies mag verwundern, gehört die Stiftung doch nicht nur in den Geschäftsbereich des Ministeriums, sondern stellt überdies die einzige Organisation des Bundes dar, die ausschließlich im Ausland angesiedelte deutsche Forschungsinstitute im Bereich der Geistes- und verwandter Wissenschaften in sich vereint und damit vornehmlich auf die „Internationalisierung" dieser Disziplinen ausgerichtet ist. Gegen einseitige Verengungen und Verkürzungen der Debatten sollte man also aus der Sicht der Institute der Max Weber Stiftung einerseits die Frage diskutieren, welche Konsequenzen aus den Erfahrungen der Auslandsinstitute für die Internationalisierungsdebatten gezogen werden können. Andererseits gilt es aber auch kritisch zu beleuchten, in welcher Weise sich aktuelle Strategien und

8 BMBF, Internationale Kooperation (wie Anm. 4), S. 23–30.

9 Wissenschaftsrat, Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften 2006, Köln 2005 (http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/geisteswissenschaften.pdf; 17. 9. 2015), S. 17.

Politiken der Internationalisierung auf Arbeit und Selbstverständnis der Auslandsinstitute sowie auf die Stiftung insgesamt auswirken bzw. auswirken können.

3. Von Rom aus bietet sich hier eine besondere Perspektive. Bekanntlich ist die „ewige Stadt" nicht nur Sitz des ersten Deutschen Historischen Instituts, sondern zweier weiterer geisteswissenschaftlicher Auslandsinstitute in öffentlicher Trägerschaft, der ersten Außenstelle und zugleich Keimzelle des beim Auswärtigen Amt ressortierten Deutschen Archäologischen Instituts und der der Max Planck Gesellschaft angehörigen Bibliotheca Hertziana. Die drei römischen Institute bewegen sich in einem vielfältigen Umfeld internationaler geisteswissenschaftlicher Forschungseinrichtungen, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg in einem eigenen Verbund, der *Unione Internazionale degli Istituti di Archeologia, Storia e Storia dell'Arte di Roma*, zusammenschlossen. Rom stellt zwar mit dieser Konstellation, nicht nur was die deutsche Forschungspräsenz im Ausland anbelangt, eine Ausnahmesituation dar, aus der sich jedoch, über einen Zeitraum von fast 200 Jahren, seit den Anfängen des Archäologischen Instituts 1829, Grundelemente und Probleme der „Internationalisierung" der Geisteswissenschaften ablesen lassen. Eine Beschäftigung mit der Geschichte der römischen Einrichtungen sollte somit mehr sein als ein Akt antiquarischer Gelehrsamkeit, d. h. immer auch zur kritischen Selbstvergewisserung, zur Relativierung und Präzisierung aktueller wissenschaftspolitischer Forderungen und Positionen beitragen. Rom bezeichnet in der deutschen und internationalen Forschungspolitik im Spiegel der dort eingerichteten Institutionen mehr als einen bloßen „Standort", dessen überragende Bedeutung und Attraktivität sich aus den dort in Archiven, Bibliotheken und Museen gesammelten sowie durch Ruinen und Bauwerke repräsentierten Ressourcen und Objekten erklären ließe. Diese Verdichtung kultureller Überlieferung und vielfältiger Bedeutungszuschreibungen begründet die Rolle Roms als eines zentralen neuralgischen Punkts auf den mentalen Landkarten der westlichen Welt und darüber hinaus, der in einer Fülle von Metaphern, vom „Nabel der Welt" bis zum „Welt-Ort", Ausdruck findet. Was für Rom gilt, trifft auch für die Partnereinrichtungen zu: In keinem Fall lässt sich die Einrichtung und die Arbeit eines Auslandsinstituts ohne Bezug auf derartige Prozesse des *mental mapping* erklären.

In der Geschichte der römischen Forschungsinstitute werden durchaus widersprüchliche Motive der „Internationalisierung" deutscher geisteswissenschaftlicher Forschung deutlich: das grundlegende Movens des Interesses am Fremden, das auch als „Eigenes" anverwandelt wird wie in den vielschichtigen Unternehmungen der Wiederentdeckung und Anverwandlung der klassischen Antike; nationale Konkurrenz und Wettbewerb, so um den Zugang zu „Basisressourcen" der Forschung wie im internationalen Wettlauf um den Zugang zu den Beständen des Vatikanischen Geheimarchivs, dessen Öffnung den Anlass für die Einrichtung einer Reihe internationaler Forschungsinstitute, darunter der „Preußischen Historischen Station", des späteren Deutschen Historischen Instituts, gab; schließlich auch die Abhängigkeit von kulturellen und politischen Konjunkturen: So begann die Geschichte des DHI

im Zeichen von Konfessionalismus und wilhelminischem Nationalismus, während die Anfänge des Archäologischen Instituts seit den späten zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts wie auch die Stiftung der Bibliotheca Hertziana durch die Mäzenin Henriette Hertz an die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg dem kosmopolitischen Geist einer internationalen Gelehrtengemeinschaft verpflichtet waren. Die lange Geschichte der römischen Institute verzeichnet zwei existenzbedrohende Zäsuren durch die beiden Weltkriege und ihre Nachwirkungen, illustriert aber auch die Erfolge eines langjährigen internationalen Austauschs, ohne den die Neueröffnung der Institute nach einer zehnjährigen Schließung 1953 nicht zu verstehen wäre. Die Nachkriegsgeschichte des Deutschen Historischen Instituts, das nunmehr als Pionier in einer Reihe seit Ende der fünfziger Jahre neu gegründeter historischer Auslandsinstitute fungierte, stand im Kontext der Demokratisierung und der fortschreitenden europäischen Integration. Auch wenn das Institut stets die Autonomie und Unabhängigkeit der Forschung verteidigte, so richteten sich seine Aktivitäten auch, vor allem im Hinblick auf die „Aufarbeitung" der jüngsten deutsch-italienischen Vergangenheit der Jahre des Weltkriegs, auf die Bereitstellung historischer Expertise in Justiz und Politik. Historische Forschung im binationalen Kontext – im Falle Roms müsste man mit Blick auf den Vatikan gar von multilateralen Beziehungen sprechen – war und ist hier nie völlig frei von „kulturpolitischen" Implikationen.

Nach 1989 hat sich der politische Rahmen, in dem sich das römische DHI wie auch alle anderen deutschen Auslandsinstitute bewegt, verschoben. Weiterhin schuf die Gründung der Stiftung DGIA 2002, 2012 nach Max Weber benannt, die eine Reihe deutscher Auslandsinstitute, darunter auch das römische Historische Institut, zunächst ohne ein explizites Konzept der „Internationalisierung" zusammenführte, nicht nur einen neuen organisatorischen Rahmen, sondern brachte kurz- und langfristig wirksame Impulse für das Selbstverständnis und die Arbeit der Institute mit einer Stärkung des wechselseitigen Austauschs, neuen Ressourcen und Kooperationsmöglichkeiten, aber auch wachsende Abhängigkeiten von wechselnden wissenschaftspolitischen Erwartungen und institutionellen Eigendynamiken Bonns.

4. Die lange Geschichte des römischen DHI kann zur Reflexion über forschungspolitische Maßgaben und Konjunkturen anregen, die im Zeichen des dominanten Leitbilds befristeter Projektforschung einem ständigen Beschleunigungsdruck unterliegen. Die dauerhafte Institutionalisierung der Auslandsinstitute bildet in den aktuellen Internationalisierungsdebatten nicht mehr das Modell, sondern geradezu die Ausnahme, meist mit dem Verweis auf die Kosten und die Schaffung nur schwer zu modifizierender „Pfadabhängigkeiten". Gelegentlich wird die Verstetigung ausgerechnet mit dem Verweis auf Max Weber, genauer auf sein Bild von der Wissenschaft als ständig zum Neuaufbruch rüstender Karawane, moniert. Und dennoch bildet sie die notwendige Voraussetzung für den Aufbau von Expertise und Vertrauen und damit von Nachhaltigkeit, drei tragende Säulen geisteswissenschaftlicher Forschung im Ausland. Auch in Zeiten ausgreifender virtueller Welten bleibt die mate-

rielle „Verortung" von Wissenschaft und Wissenschaftlern/innen, ihre Bindung an und Bezogenheit auf ein konkretes räumliches und soziales Umfeld, unabdingbar für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem „Fremden", um eine mögliche Kurzformel für „Internationalisierung" zu benutzen. Forschen vor Ort – und das heißt auch Forschen mit den Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen vor Ort – stellt ein Grundprinzip der Institute der Max Weber Stiftung dar. Im Fall Roms hat der Gang deutscher Historiker/innen ins Ausland auf der Suche nach Quellen zu einer, zunächst unbeabsichtigten, internationalen Öffnung, im binationalen deutsch-italienischen wissenschaftlichen Austausch und im alltäglichen Verkehr mit der in der italienischen Hauptstadt versammelten internationalen Forschercommunity, beigetragen. Aus der Institutionalisierung der „Preußischen Station" heraus erfolgte der Aufbau eines belastbaren, politische Wechselfälle überdauernden Netzwerks; aus den langjährigen Forschungen in Italien entstand wertvolles fachliches und kulturelles Wissen; im beständigen wechselseitigen Umgang erwuchs Vertrauen als Basis einer Internationalisierung, die in den Formeln von Markt und Wettbewerb nicht adäquat wiedergegeben wird, sondern sich mit dem modischen Begriff der Nachhaltigkeit beschreiben lässt.

Auslandsinstitute wie das römische DHI bilden Widerlager gegen eine Verengung der Internationalisierungsbemühungen auf Anwendungsorientierung und unmittelbare „Verwertbarkeit". Als Dauereinrichtungen bieten sie einen geeigneten Rahmen für Grundlagenforschung, die ihrerseits wiederum der Ermöglichung weiterführender Forschung dienen muss. In ihrer Ausrichtung auf die Geisteswissenschaften liefern sie einen wichtigen Beitrag zur Arbeit an Fragen von Erinnerung und Identität, die über eine unmittelbare Ökonomisierung weit hinaus zielt oder genauer, sich gegen diese sperrt.[10] Als epochenübergreifend und interdisziplinär ausgerichtete Einrichtungen arbeiten sie mächtigen Trends hin zu extremer Spezialisierung und Parzellierung geisteswissenschaftlicher Forschung entgegen. Als geisteswissenschaftliche Auslandsinstitute tragen sie zu umfassenden Prozessen des interkulturellen Austauschs bei. Die Bedeutung und Aktualität einer solchen „kulturpolitischen" Funktion wird nirgends deutlicher als in der gegenwärtigen tiefgreifenden Krise Europas.

Folgen der aktuellen Internationalisierungspolitik für die Auslandsinstitute sind bislang nur schwer zu beurteilen. Es scheint, als ob sich politische Absichtserklärungen und Strategieformeln zumindest teilweise einfügen lassen in übergreifende Prozesse der Internationalisierung jenseits ministerieller Steuerungsvorgaben und -wünsche. Dazu gehört die Öffnung der Arbeit der Institute weit über den klassischen

10 Den im Rahmen der EU stattfindenden Internationalisierungsdebatten sind solche Kriterien, soweit ich sehe, bislang völlig fremd. Eine zentrale Rolle spielen sie allerdings in aktuellen strategischen Empfehlungen zum Umgang mit dem kulturellem Erbe in Europa: Cultural heritage counts for Europe. Full report, Krakau 2015 (http://www.encatc.org/culturalheritagecountsforeurope/wp-content/uploads/2015/06/CHCfE_FULL-REPORT_v2.pdf; 17. 9. 2015).

binationalen Horizont hinaus – der im Fall des römischen DHI, und nicht nur dort, ohnehin nie allein maßgeblich war. Begleitet und gefördert wird diese Öffnung von der wachsenden internationalen Mobilität auch von Geisteswissenschaftlern und Geisteswissenschaftlerinnen. So forschen heute am römischen Institut nicht nur eine ständig wachsende Zahl italienischer Historiker/innen und Musikwissenschaftler/innen, sondern Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen z. B. aus Großbritannien, Spanien, Russland oder Japan – dort, im Unterschied zu anderen Auslandsinstituten ein Novum. Man kann es als Vorteil begreifen, dass sich die geisteswissenschaftlichen Auslandsinstitute bislang eher im Schatten angestrengter Deklarationen zur Internationalisierung und deren Strategien bewegen. Sie profilieren sich, weitgehend unabhängig davon, in engem Austausch unter- und vielfältigen Kooperationen miteinander erfolgreich als internationale Zentren transnationaler interdisziplinärer Forschung, die in besonderer Weise von ihrem jeweiligen vielgestaltigen Forschungsumfeld und der engen Verschränkung der Wissenschaftskulturen von Gast- und Entsendestaat leben und profitieren. Freilich gilt umgekehrt, dass aktuelle politische Internationalisierungsdebatten zu den Geisteswissenschaften durch die Einbeziehung der Erfahrungen der Auslandsinstitute erheblich an Präzision und Substanz gewinnen könnten.

Forschungsberichte

Andreea Badea

Zwischen Dissimulation und Disziplinierung

Neue Literatur zur Geschichte der Buchzensur auf der italienischen Halbinsel

il mondo non più aborisce, né detesta i scrittori proibiti, ma li abbraccia e li ammira come quelli che con maniera singolare si allontanano dalla turba degli adulatori,
Ferrante Pallavicino[1]

Riassunto: La storia della censura libraria continua a costituire più dell'analisi di processi di censura libraria e di singoli casi. Da sempre, essa si inserisce nel contesto della storia sociale, culturale e delle idee. In Italia, in particolare, viene spesso praticata in un'ottica di storia politica. La ricerca degli ultimi anni ha collegato in maniera crescente la storia della stampa e del controllo dei libri a concetti come quelli della *libertas philosophandi* o della libertà di coscienza. Ha apportato importanti risultati ai fini della comprensione del processo – lungo e socialmente complesso – che si snoda fra la raccolta e l'organizzazione del sapere fino alla formazione di un'opinione individuale. Un tale processo ha richiesto, da parte delle autorità, un passaggio da pratiche di disciplinamento a pratiche di controllo del pubblico.

Abstract: The history of book censorship continues to involve more than the study of processes of book censorship and of individual cases. It has always been a part of social and cultural history and of the history of ideas. In Italy, in particular, it is often studied in the context of political history. The research of recent years has increasingly connected the history of the printing press and the control of books to concepts such as that of the *libertas philosophandi* or the freedom of conscience. It has yielded important results for an understanding of the – long and socially complex– process leading from the collection and organization of knowledge to the formation of an individual opinion. On the part of the authorities, this process required a transition from regulatory practices to practices involving control over the public.

Buchzensur und Meinungsfreiheit beschäftigen die Geisteswissenschaften jenseits von Fach- und Epochengrenzen bereits seit Jahrzenten, weil sie an die Grundfesten der westlich modernen Gesellschaft rühren. Zeitgeschichte, Literatur- und Kultur-

1 Ferrante Pallavicino, Il divortio celeste cagionato dalle dissolutezze della sposa romana et consacrato alla simplicità de' scropolosi christiani, zitiert nach M. Infelise, I padroni dei libri. Il controllo sulla stampa nella prima età moderna, Roma-Bari 2014 (Storia e Società), S. 209.

wissenschaft setzen sich intensiv mit Zensur im ehemaligen Ostblock beziehungsweise im zeitgenössischen China oder in der Türkei – um nur einige Länder zu nennen – auseinander, da Zensur als Gradmesser für Moderne und Demokratie gelten kann und der eigenen Selbstvergewisserung dient.[2] Wie sehr diese Begriffe gerade unter den Vorzeichen medialer Neuausrichtung ständiger Revision unterliegen, haben die Ereignisse der letzten Jahre und die sie begleitenden öffentlichen Debatten nachdrücklich gezeigt. Sie förderten die Beschäftigung mit Zensur auf wissenschaftlicher Ebene und führten zur verstärkten Hinterfragung der historischen Dimension der Zensur als Kommunikationsmedium. Dennoch soll und muss dabei die Alterität früherer Epochen mit Nachdruck betont werden, denn Zensur und Meinungsfreiheit wurden erst spät zu korrelativen Begriffen aus dem Arsenal unterschiedlichster Modernisierungsparadigmen: Davor stand die Zensur als Medium der Sozialdisziplinierung und hatte in diesem Zusammenhang – als selbstverständlich wahrgenommene – schützende und zugleich kontrollierende Funktion. „Die Zensur war ein normaler Zustand im frühneuzeitlichen Europa; ihre Grenzen waren die Grenzen ihrer Durchführbarkeit."[3]

Im Folgenden wird der Fokus maßgeblich auf die kirchliche Buchkontrolle gerichtet und ein Überblick über die in den letzten Jahren erschienene Forschungsliteratur zur Zensur im Italien der Frühen Neuzeit geboten.[4] Orientierungspunkt ist dabei der von Marco Cavarzere 2012 veröffentlichte Forschungsbericht.[5]

---

2 Um an dieser Stelle nur einige der Werke aus der Reihe größerer Überblicksdarstellungen zu nennen: C. M. Boyden, Internet censorship and freedom in China. Policies and concerns, New York 2013 (China in the 21st century); P. Roisko, Gralshüter eines untergehenden Systems. Zensur in Massenmedien in der UdSSR 1981–1991, Köln u. a. 2013 (Medien in Geschichte und Gegenwart 31); J. C. Behrends/Th. Lindenberger (Hg.), Underground publishing and the public sphere. Transnational perspectives, Wien u. a. 2014 (Wiener Studien zur Zeitgeschichte 6); J. Hartmann/H. Zapf (Hg.), Censorship and Exile, Göttingen 2015 (Internationale Schriften des Jakob-Fugger-Zentrums Augsburg 1); E. Tsigkana, Buchmarkt und Literaturpolitik zur Zeit der Militärdiktatur in Griechenland 1967–1974. Das Beispiel des Verlags Stochastes, Hamburg 2015 (Schriften zur Kulturgeschichte 33); E. J. M. Knox, Book Banning in 21st Century America, Lanham 2015.

3 E. Tortarolo, Zensur als Institution und Praxis im Europa der Frühen Neuzeit. Ein Überblick, in: H. Zedelmaier/M. Mulsow (Hg.), Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit, Tübingen 2001 (Frühe Neuzeit 64), S. 277–294, hier S. 278.

4 Besprochen werden im Folgenden: V. Frajese (a cura di), La congregazione dell'Indice e la cultura italiana in età moderna, Roma 2012 (Dimensioni della ricerca storica 1/2012); Ders., La censura in Italia. Dall'Inquisizione alla Polizia, Roma-Bari 2014 (Quadrante Laterza 195); Infelise, I padroni dei libri (wie Anm. 1); P. Delpiano, Liberi di scrivere. La battaglia per la stampa nell'età dei Lumi, Roma-Bari 2015 (Quadrante Laterza 201); F. Barbierato, The Inquisitor in the Hatshop. Inquisition, Forbidden Books and Unbelief in Early Modern Venice, Farnham 2012; M. Gotor, Santi stravaganti. Agiografia, ordini religiosi e censura ecclesiastica nella prima età moderna, Roma 2012 (Il „Cannonichiale" dello storico. Miti e ideologie 16); G. Ancona/D. Visintin (a cura di), Omaggio ad Andrea Del Col, 3 Bde.: L'inquisizione e l'eresia in Italia; Venezia e il Friuli; Religione, scritture e storiografia, Montereale Valcellina 2013 (Primi piani 15).

5 M. Cavarzere, Un cantiere aperto della storiografia religiosa. Alcuni nuovi studi sulla censura

Ausgehend von verschiedenen Verständnissen von Sozialdisziplinierung und in Auseinandersetzung mit einem sich ständig erweiternden Begriff von Öffentlichkeit nahmen Historiker wie Literatur- und Buchwissenschaftler die Verquickungen von Autor, Buchmarkt, Leser und Zensur in den letzten Jahren immer wieder in den Blick. Auf diese Weise überwanden sie bald die ausschließliche Annäherung an Zensur als sozialdisziplinierende Praxis und fokussierten verstärkt auf die diastratische Dimension des Buchdrucks und auf die Materialität von Buch und Text.[6] Geographisch erstreckten sich diese Arbeiten vor allem auf Westeuropa, wo neben Frankreich vor allem England wegen seiner Sonderstellung bezüglich der frühen Presse- und Meinungsfreiheit von Sozialhistorikern und Buchwissenschaftlern erforscht wurde.

Doch kaum ein geographischer Raum erfreut sich über die Zeit hinweg einer so intensiven und florierenden Zensurforschung wie Italien. Einerseits liegt dies an der sehr guten Quellenlage, da spätestens mit der Eröffnung des Archivs der Glaubenskongregation (ACDF) 1998 die mehr oder weniger vollständige Dokumentation der kurialen Zensurverfahren der Geschichtsforschung zur Verfügung steht. Andererseits wurde mit dieser Archivöffnung ein in der italienischen Forschungslandschaft wegen der juristischen, politischen und gesellschaftlichen Dominanz des Papsttums in der Vormoderne tief verankertes Interesse an der Verflechtung von Staat und Kirche, daraus folgend an der Kontrolle der Gesellschaft und damit der Öffentlichkeit sowie an der Entfaltung des selbstbestimmten, modernen Individuums unter den besonderen Umständen dieser allgegenwärtigen Interaktionen bedient.[7]

In ihrer methodischen Ausrichtung sind die Studien, die sich mit Buchzensur beschäftigen, sehr unterschiedlich und decken politik-, sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Fragen genauso ab wie ideen-, mentalitäts- oder geschlechtergeschichtliche. Sie richten ihren Fokus aber auch sehr oft auf das Buch als Objekt und verfolgen über diese Herangehensweise die Wissenszirkulation innerhalb bestimmter sozialer und intellektueller Gruppen.

---

in Italia, in: Rivista di Storia e Letteratura religiosa 48 (2012), S. 179–192. Eine ältere Bilanz findet sich bei E. Bonora, Gli storici e l'archivio dell'inquisizione. L'archivio dell'inquisizione e gli studi storici: Primi bilanci e prospettive a dieci anni dell'apertura, in: Rivista storica italiana 120 (2008), S. 968–1002.

6 Richtungweisend für diesen Zugriff war R. Darnton, What is the history of books?, in: Daedalus. Journal of the American Academy of Arts and Sciences 111 (1982), S. 65–83 sowie überarbeitet Ders., What is the history of books? Revisited, in: Modern Intellectual History 4 (2007), S. 495–508. Ferner grundlegend: R. Chartier, Lesewelten. Buch und Lektüre in der frühen Neuzeit, Frankfurt-New York 1990 (Historische Studien 1) und Ders., Texts, Printing, Readings, in: L. Hunt (Hg.), The New Cultural History, Berkeley 1989, S. 154–175.

7 Noch immer grundlegend A. Prosperi, Tribunali della coscienza. Inquisitori, confessori, missionari, Torino 1996, Nachdr. 2009. Zur Archivlage vgl. A. Cifres, Das historische Archiv der Kongregation für die Glaubenslehre in Rom, in: HZ 268 (1999), S. 79–106 sowie L'apertura degli archivi del Sant'Uffizio Romano, Roma 1998 (Atti dei Convegni Lincei 142).

Der Zugang zur Dokumentation des ACDF ermöglicht es, den Blick auf die Kontrollinstanzen auszudehnen und die Zensoren und ihre Arbeit verstärkt zu erforschen, womit zum ersten Mal die Ebene des Vermutens und Annehmens in diesem Bereich verlassen werden konnte. So hat zum Beispiel Gigliola Fragnito in ihren grundlegenden Studien gezeigt, wie effizient sich die Untersuchung des sozialen und kulturellen Umfelds der einzelnen Lesenden über die Berücksichtigung des disziplinarischen Moments mit den Zensurpraktiken der Konsultoren des Heiligen Offiziums verbinden lassen.[8]

Ihre Ansätze finden sich weiterentwickelt in den politikgeschichtlichen Arbeiten von Vittorio Frajese und Mario Infelise, in den ideengeschichtlichen Studien von Patrizia Delpiano oder in dem nur auf den ersten Blick institutionsgeschichtlichen Buch von Marco Cavarzere. Gemeinsam tragen sie aus unterschiedlichen Perspektiven zu einem differenzierteren Verständnis frühneuzeitlicher Öffentlichkeit bei.[9] Exklusivere Aufmerksamkeit erhielt diese dann maßgeblich in den Arbeiten von Sandro Landi, der unter anderem die Notwendigkeit aufzeigt, das von Habermas grundgelegte chronologische Zugeständnis an eine vormoderne Öffentlichkeit revidieren zu müssen.[10]

Die Arbeiten weisen zwar die Grenzen der von der Inquisition und Indexkongregation orchestrierten Zensur aus, sie legen jedoch auch frei, in welch hohem Maße die Kirche als Ganzes auf die Gläubigen wirken konnte, um über flankierende, nicht institutionelle Maßnahmen Wissenskontrolle zu betreiben. Eine nicht zu unterschätzende Rolle spielten dabei die Autoren selbst. Im Bangen um das Imprimatur setzten sie sich einer Vorzensur aus, welche die Grenzen ausgehend von der präventiven Zensur über den freundschaftlichen Rat des mitlesenden Zensors bis letztlich zur Autozensur verwischte.[11] Diese vermeintliche Dominanz der kirchlichen Kontrolle über Schreibende und Lesende wird neuerdings als Teil eines komplizierten, vielschichtigen Netzes von Kontrolle und Evasion, von Dissimulation und Zweideutigkeit dargestellt. So auch in der Arbeit von Cavarzere, der einerseits die Ambiguität von Literaturproduktion und Zensur auf den Punkt bringt und andererseits anhand zahlreicher Einzelbeispiele das Verfahren und die damit verbundenen Praktiken in der Indexkongregation des

8 G. Fragnito, La Bibbia al rogo. La censura ecclesiastica e i volgarizzamenti della Sacra Scrittura (1471–1605), Bologna 1997, und Dies., Proibito capire. La chiesa e il volgare nella prima età moderna, Bologna 2005.

9 Beispielhaft seien hier genannt: M. Infelise, I libri proibiti, Roma-Bari 1999; V. Frajese, Nascità dell'Indice. La censura ecclesiastica dal Rinascimento alla Controriforma, Brescia 2006; P. Delpiano, Il governo della lettura. Chiesa e libri nell'Italia del Settecento, Bologna 2007; M. Cavarzere, La prassi della censura nell'Italia del Seicento. Tra repressione e mediazione, Roma 2011 (Tribunali della fede 92).

10 Hier sei vor allem sein letztes Buch genannt: S. Landi, Stampa, censura, opinione pubblica nell'Europa moderna, Bologna 2011.

11 In der deutschen Forschungslandschaft zuletzt von Tortarolo (wie Anm. 3), S. 283, vorgestellt.

17. Jahrhunderts darstellt.[12] 2011 legte er damit die erste umfangreiche institutionsgeschichtliche Untersuchung vor.

Bis dahin hatten sich mit dem Zensurverfahren nur punktuell Vittorio Frajese und Hubert Wolf und seine Mitarbeiter beschäftigt. Frajese hatte vor allem das 16. Jahrhundert und die Entstehung der Indexkongregation behandelt, während Wolf zum 19. Jahrhundert gearbeitet hatte.[13] Darüber hinaus haben seine Mitarbeiter eine Edition der kurialen Verbotsedikte für das 18. und 19. Jahrhundert vorgelegt sowie zwei Repertorien, welche die Zensurverfahren dieser Jahrhunderte in Indexkongregation und Inquisition nebst der verhandelten Bücher und prosopographischen Erschließung des involvierten Personals weitestgehend wiedergeben.[14] 2013 legte dann Hermann H. Schwedt eine Prosopographie zum Personal der Inquisition im 16. Jahrhundert vor.[15]

Ausgehend von der umfangreichen Grundlagenforschung des DFG-Langzeitprojekts „Römische Inquisition und Indexkongregation in der Neuzeit" entstanden in den letzten Jahren zahlreiche Einzelfallstudien, die nicht nur wichtige Hinweise auf das Verfahren der Kongregationen gaben, sondern auch zur Theologie- und Ideengeschichte beitragen.[16]

Parallel zum Münsteraner Projekt veröffentlichten Ugo Baldini und Leen Spruit 2009 eine Dokumentation der naturwissenschaftlichen römischen Zensur im 16. Jahrhundert, die maßgeblich zur Intensivierung der Zensurforschung beitrug und auf die wissenschaftshistorische Relevanz der Archivbestände der Dikasterien aufmerksam machte.[17]

---

12 Cavarzere, La prassi della censura (wie Anm. 9), bes. S. 3–26.

13 Frajese, Nascita dell'Indice (wie Anm. 9), H. Wolf, Index. Der Vatikan und die verbotenen Bücher, München 2006.

14 Von Bedeutung für die Erforschung der Zensur in der Vormoderne: H. Wolf (Hg.), Römische Inquisition und Indexkongregation. Grundlagenforschung: 1701–1813, 6 Bde., Paderborn u. a. 2009–2011.

15 H. H. Schwedt (Hg.), Die Anfänge der römischen Inquisition. Kardinäle und Konsultoren 1542 bis 1600, Freiburg im Breisgau 2013 (Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte, Supplementheft 62).

16 Beispielsweise C. Arnold, Die römische Zensur der Werke Cajetans und Contarinis (1558–1601). Grenzen der theologischen Konfessionalisierung, Paderborn 2008 (Römische Inquisition und Indexkongregation 10).

17 U. Baldini/L. Spruit (Hg.), Catholic Church and Modern Science. Documents from the Archives of the Roman Congregations of the Holy Office and the Index, Teil 1: Sixteenth-Century Documents, 4 Bde., Roma 2009. Zur großen Aufgabe, vor der die Naturwissenschaften die Kirche im 17. Jh. gestellt hatten, vgl. grundlegend S. Brevaglieri, Science, Books and Censorship in the Academy of the Lincei: Johannes Faber as Cultural Mediator, in: M. P. Donato/J. Krayne (Hg.), Conflicting Duties. Science, Medicine and Religion in Rome (1550–1750), London 2009 (Warburg Institute colloquia 15), S. 109–133.

Syntheseversuche bisheriger Ergebnisse hat vor allem Vittorio Frajese unternommen, der die einschlägigen Autoren zur römischen Buchzensur in einem Sammelband 2013 zu Wort kommen ließ.[18]

Den Aufsätzen von Elisa Rebellato, Patrizia Delpiano und Maria Iolanda Palazzolo über Zusammensetzung und Verfahren der Indexkongregation von ihrer Gründung bis zum Übergang in die Inquisition 1917 folgt eine Studie von Ugo Rozzo über die „verbotenen" Bibliotheken italienischer intellektueller und gesellschaftlicher Eliten in der Frühen Neuzeit. Er leitet damit den Teil des Bandes ein, der sich mit der Ambiguität der Buchkontrolle und ihrer gesellschaftlichen Relevanz beschäftigt.

Besonders erwähnenswert sind die Beiträge von Jennifer Helm und Marco Cavarzere, da sie einerseits die Beteiligung der Zensur am Schreib- und Editionsprozedere eines für die Vormoderne so grundlegenden Werkes wie *Orlando furioso* beleuchten und andererseits auf eine noch viel zu wenig erforschte Instanz im Kontext kurialer Politik und Organisation hinweisen, und zwar dem *Magister Sacri Palatii* am Beispiel von Raimondo Capizucchi (Amtszeit 1678–1681). Abgerundet wird der Band durch einen detaillierten Überblick über die Bestände des Archivs von der Hand der zuständigen Archivare Alejandro Cifres und Daniel Ponziani.

2014 legte Frajese dann eine eigenständige Monografie nach.[19] Darin nähert er sich der Buchzensur als Instrument der Sozialdisziplinierung und verfolgt ihre Entwicklung bis 1898, wobei er einen Schwerpunkt auf das Spannungsfeld zwischen weltlicher und kirchlicher Zensur legt. Es geht ihm dabei um das „wie" im Prozess der Loslösung zahlreicher Bereiche der Buchzensur aus dem Kompetenzbereich der Inquisition und ihrer Einfügung in den Körper einer politisch und moralisch motivierten Zensur des modernen vereinten italienischen Staates. Zwischen sozialer Disziplin und Meinungsfreiheit schreibt der Autor die Geschichte der Buchzensur als politische Geschichte des Staatswerdungsprozesses.

Besonderes Gewicht misst Frajese dem 16. und frühen 17. Jahrhundert bei, wobei Paolo Sarpi als Modellfall zensorialer Ambiguität herangezogen wird. Im Austarieren des Verhältnisses zwischen Kurie und weltlichen Mächten und der Behauptung kirchlicher Vorranganspruche zeichnet er den Entstehungskontext der institutionellen römischen Buchkontrolle nach und stellt die doppelte Funktionalität repressiver Buchzensur dar, indem er einerseits ihren Unterdrückungscharakter beleuchtet und andererseits auf ihre Fähigkeit eingeht, das jeweilige Gewissen der Leser zu beeinflussen.

Formen der Kontrolle von Wissen reichen allerdings weiter zurück. Stark an seine bisherigen Studien anknüpfend, geht er deren mittelalterlichen Ursprüngen nach und

18 Frajese, La congregazione dell'Indice (wie Anm. 4). Umfangreich besprochen bereits in QFIAB 94 (2014), S. 509–511.

19 Frajese, La censura in Italia (wie Anm. 4).

beschreibt den schon bei den frühen Franziskanern dissimulierenden Umgang mit der Zensur. Während der Ordensgründer Buchbesitz und Buchwissen als überflüssige Luxusgüter betrachtete und sich für ein eher bildungsfernes Verständnis von Christentum einsetzte, untergruben seine Gefolgsleute tatkräftig die Absicht, das absolute Bücherverbot in die Ordensregeln aufzunehmen. Dennoch folgten zahlreiche Zentren der mittelalterlichen europäischen Gelehrsamkeit dem damit verbundenen Ressentiment gegenüber antiker Kultur in auffallender Gleichzeitigkeit zum aufkommenden Humanismus und durchaus auch in Auseinandersetzung mit diesem. Der Polyvalenz der Zensur geht Frajese im Folgenden nach, wenn er auf den symbolischen Charakter des Index der verbotenen Bücher hinweist, der nicht nur Negativlisten als Handreiche für Gläubige verwaltete. Vielmehr wurden die einzelnen verbotenen Werke als Prototypen eines bestimmten Genres oder einer bestimmten Ausrichtung verstanden und gaben unscharfe Richtlinien für den individuellen Umgang mit Literatur vor. Auf diese Weise habe sich eine Mentalität des „im Zweifelsfall dagegen" etabliert, die sich auf viel mehr Bücher auswirkte als der Index verzeichnet hatte und die bei Produzenten wie Lesern Scheu und Ängstlichkeit generierte. Dass sich Buchdrucker unter solchen Umständen hüteten, verbotene oder ihnen fragwürdig erscheinende Bücher zu drucken, überrascht kaum, schließlich wären die mit Konfiskationen verbundenen Kosten auf lange Sicht nicht tragbar gewesen.

Was hier auf den ersten Blick nach Zensurerfolg und effizienter Sozialdisziplinierung klingt, bedeutet letztlich, dass verbotene und potentiellen Verbots verdächtigte Bücher importiert oder handschriftlich vervielfältigt und über andere Wege in den Umlauf gebracht wurden.

Eine weitere Aushöhlung vermeintlicher Zensurerfolge bestand in der Vergabe von Leselizenzen, an deren Praxis zugleich eine gesellschaftliche Skalierung des Leseverhaltens und dessen kirchliche Akzeptanz ablesbar sind.

Das Verhältnis der Zensurdikasterien zu Autoren, den Buchproduzenten und -distributoren sowie dem Leser beschreibt Frajese unter der Perspektive von Interaktion als Netz von Schattierungen, Vagheiten und Dissimulation bei gleichzeitiger Vorherrschaft einer sicherlich ernst genommenen und zumeist ängstlich und gehorsam befolgten Kontrolle.

Dieses Netz entwirrte sich jedoch, als die weltlichen Mächte die Zensur für sich beanspruchten. Letztlich übernahm der moderne Staat die Kontrolle darüber, indem er sich gegen sozialistische und anarchische Literatur rüstete. Teil dieses Prozesses der Kompetenzübertragung war zugleich, dass sich die Kirche zunehmend auf das Feld der Doktrin zurückzog und die Kontrolle der Presse und somit der weiteren Öffentlichkeit dem neuen Staat überließ.

Frajese gelingt der Bogen durch die moderne Geschichte Italiens anhand der Buchzensur in ihrem Wandel vom Medium der Sozialdisziplinierung zum Mittel gegen die Meinungsfreiheit, auch wenn die festgestellte anfängliche Exklusivität der Kirche in Fragen der Buchzensur sehr stark seinem das Zentrum fokussierendem Forschungsblick und dem damit verbundenen Quellenzuschnitt verschuldet ist.

Die Entstehung der Meinungsfreiheit und der Idee von Toleranz liegt auch Mario Infelises „I padroni dei libri" zugrunde und auch in diesem Fall kann der Autor auf seine bisherigen Studien zum Thema aufbauen.[20] Als ausgewiesener Kenner italienischer und vor allem venezianischer Buchgeschichte bringt er den juristischen und politischen Kampf auf Papier, den Kirche und weltliche Macht – hier in Form der *Serenissima* – um die Zensur ausgetragen haben. Dabei geht er von einem weit angelegten Begriff von Zensur aus, der nicht nur den dahinter stehenden Schutzgedanken berücksichtigt, sondern auch für die Interaktion mit den verschiedenen Stufen der Buchproduktion von Bedeutung ist. Es sind erneut die Schlagworte Dissimulation und Ambiguität, die durch das Buch führen, auch wenn die Drohkulisse solcher Praktiken nicht außer Acht gelassen wird.

Sein Ansatz ermöglicht es Infelise zu zeigen, dass sich bereits im 16. Jahrhundert die weltliche Obrigkeit der Bedeutung des Buches als Medium sehr wohl bewusst gewesen war und die Kontrolle des Buchmarktes in die eigene Hand nahm. Im Schulterschluss mit der Kirche ging die Republik gegen Zauberei, Magie und andere Symptome geringer Alphabetisierung vor. Sie konzentrierte sich dabei jedoch nicht nur auf die Disziplinierung des einzelnen, sondern hatte stets die öffentliche Meinung im Blick.

Mit der Erörterung solcher Phänomene relativiert Infelise den von den venezianischen Eliten aber auch zahlreichen Gelehrten jenseits der Alpen kolportierten Mythos von der Stadt als Hort der Toleranz. Zu diesem Zweck greift er hauptsächlich auf Einzelfallbeispiele zurück, anhand derer er die Handlungsräume des Rats der Zehn und dessen Mitglieder zwischen verwaltungsrechtlichem Entscheiden und klandestinen Mordaufträgen bezüglich uneinsichtiger Autoren und Drucker aufzeigt.

Dreh- und Angelpunkt bleiben gewissermaßen die Buchdrucker, die sich bestimmter Verschleierungsstrategien bedienten, wenn sie zum Beispiel verbotene Bücher heimlich mit gefälschten Druckorten auf den Markt brachten. Sie profitieren zugleich von der Buchkontrolle und den sie begleitenden Erscheinungen, weil sie die liturgischen und theologischen Schriften und deren enorme Absatzmöglichkeiten für sich entdeckten.

Wenn man so will, endet das Buch mit einem Unentschieden: Die Wechselwirkung zwischen venezianischen Institutionen, den Eliten der Stadt und der Kurie führten zu einer auch anderweitig festgestellten Stratifizierung der Leser gemäß ihren sozialen und wirtschaftlichen Möglichkeiten. Während man vordergründig römischen Richtlinien und Anweisungen folgte und Skandalöses, den Staat Bedrohendes rigide bestrafte, ging man zugleich je nach gesellschaftlichen Möglichkeiten eigenen Lesegewohnheiten und Interessen nach.

Der Frage nach dem Werden der Idee von Meinungsfreiheit folgt Patrizia Delpiano in ihrem Buch „Liberi di scrivere".[21] Sie nimmt sich im Besonderen eines in der

20 Infelise, I padroni dei libri (wie Anm. 1).
21 Delpiano, Liberi di scrivere (wie Anm. 4).

internationalen Forschung intensiv rezipierten Phänomens der Aufklärung, der so genannten *philosophes*, an.

Delpiano geht in der ersten Hälfte des Buches den Umgang mit dem aufklärerischen Gedankengut in Frankreich nach und schlägt im zweiten Teil den Bogen nach Italien: Vor allem aus jansenistischen Reihen wurde nach dem Erlass der Bulle *Unigenitus* 1713 der Vorwurf laut, das radikale, kritische Denken der *philosophes* habe sich aus dem Probabilismus der Jesuiten genährt, die mit der von ihnen zugelassenen intellektuellen Flexibilität jeder Form von Hinterfragung Tür und Tor geöffnet hätten. Den reaktionären *antiphilosophes* stärkte das *Ancien Régime* den Rücken, dessen Kontrollmaßnahmen sich maßgeblich in der Präventiv-, und im Falle illegal aus den Niederlanden importierter Bücher, in der Restriktivzensur niederschlugen. Die dagegen erhobenen Einwände waren zahlreich und entstammten nicht selten berühmten Federn wie derjenigen Rousseaus, der merkantilistische Gründe gegen die Zensur stark machte, oder Voltaires, der zum Sprachrohr für die Meinungsfreiheit avancierte.

In der Abwehr subversiver Tendenzen wurde der Staat wiederum von den *antiphilosophes* unterstützt, die sich der gleichen Instrumente wie ihre Gegner bedienten und versuchten, jene auf der Ebene des geschriebenen Wortes zu bekämpfen.

Der zweite Teil des Buches verfolgt die Verlagerung dieser Auseinandersetzungen auf die „terra d'Inquisizione" (S. 101), wo die Krise des europäischen Bewusstseins (P. Hazard) allenthalben mit Händen zu greifen war und dieses neue Denken auf Repression, Autozensur und Dissimulation traf. Indem sie das Panorama zwischen dem Bauernopfer Pietro Giannone und Ludovico Antonio Muratori, dem sich in Selbstbeschneidung übenden Prototypen katholischer Aufklärung, öffnet, geht Delpiano den ideengeschichtlichen Voraussetzungen für die italienischen Philosophen der folgenden Jahrzehnte nach. Sie folgt der Druckgeschichte von Beccarias fundamentalem Traktat „Dei delitti e delle pene" nach Norditalien und erschließt durch die Zensur aufklärerischer Texte die Wechselwirkungen von weltlicher und kirchlicher Macht.

Unter Zuhilfenahme des Gegensatzpaares vom katholischen Gelehrten, dem Christen nach eigener Definition, und dem Philosophen gelingt es Delpiano überzeugend, eine Linie zu ziehen vom einstigen Kampf der katholischen Kirche gegen das Luthertum, dem Calvinismus und anderer so genannter Häresien bis hin zur Abwehr Voltaires, der Encyclopédie und der Philosophen im Zeitalter der Aufklärung.

Mit der Auffächerung der Öffentlichkeit und dem Anspruch der vielen auf intellektuelle Auseinandersetzung beschäftigt sich auch Federico Barbierato, dessen 2012 veröffentlichtes Buch „The Inquisitor in the Hatshop" bereits kurz nach seinem Erscheinen auf dem angelsächsischen Markt eine umfangreiche Rezeption erfuhr.[22] Barbierato folgt Praktiken der subversiven Wissenszirkulation im Venedig des späten

22 Barbierato, The Inquisitor in the Hatshop (wie Anm. 4). Es handelt sich dabei um die Übersetzung seiner Studie „Politici e ateisti", vgl. Ders., Politici e ateisti. Percorsi della miscredenza a Venezia fra Sei e Settecento, Milano 2006 (Early modern. Studi di storia europea protomoderna 20).

17. Jahrhunderts und zeigt an einzelnen Fallbeispielen – dazu gehört dasjenige des namensgebenden Hutmachers Bartolo Zorzi und seines metaphysischen Zirkels – wie heterodoxes Wissen in Umlauf gebracht wurde. Gemeinsamer Nenner dieser Gruppen ist eine vom Autor als Unglaube bezeichnete Grundhaltung seiner Akteure, die sich im 17. Jahrhundert als sehr heterogen, vielfältig, variabel und unklar erweist und so als Sammelbecken für jede Form des Andersdenkens fungierte. Gewissermaßen sind diese zahlreichen Skeptiker und Kritiker, zu denen sich Kleriker wie Akademiker, Handwerker und Patrizier zählten, als Vorläufer der bei Delpiano angetroffenen *philosophes* des 18. Jahrhundert zu verstehen. Immerhin betrachteten sie sich selbst als geistige Eliten, die den Kampf gegen die Kontrollinstanzen auf intellektueller Augenhöhe führten.

Genau darin bestand aber das Problem für die Inquisitoren und weltlichen Zensoren, die immer noch in Kategorien von einfachen Gläubigen bzw. Untertanen dachten und verwalteten. Der politischen Durchschlagskraft dieser Zirkel hatten weder die Kirche noch der venezianische Staat Entscheidendes entgegenzusetzen und auch wenn Zorzi und seine Besucher gefangen genommen wurden, konnten andere ähnliche Kreise sich langfristig durchsetzen und einen Platz im kulturellen Geschehen der Stadt finden.

Diesen Erfolg und die ihn generierende politische Dimension des wie auch immer verstandenen radikalen, antiklerikalen, skeptischen Denkens der Akteure sieht Barbierato nachdrücklich mit dem historisch verankerten, großen politischen Engagement der venezianischen Bürger verbunden.

Ganz anderen Inhalten, deren Kontrolle und öffentliche Wirkung in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts widmet sich Miguel Gotor in seiner Studie zu Heiligsprechungen, die er als pastorale Akte und als politisches Handeln versteht.[23]

In keinem anderen Bereich der Buchproduktion spielten ordensinterne Präventiv- und Autozensur eine so wichtige Rolle wie bei der Fertigstellung von Heiligenviten, weil kaum ein anderes Thema so sehr auf die kirchliche Genehmigung angewiesen war wie die Hagiographie. Allerdings gelingt es Gotor zu zeigen, dass die Entstehung hagiographischer Werke keinesfalls als eine bloße Angelegenheit der Auseinandersetzung zwischen den zahlreichen Peripherien und dem Zentrum in Rom verstanden werden kann, sondern vielmehr polyzentrisch verhandelt wurde. Davon ausgehend verfolgt der Autor zwei zentrale Thesen; erstens dass hagiographisches Schreiben durchaus als gelehrte Praxis und ernstes, für den posttridentinischen Katholizismus grundlegendes, historiographisches Arbeitsfeld im 17. Jahrhundert verstanden werden muss. Zweitens ließe sich anhand der hagiographischen Produktion und ihrer Dimension eine weitere Sichtweise auf den so genannten tridentinischen Mythos aufzeigen.

23 Gotor, Santi stravaganti (wie Anm. 4).

Weitestgehend in Anlehnung an seine bisherigen Pionierarbeiten zu den Heiligsprechungsverfahren und der Vitenproduktion maßgeblich unter Urban VIII., beleuchtet Gotor die Bemühungen der Kurie, sich nicht nur gegen die Wirkungsorte einzelner Heiligsprechungskandidaten, sondern auch gegen andere Großmächte wie Spanien durchzusetzen. Kaum ein Beispiel erscheint dafür geeigneter als dasjenige des Prototypen tridentinischer Bistumsreform, des Mailänder Erzbischofs Carlo Borromeo. Detailliert geht der Autor der Aushandlung einer Lebensbeschreibung des berühmten Papstnepoten zwischen Rom und der spanischen Krone nach. Indem sich die Kurie bei der Verlegung des Schwerpunktes vom Episkopat auf das Kardinalat durchsetzte und die Heiligsprechung des Kuriendieners und nicht des bischöflichen Kontrahenten vorantrieb, gelang es ihr, ihre juristische Überlegenheit gegen die Bischöfe und damit den eigenen Primat zu untermauern. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang, dass der heilige Bischof bis heute stets im Kardinalspurpur und nie im Zusammenhang der Ausführung seines episkopalen Amtes gezeigt wird.

Anders sah es bei Pius V. und Ignazius von Loyola aus, deren Heiligsprechung durch den Mangel an getätigten Wundern anfangs gefährdet gewesen war. Nur so sind die zahlreichen Genesungen in ihrem Umfeld zu erklären, die umgehend Eingang in die Lebensbeschreibungen fanden. Gotor geht in den beiden Kapiteln zu diesen Heiligen auf die gebotene Dringlichkeit politischen Handelns ein, indem er die Wechselwirkung zwischen dem Schreiben von Hagiographie als „gelehrtem Tun" (Sawilla) und dem Interesse verschiedener Akteure an schnellen Heiligsprechungen zum Zweck institutioneller Konsolidierung herausstellt.

Er beendet seine Studie mit der Darstellung kapuzinischer Rehabilitationsversuche mittels der Heiligsprechung von Matteo da Bascio nach dem von Bernadino Ochino verursachten Imageverlust.

In allen Fällen ist eine empfindliche Gratwanderung zu beobachten, die sich ausbreitet zwischen Autozensur und der Furcht vor der Schädigung des politischen Gebildes, das auf den jeweiligen Heiligsprechungsabsichten ruht. Beeindruckend ist, welch bedeutende Rolle die Zensur in allen Etappen der Vitenproduktion bis hin zu der nach der Heiligsprechung verfassten letzten Variante der Vita spielte.

Der Untersuchung italienischer Geschichte als Prozess des Mit- und Gegeneinander von Kontrollinstanzen und kontrollierten Akteuren widmet sich auch die in drei Bänden veröffentlichte Festschrift zu Ehren von Andrea del Col.[24] Die drei Bände mit den Titeln „L'inquisizione e l'eresia in Italia. Medioevo ed età moderna", „Venezia e il Friuli. La fede e la repressione del dissenso" und „Religione, scritture e storiografia" decken mehr oder weniger das Schaffen des Geehrten ab und bringen eine Vielzahl von internationalen Wissenschaftlern zusammen, die jeweils Beiträge aus ihren spezifischen Forschungsfeldern beisteuern. Die Festschrift muss daher vielmehr als Zusammenfassung denn als Ausblick verstanden werden, wartet dennoch mit zahl-

24 Ancona/Visintin, Omaggio ad Andrea Del Col (wie Anm. 4).

reichen lesenswerten Beiträgen auf. Vor allem seien hier die Aufsätze des Bandes „L'inquisizione e l'eresia. Medioevo ed età moderna" genannt, zu denen auch die prosopographischen Studien von Hermann H. Schwedt und Marina Caffiero gehören. Frans Ciappara und Luca Ceriotti hingegen beschäftigen sich mit der Verhandlung von Zuständigkeitsgebieten zwischen dem Heiligen Offizium und den Lokalinquisitoren.

Nachdem im zweiten Band Spezialfälle aus Venedig und dem Friaul zusammengetragen werden, schließt der umfangreichste dritte Band mit einem Sammelsurium von Aufsätzen, die sich einzelnen inquisitorialen Tätigkeitsfeldern wie der bildlichen Darstellung (Vincenzo Lavenia, Pierroberto Scaramella), dem Phänomen (adliger) Mischehen (Silvana Seidel Menchi) oder der Auseinandersetzung Roms mit lokalen weltlichen und kirchlichen Autoritäten (Roberto López Vela) widmen. Am Ende des dritten Bandes steht der Beitrag von Adriano Prosperi, der sich am Beispiel einer von Papst Gregor XIII. in Auftrag gegebenen Landkarte Italiens mit der politischen Bedeutung eines nur vordergründig ausschließlich gelehrten Vorhabens beschäftigt.

Die Bandbreite der vorgestellten Studien entzieht sich einem einheitlichen Fazit, dennoch lassen sich einige Schlagworte benennen, die sich wie ein roter Faden durch die Forschung der genannten Historikerinnen und Historiker ziehen. Sie alle gehen von den unterschiedlichen Wechselwirkungen zwischen Kirche, Staat und Individuen aus und verstehen den Prozess der Zensur als Aushandeln von Schutz-, Kontroll- und Unterdrückungsmaßnahmen einerseits sowie Gehorsam, Unterordnung aber auch Evasion und Dissimulation andererseits. Zudem verfolgen sie alle intradisziplinäre Ansätze, wobei sie die von der Zensurgeschichte immer wieder strapazierte Ebene der mikrogeschichtlichen Einzelstudien überwinden und Antworten auf allgemeine, auf Entwicklungsprozesse bezogene Fragen bieten.

Laura Di Fiore

Border studies und *global history*

Grenzen als Gegenstand einer transnationalen Untersuchung*

1 Die interdisziplinäre Entwicklung der *border studies*
2 Geringe Synergien zwischen *border studies* und Geschichtsschreibung
3 Ansätze zu einer *new global history*
4 Eine mögliche Begegnung

Riassunto: Nell'ambito dell'ampia ed eterogenea letteratura sviluppatasi in anni recenti sul tema dei confini, i confini politici hanno ricevuto un'attenzione crescente alla luce della centralità che, pur nell'epoca della globalizzazione, essi hanno mostrato e mostrano di mantenere nell'esperienza contemporanea. Oggetto di ricerca specifico dei *border studies*, i confini politici sono stati tuttavia poco indagati nella loro dimensione storica, dal momento che in tale campo di ricerca spiccatamente interdisciplinare la componente storiografica risulta ampiamente minoritaria. Attraverso l'analisi dei recenti sviluppi dei *border studies*, in particolare in ambito geografico e antropologico, il saggio mira a porre in luce le potenzialità, per un'analisi storica dei confini, di un auspicabile dialogo tra gli stessi *border studies* e alcuni specifici orientamenti della riflessione storiografica contemporanea. In particolare, l'articolo propone un intreccio tra alcune categorie analitiche messe a punto nell'ambito dei *border studies*, perlopiù dalle sue componenti antropologiche e geografiche, da un lato, e il ripensamento della spazialità al di fuori della tradizionale cornice statal-nazionale che ha contraddistinto in maniera particolare, sebbene non esclusiva, la *global history*, dall'altro. La proposta del saggio consiste nell'individuare nei *border studies* un modo tra i più innovativi di fare „storia globale", intesa secondo un'interpretazione in linea con i più recenti e stimolanti dibattiti sviluppatisi in merito a quest'ultima.

Abstract: Within the broad and heterogeneous literature on borders that has appeared in recent years, there has been increasing interest in political borders in light of the central role that they continue to play in the contemporary world, even in the era of globalization. The specific object of research in border studies, political borders have nonetheless been little investigated in their historical dimension, as this distinctly interdisciplinary field of research has a clearly smaller historical component. By analysing recent developments in border studies, particularly in the fields of anthropology and geography, this article aims to highlight the potential, for an historical analysis of borders, of a much-needed dialogue between border studies and some trends in contemporary historiographical thought. Specifically, the article proposes combin-

* Übersetzung von G. Kuck.

ing some analytical categories developed by border studies, and especially their anthropological and geographical components, with the rethinking of spatiality beyond the traditional nation-state framework, particularly – though not exclusively – in the discipline of global history. The essay suggests that border studies is one of the most innovative ways of doing „global history", conceived in line with the most recent and stimulating debates surrounding it.

1. In jüngerer Zeit haben Fragen zum Thema der Grenzen das Interesse der Wissenschaftler in verschiedenen Disziplinen geweckt, woraus eine facettenreiche Vielzahl an Studien hervorgegangen ist. Angeregt wurde diese eingehende Reflexion zweifellos auch von der zentralen Stellung, welche die Grenzen in der zeitgenössischen Entwicklung einnehmen, insofern neben den sprachlichen, kulturellen und städtischen selbst die politischen Grenzen sich als wichtige Knotenpunkte für Prozesse erwiesen haben, die sich auch auf globaler Ebene vollziehen. Trotz der Beschwörung einer *borderless world* und des Niedergangs des Staates als Nation, die mit der aktuellen Globalisierungsphase zusammenhängen, bilden die Staaten und ihre territorialen Begrenzungen eine wichtige Achse für eine Vielzahl von Phänomen, die sich in einer supranationalen Perspektive entwickeln und eine grundlegende Bedeutung im Hinblick auf Themen wie Souveränität, Bürgerschaft, Sicherheit, Migrationsbewegungen behalten.

Die Grenzen stellen den bevorzugten Untersuchungsgegenstand der *border studies* dar, eines Forschungsgebietes, das einen ausgesprochen interdisziplinären Charakter hat und deshalb auch schon als „post-disziplinär" bezeichnet wurde.[1] Jüngst haben zunächst die Geographin Doris Wastl-Walter mit *The Ashgate research companion to border studies*,[2] dann die beiden Anthropologen Hasting Donann und Thomas Wilson mit *A companion to border studies*[3] zwei wichtige Arbeiten zum Forschungsstand vorgelegt. Aus beiden geht unmittelbar hervor, daß in diesem Bereich nur wenige Studien eine historische Perspektive verfolgen, während eine historische Analyse der Grenzen sehr vielversprechend sein kann, vor allem vor dem Hintergrund einiger jüngerer Entwicklungen in der zeithistorischen Reflexion, auf die ich in der Folge eingehen werde.

Einige im Rahmen der *border studies* erarbeitete Kategorien erweisen sich für ihre eventuelle Anwendung auf historiographischem Gebiet als besonders interessant. In erster Linie beharren diese Studien auf dem „dynamischen" Charakter der Grenze, lehnen hingegen eine Erklärung ab, die deren Starrheit und Unveränderlichkeit be-

1 T.M. Wilson/H. Donnan, Introduction, in: T.M. Wilson/H. Donnan (ed.), A companion to border studies, Oxford 2012, S. 1–25, hier S. 3.

2 D. Wastl-Walter (ed.), The Ashgate research companion to border studies, Farnham 2011.

3 Wilson/Donnan (wie Anm. 1).

tont. Donnan und Wilson, die in ihrer Einleitung auf die Beiträge der verschiedenen Disziplinen zur Genese und Evolution der *border studies* eingehen, rekonstruieren den Entwicklungsverlauf dieser Deutungsperspektive in der Anthropologie. Für die Entstehung einer neuen Sicht auf die lineare politische Grenze – der sich seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts die Anthropologie mit neuer Aufmerksamkeit zuwandte, während sie sich bis dahin mehr für die rein symbolische und kulturelle Dimension der Liminalität interessiert hatte[4] – besaß die Arbeit von Fredrick Barth eine grundlegende Bedeutung, insofern sie aufzeigte, daß die ethnischen Grenzziehungen gesellschaftlicher Natur sind und damit einen relationalen Charakter haben. Dieser Grenzbegriff wurde in nachfolgenden anthropologischen Studien angewandt, die sich allerdings ausdrücklich auf die Staatsgrenzen beschränkten, zum Beispiel die Untersuchungen von Cole und Wolf[5] und die Arbeiten zur „hyperborder" zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten,[6] oder später die bekannte Veröffentlichung von Peter Sahlins über die Grenze zwischen Spanien und Frankreich in einem Pyrenäental.[7] Dergestalt machte die traditionelle „lokalistische" Tendenz, die der Anthropologie eignet, d. h. die dichte Nähe zu den lokalen Kulturen, wo der Staat kaum mehr als den Hintergrund bildete, Platz für eine Analyse der „dialectical relations between border areas and their nations and states."[8]

Die Deutung der Grenze als entscheidender Punkt, an dem „Staat und Bevölkerung" zusammentreffen, wurde seit Ende der 80er Jahre von jenen Anthropologen übernommen, die weniger den metaphorischen Charakter der Grenzen und die Erfahrung der „de-territorialization" in den Grenzräumen betonten,[9] sondern „a localized and territorially focused notion of the border" bevorzugten, der den Nachdruck vor allem auf die Relevanz der Grenzen für das Alltagsleben der Bevölkerung in den Grenzregionen legt. Das hervorstechende Merkmal der anthropologischen Analyse liegt danach in der „emphasis on how borders are constructed, negotiated and viewed from ‚below'",[10] womit die Anthropologie der Grenzen die Sozialwissenschaftler daran erinnert, daß „nations and states are composed of people who should not be reduced to the images that are constructed of them" und daß „the anthropological

4 P. P. Viazzo, Frontiere e „confine": prospettive antropologiche, in: A. Pastore (a cura di), Confini e frontiere nell'età moderna, Milano 2007, S. 21–44.

5 J. W. Cole/E. R. Wolf, La frontiera nascosta. Ecologia e etnicità fra Trentino e Sudtirolo, Firenze 1994 (Originalausg. 1974).

6 Zu Bibliographie und begrifflicher Neubestimmung dieser Grenze vgl. R. R. Alvarez Jr., Reconceptualizing the space of the Mexico-US borderline, in: Wilson/Donnan (vedi nota 1), pp. 538–556.

7 P. Sahlins, Boundaries. The making of France and Spain in the Pyrenees, Berkeley-Los Angeles 1989.

8 Wilson/Donnan (wie Anm. 1), S. 7.

9 S. Gupta/J. Ferguson, Beyond „Culture". Space, Identity and the politics of difference, in: Cultural Anthropology 1(1992), S. 6–23.

10 Wilson/Donnan (wie Anm. 1), S. 8.

study of the daily life of border cultures was simultaneously the study of the daily life of the state".[11] Dergestalt erweist sich die Grenze nicht als einfaches Ergebnis eines einseitig von der Staatsgewalt eingeleiteten Prozesses, sondern als ein Raum, an dessen Konstruktion eine Vielzahl gesellschaftlicher Akteure teilhat, welche die Grenzräume konkret mit Leben erfüllen. Diese bilden in der Tat den wichtigsten Ort, an dem die Pläne des politischen Zentrums auf die lokal generierten Erfahrungen, Interessen und gesellschaftlichen Praktiken treffen; gerade dort also, wo der Staat mittels der territorialen Begrenzung der eigenen Souveränität eine exklusive Stellung für sich in Anspruch nimmt, öffnet sich ein mögliches Szenarium von Widerstand, Konflikten und Machtaushandlung.

Den dynamischen Charakter der Grenzen betonen auch die *border studies* geographischer Provenienz. Doris Wastl-Walter bezeichnet die *borders* zu Beginn ihrer bereits erwähnten Synthese als „complex spatial and social phenomena, which are not static and invariabile, but which must be understood as highly dynamic."[12] Und Anssi Paasi, zweifellos einer der wichtigsten Theoretiker der *border studies*, definiert die politischen Grenzen im selben Band als „processes and institutions that emerge and exist in boundary producing practices and discourses",[13] wobei er insbesondere die Zentralität jener Prozesse hervorhebt, die den Grenzraum schaffen. Aus beiden Beiträgen ergibt sich also eine Konzeptualisierung der Grenze als „Prozeß". Dieser Ansatz ist meines Erachtens von großem Interesse für die Geschichtswissenschaft, insbesondere mit Blick auf wünschenswerte Forschungen, welche die eigentlichen Prozesse, mit denen die politisch-institutionellen Grenzen festgelegt werden, in einer historischen Perspektive rekonstruieren. Hinsichtlich der Konstruktion eines Raums der staatlich-nationalen Souveränität, bei der sie eine wesentliche Rolle spielen, hat Anssi Paasi hervorgehoben, daß „we still know very little of such nation-building processes and roles of borders in them", weil sich nur wenige Untersuchungen mit dem „tracing border" als „historically contingent processes" befaßt haben.[14] Als weiterer Begriff, der meines Erachtens gewinnbringend bei der historischen Analyse angewandt werden kann, erweist sich hier ferner die „Region", wie die Grenze in zahlreichen Beiträgen der erwähnten Bände konzeptualisiert wird.[15]

Insbesondere in den geographischen Disziplinen entstand diese Sichtweise im Zusammenhang mit dem Interesse für die „Grenzlandschaften", die sich in ihrer ersten vollständigen Formulierung durch Rumley und Minghi in den frühen 90er Jah-

---

11 Ebd., S. 6.

12 D. Wastl-Walter, Introduction, in: Ders. (wie Anm. 2), S. 1.

13 A. Paasi, A Border Theory. An unattainable dream or a realistic aim for border scholars?, in: Wastl-Walter (wie Anm. 2), S. 11–31, S. 13.

14 Ebd., S. 21.

15 Für eine Anwendung dieser Begriffe in konkreten Fallstudien vgl. L. Di Fiore, The production of borders in XIX century Europe. Between institutional boundaries and transnational practices of space (in Vorbereitung).

ren des letzten Jahrhunderts auf den Begriff der „Landschaftsregion" bezogen.[16] Ihr Buch *The geography of border landscapes* stellte eine Wende der geographischen Studien zum Thema der Grenze dar, die bis zu diesem Zeitpunkt einen grundsätzlich beschreibenden, auf die Klassifizierung der Grenzen und die terminologische Vertiefung konzentrierten Ansatz verfolgten. Insbesondere öffnete sich hier die Geographie der Grenzen der ethnographischen Methode, die noch heute die *border studies* der Geographen bestimmt und die *border landscapes* den *border regions* der Anthropologen annähert. In der Folge sollte mit den *borderscapes* ein weiterer Begriff Eingang in die geographische Forschung finden; er übernimmt einige Anregungen aus der „neuen Kulturgeographie", die auf eine höhere Komplexität der Idee von Landschaft verweist, insofern sie neben der objektiven auch die subjektive, an die Vorstellung und Wirkkraft von „Landschaft als Diskurs" gebundene Dimension thematisiert. Im Rückgriff auf diese Überlegungen, die den *cultural studies* angehören und von der Geographie und kritischen Geopolitik vertieft werden,[17] bezieht sich die „Grenzlandschaft" (*borderscape*) vor allem auf den Aspekt der Wahrnehmung von Grenze, aber auch auf den performativen Charakter dieser Wahrnehmung – und Vorstellung – und schließlich auf ihre Fähigkeit, die konkreten Grenzpraktiken zu beeinflussen.

Die Deutung der Grenze als „Region", wie sie im Rahmen der *border studies* entwickelt wird, bietet damit meiner Ansicht nach eine Reihe von Elementen, die für eine historische Analyse höchst interessant sind; im übrigen ist der Begriff *borderlands* in den historischen Wissenschaften durchaus präsent, wo sie nach den überzeugenden Überlegungen von Baud und van Shendel vom Ende der 90er Jahre als Regionen verstanden werden, die „eigene gesellschaftliche Prozesse und eine eigene historische Entwicklung" aufweisen und eine Bühne für komplexe, Staat, regionale Eliten und lokale Gesellschaft umfassende Beziehungen bieten.[18] Angesichts der Bedeutung, die den Grenzregionen hinsichtlich der staatlichen und nationalen Formierungs- und Territorialisierungsprozesse zugeschrieben wird, hebt die historische Analyse der *borderlands* insbesondere auf die aktive Rolle der Grenzbevölkerungen im Rahmen solcher Entwicklungen ab. Dergestalt scheint also die Möglichkeit einer Verknüpfung dieser historiographischen Kategorie mit dem ethnographischen Ansatz aus der Anthropologie und Grenzgeographie auf, aber auch mit dem Aspekt der subjektiven Dimension der Grenze, die sich auf die Wahrnehmungen und Vorstellungen, d. h. auf die *mental maps* von Individuen und gesellschaftlichen Gruppen bezieht.

16 Zum Stand der Diskussion über die „Grenzlandschaften" innerhalb der geographischen Wissenschaften vgl. den jüngsten eingehenden Überblick von E. Dell'Agnese, Nuove geo-grafie dei paesaggi di confine, in: Memoria e ricerca 45 (2014), S. 51–66.

17 Vgl. erneut Dell'Agnese (wie Anm. 16).

18 M. Baud/W. van Shendel, Towards a comparative History of borderlands, in: Journal of World History 2 (1997), S. 211–242, hier S. 212.

2. Es hat sich gezeigt, daß im Rahmen der *border studies* Kategorien entwickelt wurden, die höchst nützlich für eine Anwendung in der historischen Forschung sind, doch bisher ist es noch nicht zu wirklich vollen, überzeugenden Synergieeffekten gekommen. Zunächst bleibt die historische Komponente innerhalb der *border studies* noch recht klein, obgleich jüngst eine stärkere Historisierung der untersuchten Phänomene eingefordert wurde, um dem offensichtlichen „lack of historical reflexivity“[19] zu begegnen. Insbesondere hat der Soziologe O'Dowd in seiner Mahnung, in den Analysen der Grenzen die historische Dimension stärker zu beachten, auf das geringe Interesse für die staatlichen und nationalen Formierungsprozesse verwiesen,[20] was dazu geführt habe, daß die Grenzstudien auf einer – im Sinne Webers – idealtypische Kategorie der Staatsnation beruhten, die in den letzten Jahrzehnten von der Geschichtsschreibung stark relativiert worden ist.

Tatsächlich bleiben die Beiträge historischen Charakters in den beiden eingangs erwähnten Synthesen zu den *border studies* recht spärlich, obgleich beide Bände Sektionen zu den Themen „States, Nations and Empires“ und „Geopolitics: state, nation and power relations“ enthalten. Während hier also den staatlichen Grenzen eine Zentralität zuerkannt wird, die sie auch hinsichtlich der transnationalen und supranationalen Phänomene behalten, wird der Konstruktionsprozeß der Grenzen, d. h. das „bordering“ selbst, in einer historischen Perspektive nicht vertieft. Allein eine Historisierung der Staatsgrenzen ermöglicht aber, deren Reifikation zu verhindern, die einen integralen Bestandteil des umfassenderen Naturalisierungsprozesses der im 17. und 18. Jahrhundert entstandenen, an jene Grenzen unvermeidlich gebundenen Staatsnation bildet. Auf diese Notwendigkeit haben jüngst auch Mezzadra und Neilson verwiesen, deren Studie sich weitgehend auf die Funktion konzentriert, welche die Grenzen innerhalb des zeitgenössischen globalen Kapitalismus einnehmen, und dabei im Bewußtsein der „risks of naturalization of a specific image of the borders“ die Wichtigkeit betont, „the development of linear borders“ zu historisieren.[21]

Andererseits hat sich auch die Geschichtsforschung weder mit den Gesichtspunkten, die enger mit dem *bordering process* zusammenhängen, noch mit den Fragen der *borderlands* ausführlicher befaßt. Die Aufforderung von Baud und van Shendel aus dem Jahr 1997, von der Peripherie aus auf den Staat zu schauen und dabei den Fokus der historischen Analyse auf die seit dem 18. Jahrhundert errichteten staatsnationalen Grenzen zu richten, hat in fast zwanzig Jahren kaum Resonanz gefunden. Der Großteil der wichtigsten jüngeren Arbeiten hat sich im wesentlichen auf die frühe

19 L. O'Dowd, From a „borderless world“ to a „world of borders“. „Bringing history back in“, in: Environment and planning D: Society and Space 38 (2010), S. 1031–1050, S. 1032.

20 Ebd., S. 1034.

21 S. Mezzadra/B. Neilson, Border as Method, or, the multiplication of labor, Durham 2013, S. 3.

Neuzeit konzentriert und dabei sowohl die europäischen Territorialstaaten[22] als auch die kolonialen Räume[23] in den Blick genommen, ferner die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg und die Phasen nach 1945 und nach 1989 behandelt, in denen sich die Zahl der Staatsnationen stark vermehrte.[24] Weniger wurde hingegen gerade der Konstruktionsprozeß der politisch-administrativen Grenzen als wesentlicher Charakterzug des Aufstiegs des modernen Staates im 18. und 19. Jahrhundert untersucht, der aufgrund eines bisher unbekannten Zentralisierungsniveaus der öffentlichen Gewalt im Vergleich zur Vergangenheit eine entschiedenere Territorialisierung der staatlichen Souveränität garantierte. Einige historische Analysen der Grenzen (und Grenzgebiete) hinsichtlich dieser historischen Phase sind in letzter Zeit sowohl im Bereich der eigentlichen historischen Wissenschaften als auch in den geographischen und anthropologischen Disziplinen immerhin erschienen; die Ergebnisse finden sich sowohl in Sammelbänden, die einen umfassenden chronologischen Bogen spannen,[25] als auch in verschiedenen Studien zu spezifischen Regionen.[26]

---

22 D. Nordman, Frontières de France. De l'espace au territoire, XVIe–XIXe siècles, Paris 1999. Bezüglich Italien sind in einer bei Franco Angeli erschienenen Reihe die Ergebnisse eines umfassenden, von Alessandro Pastore koordinierten Forschungsprojekts zum Thema „Confini e frontiere nella storia. Spazi, società e culture nell'Italia moderna" in zehn Bänden veröffentlicht worden. Einschätzungen über die ersten Bände der Reihe vgl. in: P. Guglielmotti/L. Blanco/B. A. Raviola, Confini e frontiere come problema storiografico, in: Rivista Storica italiana 1 (2009), S. 176–202.

23 T. Herzog, Frontiers of Possession: Spain and Portugal in Europe and the Americas, Harvard University Press 2015; zu einem eurasischen Szenarium in einem zeitlich umfassenderen Rahmen vgl. A. J. Rieber, The Struggle for the Eurasian Borderlands, New York 2014.

24 Vgl. beispielsweise S. Dullin, La frontière épaisse. Aux origines des politiques soviétiques (1920–1940), Paris 2014; T. Herrschel, Borders in Post-Socialist Europe: Territory, Scale, Society, Farnham 2011; P. Thaler, The Ambivalence of Identity: The Austrian Experience of Nation-building in a Modern Society, West Lafayette 2001.

25 K. Stoklosa/G. Besier, European Border Regions in Comparison: Overcoming Nationalistic Aspects or Re-Nationalization?, Routledge 2014; M. Catala/D. Le Page/J. Meuret, Frontières oubliées, frontières retrouvées. Marches et limites anciennes en France et en Europe, Rennes 2011; C. Desplat (a cura di), Frontières, Paris 2002; B. Kaplan/M. Carlson/L. Cruz (ed.), Boundaries and their meanings in the history of the Netherlands, Leiden-Boston 2009; S. Salvatici (a cura di), Confini: costruzioni, attraversamenti, rappresentazioni, Soveria Mannelli 2005, W. Heindl/E. Saurer/H. Burger/H. Wendelin, Grenze und Staat: Passwesen, Staatsbürgerschaft, Heimatrecht und Fremdengesetzgebung in der österreichischen Monarchie 1750–1867, Wien 2000; L. Di Fiore/M. Meriggi (a cura di), Movimenti e confini. Spazi mobili nell'Italia preunitaria, Roma 2013.

26 J. Garcìa Álvarez, Las Comisiones Mixtas de Limites y las representaciones geográficas de la frontera hispano-portuguesa (1855–1906), im Druck; J. Capdevila i Subirana, Historia del deslinde de la frontera hispano-francesa, Del tratado de los Pirineos (1659) a los tratados de Bayona (1856–1868), Barcelona 2012; S. Dubois, La révolution géographique en Belgique: départementalisation, administration et représentations du territoire de la fin du XVIIIe au début du XIXe siècle, Bruxelles 2008. J. Bjork, Neither German nor Pole. Catholicism and National Indifference in a Central European Borderland, Ann Arbor 2008; T. Snyder, The Reconstruction of Nations: Poland, Ukraine,

Die historische Analyse der konstitutiven Prozesse der Grenzen von modernen Staaten im 18. und 19. Jahrhundert erlaubt allerdings, wie bereits angedeutet, die Staatsnation selbst als ein konstruiertes, zufälliges räumliches Gebilde zu historisieren, sie also wie die Grenzen als ein Konstrukt aufzufassen und in ihr nicht eine ahistorische territoriale Bezugsgröße zu sehen, die traditionell – seit der zeitgleich beginnenden Professionalisierung der historischen Disziplin – als natürlicher Untersuchungsrahmen diente. Die Notwendigkeit, den „methodologischen Nationalismus" zu überwinden, d. h. nach Räumen für die historische Untersuchung zu suchen, die nicht mit dem nationalen Horizont zusammenfallen, wird nachdrücklich von einem der innovativsten unter den insbesondere in den letzten Jahrzehnten entstandenen historiographischen Laboratorien hervorgehoben, das sich der *world/global* bzw. *transnational history* orientiert; diesen ist bei allen Differenzen gemeinsam, daß sie ihre historische Forschung auf Räume ausrichten, die nicht dem politisch-administrativen, in erster Linie nationalen Zuschnitt entsprechen, sondern nach den zu untersuchenden historischen Prozessen jeweils neu rekonstruiert werden.

Zweifellos ist die Kritik am methodologischen Nationalismus nicht ausschließlich in der Historiographie zuhause, sondern in den Sozialwissenschaften sehr viel weiter verbreitet. *Beyond methodological nationalism* lautet der Titel eines jüngst erschienenen Bandes, in dem Beiträge von Soziologen, Sozialanthropologen und Historikern versammelt sind, die das staatlich-nationale Gebilde lediglich als „one of the several possible social contexts" betrachten, „within which to empirically analyze social relations, institutions, cultures, spaces, ethnicities and histories".[27] Auf jeden Fall ist ein wesentliches Merkmal der *global history*, daß sie die Untersuchungseinheit der Staatsnation in Frage stellt. Und unter den zahlreichen Fäden, die das komplexe Gewebe der *global history* bilden, stechen einige Reflexions- und Forschungslinien hervor, die sich mehr oder weniger ausdrücklich auf den Ansatz des *spatial turn* beziehen. Ausgehend von den theoretischen Überlegungen Michel Foucaults und Henri Lefebrves hat man sich hier mit neuer Aufmerksamkeit der Raumdimension im Bereich der Sozialwissenschaften zugewandt. Vor allem in den Arbeiten von Exponenten der kritischen Geographie wie David Harvey und Edward Soja ist auf diese Weise die Zentralität des Raumes als analytische Kategorie hervorgehoben worden: Nicht mehr nur als einfacher passiver Hintergrund für die untersuchten Prozeßabläufe galt er hier, sondern hauptsächlich als gesellschaftliches, kulturelles und politisches Produkt. Für die historische Forschung bietet eine solche zur Deutung des Raumes angewandte konstruktivistische Perspektive in erster Linie die Möglichkeit, die histo-

Lithuania, Belarus, 1569–1999, New Haven 2003, L. Di Fiore, Alla frontiera. Confini e documenti d'identità nel Mezzogiorno continentale preunitario, Soveria Mannelli 2013.

27 A. Amelina/T. Faist/N. Glick Schiller/D. D. Nergiz, Methodological Predicaments of cross-border studies, in: A. Amelina et al. (ed.), Beyond Methodological Nationalism: Research Methodologies for Cross-border Studies, New York 2012, S. 1–19, S. 2.

rischen räumlichen Gebilde zu dekonstruieren,[28] von denen keines in unkritischer Weise als natürlich und selbstverständlich vorausgesetzt werden darf; in zweiter Linie ergibt sich daraus, daß der räumliche Rahmen jeder historischen Analyse nicht als präexistent und gegeben zu betrachten ist, sondern im Gegenteil auf der Grundlage der analysierten Phänomene konstruiert werden muß.

In der Geschichtsschreibung der letzten Jahre sind anhand der Vorgaben des *spatial turn* im allgemeinen vertiefte Überlegungen zur Räumlichkeit angestellt worden, die nicht unbedingt in den Rahmen der *global history* gehören. In Gegensatz zu den starren, deterministischen Raumauffassungen, die sich seit dem 19. Jahrhundert verbreiteten, haben sich einige jüngere Studien an der Deutung des Raums als einer „funktionalen Kategorie" orientiert,[29] wo nach Michel De Certeaus Worten der *espace* (*lived space*, gelebte Räume) als Produkt täglicher gesellschaftlicher Praktiken dem in kartesianischem Sinne verabsolutierten *lieu* (*dead place*, tote Orte) gegenübersteht.[30] Auf der Basis dieser Überlegungen scheint mir höchst vielversprechend, die analytischen Kategorien der *border studies* – gedacht für empirische Forschungen zu den bisher wenig untersuchten Konstruktionsprozessen der politisch-institutionellen Grenzen, die den Aufstieg des modernen Staates begleiteten – mit der vertieften Reflexion über die Räumlichkeit, die in der Geschichtsschreibung in den letzten Jahrzehnten vor allem, aber nicht ausschließlich im Zusammenhang mit der *global history* aufkam, zu verknüpfen;[31] die *border studies* scheinen die damit verbundenen Implikationen trotz des ihnen innewohnenden Interesses für die räumliche Dimension nicht vollständig erfaßt zu haben.

3. Die meiner Ansicht nach interessantesten Kategorien, die in jüngerer Zeit von den *border studies* entwickelt worden sind, d. h. die Konzeptualisierung der Grenze im Sinne von „Prozeß" und „Region", erweisen sich gerade mit Blick auf die jüngsten Debatten über die *global history* als höchst bedeutsam. Trotz ihrer extremen Vielförmigkeit weist die Globalgeschichte auf der methodologischen Ebene einige typische Züge auf. Sie zeichnet sich dadurch aus, daß sie über den traditionellen Ansatz der staatlich-nationalen Analyse hinausgeht und sich um alternative räumliche Bezugsrahmen bemüht. Bevorzugt behandelt werden Szenarien, die sich quer den politisch-institutionellen Grenzziehungen stellen und – zweifellos unter konstanter

28 M. Middell/K. Naumann, Global history and the spatial turn: from the impact of area studies to the study of critical junctures of globalization, in: Journal of global history 5 (2010), S. 149–170.

29 So die Beiträge im Themenheft der European Review of History 5 (2009), a cura di M. G. Müller/C. Torp, Conceptualising transnational spaces in history.

30 M. Füssel, Tote Orte und gelebte Räume. Zur Raumtheorie von Michel De Certeau S. J., in: Historical Social Research 3 (2013), Special Issue Space/Time Practices, ed. S. Dorsh, S. 22–39.

31 Neben den bereits erwähnten Studien sei auf die wichtigen Arbeiten von A. Torre, Luoghi. La produzione di località in età moderna e contemporanea, Roma 2011, und B. Salvemini, Il territorio sghembo. Forme e dinamiche degli spazi umani in età moderna, Bari 2006, verwiesen.

Bezugnahme auf diese in der einen oder anderen Form – hauptsächlich von den jeweils untersuchten Prozessen neu bestimmt werden, mögen sie nun den Handelsaustausch oder die Migrationen, die Zirkulation von Ideen und Wissensbeständen, die Religionen, politischen Ideale, Sprachen und spezifische Dialekte betreffen. Wenn sich diese Alternative zum Nationalen nun auch nicht in Untersuchungsrahmen bewegt, die den gesamten Globus umfassen, so bevorzugt die *global history* weitgefaßte räumliche Einheiten makroregionaler, aber auch transregionaler, kontinentaler oder ozeanischer Dimension,[32] so in den Fällen, in denen die enormen Wasserflächen des Indischen Ozeans, des Atlantiks und des Pazifiks den Untersuchungshorizont bilden.

Die Verschiebung des Blickwinkels ist engstens mit einem zweiten methodologischen Merkmal der Globalgeschichte verbunden, d. h. mit der Tendenz, sich aus dem im wesentlichen eurozentrischen Ansatz zu befreien, der einem Großteil der westlichen Historiographie zugeschrieben wird. Die Verlagerung des Untersuchungsfokus und der Vergleich mit der außereuropäischen Geschichte erlauben es, die Narration vom „Wunder Europas" oder von der „amerikanischen Außergewöhnlichkeit" neu zu überdenken;[33] sie ruhte im allgemeinen auf einer Idee von westlicher „Modernität", zu deren wichtigsten Kennzeichen zweifellos die „Staatsnation" als Organisationsform der Macht gehört. Gleichwohl sieht sich die Globalgeschichte damals wie heute unterschiedlicher Kritik ausgesetzt, die sich hauptsächlich aus dem Mißtrauen gegenüber derart großflächig angelegten Ansätzen nährt, da sie unvermeidlich zur Generalisierung neigten und zu einer allumfassenden Geschichtsvision zurückkehrten. Trotz der erklärten anti-eurozentrischen Absichten befürchtet man, daß einige Forschungsstränge, so beispielsweise diejenigen innerhalb der Globalisierungsgeschichte, die einen entschieden ökonomischen Fokus haben, nur eine Teleologie des beständigen Fortschritts der westlichen Modernität in neuen Kleidern bieten und dabei die Geschichte der außereuropäischen Völker in eine neue *master narrative* miteinbeziehen, die nicht weniger eurozentrisch ist wie die traditionellen Darstellungen.[34] Auf einer allgemeineren Ebene gelten die wichtigsten Vorbehalte der Gefahr, daß in derart stark ausgeweiteten Untersuchungsrahmen das Spezifische, die Besonderheiten und das Fragmentarische verlorengehen; auf diese Aspekte hatten sich im übrigen in den vergangenen Jahrzehnten andere historiographische Orientierungen

32 J. H. Bentley, The journal of world history, in: P. Manning (ed.), Global practice in world history. Advances worldwide, Princeton 2008, S. 132.

33 E. L. Jones, The European miracle. Environments, economies and geopolitics in the history of Europe and Asia, Cambridge ³2003, dt.: Das Wunder Europa. Umwelt, Wirtschaft und Geopolitik in der Geschichte Europas und Asiens, übersetzt von M. Streissler, Tübingen ²2012; M. Adas, Out of step with time: United States exceptionalism in an age of globalization, in: B. Stuchtey/E. Fuchs (ed.), Writing world history, 1800–2000, New York 2003, S. 137–154.

34 A. Dirlik, Confounding metaphors, inventions of the world: what is world history for?, in: Stuchtey/Fuchs (wie Anm. 33), S. 90–133; Ders., Global modernity. Modernity in the age of global capitalism, Boulder-London 2007.

gerichtet, die ihrerseits die traditionelle Historiographie aushebeln wollten, so die Sozialgeschichte und Geschlechtergeschichte bis hin zu den jüngeren *post-colonial* und *area studies*.

Diese kritischen Beobachtungen haben bei den angloamerikanischen *world historians* selbst, unter ihnen Anthony Hopkins und Patrick Manning,[35] zu methodologischen Neuüberlegungen hinsichtlich der Größe der Untersuchungseinheiten geführt und dabei die Wichtigkeit betont, einen Blickwinkel zu wählen, der am Schnittpunkt zwischen dem Globalen und dem Lokalen liegt; das Ziel besteht darin, mit Bezug auf die historischen Phasen der Globalisierung die lokalen Variationen von Modellen und Wissensbeständen zu identifizieren, wie sie aus der Spezifik der unterschiedlichen Zusammenhänge hervorgegangen sind. Einen die Interaktion zwischen dem Globalen und Lokalen berücksichtigenden Ansatz, der sich weniger von den historischen Kontexten entfernt, hat auch die *histoire connectée* vertreten, die in den Arbeiten von Serge Gruzinski und Sanjay Subrahmanyam[36] ihren wichtigsten, vollendetsten Ausdruck gefunden und ermöglicht hat, über die Erforschung der Verknüpfungen, die für die vergangenen menschlichen Gesellschaften kennzeichnend waren, großangelegte Geschichten zu schreiben, die jedoch in den von ihnen analysierten spezifischen Kontexten fest verankert bleiben: „une histoire ‚totale' mais ‚située'", so ist diese Orientierung treffend definiert worden.[37]

Angesichts der Zweifel, die sich aus den Problemen der Generalisierung im Rahmen einer „supersized history" ergaben, so die mangelnde Nähe zu den historischen Kontexten, der Verlust an Spezifizität und die spärliche Verwendung von Primärquellen, ist jüngst von verschiedener Seite aus sehr unterschiedlichen Perspektiven die Zweckmäßigkeit hervorgehoben worden, die *global history* mit der Mikrogeschichte zu verbinden. Die Befürworter eines solchen Dialogs[38] stimmen weitgehend darin überein, daß auf diese Weise bei der historischen Rekonstruktion die Ebene der *human agency*, die sich umgekehrt proportional zur Weite des räumlichen und zeitlichen Untersuchungsrahmens verhält, und eine solidere, auch für großangelegte Untersuchungsfelder das *philological grounding* sicherstellende Fundierung durch die Primärquellen zurückgewonnen werden kann.[39] Eine solche Verbindung verschie-

35 A. G. Hopkins (ed.), Global history: interactions between the universal and the local, London 2006; P. Manning (ed.), World history: global and local interactions, Princeton 2006.

36 S. Gruzinski, Les quatre parties du monde. Histoire d'une mondialisation, Paris 2004; S. Subrahmanyam, Explorations in connected history. From the Tagus to the Ganges, Oxford 2005.

37 C. Douki/P. Minard, Pour un changement d'échelle historiographique, in: P. Norel/L. Testot, Histoire globale. Un autre regard sur le monde, Auxerre 2008, S. 161–176, S. 171.

38 Verschiedene Stimmen dazu vgl. in: S. D. Aslanian/J. E. Chaplin/A. McGrath/K. Mann, AHR Conversation: How Size Matters. The Question of Scale in History, in: American Historical Review 3 (2013), S. 1431–1472, und B. Struck/K. Ferris/J. Revel (ed.), Size Matters. Scales and Spaces in Transnational and Comparative History (The International History Review 4 [2011], Sonderheft).

39 Aslanian, AHR Conversation (wie Anm. 38), S. 1443–1446; Zitat auf S. 1446.

dener historiographischer Perspektiven ist, wie bereits angedeutet, auf vielfältige Weise versucht worden, so zum Beispiel im Ansatz der als *global lives* verstandenen *microstorie globali*, der von Francesca Trivellato in einem Artikel theoretisch entwikkelt (und von ihr als Historikerin auch angewandt) worden ist;[40] konkrete Form hat er hauptsächlich in den individuellen, in globale Kontexte eingefügten Biographien gefunden,[41] wo die individuellen Lebensläufe als Brennspiegel dienen, durch das sich die Verknüpfungen und Austauschprozesse auf globaler Ebene beobachten lassen.

Interessanter für die im vorliegenden Beitrag entwickelte Idee, die *border studies* mit einigen Deutungssträngen der *global history* zu verbinden, sind jedoch andere Wege eines möglichen Dialogs zwischen der Globalgeschichte und der Mikrogeschichte, so der jüngst ausgearbeitete Vorschlag Christian De Vitos, die Globalgeschichte als *micro-spatial history* zu betreiben.[42] Er setzt die Globalgeschichte nicht mit einer Ausweitung der geographischen Dimension gleich, sondern identifiziert sie als eine im wesentlichen methodologische Perspektive. „Global" heißt also nicht Ausdehnung des Untersuchungsrahmens, sondern bezieht sich ausdrücklich auf die von der Globalgeschichte vorgenommene Neubewertung des Raums, d. h. auf das Bewußtsein von der Rolle, welche die räumliche Dimension sowohl hinsichtlich der historischen Phänomene als auch bei der historischen Rekonstruktion dieser Phänomene spielt. *Global history* wird hier also als eine Geschichte verstanden, die sich der Komplexität der räumlichen Variable bewußt ist und deshalb dazu neigt, einerseits neue, vom Nationalismus/Statalismus/methodologischen Territorialismus abgekoppelte Raummodelle zu entwickeln, andererseits die Narration räumlicher Formationen wie die Staatsnation als gegebene, unangefochtene Untersuchungsgegenstände (und Analyserahmen) zu dekonstruieren. Der als *spatial history* verstandenen *global history* kann der mikroanalytische Ansatz, wie sie der Mikrogeschichte eigen ist, nach De Vitos Programm eine epistemologische Basis bieten. Auf analytischer Ebene erlaubt er, die Verbindungen zwischen den verschiedenen Kontexten, deren Singularität anerkannt und herausgearbeitet wird, über einen direkten Bezug auf die Primärquellen zu rekonstruieren. Dieser methodologische Ansatz weist verschiedene Berührungspunkte mit den Überlegungen Angelika Epples auf, die in der Aufmerksamkeit für die Raumvariable einen „konstitutiven Charakterzug" der Globalgeschichte sieht, und zwar sowohl bei der Konstruktion der Untersuchungsrahmen als auch bei der Analyse der Raumkonstrukte, die in einem Großteil der historischen Narration ange-

40 F. Trivellato, Is there a future for Italian Microhistory in the Age of Global History?, in: Californian Italian Studies 1 (2011), S. 1–26.

41 N. Zemon Davis, Trickster Travels, A Sixteenth-Century Muslim between Worlds, New York 2006; L. Colley, The ordeal of Elizabeth Marsh. A woman in World History, New York 2007; J. Spence, The Question of Hu, New York 1989; M. Garcia-Arenal/G. Wiegers, Entre el Islam y occidente. Vida de Samuel Pallache, judío de Fez, Madrid 1999; engl.: A man of three worlds. Samuel Pallache, a Morrocan Jew in Catholic and Protestant Europe, transl. by Martin Beagles, Baltimore 2003.

42 C. De Vito, Micro-spatial history. Towards a new Global history, im Druck.

wandt werden.[43] Im Rahmen dieser Deutung des „Globalen" betont Epple di Notwendigkeit eines mikrohistorischen Zugriffs auf die *global history*, wobei „global" und „lokal" für sie nicht nur nicht in Widerspruch stehen, sondern untrennbar miteinander verbunden sind.[44] Und in dem Maße, in dem „we can only understand the global while studying the local", hört das Lokale auf, für das Autochthone, Ursprüngliche und Traditionale zu stehen, da es weniger als geschlossene Einheit, sondern im Zusammenhang mit anderen Orten bzw. – besser – nach dem Begriff der *translocality* im Rahmen eines Netzes multipler Beziehungen zu anderen Orten gesehen wird und auf diese Weise „a better understanding of the global after the spatial turn" garantiert.[45]

4. Vor dem Hintergrund der jüngsten Debatten ist es möglich, deutlicher die Linien herauszuarbeiten, anhand derer es wünschenswert wäre, eine Verknüpfung zwischen dieser Ausrichtung der *global history* und den jüngsten Errungenschaften der *border studies* zu versuchen. Die Idee, daß das konstitutive Element der *global history* in dem Bewußtsein vom konstruierten Charakter der (sowohl historischen als auch historiographischen) Räumlichkeit liegt, erweist sich als gewinnbringend für die historische Analyse der *borderlands*; bei ihnen handelt es sich *per definitionem* um transnationale Räume, denn es sind Regionen, die entlang der Grenzlinien entstehen und Teile von Territorien vereinen, die zwei politisch und institutionell unterschiedlichen staatlichen Einheiten angehören. Andererseits hat der Begriff der Region, der – wie bereits angedeutet – als einer der interessantesten Kategorien aus den *border studies* hervorgegangen ist, innerhalb der *global history* von Anbeginn an eine grundlegende Rolle gespielt. Im Rückgriff auf eine der Schule der Annales entspringende Tradition und insbesondere auf die von Braudel angeregten Ansätze hat die Globalgeschichte in ihrer Absicht, sich aus dem staatlich-nationalen Korsett zu befreien, von Anfang an dafür optiert, regionale Analyserahmen zu konstruieren, innerhalb derer „Region" sich auf räumliche Einheiten bezieht, die keine starr festgelegten Grenzen haben und auch nicht den politisch-administrativen Grenzen folgen, sondern sich sowohl auf substaatlicher – mit Räumen „just-larger-than-local"[46] – als auch auf supranationaler und transnationaler Ebene – so im Fall der *transborder regions* – bewegen. Häufig sind derartige Regionalgebiete, der *geohistoire* folgend, auf der Grundlage von

43 A. Epple, Storia globale e storia di genere: un rapporto promettente, in: Storia e regione 1–2 (2012), S. 43–57, hier S. 45.

44 Ders, The global, the Transnational and the Subaltern. The limits of history beyond the National Paradigm, in: Amelina et al. (wie Anm. 27), S. 155–175, S. 169.

45 Ebd., S. 170. Weitere Überlegungen dazu vgl. in De Vito (wie Anm. 42). Über den Begriff der *translocality* vgl. K. Brickell/A. Datta (ed.), Translocal Geographies. Spaces, Places, Connections, Farnham 2009. Vgl. auch U. Freitag/A. von Oppen (ed.), Translocality: The Study of Globalising Processes from a Southern Perspective, Leiden-Boston 2010.

46 Vgl. P. A. Kramer, Region in global history, in: D. Northrop (ed.), A companion to world history, 2012, Chichester 2012, S. 201–212.

Umweltfaktoren und insbesondere im Rahmen der *environmental history* ermittelt worden.[47]

Der veränderliche Charakter der Regionalgebiete und ihre mobilen Grenzen – der jüngst noch eine dichte Diskussion unter den *global historians*[48] ausgelöst hat – erweist sich als besonders interessant für die Perspektive, in der es darum geht, eine tiefgreifende Neubewertung der Räumlichkeit in der historischen Analyse mit einem mikroanalytischen Ansatz zu verbinden. Die Deutung der Räume als gesellschaftliche Produkte impliziert die Anwendung eines *actor-centred approach*, insofern die gesellschaftlichen Akteure in vielen Fällen die Regionalgebiete sowohl materiell als auch symbolisch konstruieren. Die Anwendung dieser konstruktivistischen Perspektive des Raumes (und insbesondere der Region) auf die Produktion transnationaler, nicht notwendigerweise makroregionaler Gebiete erweist sich als besonders zweckdienlich für die Untersuchung der Grenzregionen, die *borderlands*, die von den gesellschaftlichen Praktiken der im Grenzraum lebenden Akteure entlang der Koordinaten ihrer familiären und sozialen Netze, ihrer integrierten Wirtschaftsmodelle, der Migrationen der Saisonarbeiter, der Herausbildung von Grenzkulturen und zuweilen Grenzsprachen bestimmt werden.

Die Zentralität der *agency* der Grenzbevölkerung zeigt sich nicht nur hinsichtlich der Konstruktion der Grenzregionen, sondern auch der Grenze selbst, insofern die *border*, wie gezeigt wurde, als Ergebnis eines komplexen Konstruktions*prozesses*, einer Interaktion zwischen den zentralen staatlichen Einrichtungen und den institutionellen bzw. nichtinstitutionellen Agenten an der Peripherie betrachtet werden muß. In beiden Fällen springen die Berührungspunkte zwischen dem ethnographischen Ansatz der Anthropologie und Grenzgeographie einerseits und der von einigen jüngeren Richtungen der *global history* bevorzugten mikrohistorischen Methode andererseits ins Auge; sie bieten ein reiches Potential für weitere Entwicklungen.

Die in einer historischen Perspektive betriebenen *border studies* könnten also eine neue Form der „Globalgeschichte" sein, aus deren methodologischer Neubegründung hinsichtlich der Räumlichkeit sie zweifellos Gewinn zögen, wenn sie die Anregungen des *spatial turn* in einem größeren Umfang aufnähmen, als es bisher geschehen ist. Die historische Untersuchung der Grenzen in ihrem prozessualen Charakter und der Grenzregionen als bedeutsame transnationale Räume der historischen Erfahrung trägt auf diese Weise dazu bei, eine der von der Globalgeschichte in Frage gestellten *master narratives*, d. h. die Formation der Staatsnation als einen teleolo-

47 C. Grataloup, Géohistoire de la mondialisation. Le temps long du monde, Paris 2007; R. Bin Wong, Entre monde et nation. Les regions braudélienne in Asie, in: Annales. Histoire, Sciences Sociales 1 (2001), S. 5–41.

48 Vgl. beispielsweise J. De Vries, Reflection of doing global history, in: M. Berg (ed.), Writing the history of the global, New York 2013, S. 32–47, und im selben Band R. B. Wong, Regions and global history, S. 83–105; vgl. auch Kramer (wie Anm. 46).

gischen, einseitig von der Zentralmacht vollzogenen Prozeß zu dekonstruieren und sich dabei im Gegensatz zu den poststrukturalistischen Ansätzen der Zentralität der Rolle des Staates und der politischen Grenze als dessen hervorstechendes Merkmal bewußt zu bleiben.

Amedeo Osti Guerrazzi

Il calendario di lavoro di un dittatore

L'agenda di Benito Mussolini 1923–1943

Zusammenfassung: Der Beitrag legt erste Ergebnisse des Forschungsprojekts „Audienzen bei Mussolini" vor. Im Anschluss an eine Beschreibung der benutzten Quellen, die sich im *Archivio Centrale dello Stato* und im *Archivio Storico Diplomatico del Ministero degli Affari Esteri* befinden, wird die aus dem Projekt hervorgegangene Datenbank kurz vorgestellt. Darüber hinaus wird Mussolinis Arbeitsweise in ihrem Entwicklungsverlauf skizziert.

Abstract: The text presents the initial results of the research project „Mussolini's audiences". The paper contains an analysis of the sources used, from the *Archivio Centrale dello Stato* and the *Archivio Storico Diplomatico del Ministero degli Affari Esteri*, as well as a short description of the database produced after this research. There are also some brief remarks on Mussolini's working method in its historical development.

L'importanza politica delle udienze concesse da Mussolini per oltre vent'anni ad un ampio numero di persone singole è stata dimostrata recentemente dallo storico del fascismo Wolfgang Schieder il quale non solo ha descritto il meccanismo e la funzione delle udienze, prendendo come esempio una parte consistente dei visitatori tedeschi di Mussolini, ma ha pure sottolineato „che la messa in scena pubblica del consenso di massa aveva un'equivalente nell'udienza di singoli individui", un fatto che „non è stato colto finora dalla storiografia". Il libro di Schieder è il primo studio che tematizza l'importanza della categoria „udienze" come fonte per la storia politica e culturale del regime fascista, una fonte non ancora approfondita per la storia del potere nel Novecento.[1]

Per Mussolini, il rapporto personale con i suoi collaboratori, il contatto quotidiano con i suoi ministri, i colloqui con giornalisti, capi di stato, diplomatici, ma anche con privati cittadini, era di estrema importanza. L'importanza era reciproca: negli anni Venti furono decine i giornalisti stranieri, ad esempio, che accolti dal dittatore ne descrissero il carattere e trassero delle conclusioni, in genere positive, sul regime fascista. Ma anche e soprattutto per i „gerarchi", il contatto, a volte molto frequente, e il rapporto personale era fondamentale per mantenere il proprio potere e la propria influenza.[2]

1 W. Schieder, Mythos Mussolini. Deutsche in Audienz beim Duce, München 2013.

2 Il passo del diario di Bottai, del 1940, descrive molto bene il dolore, probabilmente sincero, per la perdita di fiducia e per l'interrompersi di un rapporto consolidato da centinaia di incontri: „Un capo

Mussolini costruì molto del proprio mito, con gli stranieri e con gli italiani, attraverso un rapporto personale, ricevendo decine di migliaia di persone durante i venti anni del suo governo, mentre per i fascisti più importanti e per i funzionari dello Stato era altrettanto importante riuscire ad avere, e mantenere nel tempo, questo rapporto, che si concretizzava, appunto, nelle udienze.[3] Nonostante l'enorme importanza di questa prassi del potere, di questo quotidiano dialogo tra Mussolini e l'amministrazione, il partito, lo stato e privati cittadini, la storiografia ha ignorato questa importante parte della vita del dittatore e del funzionamento del regime. Allo scopo di permettere una più approfondita conoscenza della prassi quotidiana del potere e delle decisioni politiche del fascismo è nato il progetto „Il calendario di un dittatore. L'agenda di Benito Mussolini", alla cui base è la creazione di un database. Quest'ultimo ha come scopo principale quello di creare un elenco degli impegni quotidiani del dittatore fascista, per ricostruirne la giornata lavorativa che si imperniava, principalmente, sul ricevimento di ministri, funzionari e privati cittadini, prevalentemente italiani, ma anche tanti stranieri. Nella banca dati sono stati trascritti dalla fonte originale tutti i nominativi dai fogli di udienza tra il 28 aprile 1923 e il 25 luglio 1943. Essa è liberamente accessibile in rete sulla piattaforma di pubblicazione Romana Repertoria Online (RRO) creata presso il DHI Roma. Sulla base di tecnologie XML avanzate si potranno fare delle ricerche di nome nelle circa 88.000 schede registrate. Sarà inoltre possibile specificare una data esatta, anche con l'indicazione di un'ora precisa del giorno.

Le fonti sono costituite da due fondi principali. Il primo si trova nell'Archivio Storico Diplomatico del Ministero degli Affari Esteri, e consta di due buste del fondo „Gabinetto del Ministro e Segreteria Generale 1923–1943" (buste 42–43), contenenti circa 1340 fogli dattiloscritti con gli impegni (che si può descrivere come „l'agenda") di Mussolini compilata giorno per giorno dalla segreteria del Ministero. I fogli sono raccolti in fascicoli intitolate „Udienze postillate da S. E. il Capo del Governo" seguito dall'anno, per gli anni dal 1923 al 1928, e „Elenco delle udienze concesse da S. E. Mussolini" per l'anno 1929. La prima udienza è del 28 aprile 1923, l'ultima è dell'11 settembre 1929. Ogni foglio contiene le udienze di un solo giorno. Calcolando che il periodo aprile 1923/settembre 1929 contiene, più o meno 2350 giorni, ne risulterebbero 1010 giorni senza udienze. Il che fa, decidendo di calcolare il periodo come composto da sei anni completi, 168 giorni all'anno senza udienze. Considerando viaggi, domeni-

è tutto nella vita d'un uomo: origine e fine, causa e scopo, punto di partenza e traguardo; se cade, dentro si fa una solitudine atroce. Vorrei ritrovarlo il Capo, rimetterlo al centro del mio mondo, riordinarlo, questo mio mondo, intorno a lui. Ò paura, paura che questo non mi riesca più". (G. Bottai, Diario 1935–1944, a cura di G. B. Guerri, Milano 2001, p. 247)

3 Schieder, Mythos Mussolini (vedi nota 1), p. 13.

che (che nel periodo in questione veniva rispettata da Mussolini) e vacanze, la fonte si direbbe quindi abbastanza completa.[4]

Il secondo gruppo di fonti è conservato nell'Archivio Centrale dello Stato, nel fondo „Segreteria Particolare del Duce", e copre il periodo primo gennaio 1930–25 luglio 1943. Qui le carte sono molte di più. Si tratta infatti di tre gruppi di documenti. Il gruppo utilizzato per questo progetto è composto da fogli con l'elenco giornaliero delle udienze concesse (56 buste, dalla 3102 alla 3158).[5]

Questa fonte è più completa perché non contiene gli elenchi delle udienze, ma anche i fogli che riportano gli impegni dei giorni nei quali Mussolini era in viaggio o in vacanza. Si tratta perciò di 13 anni completi più 6 mesi e 25 giorni. Il che fa 4951 giorni (senza contare i bisestili). I giorni registrati dalla Segreteria sono 4694. Mancano quindi gli impegni di 257 giorni. Il che fa meno di 19 giorni all'anno per i quali mancano i fogli. La fonte, quindi, si può definire abbastanza completa, e sicuramente affidabile.

In ogni busta le udienze sono raccolte in fascicoli mensili. In ogni fascicolo ci sono due fogli per ogni giorno di udienza. Uno per la mattina e uno per il pomeriggio. Inoltre talvolta vi si trova un prospetto settimanale per le udienze da accordare. Una specie di prima bozza, che veniva poi aggiornata in una seconda bozza (prestampata), ed infine in un'ultima versione dattiloscritta che arrivava sul tavolo di Mussolini. La versione dattiloscritta constava del nome dell'ospite con accanto l'orario di ingresso previsto. Alle volte alcune note preparate dalla Segreteria davano qualche indicazione sia sulla persona (ad esempio „giornalista nord americano"), oppure sul motivo della visita (ad esempio „per presentare a S. E. un suo libro").

Qui il dittatore aggiungeva a mano i nomi di coloro che venivano ammessi alla sua presenza senza essere previsti dal programma. Spesso postillava con una grossa x le udienze concluse e, per un certo periodo, segnava l'orario reale di ingresso e di uscita, oppure i minuti della durata della visita. Spesso i nomi scritti a mano da Mussolini sono incomprensibili, soprattutto quando riguardano dei visitatori sconosciuti, e quindi non sempre si possono identificare con certezza gli ospiti del dittatore, in particolare gli stranieri.

I fogli delle udienze fino al 1929, inoltre, sono tempestati di segni di pugno di Mussolini, in genere scarabocchi geometrici, rarissimamente disegni di aeroplani o di altri oggetti, che evidentemente faceva per ingannare il tempo durante colloqui particolarmente noiosi.

4 Oltre a queste due buste, il fondo comprende tre buste con le richieste di udienza (buste 29–30), una busta con i „prospetti settimanali delle udienze" (busta 41) e tre buste con la corrispondenza relativa alle udienze (buste 37–39).

5 Oltre alle udienze concesse, gli altri due gruppi di documenti sono le 15 buste (dalla 3086 alla 3101), contenenti le richieste di udienza.

Ogni visitatore di Mussolini veniva schedato e veniva aperto un fascicolo personale a suo nome. Nell'Archivio Centrale dello Stato, quindi, esiste il fondo „Carteggio", sempre all'interno della „Segreteria particolare del Duce", suddiviso in „Riservato" ed in „Ordinario". Nel „Riservato" Mussolini conservava le carte più delicate relative, ad esempio, ai gerarchi e alle alte cariche dell'Esercito. Ogni fascicolo, infatti, veniva suddiviso in sottofascicoli dei quali il più „scottante" era intitolato „Rilievi a suo carico". Il carteggio „Ordinario" conserva invece il carteggio tra la segreteria e i personaggi meno importanti: visitatori occasionali, giornalisti esteri, dignitari di altri stati in visita, eccetera. Sulla copertina del fascicolo vi erano due intestazioni prestampate: „Raccomandato", ovvero il nome del richiedente l'udienza o il postulante, e „Raccomandante", ovvero il nome del gerarca o della persona che, per qualche motivo, aveva contatti personali con Mussolini o con il Capo della segreteria, e quindi poteva „raccomandare" qualcuno o qualcosa al Presidente del consiglio. Non erano soltanto i gerarchi più importanti a poter „raccomandare" qualcuno, ad esempio il docente di tedesco di Mussolini, il professor Giorgio Vikoler, potè raccomandare un paio di persone grazie alla sua frequentazione quotidiana con palazzo Venezia.

Inoltre, nell'„Ordinario", venivano registrate tutte le lettere di privati e le richieste di aiuto e sussidio da parte di semplici cittadini.[6] Tuttavia anche il carteggio „Ordinario" si rivela una fonte di notevole interesse.

Nella banca dati è stata riprodotta, per quanto possibile, la fonte originaria. Il nome del visitatore, quando scritto di pugno da Mussolini, è stato evidenziato. In caso di dubbi, è stato aggiunto un punto interrogativo. Spesso i nomi scritti a mano si trovano ai margini del foglio. In questo caso l'inserimento del nome, dal punto di vista dell'orario, è solamente presunto. Nelle note sono state riprodotte le annotazioni preparate dalla Segreteria particolare del duce, nelle quali, come già detto, venivano date alcune informazioni o sul visitatore (ad esempio „Giornalista americano"), o sullo scopo della visita (ad esempio „per presentare a V. E. un suo libro").

In seguito i nomi sono stati, per quanto possibile, corretti o unificati. Ad esempio Eugenio Coselschi, nelle fonti, si trova scritto in due o tre modi diversi. Trattandosi evidentemente della stessa persona il nome è stato corretto in Coselschi. Per altri nomi la questione è molto più complessa. Ad esempio il solo cognome „Ciano" nella fonte originaria crea una certa ambiguità in quanto non sempre si capisce di quale dei due Ciano, padre o figlio, si tratta. Ovviamente se per gli anni Venti è il padre ad essere ricevuto (ma non se ne può avere la certezza), dal 1936 „S. E. Ciano" può essere sia l'uno che l'altro. Si è scelto, quindi, di lasciare incerto il dato, riportando soltanto il cognome.

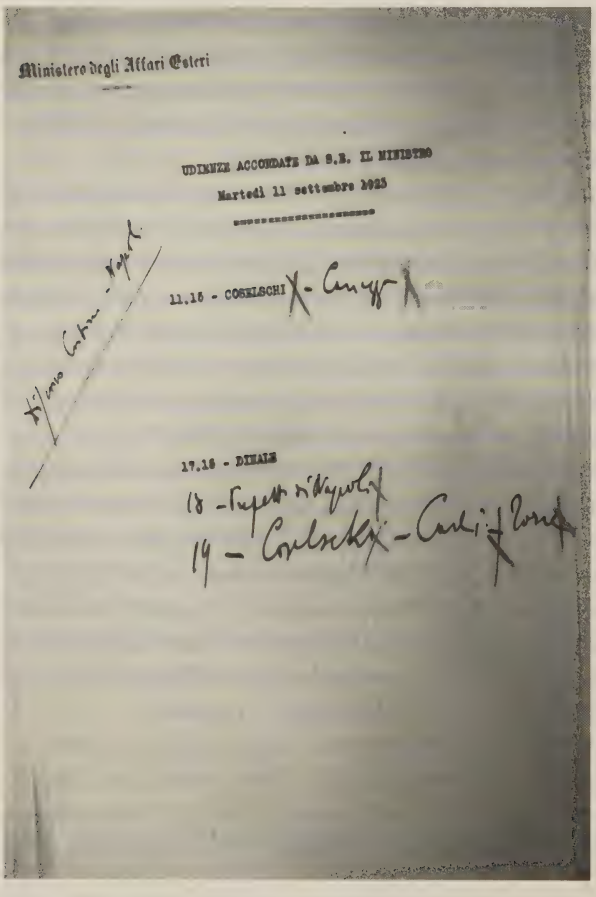
Nel periodo 1923–1929, il sistema delle udienze non sembra seguire ancora un criterio omogeneo. Se si prende una giornata normale, di un periodo non caratterizzato da tensioni interne o internazionali, si vede come la giornata lavorativa, per quanto riguarda le persone che venivano ammesse all'udienza, non seguiva un crite-

6 R. De Felice, Mussolini il duce. Vol. II: Lo stato totalitario 1936–1940, Torino 1981, pp. 226sg.

rio rigido. Questo è l'elenco di martedì, 11 settembre 1923. In corsivo sono riportati i nomi manoscritti da Mussolini.

Coselschi	11.15
Cornaggia	11.15
Dinale	17.15
Prefetto di Napoli	18.00
Coselschi	19.00
Carli	19.00
Torre	19.00

Se però si osserva la riproduzione del documento originale, si nota come sia tutto molto meno ordinato:


Ministero degli Affari Esteri

UDIENZE ACCORDATE DA S.E. IL MINISTRO

Martedì 11 settembre 1923

11.15 - COSELSCHI

17.15 - DINALE

Fig. 1: Archivio storico-diplomatico del Ministero degli Affari Esteri (Foto: Amedeo Osti Guerrazzi).

Se poi si guarda ad alcuni giorni evidentemente più intensi (siamo nell'agosto 1926), ci si rende conto di quanto il sistema fosse largamente improvvisato.

Fig. 2: Archivio storico-diplomatico del Ministero degli Affari Esteri (Foto: Amedeo Osti Guerrazzi).

Dignitari stranieri, capi di stato, ambasciatori, venivano ricevuti in udienze frammischiate con quelle di singoli gerarchi, giornalisti, postulanti eccetera. Sembra che fino al 1929 non fosse stato stabilito un protocollo particolarmente rigido, e i gerarchi potevano entrare nello studio del Presidente del consiglio dei ministri senza troppe difficoltà.

Tutto questo cambiò in maniera piuttosto sensibile dal primo gennaio 1930, quando Mussolini si trasferì gradualmente a palazzo Venezia. Per i primi mesi le udienze vennero tenute a palazzo del Viminale la mattina, e a palazzo Venezia nel

pomeriggio, per essere poi stabilmente accordate soltanto a palazzo Venezia.[7] La mattina era riservata alle udienze „istituzionali", ovvero ai Carabinieri, alla polizia, al Servizio speciale riservato (le intercettazioni telefoniche) alla Segreteria particolare del duce, al sottosegretario alla Presidenza del consiglio, al Partito e ai vari ministri o sottosegretari. Non sempre venivano ricevuti tutti questi funzionari (il programma poteva variare), ma in generale il modello era questo. Ad esempio il 15 gennaio 1938 le udienze istituzionali furono le seguenti:

Segret.[eria] Part.[icolare] 8.47 9.55
CC. RR. [Carabinieri Reali] 8.47 9.55
Servizio speciale 8.47 9.55
P. S. [Pubblica Sicurezza] 8.47 9.55
Presidenza 8.47 9.55
Africa italiana 9.55 10.21
Cultura popolare 10.21 10.38
Esteri 10.38 11.02
Partito 11.05 12.38
Interno 11.05 12.38

In questo caso i primi cinque furono ricevuti tutti insieme dalle 8.47 alle 9.55. Nel pomeriggio, dello stesso giorno, furono ricevute le seguenti persone:

S. E. Suardo 17.03 17.45
Umberto Lelli 17.45 18.12 (visita di omaggio)
Ing. Leopoldo Parodi Delfino 18.12 18.30
Dott. Giorgio Oltramare 18.30 19.30

La mattina era dedicata ai ministri e ai sottosegretari, ma soprattutto alla repressione. Carabinieri e polizia, infatti, erano i primi ad essere ascoltati, assieme al Servizio riservato, cosa che permetteva, evidentemente, a Mussolini di avere il „polso" del paese e informazioni sullo stato d'animo dell'opinione pubblica e, probabilmente, sull'antifascismo e gli oppositori in generale. Il pomeriggio era invece dedicato alle udienze di singoli, di giornalisti, di stranieri (compresi ambasciatori) e alle udienze collettive.[8]

Come lavorava Mussolini? Chi aveva accesso alla sua presenza? E con quale frequenza i gerarchi venivano ricevuti? Chi aveva, realmente, influenza sul dittatore?

7 Per un'analisi dell'importanza politico-urbanistica di Palazzo Venezia cf. Schieder, Mythos Mussolini (vedi nota 1), pp. 29–34. Solo in occasioni straordinarie, le udienze venivano tenute alla Rocca delle Caminate (residenza privata della famiglia Mussolini in Romagna), oppure in un ministero.

8 Sulle diverse categorie dei visitatori di Mussolini cf. Schieder, Mythos Mussolini (vedi nota 1), pp. 54–57. L'argomento della percezione dell'Italia fascista da parte di giornalisti stranieri in visita in Italia, e talvolta anche ricevuti da Mussolini, è ora trattato anche da E. Gentile, In Italia ai tempi di Mussolini. Viaggio in compagnia di osservatori stranieri, Milano 2014.

Sono alcune delle domande che la storiografia italiana e internazionale si è posta di frequente analizzando il funzionamento del regime fascista e il ruolo del „Capo del Governo, Duce del Fascismo". Spesso, però, ci si è dovuti accontentare delle memorie dei diretti protagonisti. Carmine Senise, Mario Roatta, Luigi Federzoni, Quinto Navarra, per fare solo alcuni esempi, hanno lasciato testimonianze alle volte piuttosto dettagliate del „sistema" delle udienze e il loro ruolo nella prassi del potere di Mussolini, come d'altronde i diari di Ciano e di Bottai, che descrivono con grande precisione il loro rapporto con il dittatore. Il database permette di avere informazioni anche su personaggi meno noti o comunque che non hanno lasciato memorie. Ad esempio si può molto facilmente calcolare la frequenza con la quale un gerarca „problematico" come Farinacci veniva ricevuto, e soprattutto in quali periodi veniva ricevuto. L'analisi delle udienze di Farinacci può aiutare a capire la sua „vicinanza" a Mussolini, e quindi la sua vicinanza al centro del potere.

Un altro contributo potrebbe venire dall'analisi di determinati periodi. Ad esempio, all'epoca della genesi delle leggi razziali, chi veniva ricevuto? Con quanta frequenza? E inoltre: chi *non* veniva ricevuto? Insomma il database permette di capire chi frequentasse Mussolini, in quali periodi e con quanta frequenza, e può aiutare ad analizzare la struttura e l'evoluzione dell'*inner circle* del dittatore.

Un possibile utilizzo del database può essere, infine, quello di verificare molte fonti considerate, fino ad adesso, dirette, come le moltissime memorie pubblicate nel dopoguerra da politici e giornalisti che avevano avuto un rapporto diretto con il dittatore. Ad esempio in alcuni di questi libri di memorie si fanno precisi riferimenti a date e orari di udienze che sarà facile verificare attraverso una semplice interrogazione del database. In conclusione, il database può diventare, così la nostra aspettativa, un utile strumento per migliorare la conoscenza del sistema di potere fascista e il ruolo del dittatore all'interno del regime.

Tagungen des Instituts

Ein Meer und seine Heiligen: Die hagiographische Strukturierung des Mittelmeerraums im Mittelalter

Die Förderung interdisziplinärer und internationaler Forschungsansätze war eines der dezidierten Ziele der internationalen Tagung vom 3. bis 5. März 2015, organisiert vom Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte (früheres Mittelalter) der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg und dem Deutschen Historischen Institut in Rom. Nach der Begrüßung durch den Direktor des Deutschen Historischen Instituts, Martin Baumeister, erläuterte Nikolas Jaspert (Heidelberg) in seinen einleitenden Worten, dass die geisteswissenschaftliche Erforschung des Mittelmeeres, im Zuge des so genannten *Spatial Turns*, aufgrund des allgemeinen Aufstiegs der Area-Studies und durch die Entwicklung innovativer eigener Fragestellungen in den letzten Jahren eine immense Dynamisierung erfahren habe. Interreligiöser Dialog, Migration oder Reisen, aber auch Fragen nach Konflikten und interkulturellen Begegnungen im Mittelalter haben sich zu prominenten Untersuchungsgegenständen mediävistischer Mittelmeerforschung entwickelt. Religiöse Kulttraditionen gelten oft als besonders wirkmächtiger Faktor für die Stiftung von Gruppenidentitäten, so dass das Mittelmeer auch als *Sea of faith* bezeichnet werden konnte. Doch die konkrete Ausformung von Zusammenhängen zwischen Glaubenswelten und Meereswelt offeriert der Forschung noch manche Desiderate, obgleich gerade in Italien schon wichtige Schritte zur Erforschung dieses Themenfeldes unternommen worden sind. Unter diesen Formen mediterraner Beziehungen spielte die Heiligenverehrung und ihr Niederschlag in Texten, Bildern und anderen Medien eine bedeutende Rolle, denn Heiligenkulte kennzeichneten während des Mittelalters alle Gebiete des Mittelmeerraums, ob sie nun unter christlicher oder muslimischer Herrschaft standen. Die komplexen Ausdrucksformen der Beziehung zwischen Religion, Frömmigkeit und Meer affizieren verschiedene Disziplinen wie Kunstgeschichte, Archäologie oder Byzantinistik, doch gelte es vermehrt, die religiöse Vielfalt des mediterranen Raumes in die Diskussionen um Hagiographie und Maritimität einzubringen. Kulte und hagiographische Texte konnten sich entlang maritimer Verbindungslinien und Routen ausbreiten und lassen sich so als Ausdruck einer eigenen Dimension maritimer Konnektivität verstehen. Dem reichhaltigen Spektrum dieser Bezüge widmete sich die Tagung innerhalb von vier eng untereinander verzahnten Sektionen, so dass ein Weg von den hagiographischen Texten über die kultische Konnektivität mediterraner Regionen und die interreligiöse Betrachtung maritimer Kontingenzbewältigung bis zu den meerbezogenen Elementen im Kult spezifischer Heiliger beschritten wurde.

Die erste, dem Meer in hagiographischen Texten und Ikonographie gewidmete Sektion eröffnete Sofia Boesch Gajano (Rom) mit einem eindrucksvollen, breit angelegten Überblick über die Wahrnehmungen des Meeres in früh- und hochmittelalterlicher hagiographischer Literatur. Am Beginn stehe die bis ins späte 4. Jh.,

insbesondere bei den Kirchenvätern zu beobachtende Wahrnehmung des Mittelmeers als eines relativ sicheren Raumes gegenüber den unsicheren Grenzen zum *Barbaricum*. Neben seiner Zentralität und der Funktion von Inseln als Orten der Heiligen erfuhr das Meer durch die Translation von Märtyrerreliquien eine weitere eigenständige Bedeutungszuschreibung. Zunehmend sei dieser Offenheit gegenüber dem Meer aber die intensiv erhobene Forderung nach der *stabilitas loci* und dem Rückzug auf das Land entgegengetreten. Äbte und Bischöfe würden so zu rein kontinentalen Figuren, und selbst bei Gregor dem Großen, der die Symbolik des Meeres etwa zur Beschreibung des bischöflichen Amtes viel nutzte, trete das Mediterraneum zurück, während besonders dieser Papst für die missionarische Öffnung der mediterranen Welt zum westlich-nördlichen Ozean hin stehe. In den hagiographischen Texten werde das Meer nun generell als gefährlich wahrgenommen, trete insgesamt jedoch bis ins 9. Jahrhundert deutlich zurück. Hingegen sei für das Hochmittelalter die Sicht auf das Mittelmeer als *spazio aperto* kennzeichnend, in dem man den alltäglichen Geschäften nachgehen könne. Im Zuge der neuen Beziehungen zum Orient sei etwa auch das Aufleben des Maria-Magdalena-Kultes im Westen (Vézelay) zu verstehen. Zugleich dominiere die Meeresfurcht viele Reiseberichte (Joinville) und mache das Meer auch in der Hagiographie vermehrt zum Raum für Abenteuer. Robert G o d d i n g (Brüssel) widmete sich im Anschluss den Querverbindungen zwischen dem Meer und der kirchlichen Aposteltradition auf zwei kontrastierenden Ebenen: Einerseits gab er einen konzisen Überblick über maritime Motive in biblischen und hagiographischen Zeugnissen über die Apostel – ausgehend von der Fischergemeinschaft am Galiläischen Meer über die Reisen des Paulus bis hin zu maritimen Motiven in den apokryphen Apostelakten. In letzteren erscheine das Meer als Ort von Taufen durch die Apostel, aber auch als Ort der Gefahr und des Todes. Apostel wie Philippus konnten das Meer in Stellvertretung Christi zähmen, Andreas soll an den Küsten spektakuläre Auferstehungswunder vollbracht haben. Im zweiten Teil seines Beitrages skizzierte Godding die sukzessive „Eroberung" des Mittelmeerraumes durch die Apostel im Zuge der Expansion der christlichen Ökumene: Beschränkten sich in listenartigen Texten zum Wirken der Apostel aus dem 5./6. Jh. die erwähnten Wirkungsstätten noch auf den levantinischen Mittelmeerraum, so erlaubten es biblische Nennungen von Apostelgefährten auch anderen, vornehmlich griechischen Orten, indirekte apostolische Traditionen zu erschließen. Weitere Gedächtnisorte wurden durch Legenden über Apostelschüler und die Translation von Reliquien etabliert. In der Diskussion wurde u. a. auf die Relevanz von Gefährtinnen der Apostel wie Thekla und auf die begrenzten ikonographischen Spuren des Apostelkultes hingewiesen. Manuel C a s t i ñ e i r a s (Barcelona) fragte in seinem Beitrag nach der Ikonographie des Mittelmeers in der mittelalterlichen Kunst. Schon die Handlungsmacht des Meeres in antiken Mythen wie der Odyssee habe bildlichen Widerhall gefunden, etwa in den Mosaiken im Hause des Leontios in Bet Shean (6. Jh.). Das *Mare Magnum* gelte als reichhaltig an Fischen, wie Handschriftenillustrationen immer wieder zeigten, während Karten es als zentrales Meer der Erde darstellten. Mythische Identitäten im

Mittelmeerraum würden beispielsweise in den Herkules-Motiven des Schöpfungsteppichs von Girona beschworen. Castiñeiras verwies auch auf andere Bildwerke aus Katalonien, so den Bildzyklus der Eroberung Mallorcas durch Jaume I. im Palau Reial von Barcelona und die Fresken im Kloster Sixena, die die Eroberung Akkons von der See her zeigten. Ausgehend von einem als Geschenk des katalanischen Konsuls von Damaskus in das Katharinenkloster auf dem Sinai gelangten Tafelbild, welches der katalanische Künstler Martin de Vilanova vielleicht im östlichen Mittelmeerraum geschaffen habe, diskutierte Castiñeiras schließlich transmediterrane Verflechtungen der Krone Aragón in ihren Handelsbeziehungen und im Reliquienerwerb. Stephanos E f t h y m i a d i s (Nikosia) beschäftigte sich mit dem Bild des Meeres in mittel- und spätbyzantinischer Hagiographie. Statt der klassischen Asketen in der Wüste rücke hier der Heilige, der seine Rolle in der Gesellschaft und im städtischen Raum ausübe, ins Zentrum. Dennoch reisten diese Heiligen oft, wie etwa Gregorios Dekapolites oder Theodoros Studites, so dass auch viele Seereise-Motive in den Texten begegnen. Efthymiadis stellte einige dieser Begebenheiten detaillierter vor, wie etwa die Geschichte des Eremiten Peter von Athos oder die Reisen der Heiligen Euthymios d. J. zu den ägäischen Inseln sowie Athanasios vom Lavra-Kloster nach Zypern. Während sich mit Inseln durchaus Sakralisierungen verbanden, gelte dies nicht für das als gefährlich wahrgenommene Meer, das gleichsam ein irdisches „Purgatorium" vor dem Ausstieg aus dem weltlichen Leben bilde. Gering vertreten sei in den Texten der Schwarzmeerraum, während in spätbyzantinischer Zeit Seereisen in der Hagiographie kaum mehr eine Rolle spielten.

Hatten somit schon einige Beiträge der ersten Sektion die Frage nach konnektiven Strukturierungen des geographischen Mittelmeerraumes aufgegriffen, so rückte sie in der zweiten Sektion ins Zentrum: Im Eröffnungsvortrag erörterte Gianroberto S c a r c i a (Rom) Bezüge zwischen dem altgriechischen Mythos des Sängers Arion, den die Delphine vor dem Ertrinken im Meer retteten, und der islamischen Legende von Malik Dinar, der, gleichfalls über Bord geworfen, über die Meerestiere gebot und nach Sufi-Tradition sogar über das Wasser wandeln konnte. Vor dem Hintergrund genereller Erwägungen zum Echo von mythischen Erzählmotiven zwischen „Orient" und „Okzident" und dem Verhältnis von persischer und islamisch-arabischer Tradition begab sich Scarcia auf die Suche nach verbindenden Elementen der Legenden wie ihrer maritimen Situierung, dem (im Detail stark differenten) Bezug zum Gesang oder der Verbindung von Meerestieren und Münzen. Er bezog dabei u. a. auch den pseudohomerischen Mythos von Dionysos unter den Seeräubern, die Jonas-Geschichte und die Figur des heiligen Christophorus als Bindeglied zwischen Menschen- und Tierwelt und Retter in einer Situation des Übergangs (*transito*) mit ein. Eine weitere verbindende Ebene könnte sowohl in den mit verschiedenen Meerestieren (Delphin, Seepferdchen, Wal) verbundenen Konnotationen wie in der Ausdeutung des Namens Malik Dinar liegen, der Raum für unterschiedliche Verständnisse und Anknüpfungen an Aspekte des Mythos (so das Tragen oder das Geld) biete. Sodann fragte Vera v o n F a l k e n h a u s e n (Rom) nach dem Bild des Meeres aus dem Blickwinkel

der reichhaltigen Hagiographie und Hymnographie Süditaliens. Für die der Untersuchung zugrunde liegenden etwa 30 Texte skizzierte sie ein Entwicklungsmodell in vier Zeitabschnitten zwischen dem 5. und 13. Jh.. Während in spätantiker Zeit das Meer in den märtyrerbezogenen Texten nicht vorkomme, spielten Seereisen in der Phase der *romanzi agiografici* vom späten 7. bis zum Anfang des 9. Jhs. eine wichtige Rolle, etwa im Kontext der Immigration vieler Syrer nach Süditalien. Eine dritte Phase vom 9. bis in das frühe 11. Jh. sei geprägt von monastischer Hagiographie. Hier rücke das arabische Afrika in die Ferne und Konstantinopel werde zum Bezugspunkt für erzwungene Reisen der Heiligen. Aber auch Rom, wohin maritime Pilgerfahrten unternommen wurden, spielte im Gegensatz zum unerreichbaren Jerusalem eine Rolle. Mit der vierten, normannischen Phase nahmen die Seefahrtsgeschichten zwar zu, doch breche die hagiographische Tradition mit der Kreuzzugszeit schließlich ab. Im zweiten Teil des Vortrags standen dann diverse Motive im Mittelpunkt: Selten erwähnt werde das Meer als Quelle von Reichtum und Fernhandel, auch Fischerei komme kaum vor. Am häufigsten begegneten die Gefahren der Seefahrt, die durch die Anrufung von Heiligen bewältigt werden. Neben Nikolaus werde auch süditalienischen Heiligen fast stereotyp eine rettende Funktion zugeschrieben. Plündernde und versklavende Araber bilden einen Topos der monastischen Hagiographie, während friedliche Beziehungen zwischen Christen und Muslimen nicht thematisiert würden. Andreas K ü l z e r (Wien) analysierte im Anschluss Pilgerwege und Kultorte im östlichen Mittelmeerraum während des Mittelalters. Pilgerorte, von denen sich viele an antik-pagane Sakraltopographien anlehnten, zeichneten sich durch einen besonders intensiven Kontakt zum Göttlichen (Hierophanie) aus. Diese Kultorte mussten jedoch vor allem gut erreichbar und mit elementarer Versorgung für die Pilger ausgestattet sein. Wurde in der Spätantike eine Pilgerreise oft zu Land unter Nutzung des römischen Straßensystems unternommen, zeigte sich bald eine Verlagerung auf den Seeweg, verstärkt durch die Unsicherheit der balkanischen Landwege. Während jüngere Forschungen die hohe Zahl von Häfen und Landeplätzen an den Küsten zeigten, konzentrierte sich der Pilgerverkehr auf bestimmte Häfen, wie etwa Jaffa im Heiligen Land im Spätmittelalter. Külzer stellte schließlich diverse Wallfahrtslandschaften im östlichen Mittelmeerraum vor, darunter das an prominenten Zielen arme Ägypten im Kontrast zu den vielen Wallfahrtsorten an den Küsten Kleinasiens, unter denen Ephesos und Myra hervorragten, oder zum Heiligen Land, wo Judäa hinter Galiläa zurücktrete. In der intensiven Diskussion ergaben sich u. a. Fragen nach dem Charakter der Pilgerherbergen, der Beschaffenheit der Straßen oder dem Zeugniswert arabischer Quellen für das mittelalterliche Pilgerwesen. Jonathan C o n a n t (Providence) richtete seinen Blick hingegen auf den westlichen Mittelmeerraum und die dortigen Kulttransfers zwischen Europa und Afrika. Insgesamt seien die Kulte afrikanischer Heiliger nur gering verbreitet gewesen, zumal die Afrikaner selbst wenig Interesse an ihren Heiligen gezeigt hätten. Vielmehr sei Nordafrika vor allem nach der byzantinischen Eroberung des Vandalenreiches 533 wieder religiös in den östlichen Mittelmeerraum integriert worden. Conant fragte einerseits nach den Wegen

und Methoden dieser *easternization*, für die kaum Spuren einer gezielten kaiserlichen Patronage zu finden seien. Auch fehle epigraphische Evidenz für den Kult östlicher Heiliger. Prägend sei vielmehr die Migration aus Ägäis und Levante in die afrikanischen Küstenräume gewesen, von wo aus sich die Kulte dann durch die lokale Bevölkerung selbst weiter ins Inland hinein verbreitet hätten. Inschriften bezeugten Reliquiendepositionen aufgrund der Initiative des lokalen Klerus. Die Attraktivität der östlichen Heiligen führte Conant vor allem auf deren Schutzfunktion gegen Überfälle zurück. So finden sich archäologisch-bildliche Zeugnisse für den Kult des Militärheiligen Theodoros, während Menas und Pantaleon vor allem als Heiler verehrt worden seien. An der Ausbreitung der Kulte zeige sich die wichtige Vermittlerrolle Roms für westliche und Konstantinopels für östliche Heilige, wobei schon in der Vandalenzeit der Einfluss Konstantinopels überwiege. Während es „universelle Heilige" wohl erst ab dem Hochmittelalter gebe, zeige sich im afrikanischen Befund mithin das Phänomen überregional verehrter Heiliger.

Der Abendvortrag von André V a u c h e z (Paris) widmete sich den Zusammenhängen zwischen dem Meer und der Sphäre des Heiligen aus einer breit angelegten kulturanthropologisch-historischen Perspektive. Eingangs skizzierte Vauchez die ambivalenten Meeresbezüge der Bibel zwischen alttestamentarischer Meerabgewandtheit (mit Ausnahme der Jona-Geschichte) und den Geschichten um den See Genezareth im Neuen Testament sowie dem Meer als Teil der am Ende verschwindenden Welt in der Apokalypse. Die christliche Haltung zum Meer sei daher von Ambivalenz geprägt. Wasser gelte einerseits als Gefahr, andererseits als Element der Rettung (in der Taufe). Vor diesem Hintergrund stelle sich die Frage, wie sich der Schutz vor den Gefahren des Meeres in hagio- und historiographischen Texten niederschlage: die Ambivalenz von Bewunderung und Furcht präge etwa Joinvilles Bericht über die Seefahrt Ludwigs IX. Schon im Frühmittelalter konnten Heilige als Interzessoren gegen die Gewalt des Meeres angesehen werden, seit dem 11. Jh. wurde aber auch dem Teufel ein größerer Einfluss zugeschrieben. Die hagiographischen Texte zeichneten sich durch die Imitation biblischer Meeresgeschichten aus, ließen jedoch auch die erlebte Realität der Seefahrt einfließen. Spezifische Einblicke gestatteten die seit dem 13. Jh. vorhandenen Kanonisationsakten mit ihren Zeugenberichten oder lokal überlieferte ex-votos. Jedoch sei im späten Mittelalter generell eine Zunahme der Protektionswunder zu beobachten, so dass der Schutz gegen maritime Gefahren nun für fast jeden Heiligen typisch werde und quantitativ unter den Wunderberichten zunehme. Dies diskutierte Vauchez besonders am Beispiel der Wunderberichte um den im maritimen Milieu von Marseille stark verehrten Papst Urban V., dem in den Zeugenaussagen mehrfach die Beruhigung von Seestürmen zugeschrieben worden ist. Parallel dazu vollziehe sich der Aufstieg Marias zur prominenten Heiligen des Meeres und komme die Segnung und religiöse Namensgebung von Schiffen auf. Zwar sei für das Mittelmeer, gegenüber anderen Meeresräumen, der interreligiöse Austausch besonders prägend, dieser schlage sich jedoch kaum in der Hagiographie nieder. Vielmehr gelte es, so Vauchez, christliche, jüdische und muslimische Haltungen zum Meer ver-

mehrt vergleichend und als Teile eines anthropologisch-historischen Panoramas zu betrachten.

Am zweiten Konferenztag (4. März) rückte diese Perspektive auf die verschiedenen religiösen Kulturen des mittelalterlichen Mediterraneums in ihrem Verhältnis zu maritimer Kontingenzerfahrung und Gewissheitsversprechen ins Zentrum. Zunächst diskutierte Andrea L u z z i (Roma) mit philologischer Präzision einige Stellen der *Vita Nili* aus dem frühen 11. Jh. im Bezug zu ihren Kontexten. Diese Lebensbeschreibung weise zwar insgesamt nicht viele, aber doch symbolisch wichtige Meeresbezüge auf. So begegne Neilos um 940 auf dem Weg zu seiner Tonsur an der Küste des Tyrrhenischen Meeres arabischen Seefahrern, die gerade Überfälle verübt hätten. Luzzi diskutierte diesbezüglich die Lexik des Textes, die nicht auf einen Strand, sondern eine steile Küste verweise. Die Vita Nili berichte praktisch nur von Landwegen des Heiligen und unterscheide sich damit von anderen süditalienischen Viten mit Berichten über Seewege, wie etwa in der Vita Elias des Jüngeren, der wohl per cabotage von Taormina bis Terracina gekommen sei. Terracina wurde als Hafen zur Reise nach Rom in diversen Texten erwähnt und habe daher im 10. Jh. sicher diese Funktion erfüllt. Im letzten Abschnitt des Vortrages ging Luzzi auf den Bericht der Vita Nili über die Revolte der Einwohner Rossanos gegen die Verpflichtung zur Stellung von Kriegsschiffen für die byzantinischen Herren ein. Alexandra C u f f e l (Bochum) behandelte in ihrem Beitrag die Einstellungen zu Meer und Seefahrt in jüdischen Texten. So enthalte der Babylonische Talmud zahlreiche Vorschriften für Seereisen, doch werde auch die Schutzfunktion des Meeres gegen rituelle Unreinheit betont: Idole müssten etwa ins Meer geworfen werden, um definitiv unschädlich gemacht zu werden. Seestürme könnten durch Engel gezähmt werden. Seit dem 12. Jh. sei ein Gebet zum Schutz auf Reisen, besonders Seereisen belegt, welches nicht nur unter Juden beliebt, zugleich aber auch nicht unumstritten gewesen sei. Der Missbrauch des göttlichen Namens wird in verschiedenen Episoden der Chronik des Ahimaaz ben Paltiel aus Süditalien behandelt. In dieser Chronik werden dem Meer teils selbst mirakulöse Kräfte zur Austreibung von Dämonen beigemessen – die See bilde gleichsam eine Pufferzone zwischen der menschlichen Welt und Gott. Vor allem aber wussten kundige *hasidim* wie etwa der Rabbi Schaphatiah die Macht des Gottesnamens über die Natur, darunter das Meer, zu nutzen, auch wenn ein solches Handeln und dessen Ziele im Text durchaus kritisch betrachtet wurden. Jana H a b i g (Bochum) analysierte in ihrem Beitrag die Erwähnung maritimer Gefahren in hagiographischen Texten auf Basis einer quantitativen Untersuchung der in den Acta Sanctorum edierten lateinischen Viten. Insgesamt werde das Mittelmeer zwar des Öfteren erwähnt, noch häufiger jedoch die nördlichen Meere. Die Erwähnungen stehen meist im Zusammenhang mit einer Reise über das Meer oder mit der Translation von Reliquien. Habig untersuchte einerseits natürliche, andererseits anthropogene Gefahren auf dem Meer. Sie stellte die verschiedenen Quellenbegriffe für Seestürme und die damit verbundenen Topoi vor und gelangte zur Feststellung, dass nicht das Meer selbst als gefährlich wahrgenommen worden sei, sondern die Stürme darauf. Geographisch seien die Angaben oft unspe-

zifisch, konkrete Nennungen von Orten konzentrierten sich aber auf den Raum um die Apenninhalbinsel. Tod durch Ertrinken im Meer spiele nur in den Acta spätantiker Märtyrer eine Rolle, während Piraterie laut Habig in 29 hagiographischen Werken auftrete, fast ausschließlich bei Heiligen rund um das Mittelmeer. Die Abfassungszeiten dieser Werke konzentrierten sich auf das 12. und das 15. Jh. Der Korsarenbegriff begegne hingegen nicht. Die Methode der Untersuchung wurde in der Diskussion als anregende Innovation sehr positiv aufgenommen.

Dem Apostel Jakobus als einem Heiligen in maritimen Kontexten widmete sich Klaus H e r b e r s (Erlangen) in einem Beitrag, der von der Apostelgeschichte bis zu jüngsten Debatten um die Jakobus-Reliquien einen weiten Bogen spannte. Wie sehr die Geschichte dieses Apostels gleichsam die ganze Mittelmeerwelt umgreife, sei schon in der Spannung zwischen dem biblischen Bericht über seine Enthauptung in Jerusalem und der asturischen Kulttradition um das Jakobuswirken und Jakobusgrab in Compostela angelegt, die bereits früh das Bestreben nach Harmonisierung der Traditionen hervorrief. Nicht nur dem Apostel, sondern auch seinen Reliquien wurden Reisen über das Mittelmeer zugeschrieben, ohne dabei das Problem zu berücksichtigen, dass Asturien an der atlantischen Küste der Iberischen Halbinsel situiert ist. Im *Liber Sancti Jacobi* des 12. Jh. illustrieren vor allem die Mirakel 7 bis 10 aus den Jahren unmittelbar nach dem Ersten Kreuzzug einen starken Jerusalembezug und damit eine neue mediterrane Ost-West-Konnektivität. Hier werde Jakobus als Retter aus Seenot und vor sarazenischen Angreifern aktiv. Mit ihrem bewussten Bezug auf die Jerusalem-Pilgerfahrt ordneten sich diese Episoden zugleich in die Kultpolitik Compostelas ein, die eigene Wallfahrt mit derjenigen nach Jerusalem möglichst eng zu verzahnen und so aufzuwerten: der Seeweg stehe für die Verbindung beider Pilgerziele. Schließlich zeigte Herbers, wie das Aufblühen des iberischen Kultes wiederum auf das Heilige Land zurückwirkte, wo im 12. Jh. vor allem die Armenier den Kult um das in ihrer Kirche befindliche Jakobushaupt gezielt förderten.

Das Verhältnis des mittelalterlichen Islam zum Meer thematisierte der reichhaltige Vortrag von Şevket K ü ç ü k h ü s e y i n (Halle) auf drei Ebenen: dem Bild des Meeres im Qurān, in mystischen Texten und in hagiographischen Wundererzählungen. In den 16 Suren, die das Meer erwähnen, erscheine die Allmacht Gottes auch gegenüber dem Meer als Zentralmotiv: so habe Allah auch das Meer dem Menschen dienstbar gemacht. Dessen Undankbarkeit zeige sich jedoch darin, dass er zwar beim Besteigen eines Schiffes Gott anrufe, nicht aber bei sicherer Ankunft danke. Das Meer erscheint nicht als eigenmächtiger Akteur, sondern als Werkzeug göttlichen Wirkens. Hingegen zeigten außerquranische Überlieferungen teils ein anderes Bild des Meeres als feindliches Wesen, welches von Gott an der Überflutung von Küstenräumen gehindert werden müsse. In mystischen Texten dominiere die Sehnsucht des Sufi nach einer persönlichen Gottesbeziehung vor dem Hintergrund starker Kontingenzerfahrungen: der Mensch könne seines Heils nie gewiss sein, Gott sei an kein Versprechen gebunden. Daher müsse man sich wie bei einem Sprung ins Meer dem Willen Gottes hingeben und auf Bittgebete verzichten. Die seit dem 11. Jh. aufblü-

hende Gattung der Wunderberichte über „Gottesfreunde“ zeige hingegen, wie diese die Fähigkeit hätten, Gottes Gewohnheiten und damit die Naturgesetze zu durchbrechen: neben Laufen auf dem Wasser wird manchen Heiligen sogar das Wohnen auf dem Meeresgrund zugeschrieben. Spezifisch maritime Heilige aber ließen sich nicht ausmachen. Einem wichtigen Text der islamischen Tradition widmete sich sodann Marco Di Branco (Rom): dem See-Gebet (*ḥizb al-baḥr*) des gelehrten Sayyid Abu l-Ḥasan aš-Šāḏilī aus Ceuta, der in der ersten Hälfte des 13. Jh. in Nordafrika, aber auch dem Iraq und Ägypten wirkte. Das Gebet, welches aš-Šāḏilī vom Propheten selbst erhalten haben soll, versprach vielfältigen Schutz und sei im Sufi-Milieu weit verbreitet gewesen. In seinem Beitrag brachte Di Branco nicht nur Teile des langen Textes zu Gehör, sondern analysierte auch die darin auftretenden Bilder des Meeres: dieses sei von Gott dem Moses unterstellt worden (Sure 11,50). Prägend sei ferner die Dualität zweier Meere (*baḥrayn*) nach Sure 25,53, die etwa für die Unterscheidung in das voneinander getrennte Süß- und Salzwasser stehen könnten, aber auch für himmlische und irdische Gewässer oder für Mittelmeer und Indischen Ozean. Doch impliziere das Gebet auch eine mystische Übertragung dieses Bildes auf zwei Seen der Weisheit. Insgesamt sei die Mystik dieses Textes aber noch stark an den Qurān gebunden und weise kaum darüber hinaus.

Ana Marinković (Zagreb) untersuchte am Beispiel dalmatinischer Städte die Wechselwirkungen zwischen Heiligenkult und politischer Herrschaft. Sie stellte einleitend die kommunalen Strukturen der istrisch-dalmatinischen Städte vor, in denen sich jeweils ein spezifisches *civic pantheon* lokaler Heiligenverehrung herausgebildet habe. Vor dem Hintergrund der besonderen Relevanz dieser Küstenzone für die Adriaschifffahrt erkläre sich das große Interesse Venedigs an Herrschaft in diesem Raum. Marinković zeigte, wie die herrschaftliche Dynamik mit Reliquientransfers korrelierte: einerseits vor allem im 9. Jh., als zahlreiche Reliquien aus Byzanz in den dalmatinischen Raum gelangt sein sollen, andererseits im Rahmen der seit dem 12. Jh. von den Venezianern geübten Praxis, Reliquien aus den unterworfenen Städten in Geiselhaft zu nehmen. So entwendeten die Venezianer zeitweilig die Armreliquie des lokalen Bischofsheiligen Johannes aus Trogir oder die Chrysogonus-Reliquien aus Zadar. Doch handele es sich nicht um eine rein venezianische Praxis, denn die Genuesen hätten in ihren Kriegen gegen Venedig das gleiche Prinzip angewandt: 1354 entführten sie etwa die Maurus-Reliquien aus Poreč und brachten 1379 den Körper der heiligen Euphemia aus Rovinj nach Chioggia. Marinković illustrierte auf diese Weise eindrucksvoll die diplomatische und militärische Relevanz der schutzmächtigen Reliquien im von maritimen Auseinandersetzungen geprägten Kontext einer pluralen Städtelandschaft. Den vielfältigen maritimen Konnotationen der Marienverehrung widmete sich Amy Remensnyder (Providence) in einem facettenreichen Vortrag, der den zweiten Konferenztag beschloss und Maria als die Heilige der Seeleute, vor allem jedoch des Mittelmeerraumes analysierte. Unter den vielfältigen Wurzeln dieser im späten Mittelalter besonders prominenten Beziehung, verwies sie auf die femininen Namen von Schiffen, auf die Gleichsetzung der Kirche einerseits mit

Maria, andererseits mit einem Schiff, sowie auf die auf Hieronymus zurückgehende Bezeichnung Marias als *Stella Maris*, der man zugleich als Mutter des Schöpfers des Meeres Macht über dieses zugeschrieben habe. Vor diesem Hintergrund behandelte Remensnyder z. B. die Kultpraxis an Bord der Schiffe: beengte, nur selten gefeierte Messen, aber auch das Mitführen von Marienbildern, die rituellen Anrufungen Marias durch die gesamte Besatzung und die Verbreitung marianischer ex-votos im Mittelmeerraum. Einen zweiten Schwerpunkt bildete die Präsenz von Marienheiligtümern und -kirchen an den Küsten des Mittelmeers, denen zugleich eine praktische, navigatorisch-orientierende Funktion zukam, so dass man von *sailors navigating by the virgin* sprechen und Maria als Trägerin und Garantin mediterraner Konnektivität verstehen könne. Damit gehe die Differenzierung lokaler Marienverehrung einher, insbesondere dem anti-sarazenisch konnotierten Kult der Madonna von Trapani. Remensnyder zeigte jedoch auch auf, dass Maria mitunter zur Symbolfigur friedlicher Beziehungen zwischen den Religionsgruppen werden konnte. Auch muslimische Teile der Besatzung eines christlichen Schiffs oder jüdische Passagiere konnten Maria anrufen, und auf Lampedusa gab es ein von Christen wie Muslimen verehrtes Marienheiligtum. Mit diesen Akzenten bildete der Beitrag zugleich eine Brücke zwischen der religiös pluralen dritten und der dem Kult einzelner, besonders maritim konnotierter Heiliger gewidmeten vierten und letzten Sektion der Tagung am dritten Konferenztag (5. März).

Irmgard F e e s (München) widmete sich in diesem Zusammenhang den Meeresbezügen in der Markustradition. In den ältesten Legenden um den Begleiter des Apostels Paulus und von Petrus bestimmten ersten Bischof von Alexandria spielten Schiffsreisen kaum eine Rolle. Die Markus-Hermagoras-Tradition von Aquileia bilde aber den Ausgangspunkt für die venezianische Legende von der Prophezeiung der venezianischen Lagune als letzter Ruhestätte des Evangelisten, die eine Rechtfertigung für den Reliquienraub aus Alexandria per Schiff nach Venedig im frühen 9. Jh. darstelle. In schriftlichen und bildlichen Darstellungen des heiligen Markus seit dem 11. Jh. werde das Meer zu einem wichtigen Faktor: Seestürme zu seinen Lebzeiten, aber nicht bei der Translation nach Venedig, spielten eine große Rolle. In insgesamt sechs bildlichen Markuszyklen in San Marco seien die Schiffe stets sehr sorgfältig und realistisch dargestellt. Im abschließenden Teil ihres Vortrags thematisierte Fees den Wasserbezug des Markuslöwen, etwa in Carpaccios Darstellung im Dogenpalast. Letztlich sei Markus aber kein Heiliger des Meeres und auch in der Translationslegende bleibe das Geschehen auf dem Seeweg nach Venedig diffus und wenig konkret. Venedigs großer Gegenspieler Genua konnte von Gabrielle A i r a l d i (Genua) leider nur in einer knappen Zusammenfassung der Kernthesen ihres Beitrages vorgestellt werden, der den Bezügen dieser Seerepublik zum heiligen Georg gewidmet war. Auch wenn in der ligurischen Stadt der Täufer Johannes als eigentlicher Stadtpatron fungiert habe, sei Georg neben seiner militärischen Schutzfunktion auch ein hoher symbolischer Bezug für das Gemeinwesen und dessen Flottenaktivitäten (unter dem *vexillum sancti Georgii*) zugekommen. Unter den öffentlichen Bauten rage der Palazzo di San Giorgio

hervor, mit dem sich die ökonomisch-kolonialpolitische Rolle des Banco San Giorgio verbinde. Dennoch erscheint auch Georg kaum als spezifisch maritimer Heiliger, im deutlichen Gegensatz zum heiligen Nikolaus, dem sich der Vortrag von Gerardo Cioffari (Bari) widmete. Cioffari verwies zunächst auf die unterschiedlichen Ausprägungen des Nikolauskultes: glaubensbezogen im östlichen Mittelmeerraum, im Westen handelsbezogen, dazu die Rolle als Patron der Kinder und die ursprüngliche Konnotation als Patron der Gefangenen. Für die hagiographische Tradition ist die Konfusion von Traditionselementen für Nikolaus von Myra und Nikolaus von Sion zu beachten, die vor allem auf das Werk des Symeon Metaphrastes aus dem 10. Jh. zurückgehe. Das Meer erlange in Bezug auf Nikolaus vor allem mit der Vita des Archimandriten Michael im 9. Jh. in einigen Episoden große Prominenz: die Rettung eines Schiffes aus Seenot, das Getreidewunder mit seinem Bezug zu den Annona-Flotten aus Alexandria sowie die Legende über das von der Göttin Diana unwissenden Pilgern zur Zerstörung der Kirche in Myra anvertraute griechische Feuer. Cioffari verweist aber auch auf weitere, weniger verbreitete Motive wie die Rettung eines ins Meer geworfenen Christen durch einen großen Fisch und auf die Herausbildung weiterer regional konnotierter Miracula-Traditionen, wie die Nikolaus zugeschriebene Errettung eines in den Fluß Dnepr gefallenen Kindes in russischer Hagiographie. Insgesamt habe sich im griechischen Bereich allmählich das Bild Nikolaus' als eines Heiligen der Meere gefestigt, während im lateinischen Raum die hagiographische Tradition erst im späten 9. Jh. einsetzte. Hier erlange das Wunder der Getreideschiffe besondere Prominenz. Nikolaus werde ab dem 11. Jh. zu einem Heiligen, der das Meer überwache. Die Entführung der Reliquien nach Bari sei kein Auslöser für die große Verbreitung des Kultes gewesen, sondern eher deren Folge. Den Heiligentraditionen des süditalienischen Kampanien widmete sich der Vortrag von Thomas Granier (Montpellier) und untersuchte dabei drei Elemente: die Reisen der Heiligen und ihrer Reliquien, ihre Taten auf dem Meer und die Zusammenhänge von Kult, Region und Hagiographie mit Bezug zur Küste. Im ersten Zusammenhang betrachtete er 10 Texte, sowohl zu Heiligen, die zu Lebzeiten nach Süditalien kamen, als auch zu Reliquientransporten in diesen Raum. Die Texte haben dabei stets einen lokalen Hintergrund. Wenn etwa die Herkunft des heiligen Erasmo in Gaeta mit Antiochia in Verbindung gebracht wurde, so ging es vor allem um das Prestige des vermeintlichen Herkunftsortes. Reliquien in Kampanien kamen in der Regel aus Afrika oder Nahost. Auch die Vandalen würden teilweise mit den Wegen über das Meer in Verbindung gebracht, dabei handelte es sich de facto aber wohl oft um den Versuch Reliquiendiebstahl zu verschleiern. Wundertaten von Heiligen auf dem Meer würden meist im Kontext von Unwettergeschichten verortet, aber auch während der Verteidigung Capris durch S. Cataldo gegen die Sarazenenflotte wurde beispielsweise S. Efebo von Neapel ein Eingreifen zugeschrieben. Insgesamt seien Sarazenenmotive zentral in der kampanischen Hagiographie, wobei die Konkurrenz der Orte, etwa zwischen Sorrento und Neapel, teils auch hagiographischen Niederschlag finde. Reliquienkulte, auch aus dem Hinterland, konzentrierten sich in Orten an der Küste. So kam beispielsweise

S. Trophimea von Minori nach Amalfi und wurde dann nach der Eroberung Amalfis nach Benevento verbracht. Letztlich stehe das Meer allerdings nicht im Zentrum des Kults in Kampanien.

Im abschließenden Vortrag stellte Zara P o g o s s i a n (Rom) hagiographische Traditionen in Armenien vor. Trotz dessen Lage abseits vom Mittelmeerraum sei das Meer sehr präsent in der armenischen Literatur, wie etwa im Prolog der Bekehrungslegende des armenischen Volkes. Darin werden auch das Reisen und der Handel zur See beschrieben. Rom als Ursprung des Christentums werde durch mystische Reisen über das Meer mit dem armenischen Königreich verbunden. Zur Veranschaulichung zog Pogossian die Erzählung vom Besuch Königs Trdats III. und Gregors des Erleuchters bei Kaiser Konstantin in Rom heran, die zwar de facto auf den Besuch eines anderen Trdat im Jahre 66 bei Nero zurückgeht, aber später in die Genese einer dauerhaften Allianz zweier christlicher Herrscher umgedeutet wurde. In der Rezeption würden die Rombezüge herausgestellt und syrische Einflüsse auf die armenische Christenheit bewusst minimiert: die Reise über das Mittelmeer werde zudem als Weg zu einer Quelle des Wissens herausgestellt, so dass sich in Armenien auch Heilserwartungen mit der Reise über das Meer verknüpfen konnten.

In seiner kurzen Zusammenfassung der reichhaltigen Tagung hob Nikolas J a s p e r t (Heidelberg) noch einmal den fruchtbaren hagio-geographischen Blickwinkel der Tagung hervor. Zwar seien kaum Sakralisierungen des Meeres erkennbar, der Vergleich von *holy men* mit maritimen Bezügen in unterschiedlichen Religionen erscheine aber sehr vielversprechend. So zeige sich, dass das Motiv der Anrufung in Seenot zwar in lateinischer Hagiographie zentral sei, in anderen Bereichen aber wenig relevant oder umstrittener. Das Meer erscheine in den Erzählungen zugleich als Bühne des Geschehens und als göttliches Strafinstrument, werde jedoch nicht rein negativ konnotiert. Jaspert wies zudem darauf hin, dass in vielen Beiträgen die politische Dimension des Themas stark hervorgetreten sei. Mit diesen eigenständigen Akzenten hat die römische Tagung sicher einen wesentlichen Beitrag zur stärker komparativ und interdisziplinär ausgerichteten Erforschung maritim ausgerichteter hagiographischer Texte und Kultpraktiken als Element der religiös pluralen mediterranen Geschichte geleistet.

Constanze Beringer, Sebastian Kolditz

Roma religiosa

Monasteri e città (secc. IX–XVI)

L'incontro di studi sul tema „Roma religiosa. Monasteri e città (secc. IX–XVI)" si è svolto a Roma il 27 e 28 novembre 2014, su iniziativa del Dipartimento di Storia, Culture, Religioni dell'Università degli studi di Roma „La Sapienza", in collaborazione con l'Istituto Storico Germanico di Roma. Séguito del primo convegno dedicato a Roma religiosa (2008) – i cui atti sono stati pubblicati nel 2009 nel numero 132 dell'Archivio della Società Romana di Storia Patria – ha centrato l'attenzione sul rapporto tra la società romana e il monachesimo cittadino con un taglio largamente diacronico – dal Tardo antico alla prima Età moderna – e con approccio volutamente multidisciplinare – dalla storia del libro a quella dell'arte, da tematiche di storia religiosa a problemi di gestione economica delle istituzioni monastiche.

La prima giornata ha avuto luogo presso la sede dell'Istituto Storico Germanico di Roma ed è stata inaugurata dal saluto di Martin Baumeister, direttore dell'Istituto, il quale ha suggerito come il titolo *Roma religiosa* potrebbe sembrare „un'espressione tautologica" e puntualizzando che l'Urbe, centro della Cristianità in quanto sede del Papato, ha dissimulato a lungo la pluralità e la frammentazione interna di una religiosità cittadina capace di permeare tutte le dimensioni della vita urbana. Nell'introduzione ai lavori offerta da Giulia Barone vengono ricordate le parole di André Vauchez, riportate fra le conclusioni del seminario del 2008, con le quali si esprimeva la difficoltà per gli storici della vita religiosa a prendere le distanze dalla storia del papato. Analogamente, lo stesso impedimento sembra essere il responsabile di quella „identità sbiadita" che caratterizza il monachesimo romano, come si evince dal fatto che per secoli, con l'eccezione di alcuni insigni asceti, non esistano grandi figure di monaci a Roma (Gregorio Magno è studiato *in primis* come papa e teologo); qui non è nata alcuna famiglia religiosa dacché i movimenti riformatori vengono creati sempre lontani dall'Urbe e poi importati. Questa identità debole si riflette inevitabilmente sulla nostra conoscenza dell'argomento, vista la povertà di informazioni che ne segue.

La prima sezione dei lavori – *Dall'alto medioevo alla Riforma della Chiesa del sec. XI* – si apre con la relazione di Andrea Antonio Verardi „I monaci nella percezione del clero cittadino tra VI e VII secolo", che mirava ad affrontare il tema, percepibile e indagato nel *Liber Pontificalis*, del cambiamento del monachesimo cittadino attraverso le evoluzioni politico-sociali che fanno perno sulla figura di Gregorio Magno. Lo studioso ha individuato nel VI secolo il momento della maturazione dell'esperienza monastica in città e la volontà degli autori del Liber di proporre un clero „monacizzato" che rispondesse al desiderio urbano di trovare modelli di santità. Si è potuta riscontrare una evidente inversione di tendenza nelle biografie di VII secolo, dove la comunità monastica è rappresentata già sensibilmente partecipe alla vita cittadina.

Sulla questione del rapporto della salvezza del monaco e quella di tutti i fedeli ha trattato Lidia Capo nel suo intervento „Monaci e monasteri a Roma tra tardo antico e IX secolo". Sono identificati come momenti chiave il VI secolo, grazie a un legame più fecondo e sereno a seguito dell'attività di Benedetto e Gregorio Magno, e l'VIII secolo, quando il monastero diviene luogo per eccellenza di esclusione, finalizzata al raggiungimento della salvezza spirituale e fisica. In questo contesto spicca la coerenza dell'assegnazione di terre con il significato di piena „ecclesiasticizzazione" del monachesimo che va attribuito al coinvolgimento dei monaci sulla liturgia delle chiese della città, venendo insomma accomunati al clero secolare.

Nel contributo „Monasteri romani e ‚renovatio imperii' in età ottoniana", Carla Frova ha sottolineato il rilievo politico straordinario assunto dagli ambienti monastici romani, inseriti in una rete di esperienze internazionali (basti pensare ai monaci greci a Roma nel X secolo, grazie ai quali si poteva mettere in contatto con il passato imperiale bizantino l'intera aristocrazia romana per l'esercizio del potere in forme rinnovate) e promotori non solo di una prassi di governo chiaramente orientata, ma anche di linee di un vero e proprio programma ideale. Ai monaci si deve l'incontro, nei luoghi del monachesimo romano, dell'imperatore Ottone III con la tradizione e il sostegno, infine, al rinnovamento.

Sulla valutazione del ruolo e delle modalità di partecipazione dei monaci alla riforma della sede romana fra l'XI e il XII secolo, e quindi del contributo ecclesiologico e ideologico del monachesimo al processo di definizione del primato papale e dell'articolazione territoriale dello Stato pontificio, si è soffermato Umberto Longo nella sua relazione „Monachesimo e riforma a Roma tra XI e XII secolo. L'abbazia delle Tre Fontane". Attraverso l'esempio dell'Abbazia dei Santi Vincenzo e Anastasio *ad Aquas Salvias*, definito „avamposto" della riforma monastica cistercense alle porte di Roma per le condizioni pioneristiche della *conversatio* – il clima tutt'altro che salubre del luogo avrebbe alimentato la tensione ascetica caratteristica della proposta monastica dell'abate Bernardo – e per la qualità dei monaci ivi trapiantati, si ha la controprova della decisiva incidenza del contributo monastico alla Riforma offerta anche dall'elevato numero di pontefici provenienti dal mondo monastico nell'arco di tempo preso in esame.

Il rapporto tra monachesimo e città è stato esplorato da Giovanni Vitolo nella Conferenza serale „Eremiti, monaci e città nell'esperienza religiosa dell'Italia medievale", avvalendosi soprattutto del contributo proveniente dall'analisi iconografica (vedi l'articulo in questo volume, pp. 3–42). Prendendo le mosse dalla constatazione che l'immagine del paesaggio monastico, cioè la rappresentazione del contesto ambientale in cui si svolgeva la vita di eremiti e cenobiti, si è modificato più lentamente di quello nel quale essi erano realmente immersi (solo a partire dalla II metà del XVI secolo si manifesta una maggiore attenzione al paesaggio), ha notato come in Italia, già dall'VIII secolo, lo scenario dei monaci si presenti alquanto articolato. Tale constatazione si basa sul numero crescente di monasteri urbani, sia indipendenti che inseriti in congregazioni oppure in veri ordini religiosi tra cui soprattutto vallambro-

siani e cistercensi – che pure erano nati con una forte impronta eremitica – i quali si trovarono molto presto a svolgere un ruolo di primo piano nella vita religiosa, politica e sociale delle città dell'Italia Centrosettentrionale. Nelle raffigurazioni monastiche, viene invece presentato un paesaggio somigliante a quello della Tebaide – caratterizzato dall'esistenza nelle prossimità dei centri abitati di aree circoscritte nelle quali esistevano, oltre ai monasteri, rifugi naturali o artificiali per accogliere quanti volessero fare un'esperienza solitaria di ascesi spirituale restando comunque in collegamento con una comunità monastica, sotto la guida e la supervisione di un abate – che potrebbe essere ricondotto a regioni come la Calabria, la Basilicata e la Campania.

Il 28 novembre nei locali della sezione di Storia medievale e Paleografia del Dipartimento di Storia, Culture, Religioni dell'Università degli studi di Roma „La Sapienza", Tommaso Di Carpegna Falconieri ha coordinato la seconda parte del convegno, che ha registrato l'assenza forzata di Emma Condello, che avrebbe dovuto introdurre un tema di centrale importanza quale la committenza libraria nell'Urbe, con un intervento dal titolo „Libri a Roma nel XIII secolo: tracce e reperti da chiese e monasteri".

La sezione riguardante le committenze è stata perciò aperta da una relazione sulla storia dell'architettura dei monasteri romani: „Il rinnovamento dei cantieri monastici tra XII e XIII secolo", a cura di Marina Righetti Tosti Croce e Roberta Cerone. Marina Righetti Tosti Croce, sulla base dei segni lasciati dai cistercensi nel panorama architettonico di Roma – ad esempio gli interventi realizzati nel monastero delle Tre Fontane, assegnato loro dal pontefice Innocenzo II –, ha sostenuto l'idea di un programmatico recupero da parte dei monaci del modello alto medioevale, ispirato alla regola di Benedetto (cui i cistercensi si ispirano fedelmente), in netto contrasto con il coevo spoglio del paleocristiano elaborato dalla Chiesa. Tali premesse avrebbero portato i monaci a sentirsi „ fuori posto", scatenando una forte reazione sulle strutture destinate a loro nelle quali avrebbero apposto una forte denotazione cistercense per mezzo delle maestranze romane. Sulla scia di questo discorso si sono innestate le riflessioni di Roberta Cerone sulla nascita del modello del chiostro romano, adducendo gli esempi di Santa Scolastica a Subiaco, Santa Cecilia in Trastevere, Santa Maria Nova, Santissimi Quattro Coronati, San Paolo fuori le mura. Soffermandosi in particolare sulla fabbrica di San Lorenzo Fuori le mura, la studiosa nota che quest'ultima anticipa quanto accadrà nei cantieri dei monaci benedittini della metà del XIII con l'organizzazione di nuovi ambienti attorno al chiostro. Nella fattispecie, il chiostro è uno dei primi attestati a Roma e l'unico datato nel Liber Pontificalis (Clemente III, 1189). I primi interventi architettonici protoduecenteschi hanno contemplato l'introduzione di un chiostro come fulcro di una nuova compagine: „le sperimentazioni avvengono tutte nel chiostro".

Andreas Rehberg con il contributo „Nobiltà e conventi nel Trecento romano. Il caso dei monasteri delle clarisse di S. Silvestro in Capite e di S. Lorenzo in Panisperna" ha dato inizio alla sezione dedicata al monachesimo femminile. Accennando alle difficoltà di accesso e consultazione delle fonti, Rehberg ha fatto presente la ne-

cessità di ricorrere a materiale prosopografico per ritrovare indizi utili alla ricostruzione dei rapporti tra monasteri e città. Successivamente, analizzando i casi di San Silvestro in Capite e di San Lorenzo in Panisperna, ha mostrato intrecci di interessi istituzionali, religiosi, economici, politici, familiari, nonché clientelari. Per esempio, i Colonna svilupparono più di altre casate baronali una specifica politica monastica, con la quale cercarono di riequilibrare la loro presenza in città. Ne è emerso che i due monasteri non fossero una semplice risorsa materiale ma una vera e propria „attrattiva maggiore" sul piano dell'immagine. È seguìto l'intervento di Alfonso Marini, „Il monastero di S. Lorenzo in Panisperna nel tessuto urbano di Roma", che sottolinea, da una parte, la stretta relazione delle monache con le varie famiglie baronali della città – aspetto che potrà essere chiarificato solo da un attento studio prosopografico, come già specificato da Rehberg –, e dall'altra, come questa relazione abbia determinato un'ingente ricchezza patrimoniale, non più trascurabile dagli addetti ai lavori. Difficilmente credibile, quindi, risulta lo stato di ristrettezza economica denunciato da alcune fonti del XIV secolo: a giudicare dalle attestazioni degli interventi papali, il monastero di San Lorenzo in Panisperna avrebbe subìto diversi danni, indicati nelle pergamene come vere e proprie usurpazioni, dai quali sarebbe derivato uno stato di povertà tale da non poter nemmeno più sopperire alle necessità dei poveri. Invece, „ci troviamo di fronte a una drammatizzazione della realtà", pur se in qualche misura fondata, scaturita dalla difficoltà avvertita dalle monache (la maggior parte di esse provenienti dall'*elite* romana) di adeguarsi al tenore di vita monastica. Bisognerebbe allora approfondire la reale portata delle usurpazioni che potevano scaturire da relazioni (e scontri) tra il monastero e l'aristocrazia romana. Infine Alfonso Marini ha esteso la sua ricerca alle tracce lasciate da questo importante sito nel moderno tessuto urbanistico di Roma. Gli spunti patrimoniali offerti sono stati enucleati da Ivana Ait con la relazione „Il patrimonio del monastero di San Lorenzo in Panisperna: un modello di gestione (secoli XIV–XV)", che ha focalizzato l'attenzione sull'assetto delle proprietà immobiliarie, fondiarie e sulle relative forme di conduzione, dopo aver preso in esame un periodo abbastanza lungo per ottenere una migliore lettura delle varie linee di tendenza. Questo intervento è un primo approccio ad un più vasto lavoro di ricerca attualmente in corso che si soffermerà soprattutto sui fattori sociali ed economici che aiutarono il monastero delle clarisse di San Lorenzo in Panisperna a divenire un'istituzione florida e dinamica. Da una prima analisi condotta su 194 pergamene è risultato che la gestione attuata dalle clarisse è in linea con il processo di integrazione fra allevamento e agricoltura del noto sistema del casale romano, manifestando un intervento sempre più indirizzato ad ottenere rendite elevate e certe con una precisa politica di accorpamento sia delle proprietà fondiarie sia delle proprietà immobiliari di Roma. La ricerca in corso permetterà di avere una visione meno parziale e più organica della storia di un monastero inserito nel periodo denso di cambiamenti che va dal XIV al XVI secolo. Sulle dinamiche di conduzione delle terre appartenenti al patrimonio del monastero di San Sisto, si è soffermata Cristina Carbonetti Vendittelli nel suo intervento „Le domenicane di S. Sisto nel XIV", riprendendo un

tema a lei caro, cui ha dedicato già ampi e importanti studi. Sono così emerse forti analogie per criteri di „imprenditorialità“ con la politica delle clarisse di San Lorenzo in Panisperna: un confronto il cui risultato è un Trecento ricco di relazioni interne ai monasteri.

La sezione del monachesimo femminile è stata chiusa dalla relazione di Alessia Lirosi su „Monache romane e assistenza all'infanzia: le origini dell'orfanotrofio femminile dei SS. Quattro Coronati (XVI secolo)“: è emerso il ruolo particolare svolto nel panorama cittadino dal monastero dei Santi Quattro Coronati, che dalla metà del XVI secolo per dare riparo alle orfanelle di Roma e affidato a un gruppo di monache del Terz'Ordine agostiniano che, in seguito al Concilio di Trento, furono obbligate a osservare la clausura. Le religiose, limitate al numero di 25, potevano badare ad un massimo di 100 bambine in possesso di determinati requisiti: essere romane, nate da legittimo matrimonio e prive sia di padre che di madre. Ciò le differenziava dalle fanciulle accolte in altre comunità assistenziali, spesso considerate di rango inferiore perché illegittime, abbandonate o figlie di prostitute, rimarcandone il diverso status. All'interno della IV e ultima sezione del convegno, „Un caso esemplare: gli Agostiniani e Roma“, Antonella Mazzon, con la relazione „Gli agostiniani conventuali nel '400. S. Agostino e il quartiere del Rinascimento“, ha esordito presentando il notevole panorama delle fonti a disposizione per il XV secolo (in controtendenza rispetto alla penuria documentale trecentesca), pur lamentando la persistente prevalenza di materiale di natura finanziaria. Emerge l'immagine una comunità dal profondo radicamento „romano“, perfettamente inserita nel tessuto cittadino dell'Urbe. Un contributo sulla presenza agostiniana a Roma è venuto dalla relazione di Anna Esposito „Gli agostiniani osservanti nel '400. S. Maria del Popolo“. La relatrice ha evidenziato la capacità di attrazione di Santa Maria del Popolo, che infatti poteva vantare la massima mobilità dei religiosi, soprattutto degli esponenti più prestigiosi. Ricordando l'importanza delle informazioni desumibili dal *Liber familiae*, quali la consistenza numerica della comunità, le sue provenienze, la sua mobilità, le cariche ricoperte nell'ordine, la studiosa ha voluto mettere in luce come „le istituzioni sono fatte dagli uomini, dai quali parte ogni spirito di riforma“.

A chiusura del convegno le dense e articolate conclusioni di Sofia Boesch la quale, richiamando all'attenzione la grandissima varietà di forme comunitarie esaminate, ha evidenziato l'importanza dell'interdisciplinarità voluta e dimostrata in questi due giorni di incontri. È stato così proposto l'obiettivo di rispondere al quesito „Come si esce da un monachesimo sbiadito?“ facendo proprio ricorso a una sempre più accurata ricerca sui patrimoni dei monasteri, accompagnata dagli strumenti classici della storiografia, per favorire la soluzione del problema della gestione e consultazione delle fonti.

Se lo studio di questi aspetti dovesse risultare efficace per la riabilitazione della portata reale del monachesimo nella „Roma religiosa“, allora varrebbero le parole della Boesch „lunga vita agli oggetti e ai luoghi di culto“.

Simone Guido, Riccardo Montalto

Ablasskampagnen des Spätmittelalters

Martin Luther und der Ablassstreit von 1517

Der Ablass zählt gewiss zu den bedeutendsten Phänomenen der spätmittelalterlichen Frömmigkeit. Seit dem 13. Jahrhundert wurden herausragende Ereignisse des religiösen und nicht selten auch des politischen Lebens in Europa von Ablasserteilungen begleitet: die Entdeckung, Eroberung und Christianisierung neuer Länder; die Kreuzzüge zur Rückgewinnung des Heiligen Landes oder der Iberischen Halbinsel; die Bekämpfung der Häresie durch päpstliche oder bischöfliche Inquisitoren; die Kanonisation neuer Heiliger und die Propagierung ihres Kults; die Krönung von Päpsten und Königen und das Gebet für ihr Seelenheil sowie der Bau neuer Kirchen, Brücken und Hospitäler. Dem Ablass war aber nicht nur eine enorme Popularität im Rahmen der spätmittelalterlichen Frömmigkeit, sondern auch eine große Bedeutung für die gesamte Geschichte Europas beschieden. Denn der scheinbar unaufhaltsame Erfolg des Ablasses wurde im Spätmittelalter zur unmittelbaren Voraussetzung für seine radikale Infragestellung durch immer mehr „Reformkreise". Auch die Reformation begann 1517 mit der Veröffentlichung der 95 Thesen und dem epochalen Kampf Luthers gegen den Ablass.

Vom 8. bis zum 10. Juni 2015 hat in Rom, am Deutschen Historischen Institut und an der Evangelischen Theologischen Fakultät der Waldenser, eine von Andreas Rehberg unter Mitwirkung von Lothar Vogel konzipierte internationale Tagung stattgefunden, die einer interdisziplinären und überkonfessionellen Betrachtung der spätmittelalterlichen Ablasskampagnen und dem Ablassstreit von 1517 gewidmet war. Als Beitrag des Deutschen Historischen Instituts in Rom und der evangelischen Waldenserfakultät zur Lutherdekade zielte der Kongress darauf, in einer fachübergreifenden Perspektive die spätmittelalterliche Ablasspraxis, ihre theologischen und kanonistischen Hintergründe sowie ihre Konsequenzen bis in die Gegenwart zu beleuchten. Gefördert wurde die Tagung von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages.

Theologische Voraussetzungen (I), kuriale Praxis (II), Ablasskampagnen (III), Ablassmedien (IV), Ablassstreit (V): Unter diesen fünf Gesichtspunkten wurde in knapp 30 Vorträgen der spätmittelalterliche Ablass behandelt. Nach den Grußworten von Alexander Koller (DHI Rom), Mauro Kardinal Piacenza in seiner Funktion als Großpönitentiar (Rom, verlesen vom Archivar der Pönitentiarie Alessandro Saracco), Daniele Garrone (Waldenserfakultät, Rom) und Andreas Rehberg (DHI Rom) betonte in der einführenden Keynote Robert N. Swanson (Birmingham) die Vielschichtigkeit des mittelalterlichen Ablasswesens, die nach stärkerer Berücksichtigung regionaler Differenzen gerade auch aus der Perspektive des religiösen Alltagslebens verlange. Aufgrund seiner historischen Bedeutung habe der Ablassstreit von 1517 erheblichen Einfluss auf die spätere Interpretation des mittelalter-

lichen Ablasswesens ausgeübt und zur Etablierung bestimmter Deutungskategorien, wie beispielsweise „Missbrauch", beigetragen. Eine grundlegende Herausforderung der Ablassforschung bestehe darin, die mittelalterliche Ablasspraxis zu beschreiben, ohne dabei die Ereignisse von 1517 vorauszusetzen.

Die Referenten der ersten Sektion gingen der theologischen und kulturgeschichtlichen Bedeutung des Ablasses nach. Kurt Kardinal Koch (Rom) fragte danach, inwiefern der Ablass weiterhin ein Hindernis für den interkonfessionellen Dialog darstelle. Seiner Ansicht nach sei der Ablass nicht als ein Gegensatz zur Buße zu begreifen, denn die meisten Ablassbedingungen bestanden im Mittelalter und darüber hinaus letztendlich in den drei traditionellen Pfeilern der christlichen Bußlehre, d. h. Fasten, Beten und Almosengeben. Im Einklang mit den jüngsten Äußerungen des katholischen Lehramts sei der Ablass vielmehr als eine besondere Form der täglichen Buße jeder Christin und jedes Christen zu verstehen.

Arnold Angenendt (Münster) zeigte, wie sich das Aufkommen und die Etablierung des Ablassinstituts vor dem Hintergrund der bereits in der Spätantike und im Frühmittelalter verbreiteten Überzeugung begreifen lassen, dass die Sünden des einen durch das Leiden und die guten Werke der anderen kompensiert werden können. Aus dem Glauben an die heilsame Kraft der stellvertretenden Genugtuung – mittels des Blutvergießens der Märtyrer/innen oder des unermüdlichen Betens und Fastens der Ordensleute – bildete sich ab dem 12. Jahrhundert das spätmittelalterliche Ablassinstitut aus, das allerdings vor allem die unersetzliche Funktion der Amtskirche als Heilsvermittlungsinstanz zum Ausdruck brachte. Die Erteilung von Indulgenzen oblag allein dem Papst und den Bischöfen und wurde mit der Lehre des Kirchenschatzes untermauert, wonach die Nachfolger des Petrus und der Apostel den aus der Hingabe und den guten Werken Christi und seiner Heiligen resultierenden Gnadenschatz verwalteten.

Dem Kirchenschatz war der Beitrag von Philippe Cordez (München) gewidmet, der vor allem die Wechselwirkungen zwischen dieser theologischen Lehre und der Praxis der Präsentation von kirchlichen Schätzen im Rahmen der Ablassverkündigung fokussierte: Während die Kirchenschatzlehre in der täglichen Ablasspraxis der Gläubigen eine untergeordnete Rolle gespielt habe, war der Rekurs auf kirchliche Schätze wie Reliquiare, Schreine und Monstranzen mitunter massiv.

Der Schwerpunkt der zweiten Sektion lag auf dem kanonistischen Hintergrund und der kurialen Praxis. Übereinstimmend machten Ludwig Schmugge (Rom) und Andreas Meyer (Marburg) auf die besondere Rolle der sogenannten Beichtbriefe (*confessionalia*) für die Inflationierung der spätmittelalterlichen Ablasspraxis aufmerksam. Die ab dem späten 13. Jahrhundert von den Päpsten ausgestellten Beichtbriefe waren für die Gläubigen insofern sehr begehrt, als sie das Recht gewährten, die Beichte bei einem beliebigen Beichtvater abzulegen und von ihm einen Plenarablass *in articulo mortis* zu erhalten. Waren Beichtbriefe bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts

ausschließlich durch die päpstliche Kanzlei und apostolische Pönitentiarie erlassen worden, wurden sie danach auch durch päpstliche Legaten vor Ort gewährt, was zu einer noch größeren Verbreitung dieser besonderen Ablassart auch in ärmeren Schichten der Bevölkerung führte. Auch diese Praxis muss Luther vor Augen gehabt haben, als er im Herbst 1517 seine Ablassthesen veröffentlichte.

Thomas Izbicki (Rutgers) skizzierte die Entwicklung der Ablassregelung vom frühen 13. Jahrhundert bis zur Zeit des Basler Konzils aus kanonistischer Perspektive. Die exklusive Befugnis des Papstes, einen Plenarablass zu erteilen, wurde in der Zeit des Konziliarismus infrage gestellt. Als besonders bedeutsam erwies sich die *Summa de ecclesia* des Juan de Torquemada (1453), der mit kanonistischen Argumenten das Vorrecht des Papstes bekräftigte und auf den sich Anfang des 16. Jahrhunderts auch die Dominikaner Cajetan und Silvestro Mazzolini da Prierio beziehen sollten, als sie die Position Julius' II. und der Kirche gegen das *conciliabulum* von Pisa und Luthers Thesen unterstützten.

Kerstin Hitzbleck (Bern) arbeitete Grundzüge scholastischer Gewissenstheorien heraus und legte dar, wie die Einführung der jährlichen Pflichtbeichte durch Innozenz III. auf dem IV. Laterankonzil (1215) und der begleitende antisimonistische Diskurs im Laufe des Spätmittelalters über den Umweg des *forum internum* zu einer moralischen Neubewertung der Praxis der Pfründenvergabe führten. Die Beichtpflicht habe nicht eine zunehmende Passivität des Gläubigen, wie von der späteren Ablasskritik immer wieder behauptet wurde, sondern eher eine Intensivierung der Selbstreflexion zur Folge gehabt.

Die dritte Sektion war „den Trägern der Ablasskampagnen" gewidmet, die in einem steten Spannungsfeld zwischen päpstlichen und lokalen Interessen agierten. Vorreiter des systematischen Almosensammelns mit Unterstützung durch den Ablass waren die Ritter- und Hospitalorden. Die Verstrickung in größere politische und finanzielle Zusammenhänge zeigt sich deutlich bei den von Karl Borchardt (München) vorgestellten Orden der Johanniter und Deutschherren. Die Johanniter warben für die Bekämpfung der Türken im Mittelmeer Ablassgelder ein, mussten aber einen Teil an die päpstliche Kammer abführen. Auch mit Blick auf die sonstigen mit einer Ablasskampagne verbundenen erheblichen logistischen Unkosten und Risiken konnte der finanzielle Ertrag einer Ablasskampagne hinter den Erwartungen zurückbleiben.

Andreas Rehberg (Rom) beschäftigte sich mit dem römischen Heilig-Geist-Orden. Er zeigte insbesondere, wie die Praxis der Almosensammlung, die mit Ablassverleihungen verknüpft war, zu Missbräuchen führte. Im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert griff beispielsweise der Orden auf die Kooperation der berüchtigten Cerretaner, „professionellen" Kollektoren aus Cerreto in Umbrien, zurück, weshalb das Mutterhaus S. Spirito in Sassia auf massive Kritik stieß. Der in Aussicht gestellte Ablass motivierte zum Eintritt in die Bruderschaft des Ordens. Anziehend wirkte vor allem das Versprechen, dass alle Mitglieder der *fraternitas* an den spirituellen Gnaden des gesamten Ordens teilhätten.

Robert Shaffern (Scranton) stellte die Tätigkeit des Dominikaners Johann Tetzel vor, der bei dem breiten Publikum als einer der berüchtigtsten Ablassprediger des Mittelalters gilt. Nach einem Überblick über die Tätigkeit des Ablasskommissars im Dienst Papst Julius' II. und des Deutschen Ordens analysierte der Referent die Verankerung von Tetzels Argumenten in der Scholastik.

Den im Vergleich zu Johann Tetzel wohl weniger bekannten Ablasskommissar Angelo de' Cialfis stellte Arnold Esch (Rom) in den Mittelpunkt seines Vortrags. Auf der Grundlage des Einnahmen- und Ausgabenregisters dieses päpstlichen Kollektors kann die praktische Durchführung der Ablasskampagne im Reich rekonstruiert werden, mit der 1468 Paul II. den ungarischen König Matthias Corvinus gegen die Hussiten unterstützen wollte. Zu den größten Schwierigkeiten, mit denen Cialfi konfrontiert wurde, gehörten die Einbehaltung eines Teils der Einkünfte durch Fürsten und Städte sowie der Transport der häufig aus kleinen Münzen bestehenden Geldmengen. Die Bilanz war ernüchternd: Mit den rund 19 000 erbrachten rheinischen Gulden ließ sich kein langer Krieg führen.

Auf ähnliche Widerstände und Behinderungen der Ablassprediger und -kommissare kamen auch Peter Wiegand (Dresden) und Enno Bünz (Leipzig) zu sprechen, die auf die besondere Rolle der Markgrafen von Meißen und späteren Kurfürsten von Sachsen aus dem Haus der Wettiner eingingen. Das restriktive Verhalten der Landesherren schmälerte den Erfolg der päpstlichen Ablasskampagnen des frühen 16. Jahrhunderts und trug wohl auch dazu bei, dass die Reformation in ihren Landen einen günstigen Nährboden fand. Wiegand untersuchte die Tätigkeit der päpstlichen Kommissare Marinus de Fregeno und Raimund Peraudi und skizzierte die unterschiedlichen Umstände ihrer Ablasskampagnen: Während sich die Bedingungen 1458, 1489/90 und 1501 als ziemlich ungünstig erwiesen, hatte 1503 die Unterstützung der Wettiner zur Folge, dass der Kreuzzug gegen die Litauer mit großem Ertrag propagiert werden konnte. Bünz beleuchtete vor allem das Engagement des Markgrafen Wilhelm I., dem es 1394 gelang, mittels eines Jubiläumsablasses den Meißner Dom zu einem der wichtigsten deutschen Wallfahrtzentren zu machen. In der intensiven Ablasspolitik der Wettiner könne man ein Vorzeichen der späteren, so unheilvollen Fiskalisierung der Ablasspraxis sehen.

Wie erfolgreich Ablasskampagnen ablaufen konnten, wenn die römischen Interessen mit denen der lokalen Machthaber übereinstimmten, zeigte Jan Hrdina (Prag) am Beispiel der Ablasskampagne zugunsten der Pfarrkirche zu Most (deutsch: Brüx) in Böhmen, die in der Forschung als letzte erfolgreiche Ablasskampagne vor Luthers Thesen gilt. Für den Wiederaufbau des durch einen Brand stark beschädigten Kirchenbaus setzten sich neben dem Stadtrat auch die Könige Vladislaw von Böhmen und Sigismund von Polen sowie der Kardinal Tamás Bakócz ein.

Die auch den Pilgern nutzende *viabilité* stand im ideellen Zusammenhang mit der *charité* und so galt seit dem 12. Jahrhundert der Brückenbau als ein besonders verdienstvolles, mit Ablass zu unterstützendes Werk. Daniel Le Blévec (Montpellier) analysierte die Ablasspraxis der südfranzösischen *opera pontis*, der frommen

Assoziationen, die der Errichtung und dem Erhalt von Brücken sowie der logistischen Unterstützung von Pilgern verpflichtet waren. An den Beispielen der großen südfranzösischen Flussstädte Lyon, Avignon und Pont-Saint-Esprit konnten auch die gesellschaftlichen Folgen bis hin zur Etablierung von Stadtfesten und zur Entstehung von Rivalitäten zwischen den verschiedenen Institutionen aufgezeigt werden.

Anna Esposito (Rom) konzentrierte sich auf die Ablasspraxis der spätmittelalterlichen Laienbruderschaften auf der Appeninhalbinsel, wo Indulgenzen für *fraternitates* ab dem späten 13. Jahrhundert zunehmend nachweisbar sind. Derartige Ablässe zogen neue Mitglieder an und förderten einige Frömmigkeitspraktiken wie Armenspeisungen sowie die Teilnahme an bestimmten liturgischen Veranstaltungen und Prozessionen. Ab 1476 wurde von Sixtus IV. besonders das Gebet für das Seelenheil der verstorbenen Mitglieder gefördert. Als Paradebeispiel wurden abschließend einige Ablässe der römischen Bruderschaft S. Salvatore ad Sancta Sanctorum ad Lateranum vorgestellt.

Die vierte Sektion der Tagung behandelte die Rolle der sogenannten Ablassmedien im Rahmen der spätmittelalterlichen Indulgenzpraxis. In seinem Vortrag zum Ablass und Buchdruck stellte Falk Eisermann (Berlin) zunächst Möglichkeiten und Grenzen neuer Hilfsmittel digitaler Art für die Ablassforschung vor. Die Erstellung eines Verzeichnisses der um 1500 gedruckten Ablassbriefe sei ein Forschungsdesiderat. Eingehender wurde die Quellenlage in Kastilien und der Gegend von Chemnitz vorgestellt, wo sich ein früher Einsatz des Druckes im Rahmen der Ablasspraxis belegen lässt.

Mit dem Einsatz von Objekten und Bildern in Verbindung mit Ablassverleihungen beschäftigte sich Harmut Kühne (Berlin) anhand von Befunden aus Mitteldeutschland. So war bei einem Ablass im Magdeburger Dom die Anzahl der nachzulassenden Jahre an die Zahl der gezeigten Reliquienpartikel gebunden. Im Verzeichnis der römischen Stationskirchen des sächsischen Adeligen Bernhard von Hirschfeld wurden die bekannten Heilsorte in Rom ideell „nachgebaut"; er musste also für den Ablassgewinn nicht mehr extra in die Ewige Stadt pilgern.

Nine Robijntje Miedema (Saarbrücken) knüpfte Überlegungen zur Zählbarkeit des Heils und zu den sich daraus ergebenden Konsequenzen für das Ablassverständnis an den Vergleich der lateinischen und deutschen Drucke der *Mirabilia Romae vel potius Historia et descriptio Urbis Romae* um 1500. Obwohl Pilgerführer sehr häufig als Beispiele für die Existenz einer „gezählten Frömmigkeit" angeführt werden, kommt die Referentin zu einem anderen Schluss: Die genaue Berechnung der bei den jeweiligen Kirchen erhältlichen Ablassjahre besäße eher einen symbolischen als einen realen Wert, denn die hyperbolische Inflation der Ablassgnaden machte es für den Gläubigen eigentlich unmöglich, über das eigene Heil Buch zu führen.

Der Überleitung zu der Martin Luther und dem Ablassstreit von 1517 gewidmeten fünften Sektion diente der öffentliche Abendvortrag von Volker Leppin (Tübingen), der die Entwicklung Luthers von einer zunächst an Gabriel Biel orientierten subjek-

tiv-sakramentalen hin zu einer aus der Taulerlektüre gespeisten subjektiv-antisakramentalen Bußtheologie beschrieb, aus der heraus Luther zu seiner reformatorischen Kritik der spätmittelalterlichen Ablasslehre und -praxis fand. Die Veröffentlichung der 95 Thesen im Oktober 1517 sei eine Reaktion Luthers auf die Stellungnahme Johannes Ecks und eine Aufforderung zur Diskussion gewesen. In worttheologischer Zuspitzung fokussierte Luther dann allerdings im *Sermon von dem Sakrament der Buße* von 1519 den Verheißungscharakter der sakramentalen Absolution und fügte damit die Bußlehre in die entstehende reformatorische Lehre der Rechtfertigung und des Wortes Gottes ein.

Die fünfte Sektion selbst wurde von Pavel Soukup (Prag) eröffnet, der ein neues Licht auf den Prager Ablassstreit von 1412 und dessen Auswirkungen warf. Anhand von Quellen aus dem Archiv der Wiener Universität und der Korrespondenz Wenzel Thiens, eines der beiden päpstlichen Ablasskommissare, die Johannes XXIII. mit der Kreuzpredigt gegen König Ladislaw von Neapel beauftragt hatte, können die einzelnen Phasen der Ablasskampagne rekonstruiert werden, die 1411 in Österreich einsetzte und erst im April 1412 nach Böhmen verlegt wurde. Auf der Grundlage seiner Analyse der Überlieferung des Hus'schen Werkes *Contra cruciatam III* schlägt der Referent eine Datierung dieses Werkes vor den 17. Juni 1412 vor. Die Prager Bevölkerung wurde absichtlich durch reformerische Predigten einbezogen, was den Prager Ereignissen von 1412 eine besondere Brisanz verlieh.

Die gängige Vorstellung, dass das *sola gratia* Luthers den Gegensatz zu der auf die Vermittlungsmacht der Amtskirche gegründeten Ablasspraxis des Spätmittelalters bildete, stellte Berndt Hamm (Ulm) infrage, indem er auf die Kohärenz des reformatorischen Evangeliumsverständnisses zum „Evangelium des Ablasses" hinwies. Die Innovationskräfte des spätmittelalterlichen Ablasswesens seien auf diese Weise in einen großen Reformzusammenhang einzufügen, in dem sich die Reformation nicht als radikaler Bruch, sondern vielmehr als ein qualitativer Umschwung darstelle. Bereits das spätmittelalterliche Ablasswesen habe zu einer allmählichen Entschränkung der Vergebungsgnade Christi geführt, die bald auch das Fegefeuer miteinbezog. Gegenüber diesen Veränderungen war zwar die reformatorische Verkündigung der bedingungslos geschenkten Heilsgabe („Pure Gabe ohne Gegengabe") der religionsgeschichtliche Sprung in eine neue Gnaden- und Gabendimension; die Tendenz zu einer Totalisierung der Gnade und der vollkommenen Sündenvergebung sei allerdings bereits vor der Reformation durch die enorme Inflationierung der Ablasspraxis eingeschlagen worden.

Wilhelm Winterhager (Marburg) untersuchte die Verkündigung des St. Petersablasses in Mittel- und Nordeuropa. Erzbischof Albert von Mainz und Magdeburg (ab 1514 Ablasskommissar für beide Kirchenprovinzen) war von Beginn an mit organisatorischen Schwierigkeiten konfrontiert. Der Widerstand etlicher Fürsten gegen die Verkündigung des Ablasses innerhalb ihrer Territorien wurde vor Ort als völlig legitim wahrgenommen, da er die Indulgenzen der einzelnen Städte und Bistümer gegen eine gefährliche und unfaire Konkurrenz schützte. Unverkennbar sei die opportunistische

Haltung zahlreicher Fürsten und Stadträte in Mittel- und Süddeutschland gewesen, die schnell auf die bald publizierten Thesen Luthers rekurrierten, um die Tätigkeit des mächtigen Metropoliten zu bekämpfen. Der große Erfolg des Wittenberger Reformators erkläre sich – so der Schluss – auch im Licht dieser Umstände und Rivalitäten.

Damit, dass sich Luther 1517 noch nicht von der traditionellen, dreiteiligen Geographie des Jenseits verabschiedet hatte, setzte sich Lothar Vogel (Rom) in seinem Beitrag zu Todeskampf und Purgatorium in den 95 Thesen auseinander. In etlichen Passagen ist das Fegefeuer noch als ein Ort präsent, wo allerdings die Schlüsselgewalt des Papstes keine Wirkung besitze. Luther ging es in dieser Phase offensichtlich nicht so sehr um eine Ablehnung des Purgatoriums, sondern vielmehr um die Hervorhebung der Buße als Voraussetzung für die Begegnung mit Gott. Erst um 1530 sollte der Reformator zu einer endgültigen Ablehnung des Fegefeuers kommen. Den Ursprüngen des Bußverständnisses Luthers wurde anhand von Vergleichen mit den Äußerungen von Luthers Ordensoberen Johann von Staupitz und des Theologen Lukáš von Prag nachgegangen. Beide Autoren schrieben dem Fegefeuer so gut wie keine Rolle für das Seelenheil zu und hoben vielmehr den Todeskampf als den Moment hervor, in dem der Sterbende seine Sünden tatsächlich abbüße.

Die französische Reaktion auf den Ablassstreit von 1517 wurde von Elizabeth Tingle (Plymouth) vorgestellt. In einer ersten Phase (1520–1550) sei eine deutliche Abnahme der Ablasspraxis festzustellen; in den Jahrzehnten nach dem Konzil von Trient konstatiere man allerdings wieder eine erhebliche Trendwende: Die Wiederherstellung der päpstlichen Autorität unter Gregor XIII. und Sixtus V. führten zur Ausrufung des Jubeljahres 1575 und zur Rückkehr traditioneller Frömmigkeitspraktiken. Diese Renaissance der Ablasspraxis in Frankreich im 17. Jahrhundert erwies sich zumal bei den Laienbruderschaften als nachhaltig. Neben die Beichte trat zunehmend der Empfang der Eucharistie zu den Bedingungen der Plenarablässe. Ablasskampagnen im großen Stil wurden nun nicht mehr organisiert.

Im letzten Vortrag der fünften Sektion rückte Peter Walter (Freiburg) die theologische Debatte über den Ablass wieder in den Vordergrund, wobei er insbesondere die Reaktion der katholischen Kontroverstheologie auf Luthers Ablasskritik untersuchte. In seinem Überblick wurden die Stellungnahmen von Konrad Wimpina, Silvester Mazzolini von Prieiro und Thomas Cajetan vorgestellt und ihr Rekurs auf die traditionelle thomistische Argumentation betont.

Im interkonfessionell zusammengesetzten Runden Tisch zu „Luther 1517 und die Folgen“ wurde unter Rückgriff auf die von der Veröffentlichung der 95 Thesen ausgelösten Debatte die aktuelle theologische und ökumenische Relevanz des Ablasses ausgelotet. Als Vertreter von theologischen Fakultäten der katholischen, lutherischen und reformierten Konfessionen haben Gisela Muschiol (Bonn), Bernard Ardura (Rom), Daniele Garrone (Rom), Theodor Dieter (Straßburg) und Hermann Selderhuis (Apeldoorn) vor allem die Frage erörtert, ob und inwiefern der Ablass immer noch ein Hindernis für den ökumenischen Dialog darstelle. Nachdem man im Zuge

der Tagung mehrfach konstatiert hatte, dass der Ablass im heutigen kirchlichen Leben nur eine sehr marginale Rolle spiele, wurde von evangelischer und reformierter Seite die provokative Frage gestellt, warum dann die katholische Kirche nicht einfach auf den Ablassbegriff verzichten könne. Katholischerseits wurde diesbezüglich dem Ablass heutzutage vor allem eine spirituelle Funktion als eine besondere Form der täglichen Buße jeder Christin und jedes Christen zugeschrieben. Das theoretische Problem bestehe jedoch weiter: Obwohl das offizielle Lehramt der katholischen Kirche die Ablasslehre und -praxis de facto relativiert habe, sei die traditionelle Lehre zu Sünde und Buße, die dem Ablass zugrunde lag und liegt, de iure immer noch „in Kraft". Wenn jeder begangenen Sünde eine zeitliche Strafe entspräche, dann sei der Sünder weiterhin angehalten, eine angemessene *satisfactio* zu leisten, deren Art und Umfang letztlich immer noch von der Amtskirche bestimmt werde. Gerade in diesem Punkt und trotz der hinzugetretenen Milderung in der Ablasslehre und -praxis scheine die Kluft zwischen den Konfessionen schwer überwindbar zu sein. Die Durchsetzung einer „konziliaren Bußauffassung" und eine damit verknüpfte Revision der traditionellen Lehre dürften weiterhin interessante Dialogperspektiven eröffnen.

Die internationale Tagung „Ablasskampagnen des Spätmittelalters. Martin Luther und der Ablassstreit von 1517" hat – so kann man konstatieren – die Ablasspraxis als eines der signifikantesten Phänomene der spätmittelalterlichen Frömmigkeit unter verschiedenen Perspektiven untersucht und einen Überblick über den aktuellen Forschungsstand geboten. Kaum eine weitere Frömmigkeitspraxis des Mittelalters kam in so breiter und heterogener Form zur Anwendung wie der Ablass. Gerade die zeitliche und räumliche Pluralität der gewährten Ablässe trugen zum großen Erfolg dieses Heilsinstitutes bei, an dem freilich in Form der zum Ausgang des Mittelalters hin unübersehbar werdenden Ablassinflation auch die problematischen Aspekte des Phänomens deutlich wurden. Eine Konsequenz daraus war die radikale Infragestellung des Ablasses durch etliche Kritiker: Abaelard, Wiclyff, Jan Hus und schließlich Martin Luther. Das Thema Ablass wird wohl auch über das 2017 anstehende Reformationsjubiläum hinaus weiterhin gleichermaßen Historiker/innen und Theolog/innen beschäftigen.

Étienne Doublier, Peer Otte, Melanie Wurst

Wissenskulturen und Erfahrungsräume der Diplomatie in der Frühen Neuzeit

Welche Perspektiven sich eröffnen, wenn kulturgeschichtliche Ansätze in den Blick der Diplomatie- und Wissensgeschichte geraten, hat die von Guido Braun organisierte Tagung „Wissenskulturen und Erfahrungsräume der Diplomatie in der Frühen Neuzeit" vom 15. und 16. Juni 2015 am Deutschen Historischen Institut in Rom verdeutlicht. Mit finanzieller Unterstützung der Universität Roma Tre war es möglich, dass elf Referenten mit ihren Studien die breite thematische Komplexität vorstellen und neue Impulse für die weitere Forschung geben konnten. Genau diesen forschungsgeschichtlichen Kontext innerhalb der Geisteswissenschaften hob auch der Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Rom, Martin Baumeister (Rom), in seinem Grußwort hervor. Um also einer „Isolierung der Recherchen" zu entgehen, verfolgte die Tagung, wie Guido Braun (Rom) in seinen einleitenden Worten zur Konferenz betonte, im Wesentlichen zwei Ziele: Zum einen ging es darum, die herausragende Rolle der frühneuzeitlichen Gesandten als mobile Akteure und kulturelle Vermittler in den Prozessen der Generierung, Zirkulation und Transformation von Wissen darzustellen. Zum anderen galt es, das spezifische Wissen der diplomatischen Akteure über höfische, soziale und kulturelle Normen, zeremonielle Praktiken, Verfahrens- und Verhandlungsformen, sowie ihren Beitrag zur Generierung neuer Wissensbestände zu erforschen. Um die „historischen Wissensbildungsprozesse nachzuvollziehen und in ihrer jeweiligen Spezifität zu erkennen", dienten als Untersuchungsgegenstand drei zentrale typische Handlungs- und Erfahrungsräume der europäischen, frühneuzeitlichen Diplomatie: der Hof, der Friedenskongress und der Reichstag.

Die erste Sektion „Reichstage, Friedenskongresse und Höfe als Erfahrungsräume der europäischen Diplomatie" wurde durch den Beitrag von Alexander Koller (Rom) eröffnet. Der Frühneuzeitforscher beschäftigte sich hierbei mit der päpstlichen Diplomatie auf dem Reichstag des 16. Jahrhunderts, im Speziellen konzentrierte er sich auf den zwischen Juni und September stattfindenden Reichstag von 1582 in Augsburg als einem diplomatischen Erfahrungsraum apostolischer Legaten und Nuntien. Dabei zeigte die römische Kurie durch die Entsendung eines Großaufgebotes von fünf Diplomaten zur Reichsversammlung den hohen Stellenwert und das enorme Interesse, die man dem Reichstag in Rom während des Pontifikats Gregors XIII. zumaß. Dennoch waren die römischen Gesandten in ihren Verhandlungsformen wie auch hinsichtlich des Zeremoniells eingeschränkt. Wie Koller in seinem Vortrag in beispielhafter Weise darlegte, konnten die Nuntien die hohen Erwartungen und optimistisch formulierten Verhandlungsziele der Kurie nur beschränkt umsetzen. Des Weiteren ging ihre Beteiligung im Zeremoniell des Reichstages mit Unsicherheiten und Benachteiligungen einher. Ihre Einfügung in die öffentliche Ordnung des Reiches und eine Umsetzung der kurialen Politik auf dem Reichstag in Augsburg waren demnach nicht unproblematisch. Nichtsdestoweniger handelte es sich nach Koller beim Reichstag infolge der

hohen Zahl von teilnehmenden Gesandtschaften auswärtiger Mächte (auch für die päpstlichen Diplomaten) um einen „Erfahrungsraum der besonderen Art", um einen Umschlagplatz, auf dem gezielt Informationen und Nachrichten ausgetauscht wurden.

Der nächste Referent Hillard von Thiessen (Rostock) richtete seinen Blick auf die Untersuchung des „stets in Dynamik befindlichen, spezifischen Analyseraumes" des römischen Hofes unter dem Pontifikat Pauls V. Im Speziellen stellte sich nach Thiessen der von menschlichen Akteuren „produzierte Raum" als ein besonders geeigneter diplomatischer „Erfahrungsraum" der auswärtigen Gesandten dar: Zum einen waren die dort präsenten Diplomaten nicht nur „Mittler zwischen Wissenskulturen" ihres Dienstortes und ihres Herkunftsortes, sondern zum anderen bildete Rom einen Ort permanenter diplomatischer Verhandlung und damit ein Kommunikationszentrum ersten Ranges bzw. einen „Ressourcenmarkt in alle Richtungen" für die in einzigartiger Dichte präsenten auswärtigen Diplomaten. Das bedeutete nach Thiessen im Umkehrschluss, dass die Gesandten auf der römischen Bühne in einem Raum gegenseitiger und ständiger Beobachtung und diplomatischer Konkurrenz standen und agierten, in der infolge der „Hyper-Konkurrenz" Erfolg und Niederlage verstärkt wahrgenommen wurden.

Standen bisher ‚Reichstag' und ‚römischer Hof' als zentraler „Handlungs- und Erfahrungsraum" diplomatischer Akteure und ihre Wissensproduktion im Zentrum der Konferenz, erfolgte durch den französischen Historiker Lucien Bély (Paris) eine Darstellung von Friedenskongressen der Frühen Neuzeit als einem besonderen Erfahrungsraum der europäischen frühneuzeitlichen Diplomatie. Insbesondere bildete der multilaterale Kongress in Utrecht 1712 nach Bély einen „Ort des kulturellen Austausches" und einen Erfahrungs- und Begegnungsraum der Bevollmächtigten aus ganz Europa. Der Historiker hob dabei besonders die Beziehungen zwischen den Gesandten und der niederländischen Gesellschaft hervor, die von einer gewissen religiösen Toleranz mit entsprechender Meinungs- und Publikationsfreiheit charakterisiert war. Das „Begegnungs- und Kommunikationszentrum" Utrecht war nach wie vor ein Ort des traditionellen Austauschs zwischen den jeweiligen Vertretern der dort präsenten Diplomatenschicht, ferner zeichneten sich kulturelle Affinitäten ab. Es entstand somit nach Bély trotz der politischen, religiösen und sprachlichen Barrieren ein spezielles gesellschaftliches Zusammenleben, das in jeder Hinsicht von großer Umsicht charakterisiert war und gleichzeitig darauf abzielte, Informationen auf formellem wie informellem Wege (auch mit spionageähnlichen Methoden) zu sammeln.

Der letzte Vortrag der ersten Sektion von Guido Braun (Rom) stellte sodann die Besonderheiten und die Analogien zwischen Kongressen und periodischen Reichstagen als Erfahrungsräume der europäischen frühneuzeitlichen Diplomatie heraus. Durch seine exemplarische Untersuchung verschiedener Reichstagsmissionen sowie dreier diplomatischer außerordentlicher päpstlicher Vertretungen auf Friedenskongressen (Fabio Chigi als formeller Mediator in Münster 1643–1649; Luigi Bevilacqua in Nimwegen 1677–1679; Domenico Passionei in Baden 1714) konnte Braun in seinem

Vortrag zwei strukturelle Ebenen herauskristallisieren: erstens ließe sich durch einen *trans*konfessionellen Wissensaustausch zwischen der Gemeinschaft der Gebildeten und ihrer Wissensinhalte (also nicht nur politische Gesprächsthemen) pointiert (mit Bindestrich) von einer „Ent-Fremdung" und „konfessionellen Entkrampfung" dieser Räume sprechen. Zweitens sind für den Frühneuzeithistoriker die Reichstage und Kongresse Orte der Generierung und Zirkulation von Wissen über das Fremde. So erwuchsen der römischen Kurie aus dem Umfeld ihrer Gesandtschaften wertvolle Wissensbestände, wobei deren politische Informationsakquise sich auf Reichstagen und Kongressen teils als fruchtbarer herausstellten als die permanente Präsenz an den Höfen. Die Reichstage und Friedenskongresse bieten nach Braun Plattformen der (diplomatischen) Begegnung und der Kommunikation. Nicht zuletzt zeigten sich apostolische Legaten und Nuntien „als Teil einer europäischen Diskurswelt ... und eines transkonfessionellen Wissensaustausches".

Der Abendvortrag des Frühneuzeithistorikers Christoph Kampmann (Marburg) beschäftige sich mit einem weiteren „Erfahrungsraum" frühneuzeitlicher Diplomatie, nämlich dem Immerwährenden Reichstag im Zeitalter Ludwigs XIV. unter besonderer Betrachtung von drei Kernpunkten: Information, Kommunikation und Konfrontation. Unter diesen Aspekten stand der „Abbruch der diplomatischen Beziehungen" durch die Ausweisung Robert de Gravels am 24. April 1674 durch Kaiser Leopold I. (1658–1705) beim Immerwährenden Reichstag im Zentrum. Diese Ausweisung ist Kampmann zufolge als öffentliche Demonstration des Abbruchs der „politischen Beziehungen zur Kriseneskalation mit breiter Resonanz" zwischen dem Immerwährenden Reichstag bzw. dem Reich und dem Königreich Frankreich zu verstehen. Mit dem „Instrument" der Ausweisung war nach Kampmann eine eindeutige Methode und ein Zeichen der Krisenverschärfung und Eskalation in den französisch-kaiserlichen Beziehungen sowie des zunehmend autoritären Auftretens des Kaisers im Reich gegeben. In diesem Prozess nahmen die diplomatischen Akteure eine Doppelfunktion ein: So konnten die permanenten Reichstagsgesandten auswärtiger Mächte und die Reichsstände in Regensburg nicht nur zu (permanenten) Trägern von Kommunikation, Informationen und Erfahrungsaustausch werden, sondern auch zu „Objekten" der Kommunikation. Einerseits konnten sie aktiv auf informeller und formeller Ebene in die Geschehnisse des Immerwährenden Reichstags in Regensburg und in die Reichsangelegenheiten eingreifen, anderseits wurden sie kommunikativ instrumentalisiert, wie die vollzogene Gesandtenausweisung Robert Gravels 1674 zeigte, die als Zeichen größter Konfrontation zu betrachten war.

Mit den Worten des französischen Ministers Kardinal Richelieu, „Il cuore del mondo" („Das Herz der Welt"), war die zweite Sektion der Konferenz betitelt, die sich Italien als Erfahrungsraum europäischer bzw. globaler Diplomatie und ihrer Rolle in der Wissensproduktion widmete. Eröffnet wurde sie durch den Vortrag von Stefano Andretta (Rom), der sich mit dem diplomatischen Dienst, den Karrieren und der Historiografie in der Republik Venedig beschäftigte. Die Relevanz der Diplomatie im Venedig der Frühen Neuzeit spiegelte sich ihm zufolge gut in den zeitgenössi-

schen Geschichtsnarrationen ehemaliger Botschafter wider. So produzierten sie als Geschichtsschreiber ein „Wissen", das einerseits in der Tradition vergangener Historiografien stand und andererseits von der eigenen Amtsführung als Gesandte mitgeprägt war. Andretta konzentrierte sich in seiner Darstellung insbesondere auf die amtliche Geschichtsschreibung Venedigs zwischen dem Ende des 15. und dem Beginn des 18. Jahrhunderts und konnte anhand ausgewählter Geschichtsschreiber darlegen, wie und inwiefern sich der Stil, die Schreibmethode und die Schwerpunktbildung der amtlichen Geschichtsnarrationen veränderten. Waren es zu Beginn noch in der humanistischen Tradition stehende elegante und von den Klassikern inspirierte Schriften, wurde zunehmend der diplomatische Dienst für die Abfassung historiografischer Werke, wie bei Paolo Peruta oder Battista Nani, zu einer kulturellen Basis sowie einem intellektuellen Leitfaden. Infolge des „disimpegno politico" im Rahmen der Ereignisse um den Spanischen Erbfolgekrieg erfolgte ein Niedergang der öffentlichen politischen Historiografie, in der nunmehr kein Platz mehr war für eine ideologische, enthusiastische (Re-)Konstruktion des Ruhms der Republik.

Sabina Brevaglieri (Rom/Mainz) thematisierte anschließend das Feld der Wissensproduktion und der Erfahrungsräume frühneuzeitlicher Diplomatie- und Missionsgeschichte, die die Historikerin am Beispiel des Aufenthalts des japanischen Adligen und Konvertiten Hasekura Tsunegaga (Gesandter des Daimyo von Sendai, Date Masamune) und des spanischen Franziskaners Luis de Sotelo im Jahre 1615 bis 1616 in Rom behandelte. Brevaglieri konnte an diesem Fall unter einem neuen Blickwinkel Prozesse und Modalitäten der Generierung von Wissen über Japan im Zusammenhang mit der Keichô-Mission und vor dem Hintergrund ihres Aufenthaltes im „Erfahrungsraum" der Ewigen Stadt herausarbeiten. So entstand infolge der Interaktionen zwischen Rom und Japan aus einem Nähe- und Distanzverhältnis heraus eine komplexe Kommunikationsstruktur des Politischen. Wissensbestände und Informationen waren dabei wichtige Ressourcen, auf die von verschiedenen Akteuren vor dem Hintergrund unterschiedlicher Erwartungen im jeweiligen Produktionsraum zurückgegriffen wurde. Dabei ist nach Brevaglieri zu beachten, dass sich die Grenzen zwischen Diplomatie und Mission zunehmend verwischten und zudem die Verbindung von politischer Information und Kommunikation sowie die Kenntnisse der zeremoniellen Regelungen und Gepflogenheiten der Höfe beständig neu definiert werden mussten.

Im Anschluss sprach Silvano Giordano (Vatikanstadt) über die „Erfahrungsräume" päpstlicher Diplomatie im Pontifikat Urbans VIII. in Verbindung mit der von Papst Gregor XV. im Jahre 1622, also in der Anfangsphase des 30-jährigen Krieges, gegründeten Kongregation für die Evangelisierung der Völker, kurz *Propaganda Fide*. Sein Vortrag konzentrierte sich insbesondere auf die Analyse der zwei Codices mit den Instruktionen aus der Amtszeit des ersten Sekretärs der *Propaganda Fide*, Francesco Ingoli (1578–1649), den Giordano als den „vero animatore dell'organismo" der ersten 25 Jahre der Aktivität dieser Kongregation bezeichnete. Giordano konnte durch die Analyse der Weisungen an die apostolischen Nuntien, Visitatoren oder andere Gesandte die Pläne der Kongregation und die Wechselbeziehungen mit dem

Netzwerk der päpstlichen Diplomatie nachzeichnen. So handelte es sich bei dieser Kongregation nach Giordano nicht nur um eines der bestinformierten Dikastieren der römischen Kurie, sondern auch um eine wichtige Informationsressource, die ihre Autonomie innerhalb der päpstlichen Verwaltung vergrößern und zudem ihren „Aktionsraum" über die traditionellen Grenzen der Christenheit erweitern konnte.

Den Abschluss der zweiten Sektion bildete der Vortrag von Daniela Frigo (Triest) über die politische Kultur und das „diplomatische Wissen" Venedigs und der italienischen Kleinstaaten im Zeitalter des Friedenskongresses von Utrecht (1713). Auf Grundlage von Dokumenten aus der diplomatischen Praxis beschrieb Frigo die Erfahrungsräume und die Wissensbestände ihrer Gesandtschaften und Verhandlungen in einer Zeit hoher „diplomatischer Dichte". Unter Heranziehung diverser einschlägiger Quellen, z. B. einer Instruktion aus Mantua für den Gesandten am Kaiserhof (1691) und der Depeschen der beiden venezianischen Vertreter in Utrecht, Sebastiano Foscarini und Carlo Ruzzini, wie auch der Finalrelation des Letztgenannten, konnte Frigo feststellen, dass zwischen der Konstituierung und Verarbeitung der politischen Kultur durch die Gesandten und dem diplomatischen Wissen, das sich auf das Bild des „buono ambasciatore" (idealen Botschafters) stützte, unterschieden werden muss. Gemeinsam ist, dass die Diplomaten von der Kultur des Papiers lebten, Sitten und Ausbildung damit ebenso zu kulturellen Koordinaten wurden. Instruktionen und (Final-)Relationen waren Teil der Dokumentation, die verarbeitet wurde und damit ihrerseits Bestandteil des „diplomatischen Wissens" geworden ist.

Die dritte und letzte Sektion der Konferenz, die von Akteuren des Kulturtransfers und der Wissensproduktion handelte, wurde von Cecilia Mazzetti di Pietralata (Rom/Chieti) eröffnet, die sich mit der alteingesessenen und dem Haus Habsburg besonders nahe stehenden römischen Familie der Savelli in ihrer Rolle als kulturelle Mediatorin zwischen Rom und dem Kaiserhof in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts beschäftigte. Die Mittlertätigkeiten von Albano Paolo Savelli und seinem jüngeren Bruder Federico Savelli eignen sich der Kunsthistorikerin zufolge besonders als Fallstudie, da die Savellibrüder, wie einige bereits bekannte Inventare zeigen, nicht nur für ihre auserlesene Sammlung von Gemälden, etwa aus der venezianischen und ferraresischen Schule, berühmt waren, sondern auch für ihre hervorragenden Kenntnisse in künstlerischen Angelegenheiten. Wie ihre Briefe zwischen Rom und dem Kaiserhof bzw. dem Reich belegen, kam es zum Transfer von Informationen, Mittlertätigkeiten und Gefälligkeiten, wie etwa die Vermittlung von Künstlern, italienischen Sängern und Instrumentalisten an den Kaiserhof. Dank ihrer institutionellen Beziehungen, ihren Gewohnheiten und ihrer Kontaktpflege, die sich vor allem durch die verschiedenen Einflusssphären von Paolo und Federico Savelli ergaben, erwiesen sich ihre Wissensweitergabe durch Ratschläge und die „Dynamiken des Austauschs" (*dinamiche di scambio*) von Süd nach Norden (und umgekehrt) während des Dreißigjährigen Krieges als äußerst intensiv.

Mit den politischen-kulturellen Handlungsmöglichkeiten weiblicher Akteure am Hofe beschäftigte sich Matthias Schnettger (Mainz). Unter Anknüpfung an

die Beobachtungen von Daniela Frigo zu „diplomatischem Wissen“ und „politischer Kultur“, verglich der Historiker in einer mehrdimensionalen Untersuchung zwei Kaiserinnen aus dem Hause Gonzaga des 17. Jahrhunderts. So gelang es Schnettger in einem vergleichenden Problemaufriss über die Analyse der Netzwerke, der Stellung in der Repräsentation des Kaiserhofs und der diplomatischen Aktivitäten der Kaiserin Eleonora der Älteren (1598–1655), zweite Gemahlin Ferdinands II., und ihrer Großnichte Eleonora der Jüngeren (1628–1686), der dritten Ehefrau Kaiser Ferdinands III., den Stellenwert weiblicher Akteure in der Diplomatie im neuen Licht zu betrachten und eine bereits in der aktuellen Forschung sich abzeichnende Neubewertung der politischen Aktivitäten frühneuzeitlicher Fürstinnen herauszustellen. Durch die akteurszentrierte Untersuchung stellten sich die politisch-kulturellen Aktivitäten und Handlungsmöglichkeiten der weiblichen Akteure der Gonzaga-Fürstinnen als vielfältige „transalpine Transferprozesse“ zwischen Mantua und Wien dar, die nach dem Historiker jedoch vor dem Hintergrund der Strukturen des frühneuzeitlichen dynastischen Fürstenstaats nichts Ungewöhnliches waren, sondern von den Zeitgenossen selbstverständlich in ihr Kalkül einbezogen wurden.

Den Abschluss der Konferenz bildete der Vortrag von Irene Fosi (Chieti) über die politische und diplomatische Bedeutung der Kardinalprotektoren am Papsthof der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. An der Figur von Kardinal Virginio Orsini (1615–1676), Protektor der beiden Königreiche Polen und Portugal, untersuchte die Wissenschaftlerin nicht nur die Merkmale, Vorrechte und spezifischen diplomatischen Handlungsspielräume eines „Protektors“, sondern lieferte mit ihrem Beitrag zugleich Ergebnisse zu seiner Rolle als wichtiger Vermittler und Empfänger von Informationen im Prozess der Zirkulation und des kulturellen Austauschs zwischen Rom und der zu protegierenden Nation. Da die Figur des „Kardinalprotektors“, wie Fosi herausstellt, bisher kaum ins Zentrum der Forschung gerückt wurde, blieb ihre Stellung als Diener zweier Herren infolge einer doppelten Loyalität („duplicità di sovranità“) zu Papst und zu protegierender Nation offen, ebenso wie die Rolle im römischen Zeremoniell. Nach Fosi sind jedoch zwei Punkte als besonders wichtig hervorzuheben: Auf der einen Seite musste der Kardinalprotektor als ein grundlegendes Verbindungselement aktiv werden. So gehörte es zu seinen zahlreichen „Protektionsaufgaben“, die vielfältigen Beziehungen zwischen dem Papsthof und der von ihm vertretenen Nation (aber auch zwischen jener und anderen Staaten) aufrechtzuerhalten und die Interessen des Souveräns zu schützen und zu vertreten, wie etwa bei der Zuteilung von Kirchenpfründen, der Einsetzung von Bischöfen und Äbten. Auf der anderen Seite bildete sich um den Protektor und seinen Sitz in der Stadt des Papstes ein zentraler Knotenpunkt für den Verkehr mit Nachrichten und deren Vermittlung aus. Informationen erhielt der Kardinalprotektor auch von vertrauenswürdigen Personen, die sich aktiv an den betreffenden Höfen bewegten. Diese „mediatori dell'informazione”, wie die Kardinalprotektoren nach Fosi definiert werden können, spielten demnach eine fundamentale Rolle, die oftmals in den „complesse trame romane“ der europäischen Politik des 17. Jahrhunderts wirksam waren.

Abschließend bleibt festzustellen, dass die Konferenz Möglichkeiten bot, durch Diskussionen neue Impulse auf dem thematisch noch wenig erforschten Gebiet der „Wissenskulturen und Erfahrungsräume" frühneuzeitlicher Diplomatiegeschichte zu geben. Diplomatische Akteure sind eben nicht nur als reine Berichterstatter zu betrachten, sondern als fundamentale „Schlüsselfiguren" und „Mediatoren" an den jeweiligen Höfen, Reichstagen und Kongressen im vielfältigen Prozess der Wissensproduktion, -transformation und -zirkulation.

Claudia Curcuruto

Circolo Medievistico Romano 2014

23. Januar: Sylvie Duval, Leggere i testamenti pisani, 1350–1420, analysiert rund 500 letztwillige Verfügungen aus Pisaner Archiven, deren Inhalte keineswegs nur frei gewählt waren. Für ihr richtiges Verständnis sind auch die Vorgaben der Stadtstatuten und des römischen Rechts zu beachten. Außerdem ist die „prassi giuridica post-testamentaria" aufgrund der in den Notariatsprotokollen überlieferten Akten zur Testamentsvollstreckung und etwaigen Schiedsgerichtsvorgaben zu rekonstruieren. Die Erblasser und Notare versuchten nämlich schon im Voraus, möglichen Einsprüchen und Widerständen vorzubeugen. Dazu dienten vor allem Sonderklauseln wie solche zur Umgehung des Problems des Wuchers. Meist keinen expliziten Eingang in die Testamente haben geschäftliche und persönliche Anliegen gefunden, die mündlich vor dem Ableben geregelt wurden. Diese Komplexität der Gattung ist also bei der Auswertung der letztwilligen Verfügungen zu beachten.

19. Februar: Tobias Daniels, Giovanni Burckardo e l'immagine dei curiali tedeschi a Roma nel primo Rinascimento, behandelt die Nationalstereotypen im 15. und beginnenden 16. Jh. in Urteilen über vier prominente deutsche Angehörige der römischen Kurie. Zu diesem Zweck werden ein wohl fiktiver ironischer Dialog über die beiden Kurialen Hermann Dwerg und Nikolaus Helling, eine Leichenrede auf den deutschen Kardinal Melchior von Meckau und schließlich ein Spottepitaph auf den päpstlichen Zeremonienmeister Johannes Burckard untersucht. Obwohl es sich um wenige einzelne und somit schwer zu generalisierende Sonderfälle handelt, fällt doch auf, dass die genannten Persönlichkeiten zunächst vorrangig in ihrer Funktion als Kuriale wahrgenommen wurden und der Einsatz der Nationalstereotypen diesem Hauptziel untergeordnet war. Damit erweisen sich die Ergebnisse des Vortrags als bedeutsam auch für das Bild der Kurie in der Frührenaissance insgesamt.

18. März: Jean-Baptiste Delzant, Committenza artistica nelle signorie urbane dell'Italia centrale alla fine del Medioevo, secc. XIV–XV, untersucht die politische Kommunikation in drei Stadtsignorien Mittelitaliens – und zwar der Chiavelli in Fabriano, der Trinci in Foligno sowie der Varano in Camerino – am Ende des Mittelalters. Die dazu herangezogenen Schrift- und Bildquellen stammen vor allem aus Chroniken, päpstlichen Bullen und sonstigem Archivgut. Die Befunde widerlegen die Vorstellung eines ideologischen Gegensatzes zwischen freier Kommune und Signorie und bestätigen damit Ergebnisse der jüngeren Stadtforschung in Italien. Die genannten Familien vermieden im politischen Diskurs den Bruch mit der vorausgegangenen Stadtherrschaft und waren vielmehr bestrebt, sich in die allgemein geteilte Tradition des „Guten Regiments" (*buon governo*) einzufügen, wonach sich die Machtausübung aus der Fähigkeit zur Wahrung von Frieden und Eintracht zwischen den Bürgern legitimiert.

29. April: Pilar Diarte Blasco, Dalla città romana alla città medievale: la trasformazione degli spazi pubblici nella Spagna tardo-antica, beschäftigt sich anhand der Situation in Spanien mit Grundproblemen der Stadtentwicklung in der Umbruchphase am Ausgang der Antike. Die „Demontage" (*smantellamento*) der antiken Stadt setzte in vielen Fällen schon im 3. Jh. ein, um sich dann im 4. und 5. Jh. noch zu beschleunigen. Von zentraler Bedeutung erweist sich dabei die Neubestimmung des öffentlichen Raumes, sei dieser nun gesellschaftlich oder religiös konnotiert gewesen. Der Wandel der Gesellschaft veränderte zwangsläufig auch das Aussehen des bislang gängigen städtischen Gefüges. Der Verlust der netzartigen Struktur und die Aufgabe von Wohnarialen waren oft begleitet von Enteignungen und der bewußten Vernichtung des öffentlichen Raumes. Gerade dieser letzte, sich langsam vollziehende Moment hat das Aussehen der hispanischen Stadtzentren beim Übergang von der Antike zum Mittelalter geprägt und ermutigt zur Entwicklung von städtebaulichen Modellen mit weiterer Gültigkeit.

13. Mai: Giulio Vaccaro, La *Cronica* dell'Anonimo Romano: nuove acquisizioni linguistiche, geht von der Annahme aus, dass sich in Rom um die Mitte des 16. Jh. wohl im Zuge des Traumas des Sacco von 1527 ein starkes kulturelles Bedürfnis danach ausbildete, in Volgare und nicht in Latein verfasste Schriften mit stadtrömischen Inhalten zu sichern. Hinter diesen Anstrengungen standen alte und neue (d. h. meist erst durch noch nicht lange zurückliegende Einwanderung aufgestiegene) Familien der Stadt, die in der zunehmenden „Entrömerung" (*deromanizzazione*) eine Gefahr für ihren Status und ihre Privilegien sahen. Die Rückbesinnung auf diese (vermeintlich) alten Texte galt ihnen als Legitimationsbasis für ihren eigenen Status. Dass die Vorliebe dem alten bzw. dem als alt angesehenen (*anticato*) römischen Dialekt galt, ist in diesem Sinne ideologisch zu interpretieren. Linguistisch gesehen flossen in den artifiziellen Dialekt des *Romanesco* des 16. Jh. das sprachliche Erbe des 13. und 14. Jh. sowie sprachliche Besonderheiten ein, die sich offenbar ganz bewußt vom Toskanischen absetzten. Damit wird auch die Frage nach möglichen Manipulationen an der erst sehr spät handschriftlich überlieferten berühmten *Cronica* des Anonimo Romano akut.

17. Juni: Antal Molnár, Per una storia della cultura scritta e dell'amministrazione dei Francescani Osservanti (Formulari francescani della Provincia Ungherese dei Frati Minori Osservanti del primo '500), gibt Einblick in seine Studien zu den Formularbüchern der ungarischen Franziskaner vom 2. bis 4. Jahrzehnt des 16. Jh. Näherin handelt es sich um 800 Briefe und Formulare in drei Handschriften, die nicht nur das Wissen über die ungarische Observanten-Provinz „zum Heiligsten Erlöser" bereichern, sondern – dank ihrer allgemeinen Bedeutung – wertvolle Einblicke in die europäische franziskanische Schriftkultur insgesamt eröffnen. So kann in einem komparatistischen Zugriff das allgemeine tägliche Leben, aber auch der Überlebenskampf der Franziskaner zwischen der Bedrohung durch die Osmanen auf der einen, und dem Druck durch das erstarkende Luthertum auf der anderen Seite nachgezeichnet werden.

16. Oktober: Fabrizio Federici, Le lastre tombali medievali nella Roma di Età Moderna fra distruzione e documentazione, illustriert ein wenig bekanntes Feld antiquarischen Eifers des frühen 17. Jh., dem die Mediävistik in Rom wertvolle Kenntnisse zur Grabkultur des Spätmittelalters und der Renaissance verdankt. Um 1600 wuchs nämlich das Interesse an den Grabplatten, seien sie nun figuriert oder nur mit einer Inschrift versehen gewesen. Man legte Sammlungen an, die noch heute von großer historischer, genealogischer, epigraphischer sowie heraldischer Bedeutung sind. Francesco Gualdi (ca. 1574–1657) tat sich als besonders eifriger Sammler hervor. Sein den Grabmälern gewidmeter, allerdings nie zum Druck gelangter Traktat „Delle memorie sepolcrali" zeichnet sich durch rund 100 vorzügliche Xylographien aus und läßt eine für seine Zeit ungewöhnliche „antiquaria medievale" vorausahnen. Weitere Römer wie Francesco Valesio und Ausländer wie Aubin-Louis Millin sammelten in der Tradition Gualdis, während Vincenzo Forcella seine monumentale epigraphische Sammlung aus Geldmangel ohne Abbildungen veröffentlichte.

19. November: Alexis Gauvain, *Multiformi ingegni:* il caso di Ansuino parroco a Roma nel XV secolo, stellt die private Rechnungsführung eines römischen Geistlichen aus den Jahren 1468 bis 1502 vor. Ansuino stammte aus Anticoli Corrado im Hinterland Roms und war der Pfarrer der kleinen, im 16. Jh. abgerissenen Kirche San Cosma della Pigna sowie Benefiziar an St. Peter in Rom gewesen. Neben arbeitstechnischen Details analysiert der Vortrag die Komponenten der Rechnungsführung des Ansuino, deren größtes Interesse den Immobilien, dem Weinanbau und kleineren Kreditgeschäften galt. Seine religiösen und kulturellen Vorlieben spiegeln sich in der Gründung verschiedener Kapellen (eine wird sogar in seinem Heimatort errichtet und ausgemalt) und dem Aufbau einer eigenen Bibliothek – meist von gedruckten Werken – wider. Dank ihrer Detailfülle geben die vorgestellten Rechnungsnotizen einen lebhaften Einblick in die wirtschaftlichen und sozialen Aktivitäten eines Klerikers, für die es in Rom in jener Zeit kaum Parallelen gibt.

11. Dezember: Matthieu Scherman, L'Archivio della famiglia Salviati alla Scuola Normale Superiore di Pisa e le compagnie Salviati: una fonte per la storia dell'economia europea (XV sec.), kann auf die in Pisa lagernde Überlieferung der Rechnungsbücher des Florentiner Bankhauses der Salviati aufbauen. Ähnlich wie andere Gesellschaften engagierte sich das Familienunternehmen nicht nur im Wollhandel, sondern auch im Seidengeschäft. Seine wichtigsten Handelsplätze waren in Italien Florenz und Pisa, nördlich der Alpen dagegen in Brügge und London. Beispielhaft werden die Handelsbewegungen vorgestellt und mit den Reisen der verschiedenen Familienmitglieder von einem Handelsort zum anderen verknüpft. Die Beziehungsnetze umfassten die Familien der Geschäftspartner, seien diese nun Florentiner, Genuesen oder Venezianer gewesen. Exemplarisch zeigt sich hier die Lebenswelt der in Nordeuropa operierenden Händler und Bankiers aus Italien.

Andreas Rehberg

Rezensionen
Sammelbesprechungen – Einzelbesprechungen

Kordula Wolf

Muslimisches Sizilien*

Michele Amaris epochemachendes Werk „Storia dei Musulmani di Sicilia“ (1. Ed. 1854–1872) galt in der vom Arabistikprofessor Carlo Alfonso Nallino überarbeiteten Fassung (1933–1939) als so maßgeblich, dass über viele Jahrzehnte hinweg alles Wichtige zum Thema gesagt schien. Während für die Normannen- und Stauferzeit, nicht zuletzt auch wegen der weitaus besseren Quellenlage, schon seit längerem neue Horizonte erschlossen werden, hat für die Zeit der muslimischen Herrschaft ein Loslösen aus den Fesseln von Amaris Meistererzählung erst in den letzten Jahren begonnen. Das wieder aufgeblühte historische Interesse für die muslimischen Kapitel der Inselgeschichte steht dabei nicht nur im Zusammenhang mit neuen archäologischen Befunden sowie der Entdeckung und Erschließung von Textzeugnissen, die Amari seinerzeit noch unbekannt waren, sondern es hat auch etwas zu tun mit veränderten Forschungsparadigmata. Sizilien als Raum vielfältiger kultureller Einflüsse, als christlich-muslimische Grenzregion, als Insel im zentralen Mittelmeerraum ist dabei für vielfältige Fragestellungen ein spannendes Forschungsfeld, in dem Inter- bzw. Pluridisziplinarität gefordert ist.

Gleich drei Monographien sind zwischen 2011 und 2014 erschienen, die sich der Periode zwischen 827 bis Mitte/Ende 11. Jh. widmen, als die Insel in den *dār al-Islām* integriert war. Im Übrigen handelt es sich mit diesem Zuschnitt um die ersten Synthesen seit Nallinos überarbeiteter Ausgabe der „Storia“. Ist damit das mehrfach unterstrichene Desiderat einer neuen, aktuellen Standards gerecht werdenden Geschichte des muslimischen Sizilien erfüllt?

Der bedeutende französische Mediävist und Sizilienexperte Henri Bresc charakterisierte in seinem Vorwort Leonard C. Chiarellis Buch (2011) als „a milestone in the historiography of the Muslims in Sicily“ (S. ix) – ein Urteil, das sich natürlich nicht allein darauf beschränkt, das Thema endlich in englischer Sprache zugänglich gemacht zu haben. Chiarelli schreibt ebenso für Wissenschaftler wie für ein breiteres Publikum und sieht sein Anliegen darin, Licht in die wichtige, für viele jedoch (besonders außerhalb Italiens und Europas) schattige Periode der muslimischen Herrschaft zu bringen, um die Leser nicht zuletzt auch für die Fundamente der normannischen Zeit zu sensibilisieren (S. xvi). Sehr instruktiv ist der historiographiegeschichtliche Abriss (S. xvii–xxvi), zeigt dieser doch, dass die sich mit Sizilien beschäftigenden italienischen Arabisten bis zum Tod Umberto Rizzitanos (1980) fest in der Tradition Amaris verhaftet waren, bis dann ab den 1990er Jahren neue wichtige Impulse überwiegend

* Rezension von: Leonard C. Chiarelli, A History of Muslim Sicily, Malta (Midsea Books) 2011, 417 S., ISBN 978-99932-7-353-0, € 38; Alessandro Vanoli, La Sicilia musulmana, Bologna (Il Mulino) 2012 (Universale Paperbacks Il Mulino 615), 231 S., ISBN 978-88-15-23779-8, € 13; Salvatore Tramontana, L'isola di Allāh. Luoghi, uomini e cose di Sicilia nei secoli IX–XI, Torino (Einaudi) 2014 (Piccola Biblioteca Einaudi, N. S. Storia 623), 416 S., ISBN 978-88-06-22279-6, € 28.

QFIAB 95 (2015) — DOI 10.1515/qfiab-2015-0023

von nicht-italienischen Islamwissenschaftlern kamen (was, so sei hier hinzugefügt, auch etwas mit der Entwicklung des Fachs an den italienischen Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen zu tun hat). Wie setzt Chiarelli nun sein Vorhaben um? Ähnlich wie Alessandro Vanoli (2012), untergliedert er seine Monographie in ereignischronologisch-politikgeschichtliche und thematisch-problemgeschichtliche Kapitel. Und wie Vanoli geht es auch ihm darum, sowohl die vielfältigen transregionalen Verflechtungen als auch die innere Inhomogenität der Insel deutlich zu machen. Chiarellis Buch erschöpft sich dabei nicht in einem Resümee des aktuellen Forschungsstandes, sondern geht durch eigene Analysen über ihn hinaus. Das gilt besonders für seine Ausführungen zu den verschiedenen Berbergruppen in Sizilien sowie zu den Beziehungen zwischen den Fatimiden und Kalbiten. Breiten Raum nimmt neben den Themen Migration, Handel, Wirtschaft und Kultur auch die Frage nach den sozialen Strukturen ein, deren Analyse mangels Quellen trotz der bahnbrechenden Entdeckungen in der Geniza von Kairo massive Probleme bereitet: „The Geniza documents have helped us in getting a better view of the some of the social complexities and dynamics that affected non-Muslim, especially the Jewish community, but these records still leave many gaps ... The result of this paucity of historical record makes it difficult to define and analyze the interactions, conflicts and status of these various groups, leaving us with only a glimpse of the complex social structure of Muslim Sicily“ (S. 143). Damit wird verständlich, warum sich Chiarelli im Kapitel über die sozialen Strukturen mit der Bevölkerungszusammensetzung auf der Insel, mit rechtlichen und religiösen Aspekten (vertiefend dazu auch im Kapitel „Islamic culture“) beschäftigt, kaum aber mit der Stadt-Land-Problematik oder der Binnenstruktur der Gesellschaft jenseits der Eliten. Insgesamt entwirft er das Bild einer dynamischen, komplexen und zugleich stark fragmentierten Gesellschaft (bes. S. 185). Im Bewusstsein der Quellenproblematik und daraus resultierenden vielen offenen Fragen dürfte die Wahl des unbestimmten Artikels für den Buchtitel wohl kein Zufall sein, handelt es sich doch um „eine“ (mögliche) – klar strukturierte, gut lesbare, den aktuellen Forschungsstand weitgehend berücksichtigende – Geschichte des muslimischen Sizilien, deren stellenweise Flüchtigkeiten verzeihlich sind.

Nur ein Jahr nach Chiarellis Buch erschien auf dem italienischen Buchmarkt der vergleichsweise schmale Band von Alessandro Vanoli. Gleich einleitend wird unterstrichen, dass trotz der neueren Forschungen von Historikern, Islamwissenschaftlern, Judaisten, Numismatikern und Archäologen derzeit noch so vieles im Fluss ist, dass eine neue Geschichte des muslimischen Sizilien weiterhin ein Projekt für die Zukunft bleibt. Ziel sei vielmehr eine Darstellung des aktuellen Forschungsstands, um denjenigen, die sich der komplexen Materie nähern wollen, „un primo strumento“ an die Hand zu geben (S. 14). Was Vanolis Band gegenüber denen Chiarellis und Tramontanas auszeichnet, ist seine große Sensibilität für die – sowohl Textzeugen als auch moderner Geschichtsschreibung innewohnende – Perspektivität. Entsprechend umsichtig ist die Darstellung, bei der klar zwischen sicheren ereignisgeschichtlichen Fakten und narrativen Elementen unterschieden wird. Und entsprechend behutsam

ist der Umgang mit den erwähnten Quellen. „Sehr oft", so Vanoli, „vervollständigen weitere neue Fragmente nicht das Bild, sondern führen zu einer noch komplexeren Anhäufung von Fragmenten" (S. 14). Die überlieferten Texte sind hier also nicht – wie bei Tramontana – Versatzstücke für ein buntes Mosaik, das trotz fehlender Teile nach bestem Gewissen und teils durch Analogieschlüsse zu einem einigermaßen stimmigen Ganzen zusammengefügt wird. „La Sicilia musulmana" lässt sich daher in zweierlei Richtung gewinnbringend lesen: zum einen als Kompendium für kritische Fragen und bislang weniger beachtete Aspekte, und zum anderen als kompaktes, gut lesbares und dem aktuellen Forschungsstand gerecht werdendes Überblickswerk, das neben dem chronologischen Rahmen auch eine knappe Einführung in Themen bietet, die für die Geschichte der Insel unter muslimischer Herrschaft relevant sind und mit größerer Ausführlichkeit auch von Chiarelli und Tramontana behandelt werden.

„Die Insel Allahs" (2014) von Salvatore Tramontana, publiziert vom prestigeträchtigen italienischen Verlag Einaudi, setzt wiederum andere Akzente und scheint, wie das Literaturverzeichnis nahelegt, ohne Kenntnis der Monographien Chiarellis und Vanolis geschrieben worden zu sein. Keine Geschichte der Muslime in Sizilien im Sinne Amaris sei intendiert, sondern eine Geschichte der Insel und dessen, was auf ihr während des 9. bis 11. Jh. geschah (S. IX). Entsprechend dem Untertitel „Orte, Dinge und Menschen" und unter Verweis auf bekannte Literatur wird auf chronologische Kapitel verzichtet – eine Wahl, die durchaus nachvollziehbar, für Einsteiger in die Thematik aber stellenweise problematisch ist. Das Spektrum der von Tramontana behandelten Themen ist immens und geht an vielen Stellen über Chiarelli und Vanoli hinaus. Zu nennen wären beispielsweise militärgeschichtliche, agrar- und siedlungsgeschichtliche, nautische, verkehrsstrukturelle, klimahistorische oder gendergeschichtliche Aspekte. Als ‚klassischer' Mediävist und beeinflusst von seinen auf die normannische und staufische Zeit konzentrierten Forschungen trägt Tramontana viele neue Fragen an die muslimische Periode heran, stößt bei deren Analyse aber immer wieder an massive Grenzen. Fast wie ein Mantra zieht sich der Hinweis auf kaum vorhandene Quellen durch das Buch. Dennoch versucht der Autor, unter Hinzuziehung von Überlieferungen aus räumlich oder zeitlich anderen Kontexten etwas Licht ins Dunkel zu bringen (und bediente sich dabei, nebenbei bemerkt, einer Argumentationsweise, die seinerzeit auch für Amari kennzeichnend war). Dieses Bemühen sei ihm hoch angerechnet, doch bleibt der Leser am Ende ratlos, ob die Analogien, zitierten Beispiele und zeitlichen Sprünge tatsächlich zu einem profunderen Verständnis der Inselgeschichte beitragen. Zumal auch die angegebene Literatur in den insgesamt recht mageren Anmerkungen nicht immer dem neuesten Forschungsstand entspricht. Nicht unproblematisch ist darüber hinaus Tramontanas Vorstellung im Sinne des Geschichtsschreibers Ibn Ḫaldūn (1332–1406), dass sich während der über 200-jährigen muslimischen Geschichte der Insel der Zusammenhalt innerhalb der muslimischen Gesellschaft (*ʿaṣabīya*) zunehmend auflöste (S. X) und deshalb „das ursprüngliche Gleichgewicht der verschiedenen ethnischen Komponenten, aus denen sich die erste Gruppe der Eroberer zusammensetzte" allmählich verlorenging (S. 40). Auch möchte

man in so manch anderem Punkt nicht vorbehaltlos mitgehen, so beispielsweise bei der monokausalen Suche nach „wirklich der Ursache“ für die Eroberung Siziliens im Jahr 827 (S. 25) oder bei der Gleichsetzung der drei großen Täler der Insel mit den muslimischen Verwaltungsbezirken (*iqlīm*, S. 80) oder bei der Behauptung, nur der *ǧund* (die arabische ‚Armee‘) habe das Recht besessen, den *ǧihād* zu kämpfen (S. 113).

Abschließend lässt sich festhalten, dass alle drei der hier vorgestellten Monographien einen individuellen Zugang zum Thema gewählt haben und dabei neue Perspektiven eröffnen. Sie zeigen aber auch, dass eine neue Geschichte des muslimischen Sizilien, die sich neben Amaris *opus magnum* als Grundlagenwerk ins Regal stellen ließe, weiterhin ein Desiderat bleibt.

Marco Di Branco

Leggere il Mediterraneo. Alcuni studi recenti*

Negli ultimi anni le sponde meridionali del Mediterraneo sono state sconvolte da rapide e non facilmente interpretabili trasformazioni politiche: una serie di rivolte e guerre civili ha coinvolto quasi tutti i paesi della regione, investendo con particolare intensità Tunisia, Egitto, Libia e Siria. L'Europa è dunque di fronte alla sfida di fornire risposte adeguate a uno scenario aperto a evoluzioni ed esiti incerti, e le istituzioni scientifiche europee son chiamate a fronteggiare, a livelli epistemologici diversi, ma senza mai perdere di vista le linee guida della riflessione teorica e metodologica, le molteplici problematiche concernenti il Mediterraneo. A questa situazione ha fatto seguito una proliferazione di progetti di ricerca e di studi su tematiche ‚mediterranee' che si è via via intensificata negli ultimi anni.

Com'è noto, il 2011 ha visto l'uscita di una grande sintesi storica incentrata sul Mare Mediterraneo a opera di David Abulafia, uno dei più celebri medievisti contemporanei („The Great Sea. A Human History of the Mediterranean"), che ha conosciuto un notevole successo di critica e di pubblico. Il libro copre circa 24.000 anni di storia, ed è diviso in cinque sezioni ordinate cronologicamente: The First Mediterranean, 22000 BC–1000 BC (pp. 3–59); The Second Mediterranean, 1000 BC–AD 600 (pp. 63–238); The Third Mediterranean, 600–1350 (pp. 241–369); The Fourth Mediterranean, 1350–1830 (pp. 373–541); The Fifth Mediterranean, 1830–2010 (pp. 545–640), precedute e seguite da una breve introduzione (pp. xxiii–xxxi), da altrettanto stringate conclusioni (pp. 641–648) e da un apparato di note estremamente compatto (pp. 651–727). Dato il prestigio del suo autore, è superfluo affermare che si tratta di un'opera con cui è necessario confrontarsi, anche per le scelte operate da Abulafia, che non paventa di mettersi in esplicita concorrenza con Fernand Braudel: „My Mediterranean" – afferma Abulafia – „is resolutely the surface of the sea itself, its shores and its islands, particularly the port cities that provided the main depar-

* Recensione di: David Abulafia, The Great Sea. A Human History of the Mediterranean, London (Allen Lane) 2011, XXXI, 783 pp., ISBN 978-0-7139-9934-1, GBP 30; Rania Abdellatif/Yassir Benhima/Daniel König/Elisabeth Ruchaud (a cura di), Construire la Méditerranée, penser les transferts culturels. Approches historiographiques et perspectives de recherche, München (Oldenbourg) 2012 (Ateliers des Deutschen Historischen Instituts Paris 8), 193 pp., ISBN 978-3-486-70476-1, € 24,80; Rania Abdellatif/Yassir Benhima/Daniel König/Elisabeth Ruchaud (a cura di), Acteurs des transferts culturels en Méditerranée médiévale, München (Oldenbourg) 2012 (Ateliers des Deutschen Historischen Instituts Paris 9); 232 pp., ISBN 978-3-486-70941-4 = 3-486-70941-0, € 24,80; M. von der Höh/N. Jaspert/J. R. Oesterle (a cura di), Cultural Brokers at Mediterranean Courts in the Middle Ages, Paderborn (Fink-Schöningh) 2013 (Mittelmeerstudien 1), 282 pp., ISBN 978-3-7705-5364-8, € 39,90; Franco Cardini, Incontri (e scontri) mediterranei. Il Mediterraneo come spazio di contatto tra culture e religioni diverse, Roma (Salerno) 2014 (Astrolabio 7), 125 pp., ISBN 978-88-8402-917-1, € 8,90.

QFIAB 95 (2015) — DOI 10.1515/qfiab-2015-0024

ture and arrival points for those crossing it. This is a narrower definition than that of the great pioneer of Mediterranean history, Fernand Braudel, which at times encompassed places beyond the Mediterranean; but the Mediterranean of Braudel and most of those who have followed in his wake was a land mass stretching far beyond the shoreline as well as a basin filled with water, and there is still a tendency to define the Mediterranean in relation to the cultivation of the olive or the river valleys that feed into it. This means one must examine the often sedentary, traditional societies in those valleys that produced the food-stuffs and raw materials that were the staples of trans-Mediterranean commerce, which also means taking on board true landlubbers who never went near the sea. The hinterland ... cannot of course be ignored, but this book concentrates on those who dipped their toes into the sea, and, best of all, took journeys across it, participating directly, in some cases, in cross-cultural trade, in the movement of religious and other ideas, or, no less significantly, in naval conflicts for mastery over the sea routes" (p. xvii–xviii). Inoltre, Abulafia rovescia radicalmente la prospettiva braudeliana: se al cuore dell'impostazione di quest'ultimo v'era l'assunto secondo cui la storia è di lento svolgimento e l'uomo è chiuso in un destino che egli fabbrica a stento, l'autore di *The Great Sea* sostiene invece il contrario sia sulla prima sia sulla seconda affermazione. Naturalmente, il libro di Abulafia, in cui si racconta la storia del ‚Grande Mare' dalla Preistoria a oggi in maniera ‚verticale', ponendo l'accento sul cambiamento nel tempo, è strutturalmente diverso da quello di Braudel, che scelse di narrare in maniera ‚orizzontale' ed estremamente dettagliata la storia delle civiltà e degli imperi del Mediterraneo in una determinata epoca, cioè nell'età di Filippo II. In effetti, nell'opera di Abulafia hanno una grande importanza alcuni eventi chiave scelti dall'autore come momenti di passaggio da una fase all'altra della sua narrazione, attraverso i quali, a suo dire, egli intende consapevolmente riscattare l'*histoire événementielle* dal disinteresse sprezzante che sembra riservarle Braudel. Secondo Abulafia, infatti, l'iniziativa umana ha contribuito a plasmare il corso della storia mediterranea molto di più di quanto Braudel, che enfatizzava piuttosto il ruolo degli aspetti geografici e climatici, sia stato disposto ad ammettere.

Anche il pubblico a cui le due opere si rivolgono è certamente diverso, dato che la sintesi di Abulafia, a differenza del capolavoro braudeliano, può essere affrontata da un pubblico alquanto vasto. Ad accomunare le due opere resta l'ampiezza di respiro da cui esse sono caratterizzate. E tuttavia, alle tanto interessanti quanto spesso discutibili enunciazioni di Abulafia (a cominciare proprio dal fatto che è veramente difficile trovare elementi per paragonare un libro epocale come quello di Braudel a un'opera di alta divulgazione come „The Great Sea") non corrisponde sempre un tessuto narrativo adeguato. Come è ovvio, per le sezioni concernenti il Primo e il Secondo Mediterraneo (22.000 a. C.–600 d. C.), il racconto è esclusivamente basato sulla letteratura specialistica relativa ai periodi trattati (peraltro non sempre aggiornata e selezionata con criteri non sempre perspicui), senza mai proporre visioni particolarmente originali o innovative: tale letteratura è quasi esclusivamente in lingua

inglese, e ciò conduce l'autore a trascurare, a mero titolo di esempio, i fondamentali studi di Manfred K o r f m a n n e della sua *équipe* su Troia (vd. ad es. Troia. Archäologie eines Siedlungshügels und seiner Landschaft, Mainz 2006) o di Domenico M u s t i sulla transizione fra mondo Miceneo e Grecia arcaica (Le origini dei Greci. Dori e mondo egeo, Roma-Bari 1991). Anche nella sezione dedicata al Terzo Mediterraneo, che, per quanto concerne Bisanzio è in larga parte basata sulla letteratura secondaria, manca il riferimento al libro più importante sul rapporto fra la civiltà bizantina e il mare, Byzance et la mer (Paris 1966) di Hélène A h r w e i l e r. La narrazione diviene più interessante e originale via via che l'autore si avvicina al nucleo tematico dei propri studi, cioè l'età dei regni del Mediterraneo occidentale (a cui David A b u l a f i a ha dedicato una monografia giustamente fortunata: The Western Mediterranean Kingdoms, 1200–1500: the Struggle for Dominion, London 1997), a cui egli dedica pagine di notevole originalità e acume. Al contrario, la sezione dedicata al ‚Quinto Mediterraneo' (1945–2010) appare estremamente superficiale: ad esempio, la *vexata quaestio* della nascita dello Stato di Israele è trattata in maniera davvero semplicistica e unilaterale, e anche il fenomeno epocale delle migrazioni di massa degli ultimi decenni è affrontato in modo eccessivamente cursorio e poco approfondito. Insomma, il tentativo di Abulafia di tracciare una grande sintesi diacronica di storia mediterranea non sembra aver avuto un esito particolarmente felice e ciò induce a domandarsi se, in questo tipo di studi, non sia piuttosto da privilegiarsi un approccio multilaterale e multidisciplinare del tipo di quello messo in atto nella „Storia d'Europa e del Mediterraneo" diretta da Alessandro Barbero, che in quindici volumi affidati alle cure di specialisti internazionali (articolati in sette volumi dedicati all'antichità e otto volumi consacrati al periodo che va dal Medioevo all'età della globalizzazione), affronta in maniera incomparabilmente più esaustiva le tematiche toccate da Abulafia, senza peraltro trascurare aspetti teorici e di storia della storiografia. Un'ulteriore possibilità è quella di approfondire alcuni snodi tematici chiamando a riflettere su un singolo problema ‚mediterraneo' studiosi di diverse discipline: è questo il caso di due volumi pubblicati nel 2012 a cura di Rania A b d e l l a t i f, Yassir B e n h i m a, Daniel K ö n i g ed Elisabeth R u c h a u d: Construire la Méditerranée, penser les transferts culturels, e Acteurs des transfert culturels en Méditerranée médiévale. Nel primo, il dibattito si incentra sulle categorie dei ‚transfert culturali' (in particolare i concetti di ‚meticciato', ‚acculturazione' e ‚traduzione'), che i curatori del testo, che fa seguito a un *atelier* tenuto a Parigi presso l'Istituto Storico Germanico nel 2009, ritengono ancora poco applicate agli studi mediterranei. I saggi contenuti nell'opera tentano di confrontarsi con tali nuclei tematici: Jocelyne D a k h l i a (L'impensable métis en Méditerranée?, pp. 45–57) si sofferma sugli ostacoli epistemologici e ideologici nei confronti dell'idea di un Mediterraneo ‚meticcio', della quale ella evidenzia peraltro ambiguità e potenzialità; Aziz a l - A z m e h (The Mediterranean and Islam, pp. 59–71) insiste invece sul problema del Mediterraneo come spazio storico e sottolinea con forza la necessità di considerare l'elemento arabo-islamico come componente fondamentale della cultura mediterranea; Jenny Rahel O e s t e r l e (Das Mittelmeer und

die Mittelmeerwelt. Annäherungen an einen ‚Gegenstand der Geschichte' in der neueren deutschen Mediävistik, pp. 72–92) tratta del significato del Mediterraneo come oggetto di studi nella medievistica tedesca e dei motivi della sua recente fortuna storiografica in Germania; Jan R ü d i g e r (Talassocraties médiévales. Pour une histoire politique des espaces maritimes, pp. 93–103) riflette sulla nozione politica di talassocrazia, discutendone l'applicabilità alla situazione del Mediterraneo medievale; Philippe S é n a c affronta invece il tema della frontiera (Quelques remarques sur l'historiographie récente de la frontière dans l'Espagne médiévale [VIIIe–XIIIe siècle], pp. 104–119), analizzando il caso andaluso del quale egli è uno dei massimi esperti mondiali; Abbès Z o u a c h e (Écrire l'histoire des croisades, aujourd'hui, en Orient et en Occident, pp. 120–147), adottando un approccio comparativo, mette in luce le problematiche legate allo studio delle crociate alla luce dei recenti eventi politico-militari che hanno sconvolto l'assetto del Medioriente; Yassir B e n h i m a (Quelques aspects de l'historiographie des transferts techniques en Méditerranée médiévale, pp. 148–161) si sofferma sui ‚transfert culturali' concernenti tecnica e cultura materiale; Pierre B o n t e (La Méditerranée des anthropologues. Permanences historiques et diversité culturelle, pp. 162–181) considera invece la tematica del Mediterraneo come oggetto di studio in chiave antropologica, l'emergere della categoria di ‚Mediterraneismo' e l'ampia portata delle prospettive degli studi di antropologia in campo mediterraneo; infine, Isabelle S c h ä f e r (Du *Mare Nostrum* à l'Union pour la Méditerranée. Concepts régionaux et scénarios politiques, pp. 182–193) inquadra in poche dense pagine gli attuali dibattiti sul Mediterraneo in una chiave assai più complessa e approfondita di quella utilizzata da David A b u l a f i a nel capitolo finale del suo „Great Sea". Se „Construire la Méditerranée, penser les transferts culturels", non da ultimo grazie all'utile introduzione dei curatori (pp. 14–44) si rivela uno strumento indispensabile per indicare agli studiosi del Mediterraneo nuove piste di studio, anche Acteurs des transferts culturels en Méditerranée médiévale, che nasce analogalmente da un *atelier* svoltosi presso l'Istituto Storico Germanico di Parigi nel 2010, presenta molti aspetti di notevole interesse, concentrandosi in particolare sui soggetti promotori di ‚transfert culturali'. Così, nella prima sezione del libro, dedicata agli „acteurs en mouvement" e dunque alla mobilità geografica come elemento fondamentale nella circolazione di idee e ‚beni culturali', Elisabeth R u c h a u d (Le pèlerin chrétien vers Jérusalem. Une construction de l'image de l'‚autre', pp. 20–29), analizzando alcuni racconti medievali di pellegrinaggi a Gerusalemme, fornisce dati interessanti sulla formazione e soprattutto sulla diffusione degli stereotipi occidentali sul mondo arabo-islamico; Nicolas D r o c o u r t (Quelques aspects du rôle des ambassadeurs dans les transferts culturels entre Byzance et ses voisins [VII–XII siècle], pp. 31–47), analizzando il caso bizantino, evidenzia il ruolo degli ambasciatori (ma anche di traduttori, interpreti e ostaggi) come vettori primari di ‚transferts culturali', mentre Michel B a l a r d (Les acteurs des transfert culturels entre Orient et Occident. Quelques exemples italiens, pp. 48–54) traccia un rapido schizzo relativo ai ‚transfert culturali' tra Oriente e ambito italiano nell'epoca delle Crociate. La seconda

sezione del libro raccoglie una serie di interventi sugli „Hommes de l'entre-deux", cioè su attori di ‚transfert culturali' operanti tra due o più gruppi o tra due o più livelli socio-culturali: Daniel K ö n i g (Caught between Cultures? Bicultural Personalities as Cross-Cultural Transmitters in Late Antique and Medieval Mediterranean, pp. 56–72) affronta alcuni importanti snodi teorici della questione, analizzando casi significativi relativi all'ambito cristiano-musulmano; Maribel F i e r r o (Hostages and the Dangers of Cultural Contact: Two Cases from Umayyad Cordoba, pp. 73–83) affronta il tema del ruolo ambiguo degli ostaggi nella sfera dei ‚transfert culturali'; Yann D e j u g n a t, Juda Halévi. Un poète juif au carrefour d'une culture islamique du voyage, pp. 84–99) mette in evidenza il ruolo della poesia nella costruzione di un immaginario dello spazio e del viaggio; Georg C h r i s t (Filippo di Malerbi: un spécialiste du transfert clandestin en Égypte au début du XVe siècle, pp. 100–110) tratta del ruolo dei mercanti, considerati in quanto ibridi o „métis culturels" dall'identità precaria e ambigua e spesso portatori di conflitti di interesse; l'ultimo articolo della seconda sezione, quello di Johannes P a h l i t z s c h (The Mamluks in Cyprus: Transcultural Relations between Muslim and Christian Rulers in the Eastern Mediterranean in the Fifteenth Century, pp. 111–119) introduce il lettore nella vita familiare di un sovrano mamelucco, tutta intessuta di relazioni transculturali. Ha poi inizio la terza sezione del volume, incentrata su „Les acteurs et leurs empreints", che si apre con un saggio di Jean-Charles D u c è n e (Les sources et acteurs de la connaissance de l'Europe chez les auteurs arabes médiévaux, pp. 122–134) che tenta di inquadrare con categorie nuove la ben nota problematica della conoscenza dell'Europa nelle fonti arabe medievali; Sonja B r e n t j e s (Medieval Portolan Charts as Documents of Shared Cultural Spaces, pp. 135–146) analizza i messaggi iconografici e verbali contenuti nei portolani medievali come riflesso della visione del Mediterraneo elaborata dalle società che li hanno prodotti; Raphaela V e i t (Transferts scientifiques de l'Orient à l'Occident. Centres et acteurs en Italie médiévale dans le domaine de la médecine, pp. 147–156) esamina il caso della diffusione di testi medici in Italia tra XI e XV secolo, mentre Juliette S i b o n (Échanges de pratiques et de savoirs entre médecins juifs et chrétiens à Marseille au XIVe siècle, pp. 157–167) quello del dialogo tra medicina cristiana e medicina giudaica nella Marsiglia del XIV secolo; Rania A b d e l l a t i f (Pouvoir politique et élites civiles. Les acteurs impliqués dans la transformation des bâtiments religieux, pp. 168–179) studia il fenomeno della trasformazione di chiese in moschee nel Vicino Oriente come caso di ‚transfert culturale'; Regula F o r s t e r (Buddha in Disguise: Problems in the Transmission of „Barlaam and Josaphat", pp. 180–191), partendo dal caso della trasmissione del celebre romanzo „Barlaam and Josaphat", mostra come l'analisi testuale permetta di ricostruire l'attività di un gran numero di ‚attori di transfert culturali'; infine, Georg J o s t k l e i g r e w e (Affaires étrangères? Les acteurs politiques français et les réseaux méditérranéens: questions et perspectives de recherche, pp. 192–205) pone le basi per un futuro studio sulla ‚politica estera' dei regni medievali, con particolare riferimento ai suoi ‚attori'. Pierre G u i c h a r d (pp. 206–216) conclude il volume con alcune importanti osservazioni sul legame tra studi mediterranei e attualità,

soprattutto dopo l'11 settembre 2001, data che, nell'immaginario collettivo occidentale, ha segnato una svolta nei rapporti con il mondo islamico.

Un importante contributo agli studi mediterranei alla luce delle nuove categorie di analisi elaborate dalla ricerca storica negli ultimi anni (storia globale, ‚transfert culturali', *cross cultural studies* etc.) è stato dato dal Zentrum für Mittelmeerstudien di Bochum, soprattutto sotto la direzione di Nikolas Jaspert. A questo proposito, il 2013 ha visto l'uscita di un notevole volume collettivo su tematiche mediterranee promosso da tale istituto: Cultural Brokers at Mediterranean Courts in the Middle Ages. Il libro, a cura di Marc von der Höh, Nikolas Jaspert e Jenny Rahel Oesterle, che nasce da un convegno organizzato nel 2010 dallo stesso Zentrum für Mittelmeerstudien in collaborazione con il centro di studi sulle Dynamiken der Religionsgeschichte zwischen Asien und Europa, è dedicato appunto al tema dei ‚mediatori culturali' presso le corti mediterranee medievali (diplomatici, studiosi, artisti, mercanti e pellegrini), portatori di conoscenze ed esperienze che si incrociano con quelle degli esponenti delle corti visitate (traduttori, giurisperiti, religiosi, burocrati, ufficiali e membri della famiglia reale), dando luogo a interessanti fenomeni di contaminazione. Il tema del ‚Cultural Brokerage' è ben inquadrato nel saggio introduttivo dei curatori (Courts, Brokers and Brokerage in the Medieval Mediterranean, pp. 9–31), che lasciano poi la parola ai singoli esperti dei vari contesti: così, Reuven Amitai (Jews at the Mongol Court in Iran: Cultural Brokers or Minor Actors in a Cultural Boom?, pp. 33–45) esamina il ruolo dell'elemento giudaico presso la corte ilkhanide, con particolare attenzione per la figura fondamentale del grande storico Rashīd al-Dīn; Wolfram Drewes (The Emergence of an Islamic Culture in Early Abbasid Iraq: the Role of non-Arab Contributions, pp. 47–61) mette in rilievo l'importanza del *milieu* culturale non arabo nella formazione delle strutture sociali, politiche e culturali dell'impero abbaside nella sua fase iniziale; Jenny Oesterle (Missionaries as Cultural Brokers at the Fatimid Court in Cairo, pp. 63–72) analizza il caso delle ‚missioni' fatimide finalizzate alla diffusione delle dottrine ismailite come veicolo di acculturazione; Ana Echevarria (Trujamanes and Scribes: Interpreting Mediation in Iberian Royal Courts, pp. 73–93) traccia un quadro ricco di futuri spunti di ricerca a proposito del ruolo di traduttori, interpreti e burocrati nelle corti spagnole del periodo della *Reconquista*; Barbara Schlieben (Love without Borders: Jewish and Muslim Paramours in 13th and 14th Century Castile, pp. 95–106) si sofferma sul tema degli amori tra membri di comunità e di fedi diverse nella rappresentazione che di essi viene data in alcuni testi letterari di prodotti nella Castiglia del XIII e del XIV secolo; Nikolas Jaspert (Mendicants, Jews and Muslims at Court in the Crown of Aragon: Social Practice and Inter-Religious Communication, pp. 107–147), nel saggio più lungo, complesso e interessante del volume, si concentra sulle interazioni fra chierici cristiani, musulmani ed ebrei presso la corte di Aragona fra XII e XV secolo, soprattutto dal punto di vista del gruppo religioso dominante, cioè dei cristiani latini. Jaspert prende in esame il personale di corte e i mendicanti, la corte come luogo privilegiato di intermediazione culturale, e infine il ruolo di mendicanti e cortigiani

in tale campo e le interazioni tra questi due gruppi sociali, con le loro implicazioni politiche e religiose; Claudia Märtl (Experts, Border-Crossers and Cultural Brokers: the Knowledge of Islam and Contacts to islamic Cultures at the Curia in the 15th Century, pp. 149–161) e Marc von der Höh (Muslim Embassies in Renaissance Venice: the Framework of an Intercultural Dialogue, pp. 163–182) si occupano rispettivamente dei rapporti e delle conoscenze islamo-cristiane presso la curia romana e a Venezia durante il Rinascimento; Sebastian Kolditz (Cultural Brokers in Relation with the Byzantine Court in the Later 14th and 15th Century, pp. 183–215), in un saggio davvero magistrale per impostazione teorica, erudizione e chiarezza di esposizione, analizza il ruolo dei mediatori transculturali in età paleologa, con particolare attenzione per gli stranieri residenti presso la corte di Costantinopoli, gli intellettuali orientati verso il mondo latino, gli aristocratici bizantini che intrattenevano relazioni di affari con gli Italiani (soprattutto Genovesi e Veneziani) e per il fenomeno delle alleanze familiari tra esponenti di grandi famiglie bizantine e latine; Jürgen Sarnowsky (The Vice-Chancellors of the Hospitallers on Rhodes, pp. 217–229) e Nicholas Coureas (Cultural Brokers at the Court of Lusignan of Cyprus, pp. 231–243) prendono in considerazione casi di mediazione culturale concernenti rispettivamente l'Ordine degli Ospitalieri di Rodi e la corte dei Lusignano di Cipro; infine, Michael Borgolte (Jews, Christians and Muslims in the Middle Ages, pp. 245–266), in un saggio tanto interessante quanto problematico, che appare in qualche modo in controtendenza rispetto all'approccio ‚pluralistico' del volume, tenta di inquadrare il tema della mediazione culturale in una prospettiva globale. E tuttavia, nel suo intervento emergono ancora una volta i limiti di un approccio individuale a una materia tanto complessa: ad esempio, trattando delle differenze fra il movimento di traduzione dal greco all'arabo e quello dall'arabo al latino, Borgolte dà per scontato che il primo „was imitating the Sasanids" (p. 258), facendo propria una discutibile ipotesi di Dimitri Gutas e ignorando che, negli ultimi anni, essa è stata ampiamente messa in dubbio (si veda in proposito George Saliba, Islamic Science and the Making of the European Renaissance, Cambridge, MA-London 2007, pp. 53–56, e Marco Di Branco, ‚Un'istituzione sasanide? Il *Bayt al-ḥikma* e il movimento di traduzione', in: Studia Graeco-Arabica II (2012), p. 255–263). Ciò modifica, almeno in parte, i termini del parallelo da lui istituito tra i due fenomeni culturali di cui egli tratta.

Courts, Brokers and Brokerage in the Medieval Mediterranean costituisce senza dubbio un modello da seguire nella futura ricerca su tematiche mediterranee, ricerca che nel 2014 si è arricchita anche di un piccolo ma acutissimo saggio di Franco Cardini (Incontri [e scontri] mediterranei) che con un piglio da critico militante, partendo da un esame della letteratura specialistica recente, mette in discussione alcuni luoghi comuni ‚mediterranei' consolidati e apre nuove prospettive di analisi per i medievisti, ma anche per gli storici e i politici contemporanei, che non dovrebbero mai dimenticare, come scrive appunto Cardini (p. 110) „il dato drammatico e doloroso di uno squilibrio obiettivo tra l'opulento Nord del pianeta e il suo Sud sfrut-

tato, impoverito e sovrappopolato. Che Lampedusa sia il centro quasi geometrico del *Mare nostrum* acquista ai nostri occhi e dinanzi al mondo post-moderno che si apre davanti a noi un drammatico senso simbolico che non può, non deve essere in alcun modo sottovalutato".

Paolo Fonzi

La storia dei Balcani durante la seconda guerra mondiale. Alcune recenti pubblicazioni

La storia della Seconda guerra mondiale nei Balcani è un laboratorio d'indagine ideale per analizzare questioni decisive della storia del '900. In primo luogo essa offre una prospettiva privilegiata per comparare e comprendere l'interazione tra la dinamica imperialista del fascismo italiano e quella del nazionalsocialismo tedesco. I Balcani furono infatti per entrambe le potenze uno spazio di proiezione imperiale decisivo e pertanto divennero presto un terreno di scontro foriero di conflitti. Sebbene uno studio di tale interazione rientri in una prospettiva di studio piuttosto tradizionale essa finora non sembra aver risvegliato la curiosità di un gran numero di storici.[1] L'esistenza di conflitti etno-nazionali di lungo periodo rende inoltre i Balcani assai adatti ad osservare come guerra ed occupazione si intreccino a forme di produzione „orizzontale" e endogena della violenza, un fenomeno che attrae l'attenzione crescente della ricerca internazionale. Attraverso lo studio della seconda guerra mondiale in tale spazio, caratterizzato ancora da statualità fluide e in continua contrattazione, è inoltre possibile osservare il rapporto tra guerra e dinamiche di costituzione/decostruzione di statualità. L'emergere di conflitti di nuovo tipo con la fine della guerra fredda, non in ultimo proprio le guerre balcaniche degli anni '90, ha costretto la comunità scientifica ad affinare decisamente i propri strumenti concettuali per comprendere nuove tipologie di conflitti[2] e in parte questo fenomeno ha influenzato la storiografia.

Queste ovvie constatazioni si scontrano però con un altrettanto evidente paradosso: rispetto al progresso degli studi sulla guerra in altre regioni europee i Balcani rimangono decisamente indietro sia dal punto di vista quantitativo che qualitativo. Grossa parte della storiografia internazionale si concentra infatti sull'Europa orientale ed occidentale. Inoltre mentre studi significativi sull'occupazione tedesca di tali aree hanno rinnovato decisamente il bagaglio teorico della storiografia sulla seconda guerra mondiale, la letteratura sui Balcani rimane ancorata ad approcci piuttosto tradizionali.

1 Cf. M. König, Kooperation als Machtkampf. Das faschistische Achsenbündnis Berlin-Rom im Krieg 1940/41, Köln 2007.

2 Ne è un esempio il dibattito sulle tesi di Mary Kaldor che proprio studiando le guerre balcaniche ha proposto il concetto di *New Wars* per definire i nuovi tipi di conflitti armati del periodo successivo alla fine della guerra fredda, cf. M. Kaldor, New and Old Wars: Organised Violence in a Global Era, Cambridge 1999. Tra i numerosi interventi sul libro mi limito inoltre a segnalare S. N. Kalyvas, ‚New' and ‚old' civil wars: A valid distinction?, in: World Politics 54 (2001), pp. 99–118 e X. Bougarel, Twenty Years Later: Was Ethnic War Just a Myth?, in: Southeast Europe. Journal of Politics and Society 4 (2013), pp. 568–577.

Concentrandomi sulle questioni su accennate passerò in rassegna nelle pagine che seguono alcune recenti pubblicazioni sulla storia della seconda guerra mondiale nei paesi balcanici. Per comodità e seguendo l'impostazione di tali studi li raggrupperò però per paesi, sebbene sia convinto che un approccio complessivo allo spazio balcanico che rompa gli steccati nazionali sia decisamente auspicabile.

È d'obbligo una breve nota introduttiva sul concetto storico-geografico di Balcani. Una ventina d'anni fa la studiosa bulgara Maria Todorova, in uno studio ampiamente recepito dalla comunità scientifica internazionale, ha indagato come il concetto di Balcani fu costruito dall'Europa occidentale come una sorta di superficie di proiezione dei propri stereotipi, una versione modificata dell'orientalismo su cui molti anni prima aveva puntato il dito E. Said.[3] Nello sguardo degli europei i Balcani sono divenuti a partire dalla seconda metà dell'800 sinonimo di violenza primitiva, disordinata, barbaramente etnica, una sorta di ponte tra la ragione occidentale e un oriente indomito. Lo studioso tedesco Holm Sundhaussen ha criticato fortemente la tendenza dell'autrice a negare ogni consistenza oggettiva all'unità geografica di Balcani e a ridurre tale identità allo sguardo balcanista degli occidentali.[4] Il testo della Todorova ha mostrato chiaramente la necessità de-essenzializzare il concetto geografico di Balcani, di intenderlo in modo riflessivo, come rappresentazione spaziale di valori. Inoltre con il suo approccio influenzato dalla critica post-coloniale essa ha fatto capire come localizzare il punto di vista da cui tali rappresentazioni vengono proposte ed imposte sia un presupposto imprescindibile per decostruire le ideologie universaliste occidentali. Nel parlare di Balcani oggi pertanto va tenuto sempre presente che si tratta di una categoria non solo oggettiva ma anche culturale e discorsiva e che queste due dimensioni vanno tenute entrambe presenti nello studio della storia di quest'area geografica.

In un breve capitolo nel suo saggio-romanzo autobiografico „Kaputt" dal titolo „Un paniere di ostriche"[5] Curzio Malaparte narra un episodio divenuto arcinoto agli studiosi della storia dei Balcani. Siamo nell'autunno del 1941 e Malaparte viene invitato a colloquio da Ante Pavelic, da pochi mesi a capo dello Stato Indipendente di Croazia (Nezavisna Država Hrvatska) creato con il benestare della Germania nazista e dell'Italia fascista sulle ceneri dello stato jugoslavo. Nello studio del Poglavnic Malaparte osserva con curiosità un paniere di ostriche posto sulla scrivania che ad uno sguardo più attento si rivela essere un mucchio di occhi. Interrogato sulla loro provenienza Pavelic risponde candidamente: „È un regalo dei miei fedeli ustascia: sono venti chili di occhi umani".

3 M. Todorova, Immaginando i Balcani, Lecce 2002 (ed. or. Oxford 1997).

4 H. Sundhaussen, Der Balkan: ein Plädoyer für Differenz, in: Geschichte und Gesellschaft 29.4 (2003), pp. 608–624; cf. la replica dell'autrice M. Todorova, „Der Balkan als Analysekategorie: Grenzen, Raum, Zeit". Geschichte und Gesellschaft 28.3 (2002), pp. 470–492.

5 C. Malaparte, Kaputt, Milano 1972, pp. 299 sg.

La narrazione di Malaparte, riportata in modo acritico da molta letteratura storiografica come una storia veritiera, è citata e commentata in due libri di recente pubblicazione relativi alla storia della Jugoslavia durante la seconda guerra mondiale, il volume di Alexander Korb sulla violenza di massa degli Ustascia contro seri, ebrei e rom 1941–1945[6] e quello dello studioso torinese Eric Gobetti.[7] Entrambi gli studiosi manifestano il loro scetticismo sulla veridicità dell'episodio e lo analizzano piuttosto come espressione del modo in cui gli occupanti percepirono e ricordarono la violenza ustascia. Secondo Gobetti in simili storie trovava espressione l'orrore provato dagli italiani nel veder dispiegarsi davanti ai loro occhi la violenza interetnica da loro stessi innescata portando Pavelic al potere. Tale storia è dunque esempio della strategia deresponsabilizzante degli occupanti che attribuivano la violenza ustascia al carattere „balcanico" di tale movimento. Simile il giudizio di Korb che affianca la narrazione di Malaparte a diversi esempi di percezione occidentale, in particolare tedesca, della violenza ustascia. Per gli occupanti tedeschi questo movimento politico era composto da „mostri", espressione del substrato „non-europeo" dei Balcani. Storie simili a quella narrata da Malaparte, sottolinea giustamente Korb,[8] abbondano nei discorsi e nelle memorie dei soldati tedeschi. Da un lato fungevano da bussola per orientarsi in un ambiente estraneo, letto attraverso stereotipi sedimentatisi nel lungo periodo, d'altra parte servivano a assolvere l'occupante da ogni responsabilità per lo scatenamento di quella stessa violenza. Infine tale percezione serviva agli occupanti a tracciare un confine tra la propria violenza – ordinatrice, moderna, necessaria – e la violenza altrui, scatenata, irrazionale, destabilizzante. Tale „patologizzazione", parallela ad una seconda forma di memoria deresponsabilizzante che considerava gli ustascia solo delle marionette nelle mani dell'occupante, era una strategia di esternalizzazione. In entrambi i casi – la percezione italiana e tedesca – si tratta di uno „spostamento" della responsabilità della violenza sull'altro, sul non-europeo, sul pre-moderno. Uno spostamento, si potrebbe dire, molto simile a quello operato dagli italiani dopo la seconda guerra mondiale tramite il mito del cattivo tedesco. Questa considerazione ci aiuta a capire un elemento essenziale che accomuna i volumi di Korb e Gobetti. Alla base di entrambi vi è il superamento di una lettura „essenzializzante", che attribuisce la violenza al presunto „carattere" di un popolo o ai progetti di un movimento politico. Entrambi i testi mostrano una costante cautela nel riportare alla luce, dietro e contro tali miti, il carattere di processualità della violenza sviluppatasi durante la seconda guerra mondiale sulle ceneri del primo esperimento jugoslavo. In

6 A. Korb, Im Schatten des Weltkriegs. Massengewalt der Ustaša gegen Serben, Juden und Roma in Kroatien 1941–1945, Hamburg 2013, pubblicato nella collana „Studien zur Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts".

7 E. Gobetti, *Alleati del nemico*. L'occupazione italiana in Jugoslavia (1941–1943), Roma-Bari 2013.

8 Su tali questioni metodologiche relative allo studio della violenza ustascia l'autore si è soffermato in A. Korb, Understanding Ustaša violence, in: Journal of Genocide Research 12 (2010), pp. 1–18.

comune i due volumi hanno, inoltre, la tendenza a focalizzare lo sguardo sul gioco mutevole delle parti istituitosi tra poteri occupanti – ispirati in parte da progetti imperiali di lungo periodo ma soprattutto dal bisogno di mantenere ordine nei territori sotto la loro giurisdizione – e soggetti locali impegnati in una guerra civile ispirata a vaghe e mutevoli idee di rigenerazione sociale attraverso l'imposizione di progetti etnocratici. Ciò che infine accomuna i due testi, e che li inserisce nelle tendenze più recenti della storiografia internazionale, è una chiara predilezione per la categoria di „guerra civile" come chiave di lettura della violenza, un approccio che consapevolmente abbandona una lettura statica, monodirezionale e monocausale della violenza per puntare la lente d'ingrandimento sulla molteplicità di attori locali e sulla loro interazione con gli occupanti.

A questo si limitano però i punti in comune dei volumi che hanno focus problematici assai diversi. Il testo di Alexander Korb, una versione riveduta della tesi di dottorato difesa dall'autore presso la Humboldt Universität di Berlino, punta l'attenzione sulla violenza scatenata dagli ustascia nello Stato Indipendente di Croazia contro serbi, ebrei e rom e tratta relativamente in subordine la politica degli occupanti, la resistenza e le strategie di repressione antipartigiana. Le fonti – provenienti dagli archivi di tutto il mondo – sono principalmente jugoslave e tedesche. Meno utilizzate, anche se presenti nel ricchissimo repertorio in calce al volume, sono fonti e letteratura italiane.

Dal punto di vista metodologico il libro di Korb si rifà a quella corrente di studi, particolarmente diffusa nelle università berlinesi, che mira a una sorta di „fenomenologia della violenza".[9] Recependo le tesi proposte alcuni anni or sono da C. Gerlach,[10] l'autore ritiene che le forme di violenza sviluppatesi nello stato ustascia non vadano interpretate come „parti componenti di un unico genocidio pianificato dall'inizio alla fine". Come Gerlach, Korb ritiene che il concetto di genocidio sia inadatto a comprendere fenomeni di „violenza estrema" poiché troppo „intenzionalista" e inadatto a comprendere il diffondersi orizzontale della violenza e la sua multi-direzionalità. Korb pertanto adotta una prospettiva che cerca di comprendere „di volta in volta le forme e i contesti della violenza di massa nella loro logica propria" (p. 41).

9 Mi riferisco qui soprattutto a Michael Wildt, storico del nazionalsocialismo, e J. Baberowski, studioso dello stalinismo, entrambi professori alla Università von Humboldt.

10 Le tesi di Gerlach hanno dato vita ad un'ampia discussione sull'utilità del concetto di genocidio cf. C. Gerlach, Extremely violent societies: an alternative to the concept of genocide, in: Journal of Genocide Research 84 (2006), pp. 455–471; A. Hinton/P. Wolfe et al., Responses to Christian Gerlach's contribution „Extremely violent societies": an alternative to the concept of genocide, in: Journal of Genocide Research 9.1 (2007), pp. 11–23; C. Gerlach, To ask other questions: reply to Alex Hinton, Henry Huttenbach and Patrick Wolfe, in: Journal of Genocide Research 9.2 (2007), 297–302; Id., Extremely Violent Societies: Mass Violence in the Twentieth-Century World, Cambridge 2010; Id., Annexations in Europe and the Persecution of Jews, 1939–1944, in: East Central Europe 39 (2012), pp. 137–156.

Dopo una prima parte introduttiva in cui l'autore illustra il setting della violenza – la storia precedente alla seconda guerra mondiale, la costituzione dello Stato indipendente croato e la politica degli occupanti – in tre ampi capitoli vengono analizzate tre forme di violenza ustascia: gli spostamenti forzati i popolazione, i massacri, i campi di concentramento. Gli spostamenti forzati di popolazione, che l'autore sulla base di una definizione di J. P. Reemtsma definisce „violenza ordinatrice", volta cioè a realizzare obiettivi etno-politici, furono tra le priorità del nuovo regime. Nella primavera estate del 1941 un inedito esperimento di „deportazione circolare" (*Ringvertreibung*) centrata sulla Croazia partì da un'iniziativa tedesca. I tedeschi intendevano sbarazzarsi di 170.000 sloveni residenti nei territori della Slovenia annessi al Reich e Pavelic si dichiarò disposto ad accoglierli solo se gli fosse stata accordata la possibilità di deportare altrettanti serbi dall'NDH nella Serbia occupata dai tedeschi. Il caso, già noto ma poco analizzato con tale dettaglio, è un interessante manifestazione di quella cultura delle deportazioni che accomunò molti alleati del Terzo Reich durante la seconda guerra mondiale. L'organizzazione delle deportazioni fu affidata da Pavelic ad una nuova struttura (Ponova) dotata di un ampio reticolato di istituzioni locali. In un denso capitolo Korb analizza nel dettaglio l'attività di tali istituzioni, subito occupate da elite locali e includenti personale non sempre croato ma anche musulmano o addirittura serbo. L'autore mette in risalto come spesso esse agissero in base a logiche puramente locali, in alcuni casi addirittura in contrasto con gli obiettivi del governo. Infine Korb mostra come la violenza verso i diversi gruppi etnici percepiti come estranei o nemici fosse legata ad una logica di reciproca radicalizzazione. Fu infatti l'avvio della pulizia etnica antiserba che indusse gli attori ustascia a espandere la propria utopia negativa di omogeneizzazione etnica anche agli altri nemici, ebrei e rom. Pertanto la deportazione di questi ultimi iniziò in modo poco coordinato, in lager di passaggio, in vista di una „soluzione territoriale", soprattutto poiché essi erano esclusi dall'accordo con i tedeschi e dunque non potevano essere deportati in Serbia. Fu in definitiva l'inefficienza l'elemento caratteristico e determinante delle deportazioni. Sia l'afflusso di sloveni in Croazia che la deportazione organizzata di serbi si rivelarono presto inattuabili per diversi motivi, tra cui l'ostilità delle autorità di occupazione italiane, e ciò determinò una decisa radicalizzazione della politica ustascia.

Parallelamente alle deportazioni, tra l'aprile del 1941 e l'autunno del 1942 si innescò un'ondata di massacri contro serbi. Anche qui l'autore non ricorre ad una spiegazione intenzionalista negando l'esistenza di un piano precostituito per il quale non esistono basi documentarie. Korb al contrario cerca di offrire una lettura multicausale, rintracciando le molteplici motivazioni dei diversi attori che vi parteciparono (milizia regolari e irregolari ustascia, esercito e gendarmeria croate) e analizzando le forme in cui si espresse la violenza di massa (un paragrafo è dedicato al modo in cui venivano trattati i corpi delle vittime). Dalla lettura dei primi massacri Korb giunge alla conclusione che non si trattò di conflitti locali ma piuttosto opera di attivisti ustascia che agivano con l'appoggio del governo di Zagabria. Il governo inviò

tali gruppi nei luoghi in cui riteneva che i serbi potessero costituire un pericolo per il nuovo stato. Dopo una pausa nell'estate del 1941 le violenze si radicalizzarono in modo decisivo nell'autunno dello stesso anno. Questa radicalizzazione è ricondotta dall'autore all'attacco contro l'URSS – che produsse sia nei tedeschi che nei loro alleati una sorta di psicosi anti-comunista – ma anche a fattori interni come la realizzazione delle deportazioni di serbi descritta pocanzi. Infine nei primi mesi del 1942 una nuova ondata di massacri fu scatenata dalla necessità di combattere la resistenza. Si trattò in questo caso di una violenza razionalmente impiegata, anche se non libera da efferatezza, in collaborazione con le unità della Wehrmacht. Un ultimo capitolo analizza la violenza concentrata, ovvero quella praticata nei campi di concentramento, soprattutto in quello tristemente noto di Jasenovac. Anche qui, facendo tesoro della storiografia tedesca, l'autore ricostruisce tale fenomeno con una costante attenzione alla processualità dello sviluppo della violenza.

Un interessante aspetto trattato in diversi paragrafi da Korb è l'interazione tra attori locali e occupanti e le reazioni di questi ultimi alla violenza ustascia. Contrariamente a quanto comunemente si crede, non solo le autorità italiane ma anche quelle tedesche cercarono di fermare i massacri pur non giungendo mai a impiegare le proprie forze contro gli ustascia. Entrambe le potenze occupanti avvertivano la violenza ustascia come disfunzionale ai propri piani imperiali e anche, paradossalmente, contraria ad un proprio „senso di umanità", alla propria morale. In una pagina interessante Korb giustamente nega che vi sia una contrapposizione tra motivi etici e funzionali nel comportamento degli italiani, sia nel salvataggio degli ebrei che nella politica pro-serba. „Motivi etici e funzionali si stabilizzarono a vicenda ... Solo un approccio che tenga conto di diverse prospettive rende possibile rispondere alla domanda, perché l'esercito italiano in alcuni momenti ignorò, in altri sabotò i massacri ustascia, e tollerò altre forme di violenza di massa come ad esempio le pulizie etniche di musulmani bosniaci da parte dei cetnici. Pertanto bisognerebbe sottolineare con più forza l'interdipendenza di diversi motivi così come l'ambivalenza della politica di occupazione italiana, messa in evidenza da Eric Gobetti" (p. 124). Questa prospettiva può essere adottata anche per il comportamento della Germania e offre un interessante punto di osservazione sulla violenza.

Il testo di Gobetti, che riprende e amplia gli studi dell'autore sullo stesso argomento,[11] offre al lettore italiano un'ottima visione d'insieme della politica di occupazione italiana in Jugoslavia. Sebbene impostato secondo un'ottica più tradizionale il volume contiene parecchi spunti innovativi dal punto di vista metodologico.

11 E. Gobetti, Dittatore per caso. Un piccolo duce protetto dall'Italia fascista, Roma 2001; Id., L'occupazione allegra. Gli italiani in Jugoslavia (1941–1943), Roma 2007; Id., L'occupazione italiana in Montenegro: i principali nodi storiografici, in: Italia Contemporanea 260 (2010), pp. 475–493.

È noto – le ragioni di tale fenomeno sono state esplorate a fondo[12] – e non sarà necessario ripetere che un vuoto di memoria ha circondato per decenni la politica di occupazione italiana. Pur dopo anni di ricerche essa rimane una pagina poco esplorata soprattutto se si considerano le enormi potenzialità che tale argomento offre allo studioso per rispondere a questioni essenziali della storia del fascismo.[13] In sei brevi capitoli il volume di Gobetti, basato su fonti e letteratura in italiano, inglese e serbo-croato, restituisce la complessità di questo evento. Nel primo capitolo, dedicato alla fase iniziale dell'occupazione, le decisioni prese dall'Italia fascista e dal Terzo Reich durante i colloqui di Vienna dell'aprile 1941, dopo la fulminante invasione del paese ad opera delle truppe tedesche con un moderato appoggio italiano, vengono inquadrate in un contesto più ampio. Innanzitutto vi è la storia del Regno di Serbi, Croati e Sloveni (1918–1929) e della successiva Jugoslavia caratterizzate da „complesse fratture linguistiche, religiose, nazionali, geografiche, economiche e storico-culturali" (p. 6). In secondo luogo le tendenze espansioniste italiane verso l'area balcanica che con la percezione della „vittoria mutilata" e l'avvento del fascismo si cristallizzano in una politica anti-jugoslava volta a scardinare l'unità del paese facendo leva sui conflitti tra nazionalismi e sulle fratture interne.[14] L'occupazione comportò una ridefinizione immediata e violenta dei rapporti inter-etnici all'interno dell'area e lo scatenarsi dell'ondata di violenza analizzata, come abbiamo visto, in dettaglio da Korb. Gobetti dedica pagine affascinanti alle reazioni spesso sorprese degli italiani, soprattutto delle gerarchie militari, a tale improvviso fenomeno. Si iniziò a delineare in queste prime settimane di occupazione quella frattura tra piani e realtà dell'occupazione e tra elemento politico e militare che caratterizzò la politica italiana nel corso dei due anni successivi. Mentre, infatti, i militari sul campo temevano che non intervenire a difesa delle vittime avrebbe potuto „essere interpretato quale approvazione degli atti stessi" (gen. Ambrosio), il ministro italiano a Zagabria Casertano condanna[va] gesti spontanei di quei militari che aiuta[va]no serbi ed ebrei" (p. 30). Tali comportamenti non devono però far pensare al mito delle truppe italiane pacificamente conviventi con la popolazione jugoslava. Già nell'estate del 1941 – precocemente rispetto a Grecia e

12 F. Focardi, Il cattivo tedesco e il bravo italiano. La rimozione delle colpe nella seconda guerra mondiale, Roma-Bari 2013.

13 Cf. le considerazioni di E. Collotti, Sull'Italia come potenza d'occupazione, in: Contemporanea 8 (2005), pp. 313–317. Un'ottima rassegna storiografica sull'occupazione italiana della Jugoslavia è stata pubblicata da E. Gobetti, L'occupazione italiana in Jugoslavia (1941–1943). Storiografia e memoria pubblica, in: Passato e Presente 87 (2012), pp. 39–53.

14 Sulla politica pro-ustascia del fascismo, oltre al già citato volume di Gobetti, si veda P. Iuso, Il fascismo e gli ustascia, 1929–1941. Il separatismo croato in Italia, Roma 1998. Sull'appoggio dato dal fascismo al IMRO, un'organizzazione nazionalista macedone, cf. l'ottimo volume, sfortunatamente poco recepito in Italia di S. Troebst, Mussolini, Makedonien und die Mächte, 1922–1930: die „Innere Makedonische Revolutionäre Organisation" in der Südosteuropapolitik des faschistischen Italien, Köln-Wien 1987.

Albania in cui forme di resistenza militare significative si registrano solo successivamente – gli occupati si ribellarono provocando la dura repressione degli occupanti. Nel secondo capitolo Gobetti distingue quattro tipologie in queste prime forme di resistenza: le insurrezioni dei serbi – dirette soprattutto contro gli ustascia e che indussero gli italiani a occupare una parte più ampia di territorio croato –, l'opposizione operaia nei centri urbani annessi all'Italia, la semi-spontanea rivolta montenegrina, gli scioperi organizzati da un'ampia coalizione di forze guidata dal partito comunista sloveno a Lubiana. Fu in questa fase che avvenne il trasferimento massiccio della gestione dell'occupazione dai poteri civili a quelli militari che in piena autonomia mutarono il corso della politica fascista in Jugoslavia. Per riconquistare il controllo del territorio questi ultimi infatti autonomamente e tramite una serie di accordi diretti con leader cetnici ribaltarono le alleanze iniziali, da una politica pro-croata ad una fortemente pro-serba.

„In definitiva, all'alba del 1942, è l'esercito a governare la maggior parte del territorio" (p. 62). La strategia dell'esercito, a cui Gobetti dedica il terzo capitolo, mirava ad un'occupazione militare ampia e a una gestione del territorio basata su forze collaborazioniste non politicizzate in senso fascista. Un cambiamento di rotta decisivo rispetto alla politica iniziale che intendeva creare un sistema di stati satelliti formalmente indipendenti, con al centro l'elemento croato. Nelle scelte dei militari fu determinante un nazionalismo più tradizionale che guardava con preoccupazione al movimento ustascia come possibile ostacolo alle mire annessionistiche italiane su parti di territorio croato (Dalmazia). Fortemente sentita era inoltre l'avversione verso il concorrente tedesco con il quale il governo ustascia stabilì un rapporto di collaborazione decisamente più armonico che con gli italiani.[15] D'altra parte la linea dei militari, sottolinea giustamente l'autore, non va confusa con una forma di opposizione al regime, quanto una sorta di alternativa interna alla logica del „lavorare incontro al Duce" (*working towards the Duce)*.[16] Lo conferma il fatto che essa ebbe l'approvazione delle alte gerarchie politiche di Roma.

In linea con tutto ciò è la violenta strategia repressiva attuata dai vertici militari contro la resistenza e presto estesa anche alle popolazioni civili, descritta nel capitolo successivo. Qui, accanto alla classica strategia di controguerriglia, Gobetti da spazio all'analisi di diverse forme di repressione caratteristiche del sistema di occupazione italiano: i tribunali di guerra – che giudicavano anche delitti commessi

15 Sui rapporti degli ustascia con i due occupanti e sulla loro abilità nello sfruttare a proprio vantaggio la rivalità italo-tedesca cf. Korb (vedi nota 6), pp. 124–127 e l'analisi di König (vedi nota 1), pp. 200–227.

16 L'espressione *working towards the Führer*, traduzione dal tedesco *dem Führer entgegenarbeiten*, è stata proposta da Ian Kershaw come formula interpretativa del rapporto tra Hitler e gli apparati di potere del nazionalsocialismo. L'adattamento della stessa ala politica di occupazione del fascismo italiano è opera di D. Rodogno, Il nuovo ordine mediterraneo. Le politiche di occupazione dell'Italia fascista in Europa, Torino 2003.

da sudditi non-italiani contro le truppe occupanti e costituivano uno snodo fondamentale della strategia repressiva italiana –, l'internamento di civili – un fenomeno che colpì di massa le popolazioni occupate ma su cui sappiamo purtroppo ancora poco[17] –, la tattica della terra bruciata, che colpendo le risorse della popolazione intendeva colpire la resistenza. Il capitolo finale analizza lo sviluppo della resistenza comunista e la progressiva perdita di terreno italiana che preannunciò la disfatta dell'8 settembre.

Il volume di Gobetti presenta per il lettore italiano notevoli motivi di interesse. In primo luogo con un'ampia base documentaria e di letteratura secondaria il testo delinea in modo particolareggiato ma con una costante attenzione alla fruibilità e alla scorrevolezza della lettura un capitolo decisivo di storia italiana. A ciò però aggiunge una solida conoscenza, dovuta anche alla padronanza della lingua serbo-croata, della realtà jugoslava. In tal modo il libro si discosta da molta letteratura italiana sul tema delle occupazioni che pur avendo arricchito decisamente il nostro patrimonio di conoscenze su queste vicende rimane ancor troppo centrata sull'Italia, sia per quanto riguarda la scelta delle fonti che le problematiche affrontate. Ciò gli consente di non considerare il suo argomento solo come un episodio di storia del fascismo ma di indagarlo da una prospettiva transnazionale. L'addetto ai lavori rimane talvolta un po' deluso dalla sinteticità di alcuni paragrafi su temi di grande interesse, come ad es. i rapporti tra italiani e minoranze musulmane. Queste scelte, dettate dall'obiettivo di garantire un'ampia accessibilità al testo, non inficiano comunque l'ottima qualità dell'opera.

Dedicato alla sola realtà slovena è, invece, il volume „L'Esercito italiano in Slovenia 1941–1943" di Osti Guerrazzi che si concentra sulle strategie di repressione antipartigiana praticate dall'esercito italiano in quella regione annessa al Regno d'Italia tra il 1941 e il 1943.[18] Il volume di Osti Guerrazzi si presenta come un libro „a tesi", centrato su una questione centrale afferente all'ambito della storia della violenza. La Slovenia italiana rispetto ad altre regioni annesse o occupate fu caratterizzata da un alto livello di violenza repressiva impiegata dagli occupanti contro la popolazione. In parte ciò va spiegato con la precocità del fenomeno resistenziale che ebbe presto una salda guida politica comunista. In parte ovviamente, e da parte degli occupanti, ciò va spiegato con l'annessione all'Italia come provincia autonoma e il conseguente tentativo di italianizzazione da parte dell'occupante.

---

17 Dati interessanti sulla Jugoslavia in C. S. Capogreco, Una storia rimossa dell'Italia fascista. L'internamento dei civili jugoslavi (1941–1943), in: Studi storici 42 (2001), pp. 203–230. Sul fenomeno complessivo dati interessanti sono pubblicati sul sito: www.campifascisti.it.

18 A. Osti Guerrazzi, L'Esercito italiano in Slovenia 1941–1943. Strategie di repressione antipartigiana, Roma 2011 (traduzione inglese: The Italian Army in Slovenia. Strategies of antipartisan repression, 1941–1943, translated by Elizabeth Burke/Anthony Majanlahti, New York ecc. 2013)

Il focus di Osti Guerrazzi è l'aspetto militare della repressione e l'obiettivo dell'autore è spiegare se tale escalation di violenza fu generata dall'alto – dalle gerarchie militari – o piuttosto „dal basso", ovvero se si sia sviluppata sul campo e sia riconducibile pertanto ad fattori situativi. „Si tenterà di comprendere ...", scrive l'autore nell'introduzione, „se si trattò di una violenza ‚fredda', pianificata dall'alto ed eseguita in tempi dilatati, oppure di una violenza ‚calda', riposta immediata alla brutalità dei combattimenti e delle operazioni" (p. 9). Le coordinate concettuali con cui l'autore approccia la sua questione sono largamente attinte dall'ormai ampia letteratura sulla Wehrmacht, soprattutto gli studi sul fronte orientale. Oltre ai classici studi di Bartov, Osti Guerrazzi attinge a letteratura più recente come il lavoro di F. Römer sul *Kommissarbefehl*[19] e l'imponente progetto di ricerca sulle intercettazioni delle truppe tedesche, a cui l'autore stesso ha partecipato studiando le carte relative all'Italia.[20] Il tema del volume sulla Slovenia è molto affine a queste ricerche, infatti tramite lo studio della violenza nella regione occupata esso si propone di capire quale fosse il rapporto tra esercito e fascismo.

Nel microcosmo sloveno si verificò ciò che Gobetti descrive in riferimento a tutto il territorio jugoslavo, ovvero un passaggio massiccio di competenze dall'ambito civile a quello militare. Già nel novembre 1941 l'Alto commissario Grazioli, che perseguiva una politica di „bastone e carota" cercando di integrare le elite politiche slovene nel governo della provincia, cedé ogni competenza sulla repressione al Generale Robotti. La repressione organizzata dalle gerarchie militari fu da subito feroce e colpì duramente anche i civili. Robotti ordinò già nel gennaio del 1942, due mesi prima della famigerata Circolare 3C di Roatta, di non risparmiare i „favoreggiatori e le loro case" e sottolineò: „se la gente a paura di morire per mano dei partigiani se parla, abbia altrettanto paure di morire per mano nostra se non parla" (p. 31). Questo ed numerosi altri elementi inducono Osti Guerrazzi a concludere che la violenza va spiegata soprattutto con uno schema alto-basso, che cioè sia stata indotta dalle gerarchie in modo sistematico e mirato. La propaganda politica e razziale diffondeva nelle truppe il disprezzo per gli slavi determinando la loro de-umanizzazione agli occhi delle truppe. Non fu dunque la guerra in senso generico ma la „guerra di aggressione (italiana e fascista) in Slovenia, con le sue caratteristiche ideologiche e le sue peculiarità militari, che portò gli italiani a giustificare la violenza e permetterne lo scatenamento" (p. 42). Fu la convergenza delle alte gerarchie sugli obiettivi del fascismo che rese possibile

19 F. Römer, Kommissarbefehl: Wehrmacht und NS-Verbrechen an der Ostfront; 1941/42, Paderborn 2008.

20 Cf. A. Osti Guerrazzi, „Wir können nicht hassen." Zum Selbstbild der italienischen Armee während del Krieges und nach dem Krieg, in: H. Welzer/S. Neitzel/C. Gudehus, „Der Führer war wieder zu human, viel zu gefühlvoll." Der zweite Weltkrieg aus der Sicht deutscher und italienische Soldaten, Frankfurt a. M. 2011, pp. 350–392 e Id., Noi non sappiamo odiare. L'esercito italiano tra fascismo e democrazia, Torino 2010.

tali fenomeni, una spiegazione che riecheggia le tesi di Omer Bartov[21] sulla violenza della Wehrmacht sul fronte orientale. Il libro di Osti Guerrazzi è un'eccellente analisi fondata su un'ampia base documentaria. Usando principalmente fonti militari, ancora oggi di difficile accesso agli storici, l'autore riesce a delineare un quadro assai nitido delle motivazioni e delle strategie delle elite militari italiane in Slovenia.

Paragonare i volumi di Osti Guerrazzi e di Korb, entrambi centrati sul tema della violenza, è un'operazione non del tutto legittima poiché si tratta di ricerche dal taglio decisamente diverso.[22] Il libro di Korb è un'analisi di tutte le forme di violenza scatenate in uno „spazio della violenza" (*Gewaltraum*), un concetto che ha molta fortuna nella recente storiografia tedesca.[23] Korb focalizza un periodo di tempo concentrato e presta attenzione alla multicausalità di tale fenomeno, con un riferimento chiaro alle tesi di C. Gerlach sulla natura multi-causale e partecipativa della violenza estrema. La ricerca di Osti Guerrazzi è invece un'indagine sull'esercito italiano ed il suo comportamento in una dato setting. Un paragone mi sembra però ugualmente interessante perché mette in luce le diverse culture storiografiche di cui si nutrono i due lavori. Il libro di Osti Guerrazzi, e in parte anche quello di Gobetti, hanno come riferimento, implicito o esplicito, il dibattito sul fascismo, sulla sua natura e penetrazione nella società italiana, in definitiva sulla legittimità o meno di parlare di un totalitarismo fascista. Si tratta di una problematica che, visto il paragone implicito con il nazionalsocialismo, ha nel tema della violenza il suo naturale banco di prova. La ricerca di Korb, come molte dei recenti studi pubblicati in Germania, risente in-

21 La tesi di Bartov era in realtà più ampia, includendo anche un'analisi di fattori „situativi" come la eliminazione della coesione basata sul gruppo primario conseguente alle forti perdite dei primi mesi della campagna, cf. O. Bartov, Hitler's Army. Soldiers, Nazis, and War in the Third Reich, New York 1991.

22 Sarebbe più appropriato paragonare lo studio di Osti Guerrazzi ai lavori apparsi alcuni anni or sono nel contesto della discussione sul coinvolgimento della Wehrmacht nei crimini del Terzo Reich, un dibattito scatenato dalla nota mostra sui crimini della Wehrmacht della *Hamburger Stiftung für Sozialforschung*.

23 Il concetto di *Gewaltraum* ha una notevole fortuna nell'attuale storiografia tedesca, soprattutto in quella che pratica la cosiddetta „storia della violenza". Nel suo studio sull'Ucraina – pubblicato nella stessa collana del volume di Korb – F. Schnell definsice *Gewalträume* come „spazi sociali che favoriscono o rendono probabile l'uso della violenza poiché offrono la possibilità di imporre con la violenza i propri interessi o bisogni", F. Schnell, Räume des Schreckens. Gewalt und Gruppenmilitanz in der Ukraine 1905–1933, Hamburg 2012, p. 20. Si tratta in sostanza di un concetto che definisce uno spazio sociale in cui la violenza è la più significativa e più usata modalità di azione per i soggetti. Il successo di tale concetto, così come quello del concetto di „società estremamente violente" menzionato più sopra, mi sembra essere più dovuto alla sua indefinitezza che alla capacità di offrire nuovi strumenti teorici. In definitiva molte delle ricerche che usano simili concetti finiscono per essere ottime e dettagliate indagini empiriche ma non sviluppano alcune nuova teoria della violenza. Ad esempio, non è chiaro cosa distingua tali spazi sociali o società violente da società in cui regna un regime di violenza „normale". Sul tema cf. anche: Gewalträume. Soziale Ordnungen im Ausnahmezustand, a cura di J. Baberowski/G. Metzler, Frankfurt a. M. 2012.

vece di una temperie culturale che tende a leggere la società attraverso il problema della violenza, a svilupparne una sorta di fenomenologia che in parte prescinde dai tradizionali contenitori politici e che anzi, secondo molti autori tedeschi, può essere la base per ripensare il concetto di fascismo a partire da tali pratiche.[24] La storiografia italiana e tedesca, insomma, mi sembra seguano due strade decisamente diverse nell'approccio alla violenza e al fascismo. Mentre in Italia il dibattito si incentra sulla violenza come espressione dell'ideologia, la più recente storiografia tedesca tende decisamente a mettere tra parentesi i fattori intenzionali e a privilegiare quelli situativi e processuali.[25]

La memoria dell'occupazione e della guerra civile greca – questi due eventi sono percepiti in Grecia come un'unica fase storica sintetizzata nell'espressione „il decennio 1940"[26] – ha seguito un percorso del tutto peculiare rispetto alla maggior parte dei paesi europeo-occidentali. Fino alla fine della dittatura dei colonnelli (1974) la letteratura greca su tale periodo è stata dominata da pubblicazioni ispirate da una lettura profondamente anti-comunista e nazionalista. Tale letteratura screditava decisamente la resistenza di sinistra, dominata dal partito comunista, rappresentando l'EAM (Fronte di Liberazione Nazionale) e il suo braccio armato ELAS (Esercito Popolare di Liberazione Nazionale) come mere pedine dell'Unione Sovietica o di potenze esterne come la Jugoslavia, interessate ad annettersi parti di territorio greco. Questo schema interpretativo riduceva gli obiettivi di questo movimento di massa alla presa del potere volta ad imporre una dittatura comunista al paese. Tale impostazione – supporto ideologico della persecuzione materiale della sinistra in Grecia – è stato totalmente ribaltata dalla storiografia nata nel corso della democratizzazione del paese, dopo la fine della dittatura. Parallelamente al riconoscimento giuridico della resistenza dell'EAM/ELAS (1982), si è diffusa in Grecia una letteratura – definita in Grecia revisionista – decisamente pro-eamita, che ha messo in luce i meriti di tale movimento nella lotta contro le potenze dell'Asse. A questa seconda fase ha fatto seguito in anni recenti una terza fase in cui una parte di storici, da molti definita post-revisio-

24 Su questo soprattutto i lavori di S. Reichardt, cf. Praxeologie und Faschismus. Gewalt und Gemeinschaft als Elemente eines praxeologischen Faschismusbegriffs, in: K. H. Hörning/J. Reuter (ed.), Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und Praxis, Bielefeld 2004, pp. 129–153.

25 „La violenza ha una causa, ma questa causa non va cercata molto indietro nel passato, viene prodotta dalla violenza stessa. In questo senso una ricerca sulla violenza che abbia pretese di serietà non deve parlare di intenzioni, quanto di dinamiche di azioni che risultano da situazioni. In fin dei conti non è importante ciò che gli individui vogliono e pensano, quanto ciò riescono a fare e ciò che gi è permesso. Ciò che conta sono le situazioni e i ‚loro' uomini", J. Baberowski, Einleitung, in: Gewalträume (vedi nota 23), p. 24sg.

26 Cf. ad esempio: I epochi tis synchysis. I dekaetia tou '40 kai i istoriografia, a cura di N. Maratzidis/G. Antoniou, Atene 2008.

nista, ha sottoposto ad un severo giudizio critico l'immagine positiva dell'EAM/ELAS. La storiografia internazionale ha contribuito a questo rinnovamento, come dimostra il fatto che gli studi di Mark Mazower e di Hagen Fleischer, entrambi tradotti in greco, sono a tutt'oggi i lavori più completi e più innovativi sul periodo dell'occupazione.[27] Alcuni anni or sono l'interpretazione del politologo greco Stathis Kalyvas sulla prevalenza quantitativa della violenza „rossa" rispetto alla violenza „nera" negli anni dell'occupazione ha scatenato un'aspra polemica tra i più noti storici greci dell'occupazione.[28] Attualmente, si può dire, la storiografia greca è ancora aspramente divisa sul tema. A parte la disputa sul ruolo della resistenza comunista va però sottolineato che la nuova fase ha aperto un'interessante stagione di studi ispirati da metodologie e approcci originali. Vi è, ad esempio una feconda tendenza a condurre studi regionali, una tendenza rafforzata dall'apertura di una rete di archivi di stato locali.[29] In tal modo la dinamica della violenza, l'interazione fra società occupata e occupanti viene analizzata con una lettura multi-causale.

A queste correnti si legano due tesi di dottorato apparse recentemente in Germania, il lavoro di Vaïos Kalogrias „Macedonia 1941–1944. Occupazione, resistenza, collaborazione" e lo studio di Kaspar Dreidoppel „Il demone greco. Resistenza e guerra civile nella Grecia occupata 1941–1944".[30] Entrambi i lavori sono basati su fonti inglesi, tedesche e greche e in tal modo superano la ristretta prospettiva nazionale che ancora domina una parte degli studi sulle occupazioni. Il lavoro di Kalogrias segue decisamente la tendenza indicata sopra a concentrarsi sulla dimensione regionale. Tale elemento innovativo è in un certo senso ridimensionato dalla scelta come oggetto di studio della Macedonia, una regione che tradizionalmente ha attratto maggiormente l'attenzione degli studiosi greci.[31] Ciò è dovuto al fatto che essa è stata, sia prima che dopo l'incorporazione nello stato greco, e che sia ancora oggi oggetto di rivendicazione da parte di diversi stati nazionali.[32] Qui inoltre la dinamica collaborazione-resistenza si intrecciò in modo complesso con la divisione secondo linee di

27 H. Fleischer, Im Kreuzschatten der Mächte. Griechenland 1941–1944 (Okkupation – Resistance – Kollaboration), Frankfurt a. M.-Bern-New York 1986; M. Mazower, Inside Hitler's Greece. The experience of occupation 1941–44, New Haven-London 1993.

28 Cf. P. Voglis, I elliniki koinonia stin katochi 1941–1944, Atene 2010, pp. 11–29; N. Maratzidis/G. Antoniou, The Axis Occupation and Civil War: Changing Trends in Greek Historiography, 1941–2002, in: Journal of Peace Research 41 (2004), pp. 223–231.

29 N. Maratzidis, I topiki diastasi sti meleti tis katochis kai tou ellinikou emfyliou polemou, in: I epochi tis synchysis (vedi nota 26), pp. 173–197.

30 K. Dreidoppel, Der griechische Dämon. Widerstand und Bürgerkrieg im besetzten Griechenland 1941–1944, Wiesbaden 2009.

31 Cf. i lavori di E. Kofos, tra cui Nationalism and communism in Macedonia, Salonicco 1964; J. Koliopoulos, Plundered Loyalties: Axis occupation and civil strife in Greek West Macedonia, 1941–1949, London 1999 (ed. or. Salonicco 1994); D. Livanios, The Macedonian Question: Britain and the Southern Balkans, 1939–1949, Oxford 2008.

32 Si consideri questo senso la nota disputa degli anni '90 sul nome della Repubblica di Macedonia.

frattura nazionali tra la popolazione slavofona e quella greca. L'attenzione a questa realtà regionale, e il lavoro di Kalogrias non fa eccezione in questo senso, è pertanto piuttosto motivata da problematiche afferenti all'identità nazionale greca. È significativo, in questo senso, che i più innovativi lavori sull'occupazione si siano concentrati su aree fino ad allora piuttosto neglette e che proprio tramite questa prospettiva abbiano messo in discussione consolidate narrazioni di quel periodo.[33]

Per altri versi il lavoro di Kalogrias si riallaccia alle più recenti tendenze della storiografia sull'occupazione. In primo luogo l'autore intende esplicitamente superare una scissione schematica tra „collaborazione" e „resistenza" e soprattutto l'idea di che collaborazione fosse una forma di „tradimento della patria" (Landesverrat). „Elite locali, spesso di convinzioni conservatrici e di destra, appoggiarono la cooperazione con i tedeschi per propri interessi" (p. 16). Un obiettivo decisivo era la volontà di difendere l'unità del paese dalle mire degli occupanti. Parte della Macedonia infatti fu occupata dalla Bulgaria che aveva mire annessionistiche e praticò una violenta politica di bulgarizzazione. A confronto i tedeschi, il cui interesse primario era la stabilità interna del paese, erano decisamente il male minore, nonostante fin da subito abbiano praticato una politica di violenta repressione del dissenso e di guerra ai civili. Questa lettura è decisamente in linea con molta storiografia internazionale che non intende riabilitare la collaborazione con l'occupante dal punto di vista etico-politico, quanto piuttosto approdare ad un'analisi storiografica meno influenzata da giudizi morali e da un pregiudizio nazionalista.[34] Infine il lavoro di Kalogrias si riallaccia alle tendenze sopra richiamate, poiché dà ampio spazio alla resistenza non comunista.

Il libro è costruito secondo la tradizionale struttura occupazione, resistenza, collaborazione. Nella prima parte l'autore dedica ad ognuno degli occupanti che si divisero la regione (tedeschi, bulgari, italiani, a cui spettò una piccola parte della Macedonia occidentale) un lungo capitolo. Questa sezione contiene interessanti informazioni sulla realtà macedone e evidenzia la differenza tra la Germania, che in generale non nutrì aspirazioni territoriali in Macedonia – anche per l'assenza di gruppi di *Volksdeutsche* – la Bulgaria e l'Italia. In tutti e tre i casi inoltre l'autore dedica molte pagine alla collaborazione della popolazione locale con gli occupanti, nel caso bulgaro soprattutto alla minoranza slavofona, nel caso italiano a quella arumena. Il capitolo sulla Germania inoltre contiene un denso paragrafo sullo sterminio degli ebrei

33 È appunto il caso di Kalyvas, di cu si è parlato più sopra, che ha basato la sua interpretazione su uno studio approfondito dell'Argolide, S. Kalyvas, Red Terror: Leftist Violence during the Occupation, in: After the War Was Over. Reconstructing the Family, Nation, and State in Greece, 1943–1960, a cura di M. Mazower, Princeton-Oxford 2000, pp. 142–183.

34 In questo l'autore si rifà alla definizione data da B. Quinkert/C. Dieckmann/T. Tönsmeyer nell'introduzione al volume da loro curato Kooperation und Verbrechen. Formen der „Kollaboration" im östlichen Europa 1939–1945, Göttingen 2003, significativamente però Kalogrias non accoglie la proposta degli autori di sostituire il termine collaborazione con quello più neutro di cooperazione.

di Salonicco ed una sezione sulle prime rappresaglie compiute dalla 164 divisione tedesca nella zona di Nigrita nel 1941.

La diversa qualità dei tre capitoli evidenzia nello stesso tempo la problematicità delle fonti utilizzate dall'autore. Kalogrias infatti non fa uso di fonti italiane e bulgare. Tale mancanza è comprensibile se si considera che pochi studiosi posseggono competenze linguistiche così vaste, eppure costituisce un'evidente limite del lavoro e non è compensata dall'uso di fonti greche. All'Italia ad esempio, viene attribuita dall'autore una strategia coerente volta ad approfondire i conflitti interetnici, favorendo la minoranza arumena, che l'Italia considerava un possibile alleato per smembrare il paese. Si tratta di una visione diffusa nella letteratura e nelle fonti greche e eppure la conoscenza delle fonti italiane offre un'immagine più articolata. La politica pro-arumena fu adottata dalle autorità di occupazione italiane piuttosto tardi, quando divenne chiaro che senza la formazione di unità militari collaborazioniste non era possibile tenere in scacco la resistenza. Nonostante le autorità locali italiane facessero presto pressione, già nel 1941, perché si armassero gli arumeni il Comando italiano di Atene preferì mantenere inizialmente una politica di apparente equidistanza. Ciò non tanto per amor di giustizia quanto perché riteneva più opportuno non fomentare il disordine interno e non legare l'Italia a promesse che avrebbero ristretto la sua libertà di azione nel dopoguerra. Va poi sottolineato che Kalogrias riduce la collaborazione delle minoranze all'attività di „propaganda"[35] degli occupanti e di pochi esponenti delle elite locali. Le fonti invece mostrano chiaramente che numerose comunità etno-linguistiche – arumene, slavofone, albanesi – si mobilitarono spontaneamente a favore dell'occupante, soprattutto nei primi mesi di occupazione, quando la vittoria dell'Asse era ancora giudicata possibile.

La seconda sezione del libro dedicato alla „resistenza legale" contiene un lungo paragrafo dedicato alla figura di Athanasios Chrysochou che in qualità di Ispettore Generale delle Prefetture della Macedonia si oppose al tentativo bulgaro di mobilitare a proprio favore la comunità slavofona nella provincia. Il capitolo getta luce su aspetti poco noti della storia di quel periodo eppure anche esso presenta molti problemi. Molte delle fonti usate dall'autore infatti provengono dalle pubblicazioni dello stesso Chrysochou che, come lo stesso Kalogrias ammette, furono una sorta di „Bibbia della letteratura nazionalista" e presentano un „tono impregnato di anticomunismo" (pp. 17sg.). Solo in pochi casi esse sono incrociate con fonti d'archivio inglesi o tedesche. Un capitolo sulla resistenza borghese illegale mette in evidenza l'attività dell'organizzazione YVE (Yperaspistai Voreiou Ellados – Difensori della Grecia Set-

35 L'uso del termine propaganda per descrivere i tentativi delle autorità di occupazione di mobilitare le comunità etno-linguistiche in proprio favore è diffuso nella letteratura greca e tende a svalutare la mobilitazione spontanea di tali comunità. Tale terminologia andrebbe evitata in uno studio scientifico, soprattutto se, come quello di Kalogrias, animato dall'intento di dare rilievo alle motivazione autonome della collaborazione con l'occupante.

tentrionale) sia al centro che nelle periferie, dove fu costituita una fitta rete informativa. L'organizzazione, per lo più formata da ex-ufficiali dell'esercito greco, cercava di influenzare l'attività degli organi dello stato per contrastare l'attività bulgara. Viene inoltre analizzata l'attività dell'EDES, la maggiore organizzazione resistenziale dopo l'EAM, e del PAO, entrambi impegnati nella costituzione di bande armate per contrastare gli occupanti.

Infine la terza sezione del libro è dedicata alla collaborazione armata che in Macedonia presenta interessanti peculiarità rispetto al resto della Grecia. Qui infatti non furono costituiti gruppi armati dal governo Rallis – i battaglioni di Evzoni – quanto piuttosto bande di contadini formate da *kapetanoi*, soprattutto greci del Ponto,[36] che presero autonomamente contatto con le autorità di occupazione tedesche. L'autore mostra come tale fenomeno sia nato soprattutto dallo scontro tra l'EAM/ELAS e le altre formazioni resistenziali. Nel 1943 si inasprì il conflitto tra i movimenti resistenziali conducendo a numerosi conflitti armati, i primi segni della spaccatura che dopo la liberazione sarebbe sfociato nella guerra civile. L'autore riconduce tali scontri esclusivamente alle mire egemoniche dell'EAM/ELAS e ritiene che la formazione di bande fosse piuttosto una reazione alle aggressioni elasite. Kalogrias dunque differenzia notevolmente questo tipo di collaborazione da quella motivata da adesione al Nuovo ordine nazionalsocialista, pure presente in Macedonia e sviluppatasi già prima del 1943–1944. „L'istinto di conservazione", sosteneva un rapporto dell'intelligence inglese nel febbraio 1944 relativamente al distretto di Kozani, „insieme ad una viva indignazione provocata dall'attività comunista, sta spingendo i distretti rurali verso i tedeschi", (p. 250). La stessa motivazione condusse anche molti esponenti dei gruppi della resistenza borghese a confluire in tali gruppi armati. Kalogrias ritiene che la collaborazione di gruppi, come il PAO, con gli occupanti fosse „non la causa ma la conseguenza della guerra civile in corso" (p. 247). Infine l'autore descrive la situazione successiva alla ritirata tedesca e l'instaurazione della EAMokratia, ovvero la violenta resa dei conti dell'ELAS con i collaborazionisti.

Come si è cercato di chiarire in questa breve recensione il volume di Kalogrias presenta diversi meriti ma anche alcune debolezze. Nell'intento di rivalutare una parte dimenticata della resistenza e di mostrare i confini labili tra resistenza e collaborazione, in una situazione di guerra civile tra gruppi politici e comunità etnolinguistiche, l'autore eccede nel presentare l'EAM/ELAS come un'organizzazione che mirava soltanto alla presa del potere, nel mettere decisamente in secondo piano il suo contributo alla lotta contro l'occupante e nel sottovalutare l'anticomunismo diffuso in molte delle organizzazioni della resistenza „borghese". Vi è inoltre una sorta di implicito nazionalismo nella descrizione dei conflitti tra comunità nazionali,

36 I greci del Ponto giunsero in Grecia con lo scambio di popolazione del 1923–1924. Durante l'occupazione tale gruppo collaborò massicciamente con i tedeschi, cf. Koliopoulos, Plundered Loyalities (vedi nota 31), pp. 72–81.

quasi che la sola scelta moralmente giustificata sia stata solo quella a favore della permanenza della Macedonia nella compagine statuale greca. In tal modo l'autore dimentica che spesso le comunità etno-linguistiche furono spinte a collaborare con l'occupante anche dalla politica tendente all'omogeneizzazione etnica praticata dai governi greci nel periodo tra le due guerre che culminò nella violenta repressione degli anni di Metaxas.[37] Non si capisce, dunque, perché l'„empatia" con cui l'autore approccia il collaborazionismo dei greci non sia invece riservata a quello arumeno o slavofono.

Diversi aspetti accomunano il lavoro appena analizzato alla tesi di dottorato di K. Dreidoppel. Come Kalogrias, anche Dreidoppel basa il proprio lavoro su fonti inglesi, tedesche e greche e anch'egli si riallaccia nell'introduzione alla discussione sul ruolo dell'EAM/ELAS e sulle tesi di Kalyvas richiamate in apertura. Il focus di questo lavoro è però meno la resistenza „borghese" e il collaborazionismo quanto l'EAM/ELAS stesso. L'autore, pur non simpatizzando „con il campo degli anticomunisti" (p. 11), si propone di sottoporre a scrutinio critico alcune tendenze apologetiche della letteratura revisionista, giungendo così ad un giudizio più equilibrato. Il libro si apre con una breve descrizione dell'occupazione e si concentra già nel secondo capitolo sulla resistenza di cui descrive le diverse organizzazioni, la formazione delle bande partigiane in montagna nell'estate del 1942 ed i rapporti con le autorità britanniche fino alla sottoscrizione del *National Bands Agreement* nel luglio del 1943, un accordo tra la missione britannica e le tre maggiori organizzazioni resistenziali che prevedeva una coordinazione della loro attività.

Il terzo capitolo, dedicato al KKE/EAM, affronta il focus tematico centrale del libro. Qui l'autore cerca di assumere il più possibile una visione dal basso, prendendo le distanze da una letteratura – soprattutto quella pro-eamita – che assegnava notevole centralità alle elite politiche. Dreidoppel mostra come l'*andartiko* sia nato e si sia sviluppato in grossa parte autonomamente e che spesso il controllo delle bande si sia rivelato un problema per la stessa dirigenza del KKE che cercò di imporsi con parecchio ritardo. Diversi fattori determinarono la crescita delle bande partigiane, che culminò nell'inverno 1942–1943: la difficile situazione alimentare e il tentativo dello stato greco di centralizzare la distribuzione del cibo, che condusse a conflitti con i contadini e al diffondersi di un diffuso banditismo; la violenta risposta delle autorità italiane, che colpiva indiscriminatamente combattenti e civili; l'iniziativa di individui, che formarono autonomamente bande; la vittoria alleata in Nord-Africa; la prospettiva del crollo italiano, data per imminente già all'inizio del 1943; una dinamica di crescita del movimento su se stesso, „i gruppi crescevano, si scindevano e i frammenti di tali gruppi continuavano il reclutamento" (p. 483); infine la ritardata ma comunque decisiva iniziativa del KKE/EAM riuscì a imporre il proprio controllo sul movimento.

37 P. Carabott, The Greek State and its Slav-Speaking Minority, in: Jahrbücher für Geschichte und Kultur Südosteuropas 5 (2003), pp. 141–159.

Una questione chiave nell'analisi di Dreidoppel è se il movimento partigiano abbia avuto o meno complessivamente un carattere emancipatorio, un punto centrale nella discussione tra revisionisti e post-revisionisti. Dreidoppel si sofferma sul carattere dei maggiori *kapetanoi* del movimento, evidenziandone la tendenza all'autonomia decisionale dal centro politico e la loro tendenza ad abusare di tale potere divenendo piccoli satrapi. Molte pagine sono dedicate alla figura di Aris Velouchiotis, le cui inclinazioni alla ferocia sono note e narrate in molta letteratura. Il lavoro inoltre si concentra sull'istituzione dei poteri popolari nelle zone liberate dall'occupate – generalmente considerati la parte più progressiva del movimento – mettendone in luce molti lati negativi, come il clientelismo nell'assegnazione di cariche e risorse. Infine alcune pagine sono dedicate al ruolo della donna nella resistenza. Anche in questo caso nonostante l'adesione all'EAM/ELAS si sia rivelato un fattore di liberazione dalla società patriarcale, Dreidoppel evidenzia come in fin dei conti alla donna venissero riservati ruoli secondari anche nella resistenza – „*andartes* donne erano una specie relativamente rara" (p. 253) – e come l'EAM/ELAS ereditasse forme di mobilitazione delle donne verificatesi già prima della guerra con la dittature di Metaxas.

Il capitolo successivo si concentra sulle prime tappe della guerra civile. Dreidoppel qui affronta l'annosa questione di chi sia responsabile degli scontri tra EAM/ELAS e altre forze della resistenza. Secondo la definizione di uno di uno de più noti esponenti del revisionismo, Hagen Fleischer, il conflitto si inasprì in una serie di reazioni e controreazioni e non a causa di un piano dell'EAM/ELAS per monopolizzare il movimento resistenziale. Dreidoppel si associa a questa spiegazione: „di fatto i diversi conflitti erano praticamente insuperabili: antipatie legati a diversi habitus culturali (elemento popolare nei quadri del KKE/EAM versus boria degli ufficiali), gli obiettivi politici attribuiti alla controparte – di regola non a torto –, la gestione del potere" (p. 484). Eppure rispetto a Fleischer l'autore assegna un maggior peso alla tendenza dell'EAM/ELAS a monopolizzare il movimento – una tendenza insita nella concezione dell'EAM come movimento unitario ma sottoposto fatalmente all'egemonia comunista –, ritenendo che le due spiegazioni non si escludano.

Il volume offre – lo si capisce da questa breve descrizione – al lettore un'equilibrata rivalutazione critica delle maggior questioni riguardanti la resistenza greca. In questo senso la visione di Dreidoppel, pur accogliendo molte delle interpretazione dei post-revisionisti, si mostra assai più equidistante di Kalogrias, che in certi passaggi sembra quasi riassumere una prospettiva „da guerra fredda". Il libro però ha come limite il fatto di non presentare alcuna novità decisiva rispetto agli studi esistenti, soprattutto quelli greci. In parte ciò è dovuto al fatto che si concentra su questioni ormai ampiamente dibattute senza però utilizzare alcune fonte nuova. La maggior parte del volume si fonda, infatti, su memorialistica, di cui l'autore mostra una straordinaria conoscenza ma che difficilmente può offrire una prospettiva innovativa.

I volumi recensiti rispecchiano la ineguale distribuzione geografica della letteratura sulla seconda guerra mondiale nei Balcani. Essi confermano infatti che il caso jugo-

slavo rimane il più e meglio studiato, soprattutto per quanto riguarda l'occupazione italiana. Diversi studi su questo paese adottano metodologie raffinate e usano fonti in più lingue (non ultime quelle di provenienza jugoslava). Vi è ancora una relativa povertà di studi sulla Grecia occupata, sulla quale non è ancora disponibile un buono studio basato su fonti italiane o bulgare. Tale mancanza è riconducibile alla lentezza con cui gli italiani hanno affrontato il tema delle occupazioni e agli strascichi della guerra civile che hanno ritardato in Grecia la nascita di una storiografia scientifica sugli anni della seconda guerra mondiale. Gli studi su questo paese sono ancora molto legati al tema delle responsabilità della guerra civile e ciò lascia poco spazio a tematiche ed approcci di altro tipo. Vi è infine una quasi totale assenza di studi sull'Albania,[38] forse il caso più interessante per analizzare la politica italiana. Qui infatti l'Italia non dové venire a compromessi con l'ingombrante alleato tedesco e poté sviluppare una propria politica di occupazione autonoma. È imprescindibile avere un quadro più chiaro delle vicende di questo paese per comparare la politica italiana a quella tedesca e per comprendere la stessa politica italiana in altri paesi, in cui essa si appoggiò fortemente sull'elemento etnico albanese.

Diversi degli studi analizzati mostrano che un certo rinnovamento di prospettiva è in corso negli studi sull'Europa sud-orientale. In primo luogo vi è il superamento di una prospettiva esclusivamente nazionale che ha fatto sì che fino a pochi anni fa esistessero due letterature parallele, quella degli occupanti e quella degli occupati basate su problematiche e fonti del tutto diverse. Vi è inoltre il superamento di un approccio esclusivamente politico-militare, di storia „dall'alto", troppo ancorato al classico trinomio „occupazione-resistenza-collaborazione". Tali approcci erano decisamente influenzati dalle problematiche legate alla rifondazione sul piano materiale e simbolico dei paesi occupati nel dopoguerra. Vi è, inoltre, una tendenza a mettere in discussione l'esclusivo focus sul piano di analisi nazionale e un fecondo spostamento dell'attenzione sull'interazione tra piano locale, nazionale e trans-nazionale.[39] La storiografia si muove anche in questo campo verso quella che molti alcuni autori definiscono come una storia dell'esperienza della Seconda Guerra Mondiale.[40] Eppure

38 Se si eccettuano i lavori, non basati su fonti italiane, di B. J. Fischer, L'Anschluss italiano. La guerra in Albania (1939–1945), Besa 2007 (ed. or. 1999) e H. Neuwirth, Widerstand und Kollaboration in Albanien 1939–1944, Wiesbaden 2008.

39 Per tali considerazioni sono debitore alla, per me assai proficua, partecipazione ad un gruppo di ricerca tedesco-francese su „New Approaches to the History of the Second World War and Its Aftermath in Yugoslavia, Greece, and Albania (1939–1949)", diretto da Xavier Bougarel, Hannes Grandits, Sabine Rutar e Nathalie Clayer.

40 Il concetto di storia dell'esperienza, mutuato dal tedesco *Erfahrungsgeschichte*, è stato proposto dalla Commissione storica italo-tedesca come lente di analisi per elaborare un passato comune ai due paesi, cf. relazione finale scaricabile al sito: http://www.villavigoni.it/page.php?sez_id=11&pag_id=45&lang_id=1; 28. 1. 2016. Si veda anche a questo proposito il volume Der Zweite Weltkrieg in Europa. Erfahrung und Erinnerung, a cura di J. Echternkamp/S. Martens, Paderborn 2007.

è anche evidente che, rispetto ad altre aree, i Balcani rimangono meno interessati dal notevole rinnovamento che la letteratura sulle occupazioni ha sperimentato negli ultimi venti anni.[41] Permangono per certi versi gli steccati nazionali, spesso dovuti alla difficoltà per un singolo studioso a padroneggiare il composito mosaico linguistico di quell'area. Inoltre la difficile transizione al post-comunismo e la permanenza di un forte nazionalismo impediscono spesso il diffondersi di approcci meno influenzati da problematiche identitarie.

41 Rimando qui solo a due interessanti studi: C. Dieckmann, Deutsche Besatzungspolitik in Litauen 1941–1944, Göttingen 2011 e W. Lower, Nazi Empire-Building and the Holocaust in Ukraine, Chapel Hill NC etc. 2005.

Einzelbesprechungen

Übersicht

1	Allgemeines	491	5	Mittelalter (chronologisch)	538
2	Festschriften – Aufsatzsammlungen	499	6	Frühe Neuzeit (chronologisch)	590
3	Kongreßakten – Sammelbände	506	7	19.–20. Jahrhundert (chronologisch)	609
4	Historische Hilfswissenschaften	533	8	Italienische Landesgeschichte (Nord-, Mittel-, Süditalien)	632

Agostino Paravicini Bagliani, Il papato e altre invenzioni. Frammenti di cronaca dal medioevo a papa Francesco, Firenze (SISMEL – Edizioni del Galluzzo) 2014 (mediEVI, 5), IX, 200 S., ISBN 978-88-8450-568-2, € 20.

Agostino Paravicini Bagliani gehört zu den führenden Papstforschern der Gegenwart. Weniger bekannt ist die Tatsache, dass er für die Tageszeitung „La Repubblica" bereits seit langem regelmäßig Artikel verfasst, in denen (aktuelle) Themen der Papst- und Kirchengeschichte knapp und gut verständlich abgehandelt werden. Anlässlich seines 70. Geburtstags hat man sich bei den Edizioni del Galluzzo (Sismel), wo Paravicini Bagliani in der Nachfolge Claudio Leonardis das Verlagsschiff durch mehr oder weniger schwere Wasser steuert, dazu entschlossen, den „presidente" mit einer Sammlung von zwischen 2005 und 2014 in der „Repubblica" erschienenen Artikeln zu ehren. Und man wird wohl sagen dürfen: das Ergebnis kann sich sehen lassen, lernt man jetzt doch einen Historiker kennen, dem die Gabe gegeben ist, komplexe historische Sachverhalte allgemeinverständlich – und spannend – zu vermitteln. In einem ersten, „Cronache da Giovanni Paolo II a Francesco" überschriebenen und in fünf Unterkapitel gegliederten Teil (I. I funerali di Giovanni Paolo II; II. L'elezione di Benedetto XVI; III. Il papa e gli intrighi. L'imprevisto nel pontificato di Benedetto XVI; IV. La rinuncia di Benedetto XVI; V. Francesco) wird nicht nur päpstliche Tagespolitik erläutert, sondern ausgehend vom „Moment des Schreckens", den jeder Pontifikatswechsel darstellt, zur Wunderwelt päpstlicher Symbolik übergeleitet. Diese, zu großen Teilen im Mittelalter wurzelnde, uns Zeitgenossen so häufig unverständlich oder gar lächerlich anmutende Symbolwelt – man denke nur an die im internationalen Zeitungsdschungel breit kommentierten roten Schuhe Benedikts XVI., – wird kompetent und konzise erläutert. So erfährt man en passant in lockerem, jedoch niemals oberflächlichem Plauderton, seit wann das Konklavegeheimnis verbindlich ist oder weshalb die Missachtung des päpstlichen, auf der Opposition von weiß und rot gründenden Farbcodes durch Papst Franziskus bereits von Pontifikatsbeginn an Hoffnungen auf einen Politikwechsel, auf ein neues *aggiornamento* wach werden ließ. Das Faktum, dass Benedikt XVI. bei einem Besuch am Grab Cölestins V. sein Pallium zurückließ, gibt nicht nur Anlass zu Ausführungen über Geschichte und Funktion

dieses Kleidungsstücks, sondern wird in den großen Problemkreis der Papstrücktritte eingeordnet. Überhaupt erfährt man einiges über Bedeutung und Wandel päpstlicher Gewandung – von der Mozetta über den Camauro bis hin zum Hermelin. Redundanzen bleiben angesichts der 39 Artikel allein des ersten Teils – sollte man besser von Glossen sprechen? – nicht aus. Paravicini Bagliani hat – und das wird sehr schnell deutlich – Lieblingsthemen, die immer wiederkehren. Dazu gehört die Farbsymbolik, insbesondere das päpstliche weiß-rot, ebenso wie die Bedeutung der langen Vakanz in den Jahren 1265–1268 für die Entstehung des Konklaves. Auch die Gestalt Bonifaz' VIII. wird zum Wiedergänger und zieht sich wie die Bedeutung der Optik am Papsthof des 13. Jahrhunderts als roter Faden durch den Band. Ein zweiter Teil ist sehr viel allgemeiner mit „Il Papato e la storia" überschrieben und behandelt unterschiedliche Aspekte päpstlicher Machtausübung und des damit verbundenen Machtanspruchs. Indem die den Pontifikat Benedikts XVI. beschädigende Vatileaks-Affäre als „neues Gift" charakterisiert wird, gelingt der gedankliche Brückenschlag vom Gift, das in Mittelalter und Früher Neuzeit die päpstliche Integrität gelegentlich in Mitleidenschaft zog, hin zu den Gefahren einer Informationsgesellschaft, die auch vor den Toren der päpstlichen Gemächer nicht Halt macht. Selbstredend nutzt der Autor eben diesen Vertrauensbruch im unmittelbaren Umfeld des Papstes dazu, einen Blick auf die Wohnsituation der mittelalterlichen Päpste zu werfen. In einem dritten Teil – „Le Provocazioni del Medioevo" – wird schließlich versucht, die Bedeutung des Mittelalters für die Gegenwart zu demonstrieren. Die Themenvielfalt, die hier abgehandelt wird, ist erstaunlich und zeugt vom breiten, eben nicht nur auf das Mittelalter oder die Kirchengeschichte beschränkten Wissens- und Bildungshorizont des Verfassers. Das Spektrum reicht von Gedanken zur Entstehung Europas oder zum Verhältnis von Islam und Christentum über den Reliquienkult als „grande rivoluzione cristiana" bis hin zur Gestalt Anne Boleyns oder der Reflektion über das eigene Metier des Historikers. Äußerungen Benedikts XVI. zur Bedeutung von Hölle und Exkommunikation werden nicht als Provokation bewertet, sondern klar als das benannt, was sie sind: Verlautbarungen des Lehramts, die fest in einem jahrhundertealten Glaubensgebäude verankert sind – worauf Paravicini Bagliani maliziös hinweist und so die Aufregung (im besten Falle Verständnislosigkeit) im Lager der Vaticanisti ad absurdum führt. Rom und das Papsttum sind die großen Protagonisten des schmalen Bandes – Rom ist derart omnipräsent, dass gar von einer päpstlichen Dekretale „Vox in Roma" gesprochen wird, wo es doch nur „Vox in Rama" heißen müsste. Solche kleineren Lapsus schmälern das Lesevergnügen kaum – eher im Gegenteil. Bei Paravicini Baglianis Beiträgen handelt es sich sicher nicht um eine verkappte, durch historische Inhalte veredelte Form der „Streichholzbriefe", mit denen Umberto Eco im „Espresso" italienisches und internationales Tagesgeschehen kommentiert und (mitunter satirisch) verarbeitet hat. Sie sind aber in jedem Falle genauso belehrend und unterhaltsam.

Ralf Lützelschwab

Conciliorum oecumenicorum generaliumque decreta. Editio critica, ed. Istituto per le scienze religiose, Bologna, general ed. Giuseppe Alberigo†, Alberto Melloni, Bd. 2: The general councils of Latin Christendom, Tl. 1: From Constantinople IV to Pavia-Siena (869–1424), hg. von A. García y García, P. Gemeinhardt, G. Gresser, T. Izbicki, A. Larson, A. Melloni, E. [statt J.] Miethke, K. Pennington, B. Roberg, R. Saccenti, P. Stump; Tl. 2: From Basel to Lateran V (1431–1517), hg. von F. Lauritzen, N. H. Minnich, J. Stieber, H. Suermann, J. Uhlich, Turnhout (Brepols) 2013 (Corpus Christianorum) XII, 1518 S., ISBN 978-2-503-52527-3, € 740 (+ Steuer).

Aus vergleichsweise bescheidenen Anfängen hat sich ein imposantes Werk entwickelt, ein Triptychon, dessen Mittelstück nun zu besichtigen ist. Der erste und der dritte Band in der chronologischen Reihe waren schon 2006 (S. und 2010 erschienen, ein weiterer von 2013 mit einer allgemeinen Einleitung und Indices bildet den Abschluss. Der hier anzuzeigende Teil ist umfangreicher ausgefallen als die drei anderen zusammen. Ausgangspunkt war der verdienstvolle Band von 1962, Conciliorum oecumenicorum decreta, in handlichem Format, doch immerhin schon 864 Seiten stark. Damit wurde eine deutlich bessere Textgrundlage für die Beschlüsse der allgemeinen Konzilien verfügbar, als sie etwa die amplissima collectio von Giovanni Domenico Mansi (und Fortsetzern), nach wie vor unersetzt als die bei weitem umfassendste Zusammenstellung von Texten zu den Konzilien der älteren Zeit, geboten hatte. In jenem Bande sind – abgesehen vom Vaticanum I – allein diejenigen Synoden berücksichtigt, die im ausgehenden 16. Jh. zu Generalkonzilien erklärt worden waren – gemäß dem damaligen Standpunkt der katholischen Kirche (und den damaligen historischen Kenntnissen); auch nannte man sie allesamt ökumenisch, obwohl, wenn man „Ökumene“ als Bezeichnung für die gesamte Christenheit versteht, diese Eigenschaft nach der Spaltung zwischen Ost und West allenfalls für das Unionskonzil von Ferrara-Florenz 1438–1439 zutrifft. Opportun waren somit neue Überlegungen, um in einer Vorentscheidung festzulegen, welche Synoden in die vorbereitete Ausgabe aufgenommen werden sollten. Anlass für eine solche Überprüfung, und zwar in besonderem Maße für den jetzt vorliegenden mittleren Teil des Werkes, gibt schon der zeitgenössische Sprachgebrauch: In der Tendenz galt mindestens seit dem 11. Jh. die vom Papst einberufene Versammlung als *generalis sinodus* oder *concilium generale*, sofern der Teilnehmerkreis nicht beschränkt war auf die Immediat-Bistümer Mittelitaliens, also auf die virtuelle Kirchenprovinz Rom. Vor diesem Hintergrund ist das Ergebnis nicht recht überzeugend. Zu den traditionell anerkannten Konzilien zwischen Konstantinopel IV und Lateran V, dem 8. und dem 18. der herkömmlichen Zählung – das sind: Lateran I-IV, Lyon I-II, Vienne, Konstanz, Basel mit Einschluss des Nachklangs in Lausanne sowie der parallelen Kirchenversammlung in Ferrara-Florenz-Rom – gibt es zwar Ergänzungen, aber diese bleiben beschränkt auf Pisa 1409 und Pavia-Siena 1423–1424. Wichtiger jedoch als eine Erörterung der allzu zaghaft ausgefallenen Neuorientierung ist die Hervorhebung dessen, was diese Ausgabe bietet. Das sind an

erster Stelle vertrauenswürdige Texte der Beschlüsse. Zu unterscheiden war bei den sogenannten Reformkonzilien des 15. Jh. zwischen solchen mit rein verfahrenstechnischem Inhalt wie die Festsetzung des Termins der nächsten Sitzung und solchen mit weiter reichender Bedeutung. Für die Wiedergabe der eigentlichen Entscheidungen ist große Sorgfalt auf die Textherstellung gerichtet worden, aber die Neubearbeitung ist bei den einzelnen Versammlungen mit unterschiedlicher Tiefe erfolgt. Ausnahmsweise konnte auf eine moderne Edition zurückgegriffen werden wie beim 4. Laterankonzil auf die Ausgabe von Antonio García y García oder bei der Synode von Pavia-Siena auf den Quellenband, der die Darstellung von Walter Brandmüller begleitet. Häufig sind vorhandene Editionen miteinander verglichen worden, insbesondere die Fassung im genannten Band von 1962 mit älteren Drucken wie Mansi, aber auch mit der kanonistischen Tradition, für welche die Ausgabe des Corpus iuris canonici von Emil Friedberg zugrunde gelegt worden ist. Hervorhebende Erwähnung verdienen die Fälle, in denen die Texte direkt aus der handschriftlichen Überlieferung erarbeitet worden sind: Lyon II durch Burkhard Roberg, Vienne durch Riccardo Saccenti, Pisa durch Jürgen Miethke, Konstanz durch Phillip Stump, Basel durch Joachim Stieber (mit 490 Seiten umfangreich wie ein eigenes Buch) – bei den beiden letztgenannten Konzilien ist schon die Zahl der herangezogenen Handschriften imponierend, 18 beziehungsweise 29. Der den Texten beigegebene Sachkommentar weist vor allem die Herkunft von Zitaten und Parallelstellen nach. Zu jedem Konzil gibt es als Einleitung eine Einführung in den historischen Zusammenhang sowie Auskunft über die Überlieferung und über Spezialliteratur. Am Schluss des zweiten Teilbandes folgen ein Index der Bibelzitate und ein Verzeichnis der in den Konzilsdekreten nachzuweisenden Quellen. Dieses ist eine höchst nützliche Ausgabe, sie stellt Texte von grundlegender Bedeutung nicht nur für die Entwicklung der Doktrin, sondern ganz allgemein für die Kirchengeschichte zusammen. Nur schade, dass diese so eindrucksvolle Edition durch die Preisgestaltung für Privatpersonen wohl meist außerhalb der finanziellen Reichweite liegt.

Dieter Girgensohn

Andrea Morpurgo, Il cimitero ebraico in Italia. Storia e architettura di uno spazio identitario, Macerata (Quodlibet) 2012, 215 S., ISBN 978-8874625116, 25 €.

Der jüdische Friedhof, der wie kaum ein zweiter Ort der historischen jüdischen Topografie Schnitt- und Bruchstellen religiöser Tradition und geschichtlicher Entwicklung objektiviert, ist nicht zuletzt dieser Zeigerfunktion wegen zum Gegenstand zahlreicher Forschungsarbeiten geworden (vgl. dazu etwa Falk Wiesemann, Sepulcra judaica. Bibliographie zu jüdischen Friedhöfen und zu Sterben, Begräbnis und Trauer bei den Juden von der Zeit des Hellenismus bis zur Gegenwart/Jewish Cemetries, Death, Burial and Mourning from the Period of Hellenism to the Present. A Bibliography. Klartext Verlagsgesellschaft, Essen 2004). Auch für den italienischen Kontext existieren entsprechende Studien, die indes vorrangig Friedhöfe einzelner Kommunen in den

Blick nehmen (Ori [2001], Lupinelli [2005], Balboni [2011], Levi [2013]). Andrea Morpurgos Studie hebt sich hiervon ab: Architekturhistorisch angelegt geht seine Arbeit auf jüdische Friedhöfe in ganz Italien ein und untersucht sie mittels quantitativer und qualitativer Analysen hinsichtlich ihrer identifikationsstiftenden Bedeutung für ein dem Wandel der Zeit unterliegendes jüdisches Selbstverständnis. Seinen umfassenden Zugriff problematisiert Morpurgo zu Beginn seiner Ausführungen (S. 13). Der methodischen Herausforderung begegnet er durch Schwerpunktsetzungen: Nach einigen Schlaglichtern auf die Besonderheiten aschkenasischer und sephardischer Sepulkralkultur und in die Frühgeschichte jüdischer Friedhöfe in Italien (*campi/campacci*, *orti/ortacci*) vor den Stadtmauern geht er zunächst auf die Herausbildung eines „exotischen" Stils im ausgehenden 18. Jh. ein. Dieser wurde im Synagogenbau und der Friedhofsgestaltung sichtbar und entstand in Antwort auf Fragen, die die rechtliche Gleichstellung, der Zuzug in urbane Zentren und das an Bedeutung gewinnende bürgerliche Leitmotiv an die jüdische Lebenswelt Italiens stellten. Als jüdisches Distinktionsmerkmal und Möglichkeit der Selbstverortung in der Moderne stand diesem „Orientalismus" eine antisemitisch gefärbte Fremdorientalisierung gegenüber. Indes umreißt der Autor diese Bezüge nur, schön wäre an dieser Stelle eine ausführlichere Integration des Themas in den Fragehorizont des Buches gewesen, der über das Architektonische hinausgeht. Ihm wird zudem auch in der Forschung Rechnung getragen (Kalmar/Penslar [2005], Aschheim [2010]). Der Gegenstand des angezeigten Buches hätte hier weiterreichende Anknüpfungspunkte gefunden. Im Folgenden konzentriert sich die Darstellung auf die Entstehung, Entwicklung und die Besonderheiten größerer jüdischer Friedhöfe Italiens (Triest, Florenz, Livorno, Turin, Genua, Rom, Modena, Bologna, Mailand, Neapel, Ancona, Venedig und Ferrara). Eindrücklich zeigt sich dabei die Interdependenz der jüdischen und der allgemeinen Geschichte: Für den wechselvollen Umgang mit den Juden Italiens, einer je nach politischer Lage zwischen Duldung, Privilegierung, Diskriminierung, Ausweisung und Reintegration in einem Zustand dauernder Unsicherheit lebenden Bevölkerungsgruppe, erscheint der jüdische Friedhof als Seismograf. Im Zeitalter der Emanzipation etwa avancierte dieser Ort zum Indikator assimilatorischer Tendenzen (S. 67, 97), wie Morpurgo expliziert. Nicht länger wurden alle Toten in gleicher Weise zu Grabe getragen und bestattet, vielmehr spiegelten sich in Anlehnung an die bürgerliche Kultur der Mehrheitsgesellschaft soziale Unterschiede wie auch Berufsstand und gesellschaftliche Bedeutung des Verstorbenen in Trauerzügen, Grablegung und Grabgestaltung wider. Teil dieses Prozesses war die Herausbildung einer jüdischen Grabikonografie mit zeitgenössischer Anlehnung an ägyptische und antike Elemente; das „erzählende" Grab entstand (S. 146 f. und S. 149). Ein abschließendes Kapitel befasst sich mit den zahlreichen Gewaltakten gegen jüdische Beerdigungszüge und Grabfelder. Es dokumentiert Beschimpfungen, den verhinderten Landerwerb jüdischer Gemeinden zum Zweck der Friedhofserrichtung, die Schändung, Zerstörung oder Nutzung von Grabsteinen als Baumaterial und die Versuche, diesen Tendenzen mit gesetzlichen und polizeilichen Mitteln Herr zu werden. Morpurgo geht ferner auf die auch den

jüdischen Friedhof betreffenden Restriktionen im Faschismus und die Auswirkungen der Shoah auf die Infrastruktur der jüdischen Gemeinden Italiens ein. Ein umfassender Fußnotenapparat, ein ebensolcher Bild- und Kartenteil und eine nach Regionen unterteilte Auflistung kleinerer jüdischer Friedhöfe Italiens mit einer jeweils kurzen Beschreibung runden das Buch ab. Es erlaubt einen differenzierten Einstieg in das Forschungsthema und bietet Anregungen für die weitere Beschäftigung mit ihm.

Carolin Kosuch

Simona Marchesini/Nicoletta Martinelli/Anna Paini/Maria Clara Rossi (a cura di), Seconda e terza generazione. Integrazione e identità nei figli di migranti e coppie miste, Verona (Alteritas) 2014, 266 pp., ISBN 978-88-907900-2-7, € 14.

Come è ormai ben noto, figli e i nipoti di immigrati o i nati da coppie miste costituiscono un banco di prova importante del processo di integrazione sociale e culturale, che può variare in relazione a diversi parametri, quali la provenienza geografica, la nazionalità dei genitori, la religione, la lingua, la propensione del gruppo di appartenenza a inserirsi nella comunità di 'adozione', l'autocoscienza (individuale e di gruppo) e la scolarità. Nei figli e nei nipoti di immigrati o nati da coppie miste emergono però anche dinamiche culturali nuove ed eterogenee rispetto a quelle dei genitori. Alcuni fattori, tra i quali la distanza geografica rispetto al luogo di provenienza, talvolta frequentato solo per brevi periodi, o il livello culturale possono facilitare l'integrazione con il paese di adozione. Tuttavia si nota non di rado un 'ritorno alle origini' e una riscoperta delle proprie radici, data anche la difficoltà di riconoscersi totalmente nelle identità culturali del territorio di accoglienza. È all'interno di questo quadro che si possono innescare fenomeni di scambio culturale e di approfondimento nella conoscenza dell'altro. Il volume curato da S. Marchesini, N. Martinelli, A. Paini e M. C. Rossi, che fa seguito a un convegno sull'argomento organizzato dall'associazione culturale „Alteritas", ambisce a fornire un quadro complessivo del fenomeno in chiave storica, sociologica e antropologica. I saggi che lo compongono sono inseriti in sezioni ordinate secondo criteri cronologici e tematici. Inaugura il libro la sezione archeologica, che contiene due importanti studi di Gillian Shepherd (Intermarriage, Integration and Identity in Archaic Sicily: the Archaeological Evidence) ed Enrico Benelli (Etruria, terra di migranti. Mobilità e integrazione di elementi allogeni dalla documentazione epigrafica) dedicati rispettivamente alla questione dei 'matrimoni misti' nella Sicilia arcaica e al problema dell'immigrazione in Etruria sulla base dei documenti epigrafici. Seguono tre saggi riguardanti la storia romana, la storia medievale e la storia moderna: quello di Serena Zoia (Integrazione ‚a rovescio': seconde e terze generazioni nell'epigrafia di Mediolanum romana) che esamina il caso di *Mediolanum*, una delle più importanti città dell'Italia settentrionale romana; quello di Claudio Azzara e Arianna Bonnini (Barbari o Romani: i principi dell'Occidente altomedievale fra tradizioni tribali e acculturazione romano-cristiana)

che si occupa del rapporto fra etnia e acculturazione nell'Europa medievale; quello di James Nelson Novoa (Being Portuguese, Becoming Roman), che affronta il tema delle identità multiple in ambito portoghese. La sezione antropologica è composta da due interventi: nel primo, Annalisa Di Nuzzo (Rivoluzioni silenziose. Nuovi sistemi familiari, genitori e figli nel meridione italiano multietnico) analizza il problema dei mutamenti antropologici che costituiscono il portato dei nuovi nuclei familiari composti da immigrati o da coppie multietniche, mentre nel secondo Sabaudin Varvarica (La nuova generazione dei figli di genitori migranti provenienti dall'Albania tra aspirazioni individuali e aspettative genitoriali) riflette in chiave antropologica sul caso particolare concernente l'integrazione nella società italiana dei figli di genitori albanesi. Nella sezione socio-demografica, Chiara Maccacaro (In equilibrio tra origini e cittadinanza. Una prima riflessione sociologica sui dati demografici di una città di media grandezza: Verona) offre alcuni dati di notevole interesse riguardanti il contesto veronese, mentre Serena Piovesan (Canali e processi di trasmissione intergenerazionale di una pratica tradizione in emigrazione: il caso della danza nel flusso migratorio tra Moldavia e Trentino) analizza il problema della trasmissione intergenerazionale delle tradizioni del paese di appartenenza soffermandosi su un caso particolare di grande fascino e suggestione. L'ampia sezione socio- ed etnolinguistica è aperta da un contributo di Jean Ann (A Linguist's Family Artifacts: Memories of Language and Identity), dedicato al rapporto fra lingua, memoria e identità etnica; seguono i saggi di Jinny Choi (Transnational Migration and Settlement of Asians in Americas: How different are Asians in South America and North America?), sul tema dell'influenza del contesto geografico, sociale e culturale sull'identità degli immigrati; e quelli di Ana Kozlovački (Ethnolinguistic Vitality among the First and Second Generation of Speakers of Serbian in New York) e di Rosa Maria Torrens Guerrini (Gli Italiani in Catalogna: le famiglie miste. Trasmissione linguistica intergenerazionale, identità etnico-linguistiche e usi linguistici) sull'uso della lingua di origine nel luogo di immigrazione. Alla Geografia antropica e alle Scienze dell'Educazione sono poi rispettivamente dedicati gli studi di Emanuela Gamberoni e Mambulu Ekutsu (Seconde generazioni e formazione universitaria: il caso del Veronese), e Alessio Surian e Marwa Mahmoud (La dimensione culturale nei percorsi educativi di cittadinanza attiva). Conclude il volume il lavoro di Francesca Vitali (Integrazione e identità: il contributo dell'attività motoria e sportiva) sulle Scienze dello Sport. Come è evidente da questa breve presentazione, „Seconda e terza generazione. Integrazione e identità nei figli di migranti e coppie miste", seppur privo di un solido filo conduttore teorico che vada oltre la giustapposizione di singoli temi e *case-studies*, e sebbene tenda a volte ad equiparare in maniera incongrua fenomeni assolutamente diversi quali l'immigrazione antica e medievale e quella contemporanea, fornisce comunque molti dati utili a tutti coloro che, per motivi professionali o scientifici, o anche per un interesse ‚umanitario' e solidale, siano chiamati a confrontarsi con il tema dell'immigrazione.

Marco Di Branco

Henning Trüper, Topography of a Method. François Louis Ganshof and the Writing of History, Tübingen (Mohr Siebeck) 2014 (Historische Wissensforschung 2), VIII, 437 pp., 13 ill. col. e b/n, ISBN 978-3-16-153177-4, € 59.

Nel 1989, la pubblicazione della prima edizione in traduzione italiana, apparsa nel 514° volume della collana editoriale „Piccola Biblioteca Einaudi", dell'opera del medievista belga Louis Ganshof (1895–1980) dal titolo *Che cos'è il feudalesimo?*, ha suscitato un'eco protrattasi ben al di là della ristretta cerchia degli „addetti ai lavori". Per la prima volta, il conoscitore della lingua italiana poteva leggere, in appena 215 pagine, una descrizione del sistema feudale che archiviava definitivamente, facendo ricorso ad un'argomentazione allo stesso tempo rigorosa e scorrevole, il vecchio e desueto quadro della „piramide feudale", ereditato da tutta una messe di informazioni superficialmente riportate nei manuali scolastici. La limpida traduzione in lingua italiana, presentata dal medievista Ugo Gherner, colpiva il lettore colto per uno stile di scrittura preciso e asciutto, capace di suscitare l'interesse per la metodologia di scrittura della storia adottata dal cattedratico nel corso della sua lunga carriera come professore di Storia Medievale presso la belga *Universiteit Gent* (1923–1961). La risposta a questa domanda è arrivata nel 2014 con il volume, scritto in lingua inglese, di Henning Trüper (1977), dal titolo esemplificativo di *Topography of a Method*. Sul significato attribuito dal ricercatore dell'*Institute for Advanced Studies* di Princeton al metodo di indagine dell'analisi dell'ampia produzione storiografica di Ganshof è necessario leggere il paragrafo, dal titolo omonimo a quello della monografia, ed in particolare quanto osservato alle pagine 19–20: „The production of scientific knowledge became recognizable as an intricate and messy situational affair, defying a general, abstract account of scientific method as a rational and theory-guided regime, or as a function of underlying large-scale social processes". Le premesse di natura euristica ed epistemologica, dettagliatamente sviluppate nel capitolo introduttivo (pp. 1–34), trovano la loro equilibrata applicazione nelle quattro parti che compongono l'opera, senza mai sovrapporsi ad una ricostruzione d'insieme che parte dallo spoglio sistematico della documentazione inedita sul medievista belga riportata alla luce dalla consultazione di 20 fondi archivistici. Come sottolineato dallo stesso autore all'inizio del volume (p. 1), *This book's journey into print has been a bit of an odyssey*: l'opera può essere considerata, non a torto, il risultato di un paziente lavoro di ricerca presso sedi archivistiche e documentarie spagnole, belge, svizzere, francesi e tedesche. Nella prima parte (pp. 35–111), il Trüper indaga sulla lingua adoperata dal Ganshof, in una prospettiva che mira a chiarire quali scelte a carattere biografico, metodologico e ideologico siano alla base della produzione scritta del Ganshof, a partire dall'analisi dei *Cours pratique d'histoire*, schede e dispense ricavate dai seminari tenuti dal successore di Henri Pirenne a partire dal 1921. La seconda parte del volume (pp. 113–218) prende in analisi il rapporto tra i concetti di „tempo" e di „spazio" nella scrittura storica di Ganshof. Prendendo spunto dalle impressioni annotate dall'accademico di Gand in occasione della sua visita alla Cappella Palatina

di Aquisgrana nel 1935, il Trüper evidenzia come nella scrittura dell'allievo di Pirenne (1862–1935), il concetto di tempo fosse quello predominante, l'unico davvero in grado di offrire i punti di riferimento necessari ad una scrittura allo stesso tempo rispettosa della continuità storica e dell'ordine narrativo. A partire dalla partecipazione del medievista belga alle attività del *Comité International des Sciences Historiques*, la cui fondazione risale al 1926, è incentrata la terza parte (pp. 219–308), che verte sui rapporti intessuti a livello internazionale dallo studioso del feudalesimo con esponenti provenienti dalle nazioni che nel corso della Seconda Guerra Mondiale entreranno in conflitto tra loro. Se l'analisi della produzione scrittoria redatta nella fase precedente lo scoppio del secondo conflitto mondiale *was a beginning*, quanto scritto dal Ganshof dagli Anni Cinquanta alla sua morte, tema centrale della quarta ed ultima parte del volume (pp. 309–391), costituisce la piena maturità ed il lascito più significativo dello storico belga alle generazioni successive. Attraverso un'attenta disamina di due fotografie (schedate a p. IX) del 1959 e del 1963 ritraenti François Louis Ganshof al suo tavolo di lavoro, il Trüper ricostruisce in un quadro d'insieme i singoli dettagli che compongono l'autorappresentazione dell'attività intellettuale „propagandata" dallo storico del feudalesimo. Dall'analisi delle foto e delle litografie poste alle spalle dello storico, fotografato all'interno del suo studio nell'atto della lettura delle fonti, le quali rispettivamente „One shows Pirenne, another one King Albert: the lares of Ganshof's working life, symbolic figures of historical time and the time of scholary work respectively", alla comparazione tra le bozze in francese e in inglese della seconda edizione (1944) dell'opera *Qu'est –ce que la féodalité?*, prende corpo, pagina dopo pagina, il profilo intellettuale ed umano di un umanista capace di sviluppare in una molteplicità di direzioni, dalle monografie alle dispense per gli studenti, dalle note agli interventi polemici sulla stampa periodico-divulgativa e accademica, gli insegnamenti del maestro Henri Pirenne, riassumibili in un continuo dialogo critico con le fonti e con i grandi maestri della storiografia, da Thomas Babington Macaulay (1800–1859) a Theodor Mommsen (1817–1903). A conclusione del volume, una bibliografia (pp. 393–420) composta, oltre alle già citate fonti inedite, dall'elencazione di 446 autori, alla quale segue un indice dei nomi e delle cose notevoli (pp. 421–437) dell'estensione di 773 voci, completano uno studio monografico che rappresenta, nel migliore dei modi, il livello scientifico e qualitativo raggiunto dalla teoria e storia della storiografia di area tedesca negli ultimi anni. Marco Leonardi

Città e campagne del basso Medioevo. Studi sulla società italiana offerti dagli allievi a Giuliano Pinto, Firenze (Olschki) 2014 (Biblioteca dell'Archivio storico italiano 37), VIII, 266 pp., ISBN 978-88-222-6321-6, € 30.

La varietà dei contributi in questo volume rispecchia la varietà degli interessi del dedicatario. Le indagini di Giuliano Pinto hanno riguardato prevalentemente (sebbene non esclusivamente) la realtà socio-economica dell'Italia centro-settentrionale negli

ultimi secoli del Medioevo. Il nucleo più consistente di saggi verte proprio su questo e dà il titolo al volume. Maria Ginatempo (Vivere ‚a modo di città'. I centri minori italiani nel basso Medioevo: autonomie, privilegio, fiscalità) si sofferma sulla subordinazione fiscale alle città dei centri minori. Lo statuto di parziale privilegio riconosciuto a questi ultimi nelle prime fasi dell'espansione territoriale fu oggetto di aspre contese tra XIV e XV secolo. Sono questi, dunque, i secoli della difesa della ‚libertà' contro lo strapotere delle città e dei signori dominanti. Pur se dedicato alla storiografia primo-novecentesca anche il contributo di Francesco Pirani (Le ‚origini' dei comuni rurali nelle Marche: un tema storiografico della medievistica del primo Novecento) mette al centro dell'indagine i piccoli centri. Fu infatti attorno allo studio delle origini dei comuni rurali marchigiani che la migliore medievistica italiana (Volpe, Caggese, Luzzatto e altri) si esercitò a riconoscere gli attori principali di quel fenomeno. Lungo questo filone di studi si muovono Piero Gualtieri (In vista della città. Disponibilità economica e mobilità sociale nel contado pistoiese della prima metà del Duecento) e Lorenzo Tanzini (I contadini dell'abbazia. Proprietà agricola e società nelle terre di S. Pietro a Ruoti in Valdambra nel Trecento). Gualtieri descrive nel dettaglio l'inurbamento di un abitante del contado pistoiese, mettendo in evidenza la vitalità economica delle valli appenniniche, laboratorio sociale non meno interessante della città. Tanzini, dopo aver indagato le modalità della produzione agricola della badia di Ruoti, basandosi su brevi ricordi che un abate affidò ai registri di amministrazione, offre un inedito scorcio delle relazioni sociali tra abbazia e dipendenti nei primi anni del Trecento. Il secondo filone riguarda la società cittadina e la sua produzione scritta. Anna Airò (Due volte angioina. Note sulle relazioni tra la città di Taranto e i suoi signori nel XIV secolo) si pone in ideale continuità con Maria Ginatempo. Nell'Italia regnicola, infatti, anche le città propriamente dette erano soggette a poteri territoriali. Nel caso specifico di Taranto a due enti egemonizzati dagli Angiò: il Regno e il Principato di Taranto. Airò propone una fine lettura dei privilegi conservati, attraverso i quali può essere ricostruito il dibattito politico interno alla comunità cittadina. Sempre legato all'espressione archivistica di una realtà urbana è il saggio di Antonella Moriani („Questo presente libro sia et esser possa consolatione de' poveri de' Christo". Il sistema documentario della Fraternita dei Laici di Arezzo tra XIV e XV secolo). Fin dalla metà del secolo XV la Fraternita istituì un sistema di controllo documentario „basato sulla molteplice e sincronica registrazione dei molteplici fatti amministrativi e contabili". Il terzo e più corposo nucleo di saggi riguarda infine la società fiorentina tra il secolo XI e il Rinascimento. Maria Pia Contessa – Il monastero di San Salvi nei suoi rapporti con la società fiorentina e con l'ordine benedettino vallombrosano (1048–1250) – dopo aver chiarito alcuni aspetti dell'origine di questo cenobio ne descrive l'espansione patrimoniale soprattutto in relazione ai legami con le maggiori famiglie dell'aristocrazia consolare (Uberti, Giochi, Caponsacchi, Donati). Sergio Tognetti (Nuovi documenti sul fallimento della compagnia Frescobaldi in Inghilterra) valorizza documentazione, finora sconosciuta, rinvenuta in alcune imbreviature notarili del secondo decennio del Trecento; da essa emerge

come i Frescobaldi, grandi e ‚moderni' imprenditori della finanza, coordinassero la propria azione collettiva attraverso pratiche ancora intrise di una certa ritualità ‚clanica'. Claudia Tripodi – I Cerchi tra trasmissione documentaria e oscillazioni sociali: dal „Quadernuccio" di spese di messer Consiglio (1275–1294) ai registri di Bindaccio (secc. XV–XVI) – descrive la lunga parabola della famiglia magnatizia fiorentina: dall'ascesa rapidissima nel Duecento, all'esclusione politica e alla parziale rovina economica, alla rinnovata fortuna del secolo XV. Secondo l'autrice il riscatto della famiglia fu dovuto in buona parte al capitale immateriale fatto di *know-how* mercantile-finanziario e di memoria familiare. All'impiego di un simile capitale immateriale si dedica Francesco Salvestrini: *Fama sanctitatis* e strumentalizzazione politica dell'agiografia in età umanistica. La *Vita* del beato Orlando de' Medici eremita († ca. 1386). La memoria di un oscuro eremita padano dalla santità incerta fu infatti usata per la glorificazione familiare prima dei Pallavicino e poi dei Medici. In chiusura del volume Veronica Vestri (Alcuni documenti ‚recuperati' su Bartolomeo Ammannati e lo sfruttamento delle cave della Versilia) ci riporta, attraverso il sublime dell'arte, alla dimensione materiale. Una fortunata scoperta archivistica permette, infatti, di gettare ulteriore luce sul funzionamento dell'attività di cava e sull'impiego (anche in termini di rappresentanza) dei marmi della Versilia in età medicea. Enrico Faini

Ugo Tucci, Venezia e dintorni. Evoluzioni e trasformazioni, Roma (Viella) 2014 (Deputazione di storia patria per le Venezie, Studi 6) XIII, 328 S., ISBN 978-88-6728-307-1, € 50.

Dies ist eine Gedächtnisschrift. Ugo Tucci ist am 13. März 2013 im Alter von 95 Jahren verstorben. Um den angesehenen Wirtschaftshistoriker zu ehren, hat die *Deputazione di storia patria* in Venedig, wo er zwei Jahrzehnte lang gelehrt hatte, eine Auswahl seiner Aufsätze veröffentlicht. Die Tätigkeit in einer so traditionsreichen Hafenstadt legte den Fernhandel als Untersuchungsgegenstand nahe, das hat der Vf. mit seinem theoretischen Interesse kombiniert, indem er konkrete historische Themen bearbeitete und zugleich nach den Ursprüngen des Kapitalismus forschte. An die Spitze gestellt worden ist folgerichtig der Aufsatz von 1962, in dem der Zusammenhang beleuchtet wird: Alle origini dello spirito capitalistico a Venezia: la previsione economica. In der Tat lassen sich Grundprinzipien des Kapitalismus schon früh bei den venezianischen Kaufleuten aufspüren: das von Angebot und Nachfrage bestimmte Marktgeschehen, die Verbindung von Investition und unternehmerischem Wagnis, die bei gutem Gelingen zur Grundlage von Gewinn und Kapitalakkumulation führen kann. Dass Geschicklichkeit allein ohne Glück nicht ausreichte, besonders auf hoher See, das war dem bewusst, der sein Kontobuch eröffnete mit dem Motto: *Al nome de Dio e de bon guadagno* (Giacomo Badoer). Es folgt ein Artikel von 1973, Credenze geografiche e cartografia: Kaufmännische Erfahrung musste durch geographisches Wissen unterstützt werden; fehlen durfte es auch nicht an präzisen Kenntnissen der

wirtschaftlichen Gegebenheiten an den einzelnen Handelsplätzen, ergänzt durch ein funktionierendes System der Nachrichtenübermittlung, damit sich die Entscheidungen zum geschäftlichen Erfolg summierten. Einzelproblemen gewidmet sind Studien über Abrechnung und Führung der Kontobücher, über die venezianischen Privatbanken und – nach Zusammenbrüchen – das vom Staat organisierte Bankgeschäft, über den Warentransport auf dem Landweg über den Predil-Pass. In anderen geht es um den Bezug von Lebensmitteln aus den Ländern der ungarischen Krone oder um die Produktion von Wein auf Kreta und den Handel damit als einem in Venedig beliebten Importgut. Neben solchen speziellen Aspekten des Fernhandels steht ein Überblick über dessen Situation in der frühen Neuzeit: Traffici e navi nel Mediterraneo in età moderna (1993). Dass die Venezianer regelmäßig befahrene Schiffsrouten in das östliche Mittelmeer – neben anderen Zielen – unterhielten, schuf die Gelegenheit für eine Dienstleistung besonderer Art: Pilgerreisen in das Heilige Land; der Vf. schildert die Ausgestaltung dieses Angebots im Mittelalter. Hilfreich ist eine Darstellung des Verfahrens bei der Dogenwahl, da die Absicht, Elemente des Zufalls und gezielte Entscheidung zusammenwirken zu lassen, zu überaus komplizierter Gestaltung geführt hat, so dass man es sich gar nicht leicht einprägen kann. Historiographische Untersuchungen bieten Artikel über Leopold von Ranke und Fernand Braudel. Nahe dem Schluss des Bandes wirkt der aus der Sicht des emeritierten Fachmanns verfasste Aufsatz wie die Zusammenfassung eines grundsätzlichen Anliegens: Commercio a lunga distanza e capitalismo a Venezia (1996–1997). Begrüßenswert sind das Personenregister und vor allem die umfangreiche Personalbibliographie, die besser als viele Worte das ehrende Gedenken wachhält. Dieter Girgensohn

Maria Pia Alberzoni, Santa povertà e beata semplicità. Francesco d'Assisi e la Chiesa romana, Milano (Vita e Pensiero) 2015 (*Ordines*. Studi su istituzioni e società nel medioevo europeo 1), 308 S., ISBN 978-88-343-2819-4, € 25.

Der anzuzeigende Band vereinigt acht Aufsätze, die Maria Pia Alberzoni in den Jahren zwischen 2002 und 2012 zum Thema Franz von Assisi und die Anfänge des Franziskanerordens mit Blick auf die Rolle der Kurie publiziert hat. Es handelt sich aber nicht um einen einfachen Wiederabdruck; vielmehr wurden die Beiträge aufeinander abgestimmt und bibliographisch ergänzt. Obgleich damit noch nicht alle Wiederholungen und Überschneidungen ausgemerzt werden konnten, liest man den Band mit Gewinn. Im Zentrum steht die prekäre Situation des umbrischen Heiligen im Institutionalisierungsprozess seiner Gemeinschaft, die sich entgegen seinen Intentionen auf Druck der Kurie von einer *fraternitas* zu einem straff organisierten Orden wandelte. Ein Großteil des Bandes behandelt denn auch die Positionen, die die Päpste und Kardinäle gegenüber der rasch anwachsenden Gefolgschaft des *poverello* aus Assisi einnahmen. Die zentrale Figur im Ringen um die vom 4. Laterankonzil verlangte Einbindung dieser neuen, für die Kirche eine Herausforderung darstellenden Bewegung

in das bislang in der westlichen Christenheit praktizierte monastische Leben war der Kardinalbischof von Ostia Hugo, der von 1227 (ein Jahr nach dem Tode Franziskus') bis 1241 als Gregor XI. einer der bedeutendsten Päpste des Mittelalters war. Auf der Grundlage ihrer profunden Kenntnisse der hagiographischen und kurialen Quellen sowie der normativen Texte modifiziert die Autorin gründlich das idyllische Bild der vermeintlich engen Freundschaft zwischen dem Kardinal„protektor" und Franz von Assisi, das Hugo selbst verbreiten ließ. Der juristisch hochgebildete Prälat drängte auf eine Verrechtlichung der Strukturen, während Franziskus bis zur Selbstaufgabe um den Weiterbestand seiner durch sein Charisma geprägten offenen Gemeinschaft in der absoluten Christusnachfolge kämpfte. Der Kirchenmann obsiegte zwar, die von Honorius III. 1223 bestätigte *regula bullata* ist aber auch Beleg dafür, dass Franziskus' charismatischen Grundwerte in einer vom obigen Konzil eigentlich nicht vorgesehenen eigenen Ordensregel einfließen konnten. Die Autorin verbindet die Etappen dieses Institutionalisierungsprozesses mit vergleichenden Beobachtungen zu den Entwicklungen im Dominikanerorden und vor allem in der Gemeinschaft der hl. Chiara von Assisi († 1253), deren dem Vorbild Franziskus' verpflichtetes „Privileg der Armut" erst auf dem Totenbett die päpstliche Anerkennung fand. Auch im Verhältnis zu Dominikus de Guzman aus Caleruega zeigte sich der Einfluss des Kardinals Hugo als dominant. Die Autorin beleuchtet zudem die Rolle anderer Prälaten, die wie die Kardinäle Giovanni „di S. Paolo", Niccolò da Chiaramonte und Leone Brancaleone dem hl. Franziskus offenbar mit mehr Einfühlungsvermögen begegneten. An solchen Stellen erfährt der Leser auch ganz nebenbei einiges zu dem ungeheuerlichen Eindruck, den der Büsser aus Assisi und seine ersten Gefährten auf die Exponenten des päpstlichen Hofes machte, und zu den logistischen Bedingungen an der damals vom dauerndem Umherziehen geprägten mobilen Kurie im Allgemeinen.

Andreas Rehberg

Hagen Keller, Il laboratorio politico del Comune medievale, prefazione di Giuseppe Sergi, Napoli (Liguori) 2014 (Nuovo Medioevo 96) XVI, 387 pp., ISBN 978-88-207-6053-3, € 30,99.

Il volume, interamente in lingua italiana, è una miscellanea di nove contributi già editi in passato, otto dei quali in tedesco, e un inedito. Come scrive lo stesso Autore nell'introduzione, il tema dei Comuni cittadini italiani è uno dei preferiti della storiografia peninsulare e di quella internazionale „da più di duecento anni" (p. 1), cioè, altrimenti detto, dai primordi di quelle prospettive e metodologie di ricerca che, costantemente aggiornate, conservano un valore ancora attuale. Si potrebbe aggiungere che il tema del Comune ha suscitato interesse non solo storiografico ma anche più ampiamente culturale nell'Italia dell'Ottocento, come uno dei tratti identificativi e identitari del Paese, anche laddove ha favorito la crescita della non meno tradizionale divisione nelle „due Italie", quella centro-settentrionale, appunto caratterizzata

dal Comune cittadino e quella meridionale, nella quale tale esperienza non vi fu. Alla fine degli anni Sessanta, Keller si è dunque inserito nel solco di una lunga tradizione, proponendo interpretazioni che hanno potuto suscitare anche pesanti critiche ma che, certamente, non hanno mai lasciato indifferenti: infatti, l'originalità dell'analisi di Keller, sempre solidamente basata su ciò che la documentazione consente di dire, ha proposto per alcuni aspetti novità considerevoli. Uno dei tratti peculiari della sua impostazione – ma non l'unico – è la sua grande attenzione alle origini dei Comuni che, a suo parere, è da ricercarsi „nella particolarità delle strutture politiche e sociali all'interno delle quali gli ideali comunali cominciarono ad operare" (p. 31): secondo Keller, in questa parte della penisola italiana, „il potere pubblico non si era mai identificato completamente con il dominio feudale" (ibid.); così, nelle città la giustizia non veniva esercitata direttamente da un signore feudale o dai suoi funzionari ma da giudici riconosciuti dal re, o da suoi rappresentanti, che agivano in nome o del re stesso o del signore della città, il vescovo. Ed è proprio questa del vescovo una figura centrale nella lettura di Keller della genesi dei Comuni. Il vescovo intorno al quale le comunità cittadine della penisola si erano continuate a identificare anche nell'età tardoantica e che, nei secoli tra il IX e il X, aveva ricevuto dal re compiti e diritti sempre più importanti nell'ambito del potere pubblico cittadino. La fase precedente la vita del Comune ormai evoluto è dunque centrale nell'analisi di Keller: solo più tardi la popolazione si emancipò gradualmente dai diritti vescovili e, con il secolo XII, si trasformò nel Comune istituzionalmente maturo, con importanti prodromi, ad esempio, a Cremona o a Pavia. Questo è solo uno dei temi rispetto ai quali il contributo di Keller è stato e rimane fondamentale: un altro aspetto, non immune da critiche, è quello di una stratificazione sociale interna ai Comuni italiani centro-settentrionali che li condizionò fin dalle origini. I Comuni, per Keller, non erano appiattiti in una sola dimensione sociale, quella della nascente borghesia: in essi, lo studioso vede un ruolo importante, fin dalle origini, di una nobiltà che qui, differentemente che altrove, risiedeva nelle città, sebbene con la propria base economica e la propria origine radicata sul territorio. Ed è anche al tema del rapporto tra campagne e città che il libro dedica uno specifico capitolo, il quarto, oltre ad altri spunti e richiami in altre parti. Un altro ambito oggetto di varie pagine è la dimensione culturale e della mentalità, anche con il ricorso a fonti non scritte, come le magnifiche pitture senesi di Ambrogio Lorenzetti che rimarcano i valori cristiani su cui pure il laico potere comunale si basava. I Comuni di Keller, mossi i primi passi in una tendenza all'autonomia della gestione di ambiti del potere altrove delegati a un potere „centrale", con particolare riferimento all'ambito giudiziale, trovano così sistematizzazione grazie a istituzioni dove si incontrano diverse esperienze, diversi ceti sociali, diversi uomini tra i quali ne vengono scelti alcuni che non sono più considerati come destinati da Dio, bensì eletti dalla comunità, senza che in tale elezione si voglia vedere una emanazione del divino, pur restando davanti ad esso la responsabilità di servire la giustizia e di assolvere le loro funzioni. Pienamente condivisibili le parole di Giuseppe Sergi, promotore di questa pubblicazione in italiano che armonizza e non compie

una semplice sommatoria di singoli contributi comparsi nell'arco di circa venticinque anni, da metà anni Settanta alle soglie del secolo XXI: „Keller, con il suo sguardo stereoscopico ... perviene a risultati originali altrimenti non conseguibili ... Con questo volume possiamo affermare che il comune non è più lo stesso: sia per i risultati già raggiunti, sia per le ulteriori prospettive di ricerca che suggerisce" (p. XII).

Mario Marrocchi

Mario Rosa, La Curia romana nell'età moderna. Istituzioni, cultura, carriere, Roma (Viella) 2013 (La corte dei papi 24), 291 S., ISBN 978-88-6728-003-2, € 28.

Mario Rosa (* 1932) zählt zu jener überaus produktiven Nachkriegsgeneration italienischer Historiker, die im Klima einer allgemeinen geistigen Erneuerung, die sich kirchlich im II. Vatikanischen Konzil niederschlug, der Erforschung der frühneuzeitlichen Kirche und des Papsttums neue Impulse gab. Anlässlich seines 80. Geburtstags werden in dem hier angezeigten Bd. zehn, ursprünglich zwischen 1979 und 2007 erschienene Studien Rosas wiederabgedruckt. Der Aufsatzsammlung vorangestellt ist eine von zwei Schülern des Altmeisters, Marcello Verga und Maria Antonietta Visceglia, verfasste Einleitung, in der die Studien im Gesamtwerk des Jubilars verortet und in ihren jeweiligen forschungsgeschichtlichen Kontext gestellt werden (S. IX–XXIII). Es folgen unter der Überschrift „Istituzioni" vier den institutionellen Grundlagen des frühneuzeitlichen Papsttums gewidmete Beiträge. Als äußerst lesenswert darf der erste Beitrag dieser Rubrik herausgehoben werden. Dabei handelt es sich um eine erweiterte und bibliografisch aktualisierte italienische Version des Artikels „Curie romaine (XVIe–XVIIIe siècle)", den Rosa zum „Dictionnaire historique de la papauté" (hg. von Philippe Levillain, Paris 1994) beisteuerte und der quasi als Originalbeitrag auch editorisch eine Sonderstellung in diesem Bd. einnimmt (S. 3–23). In angenehmer Prägnanz erläutert der Vf. hier dem Leser die fundamentalen Entwicklungen, die das System Kurie in der Zeit zwischen Trienter Konzil und Französischer Revolution durchlief. Die Beiträge II und III widmen sich der Frage, auf welche Weise es dem Papsttum gelang, unter den vom Tridentinum eingeführten Restriktionen die finanzielle Versorgung der Kurie aufrechtzuerhalten (S. 25–56, 57–99). Wie Rosa darlegt, gewannen neben den Gebühren für Ehedispense, Spolien verstorbener Bischöfe und Kloster-Kommenden vor allem Pensionen, die von den Einkünften der Bischöfe – insbesondere im Mezzogiorno – abgingen, an Bedeutung. Mithilfe solcher Pensionen, die für einen weiter gefassten Personenkreis in Frage kamen als Benefizien, ließen sich große Kardinalshaushalte und die stetig wachsende Schar von Künstlern und Gelehrten finanzieren, die der barocken Kurie ihr Gepräge gaben. Der päpstliche Nepotismus des 16. und 17. Jh., vor allem seine Überwindung durch Innozenz XII. 1692, die Rosa in die „Krise des europäischen Geistes" (Paul Hazard) einordnet, ist das Thema des Beitrags IV (S. 101–118). Die im zweiten Block „Cultura e devozioni" zusammengestellten Aufsätze greifen Themen der Geistesgeschichte

auf. Gegenstand sind die römische Zensur von Werken der französischen Aufklärung (S. 121–134), Prospero Lambertinis Abhandlung *De servorum Dei beatificatione et beatorum canonizatione* (S. 135–152), die römischen Akademien und die Mitwirkung kurialer Gelehrter an der transkonfessionellen *Res publica literaria* (S. 153–179, 181–199). Gerade mit Studien wie diesen, in denen Rosa den Transformationen der kulturellen Paradigmen zwischen Spätbarock und Aufklärung nachging, vollbrachte er Pionierleistungen. Indem hier die Geschichte der Kurie im 18. Jh. als Epoche einer zweiten, gegenüber der ersten, tridentinischen, gründlicheren Reform erscheint, liefert Rosa eine Alternative zu dem verbreiteten Niedergangsnarrativ. Der letzte Themenblock „Carriere e mobilità" umfasst zwei biografische Studien: die erste zum Kardinalinquisitor Giulio Antonio Santoro und seiner „Autobiografia" (S. 203–221), die zweite zu den Kardinälen Scipione Gonzaga und Guido Bentivoglio (S. 223–255). Sie illustrieren den bedeutenden Beitrag, den der Vf. zur „histoire des élites" der Römischen Kurie geliefert hat. Da viele der in diesem Bd. präsentierten Forschungsgebiete bis heute – nicht zuletzt von deutschen Forschern – bearbeitet werden, liest sich diese Kompilation wie ein Querschnitt durch die gegenwärtige Historiografie zu Papsttum und Kurie in der Frühen Neuzeit. Vermisst wird ein Verzeichnis der Schriften Rosas. Ein Personen-Reg. beschließt den Bd. Jyri Hasecker

Médecine et religion. Compétitions, collaborations, conflits (XIIe-XXe siècles), Études réunies par Maria Pia Donato/Luc Berlivet/Sara Cabibbo/Raimondo Michetti/Marilyn Nicoud, Roma (École française de Rome) 2013 (Collection de l'École française de Rome 476), 400 S., ISBN 9782728309672, € 40.

Medizin, Gesundheit, Schmerz und Religion stehen in einer besonderen Beziehung. Der vorliegende, sehr informative Band beleuchtet die komplizierten Interdependenzen vor allem im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, wobei die Akzente recht unterschiedlich gesetzt wurden. Joseph Ziegler verweist auf die medizinische Metaphorik in der mittelalterlichen Theologie und Philosophie, um dann auf interessante Details im Kriegsalltag der Kreuzritter einzugehen. Um die Grausamkeit Saladins zu erwidern (entsprechende Quellen werden heute aus Gründen der political correctness gerne übersehen) entnahmen diese 1191 vor Akko den Leichen der Gegner nicht nur byzantinische Goldmünzen, sondern, wenn wir dem Chronisten Roger von Howden folgen, auch – und zwar *usui medicinali* (bei Augenkrankheiten, vgl. Tob. 14,15) – Gallenflüssigkeit. Muslimische Tote waren – wie christliche aus muslimischer Sicht – wenig geachtet. Richard Löwenherz soll so, wenn auch unwissentlich, das Fleisch eines getöteten Sarazenen verspeist haben (Roman „Richard Coeur du Lion", 14. Jh.)! Laurence Moulinier-Brogi erläutert dagegen die Konflikte von Klerikerärzten im 12. Jh. Die Bulle Honorius' III. von 1219 regelte deren Status und untersagte definitiv *ullam chirurgiae artem* für Geistliche, deren Hände während der Messe die Hostie berührten. Besonders herausgestellt wird das Verhältnis solcher Geistlicher zur Astrologie, die,

wie noch Petrarca im 14. Jh. spottete, ein Aushängeschild der scholastischen Medizin war. Es scheint hier keine Probleme gegeben zu haben, obgleich die Autorin noch Forschungsbedarf sieht. Chiara Crisciani analysiert den alten Menschheitstraum eines langen, gesunden Lebens. Die „Medikalisation" dieses Themas, ursprünglich von Philosophen und Theologen beherrscht, war nicht aufzuhalten. Der religiöse Impetus blieb im Mittelalter dennoch übermächtig, zumal man Adams Langlebigkeit mit der Tatsache in Zusammenhang brachte, daß er Früchte vom paradiesischen *Lignum vitae* gegessen hatte. Hieraus speiste sich die Idee des *humor radicalis*, der durch eine geeignete *ars vivendi* beeinflußbar schien (Giacomo da Viterbo, Arnald von Villanova u.a.). Elisa Andretta thematisiert die Alltagsmedizin bei Jesuiten und Oratorianern im Rom des 16. Jh. Deren Pragmatismus zeigte sich nicht zuletzt daran, daß die medizinische Betreuung (oft durch Ärzte, die Ordensmitglieder wurden) hoch geschätzt wurde. Bradford Bouleys Untersuchung kreist um die Verehrung und Beisetzung der Körper Heiliger. Konnte Heiligkeit vorgetäuscht sein? Seit Sixtus V. waren, um dies auszuschließen, Gutachter von außen vorgeschrieben. Von Bedeutung war vor allem, ob bei der Sektion der „Geruch der Heiligkeit" fehlte. Das Thema berührt die Untersuchung von Vincenzo Lavena über die „Medizin der Teufel". Ärzte und Philosophen wie Nifo und Pomponazzi beschrieben Krankheiten, die sie Dämonen zuordneten. Die Präsenz des Teufels stand in Klöstern, Spitälern und Privathäusern selbstverständlich außer Zweifel. Vor allem Geisteskrankheiten und Epilepsie standen hier im Verdacht. Diese Beiträge werden durch Aufsätze zum Magnetismusstreit im 19. Jh. (David Armando), zum Verhalten von Ärzten und Kirchenbehörden angesichts der Wunder von Lourdes (Alessandro Di Marco), zum Aufkommen der Psychosomatik im Werk von Agostino Gemelli (1878–1959) (Agnès Desmazières), zur Haltung der Päpste zur künstlichen Befruchtung (Emmanuel Betta), zum Verhältnis von europäischer Medizin und der Heilkunst der Eingeborenen in Amerika im 16. Jh. (Manfredi Merluzzi), zu den sogenannten „Kanonisationswundern" im 19. und 20. Jh. (Jacalyn Duffin) sowie zur Haltung der Päpste hinsichtlich neuer Reproduktionstechniken im 20. Jh. ergänzt. Hier versuchte man wohl – ungeachtet der Qualität dieser sehr informativen Beiträge – die berühmte „Aktualität" zu sichern, die heute zunehmend als Evaluationskriterium interpretiert wird. Klaus Bergdolt

Chiese locali e chiese regionali nell'Alto Medioevo. Settimana di studio, Spoleto, 4–9 aprile 2013, Spoleto (Fondazione Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo) 2014 (Settimane di studio del Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo 61), 1196 pp., ill., ISBN 978-88-6809-046-3.

Per quanto indicato degli organizzatori ed esplicitato da Michel Sot nel suo contributo, la sessantunesima settimana spoletina ha inteso sottrarre „la storia della chiesa (e delle chiese) dell'alto medioevo a una prospettiva finalistica che [desse] per scontata l'inevitabilità di quel rapporto fra papa e vescovi che conoscimo (sic!) dal

secondo medioevo in poi" (p. 21). Dunque, nello sviluppare un tema assai dibattuto dalla medievistica in tempi recenti, cioè quello dell'organizzazione ecclesiastica nei diversi territori, l'intento era quello di privilegiare lo studio, per così dire, in sé, „della chiesa (e delle chiese)", con chiesa/chiese scritto con lettera iniziale minuscola, scelta opinabile anche nel secondo caso, laddove la maiuscola assolverebbe semplicemente allo scopo pratico di distinguere l'edificio dall'organizzazione, dall'istituzione ecclesiastica. La Chiesa di Roma sarebbe dunque dovuta comparire, nei due tomi, a sua volta, solo nella dimensione di istituzione locale? Tale prospettiva appare però di ardua percorribilità in quanto l'intento universale risulta emergere fin dall'alto medioevo se non dal tardo antico e anzi, senza poter qui nemmeno accennare a complesse questioni esegetiche, dai testi fondativi del cristianesimo. A tale questione può affiancarsi una considerazione avanzata nel corso della stessa settimana da Cosimo Damiano Fonseca, il quale ha dichiarato che avrebbe ritenuto „più consono allo sviluppo delle istituzioni ecclesiastiche dell'Alto Medioevo parlare di Chiese locali e Chiese provinciali o metropolitiche" (p. 115: le maiuscole, in questo caso, sono nel testo dell'intervento di Fonseca). Anche se si fosse preferito dare maggior spazio alle diverse realtà, per così dire, geografiche del bacino di irradiazione del cristianesimo, sarebbe forse stato, allora, opportuno dedicare attenzione a quelle esperienze ecclesiali che il rapporto con Roma non coltivarono, lo ignorarono o lo trasgredirono e basti pensare solo alle numerose Chiese ariane attestante nella penisola italiana o all'intreccio tra questioni locali ma anche culturali e, così, in una dimensione non più geograficamente circoscritta, nella vicenda ortodossa. Del resto, lo stesso Giorgio Otranto, cui Fonseca rivolgeva la riflessione sopra rammentata, nella sua relazione ha offerto spunti per ritenere effettivamente utile e percorribile la prospettiva che si potrebbe forse definire „territoriale": in tale alveo ben si inseriscono le forze centrifughe e centripete rispetto a Roma che certo non mancarono fin dai primi secoli del cristianesimo e che furono un fattore importante anche dello sviluppo delle varie dimensioni locali. I due volumi della settimana spoletina del 2013 contengono lezioni di grande interesse ma l'insieme viene forse intaccato in qualche misura proprio dalla percezione di un'incertezza di fondo nell'impostazione: se talvolta prevale un'impostazione più seccamente storico-istituzionale, o anche storico-religiosa, in altri casi è più marcata una prospettiva che si potrebbe definire storico-sociale, più slegata dalle sorti pieno medievali della Chiesa di Roma e, comunque, più aderente con quanto si voleva programmaticamente percorrere. Se non è questa la sede per entrare nello specifico di ciascuna lezione, non è possibile neppure ragionare ulteriormente sulla proposta di Fonseca. Di essa si vuole almeno rimarcare il pregio di un'individuazione tematica più legata alla terminologia propria dell'istituzione ecclesiastica e con la quale la storiografia ha una pluridecennale dimestichezza: ciò avrebbe potuto forse contribuire a rendere più coeso il risultato finale di questa ulteriore settimana spoletina che purtroppo, come molte altre iniziative editoriali dell'era digitale, soffre pure del dilagare di refusi, di errori di battitura – per i quali ci si limita qui all'esempio posto in apertura – e di incoerenze editoriali che non si addicono a una pubblicazione di rilevanza assoluta.

Mario Marrocchi

Architettura dell'XI secolo nell'Italia del Nord. Storiografia e nuove ricerche (Pavia 8–10 aprile 2010. Convegno Internazionale), a cura di Anna Segagni Malacart e Luigi Carlo Schiavi, Pisa (Edizioni ETS) 2013, XV, 597 pp., ill., ISBN 978-884 673509-6, € 40.

Il volume raccoglie gli atti di un convegno internazionale svoltosi a Pavia nel 2010 a conclusione del progetto biennale di ricerca „Per una nuova Lombard Architecture". Tale progetto, avviato nel 2007, prevedeva il compimento dell'edizione critica e del catalogo dei monumenti architettonici nell'Italia del Nord nei secoli XI e XII, con una particolare attenzione al primo che, come i risultati del libro confermano, si è rivelato come una fase estremamente feconda. Le cattedre di Storia dell'arte medievale delle Università degli Studi di Pavia, Milano e Udine hanno lavorato inserendosi nel solco di illustri predecessori, a partire dall'americano Arthur Kingsley Porter evocato dal titolo stesso del progetto, per la sua monografia *Lombard Architecture* di circa cento anni fa, opera che non cessa di essere punto di riferimento, sebbene aggiornata sotto vari aspetti. L'area dell'Italia del Nord non risulta come chiusa in se stessa: dai contributi dei diversi autori essa appare, al contrario, in stretto dialogo con i territori oltre le Alpi, a nord, e con quelli a sud degli Appennini, come mostra la circolazione di modelli e di soluzioni. Inoltre, l'approccio interdisciplinare, nella compresenza di archeologi e di storici dell'arte, è stato un ulteriore valore aggiunto del progetto. Alla luce delle informazioni offerte dalle letture di vari monumenti presentati nel corso del convegno, cittadini e rurali, il secolo XI risulta sì una fase di rinascita ma non, come una certa rigidità interpretativa del passato aveva proposto, in quanto momento isolato, successivo ad una fase oscura. L'immagine di Rodolfo il Glabro dell'Europa che viene ammantata di bianche chiese va estesa oltre il momento dell'anno Mille: il secolo XI risulta essere un'epoca di cerniera tra prodromi e sviluppi successivi. Il romanico, nell'ambito storico-artistico, è fenomeno complesso e articolato in più fasi; del resto, la stessa epoca che da tale matrice artistica prende il nome, abbraccia un ampio arco di decenni tra la fine del X e gli inizi del XIII secolo. Come committenti e promotori di cantieri più e meno grandi, risultano attivi personaggi che rivestirono un ruolo importante anche nelle vicende generali di quei decenni e che, dunque, appaiono così con un profilo più completo. In uno studio rivolto alle emergenze architettoniche, l'interdisciplinarietà può utilmente estendersi a diverse branche della storia che si occupano di economia, società, istituzioni, ordini religiosi, cultura scritta: seguire le vicende della costruzione di chiese e monasteri tra città e territori può divenire un percorso di ricerca utile per conoscere lo sviluppo degli insediamenti, delle reti viarie, delle dinamiche demografiche, delle direttrici culturali. Anche per gli storici, dunque, il volume offre numerosi spunti di interesse nelle sue quasi seicento pagine, un terzo circa delle quali sono occupate da un ricco apparato iconografico, cui si aggiungono sedici tavole a colori. Un libro, in conclusione, densissimo, robusto e coerente, pur nella inevitabile diversificazione interna prodotta dalla molteplicità di contributi. Le note dolenti espresse dai curatori sono, invece, sulle prospettive

di crescita del progetto: se il piano iniziale del 2007 poteva essere eccessivamente ambizioso ed ampio, i limiti dell'attuale sistema universitario italiano rendono quasi irrealizzabile anche una più circoscritta ricerca di gruppo, articolata tra più centri di indagine.

Mario Marrocchi

Schiavitù e servaggio nell'economia europea, secc. XI–XVIII. Atti della „Quarantacinquesima Settimana di Studi", 14–18 aprile 2013 = Serfdom and Slavery in the European Economy, 11th–18th Centuries, a cura di Simonetta Cavaciocchi, Firenze (Firenze University Press) 2014 (Atti delle „Settimane di Studi" e altri Convegni 45), 2 Bde., IX, 727 S., ISBN 978-88-6655-561-2, € 65.

Jüngst verwiesen Studien auf die Notwendigkeit, eine vergleichende Debatte über die Formenvielfalt vormoderner Servilität zu führen. Sich des anspruchsvollen Forschungsdesiderats angenommen zu haben, stellt bereits ein der Hg. und den AutorInnen zuzusprechendes Verdienst dar. Die zwei Bände sind das Resultat einer 2013 an der Fondazione Istituto Internazionale di Storia Economica „F. Datini" (Prato) veranstalteten *settimana di studi*, deren Verlauf sich in der Gestaltung des Sammelbands – von der Abschnittseinteilung bis zum Vortragswortlaut einiger Texte – widerspiegelt. Wenngleich sich über die Nützlichkeit des Vortragsstiles mancher Beiträge diskutieren ließe, ist vor allem die geografische Reichweite der versammelten Studien hervorzuheben. Sie untersuchen servile Arbeits- und Lebensformen von Katalonien bis zum Baltikum, Polen, Ungarn und Russland, von Dänemark bis Italien und zur nordafrikanischen Küste. Erfreulich ist ebenso, dass einige Beiträge die europäische Partizipation am globalen Sklavenhandel – etwa der Niederländischen Ostindien-Kompanie in Asien oder die iberische Präsenz asiatischer und südamerikanischer Sklaven – herausarbeiten. Dennoch drängt sich schnell der Eindruck auf, dass es sich eher um eine Auflistung von Regionalstudien handelt, die *schiavitù* und *servaggio* parallel thematisieren, statt um Studien, die sich derer Widersprüchlichkeit und Überschneidungen vergleichend annehmen. Entsprechend betont Markus Cerman in seiner Schlussbetrachtung zurecht, dass es nach wie vor einer konsequent komparatistisch verfahrenden Zusammenschau ermangele. Dass dieser Befund konzeptioneller Natur ist, wird bereits darin ersichtlich, dass auch die kurze Einleitung einen solchen Anspruch nicht umzusetzen im Stande ist. Außerdem tradiert der Fokus auf Institutionen (!) ‚unfreier Arbeit' mitunter Wirtschaftsnormen und Freiheitskonzeptionen. Einige Beiträge richten sich zwar explizit gegen damit einhergehende Ost-/Westzuschreibungen, jedoch wäre es genauso wichtig gewesen, die Implikationen ‚Europas' konsequenter im Hinblick auf Sklaverei, Abolition und Knechtschaft zu problematisieren und so das Osmanische Reich, den Balkan und Adriaraum stärker einzubeziehen. Wenn semantische *pre-concepts* vorbildlich in das Blickfeld geraten (*kholopy*, *urbarialis*), so ist es umso bedenkenswerter, dass einige Übersetzungen terminologisch variieren (z. B. Leibeigenschaft, 33, 144). Für die Leserschaft sind

zudem häufige Druckfehler, typografische Ungenauigkeiten und vereinzelt fehlende Abstracts störend. Positiv hervorzuheben sind die inhaltlichen Widersprüche einzelner Beiträge etwa zur *second serfdom* und zur Rolle der Pest bei spätmittelalterlichen Transformationen serviler Arbeitsformen. Einerseits verdeutlichen sie, dass Großnarrative (etwa vom ‚Niedergang der Sklaverei') häufig in auf Ideen und Normen fokussierten Studien anzutreffen sind, wohingegen der Blick auf alltägliche Sklavereipraktiken (*slaving*) sie zu widerlegen vermag. Das Plädoyer für weitere Mikrostudien und gegen dichotomische Generalisierungen ist daher nachdrücklich zu unterstreichen, um der Präsenz serviler Arbeit in städtischen Haushalten, im Handwerk, auf Galeeren und auf dem Land gerecht zu werden, was die Bedeutsamkeit von Servilität als vormoderne Gesellschaften grundlegend strukturierenden Faktor veranschaulicht. Andererseits zeigen besagte Widersprüche die Vielfalt aktueller Wissenschaftsdebatten auf, deren gesellschaftlicher Relevanz die Publikation löblich Rechnung trägt, wenn der Fokus vom 11. zum 18. Jh. mit einem Ausblick auf die heutige Zeit endet.

Stefan Hanß

Pasquale Favia/Hubert Houben/Kristjan Toomaspoeg (a cura di), Federico II e i cavalieri teutonici in Capitanata. Recenti ricerche storiche e archeologiche. Atti del convegno internazionale (Foggia, Lucera, Pietramontecorvino, 10–13 giugno 2009), Acta Theutonica 7, Galatina (Congedo) 2012, 602 S., Abb., ISBN 978-88-8086-98-87, € 45.

Die Capitanata, jene historische Landschaft zwischen den Flüssen Ofanto und Fortore, die einst einen der Ausgangspunkte der normannischen Eroberung Apuliens bildete, erfreute sich der besonderen Gunst des Hohenstaufen Friedrich II. Bereits im ersten Jahr nach seiner Kaiserkrönung (1220) ist der junge Monarch in Foggia bezeugt, das er fortan zu seinem bevorzugten Residenzort in der Region erkor. Im Gefolge und mit tatkräftiger Unterstützung seines kaiserlichen Gönners konnte auch der Deutsche Orden, dessen Hochmeister Hermann von Salza enge Beziehungen zu Friedrich unterhielt, seinen Besitzstand in Apulien im Allgemeinen, insbesondere aber in der Capitanata beträchtlich vermehren. Anders jedoch, als der Titel des reich illustrierten Bandes aus der Reihe „Acta Theutonica" suggeriert, ist das Verhältnis des Hohenstaufen zum Deutschen Orden in der Capitanata keineswegs Gegenstand aller, ja nicht einmal der Mehrheit der darin versammelten Beiträge einer internationalen Tagung, die im Juni 2009 in Foggia, Lucera und Pietramontecorvino abgehalten wurde. Vermag das Buch mithin einerseits den durch seine Herausgeber formulierten Anspruch nur zum Teil einzulösen, so wartet der in die Sektionen Geschichte und Archäologie gegliederte Tagungsband auf der anderen Seite mit einem abwechslungsreichen Kaleidoskop ertragreicher Forschungen auf, die instruktive Einblicke in die schriftliche wie erdgebundene Überlieferung einer Region gewähren, die deutschen Historikern vor allem aus den Arbeiten Eduard Sthamers zu den Kastellbauten Friedrichs II. und Karls I.

von Anjou in Unteritalien vertraut sein dürfte. Nach einer den Forschungsgegenstand der Tagung umreißenden allgemeinen Einführung von Cosimo Damiano Fonseca eröffnet Jean-Marie Martin, ausgewiesener Kenner Apuliens, die Sektion Geschichte mit einer grundsätzlichen Betrachtung über das Verhältnis Friedrichs II. zur Capitanata sowie die administrativen, politischen und wirtschaftlichen Veränderungen, denen die Region während seiner Regentschaft ausgesetzt war. Giancarlo Andenna widmet seinen Beitrag den Gemeinwesen in der Capitanata, wobei er die Rivalität zwischen dem alten Bischofssitz Troia und Foggia sowie die Festung Lucera, in die Friedrich die letzten der auf Sizilien verbliebenen Muslime deportieren ließ, in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen rückt. Der Grazer Historiker Georg Vogeler analysiert anhand der schriftlichen Überlieferung die Art und Weise, wie der staufische Landesherr mit politischen Mandatsträgern, dem Klerus oder seinen Untertanen in der Capitanata kommunizierte. Pasquale Corsi unterzieht die Beziehungen Friedrichs II. zu Foggia während der Herrschaft des Hohenstaufen einer kritischen Bestandsaufnahme und entwirft dabei ein differenziertes Bild der Rolle Foggias im politischen Kalkül des Puer Apuliae. Das von seinen Auseinandersetzungen mit dem Papsttum überschattete Verhältnis des Staufers zu Klerus und Kirche in der Capitanata beleuchtet Francesco Panarelli. Die Geschichte der Niederlassungen des Deutschen Ordens in Belvedere (Apricena) und Foggia von deren Anfängen in staufischer Zeit bis weit in das 15. Jh. hinein ist Gegenstand der Abhandlung von Hubert Houben. Mit der Rolle und Bedeutung der Besitzungen aller drei großen Ritterorden (Templer, Johanniter, Deutscher Orden) in der Wirtschaftsstruktur der Capitanata befasst sich der von bemerkenswerter Sachkenntnis zeugende Beitrag des estnischen Historikers Kristjan Toomaspoeg. Überzeugen kann vor allem seine These, dass es sich bei der von Friedrich II. verfügten und im Quaternus de excadenciis ausführlich dokumentierten Beschlagnahme von Gütern der großen Ritterorden offenbar nicht so sehr um eine Repressalie als in den meisten Fällen vielmehr um eine in Usurpation oder der Verweigerung oder Nichtleistung von auf den Gütern lastenden Lehensdiensten gegenüber der Krone begründete Rückforderung gehandelt habe. Mariella Intini knüpft mit ihren Ausführungen zu den Familiaren des Deutschen Ordens in der Capitanata an eine größere Arbeit an, die zwischenzeitlich ebenfalls in der Reihe der „Acta Theutonica“ erschienen ist (Mariella Intini, „Offero me et mea“. Oblazioni e associazioni all'Ordine Teutonico nel baliato di Puglia fra XIII e XV secolo, Acta Theutonica 8, Galatina 2013). Mit einem Überblick über die Präsenz von Mönchs- und Ritterorden iberischer Provenienz in der Capitanata im 13. und 14. Jh. beschließt Elena Bellomo die Sektion Geschichte. Die nun folgenden Beiträge der Sektion Archäologie umfassen vorrangig Grabungs- und Werkstattberichte zu ausgewählten Fundstätten im Erdreich, zuweilen angereichert mit ausführlichen Erläuterungen zu Methodologie und technischer Ausstattung der Grabungsteams, sowie über eine Reihe von Profan- bzw. Sakralbauten in der Capitanata. Hierunter fallen auch zwei Untersuchungen zu archäologischen Befunden im Bereich der früheren Landkommenden des Deutschen Ordens bei Corleto und Cerignola (Torre Alemanna) von Pasquale Favia,

Roberto Goffredo und Austacio Busto. Beschlossen wird der Tagungsband durch ein ausführliches Personen- und Ortsregister. Wer sich aufgrund des Titels eine etwas intensivere Auseinandersetzung mit dem nicht immer konfliktfreien Verhältnis des Deutschen Ordens zu Friedrich II. erwartet hätte, mag das Buch nach vollendeter Lektüre mit der Erkenntnis zur Seite legen, dass die Zahl derjenigen Historiker (und Archäologen), die sich mit der Geschichte der Besitzungen des Ordens in Unteritalien befassen, nach wie vor eine sehr begrenzte ist. Es ist das Verdienst von Hubert Houben, hier in den letzten Jahren erfolgreiche Nachwuchsarbeit geleistet zu haben. Gleichwohl gewährt der Band Einblicke in Geschichte und Archäologie einer Region, die in der Forschung hierzulande ganz offensichtlich zu Unrecht ein Schattendasein führt. Darauf aufmerksam zu machen, ist den Autoren des vorliegenden Buches in hervorragender Weise gelungen. Jan-Erik Beuttel

Maria Magdalena Rückert (Hg.), Das „Virtuelle Archiv des Deutschen Ordens". Beiträge einer internationalen Tagung im Staatsarchiv Ludwigsburg am 11. und 12. April 2013, Stuttgart (Kohlhammer) 2014, 134 S., Abb., ISBN 978-3-17-024674-4, € 15.

Als Napoleon 1809 die Auflösung des Deutschen Ordens in den Rheinbundstaaten verfügte, war auch das Schicksal des Deutschordensarchivs in Mergentheim besiegelt: Der Mergentheimer Hauptvertrag (1815) sah die Verteilung der Archivbestände an die neuen Rechtsträger vor. Die nun einsetzende Zersplitterung des Deutschordensarchivs stellt die Forschung bis heute vor große Probleme. Der vorliegende Band geht auf eine internationale Tagung im Staatsarchiv Ludwigsburg zurück. Ziel der Tagung war es, die Möglichkeiten der digitalen Aufbereitung, virtuellen Zusammenführung und Zugänglichmachung der verstreuten Deutschordensbestände zu diskutieren. Der Fokus der Tagung wurde über das ehemalige Mergentheimer Archiv hinaus erweitert, so dass auch die Überlieferung des Deutschen Ordens in Preußen, Polen und dem Mittelmeerraum einbezogen wurde. Der Tagungsband vereint elf Beiträge. Eingeleitet wird er durch einen Beitrag von Maria Magdalena Rückert (S. 6–14) über das Schicksal der Mergentheimer Bestände und den Stand der (digitalen) Erschließung. Karl Heinz (S. 15–18) stellt die virtuelle Urkundensammlung auf der Internetplattform Monasterium.net vor, die sich auf die Darstellung und Bearbeitung von Urkunden über das Internet spezialisiert. Georg Vogeler (S. 19–35) zeigt das Potential einer digitalen Diplomatik des Deutschen Ordens auf und plädiert für eine provenienzübergreifende virtuelle Zusammenführung der Deutschordensurkunden auf Monasterium.net und weist in diesem Zusammenhang auf die Erweiterungsmöglichkeiten der Plattform hin. Jörg Seiler (S. 36–56) zeichnet das Schicksal der Deutschordensbestände aus Mergentheim seit 1809 nach und liefert in zwei Anhängen einen detaillierten Überblick über die Aufteilung der Archivalien und ihre heutigen Standorte. Udo Arnold (S. 57–65) schildert die wechselhafte Geschichte des Deutschordensarchivs von den Anfängen in Akkon und Montfort bis zur Zusammenführung verschiedener Bestände

im Zentralarchiv des Deutschen Ordens in Wien. Dabei weist er auf die Notwendigkeit der Tiefenerschließung und Aufbereitung der Wiener Bestände in Form von Regesten parallel zur digitalen Erfassung hin. Francesco Roberg (S. 66–74) berichtet über die Erfahrungen mit der Digitalisierung von Urkunden am Beispiel der Urkundenabteilung des Hessischen Staatsarchivs Marburg. Helmut Flachenecker (S. 75–81) stellt die in Würzburg im Aufbau befindliche Forschungsstelle zur Geschichte des Deutschen Ordens vor. Hervorzuheben sind die Beiträge, die sich überwiegend mit der mittelalterlichen Überlieferung des Deutschen Ordens befassen, die gleichzeitig die europäische Dimension des Deutschen Ordens deutlich vor Augen führen: Janusz Tandecki und Andrzej Radzimiński (S. 82–92) stellen die Archivalien des Deutschen Ordens in den polnischen Archiven in Allenstein, Danzig, Krakau, Thorn und Warschau vor, während Jürgen Sarnowsky (S. 93–105) über die zentralen Bestände des Ordens bis 1525 im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin berichtet. Im Anschluss stellt Joachim Laczny (S. 106–112) das „Virtuelle Preußische Urkundenbuch" vor. An dieser Stelle hätte ein Beitrag zu den Archivalien des livländischen Ordenszweiges in den lettischen und estnischen Archiven (Riga, Tallinn) und den dortigen Stand der Digitalisierung den Themenkomplex abgerundet. Der verstreuten Deutschordensüberlieferung in den italienischen Archiven ist der letzte Beitrag von Kristjan Toomaspoeg (S. 113–128) gewidmet. Der Tagungsband gibt einen höchst interessanten Einblick in die digitale Diplomatik des Deutschen Ordens und zeigt die Perspektiven eines virtuellen Archivs des Deutschen Ordens auf. Gleichzeitig verdeutlichen die Beiträge auch den unterschiedlichen Erschließungsgrad der Deutschordensüberlieferung, was die systematische virtuelle Zusammenführung der Bestände erschwert.

Remigius Stachowiak

L'Ungheria angioina, a cura di Enikö Csukovits, Roma (Viella) 2013 (Bibliotheca Academiae Hungariae. Studia 3), 342 pp., ISBN 9788867281763, € 28.

Il volume, curato da Enikö Csukovits, studiosa tra le più attente nell'approfondire le ricerche sulle relazioni politiche ed economiche tra i diversi regni della casa d'Angiò, raccoglie nove saggi di studiosi ungheresi intorno ad alcuni aspetti della dominazione angioina in Ungheria durata circa un secolo. La diversità dei temi trattati – dalla crisi del potere reale in Ungheria tra XIII–XIV secolo , alla struttura politico e sociale del regno in epoca angioina, all'uso e alle trasformazione delle diverse sedi reali, per arrivare all'esame della nascita dell'Ordine di San Giorgio e terminare con una panoramica dell'araldica angioina – cerca di colmare un vuoto lasciato dalla storiografia medievistica italiana che negli ultimi anni ha dedicato poco spazio al ramo ungherese di una dinastia tra le più importanti dell'Europa medievale. La curatrice sia nell'introduzione al volume, che nel capitolo da lei dedicato alle „innovazioni istituzionali e ai loro parallelismi napoletani" tenta argutamente di superare l'arcaica interpretazione storica della presenza di un modello napoletano dietro ogni innovazione ammini-

strativa realizzata nel regno ungherese. La scrupolosa comparazione delle istituzioni centrali dei due regni, quali la corte, l'amministrazione della giustizia e l'organizzazione della cancelleria evidenziano, difatti, l'assenza di una sostanziale somiglianza tra la realtà napoletana e quella ungherese, a differenza di quanto accadde nel Regno di Sicilia che assimilò molto dal Regno di Francia. Furono gli Arpad, e non gli angioini a organizzare le strutture politiche, sociali e territoriali dell'Ungheria, secondo quanto descritto nel capitolo di Pal Engel. Lo studioso propone un modello di lettura della società ungherese, dove il gran potere del re è basato sui possedimenti enormi della corona e „la sua base sociale è la nobiltà di corte che si distingue nettamente da quella delle campagne sia a livello di ruolo politico che a livello di valori". L'analisi dell'evoluzione delle contee –principali distretti amministrativi ungheresi fin dall'undicesimo secolo – studiata da István Tringli per l'intero medioevo, corrobora l'idea di una continuità tra le strutture create dagli Arpad e quelle del periodo angioino, pur evidenziando la non uniformità nell'organizzazione territoriale dell'intera Ungheria che cambierà solo nella seconda metà del XV secolo. Altre ricerche proposte nel saggio di Richárd Horváth sono centrate sulle strutture castellari in epoca angioina. Lo studioso approfondisce il ruolo dei governatori delle contee, nominati dal re, che avevano il controllo di tutti i castelli del loro distretto e la supremazia su tutti i proventi ricavati. La distinzione tra castelli reali, ecclesiastici e privati offre una visione complessa, ma ben articolata, del controllo del territorio da parte della dinastia francese che, attraverso una politica di distruzione di alcuni castelli in mano ai nemici, di riappropriazione dei beni ecclesiastici alla morte dei vescovi, e infine di costruzione di nuovi catelli, portò Carlo I al possesso del 60% delle strutture castellari presenti nel regno facilitando così il controllo dell'intero territorio. Allo stesso sovrano si deve la prima grande riorganizzazione della politica economica della corona, Carlo modificò, infatti, il sistema camerale con la creazione di nuovi centri camerali con le rispettive zone di competenza. Creò un sistema fiscale che prevedeva ad esempio una tassazione diretta sulle abitazioni e non sulle famiglie, una tassa richiesta ai passaggi della dogana era prevista per le persone e non per le merci e infine introdusse il monopolio dei metalli preziosi che generò grandi entrate nelle casse della corona. Due interessanti saggi dedicati uno alla creazione da parte degli angioini dell'ordine cavalleresco di san Giorgio di Enikö Spekner e il secondo a cura di György Rácz sull'araldica di età angioina, insieme con un'istruttiva appendice cartografica chiudono l'interessante libro.

Gemma Colesanti

Lauree. Università e gradi accademici in Italia nel medioevo e nella prima età moderna, a cura di Anna Esposito e Umberto Longo, Bologna (CLUEB) 2013 (Centro interuniversitario per la storia delle università italiane. Studi 22), ISBN 978-88-491-3853-5, 150 S., € 28.

Der vorliegende Aufsatzband vereint acht Beiträge einer Tagung zu Universitäten und akademischen Graden im Italien der Mittelalters und der Frühen Neuzeit, organisiert vom Dipartimento di Storia, Culture, Religioni dell'Università „La Sapienza" in Rom im Dezember 2011. Anlaß war die Emeritierung von Professor Carla Frova, die sich in zahlreichen Arbeiten um die Erforschung der Universitätsgeschichte verdient gemacht hat. Diesem Untersuchungsfeld sind daher auch die Beiträge gewidmet. Michael Matheus illustriert anhand von drei Gelehrten aus dem Reich, wie detailreich die kurialen Registerserien Auskunft über die Aktivitäten der Kleriker geben, die aus den unterschiedlichsten Gründen nach Rom reisen und ihren Aufenthalt dort zu Studium und Promotion nutzen. Diese Überlieferung kann die fehlenden Quellen der beiden römischen Universitäten zu einem gewissen Teil kompensieren. Der Beitrag schließt mit der Transkription der Supplik des Johannes Gleser um Promotion zum Lizentiat im kanonischen Recht durch Coronatus Planca. Die folgenden zwei Beiträge stellen die normativen Quellen der Universitäten Pavia und Perugia dem überlieferten Schriftgut gegenüber und skizzieren die Geschichte der Dokumentation der jeweiligen Institutionen. Paolo Rosso rekonstruiert eine Typologie der Schriften des *Studium generale* von Pavia und konfrontiert diese mit Stichproben aus den überlieferten Akten der Kanzlei, den *universitates scholarium* und den Doktorenkollegien, um den Einfluß von Wandlungen des politischen Umfeldes auf die Verschriftlichung der Institutionen zwischen dem 14. und 16. Jh. zu untersuchen. Stefania Zucchini konfrontiert die päpstlichen Privilegien, die von der Kommune Perugia als Träger des *studium* erlassenen Regelungen und die Statuten der Doktoratskollegien mit den *acta graduum* in Bezug auf die Herkunft und Qualifikation von Doktoren und Studenten, und kann den Einfluß der Regionalisierung des 16. Jh. auf die Zahl und die Herkunft der Promovierten aufzeigen. Andreas Rehberg gewährt uns einen Einblick in die Praxis der Ernennung der Pfalzgrafen durch die Päpste von Sixtus IV. bis Leo X., die in der Mehrzahl von der Verleihung des *ius doctorandi* sehr gezielt und restriktiv Gebrauch machten. Am Beispiel der Promotionen des Pfalzgrafen Melchior Baldassini kann Rehberg nicht nur das Promotionsverfahren unter der Leitung des *comes palatinus* nachzeichnen, sondern auch anhand von Profilen der Promovierten nachvollziehen, für welche künftigen Gelehrten dieser Weg der Graduierung von Interesse war. Die minuziöse Suche nach päpstlichen Dispensen für Doktorpromotionen jüdischer Mediziner führt Michele Luzzati zu dem Ergebnis, daß sie sich, entgegen der verbreiteten, auf älteren Arbeiten fußenden Ansicht, nicht vor dem 16. Jh. nachweisen lassen. Um die Hintergründe einer medizinischen Promotion in Rom im Januar 1514 dreht sich der Beitrag von Anna Esposito. Möglicherweise fand sie außerhalb des regulären, von den Doktoren des medizinischen Kollegiums der Sapienza gepflegten

Graduierungsverfahrens statt. Der Beitrag umfaßt den transkribierten Promotionstext. Ferdinando Treggiari erweitert unsere Kenntnisse über den Legisten Bartolo di Sassoferrato anhand zweier ihm zugeschriebenen Promotionsreden, deren größter Wert in der Charakterisierung der Auseinandersetzung seiner Zeit mit dem Zivilrecht liegt. Im letzten Beitrag des Bandes öffnet Gian Paolo Brizzi den Blick auf das ganze Italien in der Frühen Neuzeit und die Mobilität europäischer Studenten. Er untermauert, ergänzt durch Karten und Tabellen, die Ergebnisse der jüngeren Forschung zur *peregrinatio academica* und die Bedeutung der hohen Schulen südlich der Alpen. Der Band schließt mit einer kommentierenden und einordnenden Zusammenfassung der mit den Beiträgen geehrten Carla Frova. Die Leitfragen betreffen Natur und juristisches Fundament des Doktortitels: *dignitas* oder *officium* und seine Abhängigkeit von den zwei Universalmächten Papst und Kaiser. Weiter illustrieren die Abhandlungen einerseits die Mannigfaltigkeit der Quellen und Überlieferungszusammenhänge, aus denen sich Informationen zu den Graduierungen gewinnen lassen und andererseits die Spannbreite der Wege zum Doktorat, die einer je eigenen regulierenden Systematik folgen. Dies weist voraus auf die Zeit, in der mit den Jesuiten und anderen Doktorenkollegien außeruniversitäre Institutionen das Promotionsrecht erhalten.

Suse Andresen

Sprachliche Aspekte des Reisens in Mittelalter und Früher Neuzeit, hg. von Matthias Schulz unter redaktioneller Mitarbeit von Peter Hinkelmanns, Wiesbaden (Harrassowitz) 2014 (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart 13), 184 S., Abb., ISBN 978-3-447-10050-2, € 30.

Reisen war in der Vormoderne mit ihren spezifischen Infrastruktur- und Kommunikationsbedingungen nicht allein mit sprachlichen, sondern oft auch mit kulturellen Fremderfahrungen und Translationsleistungen verbunden. Es stellte für Reisende aller sozialen Schichten (innerhalb Europas ebenso wie im Kontakt zur außereuropäischen Welt) eine besondere kommunikative Herausforderung dar. Insofern ist es sehr zu begrüßen, dass sich ein jüngst publizierter Sammelband der sprachlichen Aspekte von Reisen in der Vormoderne annimmt. Den Anlass dazu bot eine im November 2011 in Bayreuth ausgerichtete Tagung mit einer begleitenden Ausstellung zum Thema „Sprache unterwegs. Verständigung auf Reisen 1500–1800“. Neben der Einführung von Matthias Schulz umfasst dieser Band acht Beiträge, von denen vier im Wesentlichen auf der Quellengrundlage von Reiseberichten oder Itineraren beruhen. Darunter befinden sich zwei mediävistische Studien: Peter Bruns untersucht das Itinerar des Franziskaners Wilhelm von Rubruk über seine Reise von Konstantinopel zu den Mongolen als Quelle zum Dolmetscherwesen in der Mitte des 13. Jh.; Gerhard Diehl befasst sich anhand der Analyse eines Corpus von 150 Texten mit dem Adjektivgebrauch in deutschsprachigen Reiseberichten des Spätmittelalters. Unter den beiden frühneuzeitlichen Beiträgen ist der souveräne und höchst anregende Überblick Mark

Häberleins über die in Berichten des 16. und 17. Jh. von vier ausgewählten deutschen Orient- und Asienreisenden geschilderten Situationen des Sprachkontakts hervorzuheben. Barbara Kaltz widmet sich dem Reisebericht „Séjour de Paris" von Joachim Christoph Nemeitz aus dem Jahre 1718 als Quelle zur Geschichte des Fremdsprachenlernens. Zwei weitere Aufsätze befassen sich mit Sprach- und Lehrbüchern. In einem sehr detaillierten und präzisen Beitrag, der einschließlich seiner Tabellen und Abbildungen ein Viertel des Sammelbandes umfasst, widmet sich Christine Ganslmayer dem Sprachmeister Juan Angel de Sumarán und insbesondere der Werkkonzeption seiner von 1617 bis 1665 erschienenen Sprachlehrwerke zum Deutschen, Spanischen, Italienischen, Französischen und Lateinischen. Helmut Glück behandelt die Reiseform der Kavaliersreise (oder Grand Tour) als Lerngegenstand in frühneuzeitlichen Sprachlehrbüchern. Neben Sprachmeistern, Adligen, Klerikern und Kaufleuten werden in diesem Sammelband auch andere soziale Gruppen thematisiert, wobei ein Beitrag aus der Feder von Martin Behr mit dem frühen Buchdruckergewerbe einen besonders interessanten Fall der Handwerkermigration in den Blick nimmt. Behr untersucht näherhin die Mobilität im Buchdruckergewerbe des ausgehenden 15. und des 16. Jh. und fragt dabei nach dem Einfluss dieser Wanderungsbewegungen auf sprachliche Vereinheitlichungsprozesse im Frühneuhochdeutschen. Schließlich nimmt Konrad Schröder anhand des „Iter Litterarius" fremdsprachendidaktische Aspekte des Reisens im Sinne einer nicht nur sprachlichen, sondern auch kulturellen Grenzüberschreitung und damit verbundene Bildungskonzepte ins Visier. Bei unterschiedlicher Qualität im Einzelnen vermögen die vorgelegten Beiträge insgesamt zu überzeugen. Sie erweisen sich als sachlich im Wesentlichen sehr zuverlässig (allerdings waren Besançon, Dôle und Metz im 15. Jh. staatsrechtlich noch keine „französischen", S. 88, sondern allenfalls französischsprachige Städte, die „Lettres Galantes" von Madame Du Noyer erschienen 1707 nicht zuerst in „Köln", S. 151, Anm. 42, denn dahinter steht mit Pierre Marteau eine allgemein bekannte, im 17. und 18. Jh. höchst beliebte, fingierte Verlagsadresse). Die Aufsätze bieten zu einem guten Teil tatsächlich neue Forschungsergebnisse beziehungsweise tragen zur Korrektur früherer Forschungsmeinungen bei. Allerdings fehlt eine systematische Hinführung, die angesichts der Unterschiedlichkeit der behandelten Themen sehr wichtig gewesen wäre, ebenso wie ein Fazit, das die diversen Einzelresultate in übergreifende Forschungskontexte zu stellen vermöchte. In einem zwei Seiten umfassenden Vorwort des Hg. werden Anlass und Thema des Bandes kurz umrissen. Anstelle einer veritablen Einleitung ist den Einzelstudien der von Matthias Schulz 2011 in Bayreuth zur Ausstellungseröffnung gehaltene Festvortrag vorangestellt. Trotz einiger Abbildungen ist es für den Leser frustrierend, gleich zu Beginn des Bandes mit Ausführungen zu einer Ausstellung konfrontiert zu werden, deren Exponate er selbst nicht sieht, mit allen Begrüßungsformeln, Hinweisen zu studentischen Hilfskräften als Ansprechpartnern während der Besichtigung, zum Weinausschank beim Empfang. Eine problemorientierte Einführung wäre hilfreicher gewesen. Den einzelnen Aufsätzen sind Quellen- und Literaturverzeichnisse (mit unterschiedlichen Gliederungsebenen) nachgestellt,

beim Beitrag des Herausgebers fehlt ein solches Verzeichnis. Für die Drucklegung erfolgte eine „behutsam[e]" formale Angleichung der einzelnen Texte (S. 8). Die verbliebenen formalen Diskrepanzen sind in mehreren Punkten beachtlich: Neben den Regeln der Kunst gemäßen Zitationen von Internetressourcen mit URL und Datum (etwa S. 95) findet sich auch der schlichte Hinweis, ein Werk sei „online" (S. 156) konsultiert worden. Auf ein Register wurde verzichtet. Guido Braun

Anna Contadini/Claire Norton (ed.), The Renaissance and the Ottoman World, Farnham [u. a.] (Ashgate) 2013, 352 S., Abb., ISBN 978-1-4724-0991-1, GBP 75.

Die Beziehungen zwischen dem Osmanischen Reich und den christlichen Herrschaftsgebieten haben sich seit einigen Jahren als Forschungsfokus etabliert, der tradierte Vorannahmen zu hinterfragen und neu zu justieren im Stande ist. Hierzu erschien nun auch der Sammelband zu einer am Londoner Warburg Institute veranstalteten Tagung, der einen methodisch reflektierten und mit Fallstudien gesättigten Beitrag zur Debatte darstellt. Ausgehend von dem Befund, dass mit dem historiografischen Konzept ‚der Renaissance' zu häufig unreflektierte Annahmen christlich-muslimischer Gegensätzlichkeiten tradiert werden, denen die Fortschrittsteleologie ‚einer christlich-europäischen Moderne' inhärent ist, plädieren die Hg. für eine Neukonzeptionalisierung des Untersuchungsgegenstandes. Sie legen den Fokus stattdessen auf das Mittelmeer als einen kulturellen Raum, den Muslime und Christen – und Juden, wie hinzuzufügen ist – gemeinsam erlebten. Jenseits der Dichotomien, Konflikte und Kriege geraten so vor allem wechselseitige Kontakte sowie gemeinsame Praktiken, Legitimationen, Ikonografien, Symboliken und Übersetzungen – kurzum: *connections* – in das Blickfeld. Mit dieser wechselnden Perspektive, die zwar nicht vollkommen neu, hier jedoch eine vorbildlich konsequente und innovative Umsetzung findet, wird das Mediterraneum als Raum gemeinsamen Geschmackes konzipiert, womit die Produktions-, Zirkulations-, Rezeptions- und Adaptionsprozesse, die Netzwerke des Austausches und die Logiken der Wertschätzung materieller und visueller Kulturen wegweisend erschlossen werden. Dabei wenden sich die versammelten Aufsätze Gemälden, Kristall- und Metallgegenständen, Devotionalien, Stofflichkeiten (Leder, Samt, Seide, *sof/zambelotti*), Teppichen, Kleidungsstücken und deren Motivik, der Ornamentkunst, Karten, Büchern und Manuskripten sowie deren Illustrationen und Einbänden zu. Inhaltlich thematisiert der Sammelband eine ebenso beachtliche Bandbreite, die von Konsum-, Schrift- und Manuskriptkulturen zur Diplomatie, Musik, Kartografie und Geschichte (etwa der Seeschlacht von Lepanto), bis hin zu Patronage und Klientelismus sowie Humanismus und Antikenrezeption reicht. Dabei ist es eine Stärke des reich illustrierten Bandes, dass die zusammengetragenen Forschungseinsichten immer aus einer Vielzahl konkreter Quellen- und Materialstudien heraus gewonnen werden, die ihren Ausgangspunkt in vermeintlich so unscheinbaren Feststellungen wie beispielsweise der Datierung eines Gemäldes oder

der Tragbarkeit von Büchern nehmen. Damit wird untersucht, wie Andersartigkeit als historiografisches Konstrukt durch historisch gemeinsame Praktiken und Repräsentationen produziert wurde und wird; denn die AutorInnen scheuen auch nicht aktuelle Vergleiche wie etwa die Etablierung religiöser Demarkationslinien bei Pius II. und Benedikt XVI. Dass LeserInnen mühelos weitere Themen einfallen dürften, die sich ohne Schwierigkeiten in den Sammelband integrieren ließen (etwa Diasporagemeinden und Agitationsnetzwerke religiöser Minderheiten wie Orthodoxer und Juden sowie die Lebenswelten von Gefangenen und Sklaven), unterstreicht die Tragweite des hier zu rezensierenden Bandes. Freilich wäre es sinnvoll gewesen, den Sammelband mit einem Schlusskapitel enden zu lassen, das die Resultate der vorgelegten Studien sowie deren Auswirkungen mit der Geschichte der historiografischen Renaissance-Konzepte von Burckhardt bis Goody in Beziehung setzt. Doch der Sammelband ist grundsätzlich aufgrund des hohen Niveaus methodischer Reflexion, der vorbildlichen Besprechung aktueller Forschungen sowie des Reichtums quellen- und artefaktbasierter Studien ForscherInnen und Studierenden zur Lektüre und Bibliotheken zur Anschaffung uneingeschränkt zu empfehlen. Stefan Hanß

Basel als Zentrum des geistigen Austauschs in der frühen Reformationszeit, hg. von Christine Christ-von Wedel, Sven Grosse und Berndt Hamm, Tübingen (Mohr Siebeck) 2014 (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 81), XI, 378 pp., ill., ISBN 978-3-16-153203-0, € 99.

„Diese Stadt hatte bereits 1529 mit Rom gebrochen und war ein Zentrum für Menschen, die die Kirche Roms nicht länger als die einzig wahre Kirche anerkennen wollten“: la delineazione del profilo confessionale che contrassegnava la città dell'Alto Reno in epoca primo moderna, così tratteggiata dallo storico della chiesa Herman J. Selderhuis [2009], permette di riassumere in poche righe lo sfondo storico alla base della raccolta dei contributi presentata in questo volume miscellaneo, frutto di un convegno di studi incentrato sul ruolo culturale della città di Basilea tra il 1477 e il 1536, svoltosi tra l'8 e il 9 giugno del 2012 presso la *Staatsunabhängige Theologische Hochschule Basel*. Come sottolineato dai curatori del volume nella prefazione (pp. V–VIII), la poliedricità di profili professionali operanti tra le sue mura, la „facile“ mobilità e apertura culturale dei suoi ceti dirigenti e, non ultima, la presenza di numerose stamperie capaci di diffondere una molteplicità di testi, hanno costituito i fattori che resero la città, nei primi decenni del secolo XVI, un centro „von europaweiter Bedeutung“. Il volume miscellaneo consta di cinque parti, ciascuna delle quali offre al lettore un tassello necessario alla ricostruzione del mosaico d'insieme. La prima parte del volume, dal carattere introduttivo, è redatta da Berndt Hamm ed è incentrata sulla descrizione delle linee di fondo comuni all'operato culturale degli eruditi operanti tra il 1450 e il 1520 nel territorio compreso tra la Foresta Nera e i Vosgi, comprendente le città di Friburgo in Brisgovia, Strasburgo, Colmar, Basilea e Sélestat

(pp. 3–50). A questa, segue la parte dedicata al rapporto tra gli umanisti e l'utilizzo dell'allora nuovo e rivoluzionario *medium*, il libro a stampa (pp. 51–146). Se Urs B. Leu individua nella città di Basilea il centro nel quale venivano stampati, nel numero complessivo di 8.075, il maggior numero di titoli tra tutte le città appartenenti nel sedicesimo secolo alla *Confoederatio Helvetica* (pp. 53–78), Valentina Sebastiani individua nella produzione dell'editore Johannes Amerbach, uscita a Basilea tra il 1477 e il 1513, il *typus* di riferimento per descrivere le caratteristiche materiali ed esteriori proprie della produzione libraria degli umanisti che operavano a Nord delle Alpi (pp. 79–95). James Hirstein focalizza la sua attenzione sulla rete di relazioni culturali intrecciate dal Beato Renano per l'edizione del *De donatione Constantini* di Lorenzo Valla, pubblicata a Basilea nel 1520 con la prefazione di Ulrich von Hutten (pp. 97–108). All'insegna di un'analisi volutamente focalizzata su un singolo aspetto, ovvero il confronto tra il *l'Explanatio symboli* di Erasmo da Rotterdam (1533) e l'edizione del 1534 del *deutscher Katechismus* del teologo riformatore di origini alsaziane Leo Jud (1482–1542) è quella di Christine Christ-von Wedel (pp. 109–134), mentre di natura ricercatamente „generalista" è l'intervento di Milton Kooistra, focalizzato sull'influenza esercitata dagli umanisti operanti a Basilea nei confronti dei programmi editoriali degli stampatori (pp. 135–146). La terza parte del volume, incentrata sulla rete di relazioni e scambi culturali intrecciata dai riformatori che soggiornavano a Basilea (pp. 147–253), si apre con un contributo di Sven Grosse (pp. 149–177) sulle finalità della prima edizione a stampa dell'opera di Martin Lutero, edita a Basilea nel 1518 da parte del riformatore Wolfgang Capito (1478–1541) nella stamperia di Johannes Froben. A seguire, Matthieu Arnold (pp. 179–191) dedica la sua analisi allo sviluppo del movimento riformatore a Strasburgo e Basilea così come si evince dagli scambi epistolari tenuti dal teologo alsaziano Martin Bucer (1491–1551) tra il 1524 e il 1531. In rapporto di perfetta continuità cronologica con l'ultimo articolo appena citato si colloca il contributo di Reinhold Friedrich (pp. 193–202), inerente la corrispondenza epistolare del 1532 tra Martin Bucer e il teologo di orientamento riformatore Simon Grynaeus (1493–1541) sull'uso dell'istituto della scomunica. Suddividendo in tre fasi il dibattito tra Grynaeus, Giovanni Ecolampadio (1482–1531) e Bucer sulla liceità della politica coniugale di re Enrico VIII di Inghilterra, il contributo di Wolfgang Simon (pp. 203–213) evidenzia il retroterra culturale e teologico sotteso alle argomentazioni da loro sostenute, sovente contrapposte, con particolare riferimento alle posizioni „filo regie" del Grynaeus. Amy Nelson Burnett dedica maggiori attenzioni al ruolo svolto da Ecolampadio con la sua opera *De Genuina Expositione* (1525) nel dibattito sulla transustanziazione nel contesto della Basilea prossima all'accettazione della Riforma. Un ulteriore contributo alla conoscenza del delicato clima che si respirava nella Basilea e nella Zurigo riformate negli anni trenta del Cinquecento viene da Andreas Mühling (pp. 233–242), che presenta al lettore uno studio sull'edizione postuma in unico volume, risalente al 1536, dello scambio epistolare tra il riformatore zurighese Huldrych Zwingli (1484–1531) ed Ecolampadio, data alle stampe dal teologo Theodor Bibliander (1504–1564). L'ultimo contributo inserito

nella terza parte è quello di Rainer Henrich (pp. 243–253) sugli aspetti dell'attività pastorale e diplomatica condotta a Basilea dal riformatore lucernese Oswald Myconius (1488–1522). La quarta parte della raccolta di studi (pp. 257–296), dal titolo esemplificativo di „dissidenti", contiene due interventi sul confronto instauratosi tra i teologi riformati che risiedevano a Basilea in merito alla diffusione della confessione battista. Hanspeter Jecker (pp. 257–272) individua nelle figure di Hans Seckler e Hans Träyer von Lausen i primi iniziatori dello sviluppo di tale confessione nel territorio basileano a partire dagli anni 1525–1530, mentre Christian Scheidegger (pp. 273–296) riporta all'attenzione della comunità scientifica una lettera anonima (e, fino al momento presente, inedita) risalente al 1526 e scritta come risposta ad una serie di domande a carattere teologico formulate dai Battisti operanti nel territorio di San Gallo, capace di documentare „in presa diretta" le tensioni legate all'attività pastorale dei primi Battisti nel territorio svizzero. La quinta ed ultima parte del volume conclude l'*iter* sul ruolo di vivace centro culturale svolto dalla città del *Dreiländereck* nella prima metà del secolo XVI, mettendone in evidenza la precoce proiezione „europea" come polo di attrazione per gli uomini di cultura. Jan-Andrea Bernhard (pp. 299–326) attribuisce alla città di Basilea un importante ruolo di „cerniera" per quanti, sull'esempio del giurisperito veneziano Francesco Spiera (1502–1548), fuggendo dall'Inquisizione abbandonavano il territorio italiano in direzione dell'Europa Orientale. Nel suo contributo (pp. 327–338), Attila Verók sposta ulteriormente ad Oriente l'analisi dei rapporti intrattenuti nel corso del 1500 dalla comunità accademica della Basilea riformata in direzione delle comunità di lingua tedesca presenti in Transilvania, mentre Ádám Hegyi giunge con il suo contributo (pp. 339–355) alla terra d'Ungheria, focalizzando il suo intervento sui rapporti intessuti tra gli eruditi della Basilea riformata e quanti aderivano alla Riforma in territorio ungherese nell'ampio arco cronologico compreso tra il quindicesimo e il diciottesimo secolo, basti citare, a titolo esemplificativo, l'arrivo di diversi codici manoscritti che dalla *Bibliotheca Corviniana* di Buda giungevano a Basilea passando per Vienna. Al dettagliato apparato di note a piè di pagina, presente in ogni articolo, segue a conclusione del volume una sintetica descrizione del ruolo accademico-scientifico di ogni singolo autore (pp. 357–358), ed un dettagliato indice dei nomi (pp. 359–367) e dei luoghi e delle cose notevoli (pp. 369–378). La ricchezza e varietà dei contenuti presenti nel volume si presta anche a letture e finalità non unicamente collegate alla ricerca storica. Come evidenziato dalla stampa periodica di area elvetica a carattere religioso-confessionale, basti ricordare l'articolo a cura di Fritz Imhof pubblicato sulla rivista di orientamento evangelico *Jesus.ch* (http://www.jesus.ch/magazin/gesellschaft/217662basel) la città rappresenta per l'area compresa tra i paesi di Francia, Svizzera e Germania, oggi come ieri, non solo la culla di un ampio movimento di rinnovamento delle strutture socio-culturali preesistenti alla Riforma ma anche un *Zentrum für das frühe Täufertum*. Marco Leonardi

Dominik Burkard/Tanja Thanner (Hg.), Der Jansenismus – eine ‚katholische Häresie' in der frühen Neuzeit. Das Ringen um Gnade, Rechtfertigung und Autorität des Augustinus in der frühen Neuzeit, Münster (Aschendorff) 2014 (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 159), 464 pp., ISBN 978-3-402-11583-1, € 56.

Il volume raccoglie gli atti del convegno „Der Jansenismus – eine ‚katholische Häresie' der frühen Neuzeit?" (Würzburg, 12–14 maggio 2011), dedicato alle tante implicazioni, teologiche storiche e politiche, del giansenismo. La presentazione della teoria agostiniana della grazia divina e della libertà umana è affidata a Cornelius Petrus Mayer, che con chiarezza illustra concetti che avranno, al di là della disputa con Pelagio, fondamentale importanza nel pensiero moderno (pp. 1–12). Essenziale, in tal senso, l'esame – tra corrispondenze e dissonanze – dell'eredità del *doctor gratiae* in area protestante, attraverso la lettura di Lutero (Otto Hermann Pesch, pp. 13–35), e il serrato confronto di Calvino con l'Agostino che *totus noster est* (Karin Scheiber, pp. 37–56). Altrettanto centrale è tale eredità in ambito cattolico, come dimostra la controversia *de auxiliis* – a cui i protestanti guardarono con interesse – e che vide opporsi il gesuita Luis de Molina e il domenicano Domingo Báñez (Karlheinz Ruhstorfer, pp. 57–69), e in cui ruolo decisivo ebbe un altro gesuita, Francisco Suárez (Giovanna D'Aniello, pp. 71–98). Questo il contesto in cui prende forma il sistema di Cornelius Jansenius (1585–1638), di cui si analizzano sia le nozioni *habitus voluntatis* e *gratia actualis*, sia la critica all'aristotelismo (Diana Stanciu, pp. 99–115), mentre specifica trattazione è riservata all'esegesi biblica, affiancata a quelle di Van Est e Fromondus (Wim François, pp. 117–143). Ampio spazio è dedicato alla condanna delle cinque proposizioni estratte dall'*Augustinus*, pubblicato nel 1640, e alle sue conseguenze. Conseguenze che costrinsero gli agostiniani Christian Lupus e Enrico Noris a difendersi dall'infamante accusa di ‚giansenismo' (Michael Klaus Wernicke, pp. 145–162); percorsi ‚inquieti' sono individuabili nella stessa scuola tomista (Sylvio Hermann De Franceschi, pp. 163–192), mentre deviazioni e incertezze non risparmiano la diplomazia, come nel caso di Fabio Chigi, Nunzio di Colonia dal 1640 al 1651 (Marcel Albert, pp. 193–239). La documentazione conservata nell'Archivio della Congregazione per la Dottrina della Fede consente, inoltre, di svelare retroscena: interessante l'intreccio di denunce e memoriali da parte della Facoltà teologica di Parigi (Dominik Burkard, pp. 241–279), mentre la genesi della *Cum occasione* (1653) è ricostruita grazie alle censure, sottilmente divergenti, degli agostiniani Filippo Visconti e Celestino Bruni (Tanja Thanner, pp. 281–309). Sullo sfondo della censura si staglia anche lo scontro tra Johann Van Neercassel e l'antigiansenista Cornelius Hazart (Els Agten, pp. 311–347). Vicende complesse che porteranno alla bolla *Unigenitus* (1713), con gravi effetti sia sulle relazioni tra Roma e la chiesa Gallicana, sia sulla politica di Filippo II d'Orléans, in una corte divisa tra giansenismo e ultramontanismo (Nicole Reinhardt, pp. 349–371; Catherine Maire, pp. 373–387). L'atto di Clemente XI ebbe però portata più ampia, investendo i Paesi Bassi, l'Austria e la Spagna (Jan Roegiers, pp. 389–405), mentre in area tedesca ‚vittima eccellente' fu l'inquisitore di Colonia

Sebastian Knippenberg (Herman H. Schwedt, pp. 407–442). Le tante indicazioni suggerite sembrano riunirsi nella conclusiva immagine del contrasto tra un movimento fondato sull'estetica della semplicità e l'autocelebrazione barocca di un papato centralistico e nepotistico (Volker Reinhardt, pp. 443–449). Un'iniziativa ambiziosa e ben costruita da D. Burkard e T. Thanner, a cui va il merito di avere offerto – nella ricchezza delle prospettive presentate – non solo un'illustrazione ampia e rigorosa di un fenomeno così complesso, ma anche un panorama del dibattito europeo più recente, non trascurando linee di ricerca meno ovvie. Margherita Palumbo

Innocenzo XI Odescalchi. Papa, politico, committente, a cura di Richard Bösel/Antonio Menniti Ippolito/Andrea Spiriti/Claudio Strinati/Maria Antonietta Visceglia, Roma (Viella) 2014 (I libri di Viella 182), 486 pp., ill., ISBN 978-88-6728-205-0, € 42.

Claudio Donati nel suo intervento „La Chiesa di Roma tra antico regime e riforme settecentesche (1675–1760)" apparso nel 1986 all'interno della collana „Storia d'Italia. Annali 9", sottolineò che neanche la proclamazione a beato di Papa Innocenzo XI (al secolo Benedetto Odescalchi) nel 1956 per espressa volontà di Pio XII rianimò le ricerche sull'operato dello stesso, nonostante si trattasse di un pontificato all'insegna delle riforme e precursore dei grandi cambiamenti del XVII secolo. Fu proprio l'affermazione di una „svolta innocenziana" da parte dello stesso Donati a riattivare quel circuito storiografico, che ha raggiunto il suo culmine con il convegno internazionale svoltosi a Roma nel febbraio del 2012 „Innocenzo XI Odescalchi (1611–1689) nel quarto centenario della nascita" presso le sedi dell'Istituto della Enciclopedia Italiana, dell'Istituto Storico Austriaco a Roma e dell'Istituto Storico Fraknói presso l'Accademia di Ungheria in Roma. Vedono ora la luce gli atti dello stesso (eccetto alcune mancanze e qualche successiva inclusione), in un testo che vede la partecipazione di ben ventisei studiosi tra curatori ed autori. La decisione di dedicare una prima sezione del libro alla storia „politica", e la successiva alla storia della „civiltà", rispecchia l'intento di proporre un'analisi interdisciplinare del pontificato tra storici modernisti e storici dell'arte. Dopo una critica della storiografia precedente e l'individuazione delle problematiche che questa lasciava aperte offerta da Maria Antonietta Visceglia, i saggi „politici" che seguono riflettono tutta la complessità della figura e personalità del pontefice (Antonio Menniti Ippolito); delle sue relazioni con i principali ministri ed oppositori all'interno delle dinamiche curiali (Silvano Giordano), con il cardinale Michelangelo Ricci e con il mondo oratoriano (Francesco Bustaffa), ed infine con la Compagnia di Gesù ed il generale Tirso González de Santalla (Jean-Pascal Gay). Un quadro della situazione interna al governo pontificio su cui si innestano le indagini sulle criticità legate alla politica estera: lo scontro con la Francia di Luigi XIV sulla questione delle regalie (Jean-Louis Quantin); l'ambiguo atteggiamento nei confronti della *Glorious Revolution* (Stefano Villani); la crisi economico-amministra-

tiva dell'Impero ottomano, aggravata dalla sconfitta di Vienna (Ilber Ortayli); l'abile intermediazione tra Sacro Romano Impero ed Ungheria nel periodo delle rivolte del Thököli (Péter Tusor); gli ingenti aiuti economici del pontefice all'Imperatore Leopoldo I (Peter Rauscher), e la mancanza di adeguati sussidi alla Lega Santa da parte di Spagna, Francia, Portogallo, Inghilterra, ma anche Parma, Toscana e Savoia (Gaetano Platania); fino alle conseguenze disastrose della riconquista cattolica sul fronte delle missioni balcaniche (Antal Molnár). Andrea Spiriti apre invece alla seconda sezione dell'opera, con un contributo in cui dipinge un Papa sì austero ed ascetico, ma non „inimico" bensì amico delle arti, abilissimo nel loro impiego quale strumento propagandistico di un marcato distacco da quanto operato dai propri predecessori. Seguono la riflessione sul conservatorismo asfittico della pittura romana del periodo (Claudio Strinati); un'analisi del soggiorno romano di Le Nôtre ed i progetti per orologi solari dell'architetto Meyer (Marcello Fagiolo); l'interazione di quest'ultimo e delle sue opere con l'incisore Giovanni Battista Falda (Mario Bevilacqua); il contrasto tra la comunità dei Minimi di Trinità dei Monti e le aspirazioni delle istituzioni francesi (Sebastiano Roberto); il fortissimo legame del pontefice con l'artista gesuita Andrea Del Pozzo (Lydia Salviucci Insolera); un'indagine sui nuovi concetti figurativi alla base della nuova edilizia urbana viennese all'indomani della guerra al turco (Ulrike Seeger); il progetto rimasto su carta del monumento equestre a Jan III Sobieski (Mariusz Smoliński); le feste celebrate per la vittoria di Vienna (Andrea Sommer-Mathis); le committenze artistiche familiari degli Odescalchi nello Stato milanese (Laura Facchin); la figura del nipote Livio come il più importante collezionista italiano del tardo Seicento in un respiro europeo (Sandra Costa); il modello alternativo di bassorilievo per la tomba del pontefice in San Pietro ipotizzata dall'artista Legros (Cristina Ruggero); ed infine l'immagine di Roma tra Accademia degli Infecondi ed Arcadia (Salvatore Canneto). Eccellenza di contributi in un testo, che apre la strada a nuove prospettive di indagine in merito al pontificato di Innocenzo XI Odescalchi. Roberto Fiorentini

Frank Jung/Thomas Kroll (Hg.), Italien in Europa. Die Zirkulation der Ideen im Zeitalter der Aufklärung, Paderborn (Fink) 2014 (Laboratorium Aufklärung 15), 316 S., ISBN 978-3-7705-5087-6, € 39,90.

Der von Frank Jung und Thomas Kroll herausgegebene Sammelband greift den Diskurs um den bereits bekannten französischen Einfluss auf die Aufklärung in Europa auf und thematisiert die nationale und regionale Weiterentwicklung aufklärerischer Gedanken in Italien, die sich zwar beeinflussten, aber dennoch selbstständig aus den französischen Ideen herausbildeten. Diese fanden in den historischen Wissenschaften bisher wenig Beachtung, obwohl bereits 1954 Franco Venturi einen derartigen Bedarf formulierte. An diesem Ansatz, erweitert um aktuelle sozial- und kulturhistorische Fragestellungen der Aufklärungsforschung, knüpft das vorliegende

Buch an. Das erste Kapitel widmet sich in drei Abschnitten einflussreichen Ideen der französischen Aufklärung und untersucht deren regionale Verbreitung. Den Anfang macht Christof Dipper mit seinem Beitrag über die Mailänder Aufklärung. Nach einer kurzen Darstellung der Rezeptionsgeschichte geht er näher auf den Reformabsolutismus sowie dessen Deutung von Herrschaft und die durch ihn wahrgenommenen Probleme ein. Giuseppe Ricuperati schließt daran mit seiner Arbeit zur radikalen Frühaufklärung an und behandelt darin die von Pietro Giannone verfasste „Istoria civile del regno di Napoli", ehe er umfassend deren Rezeption darlegt. Der letzte Abschnitt wurde von Jonathan Israel verfasst und beleuchtet in anschaulicher Weise welche Bedeutung den Werken von Diderot und d'Holbach in der europaweiten Rezeption aufklärerischer Ideen zukommt. Darüber hinaus beschäftigt sich der Autor mit den Arbeiten von Carlantonio Pilati und ordnet den aufgeworfenen Diskurs in eine gesamteuropäische Perspektive ein. Das folgende Kapitel befasst sich in fünf Aufsätzen mit Ideen der italienischen Aufklärung und deren europaweite Verbreitung. Im ersten Teil behandelt Frank Jung umfassend die Korsische Revolution. Auf drei Ebenen widmet er sich der Selbst- und Außenwahrnehmung sowie der Frage, ob der revolutionären Handlung eine Legitimation zu Grunde liegen kann. Der Beitrag von Antonio Trampus beschreibt auf breiter Quellenbasis die Wirkung Gaetano Filangieris „Scienza della legislazione" auf den zeitgenössischen Verfassungsdiskurs. Wolfgang Rother greift das Thema der Folter und Todesstrafe auf und diskutiert dies anhand der Werke „Osservazioni sulla tortura" und „Dei delitti e delle pene", wobei er diese im europäischen Kontext verortet. Mit „Di una Riforma d'Italia" von Carlantonio Pilati beschäftigt sich Serena Luzzi in ihrem Beitrag, der den italienischen Antiklerikalismus in den Mittelpunkt stellt. Anhand ausgewählter Textstellen illustriert die Autorin Aspekte der Rezeptionsgeschichte und geht auf die Verbreitung des Werkes in Frankreich ein. Den Abschluss dieses Kapitels bildet der Aufsatz von Marcello Verga zur toskanischen Kirchenreform und der europaweiten Geltung der Schriften von Scipione de' Ricci. Das dritte Kapitel ergänzt in drei Teilen das vorangegangene um kultur- und sozialhistorische Aspekte. Jean Boutier widmet seinen Beitrag den italienischen Akademien und der Vernetzung von Gelehrten in Europa. Dabei bezieht Boutier herausgegebene Zeitschriften in seine Betrachtung mit ein und bereitet seine Ergebnisse tabellarisch auf. Renato Pasta untersucht die Rolle des Buchwesens zur Vermittlung aufklärerischer Ideen. Zwar geht er auf Verbindungen der europäischen Verlagshäuser ein, beschränkt sich in seinen weiteren Ausführungen auf Italien. Thomas Kroll wählt eine deutlich differenzierte Perspektive für den letzten Teil, in dem er sich mit der Italienhistoriographie Le Brets auseinandersetzt und nach der Rolle von „Kulturübersetzern" im 18. Jh. fragt. Den umfassenden Arbeiten von Beccaria, Pilati und Verri ist es geschuldet, dass kaum ein Beitrag ohne sie auskommt. Umso mehr bilden diese, trotz der exemplarischen Themenwahl, eine solide Argumentationsbasis für diesen Band. Die gewählten Fallbeispiele runden das Gesamtbild ab und geben Aufschluss über den Einfluss regionaler Denkansätze auf die europäische Aufklärung.

Christian Gepp

Agostino Bistarelli (a cura di), La storia della storia patria. Società, Deputazioni e Istituti storici nazionali nella costruzione dell'Italia, Roma (Viella) 2012 (I libri di Viella 148), 324 S., ISBN 978-88-8334-992-8, € 32.

Der vorliegende Band bietet die Beiträge einer jener Tagungen, die anlässlich des 150jährigen Risorgimentojubiläums veranstaltet wurden, wobei hier nach dem Beitrag der Geschichtswissenschaft zur Konstruktion des Nationalstaates gefragt wird. Im Fokus stehen das *Istituto Storico Italiano*, die nationalen Historikerkongresse und einzelne illustre Geschichtsvereine, welche die italienische Historiographie entscheidend prägten, da die Universitäten im 19. Jh. noch reine Lehranstalten waren. Eine besonders große Bedeutung kam bis weit in das 20. Jh. dabei den Geschichtsgesellschaften zu, die Quelleneditionen vorlegten und die wichtigsten geschichtswissenschaftlichen Zeitschriften betreuten. Die erste Sektion des Bandes beschäftigt sich mit nationalen Projekten: mit dem *Istituto Storico Italiano*, den Historikerkongressen (1879–1913) und den Risorgimentoinstituten. Gleich zwei Beiträge von Massimo Miglio und Gian Maria Varanini thematisieren die Gründung des ersten nationalen Forschungsinstituts, des *Istituto Storico Italiano* (1883), und seine ersten mediävistischen Editionsprojekte bis zum Ersten Weltkrieg. Nationale Geschichte wurde hier mit Rückgriffen auf Glanz und Glorie der mittelalterlichen Vergangenheit konstruiert. Der Aufarbeitung bzw. der Verherrlichung der zeitgenössischen Geschichte widmete sich hingegen das römische *Istituto per la storia del Risorgimento italiano*, das in den Räumen des nationalen Denkmals schlechthin – im Vittoriano – residiert (Romano Ugolini). Jenseits aller Feiertagslyrik beschreibt Edoardo Tortarolo, einer der besten Kenner der Historiographiegeschichte, die gescheiterten Versuche der italienischen Geschichtsvereine, auf den ersten sechs von ihnen veranstalteten Historikerkongressen (denen keine weiteren auf nationaler Ebene folgen sollten) ein gemeinsames Forum des intellektuellen Austausches zu schaffen. Letztendlich scheiterten die Vereine bei ihrem Versuch, auf freiwilliger Basis national zu kooperieren. Dennoch wird immer wieder behauptet, dass diese Vereine einen wesentlichen Beitrag zur nationalen Einigung der Historiographie geleistet hätten. Als Belege für diese These werden lediglich die Reden und Vorhaben der Kongressteilnehmer angeführt, die jedoch über das Planungsstadium nie hinauskamen. In den beiden folgenden Abschnitten finden sich dann Beiträge zu einzelnen Geschichtsgesellschaften vor der nationalen Einigung von Gian Savino Pene Vidari für Turin, Dino Puncuh für Genua und Carlo Capra zum Mailänder Geschichtsverein, die aktuelle Überblicke zu den Leistungen der einzelnen Gesellschaften bieten. Weitere Autoren spannen einen chronologischen oder regionalen Bogen. Fulvio De Giorgi skizziert den Weg der Geschichtsgesellschaften von großer Autonomie bis in die 1920er Jahre, ihrer staatlich forcierten Zentralisierung während des Faschismus und der wieder zurückgewonnenen Selbständigkeit in der zweiten Nachkriegszeit. Gilberto Piccinini und Renata De Lorenzo präsentieren mit den Geschichtsvereinen in den Marken und Süditalien zwei geographische Schwerpunkte, wobei der umfangreiche Beitrag letzte-

rer einen nützlichen Überblick über die historiographischen Initiativen für die einzelnen Regionen im 19. und 20. Jh. bietet (Kalabrien, Lukanien, Abruzzen, Apulien, Sizilien). Darüber hinaus thematisiert De Lorenzo eindrücklich, wie diese Vereine für die regionale Geschichtspolitik vereinnahmt wurden. Ferner werden das Deutsche und das Österreichische Historische Institut (Rudolf Lill) und die Spanische Akademie in Rom vorgestellt (Jorge García Sánchez). Der Hg. stellt abschließend die aktuellen Aktivitäten der italienischen Geschichtsgesellschaften vor. Gabriele B. Clemens

Gabriele B. Clemens/Jens Späth (Hg.), 150 Jahre Risorgimento – geeintes Italien?, Trier (Kilomedia) 2014 (Geschichte & Kultur. Saarbrücker Reihe 5), 231 S., ISBN 978-3-89890-194-9, € 42.

Der Beitrag deutscher Historiker zum einhundertfünfzigjährigen Gedenken der italienischen Nationalstaatsgründung: der Proklamation des Königreichs Italien am 17. März 1861, ist doch recht überschaubar geblieben. Eine der bloß drei beachtlichen Tagungen hat im Juni 2012 in Saarbrücken stattgefunden, mit Unterstützung des Deutschen Historischen Instituts Rom veranstaltet von der Arbeitsgemeinschaft für die neueste Geschichte Italiens, welche seit 2008 von Gabriele Clemens geleitet wird. Von den damals gehaltenen fünfzehn Vorträgen bietet der Band sieben Ausarbeitungen, dazu die Übersetzung eines in italienischer Sprache 2012 veröffentlichten Aufsatzes von Marco Meriggi: Die Konstruktion von Staat und Nation. Der Fall Italien (S. 19–34), sowie den Originalbeitrag von Clemens: Francesco Hayez – die nationale Idee risorgimentaler Historienmalerei (S. 147–166). Zu empfehlen ist, den Band nach Lektüre der Einleitung über eine Auseinandersetzung mit diesen beiden Aufsätzen anzugehen. Meriggi zeigt das Ausmaß der den neueren sozial- und kulturhistorischen Forschungen zur italienischen Nationswerdung vor und nach der Nationalstaatsgründung gelungenen Neuperspektivierungen auf und skizziert zugleich noch längst nicht bewältigte Problemstellungen. Clemens bietet zunächst eine präzise Skizze des kulturhistorischen Ansatzes anhand von Alberto Mario Bantis wegweisendem „La nazione del Risorgimento“ (2000), um hernach an ihrem Thema eine beachtenswerte Warnung vor kurzschlüssigen Konstruktionen der Bedeutung von bestimmten kulturellen Erzeugnissen für die italienische nationale Selbstverständigung zu erarbeiten. Beide umreißen das entgrenzte thematische und zeitliche Feld dessen, was heutzutage Risorgimento- als moderne Nationalismusforschung im Einzelnen sein kann und generell sein muß: Die anderen Autoren demonstrieren aufgrund laufender oder kürzlich abgeschlossener Forschungsprojekte die in solcher Reichweite einzufahrenden Erkenntnisgewinne. Francesca Brunet untersucht Momente des strafrechtlichen Umgangs mit politischen Aktivisten im lombardo-venetianischen Königreich vor 1848 zwischen harten Verurteilungen und Straferleichterungen beziehungsweise Begnadigungen. Amerigo Carusos Aufsatz deckt den Wandel des Urteils konservativer Preußen über den neuen Nationalstaat zwischen 1859/1861 und 1870 als Aspekt und

Motiv eines allgemeinen Wandels vom Alt- zum Neukonservatismus der Bismarck-Ära auf, dem sich Felix Schumachers kleine Studie über den großen Deutsch-Toskaner Alfred von Reumont mit seinen Schönungen der vorrevolutionären Verhältnisse des Großherzogtums und seiner Skepsis gegenüber der zentralistischen Staatlichkeit des neuen Königreichs anregend zugesellt. Giulia Frontoni entdeckt die Partizipation bürgerlicher Frauen an den Debatten der Turiner Deputiertenkammer in schriftlichen Zeugnissen und auf zeitgenössischen Bilddrucken, indessen Ruth Nattermann den Aufbruch jüdischer Italienerinnen in die nationale Welt organisierter Politik bis zu den Verriegelungen durch das faschistische Regime vorstellt. Elena Tonezzer betrachtet die hoch- und alltagskulturellen Anstrengungen der italienischen Trentiner zur Behauptung ihrer Nationalität. Den Band beschließt Jens Späths „historische Spurensuche auf dem Gianicolo" (S. 187–220), eine reich bebilderte Begehung in Raum und Zeit: vorbei an Skulpturen und Monumenten und in Entfaltung der jeweiligen erinnerungspolitischen Kontexte bis hin zur großen Feier des 17. März 2011. Eine ins Einzelne gehende kritische Würdigung ist leider unmöglich. Als älterer Rezensent darf ich allerdings bemerken, daß einige Autoren entweder Recherchebremsen in Bezug auf vor dem Jahre 1990 erschienene Literatur eingebaut oder auf die Nennung solcher Literatur bewußt verzichtet haben. Indessen hat in etlichen der hier angeleuchteten Bereichen standhaltende Forschung durchaus auch vor der mitteleuropäischen Rezeption der Essays von Foucault und Anderson stattgefunden. Das gesagt, sei auch festgestellt, daß alle Beiträge auf soliden, teils beeindruckend intensiven Quellenarbeiten beruhen und vereint diesen Band zu einem beachtlichen Werk machen.

Wolfgang Altgeld

Florika Griessner/Adriana Vignazia (Hg.), 150 Jahre Italien. Themen, Wege, offene Fragen, Wien (Praesens) 2014, 413 S., ISBN 978-3-7069-0761-3, € 38,90.

Die Forschungslandschaft zum Risorgimento, der italienischen nationalen Einigungsbewegung im 19. Jh., hat sich seit den 2000er Jahren mit Arbeiten zur jüdischen Geschichte (Armani [2006], Ferrara Degli Uberti [2011]), zur Geschlechtergeschichte (Cepeda Fuentes [2011], Grementieri [2011]), aber auch zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte (Grimaldi [2004], Magnani [2003]) thematisch und methodisch weiter ausdifferenziert. Nach dem halbrunden Jubiläum der 1861 erfolgten Staatsgründung im Jahr 2011, das durch eine Vielzahl von Veranstaltungen und Ausstellungen gewürdigt wurde, ergibt sich nun umso mehr ein multiperspektivisches, frühere Positionen kritisch hinterfragendes, die internationale Strahlkraft und Einbettung des Risorgimento berücksichtigendes Bild. Diesem ist auch der von Florika Griessner und Adriana Vignazia herausgegebene Sammelband verpflichtet, der auf eine im November 2011 in Graz abgehaltene Tagung zurückgeht. Die Beiträge des Bandes sind auf drei große Segmente verteilt, ergänzt um einen Register- und Abbildungsteil. Eine kleinteiligere Strukturierung wäre hier eventuell angebrachter gewesen, denn die Titelgebung der

Binnengliederung weist nicht in jedem Fall stimmig auf die thematische Verortung der einzelnen Aufsätze hin. Das weite Spektrum der Beiträge reicht von Reflexionen zur Phänomenologie des modernen Nationalstaates, sprach- und literaturgeschichtlichen Arbeiten, Abhandlungen zur Wirtschafts-, Rechts- und Frauengeschichte bis hin zur jüdischen Geschichte, der Rezeption des Risorgimento in Böhmen und Ungarn und einem Aufsatz zur Rolle der Musik im Zeitalter der nationalen Einigung. Verständlich, dass bei letzterem der nationale Mythos Verdis einmal mehr im Zentrum der Analyse steht. Vielleicht hätte aber ein zusätzlicher Beitrag zu weniger gut beforschten Persönlichkeiten, etwa zum Komponisten der italienischen Nationalhymne „Fratelli d'Italia" Michele Novaro, die Perspektive auf das Risorgimento aus musikhistorischer Sicht gewinnbringend ergänzt. Aus der Vielzahl der Artikel seien an dieser Stelle exemplarisch drei für eine genauere Besprechung herausgegriffen: Albert Göschl stellt in seinem Beitrag die Verbindung zwischen einem im Risorgimento greifbaren politischen Krisenbewusstsein und der Gattung des Essays (*saggio*) zur Diskussion und erhellt, auf welche Weise gerade diese literarische Form zum Deutungsmedium und Bewältigungsmechanismus der Krise wurde. Kritik und „Krise" – bereits im 19. Jh. ein Leitbegriff, wie Göschl deutlich macht – (S. 116) trafen sich im Essay, einer Vermittlungsform zwischen Wissenschaft und Kunst, die das Risorgimento und seine Polaritäten der nationalen Einheit und kulturellen Vielheit textuell widerspiegelte. Antonio Trampus hingegen untersucht die Rolle der in der Aufklärung wurzelnden Freimaurerei für das italienische Einheitsstreben. Am Beispiel des Politikers, Librettisten und Autors Francesco Saverio Salfi legt er dar, wie patriotisches Engagement und freimaurerisches Gedankengut im Risorgimento zusammenwirkten und stellt die zentrale Bedeutung der Großloge *Grande Oriente d'Italia* für die Konstituierung eines nationalen Bewusstseins heraus. Eindrücklich weist schließlich Roberta Ascarelli in ihrem Aufsatz eine Inanspruchnahme von Motiven der jüdischen Geschichte für das Risorgimento nach. Durch eine Parallelsetzung etwa der Lombardei mit Palästina in einem Libretto Soleras oder die Identifikation von Mazzini als Moses sollte der „immagined community" Italien als einer Schicksalsgemeinschaft mit Sendungsauftrag religiös fundierte Legitimation verschafft werden. (S. 342) Dass die Einflüsse wechselseitig waren, belegt Ascarelli, indem sie die Nähe zionistischer Theoretiker zu Mazzinis Denken herausstellt. (S. 355–359) Die Hg. des angezeigten Sammelbandes möchten mit ihrer Publikation vor allem ein nicht-italienisches Publikum adressieren. (S. 17) Sie haben hierfür ein interdisziplinäres Vorgehen gewählt: Die Übersetzung der italienischen Beiträge wurde von Studierenden der Translationswissenschaft vorgenommen, die auf diese Weise früh Einblicke in die Berufspraxis nehmen konnten. In den ins Deutsche übertragenen Texten fallen dabei weniger die zum Teil unpräzisen (fach)terminologischen Übersetzungen auf, als die dem Adressatenbezug zuwiderlaufende, fehlende Verdolmetschung der zahlreichen italienischen Zitate in den Beiträgen. Der Anspruch des Buches wird dadurch unnötig geschmälert. Denkbar wäre etwa die Paraphrase des Inhalts der nicht nur als Belegstellen sondern für Verständnis und Lesefluss insgesamt bedeutsamen Passagen in den Fußnoten

gewesen. Dessen ungeachtet bedenkt der Band mit seinen zahlreichen aufschlussreichen Beiträgen das Risorgimento würdig und empfiehlt sich zur Lektüre.

Carolin Kosuch

Le gouvernement pontifical sous Pie XI. Pratiques romaines et gestion de l'universel. Actes du séminaire organisé par l'École francaise de Rome les 5 et 6 mars 2010 et les 14 et 15 janvier 2011. Études reunies par Laura Pettinaroli, Roma (École française de Rome) 2013 (Collection de l'École française de Rome 467) XI, 847 S., Abb., ISBN 978-2-7283-0957-3, € 45.

Die Öffnung der vatikanischen Archive weckt seit Papst Leo XIII. immer wieder große Erwartungen, insbesondere, wenn es sich dabei um schwierige und in ihrer Beurteilung bis heute kontroversielle Epochen handelt. Das gilt nicht zuletzt für den Pontifikat Pius XI., dessen Archive in den Jahren 2003 bis 2006 schrittweise der Forschung zugänglich gemacht wurden. Die journalistische Neugierde flaute durch das Ausbleiben großer Sensationen bald ab, profunde wissenschaftliche Analysen benötigen hingegen Zeit. Laura Pettinaroli legt nun mit dem von ihr herausgegebenen Band in über 40 Beiträgen die Ergebnisse zweier 2010 und 2011 in Rom stattgefundener Tagungen zu verschiedensten Aspekten des Pontifikats Pius XI. vor – ein Werk, das künftig Ausgangspunkt für die weitere Beschäftigung mit diesem Pontifikat sein wird. Die Beiträge sind in fünf große Abschnitte gegliedert. Im ersten stehen der Regierungsstil und die Regierungsmethoden Achille Rattis im Spiegel aktueller Quelleneditionen im Mittelpunkt: Die Edition der Nuntiaturberichte Eugenio Pacellis und Cesare Orsenigos in Deutschland, die Edition der Audienzen Eugenio Pacellis als Staatssekretär sowie die Edition der tschechoslowakischen Nuntiaturberichte. Der zweite Abschnitt hat die internationalen politischen Netzwerke des Hl. Stuhls in der Zwischenkriegszeit zum Inhalt, der dritte die päpstliche Verwaltung durch die vatikanischen Dikasterien und an der Peripherie der Nuntiaturen, der vierte – damit in engem Zusammenhang – die Prozesse vatikanischer Entscheidungsfindung, der fünfte Abschnitt ist dem im Untertitel angesprochenen Universalismus gewidmet. Abgedruckt werden nicht nur die Tagungsbeiträge, sondern auch die Diskussionen: eine mühevolle Aufgabe, der sich die Hg. unterzogen hat, die aber einen großen wissenschaftlichen Mehrwert mit sich bringt, wozu auch die Personen- und Ortsverzeichnisse beitragen, die bei einem Band von solchem Umfang unverzichtbar sind. Die breite Vorstellung der großen Editionsprojekte zum Pontifikat Pius XI. am Beginn des Bandes macht Sinn – ist aber auch Programm für dieses Werk, das die rezenten wissenschaftlichen Forschungen auf Grundlage des neu zugänglich gemachten Quellenmaterials in den Mittelpunkt stellt. Eine quellenpositivistische Zugangsweise liegt fast allen Beiträgen zugrunde, denn es war die erklärte Absicht Pettinarolis, durch dieses groß angelegte Tagungsprojekt Grundlagenforschung zu initiieren. Nur im letzten Abschnitt zum Universalismus greift dieser methodologi-

sche Ansatz dann doch zu kurz: wie gering die Bedeutung des Universalismus in der konkreten Politik der einzelnen katholischen „Kirchen" war, wird wohl deutlich – damit auch die Grenzen päpstlicher Vorgaben –, wie man sich aber die praktische Durchsetzung universalistischer Prinzipien vorstellte, darüber bleibt der Leser weitgehend im Dunkeln. Florian Michel versucht in seiner vergleichenden Studie zu den päpstlichen Universitäten in Frankreich, den USA und Kanada eine Annährung an diese Problematik. Es wird deutlich, dass man in Rom vor allem eine Zentralisierung und damit einen Ausbau der päpstlichen Macht anstrebte – das konnte kein Ersatz für den katholischen Universalismus sein, der in Zeiten von Nationalstaat und Nationalismus allerdings nur eine sehr schwache Stimme hatte. Leider kann hier nicht auf die Vielzahl interessanter Studien in diesem Band eingegangen werden: Die Haltung der Kirche zum Kommunismus und zum Totalitarismus, die Versuche des Hl. Stuhls, sich stärker in der internationalen Politik einzubringen und durch Enzykliken politisch und ideologisch prägend zu wirken, aber auch die Regierungsmethoden in den vatikanischen Zentralstellen. Deutlich wird auch die trotz aller geänderter politischen Rahmenbedingung ungebrochene Bedeutung der Nuntiaturen. Insgesamt wird ein abgerundeter und äußerst informativer Band vorgelegt, zu dem der Hg. Laura Pettinaroli zu gratulieren ist. Andreas Gottsmann

Fascismo/i e Resistenza. Saggi e testimonianze per Luciano Casali, a cura di Dianella Gagliani, Roma (Viella) 2015 (I libri di Viella 191), 388 pp., ISBN 978-88-6728-403-0, € 41.

Il volume curato da Dianella Gagliani è un insieme di saggi e testimonianze raccolti durante la giornata di studi in onore del Professor Luciano Casali tenutasi a Bologna nel novembre 2013. Come tutte le miscellanee di questo tipo, molti dei contributi sono poco più che trascrizioni di brevi interventi che ricordano l'importanza dell'insegnamento e dell'opera della persona che si vuole onorare. Tutta la seconda parte di questo volume, che non si distingue da altri libri di questo genere, è infatti dedicata a „Luciano Casali docente, studioso e costruttore di reti scientifiche", corredata da „testimonianze di colleghi, collaboratori, allievi". La prima parte, che invece raccoglie dei veri e propri saggi (di valore assai vario), è a sua volta divisa in due parti, secondo gli interessi e gli studi di Luciano Casali. La prima è dedicata a „Fascismo/i e Resistenza", e la seconda al „Caso Emilia". I saggi di maggiore interesse, in quanto risultati di ricerche originali, sono quelli dedicati alla Spagna, in particolare il primo di Vittorio Scotti Douglas, „Fare come in Spagna": dalla guerrilla antinapoleonica alla Resistenza attraverso il Risorgimento (pp. 17–28), quello dedicato da Ricard Vinyes a La politica della dittatura franchista per il sequestro e la rieducazione dei figli dei dissidenti politici. Un progetto e un sistema (pp. 65–78), ed infine quello di Pere Ysàs a L'agonia della dittatura franchista (pp. 125–138). Tra i saggi dedicati all'Italia, si distingue quello di Roberta Mira, intitolato Partigianato e

difesa della popolazione civile (pp. 109–124), nel quale sono pubblicati i testi di alcuni accordi tra formazioni della Resistenza italiana e forze armate tedesche.

Amedeo Osti Guerrazzi

Thomas Frenz, Abkürzungen. Die Abbreviaturen der Lateinischen Schrift von der Antike bis zur Gegenwart, Stuttgart (Hiersemann) 2014 (Bibliothek des Buchwesens 24), IX, 306 S., ISBN 978-3-7772-1400-9, € 188.

Abkürzungen sind ein genuiner Bestandteil der Sprache. Ihre Entzifferung erforderte Kenntnisse und Erfahrungen, aber auch Hilfsmittel. Diesen Zweck möchte der vorliegende Tafelbd. erfüllen, der die Monographie (Textbd.) selben Titels des Vf. (Stuttgart 2010; vgl. Rez. QFIAB 91 [2011], S. 475 f.) ergänzt. Die über 80 Textbeispiele werden durch vollständige Abb. wiedergegeben und mit Angaben zu Inhalt, Schrift und Abkürzungen kurz vorgestellt. Anschließend erfolgt eine vollständige Transkription der Texte mit Erläuterungen zu den einzelnen Abbreviaturen. Der Zeitrahmen der ausgewählten Stücke reicht vom 1. Jh. n. Chr. (Grabstein eines römischen Soldaten) bis ins 21. Jh. (englische Abkürzungen in einem SMS-Text), wobei der Schwerpunkt auf dem Mittelalter liegt. Die ausgewählten Texte sind zehn Kategorien zugeordnet: I. Antike/Epigraphik (auch mit Beispielen zu Abkürzungen auf mittelalterlichen Inschriften und Inschriften auf Siegeln), II. Handschriften (10.–15. Jh.), III. Papsturkunden (11.–17. Jh.), IV. andere Urkunden (Texte aus Spanien, Frankreich, England, Venedig und aus dem Reich vom 12.–15. Jh.), V. Register und Gebrauchstexte (mit spätmittelalterlichen Beispielen), VI. Buchdruck (beginnend mit einer Passage aus der 42zeiligen Gutenbergbibel, S. 189), VII. Humanistische Schrift (Urkundenschrift, Kanzleischrift und Kursive), VIII. Volkssprachliche Texte (weitgehend deutsche Beispiele; es findet sich aber auch ein frz. Text aus dem ausgehenden 13. Jh., in welchem ein Kleriker Philipp III. von Frankreich die Grundgebete erläutert, S. 250–252, und ein Auszug aus dem Register des Kardinals Giovanni d'Aragona auf Italienisch mit lat. Einschüben, S. 256–259); IX. Individuelle Schriften mit Schriftbeispielen von Sebastian Brant, Jakob Wimpfeling, Michelangelo, Aventinus, König Heinrich VIII. von England (Brief an seine Geliebte und spätere Ehefrau Jane Seymour, S. 280 f.) und König Karl II. von Spanien. Schließlich finden sich unter X. (Kuriosa) u. a. ein modernes Abkürzungsverzeichnis von 1996 und drei Zeitungsannoncen für Gebrauchtwagen aus dem Jahr 2012. Die Angabe des Jahres 1631 für die Eidesformel des neuernannten Propstes von Berchtesgaden Cajetan Anton Nothafft (nicht Rotthafft!) ist in 1731 zu korrigieren (S. 103), denn die Ernennung Nothaffts fällt in der Tat, wie angegeben, in den Pontifikat Clemens' XII. (1730–1740), und nicht in den Urbans VIII. (1623–1644). Der Bd. schließt mit einem Glossar der Fachtermini (S. 298–304). Die sehr anschauliche, gut gegliederte Publikation stellt eine willkommene Ergänzung des „Abkürzungs-Klassikers" von Adriano Cappelli dar. Sie wird sich im akademischen Unterricht, aber auch im Selbststudium als Hilfsmittel nützlich erweisen.

Alexander Koller

Jürgen von Stackelberg, Basso continuo. Übersetzungsgeschichte und Übersetzungskritik, hg. von Annette Simonis, Linda Simonis, Essen (Christian A. Bachmann) [2]2014 (Erstaufl. 2013) (Studia Comparatistica. Schriften zur Vergleichenden Literatur- und Kulturwissenschaft1), 465 S., ISBN 978-3-941030-26-8, € 39,90.

Seit Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn hat den A. das Thema der Übersetzung nicht losgelassen, und auf dieses durchgängige Interesse bezieht sich auch das „Basso continuo" im Titel. Vorliegender Bd. versammelt nun eine Reihe von Aufsätzen, die im Laufe der Jahrzehnte erschienen sind und die durch bisher unveröffentlichte Beiträge ergänzt werden. Er umfasst einen Zeitraum, der von der Antike bis ins 20. Jh. reicht, und behandelt vornehmlich den deutschen und romanischen Sprachbereich. Es geht dabei ausschließlich um die literarische Übersetzung. In einem einleitenden Kapitel werden einige systematische Probleme aufgeworfen, so die Frage, ob Gedichte grundsätzlich übersetzbar sind. Der A. bejaht sie und verweist hier u. a. auf eine Stelle aus Karl Vosslers Dante-Übersetzung, wo nach Aufgabe des Reimzwangs der Inhalt genau wiedergegeben werde und durch Lautmalereien der poetische Charakter bewahrt bleibe, oder die Übertragung eines Gedichts von Tasso durch Hugo Friedrich. Überhaupt ist er sich nicht sicher, ob Gedichte besser in gereimten Versen oder in – wenn auch nicht ganz kunstloser, aber eben inhaltlich genauerer – Prosa wiedergegeben werden sollten. Und ebensowenig will er sich letztlich auf Gründe festlegen, die eine Übersetzung veralten lassen, wenn sie sich nicht dem Zeitgeist hingibt und z. B. wie Ludwig Braunfels' Version des Don Quijote auf „deutschtümelnde Archaisierungen" der wilhelminischen Epoche zurückgreift. In diesem Zusammenhang äußert der A. auch einen leisen Zweifel, ob es überhaupt einen Fortschritt in der Übersetzungsgeschichte gebe. Von der französischen und italienischen Tacitus-Übersetzungsgeschichte handelt das folgende Kapitel. Insofern es Italien betrifft, geht es im wesentlichen um Bernardo Davanzati, dessen sich durch Anschaulichkeit, Kürze und Lebendigkeit auszeichnende Version zuweilen in Vergröberung, Stichwortartigkeit und anachronistische Modernisierung umschlage. Nach einer kurzen Erörterung der modernen deutschen Petrarca-Ausgaben kommen dann die Entwicklungen in der Renaissance, dem großen Zeitalter der Übersetzung, zur Sprache. In Frankreich habe Joachim Du Bellay zum ersten Mal in aller Klarheit erkannt, daß eine vollkommen stiladäquate Übersetzung unmöglich sei, und sich damit gegen vorgängige Orientierungen u. a. eines Leonardi Bruni gestellt. Seine Überlegungen zu einer freieren, selbständigeren Arbeitsweise kulminierten im 17. Jh. in den „schönen Ungetreuen". Ansonsten wird in diesem Kapitel die Übersetzungsgeschichte mit dem Vergleich einzelner Versionen von wichtigen Autoren aus dieser Zeit wie Cervantes, Corneille und Molière behandelt. Für das 18. Jh. kommt mit Aurelio Bertóla noch einmal Italien in den Blick. An dessen Übertragung von Klopstock und vor allem von Salomon Gessner zeige sich noch die Vermittlerrolle, die Frankreich damals zwischen den nationalen Literaturen in Europa spielte, habe er sich doch bei seiner Arbeit stark an eine französische Ausgabe angelehnt; allerdings habe er auch auf das deutsche Original

zurückgegriffen, so daß man insgesamt von einem „übersetzerischen Eklektizismus" sprechen könne. Gegen Ende dieses Jahrhunderts habe schließlich die Wende zu den „häßlichen Getreuen" eingesetzt, die im Verlaufe weniger Jahrzehnte mit Nervals Faust- und Chateaubriands Miltonübersetzung zum Abschluß gekommen sei. Von einer linearen Entwicklungsrichtung möchte der A. dennoch nicht sprechen, da sich beide Formen bis heute finden. Angesichts der Schwierigkeiten, die eine Übersetzung Baudelaires stellt, betont er, daß eine wissenschaftliche Herangehensweise für die zweifellos auch künsterisch geprägte literarische Übersetzungstätigkeit unabdinglich sei. Wie andererseits bei der Übertragung wissenschaftlicher Werke die in verschiedenen Bildungstraditionen wurzelnden Sprachunterschiede u. U. zu Sinnveränderungen bzw. -verengungen führen können, so daß es zuweilen besser sei, ein Wort nicht zu übersetzen, sondern als Lehnwort in die Zielsprache zu übernehmen. Diese systematisch-theoretischen und übersetzungsgeschichtlichen Überlegungen entwickelt der A. aus einer Reihe von Textbeispielen, deren konkrete Anschaulichkeit nicht im einzelnen wiedergegeben werden kann; ebensowenig lassen sich viele weitere interessante Einzelaspekte im Rahmen dieser Besprechung auf einen prägnanten Nenner bringen.

Gerhard Kuck

Maria Cristina De Rigo, Bibliotheca Sapientiae. Bibliografia delle pubblicazioni sull'Università degli Studi di Roma La Sapienza 1515–2012, presentazione di Francesco Avallone, prefazione di Laura Moscati, Roma (Vecchiarelli) 2013 (Dipartimento di Scienze Giuridiche, Sez. di Storia del Diritto Italiano), XVI+240 pp., ISBN 9788882473488, € 30.

La redazione di una bibliografia ragionata è un compito improbo, lento e insidioso, per di più non adeguatamente considerato, tanto che pochi sono coloro che si avventurano su questo terreno impegnativo. Il risultato di imprese siffatte è tuttavia un duraturo e indispensabile compagno di lavoro per gli studiosi. Va dunque salutata con rispetto questo densa bibliografia delle pubblicazioni sulla Sapienza, la veneranda istituzione erede dello *Studium Urbis* e anche dello *Studium Curiae*. In una breve introduzione (pp. xi–xv) l'autrice puntualizza le fonti e le biblioteche frequentate, le caratteristiche e i criteri applicati alla raccolta e alla scelta dei titoli: se accogliere quelli che si occupano ex-professo dell'istituzione universitaria romana è stato semplice e intuitivo, è la sensibilità individuale che di necessità ha guidato la cernita degli scritti meritevoli di inclusione nel diluvio di pubblicazioni di carattere più generale – sociale, politico, storico – ovvero di argomento eccentrico ma in qualche modo tangenti l'istituzione. La bibliografia non censisce le opere rimaste manoscritte, anche se viene data notizia delle due più importanti ad opera di Carlo Cartari e di Pantaleo Balsarini (pp. xiv–xv), auspicandone lo studio e l'edizione. Sono stati raccolti 1692 titoli a stampa (pp. 3–172), tutti singolarmente sfogliati e controllati, a partire da una bolla di Leone X del 1515 e fino al 2012 compreso. Le schede sono ordinate per

anno e all'interno di questo per autore o, in mancanza, per titolo; si dà indicazione dell'editore, delle pagine, nonché della collana ovvero della miscellanea o rivista (l'elenco di quelle citate in forma abbreviata a pp. 173–177). Per le stampe più antiche è offerta anche l'indicazione della biblioteca consultata e la collocazione. Facilitano il rinvenimento delle schede l'indice degli autori (per un totale di oltre milleduecento nomi; pp. 179–201) e il dettagliatissimo indice dei soggetti (pp. 203–239); quest'ultimo è anche una chiave per la consultazione di quei titoli di argomento più generale o comunque non specificamente incentrati sulla Sapienza. Compulsando le schede e gli indici alcuni aspetti appaiono particolarmente indagati; fra questi colpisce l'incidenza dei temi architettonici riguardanti sia l'antica sede con la borrominiana chiesa di Sant'Ivo sia la Città universitaria di Piacentini; molti sono i titoli riguardanti il periodo fascista e del dopoguerra; i musei degli istituti, le collezioni e le raccolte scientifiche, i fondi librari hanno anch'essi lodevolmente ricevuto ampia attenzione. Pare invece poco indagata la storia dell'editoria legata all'Università romana. Certo è che complessivamente, come nota Laura Moscati nella prefazione, la bibliografia „consente un'indagine sulla Sapienza nel suo interno e nelle sue aperture". Il volume presenta delle pagine dense e compatte, ma ben leggibili. Osservandolo anche solo fisicamente ci si rende conto dell'andamento delle pubblicazioni: le pagine occupate dagli anni 1515–1984 sono praticamente equivalenti a quelle dal 1985 al 2012, a conferma della tendenza generale che negli ultimi lustri ha visto un accresciuto interesse per la storia delle università (quasi un contrappunto al triste decadimento delle istituzioni universitarie). Il limite cronologico della bibliografia non ha consentito di inserire il magnum opus di Brigide Schwarz, Kurienuniversität und stadtrömische Universität von ca. 1300 bis 1471, Leiden/Boston 2013, né ovviamente altri vari recenti studi quali quello di Antonella Pampalone, Cerimonie di laurea nella Roma barocca: Pietro da Cortona e i frontespizi ermetici di tesi, Roma 2015: questi attendono un coraggioso prosecutore della benemerita fatica di Maria Cristina De Rigo.

Paola Maffei

Andreina Rita, Biblioteche e requisizioni librarie a Roma in età napoleonica. Cronologia e fonti romane, Città del Vaticano (Biblioteca Apostolica Vaticana) 2012 (Studi e Testi/Biblioteca Apostolica Vaticana 470), 560 S., ISBN 978-88-210-0885-6, € 60.

Dass Napoleon Bonaparte zur Erweiterung der Bestände der Vatikanischen Bibliothek beigetragen hat, ist in der Öffentlichkeit wenig bekannt. Die Erinnerung an ihn ist eher mit dem Transfer von Kunstwerken nach Paris verbunden. Als der Korse anordnete, den Kirchenstaat und sein Zentrum in das französische Kaiserreich zu integrieren, wurde die französische Religionspolitik auch auf die päpstlichen Territorien übertragen: Konvente wurden geschlossen, der Klerus zum Eid auf das neue Regime verpflichtet, der Ordensklerus drastisch reduziert. Zur Politik der Zerschlagung der kirchlichen Macht gehörte auch hier die Neuordnung des Kultur- und Wissenschafts-

sektors und die Beschlagnahmung der Bestände zugunsten der neuen Zentralbibliotheken, der *Vaticana* und der *Casanatense*. Bereits 1810 war dekretiert worden, dass alle „wertvollen Bücher und Manuskripte der aufgehobenen Bibliotheken" Roms und des Tiber-Départements in der zur städtischen Bibliothek gemachten *Casanatense* deponiert werden sollten. Eine dreiköpfige Kommission hatte auf Geheiß des Bürgermeisters die Ortsbegehungen und die Beschlagnahmungen vorzunehmen. Die Munizipalität setzte diesen Plan um, ohne sich darum zu kümmern, dass am 25. 2. 1811 ein kaiserliches Dekret ergangen war, das vorschrieb, den Bücherschatz der religiösen Einrichtungen in der *Vaticana* – die als kaiserliche Bibliothek fungieren sollte – zu deponieren. Während die Beauftragten des Intendanten Daru die Bestände der Quirinalsbibliothek dorthin abtransportierten, prüften und beschlagnahmten die drei Experten der Munizipalität (Assemani, Lanci und Lelli) die Bestände der aufgehobenen Konvente. Allerdings hatten die Kleriker in etlichen Fällen versucht, die wertvollen Objekte an anderen Stellen zu verstecken, um sie dem Zugriff der staatlichen Experten zu entziehen. 12 Konvente wurden in einer ersten Phase durchsucht, bevor mit der Nominierung des Kommissars Fortia die Konfiskationen intensiviert und auf etwa weitere 50 geistliche Einrichtungen ausgedehnt wurden. Nur sechs Konvente entgingen der Beschlagnahmung, weil dort, so die Konfiskationsprotokolle, keine Bücher mehr gefunden wurden. Die Vf. rekonstruiert detailliert, quellennah und kenntnisreich, Konvent für Konvent, sowohl die Aushändigung von Beständen an die staatlich beauftragten Kommissare und Konservatoren der Zentralbibliotheken als auch die Probleme der Restitution dieser Schätze nach 1814 an die früheren Eigentümer, die zu einer Odyssee von Teilen der Bestände (Bücher wie Archivalien) führte. Anhand der Analyse der Berichte und Abgabelisten, die sich im römischen Staatsarchiv, im Archiv der Vatikanischen Bibliothek wie der *Casanatense* befinden, erstellt die Vf. ein Bild der prekären Existenz der Konvente und Klöster Roms in den Jahren des französischen Empire 1810–1813 ebenso wie ihres Reichtums an Manuskripten und Druckwerken. Die Konfiskationen und Rückgaben werden Einrichtung für Einrichtung mit einem dichten Apparat an Archivverweisen beschrieben. Die Zahlenangaben über die zwischen 1812 und 1813 in die *Vaticana* verbrachten Bücher schwanken zwischen 14 000 und 20 000 Bänden. Battaglini und sein Mitarbeiter Baldi ordneten die Neuerwerbungen, die dort eine eigene Sammlung (*la terza raccolta*) bilden sollten, nach Sachkriterien. In der Restaurationszeit musste der größte Teil der beschlagnahmten Bände wieder an die Vorbesitzer zurückgegeben werden. Die Neuerwerbungen führten auch zur Erstellung von neuen Katalogen, wie dem Index der Wiegendrucke des 15. Jh. in der *Vaticana*. Dieser Bestand, der erst seit Pius VI. separat von den anderen Druckwerken aufbewahrt wurde, war 1814, dank der Neuzugänge, von 620 auf 967 angestiegen. Die Konfiskatoren für die kaiserliche wie für die städtische Sammlung interessierten sich insbesondere für Werke, die in diesen Bibliotheken noch nicht vorhanden waren. Der größere Teil der Klosterbibliotheken blieb vor Ort und wurde als auszusondernd angesehen. In den oberen Etagen des *Collegio Urbano* und der *Propaganda Fide* befand sich ein Depot für die „Restbe-

stände“ aus wenigstens 15 Klosterbibliotheken. Ein Teil dieser Bücher wurde nach Formaten geordnet, vermutlich ohne auf die Provenienzen Rücksicht zu nehmen, und in mehreren Anläufen verkauft. Präfekt De Tournon autorisierte die Versteigerungen, die 1813 stattfanden und die über gedruckte *avvisi* publik gemacht worden waren. Sie brachten der Staatskasse jeweils mehrere Hundert *scudi* ein. Der vorliegende Band stellt nicht nur ein unverzichtbares Nachschlagewerk zur Bibliotheksgeschichte dar, sondern auch eine Fundgrube für eine Vielzahl von kulturgeschichtlichen Fragestellungen. Lutz Klinkhammer

Gian Luca Potestà, L'ultimo messia. Profezia e sovranità nel Medio Evo, Bologna (Il Mulino) 2014 (Saggi 803), 252 pp., ISBN 978-88-15-25102-2, € 22.

L'A. è , da molti anni, uno dei più noti ed apprezzati studiosi dello Spiritualismo francescano ma ha sempre coltivato interessi più ampi e diacronici nell'ambito della Storia del Cristianesimo. Il volume che viene qui segnalato è una brillante testimonianza di questa sua capacità di affrontare problematiche molto complesse seguite lungo l'arco di un millennio. Fulcro dell'indagine non è il profetismo in senso lato, ma un suo particolare aspetto, il profetismo politico, la genesi e le trasformazioni dei messianismi cristiani. La ricerca parte infatti dal presupposto che, contrariamente a quanto affermato da Gershom Scholem, la dimensione messianica non sia caratteristica del mondo ebraico, ma sia invece presente nella tradizione cristiana, assumendo nel tempo e nei diversi contesti geografici forme molto varie e tra loro variamente intrecciate. Caratteristica comune dei testi esaminati è il carattere quasi sempre anonimo (rari sono i casi di autori identificati) e il grande successo di molte di queste opere, non in pochi casi tradite in decine, se non centinaia, di manoscritti. Punto di partenza della ricerca è il *Vaticinio di Costante*, prodotto alla metà del VII secolo, quando all'imperatore Costante II – che aveva da poco assunto il potere – viene attribuito il compito di completare la cristianizzazione del mondo prima di deporre le armi e il potere a Gerusalemme. L'invasione araba del Medio Oriente è invece alla base dell'*Apocalisse dello Pseudo-Metodio*, che condensa la speranza di una liberazione dall'Islam da parte di un risorto potere imperiale. L'Occidente cristiano porta un primo contributo allo sviluppo di queste tematiche solo nel X secolo, quando il monaco Adsone, scrivendo su invito della regina dei Franchi occidentali e sorella del re dei Franchi orientali, Gerberga, attribuisce ai Franchi la funzione svolta fino a quel momento dall'impero bizantino. Si tratta comunque di una breve parentesi: la *Sibilla Tiburtina*, composta pochi anni dopo in un ambito fortemente critico nei confronti di Ottone III, riproponeva il vagheggiato ritorno della potenza bizantina nell'Italia meridionale. Lo scontro tra Papato e Impero, e soprattutto gli anni di impero del Barbarossa, segnano un'ulteriore svolta: il recupero della figura di Carlo Magno e del suo leggendario viaggio in Oriente dovrebbero rafforzare la posizione ideologica dell'Impero nei confronti del Papato. Particolarmente ricco di temi messianici sarà

poi il periodo dello scontro tra Federico II e i papi suoi contemporanei, nel corso del quale le stesse tematiche apocalittiche verranno utilizzate a fine di propaganda da entrambe le parti in conflitto. La fine dello scontro tra i grandi poteri universali pone al centro dei testi profetici la figura del papa. Anche se alla base di questa „svolta" è, anche in questo caso, un testo elaborato in ambito bizantino nel IX secolo (*Gli oracoli di Leone*), la vastissima produzione profetica due-trecentesca, interessante anche per il ricco corredo iconografico che spesso accompagna queste opere, propone – da una parte – la figura del ‚papa angelico' mentre – dall'altra – si pone come espressione della nuova pretesa papale alla „pienezza dei poteri". Nel contempo, alla monarchia francese venne riconosciuto, per un paio di secoli, il ruolo in precedenza attribuito all'Impero. L'A. dimostra, nel corso del suo lavoro, una approfondita conoscenza di una ricchissima bibliografia, attinente a tutte le tematiche affrontate, che contribuisce non poco alla solidità della sua proposta interpretativa. Giulia Barone

David L. D'Avray, Papacy, Monarchy and Marriage, 860–1600, Cambridge (Cambridge University Press) 2015, XIII, 355 S., ISBN 978-1-107-06253-5, GBP 65.

David D'Avray, Mediävist am University College London, dessen Buch „Medieval Marriage: Symbolism and Society" (Oxford 2005) inzwischen zu einem Standardwerk geworden ist, legt zwei parallele Abhandlungen über Heiraten von Königen im Mittelalter vor (das zweite Buch trägt den Titel „Dissolving Royal Marriages: A Documentary History, 860–1600", erschienen Cambridge 2014). Dieser in erster Linie die Quellen enthaltende Band und die hier angezeigte Analyse nehmen in einer etwas gewöhnungsbedürftigen Form aufeinander Bezug. Im Kern geht es dabei um den Gegensatz zwischen dem päpstlichen Anspruch auf klare Regulierung der Eheschliessung und dem Zwang des Heiligen Stuhles zu diplomatischem Lavieren mittels des Instruments der Dispens gegenüber den endogamen, Herrschaft sichernden Ansprüchen königlicher Häuser. Die einzelnen Fallbeispiele, von Lothar (gegen Papst Nikolaus I.) über Philipp II. Augustus von Frankreich (gegen Innozenz III.) bis hin zu Heinrich VIII. von England, sind in den Details hinreichend untersucht. D'Avray geht es vor allem um die dahinter liegenden Konzepte (wie Polygynie, Polygamie und Endogamie) und die kanonistischen Implikationen (biologische und geistliche Verwandtschaft, Impotenz, „Verlobung" und Dispens). D'Avray bündelt seine Ergebnisse in zehn Thesen (S. 238–242) und der Feststellung „The rise of formal legality [id est: of dispensation provisions], guarding indissolubility and ensuring respect for kinship rules, only represents demonstrable progress within its system of values" (S. 241) und sieht auch Max Webers Behauptung, das kanonische Recht sei „von allen heiligen Rechten am meisten an streng formaler juristischer Technik orientiert" (S. 242 Anm. 7) durch seine Untersuchung der königlichen Eheprozesse bestätigt. Schade, dass dem Autor die einschlägigen Aufsätze von Peter Landau (jetzt bequem zusammengestellt in: Peter Landau, Europäische Rechtsgeschichte und kanonisches Recht im Mittelalter,

Badenweiler 2013, hier S. 633–757: Kanonisches Eherecht) entgangen sind. Er hätte dort manche Anregung und weiterführende Gedanken entdecken können!

Ludwig Schmugge

Richard C. Hoffmann, An environmental history of medieval Europe, Cambridge (Cambridge University Press) 2014 (Cambridge medieval textbooks), XVII, 409 S., Abb., ISBN 978-0-521-70037-5, £ 18,99.

Der kanadische Mediävist Richard C. Hoffmann, ein außerhalb des anglophonen Raums zu wenig bekannter Umwelthistoriker und anerkannter Spezialist nicht nur für mittelalterliche Fischerei und ostmitteleuropäische Geschichte, verschafft in seinem vorliegenden Handbuch der Umweltgeschichte als florierender Subdisziplin endlich ein mittelalterliches Standbein. Oder vielmehr: Er legt einen meisterlichen Abriss vor – für Studierende wie Fachhistoriker gleichermaßen – über das, was man innerhalb der mediävistischen Disziplinen als Umweltgeschichte verstehen kann. Dem Emeritus aus Toronto gelingt dabei sehr viel: Nicht nur deckt er wirklich alle Teilepochen der mittelalterlichen Geschichte befriedigend ab, inklusive eines grundlegenden Rückblicks in die Spätantike; er behandelt auch die drei großen Naturräume des Kontinents – das atlantisch-maritime, das mediterrane und das kontinentale Europa – mit vergleichbarer Aufmerksamkeit und Tiefenschärfe. Zudem bietet der Autor eine theoretische Verankerung durch ein weiterentwickeltes Modell der Mensch-Natur-Interaktion. Dieser theoretische Rahmen wird an verschiedenen Beispielen immer wieder mit Leben gefüllt. In zehn Kapiteln eröffnet sich ein Panorama, dem man kaum Lücken ankreiden kann: Hoffmann dekonstruiert die Vorstellung, in Europa habe es im Mittelalter noch Wildnis gegeben, und auch die Adaptionsprozesse des Frühmittelalters erzählt er nicht ausschließlich als Krise, sondern zeigt am Beispiel Venedigs und der Friesen, wie auch widrige Rahmenbedingungen Gesellschaften zum Vorteil gereichen konnten. Immer wieder rekurriert er in seinen Ausführungen auf zwei Herangehensweisen, die er als emisch bzw. etisch definiert: Einerseits die Perzeption der Zeitgenossen – dem symbolischen Naturverständnis gerade eher naturferner Kleriker ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Andererseits nimmt er den distanzierten Blick des Historikers ein, betont die Schwierigkeiten der Quellenlage und macht deutlich, in wie weit naturwissenschaftliche Befunde ergänzend herangezogen werden können. Kern seines Buches sind drei Kapitel zu Landnutzung und Landschaftsveränderung sowie der Nutzung biologischer wie anorganischer Ressourcen und deren Nachhaltigkeit. Hier wird deutlich, wie ganze Forschungsfelder wie Agrar- und Technikgeschichte, Siedlungsforschung und Ernährungsgeschichte unter dem umwelthistorischen Ansatz an neuer Relevanz und Attraktivität gewinnen können. Auch neuere Subdisziplinen wie Forschungen zu Naturkatastrophen, Epidemien und Klimageschichte bindet der Autor überzeugend in sein Gesamtbild einer mediävistischen Umweltgeschichte ein. Es ist die Perspektivenverschiebung und die

systemische Herangehensweise, die den Reiz der Lektüre ausmacht: Mit dieser Monographie erscheinen etwa die Forschungen zum hochmittelalterlichen Landesausbau in Ost- und Mitteleuropa nicht mehr angestaubt, sondern gieren nach einer Neueinordnung. Natürlich führt der Handbuch-Charakter der Monographie zu Defiziten wie einer starken Einengung der kapitelweise zur Verfügung gestellten Bibliographien mit bevorzugt anglophonen Autoren (obwohl erkennbar sehr viel mehr in das Buch eingeflossen ist, als angegeben wurde). Bedauerlich auch, dass nur Quellenzitate mit detaillierten Nachweisen versehen wurden. Lücken bleiben nicht aus, z. B. fehlen deutschsprachige Autoren wie Ernst Schubert und Christian Rohr, und auch Massimo Montanaris Studien zur Ernährungsgeschichte hätten in der weiten Definition des Forschungsgebiets noch Platz gefunden. Aber das sind wirklich keine substantiellen Einwände: Hofmanns Monographie hat das Zeug, zum Klassiker zu werden und eine entstehende Subdisziplin, die mittelalterliche Umweltgeschichte, zu prägen. Eine breite Rezeption auch außerhalb der anglophonen Geschichtswissenschaft ist dem erfreulich günstigen Buch zu wünschen. Martin Bauch

Iberia pontificia. Sive repertorium privilegiorum et litterarum a Romanis pontificibus ante annum MCLXXXXVIII Hispaniae et Portugalliae ecclesiis monasteriis civitatibus singulisque personis concessorum, vol. 2: Dioceses exemptae: Diocesis Legionensis, congesssit Iacobus Domínguez Sánchez cooperante Daniele Berger, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2013 (Regesta Pontificum Romanorum), XXX u. 166 S., ISBN 978-3-525-31001-4, € 69,99.

Das zügige Voranschreiten der Iberia Pontificia gehört zu den erfreulichen Entwicklungen bei der Weiterführung des umfangreichen Göttinger Papsturkundenwerkes. Mit dem Band zur exemten Diözese Burgos eröffnete Daniel Berger im Jahr 2012 diese Reihe des von Paul Fridolin Kehr mit der Italia Pontificia (seit 1906) begonnenen Unternehmens. Dem Ziel, sämtliche in der *christianitas* verbreiteten Papsturkunden sowie Urkunden von päpstlichen Legaten und delegierten Richtern bis 1198 zu erfassen, nähert man sich durch die Aufteilung in Länder und Regionen. Das ursprüngliche Konzept von Kehr wurde überarbeitet und differenziert, so dass mittlerweile 13 Reihen vorgesehen sind. Unter der Ägide von Klaus Herbers als Projektleiter erschienen jüngst Bände der Bohemia-Moravia Pontificia, der Polonia Pontificia, der Anglia Pontificia und eben der Iberia Pontificia (Übersicht über die Publikationen online unter: http://www.papsturkunden.gwdg.de/Pius-Stiftung/Publikationen/publikationen.html; Stand: 23.7.2015). Der hier zu besprechende zweite Teil der Iberia Pontificia zum Bistum León wurde von Santiago Domínguez Sánchez in Zusammenarbeit mit Daniel Berger vorgelegt. Beide sind ausgewiesene Experten auf dem Feld der Beziehungen zwischen dem Papsttum und der Iberischen Halbinsel. Domínguez Sánchez hat durch die 2003 publizierte Edition der Papsturkunden für León den entscheidenden Beitrag für diesen Band selbst geleistet. Das westlich an die Diözese

Burgos angrenzende Bistum León wurde nach der Zerstörung durch die Araber im 8. Jh. in der Mitte des 9. Jh. wieder errichtet. Da der Ort auch Hauptsitz des asturischen, später leonesischen Königtums war, kam ihm über viele Jahrhunderte eine zentrale Bedeutung zu, die ihn auch in das Blickfeld der römischen Kirchenreformer des 11. Jh. rückte. Aus der Zeit Papst Gregors VII. (1073–1085) sind die ersten unstrittig überlieferten Papst- und Legatenurkunden erhalten, von 1083/84 das erste von insgesamt 47 original tradierten Stücken, die in dieses Regestenwerk Aufnahme fanden. Die ersten Urkunden Gregors VII. galten aber nicht dem Bistum, sondern dem nach Unabhängigkeit von der diözesanen Aufsicht strebenden Kloster Sahagún, das durch die cluniazensische Reform geprägt war. Auch das Bistum León besann sich angesichts von Bestrebungen, die alte Kirchenstruktur des Westgotenreiches am Ende des 11. Jh. wieder aufleben zu lassen, seiner besonderen Stellung und ließ sich von Paschalis II. (1099–1118) im Jahr 1104 ein Freiheitsprivileg ausstellen, um fortan nur noch dem Papst zu unterstehen. Die zunächst umstrittene Exemtion war seit dem Pontifikat Hadrians IV. (1154–1159) akzeptiert. Von den insgesamt 218 Regesten in diesem Band entfallen 170 auf Urkunden von Päpsten, päpstlichen Legaten und delegierten Richtern, die an das Bistum, die Kathedralkirche, die zehn in der Diözese liegenden Klöster sowie an Laien von Stadt und Diözese gerichtet sind, 48 Regesten notieren die Kontaktaufnahme von Personen und Institutionen mit der Kurie, welche Stadt und Bistum León betreffen. Den Überblick über Datum, Aussteller und Adressat der erhaltenen, erschlossenen, gefälschten und zweifelhaften Stücke geben die zu Beginn des Bandes gesetzten Listen (S. XVII–XXX). Sie verdeutlichen neben einem kontinuierlichen Anstieg der Beziehungen zwischen Kurie und Diözese im 12. Jahrhundert vor allem auch die Bedeutung der päpstlichen Legaten für den Austausch zwischen Peripherie und Zentrum. Der Fortschritt, den die Papsturkundenforschung seit der chronologischen Erfassung durch Jaffé-Loewenfeld (JL) vor 120 Jahren gemacht hat, ist ebenfalls eindrücklich dokumentiert: Von den 112 hier regestierten Papsturkunden wurden lediglich 41 schon in JL notiert, 71 nicht. Die Urkunden von päpstlichen Legaten und delegierten Richtern waren für dieses Verzeichnis ohnehin nicht beachtet worden. Zwar ist keine der in Iberia Pontificia 2 berücksichtigten Urkunden der Forschung bisher gänzlich entgangen, aber es ist doch ein erheblicher Gewinn, dass die verstreuten Kenntnisse aus Editionen und Regestenwerken sowie der Forschungsliteratur in diesem Band zusammengeführt und auf den aktuellen Stand gebracht worden sind. Das gilt besonders für die große Anzahl der Originalurkunden, deren Archivsignaturen vermerkt und deren äußere Merkmale mit knappen Bemerkungen skizziert sind. Die präzise Wiedergabe der notwendigen Informationen entspricht dem hohen Standard der Reihe. Auf die schon erwähnten Listen zu Beginn des Bandes folgt eine Übersichtskarte des Bistums León. Den Regesten für die einzelnen Institutionen sind jeweils eine Literaturübersicht mit Kurztiteln, eine Beschreibung der Archivsituation und eine historische Einführung auf Latein sowie ein Siglenverzeichnis vorangestellt. Die ebenfalls auf Latein verfassten Regesten folgen dem üblichen Schema mit einem ausgeklügelten System von Angaben und Verweisen.

Abkürzungs-, Quellen- und Literaturverzeichnis schließen diesen weiteren wichtigen Baustein der Papsturkundenforschung ab. Claudia Zey

Norman Bade/Bele Freudenberg (Hg.), Von Sarazenen und Juden, Heiden und Häretikern. Die christlich-abendländischen Vorstellungen von Andersgläubigen im Früh- und Hochmittelalter in vergleichendere Perspektive, Bochum (Winkler) 2013, 192 pp., ISBN 978-3-89911-202-3, € 33,60.

Negli ultimi anni, il tema dell'immagine dell',altro' nella cultura medievale è stato oggetto di una vera e propria ‚esplosione' che ha prodotto una nutrita schiera di monografie, saggi, contributi critici e atti di convegni di diversa importanza e qualità. In tale campo, ha giocato e continua a giocare un ruolo fondamentale il problema delle visioni del fenomeno politico-religioso islamico elaborate dalle culture circostanti. La maggior parte degli studi a esso dedicati a partire dai fondamentali saggi „Seeing Islam as Others Saw it" di Robert G. Hoyland (Princeton N. Y. 1997) e „Saracens. The Islam in the Medieval European Imagination" (New York 2002) di John Tolan, si sono concentrati sull'idea del mondo musulmano sviluppatasi nel tempo tra i cristiani d'Oriente e d'Occidente in epoca medievale, ma non sono mancati studi dedicati alla percezione islamica dell'Occidente cristiano, come ad esempio il saggio famoso di Bernard Lewis sui musulmani alla scoperta dell'Europa (The Muslim Discovery of Europe, New York 1982). Un caso interessante rappresenta poi un recente saggio di Nizar F. Hermes intitolato The [European] Other in Medieval Arabic Literature and Culture (New York 2012), che tenta una lettura delle descrizioni arabe medievali dell'Occidente utilizzando le teorie degli studi post-coloniali e delle letterature comparate, ma che risulta del tutto inadeguato dal punto di vista storico e filologico. Estremamente deludente, almeno per quanto riguarda la sezione dedicata all'Islam, appare anche lo studio di Hans-Werner Goetz, Die Wahrnehmung anderer Religionen und christlisch-abendlaendisches Selbstverständnis im frühen und hohen Mittelalter (Berlin-Boston, Akademie Verlag 2015), che si limita in gran parte a riproporre quanto già analizzato da John Tolan e che soprattutto considera l'Islam esclusivamente in quanto fenomeno religioso. Ad alcuni di questi lavori più o meno recenti (ai quali naturalmente si affiancano molti altri), fanno esplicito riferimento teorico Norman Bade e Bele Freudenberg, curatori del volume „Von Sarazenen und Juden, Heiden und Häretikern", che tuttavia, nella loro introduzione, stranamente non citano il libro di Hoyland, vero e proprio capostipite di questo filone di studi, né il più recente e utilissimo compendio di Michelina Di Cesare, The Pseudo-Historical Image of the Prophet Muḥammad in Medieval Latin Literature: A Repertory (Berlin-Boston 2012). Il libro edito da Bade e Freudenberg si colloca dunque nel solco di una tradizione di studi estremamente consolidata e non spicca certo per originalità tematica e teorica. Tuttavia, alcuni dei saggi che lo compongono rivestono un certo interesse. Il primo di essi è quello dello stesso Bade (Stereotype Vorstel-

lungen? Die christlich-abendländische Wahrnehmung der Sarazenen im Spiegel der französischen Historiographie zu Beginn des 11. Jahrhunderts, pp. 13–53), dedicato agli stereotipi sui ‚Saraceni' rintracciabili nella storiografia francese del periodo delle prime Crociate. L'autore analizzando in particolare le opere di Ademaro di Chabannes e di Rodolfo il Glabro e paragonandole alle fonti storiche del IX e X secolo, mette in luce come queste ultime, nelle descrizioni dei musulmani, utilizzino soprattutto categorie di tipo etnico e antropologico, mentre gli autori dell'XI secolo, anche a causa della maggior sensibilità al tema suscitata dalle Crociate, siano i primi a fornire un tentativo di analisi, per quanto imperfetto e stereotipato, dell'Islam come fenomeno anche religioso. Questa interessante intuizione di Bade sarebbe da sostanziare passando i singoli elementi della rappresentazione dell'Islam fornita in queste fonti al vaglio dell'aderenza, sia pure polemicamente deformata, alla realtà religiosa islamica, anche per evidenziare il grado di conoscenza che di essa avevano gli autori. Nel saggio non v'è alcuna traccia di questa operazione, ma si può sperare che essa venga messa in atto in un prossimo futuro. Il secondo articolo del volume è firmato da Claudia Valenzuela (Die Sarazenen als religiöse Feinde? Vielstimmigkeit und ambivalente Vorstellungen am Beispiel ausgewählter Schriften aus dem Norden der Iberischen Halbinsel aus dem 12. Jahrhundert, pp. 55–85), che approfondisce la medesima tematica affrontata da Bade, spostando l'orizzonte cronologico al XII secolo e quello geografico alla Penisola iberica. In questo caso, anche grazie al tipo della documentazione analizzata, i riscontri fra narrazioni latine e realtà religiosa islamica sono assai più serrati e l'autrice fa un uso assai pertinente della letteratura islamistica secondaria, e ciò giova molto ai contenuti del lavoro. Segue il saggio di Anna Aurast (... *ex Iudaeo conversus, sed praecordialiter fidelis erat*. Wie wurden Juden und ihre Religion im 12. Jahrhundert wahrgenommen? Eine Betrachtung der Werke Guiberts von Nogent und einiger seiner abendländischen Zeitgenossen, pp. 87–108), che si concentra sul tema della rappresentazione della religione ebraica nella letteratura europea del XII e in particolare nell'opera di Guibert di Nogent. Ai temi interessanti della rappresentazione dei pagani e delle eresie nella pubblicistica medievale sono poi dedicati due interventi di Hans-Werner Goetz (Die Wahrnehmung der Heiden in den Viten Ottos von Bamberg, pp. 109–129; Wandel des Häresiebegriffs im Zeitalter der Kirchenreform? Eine Betrachtung der Streitschriften Humberts von Silva Candida und Gottfrieds von Vendôme, pp. 131–152). Il libro si conclude con l'analisi di un notevole caso di polemica religiosa anti-bizantina sullo sfondo del ‚Grande Scisma' a opera dell'altra curatrice, Bele Freudenberg (Trennende und verbindende Elemente in der Wahrnehmung der griechischen Religion in der Mitte des 12. Jahrhunderts. Das Beispiel des Anselm von Havelberg, pp. 153–189). Marco Di Branco

Ulrich Schludi, Die Entstehung des Kardinalkollegiums. Funktion – Selbstverständnis – Entwicklungsstufen, Ostfildern (Thorbecke) 2014 (Mittelalter-Forschungen 41), 480 S., ISBN 978-3-7995-0537-6, € 52.

Die umfangreiche, von Stefan Weinfurter betreute Heidelberger Dissertation versucht eine Erklärung für den Wandel des römischen Kardinalklerus, der vor dem Einsetzen der Reform zur Mitte des 11. Jh. überwiegend seelsorgliche und liturgische Aufgaben wahrnahm und überschaubare organisatorische Funktionen im Dienst des Papsttums ausübte, zum Kardinalskollegium, das nicht nur das exklusive Wahlgremium bildete, sondern auch als untentbehrlicher Beraterstab der Päpste die Regierung der gesamten lateinischen Kirche auf den Feldern der Gerichtsbarkeit, des Legationswesens, der theologischen Doktrin und der zeremoniellen Repräsentation zusammen mit dem Papst und anderen Teilen der römischen Kurie besorgte. Die hier gewählten chronologischen Eckpunkte sind die beiden Papstwahldekrete von 1059 und 1179. Schludi will mit der Untersuchung von zwei ergiebig erscheinenden Feldern über die bisherigen Forschungsergebnisse hinauskommen, einerseits mit den Unterschriften der Kardinäle auf päpstlichen Urkunden zwischen 1088 und 1143 (S. 25–130), andererseits mit der möglichst genauen Analyse der Papstwahlen zwischen 1059 und 1159 (S. 131–376). Zugrunde liegt da wie dort die Frage nach dem Anteil der Untergruppen des römischen Kardinalklerus, also der Kardinalbischöfe, Kardinalpriester, Kardinaldiakone und der niedrigeren Kardinalkleriker und nach ihrem Verschmelzen zu einem weitgehend homogenen Kollegium. Von den zumeist eigenhändigen Unterschriften der Kardinäle auf den auch graphisch beindruckenden Privilegien geht seit jeher eine große Faszination aus, zumal sich die Bedeutung nicht ohneweiters erschließt und auch zeitgenössische Interpretationen dieses Usus nicht vorliegen. Signalisieren die Unterschriften der Kardinäle Mitwirkung, Zustimmung, Mitbestimmung, Zeugenschaft oder gar nur rituellen Dekor? Die im Vordergrund stehende Methode zur Beantwortung der aufgeworfenen Fragen besteht nicht im Abwägen des Gewichtes der unterschreibenden Persönlichkeiten, für die im Untersuchungszeitraum durchaus ausreichende biographische Daten zur Verfügung stehen würden, sondern im Zählen. Damit lasse sich die absolute Größe des Beraterstabes der Päpste feststellen und der jeweilige Anteil der Kardinalbischöfe, Kardinalpriester und Kardinaldiakone und die Präferenzen der Päpste bestimmen. Als Ergebnis bietet er an: Zu Anfang des 12. Jh. ist der Beraterstab aus dem Kardinalklerus relativ klein, aber er vergrößert sich in den folgenden beiden Jahrzehnten stetig. Der entscheidende Umschwung erfolgt in der ersten Hälfte des Pontifikates Innocenz' II., da nunmehr fast alle Kardinäle in die Entscheidungsfindung eingebunden werden. Zu Ende des anakletianischen Schismas ist die prinzipielle Gleichstellung der Ordines der Kardinäle erreicht, während andere Gruppen, etwa die Kardinalsubdiakone, aus der maßgeblichen Mitbestimmung ausscheiden. Schon an dieser Stelle seien einige kritische Rückfragen angebracht: Die Frage, warum die Kardinäle überhaupt ihre Unterschrift auf das Pergament setzen, sollte intensiver gestellt werden, denn die entschieden vorgetragene Hypothese, sie

bedeute Mitbestimmung, belastet die weiteren Überlegungen. Läßt sich durch die überwiegend numerische Analyse der Unterschriften über deren Funktion wirklich Entscheidendes aussagen? Wäre nicht die intensivere Untersuchung des Bezuges zwischen dem rechtlichen Gehalt des Privilegs und den geleisteten Unterschriften erhellender? Ist das zugrunde liegende Raster der Untergruppen des Kardinalklerus nicht zu starr? Bei der Untersuchung der Papstwahlen zieht Schludi die umfangreiche Forschungsliteratur in großer Vollständigkeit heran. Der gewählte Blickwinkel ist wieder der Anteil der Untergruppen des Kardinalklerus – aber auch des *populus*, also des römischen Adels – und die Durchsetzung ihrer spezifischen Interessen bei der Wahl des neuen Bischofs von Rom. Stabil bleibt dabei auf jeden Fall das Ziel der Einmütigkeit und die Beteiligung eines „inneren" und eines „äußeren" Wählerkreises. Als Ergebnis stellt Schludi fest, daß sich bis Paschal II. die einzelnen Kardinalsordines unterschiedlich stark an diesem Prozeß beteiligten und daß bei den folgenden Papstwahlen eine nivellierende Tendenz zu beobachten sei. Die Annahme sei nicht berechtigt, bereits 1130 sei das Kardinalskollegium als agierende Einheit zu fassen, da sich die Wählenden doch noch in erheblichem Maße als Mitglieder ihres Ordo verstanden. Der entscheidende Durchbruch sei bei der Wahl Hadrians IV. 1154 erfolgt, von nun an sei ein einheitliches Kardinalskollegium am Werk gewesen. Seine Bestätigung fand dieser lange Weg im Papstwahldekret des Dritten Laterankonzils, das ein exklusives Wahlrecht der Kardinäle festschrieb, die Zweidrittelmehrheit für eine gültige Wahl fixierte – was eine prinzipielle Gleichstellung aller Mitglieder der Ordines voraussetzte – und die bisherigen konstitutiven Zeremonien mit Stillschweigen überging. Auch bei diesem zweiten Teil seien kritische Einwände nicht unterdrückt: Die neuerliche Fixierung auf die Gruppen innerhalb des Kardinalklerus verstellt den differenzierten Blick auf die je unterschiedliche Situation am Ende eines Pontifikates. Die Interessen der Kardinäle artikulierten sich wohl nicht überwiegend an der Zugehörigkeit zu einem Ordo, ganz abgesehen davon, daß der Normalfall einer Karriere an der Kurie die Promotion vom einem niedrigeren zu einem höheren Ordo darstellte, was von vornherein die Festigkeit eines Gruppenbewußtseins in Frage stellt. Wie ist der Widerspruch aufzulösen, daß nach dem Befund der Kardinalsunterschriften die Konstituierung eines einheitlichen Kardinalskollegiums unter Innocenz II. – einerlei ob im wesentlichen schon 1130 oder 1132 oder 1139, je nach Forschungsmeinung – erfolgt sei, nach der Untersuchung der Papstwahlen hingegen erst in den Fünfzigerjahren des 12. Jh.? Die Dissertation verdient ein hohes Maß an Anerkennung. Sie versucht sich an einem zentralen Teil der hochmittelalterlichen Papst- und Kurialgeschichte, verarbeitet immenses Quellenmaterial und ausufernde Forschungsliteratur (Verzeichnis S. 427–465), bringt unbezweifelbare Fortschritte und regt die Diskussion an. Aber es bleiben methodische Fragen offen. Werner Maleczek

Chris Wickham, Sleepwalking into a New World. The emergence of Italian city communes in the twelfth century, New Jersey (Princeton University Press) 2015 (The Lawrence Stone lectures), XI, 305 S., ISBN 978-0-691-14828-1, $ 29,95.

Der Oxforder Historiker Chris Wickham legt unter einem etwas provokanten Titel eine spannende Monographie vor, die vergleichend die Frühgeschichte der italienischen Kommune untersucht. Nicht etwa in einem heroischen Akt der Selbstfindung, sondern quasi „schlafwandelnd" seien die Städte in die kommunale Bewegung eingetreten. Sieht man von der zumindest im Deutschen etwas schief klingenden Metapher ab, so ist dem methodischen Ansatz des Buches nur zuzustimmen, der den Blick frei machen will auf die eigentlich treibenden Kräfte hinter der Kommunebildung. Um die vielfach noch nachwirkende Verhaftung in der reinen, quasi teleologisch ausgerichteten Institutionengeschichte aufzubrechen und um den eigentlichen Protagonisten wenn nicht schon ein Gesicht, doch immerhin einen Namen und ein Sozialprofil zu verleihen, legt der Autor knappe, aber signifikante Prosopographien zu den Oberschichten der drei Städte vor, die ihm für den Vergleich am wichtigsten erscheinen: Mailand, Pisa, Rom. Zu letzterer Stadt hat der Autor bereits eine eigene Monographie vorgelegt (s. Besprechung in QFIAB 94 [2014], S. 565–567). Wickham geht davon aus, „that communes at their inception were very informal bodies" (S. 18). Er hadert mit dem allgemeinen Problem der in der Regel fehlenden Zeugnisse zur Selbstreflektion der ersten Konsuln. Wenn Mailand auch bekanntermaßen den „type-example of an aristocratic commune" (S. 55) repräsentiere, so waren nach den 1130er Jahren doch der „third level of the urban élite", also die *militia* im Sinne Maire Vigueurs, und die Juristen dominant. Dabei überrasche, dass die römischrechtlich geprägten mailänder Konsul-Juristen in der Praxis nach dem lokalen longobardischen Lehens- und Gewohnheitsrecht urteilten (S. 57 f.). Für Pisa konstatiert der Autor eine starke Rezeption von antik-römischen Titulaturen (so gab es hier sogar *iudices sacri Lateranensis palatii*!). In der auf den Seehandel spezialisierten Stadt am Arno war der Terminus *consul* schon um 1095 – also früher als in anderen Städten – nicht nur Ausweis der Zugehörigkeit zur adeligen Oberschicht (S. 83, 129), sondern ein Beleg für „a regularly rotating set of magistracies" (S. 85). Pisas Konsuln „first appear as real city representatives in 1109" (S. 87) und „the institutionalisation process" war spätestens 1153 abgeschlossen (S. 90). Im Unterschied zu Mailand ergibt der prosopographische Befund in Pisa eine erhebliche Kontinuität der Eliten über die Gründungsphase der Kommune hinweg. In dem die Expansion Pisas feiernden *Liber Maiorichinus* liegt auch ein wichtiges Zeugnis der Selbstreflexion vor: Die Pisaner *consules* werden hier als „martial heroes" auch namentlich vorgestellt (S. 116). Die von Wickham zugrunde gelegte vergleichende Perspektive erlaubt die Einbindung des in den gängigen Überblickswerken zur kommunalen Entwicklung Italiens in der Regel übergangenen Sitzes des Papstes, Rom. Gewiß, die Stadt am Tiber war ein Sonderfall, wie Wickham gebührend hervorhebt. So war die unter den Tuskulanern amtierende Bürokatie ausgedehnter als in anderen italienischen Städten, wo sie nur von einer Handvoll *iudices* geleitet

wurde. Mit dem unter Gregor VII. erstarkenden Reformpapsttum verloren die Römer die Schlüsselstellungen in der kirchlichen und kurialen Hierarchie. Die häufigen, oft blutig verlaufenden Wechsel an der Spitze der Kirche (die man mit den Unruhen bei den Mailander Bischofswahlen vergleichen könne) erlaubten es allerdings den römischen Adelsfamilien, sich den ein oder anderen Papst besonders zu verpflichten. Wie in Mailand und Pisa gehörte die Zukunft den „judicial experts", zumal in Rom Geldgeschenke seitens der Päpste wichtiger waren als die Belehnung mit Land (S. 127 f.). Wickham benennt Ereignisse aus den Jahren 1116, 1118, 1127 (Vertrag von Römern mit Montecassino) als Hinweise auf die sich wie in Mailand und Pisa vollziehende Kristallisierung eines sozial gemischten und informellen Kollektivs schon vor der eigentlichen Einsetzung des Senats 1143/44 (S. 130). Diesmal keineswegs „schlafwandlerisch", sondern in einem bewußten Akt – wie Wickham zu Recht betont – lehnte sich das römische Volk im August oder September 1143 gegen den bis dato erfolgreich agierenden, aber bald darauf verstorbenen Innocenz II. und seine adeligen Gefolgsleute auf und gründete die Kommune mit einem eigenen Senat (S. 132 f.). Die allenthalben spürbare Inspiration am Vorbild der antiken Größe zeigte sich in der Einführung einer eigenen Senatsära – ein selbstbewußter Akt ohne Parallele anderenorts. Die vielfach hervorgehobene Rolle Arnolds von Brescia erscheint dagegen redimensioniert (S. 152). Nach der Zusammenfassung der Ergebnisse zu Mailand, Pisa und Rom (S. 156–160) werden im Kapitel 5 noch weitere Vergleiche zu rund 15 Kommunen aus den Regionen Ligurien (in Genua konstitutierte sich die erste italienische Kommune überhaupt!), Piemont (Asti), Lombardei/Emilia (Bergamo, Cremona), Romagna/Veneto (Bologna, Verona, Padua und Venedig) sowie Toskana (Lucca, Florenz, Arezzo) gezogen, die noch einmal die Vielfalt der jeweils lokal zu vertiefenden Verhältnisse deutlich macht. Man kann dem Autor für diese kompakte, auf eine solide Auseinandersetzung mit der internationalen Literatur beruhende Darstellung zu den Anfängen der italienischen Kommune nur danken.

Andreas Rehberg

Cristina Andenna/Gordon Blennemann/Klaus Herbers/Gert Melville (Hg.), Die Ordnung der Kommunikation und die Kommunikation der Ordnungen, Bd. 2: Zentralität: Papsttum und Orden im Europa des 12. und 13. Jahrhunderts, Stuttgart (Steiner) 2013, 331 pp., ISBN 978-3-515-10301-5, € 56.

Il volume curato da Cristina Andenna, Gordon Blennemann, Klaus Herbers e Gert Melville si compone di quattro sezioni. Dopo un'introduzione dei curatori (9–21), in cui sono tracciate le coordinate ermeneutiche entro le quali è sviluppato il *leitmotiv* del testo – la centralità del papato nella costruzione di un nuovo ordine sociale, politico, spirituale europeo nei secoli XII e XIII –, è affidato ad un saggio di Agostino Paravicini Bagliani (23–34), in cui a tema è il rapporto tra papato e concetto di Europa, il compito di aprire il percorso della miscellanea. A partire dall'analisi dei registri papali, l'A. si pone il problema di capire se e quanto il concetto geo-politico di

Europa abbia contribuito all'affermazione dell'ecclesiologia papale. Ad eccezione di alcune referenze nella raccolta di lettere di Gregorio Magno – nelle quali tra l'altro l'idea di Europa, contrapposta a quella di *romanitas*, acquista per lo più connotati negativi –, nelle fonti pontificie altomedievali sono relativamente pochi i riferimenti al concetto geo-politico sopracitato. Il medesimo silenzio – e questo costituisce un ulteriore elemento di sorpresa – si riscontra nel periodo successivo, soprattutto nel lasso cronologico che va dalla riforma dell'XI secolo sino alla fine del XIII, vale a dire il periodo di massima affermazione della *plenitudo potestatis* papale. Nelle lettere pontificie non si fa mai uso del termine Europa, a testimonianza del fatto che la *potestas* papale si costruì entro uno spazio „universale", quello della *christianitas*, che non ammise di essere racchiuso entro confini geografici delimitati. Sarà dal secolo successivo al XIII che il binomio *christianitas*-Europa inizierà a essere utilizzato nelle fonti papali e poi, soprattutto, nel XV secolo, quando cioè il papato tenterà di costruire un vincolo stretto tra identità cristiana e identità europea in funzione anti-turca. La prima sezione del volume, dedicata al tema della „Genesi e diffusione di un nuovo configurarsi dell'ordine", è costituita dal saggio di Uta Renate Blumenthal (37–49) nel quale è discusso il ruolo centrale del papato nella vita e amministrazione della Chiesa latina del XII secolo, prendendo quale punto di osservazione il Concilio lateranense III (1179). L'A. mostra non solo quanto l'assise conciliare abbia rappresentato uno degli apici del pontificato di Alessandro III – i canoni in esso stabiliti entrarono a far parte delle collezioni decretali e poi più tardi furono inseriti nel *Liber extra* di Gregorio IX – ma anche quanto la legislazione canonica, promulgata in quel frangente, si sia diffusa in sede locale, rispondendo alle esigenze normative delle istituzioni ecclesiastiche periferiche, come documentano i casi analizzati di Cambrai, Firenze e Avignone. La seconda sezione, dedicata a „Successione e sicurezza della comunicazione" comprende quattro saggi. Jean-Marie Martin (53–70) affronta il tema del rapporto tra monasteri greci e latini nell'Italia Meridionale e, in particolare, dei transfert culturali tra questi due mondi entro l'arco cronologico che va dall'VIII al XIII secolo. Se nell'altomedioevo ci furono contatti intellettuali chiari – come dimostra il caso di Nilo di Rossano e dei suoi rapporti con Montecassino – tuttavia, secondo l'A., essi appaiono difficili da valutare e, soprattutto, asimmetrici. I monaci greci, giunti e stabilizzatisi nel sud della penisola, furono certamente influenzati dal mondo latino ma anche i contatti tra monachesimo latino e Bisanzio furono intensi, anche dopo l'inizio dello scisma del 1054. Lo dimostrano in modo evidente i mutui artistici di Montecassino durante gli abbaziati di Desiderio e Oderisio. Anche le traduzioni di opere greche in latino – fenomeno, secondo l'A., difficile da quantificare – a inizio del XIII secolo attestano gli intensi scambi culturali e spirituali. Tuttavia, la cristallizzazione delle differenze ecclesiali tra Oriente e Occidente, a seguito dello sviluppo della Chiesa latina in senso romano, e la progressiva acculturazione dei monaci greci nel contesto politico normanno-svevo ridimensionarono fortemente i contatti intellettuali e spirituali fra questi due mondi. Il progetto di creazione di un *ordo sancti Basilii*, mai esistito in Oriente e ideato dalla Chiesa romana tra la fine del XIII e l'inizio del

XIV secolo per inserire il monachesimo greco entro il quadro canonico della vita regolare così come si era andata costituendosi in Occidente, mostra bene la fine di questa parabola descritta dall'A. Con Maria Pia Alberzoni (71–86), invece, l'attenzione si sposta nell'Italia settentrionale, oggetto di una particolare attenzione da parte del papato almeno dal XII secolo. Il tradizionale legame dei vescovi delle sedi padane con l'Impero e l'emergere della forza politica delle realtà comunali, infatti, tra XII e inizio XIII secolo avevano spesso reso conflittuali i rapporti con il centro della cristianità. Anche per tale motivo, la sede apostolica intese favorire le *novae religiones* – in particolare gli ordini Mendicanti –, riconoscendole e inserendole all'interno dei nuovi quadri normativi stabiliti dallo *ius commune* ecclesiastico e trasformandole in un efficace strumento di controllo del territorio e di diffusione delle direttive curiali presso le chiese locali. Waldemar Könighaus (87–98) tocca invece il tema della comunicazione tra centro e periferia analizzando i contesti geografici che entrarono nell'orizzonte della cultura ecclesiastica romano-papale più tardi rispetto alle regioni occidentali del continente europeo, come la Boemia, la Polonia e l'Ungheria. Ancora una volta, furono i cosiddetti ‚ordini riformati' – in particolare i Cistercensi e i Premostratensi – a fungere da *medium* tramite il quale diffondere pratiche ampiamente consolidate nella Chiesa latina già a partire dalla riforma gregoriana. Non è un caso, ad esempio, che i monasteri di queste aree geografiche iniziarono a inviare presso la sede apostolica *petitiones* per il riconoscimento delle proprie consuetudini di vita o per richiedere la protezione petrina solo a partire dal XII secolo. Il diffondersi del diritto canonico, poi, favorì nelle suddette aree un livellamento delle differenze rispetto alle coeve zone occidentali dell'Europa. Christian Grasso (99–129) viceversa, utilizzando il materiale documentario conservato nei Registri Vaticani del pontificato di Onorio III – di cui edita alcune lettere –, mostra le strategie messe in atto dal papato per controllare l'organizzazione finanziaria e la promozione pubblica dell'impresa crociata nella periferia della *christianitas*: la creazione di un *officium* apposito – quello dei *collectores* – per la raccolta delle decime nelle diverse province ecclesiastiche; l'utilizzo della predicazione quale veicolo di messaggi volti alla promozione dell'impresa per la liberazione di Gerusalemme. Le due successive sezioni sono dedicate agli „spazi della comunicazione". La prima, incentrata in particolare su una delle direzioni della comunicazione, quella „dal centro alla periferia". Harald Müller (133–144) esamina in particolare il sistema della giurisdizione papale delegata che, a partire dall'XI secolo, contribuì alla costruzione di un'immagine del papato quale supremo giudice della cristianità. L'analisi della prassi, tuttavia, permette all'A. di cogliere opportunità e limiti di questo strumento: da una parte, appunto, la progressiva definizione di una Chiesa gerarchizzata al cui capo stava il papa quale *caput*; dall'altra, tuttavia, la possibilità per chiese locali e realtà regolari, proprio tramite il ricorso alla giurisdizione papale delegata, di difendere la propria autonomia. Un altro esempio di come la comunicazione tra centro e periferia della cristianità non sempre abbia funzionato secondo il progetto ideato dalla sede apostolica è rappresentato dal caso presentato da Hans-Joachim Schmidt (145–168). Nel Concilio

lateranense IV (1215) Innocenzo III, secondo un programma di riforma della vita religiosa pianificato fin dai primi anni del proprio pontificato, aveva stabilito che i monasteri che seguivano la regola di Benedetto e che non erano inquadrati in una *Klosterverband*, appartenenti a una determinata provincia ecclesiastica, dovessero convocare ogni tre anni dei capitoli, nei quali discutere le questioni relative alla disciplina delle singole case, e garantire la visita canonica dei monasteri appartenenti alla provincia di riferimento, sul modello dell'ordine cistercense. La realizzazione di tale ambizioso progetto di uniformazione della vita monastica, tuttavia, andò incontro a numerose difficoltà pratiche e, ad eccezione di pochi casi, non fu portato a compimento. Solo nel nord della Francia e nel regno d'Inghilterra si tentarono di realizzare con maggiore stabilità le norme prescritte dal concilio, ma questo solo perché queste indicazioni coincisero con gli interessi delle istituzioni secolari. Thomas Wetzstein (169–187) mostra gli strumenti mediante i quali i pontefici, tra i secoli XI e XIII, promossero l'*Universalepiskopat* del Vicario di Cristo. Se all'inizio di questo processo – come mostra il caso di Leone IX – i papi indissero sinodi e si spostarono di sovente nelle province ecclesiastiche della *christianitas*, concependo tali viaggi come vere e proprie visite pastorali fatte da un vescovo che iniziava a concepire la propria giurisdizione come universale, con lo sviluppo delle strutture amministrative della corte papale e con l'ampliamento del bacino geografico di reclutamento del personale amministrativo della curia il papato consolidò il proprio ruolo di centro della cristianità, usando altresì quali strumenti per promuovere tale immagine ecclesiologica le legazioni apostoliche e la giustizia papale delegata. Spazi fisici e spazi istituzionali sono al centro della quarta e ultima sezione dedicata al tema della „centralità e della gerarchia". Jochen Johrendt (191–212) apre la sezione con un saggio sulla centralità della città di Roma e sul suo utilizzo da parte del papato nei secoli XII e XIII. Se per secoli nel medioevo il riconoscimento della centralità di Roma fece riferimento all'eredità imperiale e alle preziose reliquie di Pietro e Paolo ivi conservate, mano a mano che la giurisdizione papale andò affermandosi all'interno della cristianità altri furono gli argomenti utilizzati dai Vicari di Cristo. La trasposizione della centralità dalla città fisica di Roma al luogo dove risiedeva il papa – sintetizzata nella nota formula *ubi papa, ibi Roma* –, e quindi alla figura del papa stesso e la creazione di rituali utili a manifestarla, rappresenta anche dal punto di vista simbolico un momento significativo del processo di costruzione dell'ecclesiologia papale. Uno „spazio" dove fu esercitata la piena autorità del papa fu la curia stessa. Come mostra il saggio di Patrick Zutshi (213–227), tanto più il papa fu riconosciuto quale ultima istanza della giurisdizione ecclesiastica quanto più la curia si strutturò per rispondere alle esigenze implicate in questa evoluzione ecclesiologica: l'*audientia* papale, il coinvolgimento sempre più stretto del collegio cardinalizio nelle udienze di cause che provenivano alla curia, l'utilizzo dei cappellani papali, lo strutturarsi della cancelleria e la creazione dell'ufficio del *procurator* che gestiva le cause dei petenti presso la corte papale, rappresentano alcune delle realizzazioni istituzionali più significative dello sviluppo della centralità della curia romana. Il caso dei procuratori, tuttavia, mostra bene però anche le

difficoltà di comunicazione tra centro e periferia che questa struttura pur complessa portava con sé. Ai centri spaziali corrispondono anche centri istituzionali. Cristina Andenna (229–260) ne analizza uno in particolare: il cardinale protettore di un ordine religioso. L'A., a partire dal caso del rapporto tra Francesco d'Assisi e il cardinale Ugo d'Ostia – ma forse occorrerebbe partire da prima, cioè dagli anni dei rapporti tra Durando di Huesca e il cardinale Leone Brancaleoni –, traccia un efficace *excursus* dello sviluppo istituzionale di questo „centro subalterno" del potere papale che, dagli anni del pontificato di Innocenzo IV, andò sempre di più strutturandosi come un vero e proprio *officium* giuridicamente stabilito, luogo di mediazione tra la curia e le comunità regolari di riferimento. Con il saggio di Guido Cariboni (261–275) si ritorna all'ambito delle procedure giuridiche che mettono in relazione centro e periferia. L'A. tratta nello specifico l'istituto dell'appello presso gli ordini religiosi, mostrando come se da una parte esso costituì uno strumento giuridico capace di creare un contatto stretto tra il centro e la periferia, dall'altra esso poté rappresentare anche una condizione pericolosa per la realizzazione di un „corto circuito" del processo di comunicazione stesso, in grado di minare le fondamenta stesse della vita regolare, che aveva nell'obbedienza al superiore uno dei suoi pilastri. Per questo i Cistercensi, i Certosini o i Premostratensi fecero in modo di far inserire nei privilegi papali a loro concessi il divieto di appello, creando così „una distinzione dei piani della comunicazione stessa" (275). La sezione si chiude con il saggio di Roberto Paciocco (277–299). L'A. si occupa di un altro ‚spazio' procedurale, vale a dire quello delle canonizzazioni dei santi che, a partire dal XIII secolo in particolare, subì un mutamento significativo a seguito del fiorire degli ordini Mendicanti e dello strutturarsi della loro stretta collaborazione con il papato. La promozione dei „propri" santi da parte di Minori e Predicatori, mediante i *media* della liturgia e della predicazione, produsse per la prima volta in Occidente una „universalizzazione" della santità come non era mai accaduto prima. Tale fenomeno se da una parte favorì il successo ecclesiale di questi ordini nelle chiese locali rappresentò anche il tentativo di un'uniformazione liturgica promossa dalla sede apostolica nello spazio intero della cristianità. Il connubio papato-Mendicanti si avvalse, inoltre, di uno nuovo strumento pastorale, le indulgenze, che avrà una particolare fortuna nei secoli XIV e XV. Il percorso è chiuso da alcune considerazioni conclusive di Cristina Andenna e di Gordon Blennemann (301–307) nelle quali si discute nuovamente la chiave di lettura dell'intero volume, il problema della centralità, nei termini di una „polarità". Se uno degli elementi di questo rapporto polare, il centro – costituito dal papato e dagli strumenti da esso messi in atto per costruire e comunicare un „nuovo ordine" –, è ben documentato nel volume, quando la prospettiva dei contributi ha inteso mostrare l'altro termine di questa polarità, la periferia, è emerso in più casi quanto lo sviluppo dell'„ordine" inteso dal centro non abbia avuto sempre uno sviluppo lineare, a dimostrazione del fatto che autorità e consenso costituiscono due elementi coessenziali dell'esercizio di un qualsiasi potere, a maggior ragione se a pretesa universale. Pietro Silanos

Julian Gardner, The Roman Crucible. The Artistic Patronage of the Papacy 1198–1304, München (Hirmer) 2013 (Römische Forschungen der Bibliotheca Hertziana 33), 516 S., Abb., ISBN 978-3-7774-2385-2, € 135.

Der ausgewiesene Kenner der Kunst im Umfeld der römischen Kurie im 13. und 14. Jh. Julian Gardner legt mit diesem auch in der Aufmachung und Bebilderung imponierenden Band eine Summe seiner umfangreichen Forschungen aus fast 50 Jahren vor (seine Publikationen zum Thema füllen allein drei Seiten der Bibliographie!). Rom, oder besser die Kurie, als Zentrum des Papsttums erscheint in den Jahren von 1198 bis 1304 – also *grosso modo* in der von den wirkmächtigen Pontifikaten Innocenz' III. und Bonifaz' VIII. eingerahmten Epoche – als einmaliger kosmopolitischer „Schmelztigel" für alle wichtigen Kunstströmungen in der damaligen lateinischen und auch griechischen Christenheit. Dabei konzentriert sich das Opus nicht nur auf den Standort Rom selbst, sondern nimmt auch die Orte nördlich der Alpen, an denen auswärtige Kardinäle (aber auch der aus Troyes stammende Papst Urban IV.) tätig geworden waren, sowie vor allem die Städte des sich verfestigenden Kirchenstaates – wie Anagni, Viterbo oder Orvieto – mit in den Blick. Letztere beherbergten damals aufgrund der bekannten Itineranz der Kurie zyklisch den Papst und seinen Hof. In 16 Kapiteln werden alle wichtigen Kunstgattungen abgearbeitet, von der Architektur, der Skulptur und den Textilien bis hin zur Buchproduktion, zu den Mosaiken und der Malerei. Wenn ein Historiker ein kunstgeschichtliches Werk dieser Bedeutung bespricht, masst er sich kein Urteil über die artistischen Details an. Ihn interessiert vielmehr primär die historische Verortung des Phänomens des Mäzenatismus, das auch Ausweis konkreter sozialer, politischer und ökonomischer Bedingungen ist, die erst die Voraussetzung für die Leistungen der Patrone, Handwerker und Künstler schufen. In dieser Perspektive enthält Gardners Werk eine Reihe wertvoller Einsichten, die auch der Heranziehung von oft entlegenen Schrift- und epigraphischen Quellen zu verdanken ist. Dem Autor gelingt eine überzeugende Rekonstruktion des sozialen und kulturellen Ambientes an der Kurie, die erst die Transferleistungen nach und von der Ewigen Stadt (und seinem Umfeld) erklären. Hervorzuheben sind die unter Innocenz III. verstärkt einsetzende Internationalisierung des kurialen Apparates sowie die Öffnung des Kardinalskollegs für Purpurträger von jenseits der Alpen auf der einen, und auf der anderen Seite die Bewahrung des Einflusses der römischen Baronalfamilien (Colonna, Orsini, Savelli, Annibaldi, Capocci usw.). Diese trugen dafür Sorge, dass die beharrenden lokalrömischen Elemente in Architektur und Kunst mit ihrer Vorliebe für die sich an antiken Vorbildern ausrichtenden basilikalen Architekturformen und die Kosmatenarbeiten (so genannt nach dem römischen Familienverband der Cosmati) noch lange für Rom charakteristisch blieben. Nur außerhalb Roms gelangten gotischen Stilformen der nachhaltigere Durchbruch, wobei ihnen auch in der Ewigen Stadt über Ziborien, Skulpturen und in der Kleinkunst – wie bei den von Gardner besonders intensiv studierten Siegelstempeln (Petschaften) zu beobachten ist – schließlich der Einzug gelang. Dabei zeigt der Vf., dass die Quellen des

Reichtums der einflussreichen Geistlichen nicht zuletzt von ihren Einkünften aus Kanonikaten und Dignitäten, die sie vor allem in französischen und englischen Domkapiteln besetzten, stammten. Auf ihren Reisen zu ihren Pfründen und auch sonst im dienstlichen Auftrag sammelten die potentiellen Mäzene ihre Anregungen. Als besonders offen für die Rezeption neuer Stile erwies sich die Sepulkralkunst. Noch mehr hervorheben könnte man die Rolle der Mönche und Angehörigen der neuen Bettelorden von jenseits der Alpen, die an der Kurie – einige sogar mit Kardinalsrang – Fuß fassten. Der Autor berücksichtigt auch die Aufträge, die von Laien (darunter auch einigen vornehmen Frauen) ausgingen, aber eine geringere Überlieferungschance hatten. Diese mögen sich im Wappenschmuck gefallen haben. Allerdings waren heraldische Elemente auch bei den Geistlichen beliebt, was sich nicht zuletzt durch die bekanntermaßen engen Familienbande der damaligen Zeit erklärt. Ein hervorragendes Beispiel dafür bietet die Grabkapelle, die der mächtige Kardinal Napoleone Orsini für seinen Neffen Giangaetano in der Unterkirche von Assisi errrichten ließ: Das Familienwappen findet sich nicht nur an der akkurat in Stein gemeißelten liturgischen Gewandung der Grabskulptur, sondern auch an den Glasfenstern (S. 131 f. mit Abb. 110 f.). Dank der Spurensuche Gardners ersteht selbst für die Stadt Rom, die schon lange vor dem Abzug der Kurie nach Avignon nicht gerade von politischer Stabilität geprägt war, das Bild eines kulturell aufgeschlossenen Ortes, an dem – wer auf sich hielt – trotz aller Fährnisse in Bildung und Kunst investierte (S. 198 f.). Sorgfältige Textgestalt und opulente Illustrierung zeichnen den Band aus. Der Leser ist dem Autor dankbar dafür, dass er lateinische Inschriften oft in voller Länge zitiert. Allerdings sind Abkürzungen oft beibehalten und es wird nicht immer auf etwaige kritische Editionen verwiesen. Dass ein so gewichtiger Band bis zum Erscheinen einen langen Entstehungsprozess durchmacht, ist unvermeidbar. Bedauerlicherweise kann so oft nicht mehr auf die allerneuesten Publikationen Bezug genommen werden. In der akkuraten Bibliographie fehlt der von Serena Romano 2012 herausgebrachte Band zur Malerei in Rom „Il Duecento e la cultura gotica 1198–1280 ca." (s. Besprechung in QFIAB 92 [2012], S. 777–779). Einer schon länger bekannten Entdeckung, der über der Silvesterkapelle im heutigen Klosterkomplex von SS. IV Coronati gelegenen Sala Gotica, die aufgrund ihrer auch weltlich inspirierten Dekoration als Beispiel einer „mixed ecclesiastical and lay patronage" ausgewiesen ist (S. 243), sind nicht einmal ganze zwei Seiten gewidmet (S. 233 f.) und es fehlen zu ihr Abbildungen und ein Eintrag in den ansonsten so präzisen Indizes. Dass die Forschung weitere Ergänzungen bringen wird, hat zuletzt auch die Monographie von Michael Schmitz zu Pietro Cavallini in S. Cecilia in Trastevere unter Beweis gestellt (s. Besprechung in QFIAB 93 [2013], S. 582–584). An solchen Punkten zeigt sich, dass auch ein Opus maximum wie das von Julian Gardner stark von den eigenen Interessensschwerpunkten geprägt sein kann. Dies macht seinen persönlichen Reiz aus und tut seinem Rang als unverzichtbares Referenzwerk keinen Abbruch.

Andreas Rehberg

L'epistolario di Pier della Vigna, coordinamento di Edoardo D'Angelo, edizioni critiche di Alessandro Boccia et al., Soveria Mannelli (Rubbettino) 2014 (Fonti e studi / Centro Europeo di Studi Normanni, n. s. 1), 1160 S., ISBN 978-88-498-4025-4, € 59.

Im Jahr 2014 ist in der neu gegründeten Reihe des *Centro Europeo di Studi Normanni* ein umfangreicher Band (1160 S.!) erschienen, der eine Neuedition der sogenannten Briefsammlung des Petrus de Vinea in der Redaktion P6 („Parva" in sechs Büchern) bietet. Dank der politischen, finanziellen und ideellen Unterstützung von Ortensio Zecchino in seiner Funktion als Präsident des Centro und in Zusammenarbeit von Experten auf dem Gebiet mittelalterlicher Briefsammlungen wie Edoardo D'Angelo und Fulvio Delle Donne sowie von Nachwuchsforschern (Alessandro Boccia, Teofilo De Angelis und Roberto Gamberini) konnte über 270 Jahre nach der letzten Edition dieser Redaktion nun eine wissenschaftliche Neuausgabe vorgelegt werden. Die Edition der großen Briefsammlungen des 13. Jh. gehört zu den großen Herausforderungen der Editionswissenschaft, das *Epistolarium* von Petrus de Vinea sticht dabei wegen seines Umfangs, der überaus reichen Überlieferung (ca. 250 Kodizes) und der verschiedenen Redaktionen besonders heraus. Da die Redaktion P6 – im Übrigen als einzige der vier Redaktionen – bereits mehrfach ediert wurde und die historischen Editionen (Johannes Setzer, Hagenau, 1529; Simon Schard, Basel 1566; Germanus Philalethes = Melchior Goldast, Amberg, 1609; Johannes Rudolf Iselius, Basel, 1740) alle als Digitalisat online konsultierbar sind (im Rahmen der Digitalisierungsaktion des MDZ unter http://reader.digitale-sammlungen.de/), stellt sich vor allem die Frage nach den Editionskriterien der Neuausgabe und nach deren wissenschaftlichem Erkenntnisgewinn. Dazu wurden in Auswahl sechs Briefe (je ein Brief aus jedem Briefbuch) kollationiert. Nach dem Neuabdruck des biographischen Artikels von Hans-Martin Schaller aus der „Enciclopedia Federiciana" (2005) stellt Edoardo D'Angelo zusammenfassend die Kriterien der Edition vor (S. 19–48). Dabei werden anschaulich die Charakteristika und Probleme von mittelalterlichen Briefsammlungen diskutiert. Insbesondere in der Form der *summae dictaminis*, also einer am praktischen Gebrauch ausgerichteten, thematischen und systematischen Zusammenstellung, obliegen sie späteren (ggf. einem anderen zeitlichen Kontext angepassten) Redaktionen. Für das *Epistolarium* des Petrus de Vinea ist davon auszugehen, dass die ca. 550 Dokumente aus dem Zeitraum von 1198 bis 1264 zwischen 1264 und 1318 im Umfeld der Römischen Kurie zusammengestellt wurden. Dabei lassen sich vier Gruppen nachweisen: „große" (magna) Sammlungen in fünf bzw. sechs Büchern und „kleine" (parva) Sammlungen in ebenfalls fünf oder sechs Büchern. Die Hg. haben sich mit klarer Begründung für die Neuausgabe der Sammlung P6 entschieden (S. 24–27). Es handelt sich hier um insgesamt 365 Briefe, die auf sechs thematische Bücher verteilt sind. Für die Edition wurden die 95 Kodizes, in denen die Sammlung überliefert ist, nicht gesamt kollationiert, sondern es wurde mit dem Par. Lat. 8563 (ca. 1310–1318) bewusst eine Leithandschrift ausgewählt, 13 weitere Handschriften

wurden in Einzelfällen zur Textkonstituierung zusätzlich herangezogen. Nach den notwendigen Erläuterungen zur Orthographie und Gestaltung der einzelnen Einträge folgt eine umfassende Bibliographie (S. 37–48). Jedem einzelnen Buch ist eine unterschiedlich lange Einleitung vorangestellt, die den inhaltlichen Kontext, die Struktur des Buches und eventuelle editorische Besonderheiten erläutert. Es folgen die einzelnen Briefe mit Kurzregest sowie Angaben zur Handschrift, bisherigen Regesten und Editionen, Aussteller und Datierung. An die Edition des Dokuments schließen sich getrennte kritische Apparate (Lesarten, Testimonien, Kurzkommentar) und die italienische Übersetzung an. Die Anordnung ist sehr übersichtlich, eine zusätzliche Zeilenzählung würde allerdings die Zuordnung der Einträge im Apparat deutlich erleichtern. Mehrere Indizes (Incipits, Aussteller und Empfänger, Orte, Personennamen, Quellen und Handschriften) ermöglichen zusätzliche spezifische Forschungseinstiege. Zusammenfassend kann die ansprechende und preiswerte Ausgabe als durchaus gelungen bezeichnet werden. Die Texte und die Buchstruktur sind durch die Ausgabe von Iselius bereits bekannt und inzwischen auch online zugänglich. Die Kollationierung einzelner Briefe hat ergeben, dass sich signifikante inhaltliche Korrekturen in Grenzen halten, eine detaillierte Würdigung der Einzelstellen kann hier leider nicht erfolgen (nicht in jedem Fall ist die Lesart des Parisinus bzw. der Hg. zu präferieren). Völlig zu Recht betonen die Herausgeber allerdings, dass es sich bei einer Briefsammlung weniger um die Einzelurkunde in ihrem politischen und administrativen Kontext als um ein Gesamtdokument lateinischer Rhetorik des 13. Jh. handelt (S. 26). Damit gewinnen die zahlreichen Wortumstellungen, die Auslassung oder Hinzufügung einzelner „Füllwörter“ und der Testimonienapparat eine besondere Bedeutung und ermöglichen weiterführende Studien in diesem Zusammenhang (auch unter dem Vergleich anderer zeitgenössischer Briefsammlungen). Entsprechend ist der Erkenntnisgewinn eher auf den Gebieten der mittellateinischen Philologie, der Rhetorik, aber auch der Redaktionstechnik und der Rezeption zu sehen. Dafür bietet die vorliegende Ausgabe eine verlässliche Basis. Auch wenn die Entscheidung für eine Leithandschrift und eine eingeschränkte Kollationierung bei philologischen Einzelfragen nicht immer völlig befriedigend sind, bleibt für eine sinnvoll benutzbare Ausgabe einer mittelalterlichen Briefsammlung kaum eine andere Wahl. Es bleibt mit Interesse abzuwarten, welche Ergebnisse die seitens der MGH geplante Edition der Redaktion M6 liefern wird, auf die die Hg. im Vorwort hinweisen. Mit dem Vorliegen zeitgemäßer Editionen der beiden „großen“ Redaktionen wird die Forschung zu Petrus de Vinea und zur Erstellung und praktischen Nutzung von Briefsammlungen im 13. Jh. und darüber hinaus auf neuer Grundlage möglich sein. Zweifelsohne wendet sich die Ausgabe eines mittelalterlichen Briefbuchs an einen engen Kreis von Experten. Ob unter dieser Prämisse eine italienische Übersetzung zwingend notwendig war, kann ernsthaft bezweifelt werden. Unter Verzicht darauf hätte sich die Seitenzahl des sehr umfangreichen Bandes deutlich verringern lassen.

Thomas Hofmann

Vasil Bivolarov, Inquisitoren-Handbücher. Papsturkunden und juristische Gutachten aus dem 13. Jahrhundert mit Edition des Consilium von Guido Fulcodii, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2014 (Studien und Texte/Monumenta Germaniae Historica 56), XXXII, 328 S., ISBN 978-3-447-10040-3, € 54.

Die Erforschung der mittelalterlichen Kompilationen zum Gebrauch der Häretikerinquisition kann auf eine lange Tradition zurückblicken, die bis zu Francisco Peñas kritische Ausgabe von Nikolaus Eimerichs Directorium (1587) zurückreicht und auch nach dem grundlegenden Werk von Antoine Dondaine (1947) bei der Erschließung und der historisch-kritischen Analyse der Texte noch große Fortschritte gemacht hat. So erklärt sich die auf den ersten Blick etwas disparat wirkende Zusammensetzung des vorliegenden Werks, das einerseits einige partielle Forschungslücken schließt, zugleich aber auch eine umfassende Bilanz anstrebt, die neben der Textgeschichte auch die Institution in den Blick nimmt und damit einen aktuellen und handlichen Überblick über den Gesamtkomplex liefert. Die Herkunft aus der Schule des unermüdlichen Altmeisters Peter Herde garantiert eine solide textkritische und dipolmatische Methodik und bestimmt zugleich die sachliche Akzentuierung und die Schwerpunktsetzung. Zunächst bietet der Autor einen aktualisierten Katalog von 40 Hss., in denen die Kompilationen in verschiedener Form und Zusammensetzung überliefert werden, darunter auch einige noch wenig oder gar nicht bekannte (z. B. Yale Beinecke MS 1063; vgl. S. 14: „ein Inquisitoren-Handbuch für Franziskaner aus der römischen Provinz, geschrieben ca. 1270–1280"). Auf dieser Basis folgt dann unter dem Titel „Regesten der einschlägigen Papstbriefe" (S. 31–182) eine vollständige Zusammenstellung sämtlicher in den Handbüchern überlieferter Papstbriefe aus der Zeit vor Bonifaz VIII.: insgesamt 192 Stücke von den *capitula contra Patarenos* Gregors IX. (Dez. 1230–Febr. 1231) bis zu dem Mandat *Grata nobis admodum* Nikolaus' IV. an den Dogen von Venedig (1292 März 11). Im Gegensatz zu dem Titel dieses Teils werden für nicht wenige Stücke Volltexteditionen geboten, dazu für alle nicht nur die Nachweise in den verschiedenen Handbüchern, sondern auch wertvolle Hinweise zur sonstigen Überlieferung, insbesondere zu Originalausfertigungen, aus deren Dorsalvermerken der Vf. schon vorab wichtige Erkenntnisse zu dem ersten Generalinquisitor und seiner Amtstätigkeit ermittelt hatte (Archiv für Diplomatik 56 [2010], S. 151–163). Diese Zusammenstellung bietet nicht zuletzt dem Nichtspezialisten eine Orientierungshilfe, der immer wieder durch die zahlreichen Papstbriefe *in negotio fidei* mit demselben Initium und mehr oder weniger übereinstimmendem Inhalt verwirrt wird; vgl. nur die minutiöse Zusammenstellung zur frühen Überlieferung – und das heißt zugleich zur Verbreitung! – der berühmten Gründonnerstagsbulle *Excommunicamus* (Nr. 1, mit mehreren, gar nicht oder kaum bekannten Originalausfertigungen; es wäre schön, wenn der Autor auf dieser neuen Basis noch eine kritische Edition liefern könnte, die wegen X 5.7.15 besonders für den Kanonisten nützlich wäre; für die Ausfertigung Zaragossa sollte zu der „irrigen Datierung" auch die richtige genannt werden). Ein zweiter Hauptteil (S. 206–255) bietet eine längst überfällige kritische Edition des

consilium, mit dem Guido Fulcodii (der spätere Papst Klemens IV.) 15 verfahrensrechtliche Fragen zum Häretikerprozess beantwortet. Dieser Text, der zum Kernbestand der Handbücher gehört, liegt in einer unzureichenden Ausgabe von Cesare Carena vor (zuerst 1641), die mehrfach ganz oder auszugsweise nachgedruckt worden war. Der Autor überprüft nun erstmals die gesamte Überlieferung in den Handbüchern und unterscheidet sechs mehr oder weniger variierende Versionen; mit überzeugenden Gründen schlägt er eine überraschend frühe Datierung Sept. 1238 – Aug. 1243 vor und bietet eine vollständige Edition auf der Basis von sieben begründet ausgewählten Hss. Wer sich für die text- und überlieferungskritischen Analysen oder den speziellen Text weniger interessiert, wird doch mit Gewinn das Schlusskapitel unter dem Titel „Organisation und Praxis der päpstlichen Inquisitoren im 13. Jh." konsultieren (S. 256–310): hier werden die in den Handbüchern und in urkundlichen Quellen verstreuten Nachrichten kritisch gesichtet und systematisch geordnet zu einem konzisen institutionsgeschichtlichen Abriss zusammengeführt, der Personal, örtliche und sachliche Zuständigkeit, Finanzierung, Kompetenzen und Verfahren umfasst. Als rechtsgeschichtliche Bilanz ist die verhängnisvolle Abkoppelung des Häretikerrechts von der allgemeinen der Kanonistik im 13. Jh. zu betonen. Die Häretikerinquisition wurde zu einem Ausnahmerecht, das normativ, wissenschaftlich und institutionell als ein Sonderbereich aus dem Hauptstrom der kanonistischen Entwicklung ausgegliedert wurde, wobei fundamentale Garantien des romano-kanonischen Prozessrechts eliminiert wurden, von der unkontrollierten Rekrutierung der Richter aus den Bettelorden bis zum Verzicht auf einen förmlichen Instanzenzug, der de facto zur Verkürzung oder Verweigerung elementarer Rechtsmittel führte. Die Ausgliederung des Häretikerrechts aus der gemeinrechtlichen Kanonistik wird mit der vorliegenden Zusammenstellung der einschlägigen Papsturkunden besonders deutlich, von denen nur die wenigsten in die allgemeinen Extravagantensammlungen dieser Periode aufgenommen wurden; damit wurden sie dem Korrektiv der akademischen Diskussion entzogen, von der die allgemeine päpstliche Gesetzgebung auch und gerade in dieser Periode in hohem Maß beeinflußt wurde. So fehlte im Häretikerrecht das Zusammenwirken von Gesetzgebung und Wissenschaft, das soeben von berufener Seite nochmals als konstitutiv für die sogenannte klassische Kanonistik herausgestellt wurde (P. Landau, Europäische Rechtsgeschichte und kanonisches Recht im Mittelalter. Ausgewählte Aufsätze aus den Jahren 1967 bis 2006, Badenweiler 2013, S. 13)

Martin Bertram

Martino III Priore di Camaldoli, Libri tres de moribus, Edizione critica, traduzione e commento di Pierluigi Licciardello, Firenze (SISMEL – Edizioni del Galluzzo) 2013 (Edizione nazionale dei testi mediolatini 33, Serie II, 14), 370 S., ISBN 978-88-8450-539-2, € 68.

Der von Romuald von Ravenna (gest. 1027) gegründete Kamaldulenserorden gehörte im hohen Mittelalter zu den kleinen, aber überaus einflussreichen monastischen Gemeinschaften. Die nicht ganz unproblematische institutionelle Verfasstheit eines Ordens, in dem ab 1113 die eremitisch lebenden Mönche von Camaldoli und eine Reihe von zunächst in Mittelitalien angesiedelten, zönobitisch ausgerichteten Klöstern miteinander zu einem Orden verbunden wurden, machte umfangreiche Regelungen rechtlicher Natur notwendig. Die ersten kamaldulensischen *consuetudines* waren bereits 1080 unter Rudolf I., dem vierten Prior, entstanden. In diesem Text nahm die Benediktsregel (in ihrer strengen Auslegung) breiten Raum ein. Um den spezifischen *proposita* von Eremiten und Zönobiten besser gerecht werden zu können, teilte sich 1113 die Gesetzgebung: während die Kommunität im Eremitorium weiterhin den *consuetudines* folgte, entwickelten die übrigen Häuser, die sich einmal jährlich zum Generalkapitel trafen, eigene Rechtsvorschriften. Ergebnis dieser 1158–1176 nachweisbaren Bemühungen war zunächst der *Liber Eremitice Regule*. Die Entwicklung ging freilich weiter: Bis zur Mitte des 13. Jh. entstand eine solide, insgesamt aber doch disparate Gesetzgebung, die für alle kamaldulensischen Cönobien Gültigkeit besaß. Dieser Vielfalt wurde 1253 mit den *Libri tres de moribus* ein Ende bereitet. Zu Recht weist der Hg. darauf hin, dass es sich bei den *Libri* nicht um einen „testo interamente originale", sondern um eine „compilazione di testi precedenti, che vi si trovano raccolti, rifusi e amalgamati" (7) handelt. Freilich flossen diese Vorgängertexte dergestalt ineinander, dass sie heute nur noch schwer voneinander unterschieden werden können. Der eigentliche Zweck der neuen Sammlung findet sich im Prolog explizit benannt: überflüssige, unklare oder einander widersprechende Normen sollten getilgt und durch neue ersetzt werden. Damit galten die *Libri* als Werk der Reform. Dieses Ansinnen darf angesichts so mancher Inkongruenzen und Unstimmigkeiten im Text nur teilweise als geglückt gelten: nicht immer gelang es, miteinander konkurrierende bzw. einander widersprechende Normen zu harmonisieren. Neben eigenen Rechtssatzungen griff man bei der Abfassung der *Libri* auch auf Textmodelle zurück, die die Gesetzgebung anderer Orden, vor allem der Zisterzienser, Prämonstratenser und Dominikaner, widerspiegelten. In der Einleitung zur Edition (1–45) wird nicht nur auf die komplexe Geschichte der kamaldulensischen Rechtssatzungen, sondern auch auf den Vf. der *Libri* selbst eingegangen, Martin III., Prior von Camaldoli, Autor weiterer Rechtstexte und eines einflussreichen *Ordo divinorum officiorum*, mit dem zusammen die *Libri* auf dem Generalkapitel von 1253 den versammelten Prioren vorgestellt wurden. Sie bestehen aus einem Prolog und 157, in drei Büchern gegliederten Kapiteln. Jedem der drei Bücher ist ein Kapitelverzeichnis vorangestellt, das als Index dient. Dies zeigt deutlich, dass es sich bei den *Libri* um einen Gebrauchstext

handelt, der weniger auf literarisches Raffinement denn auf praktische Verwertbarkeit hin ausgerichtet war. Grob lassen sich folgende thematische Schwerpunkte festmachen: während das erste Buch das Leben im Kloster behandelt, nimmt sich das zweite Buch der institutionellen Strukturen und des Strafrechts an. Der Blick richtet sich im dritten, insgesamt äußerst inhomogenen Buch auf Aspekte der Bekleidung und Nahrung, auf Gastfreundschaft und die Beziehungen zur Außenwelt. Vergleicht man die *Libri* mit den früheren Rechtstexten kamaldulensischer Provenienz, zeigt sich nicht nur eine geringere strukturelle Kohärenz, sondern auch das Fehlen jedweder spirituellen Tiefe. Dies ändert freilich nichts an der Tatsache, dass sich darin Regelungen finden, die nicht nur für die Ordensforschung von allergrößtem Interesse sind, so beispielsweise hinsichtlich der Konversen: sie tauchen bei den Kamaldulensern bereits in der ersten Hälfte des 11. Jh. und damit zu einem sehr frühen Zeitpunkt (jedenfalls deutlich vor den Zisterziensern) auf. Auch auf die Verbreitung und Erhaltung von Handschriften wurde großer Wert gelegt: dem zentralen Leitbild der Gleichförmigkeit (*uniformitas*) folgend, sollte jedes Kloster mit bis auf den letzten Buchstaben gleichen (liturgischen) Texten ausgestattet werden. *Unitas* des Ordens spiegelte sich in der *uniformitas* der Textproduktion wider. Die Ziele der legislativen Tätigkeit Martins waren unverkennbar Ordenseinheit, Zentralismus und *uniformitas* – mit dieser Trias rückten die Kamaldulenser in die Nähe von Orden wie den Zisterziensern, den Prämonstratensern oder auch den Dominikanern. Das *ius proprium* wurde zum Instrument institutioneller Konsolidierung. Der Text ist in acht Handschriften überliefert, deren Entstehungszeit sich vom 13. bis ins 18. Jh. erstreckt. Alle stammen aus Klöstern des Ordens. Die vom Editor mit großer Sorgfalt und einigem Scharfsinn ausgeführte Handschriften-Recensio demonstriert überzeugend, dass drei Handschriften direkt vom Archetyp abhängen. Die Textherstellung beruht auf dem sorgfältigen Vergleich dieser drei Handschriften untereinander (Firenze, Biblioteca Nazionale Centrale, Conv. Soppr. D.VI.921, ff. 89r–99v [XIV sec.]; Ravenna, Biblioteca Classense, 304, ff. 1–29v [XV sec.]; Venezia, Museo Civico Correr 412, ff. 1r–33r [XIV sec.]). Die dortige Unterteilung in Bücher und Kapitel wurde übernommen. In einem Anhang (317–342) finden sich zusätzlich die Marginalglossen der vier ältesten Hss. ediert. Sie künden von Lektüreprozessen und geben Einblicke in den praktischen Umgang mit dem Text. Leider wurde in diesem Zusammenhang auf den Abdruck von Hinweisen wie *Nota* bzw. graphische Zeichen verzichtet – aber zeugen nicht auch diese Angaben von der intellektuellen Durchdringung des Textes? Die Forschungen zu den Kamaldulensern, die zuletzt wieder einigen Auftrieb erfahren haben, dürften von vorliegender mustergültiger Edition, der eine italienische Parallelübersetzung beigegeben ist, in hohem Maße profitieren.

Ralf Lützelschwab

Cittadinanza e mestieri. Radicamento urbano e integrazione nelle città bassomedievali (secc. XIII–XVI), a cura di Beatrice Del Bo, Roma (Viella) 2014 (Italia comunale e signorile 6), 411 S., ISBN 9788867283361, € 35.

Dieser (Tagungs-?) Band vereinigt zwei zum Teil miteinander verbundene Themen, nämlich die Fragen nach Erteilung/Erlangung und Bedeutung des Bürgerrechts von Zuzüglern aus dem engeren und weiteren Umfeld der großen ober- und mittelitalienischen Kommunen und Signorien sowie die nach der Verwurzelung und Integration von Gewerbetreibenden in den spätmittelalterlichen Städten dieses Raumes. Die seit den 1980er Jahren betriebene Migrationsforschung biete, wie die Herausgeberin einleitend zurecht betont, dafür eine wichtige Grundlage. Der erste Komplex mit acht Beiträgen widmet sich der *cittadinanza*, der Bürgerrechtsfrage. Paolo Grillo behandelt die Frühzeit, das Zeitalter der Kommune, und erfasst den Wandel von der Mitte des 13. bis zum Anfang des 14. Jh. unter dem Titel „Da diritto a privilegio", also vom ‚allgemeinen' Bürgerrecht zum Privileg, besonders unter dem Vorzeichen der politischen Mitwirkung. Die folgenden Beiträge, nämlich von Miriam Davide über die Migration aus der Lombardei in das Patriarchat von Aquileia, von Giovanna Petti Balbi über Genua, von Laura De Angelis über Florenz, von Beatrice Del Bo über Mailand, erfassen bei allen Unterschieden und Besonderheiten eine Gemeinsamkeit, die Seltenheit von Bürgerrechtsverleihungen im 14. und 15. Jh., eher zur Sicherung wichtiger – auch auswärtiger – Beziehungen oder zum Zweck von Ehrungen etc., während die Eingliederung in die städtische Gemeinschaft in anderen Formen erfolgte, wie sie besonders im zweiten Teil vorgestellt werden. In beiden Fällen ist jeweils ein Beitrag Barcelona gewidmet, was somit zu einem interessanten, wenn auch einsam dastehenden Vergleich anregt: Carolina Obradors Suazo (über Praktiken und Verständnis von Bürgerrecht) und Maria Elisa Soldani (über fremde Kaufleute und soziale Mobilität in Barcelona). Der zweite Teil über das Fußfassen und die Integration von Gewerbetreibenden ist mit fünf einschlägigen Artikeln ausgestattet. Weitgehend negativ ist der Befund von Alma Poloni über den Ausbau der Tuchindustrie (*industria laniera*) durch Ansiedlung von fremden Arbeitskräften im 13./14. Jh. in Pisa. Für die Vertreter toskanischer Handels- und Bankhäuser, die sich in Rom und Viterbo niederließen, war hingegen die Erlangung einer privilegierten Stellung sowohl an der Kurie (*mercatores Romanam curiam sequentes*) als auch in der Stadt erstrebenswert und gewinnbringend, wie es Ivana Ait darlegt. Ähnliches gilt auch für fremde Kaufleute in Venedig; diese, vor allem aber Handwerkergruppen ausländischer Herkunft, erlangten aber eine Absicherung über die Bildung von Bruderschaften (*scuole*) mit eigenen Stütz- und Siedlungsschwerpunkten, so der gemeinsame Beitrag von Matteo Ceriana und Reinhold C. Mueller. Letztere Lebensform konnte jedoch auch zu einer Ausgrenzung und selbstgewählten Isolierung führen, wie es Anna Esposito für die Korsen, Slawen und Albaner in Rom materialreich und anschaulich vorstellt. Wie manche Untersuchungen der letzten Jahre gezeigt haben, sind andere Gruppen von Fremden – im Sinne von Ausländern – so unterschiedlich und

wechselhaft eingeschätzt worden und aufgetreten, dass nur Vergleichs- und Langzeitstudien mehr Aufschluss vermitteln können. Insgesamt scheinen die Kategorien „Bürgerrecht" und „Integration" zwar für die Verdeutlichung der Probleme geeignet, aber nicht für Verständnis und Analyse ausreichend zu sein. Dies bringen der vorliegende Band und die lesenswerte Zusammenfassung von Giuliano Pinto selbst zum Ausdruck.

Knut Schulz

J. F. Böhmer, Regesta Imperii VI. Die Regesten des Kaiserreichs unter Rudolf, Adolf, Albrecht, Heinrich VII., 1273–1313, 4. Heinrich VII. 1288/1308–1313. 2. Lieferung: 1. September 1309–23. Oktober 1310, in Nutzung der Sammeltätigkeit vieler Helfer bearb. von Kurt-Ulrich Jäschke und Peter Thorau, Wien [u.a.] (Böhlau) 2014, IX, 424 S., ISBN 978-3-412-22181-2, € 89.

Die erste Lieferung der neubearbeiteten Regesten Heinrichs VII., die 2006 erschienen war und mit 40 + 276 Regesten bis zu der feierlichen Bestattung der Könige Albrecht und Adolf in Speyer Ende August 1309 reichte, ist in QFIAB 87 (2007), S. 555f. angezeigt worden. Die nun vorgelegte Fortsetzung mit 435 Regesten (gegenüber rund 200 bei Böhmer) folgt dem König ein weiteres Jahr lang auf seinen verschlungenen Wegen durch Süd- und Westdeutschland bis zum Übergang über den Mont Cenis am 23. Oktober 1310, der in der Tat einen schicksalhaften Einschnitt markiert. Dankenswerterweise wurde das Namenregister (S. 369–409) ebenso mit dem Vorgänger kumuliert wie das Verzeichnis der Ausstellungs- und Handlungsorte (S. 411f.), dessen chronologischer Teil zur Orientierung besonders hilfreich ist. Bei kursorischer Lektüre der Regesten hat man den Eindruck, dass die Inhaltsangaben und die kritischen Kommentare zu den höchst unterschiedlichen Dokumenten tendenziell noch umfänglicher geworden sind als in der ersten Lieferung. Wir greifen willkürlich heraus: Nr. 335, 17. Nov. 1309: Bestätigung eines Weistums für Kloster Gengenbach, eine der wenigen Urkunden Heinrichs VII. in deutscher Sprache (vgl. Bresslau II, S. 389); Nr. 349, Dez. 1309: der sog. Kölner Lombardentag mit kritischer Würdigung der wissenschaftlichen Diskussion bis hin zu Heidemann 2008; Nr. 409, 12. April 1310: Privileg für Buchhorn (heute Friedrichshafen), mit gründlicher, leider vergeblicher Suche nach dem verlorenen Original; Nr. 586, Hagenau, 17. Aug. 1310: eidliche Verpflichtungserklärung gegenüber der römischen Kirche, mit detaillierter Inhaltsangabe und eingehenden Erläuterungen, u.a. zu den sprachlichen „Pleonasmen und Tautologien als Ausdruck des päpstlich-kurialen Sicherheitsbedürfnisses"; Nr. 591, 19. Aug. 1310: oberrheinischer Landfriede: nicht zwei verschiedene, sondern „eher zwei Rechtsakte zur Bekräftigung desselben Landfriedens" usw. Insgesamt bestätigt sich einmal mehr, dass die zeitgeistwidrige Gattung der Regesten nicht nur langlebiger, sondern auch lehrreicher ist als die Traktate kurzatmiger geschichtswissenschaftlicher „turns". Nun schauen wir mit Spannung vom Mont Cenis hin-

unter nach Italien und wünschen den Bearbeitern, dass sie uns bald Gelegenheit geben mögen, Heinrichs dortige *res gestae* bis hin zum jähen Ende in Buonconvento zu verfolgen.

Martin Bertram

Valérie Theis, Le gouvernement pontifical du Comtat Venaissin (vers 1270–vers 1350), Roma (École française de Rome) 2012 (Collection de l'École française de Rome 464), 722 S., Abb., ISBN 978-2-7283-0924-5, € 95.

Der Comtat Venaissin, welcher in Folge der Albigenserkreuzzüge 1274 definitiv durch König Philipp III. von Frankreich an die römische Kurie abgetreten wurde, hat in der Forschung – abgesehen von einigen grundlegenden Arbeiten von Monique Zerner zur Verwaltung des Comtats im 15. Jh. – im Gegensatz zum Kirchenstaat nur stiefmütterliche Beachtung gefunden. Vor allem für die Anfangsjahre der päpstlichen Herrschaft bis zum Verkauf Avignons durch die Königin Johanna I. von Anjou an Papst Clemens VI. (1348) fehlte bisher eine systematische Darstellung, wenn man von der mehr als 100 Jahre alten Arbeit von C. Faure absieht. V. Theis hat diese schwierige Aufgabe bravourös gelöst, wobei die Autorin nicht nur auf die reichhaltige Überlieferung im Vatikanischen Archiv zurückgreift, sondern auch die einschlägigen Archivbestände im Départementalarchiv von Vaucluse und zahlreicher Kommunalarchive (vor allem Carpentras und Cavaillon) berücksichtigt. Der Autorin gelingt es überzeugend zu zeigen, dass die verwaltungsmäßige Durchdringung des Comtat erst während des Pontifikats Bonifaz' VIII. begann, während seine Vorgänger den neugewonnenen Gebiete im Süden des heutigen Frankreich kaum Beachtung schenkten. Vor allem seit dem Pontifikat Clemens' V. und der Übersiedlung des Papsttums von Rom nach Avignon gewann der Comtat natürlich schlagartig an Bedeutung für die päpstliche Politik, was vor allem an der systematischen Intensivierung der Herrschaft und der Straffung der Verwaltung sichtbar wird. Symbolisch steht für diese effiziente verwaltungsmäßige Durchdringung der Ausbau eines engmaschigen Netzes regionaler Vikareien, welcher erst während des Pontifikats Johannes' XXII. seinen Abschluss fand. Die entscheidende Rolle in der Finanzverwaltung des Venaissin spielte hingegen die apostolische Kammer – vor allem als Kontrollorgan der subalternen Amtsträger –, weshalb die Autorin zu Recht von einem „Dualismus" zwischen Papst und Kammer spricht. Die persönliche Präsenz des Papstes in der Grafschaft seit Beginn des 14. Jh. hatte hingegen einen Bedeutungsverlust des Rektors zur Folge, da die Vertreter der Städte und die Stände in Rechtsfragen nun unter Umgehung der regionalen und lokalen Amtsträger in der Regel direkt an den Papst appellierten. Die Kontrolle durch die apostolische Kammer garantierte zudem eine erstaunliche Kontinuität des Beamtenapparates über mehrere Pontifikate und führte dazu, die Zahl der subalternen Amtsträger über einen längeren Zeitraum relativ gering zu halten. Zu Recht widmet die Autorin ein ausführliches Kapitel der Finanzverwaltung und der Wirtschaft im

Comtat. Überzeugend kann die Autorin anhand der päpstlichen Kameralakten nachweisen, dass gerade während des „babylonischen Exils" der Päpste die Einkünfte aus dem Venaissin schlagartig an Bedeutung gewannen, da die Einnahmen aus dem Kirchenstaat drastisch zurückgingen und meist direkt „vor Ort" ausgegeben wurden. Andererseits führte die Vertreibung der Juden aus dem Venaissin in den Jahren 1322–1323 zu einer ersten Finanzkrise, während der große „Crash" der Jahre 1336–1337 höchstwahrscheinlich eine der ersten Auswirkungen des Hundertjährigen Krieges war. Die päpstliche Präsenz hatte zudem zur Folge, dass bei den Bistumsbesetzungen im Comtat nun ausschließlich Vertrauenspersonen der Päpste zum Zuge kamen, was eine weitgehende Kontrolle des Klerus durch die päpstliche Kurie garantierte, zumal die Bischöfe ihrerseits die Domkapitel weitgehend mit papsttreuen Gefolgsleuten besetzten. Zu Recht betont T., dass die Anstrengungen zur Durchsetzung der päpstlichen Autorität andererseits Konflikte zwischen der päpstlichen Verwaltung und dem Adel und den Städten des Venaissin nach sich zogen, weshalb die Beziehungen zwischen der Kurie und den lokalen Machthabern weitgehend zumindest bis 1330 durch ein tiefes Mißtrauen geprägt wurden. Zahlreiche Statistiken vor allem zur päpstlichen Finanzverwaltung und eine Liste sämtlicher – zumindest in den Quellen nachweisbarer – Amtsträger des Comtats in den Jahren 1317–1352 runden das ausgezeichnete Buch ab, welches einen grundlegenden Beitrag sowohl zur Geschichte des Papsttums als auch zur Landesgeschichte Südfrankreichs in der ersten Hälfte des 14. Jh. darstellt. Es bleibt nur zu hoffen, dass sich bald ähnlich tiefschürfende Arbeiten zur Verwaltung des Venaissin in der zweiten Hälfte des 14. Jh. und während des Schismas anschließen. Andreas Kiesewetter

Pierre-Marie Berthe, Les Procureurs français à la Cour Pontificale d'Avignon (1309–1376), préface d'Andreas Sohn, Paris (École nationale des chartes) 2014, 1004 S., ISBN 978-2-35723-052-1, € 55.

Die zu besprechende umfangreiche Monographie geht auf zwei an der *École des chartes* und der Sorbonne entstandene Qualifikationsarbeiten zurück. Der Autor stellt darin die Gruppe der französischen Prokuratoren an der avignonesischen Kurie im Zeitraum zwischen 1309 und 1376 vor. Die Arbeit umfasst drei große, jeweils in eine Vielzahl von Unterkapiteln gegliederte Abschnitte. Richtet sich der Blick im ersten Abschnitt allgemein auf die Funktionen, die von den Prokuratoren am Papsthof des 14. Jh. wahrgenommen wurden (La fonction de procureur à la Cour pontificale d'Avignon au XIVe siècle, 77–156), rückt im zweiten Abschnitt die Gruppe der Auftraggeber in den Fokus (Les procureurs français à la cour pontificale d'Avignon et leurs clients, 157–293). Der dritte Abschnitt (Étude prosopographique, 295–453) bereitet das Herzstück der Arbeit vor: eine groß angelegte, nahezu 300 Seiten umfassende Prosopographie von 131 Prokuratoren (495–788). Der zukünftigen weiteren Erschließung des Materials dienen ein präzise gearbeiteter und sehr zuverlässiger Orts- und Namenindex

von nahezu 90 Seiten und eine Fülle weiterer Anhänge (Anhang 1: Les interventions des procureurs; Anhang 2: Durée des carrières des procureurs; Anhang 3: La clientèle des procureurs; Anhang 4: Les groupes régionaux de procureurs; Anhang 6: Liste des procureurs en curie des évêques et des abbés au XIVe siècle). In den einzelnen Unterkapiteln findet sich außerdem umfangreiches graphisches Material, darunter allein 189 Tabellen und Schaubilder. Die 131 aufgenommenen Personen stehen lediglich für einen Bruchteil der in Avignon tätigen und in den Quellen nachweisbaren Prokuratoren. Entscheidend für die Aufnahme in den vorliegenden Band waren vor allem drei Kriterien: eine hohe Anzahl nachweisbarer Interventionen, eine umfangreiche Mandantenschaft und schließlich mehrere Jahre nachweisbarer Aktivität an der Kurie. Es geht also um Personen, die über längere Phasen hinweg als professionelle Prokuratoren tätig waren – die 485 nachweisbaren Interventionen des Petrus de Aquila bilden dabei zwar die absolute Spitze, doch auch weniger engagierte Kollegen brachten es im Laufe ihrer Tätigkeit immer noch auf durchschnittlich 20 Einsätze, für die sie von ihren Mandanten gemäß der kurialen Gebührenordnung zwar nicht überbordend üppig, aber doch angemessen entschädigt wurden. Im Falle der fünf nachweisbaren Generalprokuratoren der Zisterzienser (vier) und Prämonstratenser (einer) erfolgte der Einsatz ausschließlich für Angehörige des jeweils eigenen Ordens – die mit Blick auf das späte Mittelalter noch immer vergleichsweise verhalten agierende Ordensforschung dürfte sich hier über so manche Angabe freuen, durch die das Ungefähre chronologischer Hypothesen in Sicherheit überführt werden kann. Die Entscheidung, drei zisterziensische Generalprokuratoren nicht zum Gegenstand eines ausführlicheren Biogramms zu machen, weil sie entweder nicht ausreichend lange an der Kurie tätig waren oder sich nicht die entsprechende Anzahl behandelter Fälle nachweisen ließ (181, Anm. 24), ist zu bedauern. Wohl niemand hätte hier einen etwas flexibleren Umgang mit den Auswahlkriterien moniert. Jedes Prokuratoren-Biogramm folgt einem identischen Muster und umfasst folgende Angaben: neben dem lateinischen Namen (samt seinen französischen Varianten) finden sich Angaben zur zeitlichen Spanne der Tätigkeit an der Kurie, zu Herkunft und familiärer Abstammung, zum klerikalen Status, zu den universitären Abschlüssen bzw. den Ausbildungsinstitutionen, zu den regulären, an der Kurie oder außerhalb wahrgenommenen Tätigkeiten, zur Pfründenausstattung, zu den Protektoren, Förderern und Familiaren, zu den erhaltenen Privilegien und zum Wohnort. Es schließen sich die teilweise äußerst umfangreichen Einträge zu den an der Kurie im Interesse unterschiedlichster Mandanten getätigten Interventionen an. Diese werden unter den verschiedenen Prokurationsformen (*ad impetrandum*, *ad obligandum*, *solvendum et visitandum*, *ad causas* und *ad resignandum*) subsumiert, zu denen man bereits im ersten Abschnitt erschöpfend Auskunft erhalten hatte (85–155). Die den einzelnen Prokurationsformen zugehörige Binnengliederung umfasst die einzelnen Kirchenprovinzen, Diözesen und Bischöfe bzw. Prälaten. Ausgewertet wurde eine umfangreiche und extrem zerstreute Überlieferung, als deren zentrale Komponenten neben den Prokurationsmandaten die Register der päpstlichen Kammer hervortreten, insbesondere diejenigen der bisher nur in

Auszügen gedruckt vorliegenden Reihe der *Obligationes et Solutiones*, die Gegenstand eines „dépouillement exhaustif" (171) waren. In den Blick gerät das sozio-kulturelle Profil einer Personengruppe, die zwar über eine Fülle gemeinsamer Merkmale verfügte, sich jedoch in den unterschiedlichsten (durchaus auch schillernden) Facetten präsentiert. Überraschend ist die Herkunft der meisten Prokuratoren: sie stammen überwiegend aus dem Norden Frankreichs – und vertreten auch überwiegend Mandanten aus dem Norden. Dieses Faktum erklärt sich vor allem aus der Präsenz der Kurie im Süden Frankreichs: für südfranzösische Bischöfe und Prälaten war es sehr viel einfacher, ihre Interessen persönlich vor Ort, mithin ohne Zuhilfenahme eines Mittelsmanns, zu vertreten. Die Arbeit, die zu großen Teilen an das anknüpft, was Andreas Sohn in seiner Pionierarbeit zu den deutschen Prokuratoren an der Kurie 1997 perspektivisch umrissen hatte, schließt eine große Forschungslücke innerhalb der Papstgeschichte des 14. Jh. Berthe ist in Vorleistung gegangen: es bleibt zu hoffen, dass die französischen Prokuratoren am Papsthof des 15. Jh. bald einen ebenso kompetenten Bearbeiter finden. Ralf Lützelschwab

Sylvain Parent, Dans les abysses de l'infidélité. Les procès contre les ennemis de l'Église en Italie au temps de Jean XXII (1316–1334), Roma (École française de Rome) 2013 (Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome 361), 691 S., ISBN 978-2-7283-0970-2, € 55.

In der historischen Forschung erfreut sich derzeit kein Avignon-Papst größerer Beliebtheit als Johannes XXII. Dies mag mit der erfreulichen Quellendichte, sicherlich aber auch mit der robusten Persönlichkeitsstruktur und dem politischen Pragmatismus, um nicht zu sagen: der Skrupellosigkeit des aus Cahors stammenden Kanonisten zu tun haben. Insbesondere mit einigen Städten Norditaliens, wo sich in der Lombardei, der Romagna und der Mark Ancona Adelsgeschlechter wie die Este oder die Visconti als Signori breit machten und den päpstlichen Machtanspruch offen herausforderten, hatte man in Avignon Probleme und sprach von einem neuen Sodom und Gomorrha – von Gemeinwesen, an deren Spitze Tyrannen stünden, die den Schoß der Kirche aus freiem Willen verlassen und sich der Häresie hingegeben hätten. Viele Gläubige seien so in die Abgründe des Unglaubens – *ad abissas infidelitatis* – gestürzt worden. Und dies legitimiere ein juristisches Vorgehen gegen die vermeintlichen Feinde der Kirche und den Einsatz des *officium inquisitionis*. Vatikanische Quellen fließen reichlich und wurden von Sylvain Parent im Rahmen seiner Dissertation, die 2010 an der Universität Lumière-Lyon 2 verteidigt wurde, mit bewundernswerter Akribie ausgewertet. Der erste (Text-)Teil dieser Dissertation liegt nun vor, ein zweiter Band mit der Edition der relevanten Quellentexte soll zu einem späteren Zeitpunkt publiziert werden. Im Mittelpunkt der überwiegend vergleichend angelegten Studie stehen die spektakulärsten repressiven Maßnahmen gegen die Vertreter der Häresie in Nord- und Mittelitalien, genauer: drei Prozesse, die zwischen 1320 und 1322

gegen Feinde der Kirche geführt wurden und sich gegen die Markgrafen von Este, die Herzöge von Mailand und die Häretiker von Recanati richteten. In allen drei Fällen ist die archivalische Überlieferung reich, in großen Teilen unediert und geeignet, nach Verbindungslinien zwischen Rebellion, Tyrannis und Häresie zu suchen. Neben die Prozessakten selbst – die Spitze eines „immense iceberg" (16) – treten weitere Quellengruppen wie beispielsweise die päpstlichen *litterae* oder Rechnungsbücher. Zum ersten Mal werden die Prozesse aus ihrem lokalen Kontext herausgelöst (man könnte auch sagen: den Händen der Lokalhistoriker entrissen) und in eine Geschichte rechtlicher, politischer und administrativer Praxis eingebettet. Die Arbeit ist in drei große Abschnitte mit insgesamt acht Kapiteln, einen Epilog und eine Zusammenfassung unterteilt (I. Variations autour du „Crime d'infidélité". La justice pontificale face à la désobéissance au début du XIVe siècle; II. Rebelles et heretici. Du „Crime d'infidélité" à la dépravation hérétique; III. Informare, publicare. Information et communication au temps des procès). Breiter Raum wird dabei der praktischen Seite des Geschehens gewidmet, angefangen mit den Problemen, die gleich zu Beginn eines Prozesses bei der Zustellung der Vorladung auftreten konnten. Das Taktieren der markgräflichen bzw. herzoglichen Prokuratoren wird ebenso detailliert geschildert wie die Reaktionen des Gerichts auf deren offensichtliches Bemühen, Zeit zu gewinnen. Zentral sind die Zeugenaussagen, die wie im Mailänder Fall in die Hunderte gehen konnten, deren Bewertung vom Historiker jedoch aufgrund der „modélisation du réel" (293) großes Fingerspitzengefühl verlangt. Zeugen blieben in der Regel anonym, so dass den Prokuratoren der Angeklagten mitunter nichts anderes übrig blieb, als auf gut Glück umfangreiche Listen mit den Namen der jeweiligen *inimici mortales* zu erstellen, denen man eine Zeugenaussage zutraute und diese Listen dem Gericht zur Berücksichtigung zu übergeben. Die Anklagepunkte konnten sich wie im Fall der Visconti ausgesprochen umfangreich präsentieren: zu Recht wird auf ihre „redoutable cohérence" (289) verwiesen. Parent weist der Konstruktion von *fama* zentrale Bedeutung im Prozessgeschehen zu. Welche Strategien das Papsttum entwickelte, um den „guten Ruf" der Angeklagten zu unterminieren, wird detailliert geschildert. An zu sanktionierenden häretischen Verhaltensweisen wurden u. a. die Profanierung sakraler Orte, Raub bzw. Zerstörung von Kirchengut, die Nichtachtung des kirchlichen Kalenders und der daraus resultierenden Fastengebote und die Negierung zentraler Glaubenswahrheiten angeführt. Dies alles entspricht einer „logique de diabolisation des accusés" (367). Breiter Raum wird den Aspekten von Informationsbeschaffung und -übermittlung gewidmet. Für die Mark Ancona fließen hier die Quellen besonders reichlich: mittels der systematischen Auswertung der Rechnungsbücher, für die von 1320–1327 Hugues Bovis, Thesaurar des Rektors Ameil de Lautrec, verantwortlich zeichnete, kann gezeigt werden, wie groß die Bandbreite der „acteurs d'information" (482) einerseits, die Durchlässigkeit zwischen unterschiedlichen Funktionen und Ämtern andererseits tatsächlich war. Es ist nahezu unmöglich, trennscharf zwischen Begrifflichkeiten *wie nuntius, nuntius juratus, bajulus, ambaxiator, spia, explorator, nuntius privatus* oder *nuntius secretus* zu unterscheiden. Spionage oblag wohl vor

allem den *cursores*. Aspekten der Urteilsverkündung wird im letzten Kapitel nachgegangen: wie erhielten nicht nur die Verurteilten selbst, sondern auch weite Teile der Bevölkerung Kenntnis von den Urteilen? Zurückgegriffen wird dabei auf einen „océan de documents" (536), wobei man getrost noch etwas stärker auf die der Urteilsverkündung folgenden Predigten hätte eingehen können. Zwar wird zu Recht betont, dass „nous ne connaissons pas le contenu exact de ces sermons" (598), doch hätte es schon interessiert, ob überhaupt Beispiele solcher Predigten erhalten geblieben sind oder man von ihnen ausschließlich über Erwähnungen in der Chronistik erfährt. Die Studie liefert dem Bekunden des Verfassers nach keine „histoire de la rébellion *stricto sensu*" (24). Trotz der mehrfach verkündeten Absicht, keine bloße „Nacherzählung" der Ereignisse liefern zu wollen, kann der Autor glücklicherweise dieser Versuchung an manchen Stellen doch nicht widerstehen. Denn Kenntnisse der konkreten Abläufe sind zum weiteren Verständnis unbedingt notwendig. Nebenbei sei bemerkt, dass die Lektüre der nahezu 700 Seiten sprachlich alles andere als eine Qual ist. Parent stellt ein hohes Maß an Gelehrsamkeit unter Beweis (umso befremdlicher wirkt es da, dass einige einschlägige deutschsprachige Titel ganz offensichtlich nicht herangezogen wurden – *germanica non leguntur*?) und liefert einen wertvollen Beitrag zu einem der Hauptaspekte in der Entwicklung päpstlicher Monarchie zu Beginn des 14. Jh. Ausgehend von drei Prozessen, die im engen Zeitraum von 1320–1322 in der Lombardei, der Romagna und der Mark Ancona geführt wurden, versteht man nun sehr viel besser, wie Recht gesprochen und welchen Aspekten im Laufe der Rechtsfindung besondere Bedeutung zugebilligt wurde. Ralf Lützelschwab

Étienne Anheim, Clément VI au travail. Lire, écrire, prêcher au XIVe siècle, Paris (Publications de la Sorbonne) 2014 (Histoire ancienne et médiévale 131. Université Paris 1 Panthéon-Sorbonne), 406 S., ISBN 978-2-85944-875-2, € 30.

Thomas-M. Charland, Vf. einer einflussreichen Monographie über mittelalterliche Rhetorik bemerkte 1936 mit Blick auf die Predigtpraxis des 14. Jh. ebenso apodiktisch wie unbarmherzig: „Ce fut la mort de l'éloquence sacrée". Ein Blick auf das Predigtwerk Pierre Rogers, der seit 1342 als Papst Clemens VI. die Geschicke der Christenheit lenkte, hätte ihn eines Besseren belehren können. Dieser hochgebildete, an der Pariser Universität lehrende Theologe machte spätestens 1329 auf der Versammlung von Vincennes vor einem größeren, außeruniversitären Publikum von sich reden, als er mit großem Geschick die weltlichen Machtansprüche des Papsttums verteidigte. Dieses Engagement wurde dem noch jungen Benediktinermönch mit so mancher Pfründe vergolten. 1338 erfolgte die Aufnahme ins Kardinalskolleg. Die Forschung freilich behandelte Pierre Roger/Clemens VI. bisher eher stiefmütterlich. Aussagen der Art „Er war ein Unglück für Papsttum und Kirche" – so die Schlussbemerkung des entsprechenden Eintrags im Lexikon des Mittelalters – luden nicht gerade dazu ein, sich mit ihm und seinem Werk zu beschäftigen. Dies ist umso bedauerlicher, als nur

für wenige Päpste eine derart dichte Überlieferung vorliegt. Étienne Anheim, maître de conférence an der Universität von Versailles, legt nun einen Band vor, der drei Kapitel einer Dissertation umfasst, die – von Jacques Verger betreut – unter dem Titel „La Forge de Babylone. Pouvoir pontifical et culture de cour sous le règne de Clément VI" 2004 verteidigt wurde und sich weder als Biographie, noch als Beschreibung eines Pontifikats versteht. Anheim liefert auch keine Predigt- oder Bibliotheksgeschichte, worauf im Übrigen bereits die zentrale Quellengattung hindeutet, auf der die Arbeit beruht: Texte, die von Pierre Roger/Clément VI. selbst stammen. Dazu gehören vor allem seine vom Beginn der 1320er Jahre bis zu seinem Tod 1352 in ununterbrochener Folge produzierten Predigten und Ansprachen. Die beiden Hauptcodices ms. 240 der Bibliothèque Sainte-Geneviève in Paris und ms. lat. 3293 der Bibliothèque Nationale de France umfassen rund 100 Texte, die einen einzigartigen Einblick in das sermoniale Wirken in und für die Kirche bieten. Und doch spielt eine Bibliothek eine bedeutende Rolle: die persönliche Bibliothek Clemens' VI., von der sich ein Teil durch die Eingliederung in die päpstliche Bibliothek – heute Teil des *Fondo Borghese* der BAV – erhalten hat: viele Bände darin verfügen über handschriftliche Anmerkungen des Papstes. Predigt diente ihm als Herrschaftswerkzeug und Mittel, um politische und theologische Positionen zu vermitteln. Anheim geht noch weiter und sieht darin gar „la principale forme de son action" (21). Das Ziel der Arbeit besteht darin, den Werdegang eines Mannes und die Entwicklung einer Institution miteinander in Beziehung zu setzen und dafür geistes-, institutionen- und sozialgeschichtliche Paradigmen miteinander zu verknüpfen. Dazu wird die Arbeit folgendermaßen gegliedert: Nach dem Blick auf den Hauptprotagonisten (I. Les vies de Pierre Roger/Clément VI) wird zur Konzeption päpstlicher Macht unter besonderer Berücksichtigung der Predigtkunst übergeleitet (II. Une éloquence d'encre et de parchemin). Verbindungen zwischen Philosophie und Theologie, die politische Dimension des verwendeten Vokabulars, die Stellung der Kirche in der Welt nebst einer Theorie monarchischer Herrschaft sind Gegenstand des folgenden Abschnitts (III. La voix de l'institution). Abschließend finden die von Clemens VI. verfolgten Vision(en) des Papsttums Behandlung (IV. Réformer l'Église). Der Blick richtet sich hier auf das reformerische (oder besser: transformatorische) Wirken eines Papstes, für den die Forschung bisher jedes noch so zaghafte Engagement in dieser Richtung ausgeschlossen hat. In Abschnitten zur Kleruskritik Clemens' VI., zum Jubeljahr von 1350, zur Kanonisation des Hl. Ivo und zur Kontrolle über die dogmatischen Lehrinhalte an der Universität Paris, wird demonstriert, dass der Papst zwar nicht als post-gregorianischer Reformer agierte, er aber eben mehr als das Zerrbild war, das Zeitgenossen wie Francesco Petrarca, Peter de Ceffons und andere aus ihm machten. Ja, Clemens VI. vertrat extreme papalistische Ansichten, er führte das Papsttum in neue (ausgesprochen kostenintensive) kulturelle Höhen – und verschloss dennoch nicht die Augen vor der Wirklichkeit. Im Laufe der Lektüre wird deutlich, wie pragmatisch versiert Pierre/Clemens VI. sein Leben lang vorging. Und hier gelingt es Anheim, so manches Licht ins biographische Dunkel zu bringen. Auch wenn Pierre in den 1320er–30er Jahren zu den „big shots" der Pariser Theologenszene

gehörte, blieben seine intellektuellen Interessen vielgestaltig. Pierre war der Prototyp eines „intellectuel bibliophile, aux intérêts d'une variété impressionnante" (109). Unklar war jedoch bisher, wie der junge Theologe in Kontakt mit der Kurie Johannes' XXII. kam. Dazu entwirft Anheim folgende Hypothese: 1318/19 wurde Pierre an der Universität zum Problem der Rechtgläubigkeit der von Jean de Pouilly vertretenen theologischen Positionen konsultiert – zur selben Zeit und zum selben Themenkomplex wie der sehr viel bekanntere Pierre de La Palu, dessen Traktat *De potestate pape* Pierre seit 1314/15 besaß. Wäre es denkbar, dass Pierre de La Palu den begnadeten Schüler an der Kurie „einführte"? Fast zehn Jahre lang versuchte Pierre den Spagat zwischen kurialem und universitärem Engagement, gab aber schließlich um 1325 die spekulative (universitäre) Theologie auf. Interessanterweise sind aus dieser frühen Zeit kaum Predigten überliefert. Anheim erklärt dieses Faktum mit einem von Pierre selbst initiierten Selektionsprozess, dem die frühen, als unvollkommen empfundenen Sermones zum Opfer gefallen seien. Wie hoch dieser Qualitätsanspruch tatsächlich war, davon zeugen die überlieferten Predigten, von denen bisher nur rund ein Zehntel in einer kritischen Edition vorliegt. Anheim richtet den Blick auf ihre rhetorische Gestalt, behandelt den Umgang mit Autoritäten, erklärt die Nicht-Existenz von *exempla*, zeigt, welchen Stellenwert die Marginalglossen, mit denen der Papst die Werke anderer Autoren kommentierte, für sein eigenes Predigtschaffen hatten und demonstriert überzeugend, wie mittels der Position von Zitaten innerhalb der Sermones auf deren Bedeutung rückgeschlossen werden kann. Auf der semantischen Ebene wird der Bedeutungsgehalt von *prudentia* analysiert – einer der Schlüsselbegriffe im Predigtwerk. Insbesondere der für Clemens VI. typische Verzicht auf ein Prothema und seine Ersetzung durch eine *introductio* des Themas mit oft stark philosophischem Einschlag wird anhand vieler Beispiele überzeugend erläutert. Überhaupt ist es die starke Quellennähe, die Anheims Arbeit auszeichnet: die opulenten Fußnoten liefern nicht unbedeutende Teile der bisher nur in den Handschriften zugänglichen Texte. Seiner eigenen rhetorischen Fähigkeiten war sich Clemens bewusst. In einer Predigt zum Fest des Hl. Dominikus konnte er ausrufen: *Sapientia sine eloquentia est quasi gladius in manu paralitici*. Der Papst schwang das rhetorische Schwert mit Bravour – ob die Eloquenz die Weisheit mitunter verdrängte, mögen andere beurteilen. Zu wünschen bleibt, dass ausgehend von Anheims inhaltlich und sprachlich vorzüglicher Arbeit die Edition der *Sermones Clementis VI* endlich in Angriff genommen wird.

Ralf Lützelschwab

Constitutiones et acta publica imperatorum et regum. Siebter Band, Teil 1: Dokumente zur Geschichte des Deutschen Reiches und seiner Verfassung 1336–1339, bearb. von Michael Menzel, Wiesbaden (Harrassowitz) 2013 (Monumenta Germaniae Historica), XLVIII, 490 S., ISBN 978-3-447-10042-7, € 130.

Mit dem im letzten Jahr erschienen Band 12 der Constitutiones-Reihe und dem vorliegenden Band 7/1 ist absehbar, dass sich die verbleibenden Editionslücken für die Regierungszeiten Karls IV. und Ludwigs des Bayern schließen. Chronologisch knüpft er an den 2003 publizierten Band 6/2,3 an. Das 1875 konzipierte und 1893 begonnene Constitutiones-Projekt der MGH wird wohl in den nächsten fünfzehn Jahren seinen Abschluss finden. Dabei ist diese Edition spätmittelalterlicher Dokumente nicht nur nach Peter Moraw ein „Urkundenbuch-Regestenwerk" eigenen Charakters, sondern auch die (vermutlich) letzte Gelegenheit z. B. ludovicianische Inedita zu publizieren. Insofern ist es mehr als begrüßenswert, dass die Auswahlkriterien nicht mehr nach einer wie auch immer zu definierenden Wichtigkeit des Materials, nach Aussteller-/Empfängergruppen oder Urkundentypen entwickelt wurden, sondern nach ihrer Aussagekraft über die Verfasstheit des Reichs (S. X–XI). Landesherrliche Urkunden Ludwigs blieben außen vor, mit Ausnahme besagter Inedita. Die verfolgte konzeptionelle Neutralisierung durch eine chronologische Anordnung ist zu begrüßen, denn jedes Sachkonzept in der Präsentation des Materials kann nur veralten und dann die Forschung mehr hindern als ihr nützen. Freilich ist die Orientierung im überreichen Material des vorliegenden Bandes auch in der gewählten Form nicht einfach – wer nicht schon weiß, was er sucht (und dafür chronologische Anhaltspunkte hat), wird kaum fündig werden, wenn er nicht z. B. parallel die Ludwigs-Regesten konsultiert. Insofern hätte die enge Verzahnung, die zwischen MGH Constitutiones und den entsprechenden Regesta-Imperii-Bänden nicht nur personell besteht, in der Einleitung noch deutlicher gemacht werden können. Die Suche nach Personen und Orten ermöglicht bequem das über 50 Seiten umfassende Register, rein inhaltliche Recherchen fallen schon schwerer. Doch gerade in dieser Hinsicht deckt der Band fundamental wichtige Jahre ab, die zwar keine Lösung des Konflikts zwischen Ludwig dem Bayern und dem Papsttum sahen, aber doch eine weitgehende Konsolidierung der Herrschaft des Wittelsbachers: Dies zeigte sich nicht nur mit dem Koblenzer Hoftag 1338, der das Bündnis mit dem englischen König pompös in Szene setzte, sondern auch in den bedeutsamen Dokumenten der spätmittelalterlichen Reichsgeschichte, die im selben Jahr als ludovicianische Proklamationen *Licet iuris* (Nr. 458) und *Fidem catholicam* (Nr. 459), aber auch durch das *Rhenser Weistum* (Nr. 448) von Seiten der Kurfürsten verfasst wurden. Zwar werden selbst diese wichtigen Dokumente nach dem Druck älterer kritischer Ausgaben von Karl Zeumer und Hans-Jürgen Becker wiedergegeben, doch den Mehrwert des Bandes selbst bei diesen sehr bekannten Texten zeigt sich in der Kontextualisierung, so etwa in den zum Rhenser Weistum gehörigen, deutsch fixierten Absprachen der Kurfürsten. Doch auch jenseits dieser bekannten, für die Herrschaft Ludwigs immer wieder als charakteristisch beschriebenen Dokumente

und den dahinter stehenden Entwicklungen zeigt die vorliegende Edition eben auch die eher unspektakulären, alltäglichen Elemente kaiserlicher Herrschaft, die dadurch erst in ihrer Breite und Tiefe greifbar wird. Freilich bleibt es Aufgabe der Forschung, dieses Angebot aufzunehmen, das der Glücksfall eines neuen Constitutiones-Bandes (und derer, die noch folgen werden) darstellt. Denn vermutlich haben die Bearbeiter Recht: Eine Fortsetzung der MGH Diplomata bis zur Mitte des 14. Jh. ist kaum zu erwarten (vgl. S. XI), in mancher Hinsicht sind die Constitutiones eine letzte Chance zu zeigen, was traditionelle Editionen bieten können und wo sie über das hinausgehen, was bisher die Digitalisierung von Quellen zu leisten fähig ist. Martin Bauch

Marco Di Branco/Angelo Izzo, L'elogio della sconfitta. Un trattato inedito di Teodoro Paleologo marchese di Monferrato, Roma (Viella) 2015 (I libri di Viella 190), 100 S., ISBN 9788867283880, € 20.

Im Jahre 1306 reiste der vierzehn- oder fünfzehnjährige Theodor Palaiologos, Sohn des byzantinischen Kaisers Andronikos II. (1282–1328) und seiner zweiten Frau, Jolanda von Monferrato, nach Italien, um das Erbe seines Onkels, des verstorbenen Markgrafen von Monferrato, anzutreten. Bis zu seinem Tode im Jahre 1338 regierte der griechische Prinz die Markgrafschaft Monferrato. Allerdings wäre er lieber als Erbe seines Vaters byzantinischer Kaiser geworden. Zweimal (1317–1319 und 1325/1326–1328) kehrte er nach Konstantinopel zurück, um dort sein Glück zu versuchen, wurde jedoch jeweils mit Ablehnung empfangen. Dennoch übertrug er seine kaiserlichen Erbansprüche – gleichfalls erfolglos – auf seinen Sohn Johannes. In den westlichen Quellen wird Theodor als typischer Grieche im pejorativen Sinn beschrieben (*miser et nullius audacie sive strenuitatis, sicut qui est naturaliter et a progenitoribus suis Grecus*), aber wie viele Mitglieder der kaiserlichen Familien in Byzanz, und im Gegensatz zu den Herrschern Westeuropas seiner Zeit, hat sich Theodor auch literarisch betätigt. Zwei Traktate sind unter seinem Namen überliefert, allerdings weder im griechischen Originaltext noch in der späteren lateinischen Bearbeitung des Vf., sondern nur in einer zeitgenössischen französischen Übersetzung von Jehan de Vignay: *Les Enseignements de Théodore Paléologue*, eine Mischung aus Fürstenspiegel und strategischem Handbuch mit einer autobiographischen Einleitung, die schon 1983 von Christine Knowles herausgegeben wurde, und die *Divisions sur la maniere des richeces et povretez de ce monde*, eine melancholische Betrachtung über die Verderblichkeit des Reichtums, die Di Branco und Izzo hier erstmals edieren. Im ersten Kapitel (S. 7–29) gibt Marco Di Branco eine ausführliche und nach westlichen und byzantinischen Quellen vorzüglich recherchierte Biographie des Palaiologen, der sich zwischen Byzanz und Norditalien bewegte. Anschließend (S. 31–57) stellt Angelo Izzo die beiden Traktate und ihren französischen Übersetzer vor und geht auf ihre Rezeption am französischen Hof König Philipps VI. ein. Es folgt die Edition von *Divisions sur la maniere des richeces et povretez de ce monde* mit einer gut lesbaren italienischen

Übersetzung (S. 59–81). Im Anhang (S. 85–88) veröffentlicht Marco Di Branco einen kurzen Text des arabischen Autors Ibn Faḍl Allāh al-'Umarī über den Markgrafen von Monferrato aus dem Jahre 1340, und korrigiert in seinem Kommentar überzeugend die Interpretation von Michele Amari. Das kleine Buch ist ein bemerkenswerter Beitrag zum Leben dieses byzantinischen „Wanderers zwischen beiden Welten" und zur Rezeption seiner Werke im mittelalterlichen Westeuropa.

Vera von Falkenhausen

Acta Pataviensia Austriaca. Vatikanische Akten zur Geschichte des Bistums Passau und der Herzöge von Österreich (1342–1378), Band IV.: Gregor XI. (1370–1378), hg. und bearb. von Hermann Hold und Gerhart Marckhgott unter Mitwirkung von Josef Lenzenweger, Martin C. Mandlmeyer und Herwig Weigl, Wien (Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften) 2014 (Publikationen des Historischen Instituts beim österrreichischen Kulturforum in Rom II. Abt. 4. Reihe IV), 521 S., ISBN 978-3-7001-740-1, € 99,80.

Nach der raschen Aufeinanderfolge der Bände 2 und 3 der „Acta Pataviensia Austriaca" (APA) dauerte es noch einmal fast zwei Jahrzehnte, ehe der vierte Band, mit dem das Werk nunmehr vollendet ist, erscheinen konnte. Einleitung und Quellenbericht stammen noch aus der letzten Feder des ein Jahr später verstorbenen Josef Lenzenweger (1998), der das Projekt aus der Taufe gehoben hatte. Der Quellenbericht wurde ergänzt. Das Material für den Bd. IV wurde von Lenzenweger bereits in den 1960er-Jahren ermittelt und in der Folge bearbeitet. Die Druckfassung bildet insofern den Stand von 1998 ab, als es den Endbearbeitern nicht möglich schien, die seitdem noch erschienene Literatur zu berücksichtigen, was anderweitigen beruflichen Verpflichtungen geschuldet ist. Der Aufbau folgt dem Schema der vorhergehenden Bände. Im Kleindruck wurden Übereinstimmungen mit dem Formular kenntlich gemacht. Viele Worte zum Rahmen des Unternehmens ist an hiesiger Stelle zu verlieren müßig, da dieser bei Erscheinen früherer Bände besprochen wurde. Nur so viel: es platzierte sich genau in die Lücke, die ‚Papal Letters' (École française) und Repertorium Germanicum (DHI Rom) offen ließen. Und die Tatsache, dass die große Diözese Passau – die ausgedehnteste im Reich – sich im Wesentlichen mit dem Erzherzogtum Österreich deckt, stellte arbeitstechnisch sicher einen großen Vorteil dar. Der vorzustellende Band behandelt den Pontifikat Gregors XI. (1370–1378), der ein Wendepunkt ist, insofern dieser Papst endgültig (im Gegensatz zu seinem Vorgänger Urban V.) aus Avignon nach Rom zurückkehrte. Gregor machte sich im September 1376 auf den Weg nach Rom. Erst im Dezember erreichten ihn wieder Passauer Bittsteller (die letzten 37 Stücke des Bandes: vier bereits im heutigen Tarquinia, der Rest zu St. Peter, wo Gregor seit Januar 1377 residierte – etwas mehr als 14 Monate vor seinem Ableben). Inhaltlich überwiegen zwar die gängigen Benefizialangelegenheiten, aber auch die Politik findet ihren Niederschlag, so vor allem der Konflikt des Papsttums mit den

mailändischen Visconti, in den die österreichischen Herzöge aus verwandtschaftlichen Gründen involviert waren. Doch auch die Beraubung eines Viterbeser Tuchhändlers in Tirol beansprucht wiederholte Aufmerksamkeit (Nr. 40–42, 226–228+277). Noch auf Lenzenweger zurückgehende Konkordanzen des Pontifikats zwischen den großen Bullenregisterreihen sollen für die Benutzung der Registra Avenionensia (Reg. Av.) und Registra Vaticana (Reg. Vat.) dienlich sein, indem sie das Auffinden der gegenseitigen Entsprechungen erleichtern. Diese Zusammenstellung, wie es solche auch in den vorigen Bänden gab, ist über die Passauer Zusammenhänge hinaus von allgemeinem Wert, lässt doch der Erhaltungszustand und die innere Ordnung der Avignon-Register zu wünschen übrig. Hier war es beim Binden zu Durcheinander gekommen. Im Schisma nach Gregors XI. Tod wurden noch ungebundene Registerbände eilig nach Avignon geschafft, wobei Schäden entstanden (die übrigen Register waren in Avignon verblieben, auch als Urban V. und Gregor XI. in Rom weilten). Der Band enthält 376 auf Passau bzw. Österreich bezügliche Texte. Zu APA 1 werden noch vier Einträge nachgeliefert (S. 443 ff). Die Funde stammen fast ausschließlich aus Reg. Av. und Reg. Vat., während die Prüfung der Kameralakten der Zeit keinen Ertrag brachte. Einen Einzelfund stellt eine Supplik Herzog Leopolds aus dem Jahr 1376 dar, setzen doch die Supplikenregister erst kontinuierlich 1378 ein. Zur Aufnahme dieses Stücks in den Band ist es dennoch nicht gekommen. Die Berücksichtigung von Suppliken und Kameralakten neben den Urkunden gehörte zur Breite des gesteckten Projektrahmens, förderte aber nun wenig zu Tage. Auch die Gegenüberlieferung in partibus wurde geprüft und festgestellt, dass den 376 Fällen noch 21 überlieferte Originalurkunden entsprechen (S. 15). Hierbei machte man die Beobachtung, dass manche Papsturkunden – v. a. Bullen für Orden, insbesondere Privilegienbestätigungen – sich nicht in den päpstlichen Registern auffinden lassen. Ein Erklärungsversuch hierfür, den die Bearb. bieten, ist das „lange Ordensgedächtnis“: man erinnerte sich an dem gesamten Orden verliehene Privilegien und brauchte daher für die Ausstellung nicht den normalen Geschäftsgang (mit Registrierung in den Bullenregistern) zu nehmen, denn der Sache nach waren diese Fälle bereits einmal vom Papst entschieden. Allerdings schränken die Autoren ein, dass diese Hypothese nicht auf jedwede Alleinüberlieferung in partibus passt. Um das Umfeld der Papstbullen zu beleuchten, stellen die Autoren auch mit Hilfe von monasterium.net ermittelte Stücke vor, die nicht vom Papst selbst ausgestellt sind, aber in Zusammenhang zu ihm stehen. In ihnen agieren Personen im Namen des Papstes oder seiner kurialen Behörden. Die Stücke selbst wurden nicht in die Edition aufgenommen. Recherchen in monasterium.net ermöglichten aber auch den Vergleich zwischen Original und Kopien in kopialer Überlieferung. Interessant erscheint die Vermutung der Bearbeiter, dass es für bestimmte Urkunden, die einem größeren Personenkreis galten, nur ein Original gab, das zwischen Klöstern herumgereicht wurde (S. 18). Die für die Bearbeiter vermeintlich „wichtige Aufklärung über das Vorgehen der Kurie bei der Ausstellung von Urkunden“ entpuppt sich jedoch als eine durchweg gängige Weitergeltungserklärung, wenn bis zum Ende eines Pontifikats eine Bulle noch nicht ausgestellt worden

war (S. 18f). Das Orts- und Personenregister leistet eine sehr zu begrüßende Identifizierung. Die mannigfachen Schwierigkeiten hierbei lassen sich ermessen, wenn man beispielsweise feststellt, dass Burghausen in den Quellen auch unter Purcusa oder Uarghusen auftreten kann. Die Orte finden sich sowohl unter heutigem Namen (wie Personennachnamen in Versalien) als auch in der lateinischen Form angeführt. Als Abschluss des Bandes sind nochmals die Formulare aller vier APA-Bände vereint worden (S. 481–521), gegenseitige Verweise aufeinander finden sich bei Transkriptionen und zu Grunde liegenden Formularen. Das Projekt der APA ist mit Bd. IV nun zu einem rundum erfreulichen Abschluss gelangt. Sven Mahmens

Thomas Frank, Heilsame Wortgefechte. Reformen europäischer Hospitäler vom 14. bis 16. Jahrhundert, Göttingen (V&R Unipress) 2014 (Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung 18), 402 S., 6 Pläne, ISBN 978-3-8471-0317-2, € 54,99.

Die hier anzuzeigende Studie von Thomas Frank zu den Reformdiskursen an vier bedeutenden europäischen Hospitälern im Spätmittelalter und einsetzender Neuzeit entstand in der DFG-Forschergruppe „Topik und Tradition“ an der Freien Universität Berlin. Franks Prämisse „Hospitalia semper reformanda“ bezieht sich auf die wohlbekannte Misere des spätmittelalterlichen Gesundheitswesens, das geprägt war von einer Vielzahl von Hospitalstypen, die in der Regel ineffizient verwaltet und den Bedürfnissen der Armen und Kranken nicht gerecht wurden. Der Autor bettet sein Forschungsinteresse in die allgemeine Reformdiskussion jener Zeit ein, die auch von kirchlichen Umbrüchen geprägt war. Das hat auch seine Berechtigung darin, dass die Institution Hospital selbst in der Vormoderne im juristischen Sinne zwischen Kirche und Welt verortet wurde (Kapitel I). Herangezogen werden auch die einschlägigen Kommentare und Abhandlungen wie beispielsweise der *Tractatus hospitalitatis* des Lapus de Castellionio. In der Diskussion nahm man immer wieder Bezug auf die auf einen Konzilsbeschluss von Vienne (1312) zurückgehende Dekretale *Quia contingit*, mit der die Hospitäler vor Missbrauch insbesondere durch die eigenen Rektoren und vor den Begehrlichkeiten der Stadtkommunen geschützt werden sollten (S. 40–42). Im Grunde ging es stets um die Frage, wem die Kontrolle über die Hospitäler obliegen sollte, die oft dank der mitunter reichen Dotierung zu wichtigen Wirtschaftsfaktoren einer Stadt geworden waren, womit kirchliche wie kommunale Interessen berührt waren. Die Auswahl fällt auf das *Ospedale Maggiore* in Mailand (II), das Pariser *Hôtel-Dieu* (III), das Große Spital in Straßburg (IV) und das Unione-Hospital in Modena (V). Die Fallstudien sind chronologisch angeordnet und ergaben sich – so der Autor – „in erster Linie nach dem Kriterium der Verfügbarkeit von Quellen, die für die hier untersuchte Fragestellung aussagekräftig sind und überwiegend in gedruckten oder digitalen Editionen vorliegen“ (S. 32). Um die Vergleichbarkeit zwischen den Fallstudien zu erleichtern, sind sie in ihrem Aufbau ähnlich gestaltet. Zunächst werden die politischen und kirchlichen Rahmenbedingungen in der Stadt analysiert, in der das

zu besprechende Hospital lag. Dann werden die Diskussionslinien vorgestellt und ein Résumée gezogen. Was den Mailänder Fall angeht, so ist das *Ospedale Maggiore* schon wegen seiner 1456 einsetzenden Baugeschichte besonders interessant. Für die Konzentration von Hospitälern in einem zentralen Großhospital gab es in der Lombardei schon ältere Vorbilder (Brescia, Pavia). Die Realisierung in Mailand erfolgte im Verein von Landesfürst, Ortsbischof und Kurie in einem langen Prozess. Das stets überbelegte *Hôtel-Dieu* in Paris galt noch den Aufklärern des 18. Jh. als unreformierbar (S. 144). Es ging als Hospital der Pariser Kathedrale vielleicht schon auf das 7. Jh. zurück. Die gegen 1220 erlassenen Statuten sahen eine Hospitalgemeinschaft von 30 Laienbrüdern, vier Priestern und 25 Schwestern unter einer Priorin vor. Später sank die Zahl der Brüder, während sich die der Frauen in der Krankenpflege mehr als verdoppelte, wobei ihr Lebenswandel Anlass für Kritik und üble Nachrede gab. Reformstatuten wurden 1535 erlassen, nachdem die Streitigkeiten des Hospitals mit dem Domkapitel im Stadtrat, im Pariser Parlament und sogar vor dem König verhandelt worden waren. Die Lage verkomplizierte sich zwischenzeitlich noch, als es zur Beteiligung der altehrwürdigen Abtei St.-Victor kam. Das kommunale Große Spital war der ganze Stolz der mächtigen Reichsstadt Straßburg. Hier schaltete sich wiederholt der bekannte Münsterprediger Johannes Geiler von Kaysersberg in die Debatte um die kommunale Wohlfahrtspolitik ein. Ab den 1520er Jahren geriet das Hospital in die Mühlen der Reformation, was die Diskussionen gegenüber den drei in katholischen Bahnen verbliebenen Fallbeispielen heraushebt. Man mußte dabei in Straßburg kaum die Strukturen der eh schon städtischen Einrichtung ändern als vielmehr das Barmherzigkeitsverständnis dem neuen theologischen Geist anpassen. Im übrigen war man hier wie in Paris von der raschen Ausbreitung der Syphilis ab 1496 überfordert. Schon in die frühe Neuzeit führt das vierte und letzte Fallbeispiel: die ab 1533 diskutierte und schrittweise durchgeführte „Union der Hospitäler und frommen Stiftungen" in Modena, die der städtischen Oberschicht endgültig die Kontrolle über die mit ihr verbundenen Immobilien in und vor der Stadt eintrug. Trotz der Präsenz einiger lutherischen Sympathisanten unter den Befürwortern „war die Modeneser Reform eher eine Fortbildung der italienischen Hospitalreformen des 15. Jh. als ein Echo der evangelischen Deutung der Armen- und Krankenfürsorge" (S. 304). Erstaunlich erscheint, dass die vom Autor am Rande erwähnte (Mit-)Finanzierung durch die Erteilung von Ablass im Falle von Mailand (S. 107, 115), Paris (S. 179, 181) und Straßburg (S. 220) offenbar kein Stoff für Diskussionen war (in Straßburg machte die Einführung der Reformation dem Ablass ein Ende, und wohl auch im katholischen Italien wird er im Laufe des 16. Jh. einiges von seiner anfänglichen Attraktivität verloren haben). Breiten Raum nehmen die Aussagen zu den Schlüsselbegriffen bzw. „Leit-Topoi" (S. 349) der Debatten – wie die der *reformatio* oder der *pauperes* und *infirmi* (in Paris sprach man gar von „povres malades") – ein. Der Vf. setzt im Übrigen beim Leser viel voraus. So zitiert er die in den Diskussionen wiederholt als Vorbilder genannten Hospitäler S. Maria della Scala in Siena und S. Spirito in Sassia in Rom sowie andere Häuser, ohne auf deren Bedeutung näher einzugehen. Ob die

Hospitalsreformen – wie sich der Autor abschließend wünscht – einmal „als Wegweiser zu einer Reform-Rhetorik der Vormoderne dienen" könnten (S. 354), wird die weitere Forschung erweisen. Andreas Rehberg

Bartholomaei Platynae vita amplissimi patris Ioannis Mellini, a cura di Maria Grazia Blasio, Roma (Edizioni di Storia e Letteratura) 2014 (Edizione Nazionale dei Testi Umanistici), LXXVIII, 98 S., ISBN 9788863726091, € 22.

Die Vita des Giovanni Battista Millini (1405–1478) stellt den zweiten Text des Platina (= Pl.) dar, den Maria Grazia Blasio in dieser noch jungen Reihe ediert. Der hier 20 Seiten umfassende Text entstand unmittelbar nach dem Tod des römischen Kardinals und wendet sich an dessen Neffen Celso. Pl.s *Vita* stellt mehrfach das zentrale Zeugnis für Figuren aus dem stadtrömischen Kontext dar, denen in jüngerer Zeit ein verstärktes Interesse der Forschung zugekommen ist. Hier führt Blasio jüngere Beiträge wie die aus dem DBI Bd. 73 (Roma 2009) weiter. Am von Pl. tangierten *pater familias* Pietro Millini hat auch die Forschung zum Kardinal Bernardino de Carvajal, dem Pietro ab den 1490er Jahren den von ihm errichteten Stadtpalast an der Piazza Navona überließ, wiederholt Interesse gezeigt. Im ersten Abschnitt der *Vita* (1–29) wird die Geschichte der Millini (= M.) bis in die Antike zurückgeführt. Jüngere Exponenten wie Sabba, Francesco oder Luca werden vorgestellt. Der Hauptteil (30–80) fokussiert auf Giovannis Ausbildung, seine Kurienkarriere und seine Einsätze als Legat. Er dient zugleich als Spiegel seiner Tugenden. An sein Begräbnis, bei dem Pietro M. die Leichenrede hielt, knüpft ein Exkurs über diesen Bruder Giovannis an (81–89). Pietro und seinen Söhnen (darunter auch der Widmungsnehmer Celso) stellt Pl. abschließend ein Charakterporträt des verstorbenen Onkels als Exempel vor Augen (90–108). Der Text der *Vita* ist sorgfältig herausgegeben. Er beruht auf einer von Pl.s Sekretär Guazzelli erstellten Hs. (BAV, Vat. lat. 3406). Der kritische Apparat ist luzide gestaltet. Auch die Glossen der Hs. werden in der Einleitung zur Edition berücksichtigt (LXX–LXXI). Vermisst habe ich jedoch Angaben zum Umgang mit Abkürzungen, Interpunktion, der Differenzierung von u/v und der Groß- und Kleinschreibung der Hs. (eine Abb. der Hs. (tav. 1) zeigt etwa *omnidemq: uirtute in vrbe Roma*; Blasio ediert *omnidemque virtute in urbe Roma*). Ebenso hätte ich bei einer *codex unicus*-Edition Verweise auf die Foliierung der Hs. erwartet. Der (schlanke) Similienapparat umfasst ausschließlich Klassikerstellen – Pl.s eigene vorherige Textproduktion wäre hier interessanter gewesen. Die überschaubare Textedition ist in diesem Band reich ausgestattet (ca. 60 Seiten Einleitung [XIX–LXXVIII], ca. 40 Seiten Kommentar [27–66]). Die Einleitung stellt die Überlieferungsgeschichte der *Vita* (XIX–XXV) vor und beschreibt die Textzeugnisse ausführlich (XXVII–XXXIV). Positivistisch muten hier die langen Listen der *inc.* und *expl.* aller Texte an, welche in den Hss. der *Vita* des Weiteren enthalten sind, und die (in dieser Publikation) kaum der Interpretation zuarbeiten. Der umfangreichste Teil der Einleitung (XXXV–LXVI) kontextualisiert die *Vita* umfassend.

Ebenso wie der Kommentar bestechen hier die profunden Kenntnisse des städtischen und kurialen Umfelds Roms. Blasio leistet hier eine grundlegende Synthese der biographischen Zeugnisse für Giovanni und weitere Familienmitglieder der M. Zudem arbeitet sie literarische Traditionen und Strategien der *Vita* heraus, die Pl. zugleich als ein Zeugnis seiner Nähe zum Verstorbenen angelegt hat. Der Band bietet eine solide Edition und eine auf Vollständigkeit abzielende historisch-literarisch Kontextualisierung von Pl.s *opusculum*. Die Monita halten sich in Grenzen – so würden kurze Paraphrasen anstelle halbseitiger lateinischer Zitate (oft aus der *Vita* selbst) bisweilen pointierteren Aussagen zuarbeiten; ferner springen vereinzelt Schwächen des Lektorats ins Auge (Unsicherheiten bei fremdsprachigen Titeln, zahlreiche ‚Zwiebelfische' in Titelnennungen). Um die konservativ orientierte Reihe für eine interdisziplinäre Leserschaft weiter zu öffnen, wäre zudem anzuregen, Hilfestellung für im lateinischen Text gedruckte Abkürzungen (z. B. *s.p.d.*) zu bieten. All dies schmälert jedoch keineswegs den Wert des Beitrags, den Blasio mit ihrer umfassenden Erschließung der *Vita* für die römisch-kurialen Humanismusforschung geleistet hat.

Bernhard Schirg

Benjamin Weber, Lutter contre les turcs. Les formes nouvelles de la croisade pontificale au XVe siècle, Roma (École française de Rome) 2013 (Collection de l'École française de Rome 472), VIII, 594 S., Abb., ISBN 978-2-7283-0960-3, € 49.

Benjamin Weber schöpft in seiner umfangreichen Studie über die Geschichte der päpstlichen Kreuzzugsbemühungen des 15. Jh. vor allem aus Quellen der päpstlichen Archive, deren Entstehungskontext in der beachtlichen Forschungsliteratur zum Thema noch nicht hinreichend aufgearbeitet worden sei (S. 21). Und in der Tat gelingt es dem Autor, mit oft minutiösen Analysen der einschlägigen – allerdings oft lückenhaft überlieferten – römischen Archivserien neue Akzente zu setzen. Das kuriale Schrifttum und die Kassenführung zeigen, dass der Kreuzzugsgedanke durchaus auch unter Päpsten, die man wie Pius II. und Sixtus IV. vorrangig mit Humanismus und Renaissance verbindet, ein dominierendes Anliegen war. Die Arbeit ist in fünf Teile gegliedert: Zunächst werden die Strategien und Protagonisten der päpstlichen Orientpolitik vorgestellt (Teile I und II), danach die Finanzierungskonzepte und deren Vollstrecker (Teile III und IV). Teil V beschließt die Arbeit mit einer Analyse der Kreuzzugsrhetorik als Propaganda auch für den Führungsanspruch des Papsttums in der Christenheit. Die Päpste des 15. Jh. konnten auf eine lange Tradition von mehr oder weniger konfliktverbundenen Kontakten mit dem muslimischen Osten aufbauen. Die Niederlagen gegen die in voller Expansion stehenden Osmanen (Nikopolis 1396, Varna 1444, Konstantinopel 1453) zwangen Rom zum Handeln. Der Autor attestiert den Päpsten, dass sie klar zwischen den osmanischen Türken, den mamelukischen Sarazenen in Ägypten, den nasridischen Mauren in Spanien und Nordafrika und den Krimtartaren zu differenzieren wussten (S. 48). Das Papsttum war keineswegs pazifis-

tisch und es gab unter den Kardinälen auch Militärs (und sogar einen – ehemaligen – Piraten, Paolo Campofregoso, 1453–1495; S. 60). Bekanntlich unterschieden sich die Päpste des 15. Jh. in ihrem Eifer für den Heiligen Krieg. Unter Paul II. verzeichnen die Rechnungsbücher keine Zahlungen mehr für die Ausrüstung von Galeeren, sondern Direkthilfen an die bedrohten Grenzländer Ungarn, Albanien, das Despotat Arta und – mit geringeren Mitteln – Venedig. Die Hussitengefahr schien ihm dringlicher (S. 75). Insgesamt aber kam es zur Ausweitung der Fronten, ging es doch schon lange nicht mehr allein um die Rückeroberung Jerusalems. Die Reaktionen diplomatischer und militärischer Art konnten da nur punktuell erfolgen. Und der Autor tut gut daran, diese oft hilflos wirkenden Aktionen mit Kurzporträts ihrer Träger zu verbinden, unter denen man wahre kulturelle Grenzgänger ebenso wie Abenteurer ausmachen kann. Genannt seien der Franziskaner Alberto von Sarteano mit seinen Kontakten nach Äthiopien, der osmanische Thronanwärter Bayezid Osman (nach seiner Taufe auch *Calixtus Ottomanus* und *Turchetto* genannt) und der Abenteurer Moses Giblet, der eine Allianz mit den Karamanen im Rücken der Osmanen schmieden wollte. 1470 verbündete sich mit Sixtus IV. erstmals ein Papst mit einem muslimischen Potentaten, dem Turkmenen Uzun Hasan (S. 149). Spätestens nach dem Fall Konstantinopels 1453 wimmelte Rom nur so von mehr oder weniger prominenten orientalischen Flüchtlingen, die als päpstliche Gäste nicht unerhebliche Subventionen erhielten. Richtig ins Geld ging aber der Unterhalt einer eigenen päpstlichen Flotte, die aber kein stehender Verband war, sondern punktuell auf- und abgebaut wurde sowie meist nur aus angepachteten Schiffen bestand. Kein Wunder also, dass die Gewinnung von Verbündeten unter den christlichen Mächten und die Frage nach der Finanzierung der Unternehmungen zur wahren Obsession der Päpste der Zeit wurden. Ein Kreuzzugsaufruf jagte den anderen. Man konnte sich auf dem diplomatischen Parkett treffen wie und wo auch immer; der Zuspruch zumal der nicht unmittelbar betroffenen Monarchen blieb verhalten. Auch innerkirchlich kam es zu Widerständen, wenn Rom die Geistlichen um Kontributionen in Form von Kreuzzugszehnten bat. Effektiv kam es denn auch nur – neben den wenigen päpstlichen Alleingängen (mit ein paar Erfolgen unter Kalixt III.) – zu wenigen „croisades nationales“ (S. 204) und gar „croisades locales“ (S. 207). Seit Beginn der Kreuzzugsbewegung im 11. Jh. mobilisierte die Aussicht, durch den Heidenkampf Vergebung seiner Sünden zu erlangen, die Massen. Dies war – wie der Autor betont – auch noch im 15. Jh. der Fall. Ablass erhielten nun aber nicht nur die aktiven Kämpfer, sondern jeder Gläubige, der unter Beachtung der Auflagen (Reue und Beichte) einen monetären Beitrag leistete (S. 251, 253). Dieser wurde nach den finanziellen Möglichkeiten des Ablassnehmers festgelegt, was in der Praxis zu einigen Verwerfungen führte, da die Ablassprediger bei den eh schon recht geringen Tarifen auf Masse setzten (S. 292–305, 331–334). Dem Autor ist beizupflichten, wenn er in den über ganz Europa verkündeten Kreuzzugsablässen trotz ihrer erwiesenermaßen recht überschaubaren Erträge ein unverzichtbares Mittel der päpstlichen Strategie sieht, den Kreuzzugsgedanken bei den Massen populär zu halten (S. 212 f., 235–237, 421: „Elles rendaient la croisade accessible et visible à tous, elle expliquaient aux

populations la teneur de l'action pontificale"). Der Ablass und die Zehnten konnten also nicht allein die Kosten eines Krieges gegen die Türken decken, zumal ihre Erträge oft schon an der Quelle auf mehrere Interessenten aufgeteilt wurden (S. 218). Auch symbolische Gesten, wie die Übersendung einer Goldenen Rose, eines Schwertes sowie von Kreuz und Banner, erweichten die Fürsten und Stadtrepubliken nur selten. Die Päpste konnten aber auch schon mit spektakulären Aktionen die Öffentlichkeit aufrütteln, auch wenn es nur um die Einholung von Siegestrophäen oder Reliquien (wie die des hl. Andreas 1462) und Paraden schön geschmückter Galeeren ging (S. 430 ff.). Eher tragisch endete aber dann Pius' II. Kreuzzug 1464 mit dem Tod des Pontifex in Ancona (S. 235). Was sollte man machen, wenn die Kriegskosten einfach exorbitant hoch waren und enorme auch logistische Anstrengungen verlangten, die selbst heutige Strategen überfordern würden? Schon die zweimonatige Pacht und der Unterhalt für eine einzige Galeere kosteten 1500 fl. (S. 239, 261); Seeleute und Soldaten erhielten rund 3 fl. im Monat (S. 263, 299). Trotzdem ergibt sich ein widersprüchliches Bild: Mit Blick auf die vorgeblich für den Türkenkrieg reklamierten Einnahmen aus dem Alaun-Monopol (S. 315–320) erscheinen die päpstlichen Klagen über Geldmangel auch Kalkül. Zwischen 1420 und 1481 gelang es den Päpsten immerhin, sechs Flotten gegen die Türken auszurüsten und zahlreiche Kriegszüge auf dem Balkan mitzufinanzieren (S. 259). Hier zeigen sich nun die Vorzüge des päpstlichen Finanzwesens, das dank seiner für damalige Verhältnisse gut vernetzten Strukturen über Bankhäuser, Kollektoren und eigens bestellte Kommissare und Ablassprediger auch noch den letzten Winkel der Christenheit erreichte (S. 335–366). In Rom selbst wechselten die Modelle, um die Verwaltung der Kreuzzugsgelder – wie auch die Öffentlichkeit forderte – transparent zu halten, worüber noch heute einige damals einsetzende Registerserien in römischen Archiven Aufschluss geben (S. 366–376). Unter Sixtus IV. vertraute man die Kasse der Obhut der observanten Franziskaner in S. Maria in Aracoeli auf dem Kapitol an (S. 405 f., 408). Stutzig macht allerdings, dass auch Weber nach der Sichtung der Rechnungsführung aufgrund ihrer Komplexität und Lückenhaftigkeit nicht einmal eine halbwegs vollständige Bilanz über die kreuzzugsbedingten Einnahmen und Ausgaben vorlegen kann (S. 264). Für die Kreuzzugspropaganda rekurrierten die Päpste vorrangig auf die Predigt. In diesem Zusammenhang stellt der Autor die Ablasskampagnen und ihr mitunter theatralischer medialer Verlauf vor (S. 418–420). Eher verhalten äußert er sich über die Rolle des Buchdrucks, sieht man von den bald auch gedruckt zirkulierenden Augenzeugenberichten von Greueltaten und Eroberungen wie die von Otranto 1480 ab (S. 420 Anm. 32, 424–427). Über ganz Europa reisende prominente Exilanten und Gesandtschaften aus dem Orient machten sich schon in ihrer Gewandung die Faszination des Exotischen zunutze (S. 422 f.). Heute mag man sich allerdings nicht mehr an die Verunglimpfung Mohammeds und der Muslime als Satanssöhne sowie weitere Anwürfe in den päpstlichen Verlautbarungen erinnern (S. 444–478). Die in breiten Kreisen weiterhin geforderte Rückeroberung Jerusalems spielte dagegen überhaupt nur noch als fast utopisches Fernziel eine rhetorische Rolle (S. 261, 495–500). Als ein Fazit kann man festhalten, dass

das vom Konziliarismus und den erstarkten Monarchien bedrohte Papsttum den Türkenkrieg als eine nicht zu unterschätzende Aktionsebene zur Selbstdarstellung als letzte Universalmacht in der Christenheit nutzte. Mit Blick auf die beträchtlichen Anstrengungen zur Effizienzsteigerung im Finanzsektor erwiesen sich die fast stetigen Kreuzzugspläne auch als ein Modernisierungsfaktor für die kurialen Verwaltungsstrukturen. Spricht der Autor auch bezüglich der päpstlichen Kreuzzugspolitik negativ wertend von „Maskierung" und „Paradox", so zeigt sich doch die Aktualität seines Buches mit dem abschließenden Verweis auf die Legitimationsstrategien heutiger medial inszenierter Kriege (S. 529–531). Bleibt als Manko der insgesamt anregenden Lektüre auf ein paar störende Elemente hinzuweisen. Dem Autor unterlaufen nicht selten gerade in lateinischen Zitaten Transkriptionsfehler. Die deutschsprachige Literatur wird nur selektiv oder in englischen Übersetzungen rezipiert (so bleibt das monumentale Werk von Nikolaus Paulus zum Ablasswesen unberücksichtigt). Angesichts der großen Detailfülle kann man dem Autor den Schnitzer nachsehen, dass Poggio Bracciolini und Flavio Biondo vor dem Eintritt in die päpstliche Kurie Überseeerfahrung in venezianischen Diensten gesammelt hätten, was allerdings bei Niccolò Sagundino zutrifft (S. 42). Andreas Rehberg

Sebastian Kolditz, Johannes VIII. Palaiologos und das Konzil von Ferrara-Florenz. Das byzantinische Kaisertum im Dialog mit dem Westen, Stuttgart (Hiersemann) 2013 (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 60), 2 Bde., X, 776 S., ISBN 978-3-7772-1319-4, € 376.

Die umfangreiche Leipziger Dissertation von Sebastian Kolditz reiht sich in die überaus reiche Bibliographie zum Unionskonzil von Ferrara-Florenz ein (vgl. auch das Literaturverzeichnis des Vf., S. 667–745). Damit drängt sich die Fragen nach Schwerpunktsetzung, methodologischem Vorgehen und Erkenntnisgewinn der Untersuchung auf. Der Autor ist sich dieser Probleme voll bewusst, diskutiert zu Beginn seiner Arbeit ausführlich die Forschungs- und Quellenlage und spezifiziert seinen Untersuchungsgegenstand, das byzantinische Kaisertum im Dialog (S. 1–41). Während sich die Forschung bisher in hohem Maß auf die theologisch-dogmatischen Fragen, auf die Rolle (und Selbstinszenierung) der griechischen Unionsbefürworter (und späteren Kardinäle) Isidor von Kiew und Bessarion sowie auf das aus einer Sicht ex posteriori fast notwendige Scheitern der Kirchenunion konzentrierte, steht hier der oftmals nur marginal behandelte griechische Verhandlungsführer Johannes VIII. Palaiologos im Vordergrund, allerdings nicht im Rahmen einer Biographie, sondern mit dem methodologischen Ansatz der Beziehungsgeschichte. Der „Dialog" umfasst dabei den kommunikativen Austausch bei den synodalen Verhandlungen, aber auch im weiteren Sinn die kulturelle Begegnung und die interkulturellen Kontakte zwischen Lateinern und Griechen im Umfeld des Konzils. Die ersten beiden Kapitel widmen sich den vorkonziliaren Verhandlungen (S. 42–166) und der unmittelbaren

Konzilsvorbereitung (S. 167–282). In differenzierter Weise schildert der Vf. die Interessenkonflikte (zwischen konziliarer und kurialer Partei seitens der Lateiner sowie intern im byzantinischen Restreich), in die der *basileus* verwickelt war. Dabei werden die Grenzen der Aktionsmöglichkeiten deutlich, innerhalb derer Johannes VIII. allerdings eine klare Linie (z. B. in der Einbeziehung des Papstes, bei der Wahl des Konzilsortes oder bei der Festlegung der Grundposition und Auswahl der Teilnehmer der griechischen Delegation) verfolgte. Zu Recht wird unterstrichen, dass der Palaiologe im Vorfeld des Konzils den politischen Dialog maßgeblich gestaltete. Sein Insistieren auf die Einbindung des Papstes und auf einen italienischen Konzilsort ermöglichte es Eugen IV., die Handlungshoheit auf lateinischer Seite zu gewinnen und mit dem Konzilsdekret einen Prestigeerfolg zu erzielen. In Byzanz hatte Johannes VIII. gegenüber dem Patriarchen und dessen *synodos* alle Fäden der Entscheidung in der Hand. Die eigentliche Konzilsphase wird beziehungsgeschichtlich mit Blick auf die Rolle des Kaisers als „Moderator" im Konzil (S. 286–380) und innerhalb der griechischen Delegation (S. 381–450) sowie unter Berücksichtigung seiner diplomatischen Aktivitäten (S. 451–494) untersucht. Bemerkenswert ist dabei die durchgängige Intention Johannes' VIII., sich bei den theologischen Diskussionen und Konzilssitzungen zurückzuhalten und den Ablauf vornehmlich über direkte Kontakte zu Eugen IV. und über interne Gruppensitzungen der Griechen zu lenken. Der Schlussfolgerung des Vf., dass Johannes VIII. immer auf die Kirchenunion hinarbeitete, allerdings nicht zu beliebigen Konditionen (S. 499), ist uneingeschränkt zuzustimmen. Dass die Rolle des Moderators der einzig gangbare Weg war, zeigt sich letztendlich darin, dass die Kirchenunion an der Polarisierung der griechischen Partei in Unionsbefürworter um jeden Preis und unversöhnliche Unionsgegner scheiterte. Die griechische *synodos*, das geistliche Entscheidungsgremium, das vom Kaiser durchwegs respektiert wurde, konnte im Lauf der Unionsverhandlungen zwar sichtbar an Einfluss gewinnen, es wurde aber auch deutlich, dass in diesem Gremium nur eine Mehrheitsentscheidung möglich war – ein Ergebnis, das sich in der Folge in der mangelnden praktischen Umsetzung der Kirchenunion in Byzanz manifestieren sollte. Ein letztes Kapitel widmet sich dem kaiserlichen Selbstverständnis im kulturellen Kontakt mit dem lateinischen Umfeld (S. 502–648). Johannes VIII. passte sich der veränderten kulturellen Lage an, die kaiserlichen Einzüge in die Städte entsprachen weitgehend den dort herrschenden Gewohnheiten des Kaisereinzugs, die kaiserlichen Urkunden für die Florentiner Prioren stehen in der lateinischen Rechtstradition, der Kaiser interessierte sich für lokale Heiligenkulte und Reliquienverehrung (z. B. für die Gürtelreliquie von Prato). Gleichzeitig vermied er es aber, sich in den städtischen Raum zu integrieren: die kaiserlichen und patriarchalen Höfe waren weitgehend autark und nahmen nicht am gesellschaftlichen Leben teil, ebenso wenig wurden lateinische liturgische und kultische Handlungen (wie Prozessionen) frequentiert. Das „Wechselspiel von Adaption und Distinktion" dokumentiert die Persönlichkeit Johannes' VIII., aber auch sein Verständnis von der Institution der *basileia*. Abschließend stellt der Vf. die Frage, ob angesichts dieser Ergebnisse nicht das negative Bild von Johannes VIII. modifiziert

werden muss: Im Rahmen der möglichen Handlungsspielräume betonte der Kaiser die imperiale Tradition und das Selbstverständnis des *defensor ecclesiae*, er fungierte aber gleichzeitig auch als Moderator sowohl in den innergriechischen Interessenkonflikten als auch im diplomatischen Dialog mit dem Papsttum. Die Doppelfunktion des „imperator et moderator" kann in der Tat eine weiterführende Leitfrage bei der Erforschung der Strukturgeschichte des palaiologischen Kaisertums darstellen. Die detaillierte, klar gegliederte Arbeit, die durch ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 665–745), ein Personen- und Ortsregister (S. 746–768) sowie ein sehr nützliches Begriffs- und Sachregister (S. 768–776) abgerundet wird, zeigt, dass auf der Basis exakter quellenkritischer Arbeit auch bei vermeintlich erschöpfend behandelten Themen entscheidende Neuerkenntnisse und Forschungsimpulse möglich sind. Die Revision des Negativbildes von Johannes VIII., die Erkenntnisse zur Strukturgeschichte des spätbyzantinischen Kaisertums und die quellenkritische Aufarbeitung der Geschichte des Konzils von Ferrara-Florenz erweisen die Lektüre für unterschiedliche Forschungsansätze überaus lohnenswert. Thomas Hofmann

Arnold Esch, Die Lebenswelt des europäischen Spätmittelalters. Kleine Schicksale selbst erzählt in Schreiben an den Papst, München (Beck) 2014, 543 S., Abb., ISBN 978-3-406-66770-2, € 29,95.

Arnold Esch, der frühere langjährige Direktor des Historischen Instituts in Rom, hat 2014 ein weiteres Buch zur Lebenswelt des Mittelalters vorgelegt. Quellengrundlage sind Bittschriften an die Pönitentiarie. Schon 2010 erschien von ihm ein im Umfang geringerer Band mit den Bitten aus dem deutschsprachigen Raum (Wahre Geschichten aus dem Mittelalter: Kleine Schicksale selbst erzählt in Schreiben an den Papst). Nun hat Esch diesen fortgesetzt, aber mit anderer regionaler Ausrichtung: diesmal nicht auf das Gebiet des römisch-deutschen Reiches bezogen, sondern auf das übrige Europa. Aus 97 000 Bittschriften wurden 2400 ausgewählt, sie umfassen den Zeitraum von 1439 bis 1484. Auch die „Wahren Geschichten" handelten schon vom 15. Jh. Lediglich im letzten Kapitel wird nun ganz am Schluss noch auf Reformation und *Sacco di Roma* (1527) vorausgeblickt (S. 416–424). An die Pönitentiarie als dem höchsten Buß- und Gnadenamt der Kirche konnten sich Kleriker und Laien bei allen kirchenrechtlichen Verstößen wenden, bei denen der Papst und nicht etwa nur der Ortsbischof zuständig war. Die Pönitentiarie hatte, wenn sie positiv beschied, drei Formen im Angebot: Lösung von Kirchenstrafen, Erteilung von Dispensen (eine Vorschrift wird für den Einzelfall außer Kraft gesetzt) und die von Lizenzen (generelle Erlaubnis für eine Person entgegen geltenden Restriktionen). Der Autor hat den Versuch unternommen, die thematische Breite der Bittschreiben (Suppliken) wenigen Themenbereichen zuzuordnen. Das Material ist demnach in insgesamt 14 Kapitel aufgeteilt: Nach dem einleitenden Kapitel (1: Die Behörde. Die Quelle. Die Aussage) folgen: 2. Der Mensch, 3. Zusammenleben, 4. Obrigkeit, 5. Kirche und Geistlichkeit,

6. Klosterleben, 7. Universität, 8. Magie, Häresie, Hexenwesen, 10. Städte und Regionen Italiens, 11. Weite Räume: das Mittelmeer, 12. Pilgerfahrt, 13. Krieg und Pest, 14. Große Geschichte und kleines Schicksal, wo geschichtliche Ereignisse größerer Tragweite aufscheinen. Eingeschoben ist als Zwischenstück (9) ein textanalytischer Essay (Formen der Erzählung, Erhaben und Banal), der über den Sprachstil der Suppliken reflektiert. Die einzelnen Kapitel stehen eher für sich, Überschneidungen bringen es mit sich, dass einige Fälle in zwei Kapiteln aufgegriffen werden. Es gibt jedoch im Buch keinen übergreifenden Handlungsbogen, und auch ein zusammenfassendes Schlusskapitel ist nicht vorhanden. Es stellt indes – bei diesem Band mit seinem europäischen Bezugsrahmen mehr noch als bei dem mitteleuropäisch beschränkten Vorgänger – eine enorme Fleißarbeit dar, die Fülle der Pönitentiarieüberlieferung durchzugehen, eine sinnvolle Auswahl zu treffen und sie thematisch zu bündeln sowie in anschaulicher Weise vorzustellen. Esch schreibt knapp und locker in einem leicht verständlichen Stil und lässt auch oft längere Quellenzitate sprechen, die er mit erklärenden Texten verbindet. Auch lateinische Formulierungen der durchweg in dieser Sprache verfassten Bittschriften werden oft knapp mit angegeben. Die Suppliken sind Selbstzeugnisse gewöhnlicher Menschen. Abgesehen von einigen herausragenden Figuren, die man auch anderwärts kennt, handelt es sich meist um das einzige Zeugnis von und über einzelne, ziemlich „durchschnittliche" Menschen des Spätmittelalters, die in irgendeiner Weise mit ihrem Gewissen im Unreinen waren und deshalb die römische Behörde der Pönitentiarie anriefen, um mit sich und der Kirche wieder ins Reine zu kommen. Die Höhe der Betrachtungsebene ist statt „Vogelschau" durchweg die „Froschperspektive", auch die allergeringsten Alltäglichkeiten kommen in den Blick und zur Sprache. Esch räumt dabei ein, dass diese Suppliken Schreiben waren, die einem bestimmten Zweck dienten und daher tendenziös angelegt sind: Sie spielen den eigenen Schuldanteil herunter, um einen positiven Bescheid der Pönitentiarie zu erwirken. Was hier jedoch alles zur Sprache kommt, ist höchst breit gefächert und sehr interessant. Da ist die Rede von Kinderspielen, Keuschheitsgelübden, Abtreibung und Kindstötung, fehlender Zeugungskraft, Giftmord, Prostitution, Demenz und Selbsttötungsversuchen, Geistesstörungen und Sprachfehlern, Aberglauben und magischen Praktiken, ärztlicher Heilkunst, Würfel- und Kartenspiel und anderem Spiel (frühe Beschreibung eines Fußballspiels 1441!), Folter und Hinrichtung, Fluchthilfe, Wucher und Termingeschäften, Bruch des Beichtgeheimnisses, Hostienfrevel, Simonie, Dokumentenfälschung, Priesterkonkubinat, Sodomie, Studentenleben mit Mädchenraub unter Studentengruppen usw. Insgesamt eine so pralle Lebensfülle, dass sie an Boccaccios Geschichten denken lässt (Esch selbst führt den Vergleich an, S. 244), bei denen ebenfalls ein komplettes Welttheater vorgeführt wird. Am spannendsten und in diesem Band im Vergleich zu „Wahre Geschichten" neu scheinen mir die Fälle des Kontaktes mit dem Islam und mit Muslimen über das Mittelmeer oder in Spanien. Der Handel über das Meer und die Pilgerfahrten (mit venezianischen Pilgergaleeren) eröffnet eben auch Möglichkeiten des friedlichen Kontakts jenseits der Glaubenskämpfe (S. 263, 266, 273 ff, v. a. aber im

Kapitel 9 zum Mittelmeer S. 293–341). Eine Lebenskrise veranlasst einen 13jährigen Venezianer zur Konversion zum Islam (S. 55); auch von glaubensgemischten Ehen ist schon die Rede (S. 306). Bisweilen reiht Esch vielleicht zu viele Beispiele hintereinander, so dass für einen Einzelfall manchmal nur ein Halbsatz aufgewandt wird. Hier hätte eine größere Beschränkung gut getan (weitere vergleichbare Fälle könnten in den Fußnoten aufgeführt werden). Dafür hätte man sich noch breitere Informationen zu exemplarisch ausgewählten Fällen gewünscht. Allerdings ist hier auch nicht zu viel zu erwarten: Eine Kontextualisierung aller Fälle stößt natürlich an Grenzen, allein bei der Menge und der regionalen Breite ein unendliches Unterfangen, aber auch, da die Personen und Sachverhalte oftmals gar nicht in anderen Quellen greifbar sind. Bei der anschaulichen Schilderung mittelalterliches Lebens kommt einem Arno Borsts „Lebensformen im Mittelalter" (1973) in den Sinn, das in gewisser Weise Pate steht für diese Art der Alltagsgeschichte. Eschs Buch ist für einen größeren Leserkreis verfasst und bietet eine vergnügliche, nicht vorrangig für Wissenschaftler gedachte Lektüre, die einem die Menschen des Mittelalters teils ganz vertraut, teils überaus fremd erscheinen lässt. Vor allem ist dies aber ein nahezu einzigartiger Blick auf das alltägliche Leben einer längst vergangenen Zeit, das sich in anderen Quellen kaum jemals so unmittelbar niederschlägt wie in den Suppliken der Pönitentiarie.

Sven Mahmens

Daniele Solvi, L'agiografia su Bernardino santo (1450–1460), Firenze (SISMEL-Edizioni del Galluzzo) 2014 (Quaderni di „Hagiographica" 12. Le Vite quattrocentesche di S. Bernardino da Siena 2), XIV, 373 S., Abb., ISBN 978-88-8450-560-6, € 52.

Bernardino von Siena (1380–1444) gilt nicht nur als wirkmächtiger Exponent franziskanischer Observanz, sondern auch als einer der größten volkssprachigen Prediger des 15. Jh. mit einer Ausstrahlung weit über Italien hinaus. Seine Heiligsprechung erfolgte am 24. Mai 1450 – und wie nicht anders zu erwarten, entstand in diesem Zusammenhang eine Vielzahl hagiographischer Texte, die die Kanonisation vorbereiteten, begleiteten und – *post festum* – auch kommentierten. Einer Initiative der SISMEL ist es zu verdanken, dass diese Texte unter dem Titel „Le Vite Quattrocentesche di S. Bernardino da Siena" nun zusammengefasst und in vier Bänden publiziert werden. Der hier zu besprechende 2. Bd. der Serie deckt die hagiographische Produktion im Jahrzehnt nach der Kanonisation ab. Bd. 1 mit den vor der Kanonisation entstandenen und die Bde. 3 und 4 mit den Texten nach 1460 sollen in absehbarer Zeit erscheinen. Erklärte Absicht der Hg. ist es dabei, die etwas ins Stocken geratene Forschung zu Bernardino zu stimulieren. Tatsächlich scheint dieser Wunsch mehr als gerechtfertigt und mit den neun in vorliegendem Band abgedruckten Texten ist nun kompakt all das versammelt, was bisher mühsam in Editionen des 19. Jh. oder in abgelegenen italienischen Zeitschriften zusammengesucht werden musste. Wer freilich neue, kritische, den aktuellen state-of-the-art der

Editionskunst widerspiegelnde Texte erwartet, wird enttäuscht werden. Abgedruckt wurden die den alten Editionen entnommenen Texte, die man freilich allesamt einer kritischen Durchsicht unterzog und bei Bedarf korrigierte. Dies ändert aber nichts an der Tatsache, dass kritische Editionen ein dringendes Desiderat der Forschung bleiben. Aufgenommen wurden folgende Texte: 1. Sante Bocor: Fior novello (Vita in 54 Kapitel in Volkssprache; 3–68); 2. Vita *Clementissimus* (69–140); 3. Maffeo Vegio: De vita et obitu beati Bernardini (141–154); 4. Agostino Dati (Lezioni liturgiche per il Notturno; 255–264); 5. Bartolomeo Facio: De viris illustribus (Auszug; 265–268); 6. Giannozzo Manetti: Adversus Iudaeos et gentes (Auszug; 269–280); 7. Vespasiano da Bisticci: Le vite (Auszug; 281–290); 8. Legenda „Apparuit" (291–348); 9. Antonino da Firenze: Chronicon (Auszug, 349–373). Jedem Text ist eine knappe Einleitung mit Angaben zum Autor, zu den Texteditionen und zur Forschung vorgeschaltet. Mit Ausnahme der Arbeiten von Sante Bocor und Vespasiano da Bisticci sind sämtliche Texte auf Latein verfasst. Diesen wurde denn auch eine sehr gut lesbare italienische Übersetzung beigefügt, auf die man angesichts so mancher eher exzentrischen (mittel-)lateinischen Passage dankbar zurückgreift. Viele der Texte sind Fundgruben für Aspekte praktischer Predigttätigkeit im späten Mittelalter. Häufiger wird erwähnt, dass sich große Menschenmengen bereits am Vorabend einer Predigt versammelten, um die besten Plätze zu ergattern – Fama und Charisma Bernardinos waren so groß, dass kein Weg zu weit, keine Mühe zu groß war, um ihn leibhaftig zu sehen und (wohl eher seltener) zu hören. Dass Prediger *in actu* über das Wetter gebieten, gehört zu den hagiographischen Topoi, die nicht weiter befremden, dass Bernardino aber auch Hühner vom Gackern abhielt, ist einerseits ein pittoreskes Detail, zeigt andererseits aber auch, dass ein Predigtsuperstar des 15. Jh. sich nicht scheute, auch in kleinen Weilern zu agieren. Performative Aspekte der Predigt sind omnipräsent, und direkte Vergleiche der Texte untereinander zeigen die enorme Bedeutung, die das Jesus-Emblem für Bernardino hatte. Dieses Emblem – sein „Markenzeichen" – sollte ursprünglich all jene Embleme ersetzen, mittels derer unterschiedliche, miteinander verfeindete Stadtfraktionen ihr jeweiliges Revier markierten. Zwietracht symbolisierende Vielfalt sollte in Einheit überführt werden – und die Passagen, in denen sich Bernardino für genau diese Praxis vor städtischen und kurialen Behörden verteidigen musste, zeigen nicht nur etwas von der sozialen Wirklichkeit oberitalienischer Städte, sondern auch etwas vom großen Charisma Bernardinos. Er erscheint insbesondere in der Vita *Clementissimus* eines anonymen Franziskaners aus seinem direkten Umfeld als *alter apostolus* und – doch einigermaßen überraschend – *Bernardus redivivus*. Wie Bernhard von Clairvaux drei Jahrhunderte vor ihm zeigt Bernardino ein hohes Maß an Integrität und Bescheidenheit (auch er lehnt drei ihm angetragene Bistümer ab) und stirbt jungfräulich. Die Jagd nach Bernardinus-Reliquien begann unmittelbar nach seinem Tod. Wenn davon berichtet wird, dass man sich in der Mailänder Kirche S. Maria delle Grazie faute de mieux mit *pilis caude ipsius aselli* (128) zufriedengeben musste, zeigt dies die enorme Berühmtheit (und postmortale Kostbarkeit) Bernardinos. Wer

sich mit „Haaren vom Schwanz des Esels des Bernardinus“ begnügte bzw. begnügen musste, wurde Opfer reliquiarer Verknappung. Alle Texte warten mit einer Fülle an Informationen auf, durch die der Blick auf die soziale und religiöse Lebenswirklichkeit Oberitaliens im 15. Jh. geweitet und geschärft wird. Ein echter Gewinn.

Ralf Lützelschwab

Remo L. Guidi, Frati e Umanisti nel Quattrocento, Alessandria (Edizioni dell'Orso) 2013 (Contributi e proposte 82), pp. 624, ISBN 978-88-6274-461-4, € 50.

Con questo volume l'A. ci offre un altro importante capitolo della sua lunga ricerca, che aveva visto nelle monografie „Il dibattito sull'uomo nel Quattrocento“ (Roma ²1999) e „L'inquietudine del Quattrocento“ (Roma 2007) due notevoli e solidi contributi di cultura e di scienza. Ma già in anni precedenti l'A. aveva dimostrato la sua padronanza sui protagonisti di quel tormentato e fondamentale periodo per la storia dell'uomo con i volumi: „Aspetti religiosi nella letteratura del Quattrocento“ (Vicenza-Roma 1973–1974), „Cultura e vita nell'Età Umanistica“ (Vicenza 1976), „La morte nell'Età Umanistica“ (Vicenza 1983). Questa pubblicazione si articola in 14 articoli, di cui i primi 13 già editi in altre sedi, ma riveduti, corretti e aggiornati, l'ultimo inedito (L'Umanesimo oltre la retorica: pp. 535–576). L'A. è ben noto a coloro che si interessano alla storia del pensiero del sec. XV, ai dinamismi intellettuali che lo percorsero, alle conflittualità che lo animarono: i suoi appassionati scrutini, i suoi preziosi scandagli archivistici – non sterili esercizi eruditi – che portano all'attenzione del lettore 83 incunaboli e 472 manoscritti dall'A. personalmente visionati in biblioteche italiane (199 codici della sola Biblioteca Apostolica Vaticana), la sua padronanza bibliografica (in questo volume sono state registrate 625 occorrenze), ci consentono un sereno confronto con personalità anche poco studiate e discusse, ma ugualmente partecipi con la propria testimonianza alla tessitura del racconto documentario. I protagonisti, dai più famosi a quelli poco conosciuti, sono descritti – con tutte le loro personali vicende – a tutto tondo, le loro opere sono analizzate con cura e serietà metodologiche. Ne scaturisce un mosaico costituito da innumerevoli tessere, tutte a buon diritto da posizionare in quel periodo storico, che lo stile dell'A. rende ancora più vivace, avvincente e godibile alla lettura. Il ricchissimo indice dei nomi (con esclusione dei personaggi e dei toponimi mitologici che interessa 36 pagine [pp. 589–624]) costituisce per il lettore una comoda e utilissima bussola per orientarsi in questo sconfinato mare di sapere, di notizie e di informazioni spesso inedite, con ricchissime note alcune delle quali veri e propri intertesti. In questo volume l'A. presenta le sue ricerche sul secolo XV incentrate sul ruolo di primo piano che svolsero i Mendicanti e gli Umanisti: un tema mai prima d'ora affrontato nella sua complessità e nelle sue pieghe più intime, mai sottoposto ad analisi sistematiche specialmente riguardanti i rapporti tra queste due compagini, che colma in questo modo una lacuna nella storiografia quattrocentesca. Esse, infatti, erano state studiate sempre separatamente, per cui non si era mai cercato di confron-

tarle e analizzarle insieme (già i titoli dei singoli capitoli danno l'idea dell'ampiezza della ricerca e delle novità delle conclusioni). Tra i numerosi spunti di riflessione e di approfondimento, ad esempio, interesse specifico viene riservato al rapporto avuto tra il cardinale Bessarione e i Francescani e la sua protezione verso l'ordine che era diventato un vero e proprio controsenso; al frate umanista Antonio da Rho (1395–1447), personaggio poco studiato o completamente sconosciuto; all'azione riformatrice promossa da Giovanni da Capestrano, alla sua risolutezza e alle alternative alla sua „brusca energia"; al conflitto ideologico che implicava una diversa concezione della virtù sorto tra Poggio Bracciolini e il beato Alberto Berdini da Sarteano; all'opera *De professione religiosorum* di Lorenzo Valla e alle sue possibili interpretazioni; al problema della canonizzazione del frate Bernardino da Siena e alle *inquisitiones* messe a confronto con i criteri dello storico; agli ebrei di Ferrara, dove gli Estensi concessero loro accoglienza e privilegi, alla questione del „banco", ai Francescani, a Bernardino Tomitano da Feltre; al complesso e variegato coinvolgimento avuto dagli umanisti in questioni e problemi religiosi. Da questa ricerca si evince chiaramente che la polemica sorta con gli umanisti era da additare ai *maîtres-à-penser*, non ai frati genericamente intesi, perché alcuni dei claustrali figurano tra i *litterati* e fortemente sostenitori della difesa degli *studia humanitatis*; i frati, inoltre, seguaci della *sancta rusticitas*, erano del tutto alieni dal potervi prendere parte. I Francescani, in particolare, occuparono uno spazio notevole del secolo del quale riproposero la grandezza e la miseria e si dimostrarono interlocutori diretti degli stessi umanisti (si pensi, tra i tanti, al primissimo piano che rivestirono nei loro rispettivi campi di ricerca Giovanni Giocondo da Verona o Luca Pacioli, debitamente segnalati dall'A.). I maestri di spirito sostennero il loro diritto a stabilire dov'era il lecito e il proibito; e gli Umanisti risposero che l'amore, la *dignitas*, il denaro, l'autonomia di giudizio, il piacere non solo erano valori da non sopprimere, ma da imporre perché allineati alla morale cristiana, anche se non risultavano compatibili con le regole monastiche. Ma gli *studia humanitatis* non erano affatto il rimedio di ogni male dello spirito; altrimenti risulterebbero inspiegabili gli interrogativi e le riserve che su di essi espressero, tra i tanti, Sicco Polenton, Leon Battista Alberti, Maffeo Vegio, fino ad arrivare ad Antonio de Ferrariis e a Pietro Aretino. Si recupera, comunque, nelle pagine dell'intero volume, per quel che riguarda l'Umanesimo in generale, non un vissuto ottimistico ma travagliato e sofferto, tanto da far scrivere a Francesco Guicciardini (si rivolgeva a Machiavelli): *ambuliamo tutti in tenebris*. Ancora una volta, quindi, si evince che il movimento umanistico letto con le coordinate su cui è costruito l'intero volume dispiega una dinamica assai diversa da quella nella quale, in genere, si tende a prospettarlo e valutarlo; e conferma quanto ancora sia difficile, interrogando soprattutto i *fontes* di prima mano, offrire con serenità di analisi un giudizio complessivo, anche quando si studiano i rapporti intercorsi tra i frati e gli umanisti. Marco Buonocore

Sandra Cavallo/Tessa Storey, Healthy living in late Renaissance Italy, Oxford (Oxford University Press) 2013, XII, 312 S., Abb., ISBN 978-0-19-967813-6, € 85,17.

Die „Geschichte der Gesundheit", vor allem die historische Analyse von Anleitungen zur gesundheitsgerechten Lebensführung (inklusive der „Gesundheitsorganisation") erfuhr in den letzten Jahren einen Boom. Medizin- und Sozialhistoriker entdeckten hier ein breites Forschungsfeld. Auch in Deutschland widmeten sich, mit unterschiedlichen zeitlichen Schwerpunkten, mehrere Autoren diesem Thema (Schipperges, von Engelhardt, Seidler, Bergdolt, Gadebusch Bondio, Stolberg), wobei die Analyse von Cavallo und Storey allerdings keine deutschsprachige Sekundärliteratur aufweist. Im angloamerikanischen Umfeld wird dies bekanntlich nicht mehr als Defizit gewertet. Zunächst werden einige Printproduktionen des 16. Jh. zum Thema Prophylaxe und Longävität untersucht. Wer waren die Autoren, wer die Leser? Die Publikation eines Gesundheits-Bestsellers konnte die Karriere eines Arztes entscheidend beflügeln, wie der Fall der römischen Ärzte Baldassare Pisanelli und Castore Durante zeigt, die ihre Bücher traditionsbewußt, aber erfolgreich nach dem Prinzip der galenischen *res non naturales* gliederten (das Prinzip des „alten Weins in neuen Schläuchen" erschien offensichtlich erfolgversprechend!). Besorgt um das körperliche Wohl gierte man in einer Konsumgesellschaft, wie sie für die toskanischen Kommunen des Quattrocento charakteristisch war, nach „effektiven" Ratschlägen. Daß es sich in der Regel um Paraphrasierungen älterer Abhandlungen bzw. Mischungen altbekannter Thesen handelte, war kein Manko, im Gegenteil! Traditionelle Thesen hatten das Image der Seriosität. Überzeugend wird auch dargelegt, daß die gehobene Bürgerschicht, sobald bestimmte Krankheitszeichen auftraten, in der Regel den Arzt rief (und nicht erst, wie man lange glaubte, wenn die Selbsttherapie durch Familienmitglieder versagte). Von Laien geschriebene Lebenshilfen – im deutschsprachigen Raum sprach man von „Hausbüchern" – enthielten ebenso Kochrezepte wie subtile Hinweise für das Verhalten im Krankheitsfall. Philosophische Abhandlungen tendierten – nach antikem Vorbild – zur Lebensberatung, die das körperliche Wohl selbstverständlich einschloß. Immer mehr wurde zudem die Gesundheitserziehung Teil einer allgemeinen Pädagogik. Kein Wunder, daß auch Autobiographien, Briefe und Reiseberichte als wichtige Quellen dienen. Welchen Wert die Besitzer von Palästen und Villen der guten Luft bzw. Belüftung zumaßen, unterstreichen namhafte Architekturtheoretiker des 15. und 16. Jh. wie Alberti, Palladio, Cornaro und Falconetto, die hier vitruvianische Thesen rezipierten. Näher vorgestellt wird die römische Familie Spada, deren Palast (samt Bildprogramm) die Bedeutung des Gesundheits-Diskurses in adligen Kreisen des 17. Jh. unter Beweis stellt. Von großer Bedeutung war dabei immer noch die „Temperamentenlehre", konnte der Umgang mit den Leidenschaften doch, wie einst Theophrast behauptet hatte, „die Gesundheit erhalten oder zerstören". Der *Uomo universale* kümmerte sich deshalb um Körper *und* Seele. Auch die Pflege der „spiritus", über die man – erstaunlich mechanistisch – seelische Ausnahmezustände erklärte, war letztlich antikes Erbe. Als Geheimtipp galt die Fröhlichkeit, welche die

allgemeine *vis vitalis* stärkte. Unter den orthodoxen Galenisten des 15. und frühen 16. Jh. scheinen religiöse Tröstung oder seelisch-existentielle Betreuung bemerkenswerterweise eher verpönt gewesen zu sein. Das auf vielfache Weise anregende Buch ist flüssig geschrieben, leicht zu lesen und mit interessanten Illustrationen versehen. Unter Berücksichtigung sehr verschiedenartiger Quellen – von Castigliones Hofmann bis zu alltäglichen Trinksprüchen oder zur Freskenmalerei – werden wichtige Aspekte der Gesundheitsphilosophie der Frühen Neuzeit in Italien erläutert. Klaus Bergdolt

Helmut Glück/Mark Häberlein/Konrad Schröder (Hg.), Mehrsprachigkeit in der Frühen Neuzeit. Die Reichsstädte Augsburg und Nürnberg vom 15. bis ins frühe 19. Jahrhundert, Wiesbaden (Harrassowitz) 2013 (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart 10), XIV, 583 S., Abb. ISBN 978-3-447-06965-6, € 68.

Die drei Hg. legen mit ihrer fast 600 Seiten starken Untersuchung nicht nur ein umfangmäßig gewichtiges Buch vor. Es handelt sich nicht um einen herkömmlichen Sammelband, sondern um eine veritable Monographie, deren Ergebnisse auf einem mehrjährigen, von 2008 bis 2011 in Augsburg und Bamberg realisierten DFG-Forschungsprojekt zum Thema „Fremdsprachenerwerb und Fremdsprachenkompetenz in deutschen Städten des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit" beruhen. In diesem Forschungsvorhaben wurden umfangreiche Archiv- und Bibliotheksstudien in Augsburg und Nürnberg vorgenommen. Die (auch auf dem Titelblatt genannten) Projektmitarbeiter Magdalena Bayreuther, Amelie Ellinger, Nadine Hecht, Johannes Staudenmeier und Judith Walter lieferten das Quellenmaterial für die Darstellung und ihre Anhänge und steuerten zum Teil Entwürfe für einzelne Abschnitte bei. Im Anschluss an ein Vorwort, in dem unter anderem die Verantwortlichkeiten innerhalb des Projekts und seiner Auswertung dargelegt werden, und an eine recht knappe, aber in die wesentlichen Probleme adäquat einführenden Einleitung ist der Hauptteil des Werkes in fünf Kapitel gegliedert: Zunächst werden in Kapitel 1 die beiden untersuchten Städte Augsburg und Nürnberg hinsichtlich ihrer ökonomischen, sozialen und administrativen Strukturen und besonders ihrer Verbindungen zu anderen Sprachräumen vorgestellt, mit einer übersichtlichen, geographischen Binnengliederung nach einzelnen Sprachräumen, von Italien bis hin nach Palästina und in den Nahen Osten. Kapitel 2 ist der kaufmännischen Auslandslehre vom späten Mittelalter bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges gewidmet. Hierbei stehen zum einen die Lernorte mit ihren jeweiligen Spezifika (auf der Apenninenhalbinsel besonders Venedig), zum anderen Probleme und Praktiken des Fremdsprachenerwerbs (etwa Sprachmeister, Lehrwerke, mündliche und schriftliche Lehrmethoden) sowie eine Würdigung der Fremdsprachenkompetenz von Kaufleuten im Mittelpunkt. Es zeigt sich, dass mit Fug und Recht von einem „Standardprogramm der kaufmännischen Berufsbildung" (S. 5) im Hinblick auf die Aufenthalte in fremden Sprachräumen gesprochen werden kann. Davon getrennt wird in Kapitel 3 die patrizische

Bildungsreise mit thematischen Schwerpunkten auf Universitäten, Auslandsstudium und Kavalierstouren behandelt (diese Kapitel sind Mark Häberlein zu verdanken). Die umfangreichen Kapitel 4 (von Konrad Schröder) und 5 (von Helmut Glück) behandeln mit Akteuren und Institutionen des Fremdsprachenerwerbs in Augsburg und Nürnberg (Lernende, freie Sprachmeister, schulischer und universitärer Lehrkörper) beziehungsweise mit Sprachlehrwerken aus diesen beiden Städten und ihrer Verwendung sowie ihren Adressatengruppen Kernprobleme des Forschungsprojekts. Die Hauptergebnisse werden in einem kurzen, aber prägnanten Schlussteil einschließlich weiterer Forschungsperspektiven übersichtlich in zehn Punkten (etwa Systematisierung, Geschlecht, didaktische Entwicklung) präsentiert (S. 341–347). Neben einer fast 70 Seiten umfassenden Bibliographie, Tabellen, einem (in jedem guten Buch unentbehrlichen) Personen- und Ortsregister wartet der Band mit einem über 100 Seiten starken, chronologisch gegliederten Anhang „Quellen und Dokumente zur Mehrsprachigkeit in den Reichsstädten Augsburg und Nürnberg vom 15. bis zum 18. Jahrhundert" auf, der vor allem Editionen von archivalischen Quellen zu Sprachmeistern, Auszüge aus Sprachlehrbüchern, Titelkupfer und Abbildungen aus einschlägigen Lehrwerken sowie nicht zuletzt italienische Vokabellisten junger Sprachlernender enthält. Sicherlich ließe sich über Quisquilien wie die Frage, ob eine thematische Anordnung des Quellenapparates nicht zweckdienlicher gewesen wäre, oder über die zeitlichen Schwerpunkte innerhalb der einzelnen Kapitel und Abschnitte der Darstellung trefflich streiten. Außer Frage steht jedoch, dass mit diesem Werk unsere Kenntnis des Fremdsprachenerwerbs und der Fremdsprachenkompetenz in frühneuzeitlichen Reichsstädten auf eine völlig neue quantitative und qualitative Grundlage gestellt wird. Guido Braun

Marina Caffiero, Storia degli ebrei nell'Italia moderna. Dal Rinascimento alla Restaurazione, Roma (Carocci) 2014 (Frecce 189), 254 S., ISBN 978-8843074129, 19 €.

Mitte Juni 2015 verabschiedeten die Regierungen Spaniens und Portugals ein Gesetz, durch welches allen Nachfahren der im 15. Jahrhundert im Zuge der Politik der *Limpieza de sangre* („Blutreinheit") vertriebenen sephardischen Juden eine zweite Staatsbürgerschaft und die optionale Rückkehr auf die Iberische Halbinsel angeboten werden soll. Die Ankunft jener 1492 und 1497 Ausgewiesenen, die sich für eine Niederlassung in Italien entschieden hatten, bezeichnet die an der Universität La Sapienza in Rom lehrende und mit zahlreichen Publikationen im Bereich der italienisch-jüdischen Geschichte vertretene Autorin Marina Caffiero in ihrem neuesten Buch als das erste Trauma der Juden Italiens. Sie sieht es aus einer sich plötzlich ergebenden Konkurrenzsituation zwischen Alteingesessenen und Neuhinzugekommenen erwachsen. Dem ersten folgt in ihrer Darstellung der Geschichte der Juden Italiens in der Neuzeit ein zweites Trauma: jenes der Gründung von Ghettos in der Zeit vom 16. bis zum 18. Jh. Caffiero nähert sich ihrem durch die Klammer dieser beiden Traumata

zusammengehaltenen Untersuchungsgegenstand zunächst mittels einer demografischen, geografischen und politischen Präzisierung der jüdischen Gemeindelandschaft Italiens sowie deren Einbettung in heterogene Rechtsräume. Dabei geht sie von einer vieldimensionalen Verflechtung der jüdischen und christlichen Geschichte aus und stellt die mehrfachen Zugehörigkeiten der italienischen Juden in transkultureller und transnationaler Perspektive heraus. Diese Pluralität der Kontexte und Selbstverständnisse wird zudem im von ihr genutzten Begriff der „Judenheiten" („ebraismi", S. 29) evident, der auch im internationalen Forschungsdiskurs Verwendung findet (z. B. Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur, Im Auftrag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig hg. von Dan Diner, z. Z. 5 Bde., Stuttgart/Weimar 2011 ff.). Die Autorin verzichtet indes in ihrem Buch zugunsten eines gut lesbaren, allgemein gehaltenen thematischen Überblicks mit punktuellen Vertiefungen weitgehend auf eine ausführlichere Diskussion internationaler Forschungspositionen. Im Sinne ihres polydimensionalen Ansatzes verweist Caffiero auf die kulturelle, wirtschaftliche und politische Vermittlerfunktion eines seit dem 16. Jh. gewachsenen Netzwerkes jüdischer Bankiers- und Händlerfamilien in und zwischen den einzelnen jüdischen Gemeinden sowie der christlichen Mehrheitsgesellschaft Italiens. Einen Schwerpunkt setzt sie mit der Thematisierung der jüdischen Frau und ihrer Rolle in der italienisch-jüdischen Geschichte. Mobilität, Rechtsgleichheit, Geschäftsfähigkeit, Bildung, Mitgiftregelung und Stellung in der Familie hätten ihre Situation im Allgemeinen günstiger als jene der katholischen Christinnen der Zeit erscheinen lassen, (S. 65) wie sie anhand des Beispiels Beatriz Mendes de Luna/Gracia Nasi deutlich macht. Den Gedanken des Austausches zwischen Juden und Christen konnten, wie Caffiero betont, auch die häufig restriktive päpstliche Judenpolitik, die Ausweisungen, die Verbrennung von jüdischen Schriften, der Konversionsdruck und die Zwangstaufen nicht gänzlich unterminieren: Die jüdische Präsenz im urbanen christlichen Kontext sei trotz Ghetto viel bedeutender gewesen, als bisher angenommen (S. 107). An ausgewählten Beispielen zeigt die Autorin weiter, dass vorrangig im 17. Jh. über die Rückkehr zum Rationalismus Maimonides', die Hinwendung zum Historismus, die Übersetzungstätigkeit und den gelehrten Diskurs die mystisch-geschlossene, mit dem Ghetto verbundene kabbalistische Tradition zugunsten einer Öffnung und eines Dialogs mit der Umgebung revidiert wurde. Die Aufklärung schließlich markierte nicht nur eine Herausforderung für das jüdische Selbstverständnis, sondern brachte auch ihren eigenen Antijudaismus mit sich, wie Caffiero nachweist. Angesichts der auf „Blutreinheit" abzielenden antijüdischen spanischen Gesetzgebung im 15. Jh. schließt sie mit einer knapp gehaltenen und nicht nur aus diesem Grund Fragen aufwerfenden Relativierung der Trennung zwischen Antijudaismus und Antisemitismus im wissenschaftlichen Diskurs. (Vgl. zur Zweifelhaftigkeit klarer Kontinuitäten von Antijudaismus und Antisemitismus etwa auch Max Sebastián Hering Torres, Rassismus in der Vormoderne. Die „Reinheit des Blutes" im Spanien der Frühen Neuzeit. Frankfurt a. M. 2006). Carolin Kosuch

W. R. Albury, Castiglione's allegory. Veiled policy in the „Book of the courtier" (1528), Aldershot (Ashgate) 2014, 275 S., ISBN 978-1-471-42363-6, £ 63.

Große Literatur ist polysemisch. Daher ruft sie immer wieder neue Interpreten auf den Plan. Dies ist auch bei Castigliones „Libro del Cortegiano" der Fall, zu dem es eine fast unüberschaubare Anzahl von Auslegungen gibt. William Randall Albury macht nicht weniger als acht große aus (das Buch vom Hofmann als Benimmhandbuch, Portrait des Hofs von Urbino, Herrschaftsethik, nostalgischer Rückblick auf das Italien der kleinen Höfe vor dem Italienzug Karls VIII., politischer Überlebensratgeber, ästhetischer Traktat, literarische Unterhaltung, Modelldialog) und er fügt ihnen eine weitere hinzu. Wie der Titel es besagt, soll das Werk eine verdeckte politische Botschaft enthalten, die der Vf. enthüllen will. Sein Ausgangspunkt (Chapter 2) ist das Setting im Urbino des alternden, kränklichen Herzogs und päpstlichen Vikars Guidobaldo I. da Montefeltro und seines gerade siebzehnjährigen Neffen und tendenziell problematischen Nachfolgers Francesco Maria I. della Rovere kurz nach der Visite Papst Julius' II. im März 1507 im Rahmen seiner Bologneser Eroberungszüge. Die damals in Urbino verbliebenen päpstlichen Funktionäre werden als eigentliches Publikum der Dialoge identifiziert, eine mögliche Absetzung Guidobaldos oder Francesco Marias und eine Vereinnahmung der Herrschaft durch den Papst als Bedrohungsszenario dargestellt. Dieses Schicksal solle die Aufführung eines funktionierenden Hofes abwenden, der seinen Herzog auch bei Uneignung angemessen ausbilden und tragen kann. Dem Hofmann und seinem Handeln – so die Hauptthese des Buches – komme in diesem Szenario eine entscheidende Bedeutung zu, die allerdings aufgrund ihrer Brisanz dem *Cortegiano* lediglich verschlüsselt eingeschrieben und somit zu dechiffrieren sei. Sprachrohr der *veiled policy* sei, wie unter großem Aufwand (Chapter 3 und 4) nachgewiesen wird, der Interlokutor Ottaviano Fregoso. Die von ihm in Buch 4 dargelegte Analogie des Hofmannes zu einem Arzt sowohl des Fürsten als auch des Staates impliziere nicht nur einen Mitregierungsanspruch, sondern in Extremfällen auch die Option des Staatsstreichs oder Tyrannenmordes (Chapter 5). Fregoso spreche damit die Grundsätze von Castigliones politischer Philosophie aus, die im Unterschied zu Machiavellis Auffassungen an die Moral gebunden seien (S. 139, 157 f.). In einer chiastischen Werkstruktur strukturell verankert, finde diese politische Botschaft ihr Komplement in der neoplatonischen Zielvorstellung eines goldenen Zeitalters (Chapter 6). Mit diesen Erkenntnissen interpretiert Albury schließlich die bisher nicht hinreichend gedeutete Impresa auf Castigliones wahrscheinlich von Giulio Romano gestalteter Medaille neu (Chapter 7): Auf der Vorderseite zeige sie seine Büste in römischem Militärgewand, auf der Rückseite die von zwei Horen flankierte Aurora im Zweispänner über einer Weltkugel, deren Zentrum der Mittelmeerraum und besonders Italien bilde. In Kombination mit Castigliones Motto (*tenebrarum et lucis*), als dessen Basistext die *Legenda Aurea* ausgemacht wird, sei die Impresa mit ihren Bezugstexten (Platons Staatsschrift in Ficinos Gewand sowie Vergils Vierte Ekloge) in dreifacher Weise hinsichtlich eines Aufbruchs in das goldene Zeitalter zu verstehen:

erstens als intellektuelle Erleuchtung, zweitens mit Blick auf die Restauration Roms und des Papsttums in religiösem und politischem Sinne, und drittens als Allegorie der politischen Verpflichtungen des Hofmannes gemäß der *veiled policy* des „Libro del Cortegiano". Rezeptionszeugnisse dieser Lesart gibt es nicht. Die weitestgehend textimmanente, äußerst komplizierte Analyse ist indes stichhaltig. Albury hat mit großer Gelehrsamkeit eine bisher nicht in dieser Deutlichkeit hervorgehobene Deutungsschicht in quasi archäologischer Arbeit freigelegt. Doch man vergesse nicht: Castigliones Werk ist Literatur. Tobias Daniels

Klaus Unterburger, Unter dem Gegensatz verborgen. Tradition und Innovation in der Auseinandersetzung des jungen Martin Luther mit seinen theologischen Gegnern, Münster (Aschendorff) 2015 (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung 74), 155 S., ISBN 978-3-402-11092-8, € 24,80.

Diese „Vereinsschrift" hat es in sich. Im Grunde geht es um die Frage, welchen Sinn es macht, sich an lange zurückliegende Ereignisse zu erinnern. Wollen wir uns bestätigen? Abgrenzen? Alles beim Alten lassen? Der Anlass, dies zu erörtern, ist das Jahr 2017. Die Veröffentlichung von akademischen Thesen des Mönches Luther über den Ablass vor 500 Jahren brachte eine Bewegung hervor, die nach wie vor sehr unterschiedlich beurteilt wird. Das ist ja häufig so und dadurch geläufig. Aber was bedeutet diese „Glaubensspaltung" wirklich? Was stimmt in unseren Urteilen und unseren Vorurteilen? Der Vf. hat ein vorzügliches Studium von Quellen und Literatur hinter sich, bevor er seine Sicht der Dinge darlegt. Zunächst schildert er „ein problematisches katholisches Lutherbild". Dabei beschränkt er sich nicht auf jene Literatur, die „im Bann der Lutherkommentare des Cochläus" standen, die in manchen Ländern durchaus noch in unserer Zeit als bare Münze genommen werden. Vielmehr kritisiert er auch Joseph Lortz, der sich von diesem verzerrten Lutherbild längst gelöst hatte. Um den historischen Geschehnissen möglichst gerecht zu werden, wird deswegen der Zusammenhang von „Ekklesiologie und Christologie beim frühen Luther" analysiert. K. Unterburger stellt fest, dass nicht nur Christus uns „unter dem Gegensatz" verborgen ist, sondern auch die Kirche daran Anteil hat. Neben dem Apostel Paulus ist es Augustinus, den der Augustinereremit zur Begründung heranzieht. Das bringt ihn in Gegensatz zur Scholastik und zum Papalismus, den Gregor der Große entwickelt hatte. Im Bann des Apostels Paulus und des heiligen Augustinus lehnt der Mönch sich an das altkirchliche Kirchenrecht an und konzentriert seine Lehre auf den Gottessohn, auf Christus. Er ist das Haupt der Kirche. Die kirchliche Hierarchie hat zu dienen, nicht zu herrschen. Was gegen Christus ist, darf in der Kirche keinen Raum haben. Der Bettelmönch ist Doktor der Theologie. Dadurch partizipiert auch er am Lehramt. Er muss darauf achten, seinen Studenten nichts als die reine Lehre zu vermitteln. Da die Prälaten viele praktische Aufgaben haben, sollten sie mehr auf die „Lehrer" achten, trägt der Lehrende vor. Das hat seine Konsequenzen, als Kardinal Cajetan ihn

auffordert, der Kirche zu gehorchen. Da nicht nur Lehrer, sondern auch Kardinäle irren können, gibt Luther nicht nach, denn Gott ist mehr zu gehorchen als Menschen. Eine „Ekklesiologie des Notstandsrechts" hilft Luther, als seine Gegner ihn mehr und mehr bedrängen. Was ist eigentlich „reformatorische Erkenntnis und reformatorische Identität"? So ist das letzte Kapitel dieser Studie überschrieben. Der Vf. hält sich ganz an Luther, der erklärt hat, entscheidend sei für ihn gewesen zu verstehen, was mit „Gerechtigkeit Gottes" gemeint sei. Er habe erkannt, dass diese nicht eine „göttliche Eigenschaft" sei, „sondern als Handeln Gottes in uns durch den Glauben" verstanden werden müsse. Diese Erkenntnis, auch als „Turmerlebnis" beschrieben, müsse „vor ... 1515" erfolgt sein. Das zeigten alle bis dahin von ihm vorliegenden Quellen. Die Spätdatierer dieses Vorgangs auf 1518 versuchen nach dieser Studie, die lutherische Bewegung aus ihrem Widerstand gegen die römische Kirche hervorgehen zu lassen. Die Quellen zeigen anderes. Das wird knapp und klar dargelegt. Zustimmend werden Peter Manns und Otto Hermann Pesch zitiert: Luther sprengt „die Grenzen der alten Kirche ..., ohne sie deswegen zu verlassen" (Manns). Wer Luthers Schriften „liest, wird lange warten müssen, bis sich ihm einmal der Eindruck aufzwingt: Hier ist die Diskussion zu Ende ... Und je nachdenklicher er liest, desto weniger wird er sich wundern, wenn es am Ende vielleicht gar nicht dahin kommt" (Pesch). K. Unterburger befürchtet für 2017 die „Gefahr ... konfessioneller Abgrenzung". Seine an- und aufregende Studie kann dazu beitragen, dies zu verhindern. Man muss nur lesen. Wenige Deutsch- und noch weniger Lateinkenntnisse genügen. Wer sich einarbeitet, erlebt den Beginn einer neuen Etappe katholischer Lutherforschung. Gerhard Müller

Franz Posset, Unser Martin. Martin Luther aus der Sicht katholischer Sympathisanten, Münster (Aschendorff) 2014 (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 161), 190 S., ISBN 978-3-402-10526-9, € 32.

I „simpatizzanti cattolici" di Lutero cui accenna il titolo di questo volume sono il canonico del duomo di Augusta Bernhard Adelmann (1457–1523), l'eremita agostiniano Caspar Amman (1450 ca.–1524), il monaco benedettino Vitus Bild (1481–1529) e il parroco-predicatore Kaspar Haslach (1485 ca.–1540/1541). Posset ce ne offre un ritratto preciso e accurato in quattro medaglioni, in cui illustra i rapporti di questi ecclesiastici-umanisti con Lutero e descrive i loro scritti teologici. Di tutti e quattro sono disponibili da tempo studi biografici accurati, su cui Posset fonda la sua ricerca; tuttavia, rispetto a questi puntuali scavi eruditi su singoli personaggi, il volume mira a offrire un quadro sinottico della ricezione di Lutero ad Augusta tra il 1520 e il 1529, prima della „Protesta" di Spira e della celebre dieta imperiale del 1530. La scelta di partire da questi quattro religiosi per fondare un discorso sulla fortuna della prima Riforma si basa su ragioni di contesto molto precise. Adelmann, Amman, Bild e Haslach non solo nutrirono uguale fiducia nella predicazione di Lutero, ma coltivarono studi biblici di stampo umanistico nella stessa città e nello stesso periodo,

intrecciando duraturi legami personali. Bild e Amman furono amici, così come rapporti di vicinanza sono testimoniati anche tra Bild e Adelmann. Nulla si sa invece di contatti diretti tra Adelmann e Amman; pur in assenza di riscontri documentari sulla loro reciproca conoscenza, è attestato che furono entrambi discepoli di Johannes Reuchlin, con cui restarono sempre in ottimi rapporti. Infine, altro elemento caratteristico che lega strettamente queste esperienze è la loro inconcussa fedeltà alla Chiesa di Roma: malgrado le posizioni favorevoli verso alcuni aspetti della proposta luterana, nessuno di loro abbandonerà i propri conventi o i propri benefici per abbracciare la Riforma. È senz'altro quest'ultimo aspetto delle biografie dei nostri quattro religiosi ad attrarre l'attenzione di Posset e a costituire il presupposto della ricerca. Per mezzo di alcuni casi specifici l'autore intende provare come, nei primi anni della Riforma, il messaggio luterano non fosse inteso in senso polemico, ma riflettesse generali aspirazioni di riforma e una comune protesta contro Roma, condivisa ben aldilà della ristretta cerchia dei riformatori. La tesi di Posset, che non nasconde la propria personale partecipazione al movimento ecumenico, risuona chiara e forte fin dalle prime pagine del volume: Adelmann, Amman, Bild e Haslach dimostrano che negli anni Venti del Cinquecento si poté essere, al contempo, luterani e cattolici, almeno fino a quando i luterani non divennero „protestanti". Partiamo con ordine dal primo punto: l'analisi di contesto. Il volume di Posset è chiaro, informato e ben scritto, rivelando un'abile organizzazione del materiale in precedenza raccolto e schedato dagli eruditi locali. Se una lacuna deve essere riscontrata, è semmai la mancanza di un capitolo connettivo, che ci informi del contesto di Augusta nel terzo decennio del Cinquecento. Posset sceglie invece di concentrarsi sulle singole vicende biografiche, fornendo pregevoli affondi interpretativi. Per fare solo un esempio degno di rilievo, va messo in luce il capitolo dedicato ad Amman, in cui si lascia ampio spazio a una originale disamina della sua traduzione in tedesco dei Salmi, pubblicata ad Augusta nel 1523 (pp. 69–90). L'interesse dell'opera si comprende facilmente: essa fu una delle poche traduzioni della Bibbia in lingua volgare precedenti alla versione luterana. Tuttavia, oltre al primato temporale, essa offre anche una testimonianza preziosa del ruolo assunto da questo libro biblico nella discussione teologica del periodo. Come fa comprendere la ricerca di Posset, che presenta una precisa analisi testuale della traduzione di Amman in rapporto ad altre opere coeve, i Salmi furono in tutta Europa il banco di prova scelto dall'umanesimo cristiano per misurarsi con la riforma religiosa. Su quest'opera, che univa poesia e teologia in modo del tutto congeniale alla cultura del Rinascimento, si confrontarono fino alla metà del Cinquecento studiosi di ogni confessione, come dimostrano la straordinaria accoglienza tributata a Martin Butzer dagli ambienti cattolici e la fortuna delle traduzioni in volgare dei Salmi in tutta Europa. Non fu, questa, una scelta casuale: il salterio era una miniera inesauribile di argomenti teologici, che potevano essere interpretati e discussi a diversi livelli e dar vita a un confronto filologico e religioso sotto la bandiera dell'umanesimo, senza contrapposizioni frontali. In altre parole, l'umanesimo e gli studi biblici costituirono per tutto il primo Cinquecento il terreno di incontro per una discussione scevra di pregiu-

dizi confessionali. Traendo alimento da questa considerazione, Posset cerca di sostenere la „cattolicità" del primo Lutero, ovvero di dimostrare che molte delle massime luterane „davano voce a richieste pienamente cattoliche" (p. 12). Inutile dire che, in questi termini, la questione risulta *mal posée*. Il problema non consiste infatti nel registrare „cattolicesimo" e „protestantesimo" di Lutero in diverse fasi della sua vita, ma nel prendere atto del fatto che la Riforma diede risposte contingenti, spesso specificatamente „tedesche", a problemi spirituali e intellettuali di una parte della popolazione cristiana. In seguito, essa si sviluppò nella cosiddetta confessionalizzazione non in virtù di una stringente progettazione a tavolino, ma in seguito a più generali processi storici, che stavano germinando contemporaneamente in tutto il continente. A cambiare la prospettiva e a rendere il problema più confacente a una ricerca storica aconfessionale ha contribuito in misura significativa una storiografia di carattere antropologico, che ormai da 30 anni ha unito gli studi teologici sulla Riforma a una analisi socio-culturale del fenomeno religioso. In questo scenario generale, perde di eccezionalità il caso di quattro „simpatizzanti cattolici" di Lutero. Negli anni Venti del Cinquecento non era straordinario che alcuni ecclesiastici, interessati nella riforma morale e nella critica del Papato, chiamassero Lutero il „nostro Martino" e lo definissero un „araldo del vangelo". Non sorprende nemmeno che molti scegliessero di allontanarsi per tempo dalla strada luterana, non appena avevano compreso che essa avrebbe portato lontano dai tradizionali assetti della Chiesa tardo-medievale. Bisogna peraltro registrare come, nel caso degli ecclesiastici studiati nel volume, questo smarcamento dalle posizioni luterane sia avvenuto in tempi e modi diversi. Ci fu chi, come Adelmann, morì troppo presto per assumere decisioni durature; altri, come Haslach, furono costretti dalle inchieste giudiziarie a compiere la propria scelta (nel suo caso, sembra che non tornasse più al Papato, ma si avviasse piuttosto verso la Riforma svizzera, pur restando saldo nella propria cura d'anime); altri ancora, come Bild, si fermarono di fronte alle riforme sacramentarie proposte dai protestanti, preferendo rimanere fedeli alle formulazioni teologiche della Scolastica. Insomma, il quadro è composito. Appare pertanto difficile individuare schemi univoci, anche all'interno di circoli piuttosto omogenei, culturalmente e geograficamente, come quello di Augusta. In fin dei conti, il volume di Posset ci ricorda in primo luogo come la situazione religiosa del Cinquecento fosse fluida e complessa e vada esaminata con il microscopio, rifuggendo da rapide prospettive a volo d'uccello, in cui sembra più facile scorgere artificiose ripartizioni. Restano ovviamente numerose domande aperte e ancora ampi campi di ricerca da dissodare. Il volume si arresta al 1530, prendendo come barriera periodizzante la dieta augustana e la *confessio fidei* che qui i protestanti redassero. Tuttavia, il confronto religioso tra Lutero e i suoi „simpatizzanti cattolici" continuò anche in seguito. Benché si potessero avvertire progressivi irrigidimenti e iniziassero a essere innalzate frontiere confessionali, ancora per almeno due decenni, in certi ambienti si continuò a parlare di Lutero non come un eresiarca, ma come „un cattolico che sbaglia". Marco Cavarzere

Birgit Emich/Christian Wieland (Hg.), Kulturgeschichte des Papsttums in der Frühen Neuzeit, Berlin (Duncker & Humblot) 2013 (Zeitschrift für Historische Forschung; Beiheft 48), 290 pp., ISBN 978-3-428-14047-3, € 49,90.

Il volume collettaneo che qui si presenta è interamente composto da contributi di riconosciuti esperti tedeschi della storia di Roma in età moderna. Frutto di ricerche ormai consolidate, questo lavoro offre un interessante approccio alla storia del papato e ci avvicina nei singoli contributi a diversi aspetti della storia curiale e italiana. Ciò avviene in due modi: da un lato si presenta al lettore un ampio spettro di casi con i quali storici, storici della Chiesa e storici dell'arte illustrano lo stato attuale della ricerca tedesca sulla storia del papato. Da un altro lato, l'attenzione a diversi strumenti della comunicazione simbolica quali fede, potere, dominio, ambizione ma anche sudditanza, lealtà e fiducia dimostra quanto possa essere fecondo il potenziale della storia culturale per un ambito che la ricerca tedesca ha finora analizzato in chiave di storia strettamente politica e istituzionale, per quanto alcuni dei criteri utilizzati nei testi avrebbero tratto profitto da un confronto più approfondito con i risultati della ricerca italiana. Gli editori dichiarano, del resto, i loro intenti fin dall'introduzione: offrire una panoramica della storia culturale del papato di lingua tedesca, che essi, muovendo dagli studi di Wolfgang Reinhard sulla micro-politica papale collegano ai lavori – anche loro propri – che a quegli studi si ispirano. Nel primo contributo, dedicato al pontificato di Adriano VI, Birgit Emich lavora con il concetto di „estraneità" e indaga i meccanismi di comunicazione, messi in atto nella propaganda rivolta contro i Paesi Bassi. In tal modo l'autrice dimostra quanto il papa stesso facesse di umiltà cristiana, devozionė e formazione culturale elementi centrali della propria autorappresentazione e come, già dai contemporanei, questi stessi elementi fossero trasformati in motivi di estraneità e persino in attributi di nordica barbarie. Un importante ruolo in tale direzione giocarono le divergenze esistenti fra umanisti sud- e nord europei, che dovevano diventare significative anche per le successive elezioni dei pontefici. Lo studio di Arne Karsten prende spunto dal carattere elettivo della monarchia papale e mette in relazione con questo fenomeno il sontuoso allestimento di varie tombe di papi e dignitari. L'autore analizza l'apparentemente quasi tragica discrepanza fra le disposizioni, dettate dal diretto interessato, di una sepoltura pia e umile, e il reale monumento funebre commissionato dai suoi eredi. Karsten dimostra come la rappresentazione funeraria serva innanzitutto alla legittimazione del potere, poiché il papato non poteva contare su altri fattori quali ad esempio la genealogia. In secondo luogo vi svolgono un ruolo importante i diversi casati coinvolti, poiché la sontuosità del monumento divenne un elemento importante nelle strategie di autoaffermazione sociale anche per famiglie di livello inferiore rispetto a quella del pontefice. Nel suo contributo sugli scritti politici del medico bolognese Camillo Baldi (1550–1637) Nicole Reinhardt persegue un approccio di storia delle idee. Analizza le pratiche scrittorie di Baldi, che introducono il lettore in un mondo di censura e persecuzione, nel quale era necessario affinare l'arte della dissimulazione e dell'am-

biguità per poter pubblicare. Hillard von Thiessen tratta nel suo contributo del viaggio come pratica sociale e simbolica. Relativizzando le conclusioni finora tratte dalla ricerca, von Thiessen ritiene che la comunicazione di età moderna si basasse in modo determinante sulla coesistenza e mescolanza di cultura orale locale e cultura scritta transnazionale. Assumendo come oggetto di analisi rapporti sociali e di servizi asimmetrici a grande distanza l'autore riesce a dimostrare – prendendo ad esempio nunzi, clienti e diplomatici spagnoli – come i viaggi e la velocità di viaggio venivano intrapresi e determinati da clienti e impiegati non solo in funzione dello spostamento, ma anche come mezzo di comunicazione con i propri patroni e committenti. Christian Wieland, nel suo contributo sui fiorentini a Roma sceglie un approccio che si può definire di storia delle emozioni. Sulla scorta di categorie come „fiducia", „sfiducia" e „lealtà" l'autore descrive l'ambiguo rapporto fra il signore territoriale e i suoi sudditi stabilitisi nella non lontana città pontificia. L'autore dimostra come la fiducia che i Medici nutrirono nei confronti dei loro concittadini emigrati a Roma durante l'esilio e durante il pontificato dei papi Medici andò poi perduta, e spiega il fenomeno con lo stabilirsi della dinastia signorile a Firenze. Wieland dimostra inoltre come le azioni che ne derivarono indussero necessariamente i cosiddetti fuoriusciti a mettere in atto, come contromossa, nuove strategie atte a creare fiducia. Julia Zunkel indaga fino a che punto l'azione simbolico-rituale abbia contribuito alla stabilità del papato dopo il concilio di Trento. A tale scopo rivolge la sua attenzione in particolare alla crescente importanza del culto mariano, alla cosiddetta „svolta mariana" avvenuta sotto Pio V e al corrispondente riadattamento del cerimoniale papale. L'autrice accoglie la tesi di Wolfgang Reinhard circa l'efficacia del „concilio escogitato" quale motore di tali fenomeni. Zunkel dimostra che affrontare questi fenomeni ricorrendo ad un approccio di storia culturale può colmare il divario fra una storiografia del papato di stampo micropolitico e strutturalistico da un lato, e una „storia della Chiesa di ispirazione antropologica e religioso-sociologica" (p. 217) intesa a sviscerare una cultura confessionale specifica. Il volume si conclude con il contributo di Günther Wassilowsky, che ha un impianto di storia della Chiesa. L'autore si occupa di cultura confessionale, indagando il concetto teologico che non solo costituisce l'essenza del cerimoniale papale, ma è anche alla base della generale (auto)rappresentazione della Chiesa romana. Indagare l'importanza della rappresentazione significa di fatto indagare il dibattito circa la corretta comprensione di eucaristia e celebrazione eucaristica. Wassilowsky studia le radici genuinamente religiose della presunta teatralizzazione del cattolicismo e dimostra come la cultura confessionale post-tridentina realizzi attraverso una rappresentazione esteriore niente meno che il proprio mutamento interiore. Tutti gli autori dimostrano nei loro contributi quanto fecondo possa essere un approccio di storia culturale per lo studio del papato. Ognuno di loro ha scritto un articolo con uno stile linguisticamente molto gradevole e il libro è certamente un contributo importante nel panorama scientifico non solo tedesco. C'è dunque da augurarsi che il volume abbia una recezione maggiormente internazionale. Andreea Badea

Guido Braun, Imagines Imperii. Die Wahrnehmung des Reiches und der Deutschen durch die römische Kurie im Reformationsjahrhundert (1523–1585), Münster (Aschendorff) 2014 (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der neueren Geschichte e. V. 37), 840 pp., ISBN 978-3-402-14765-8, € 89.

Il ponderoso volume di Guido Braun rappresenta un eccellente esempio di studio che unisce una originale ricerca storico-antropologica alla ricchezza documentaria analizzata con competenza e puntualità, mai separate da una interpretazione che permette di contestualizzare e di procedere ad una critica delle fonti, del linguaggio usato e delle sfumature semantiche che, in questo contesto, vanno ben oltre l'aspetto filologico. Il volume si articola in dieci densi capitoli, conclusi da un ricco elenco delle fonti e della bibliografia consultate, insieme ad una appendice iconografica relativa alla rappresentazione 'moderna' del mito medievale dell'elezione imperiale (pp. 775 sg.) e da un dettagliato indice che rende agevole la consultazione del testo. I capitoli sono preceduti da un'ampia introduzione nella quale l'autore si sofferma sia sull'analisi della più recente storiografia, soprattutto tedesca, che ha considerato i rapporti fra la Curia romana e l'Impero nel Cinquecento, sia fa emergere con chiarezza le caratteristiche delle fonti – per lo più le nunziature, le istruzioni per i diplomatici pontifici e le loro relazioni sull'attività svolta – ma presenta anche la metodologia di ricerca e, soprattutto alcuni concetti euristici, già formulati proprio da storici tedeschi come Volker Reinhart, Peter Burschel e Wolfgang Reinhard e che hanno dato impulso ad una originale prospettiva di ricerca soprattutto della storia diplomatica, sottolineando la potenzialità e insieme i limiti delle nunziature per indagare anche la storia culturale, la formazione di saperi e, soprattutto, la „percezione dell'altro". Nel caso in questione, si tratta di una realtà ‚altra' – quella del Sacro Romano Impero, dei suoi principi e di tutta la popolazione – i tedeschi, insomma, intesi in un senso generale, generico e per lo più negativo – che proprio nel Cinquecento è divenuta un ostile terreno per Roma e per i suoi diplomatici, proprio nell'arco cronologico considerato nel volume (1523–1585). Un concetto – quello della percezione dell'altro e della interiorizzazione sia a livello individuale che collettivo – che conduce poi alla generalizzazione ed alla creazione di stereotipi con i quali etichettare una cultura, un popolo, una nazione senza distinguo: topoi negativi, di solito, il cui uso è strumentale e funzionale in una determinata situazione politica. Non mancano, a questo proposito, esempi recenti, anzi contemporanei. La percezione dell'altro avviene però, come sottolinea Braun sulla scorta di affermazioni di noti antropologi, sempre attraverso il filtro della propria cultura, della autopercezione e della propria presunta e rivendicata superiorità. Questa osservazione rende, di conseguenza, sempre sottile l'analisi delle fonti e la sottolineatura dei loro limiti euristici, dall'altra permette all'autore di comprendere sia quali fossero i filtri attraverso i quali i diplomatici pontifici percepivano l'altro e se questi filtri culturali cambiassero nel tempo – la formazione umanistica, giuridico-canonistica, le precedenti esperienze diplomatiche e di governo, la stessa provenienza sociale forgiata spesso dalla cultura nobiliare – sia i modi di

trasmissione, e spesso della standardizzazione, della loro percezione dell'altro e la diffusione non solo nell'ambiente curiale nel quale ritornavano al termine della missione diplomatica. È ben chiaro all'autore il policromo mondo dell'informazione romano, la centralità che Roma assunse in età moderna nella ricezione, elaborazione e trasmissione di informazioni e nel loro uso, non solo politico. Come dimostra la *Relatione dello stato presente dell'Imperio* scritta da Carlo Carafa e analizzata dall'autore come esempio di quanto l'informazione, pur aggiornata sull'Impero, rimanesse condizionata dall'intransigenza confessionale che percepiva come negativo tutto il mondo conquistato dall'eresia, i suoi uomini, la sua cultura, la stessa quotidianità. Un'immagine negativa destinata a perdurare ed a condizionare i rapporti fra la curia romana e il mondo germanico, almeno ufficialmente e a livello diplomatico.

Irene Fosi

Gigliola Fragnito, Storia di Clelia Farnese. Amori, potere, violenza nella Roma della Controriforma, Bologna (Il Mulino) 2013, IX, 306 S., 10 Abb., ISBN 978-88-15-24661-5, € 25.

Am Abend des 25. Juni 1587 wurde Clelia Farnese (1557–1613), die illegitime Tochter des Kardinals Alessandro Farnese und Großnichte Pauls III., in Rom unter Arrest gestellt und mit einer Kutsche in die Rocca von Ronciglione verbracht, um sie dort nach dem Willen ihres Vaters für eine Verheiratung in zweiter Ehe mit Marco Pio di Savoia, Fürst von Sassuolo, gefügig zu machen, die am 2. August desselben Jahres in Caprarola stattfand. Diese Episode steht im Zentrum einer von Gigliola Fragnito verfaßten biographischen Skizze über die natürliche Tochter des *Gran Cardinale*. Die emeritierte Professorin für Neuere Geschichte an der Universität Parma schließt damit eine Forschungslücke. – Clelia wurde zu einer Zeit geboren, als es für „natürliche" Kinder von ranghohen Prälaten schwierig geworden war (leicht war es nie), sich gesellschaftlich zu etablieren. Der Geist von Trient und sittenstrenge Päpste wie Paul IV. und Pius V. setzen enge Spielräume. Es verwundert deshalb nicht, daß die Jugendjahre Clelias im Dunkeln liegen. Sie wurde vermutlich zunächst von ihrer Großmutter Girolama Orsini und später (hier bewegen wir uns auf sicherem Boden) bei ihrer Tante Vittoria Farnese in Urbino erzogen bis zu ihrer Hochzeit mit Giovan Giorgio Cesarini 1571 in Rocca Sinibalda, dem einzigen männlichen Nachkommen einer römischen Adelsfamilie mit hohem kurialen (sie stellte allein im 15. Jh. drei Kardinäle) und kommunalen (1530 wurde ihr das Amt des *gonfalionere del Popolo romano* auf Lebenszeit verliehen) Prestige sowie bedeutendem Immobilien- und Landbesitz in Rom und in Latium (S. 28–30). Die Verbindung kam beiden Seiten entgegen: Clelia brachte neben ihrer außerordentlichen Schönheit, die in Gemälden festgehalten und von Montaigne (S. 115 f.) und Tasso (S. 183) gepriesen wurde, auch eine bedeutende Mitgift in die seit dem Pontifikat Pauls IV. von Schulden geplagte, kaisertreue Familie mit, die Farnese konnten ihren illegitimen Sproß in einer ange-

sehenen römischen Familie unterbringen, die verwandtschaftliche Beziehungen in den römischen Hochadel aufwies (die Mutter des Bräutigams war eine Colonna). Die Ehe verlief nicht überaus glücklich. Giovan Giorgio verbrachte auch nach der Hochzeit viel Zeit beim Spiel und mit Geliebten und auch Clelia schien Gefallen gefunden zu haben an einer Reihe von *corteggiatori*, unter denen der Kardinal Ferdinando de' Medici zum Mißfallen von Alessandro Farnese hervorstach. 1585 starb Giovan Giorgio Cesarini im Alter von nur 35 Jahren. Er hatte jedoch bereits 1581 Verfügungen für den Todesfall getroffen. In diesem Testament wurde der einzige Sohn Giuliano zum Alleinerben und Clelia zu seinem Vormund und Verwalterin des Familienvermögens bestimmt. Allerdings wurde Clelia zur Auflage gemacht, sich nicht mehr zu verheiraten und ihren Wohnsitz im Palazzo Cesarini beizubehalten. Das zweite, durchaus ungewöhnliche Junktim spiegelt das schwierige Verhältnis zwischen Giovan Giorgio und seinem kardinalizischen Schwiegervater wider, der ständig das Ehe- und Familienleben seiner Tochter zu kontrollieren versuchte. Hatte schon vor dem Tod Cesarinis die Lebensführung Clelias ihrem Vater Anlaß zu erhöhter Sorge gegeben vor allem angesichts seiner Ambitionen bei einem künftigen Konklave, so waren die Gerüchte, die in Rom über den lockeren Lebenswandel der Witwe Cesarinis in Umlauf waren, nicht dazu angetan, Kardinal Alessandro zu beruhigen, vor allem weil Clelia sich allen Plänen des Vaters hinsichtlich eines zweiten Eheprojekts entzog. Deshalb kam es kurze Zeit später in Absprache mit seinem Neffen Alessandro, Oberbefehlshaber der spanischen Truppen in den Niederlanden und seit 1586 Chef des Hauses Farnese, zu der drastischen Entscheidung des Kardinals, Clelia gegen ihren Willen aus Rom zu entfernen und neuerlich zu verheiraten (S. 157 f.). Clelia blieb im verhaßten Sassuolo bis zum gewaltsamen Tod ihres zweiten Mannes, der 1599 Opfer eines Mordkomplotts wurde. Ihre letzten Jahre verbrachte Clelia in Rom, ohne an den Glanz früherer Jahre anknüpfen zu können. – Es lag nicht in der Absicht von G. Fragnito, eine vollständige Biographie Clelias vorzulegen, wie im übrigen die Einführung unterstreicht (S. 12); sie wollte sich vielmehr aus nachvollziehbaren Gründen auf die römischen Jahre Clelias zwischen 1571 und 1587 konzentrieren, in dem sich der für ihre Protagonistin zentrale Konflikt zwischen Vater und Tochter anbahnte und schließlich in der Arrestierung Clelias kulminierte. Clelia Farnese stehe deshalb beispielhaft für die These „a non generalizzare o sopravalutare il ruolo politico delle donne in ambito pubblico a sostegno delle strategie di famiglia" (S. 14) im Gegensatz zu ihrer ebenfalls „illegitimen" Verwandten Margarete von Österreich, die nicht nur durch ihre Eheschließungen, sondern auch durch ihre Statthalterschaft in den Niederlanden eine große politische Funktion für die *Casa d'Austria* erfüllte. Für die Abfassung der Studie wurden eine Fülle von Archiven konsultiert (S. 207 f.) und verschiedenste Dokumente (Farnese- und Medicibriefwechsel, *Avvisi*, Notariatsregister etc.) ausgewertet. Auf eine genaue Übersicht der benutzten Fondi und eine Bibliographie wurde leider verzichtet. Der Bd. schließt mit zwei Stammbäumen (zu den Cesarini und Farnese) und einem Register der Eigennamen. Fragnito hat eine anregende Lebensskizze einer weiblichen Figur der zweiten Hälfte des römischen Cinquecento vorgelegt, deren Lebensentwurf letzt-

endlich nicht am Makel ihrer illegitimen Geburt, sondern an der ehrgeizigen Karriereplanung und der persönlichen Feindschaften ihres Vaters gescheitert ist.

Alexander Koller

Roberto Pancheri, Il concilio di Trento. Storia di un'immagine, Trento (Temi) 2012 (Temi di storia dell'arte), XV, 230 S., Abb., ISBN 978-88-97372-33-2, € 20.

Das vor gut 450 Jahren zu Ende gegangene Konzil von Trient hat nicht nur zahlreiche historiographische Darstellungen und Diskurse hervorgerufen, sondern wurde auch wiederholt mit ihren Protagonisten (Legaten, Konzilsväter, Botschafter weltlicher Fürsten, Prediger) und Schauplätzen zum Gegenstand bildlicher Darstellung. Roberto Pancheri beschreibt in der vorliegenden Publikation die verschiedenen Versuche und Ansätze, das Tridentinum ikonographisch festzuhalten beginnend mit zwei Stichen aus dem letzten Jahr der Synode bis hin zu den drastischen Gemälden von Aligi Sassu aus dem 20. Jh. Der Vf. konnte sich bei seinen Studien und Recherchen auf Material stützen, das der Wiener Kunsthistoriker Kurt Rathe bis zu seinem Tod 1952 zusammengetragen hatte und das heute im *Museo Diocesano* von Trient aufbewahrt wird. Obgleich es auch viele Zusammenkünfte der Konzilsväter in der Kathedrale von Trient gab, wurde die halbkreisförmige Holztribüne in Santa Maria Maggiore, wo ab 1562 die *congregazioni generali* stattfanden, für die weitere ikonographische Wiedergabe stilbildend und schon von den Zeitgenossen mit dem Bild des *theatro* assoziiert (S. 96) in Analogie zur Stadt Trient, die in jenen Jahren als Weltbühne empfunden wurde (Paolo Paruta). Zentren der frühen Trient-Malerei waren Venedig, dem wichtigsten Finanzplatz und wirtschaftlichem Bezugspunkt von Trient während des Konzils (Jedin), und Rom, wo die Familie Pauls III., der 1545 das Konzil einberufen hatte, erst allmählich diese kirchenpolitische Maßnahme im Rahmen der *Fasti Farnesiani* im Palazzo Farnese (als Hintergrund bzw. Kontrast zur Darstellung der Schlacht bei Mühlberg) und in der *Anticamera del Concilio* in der Sommerresidenz in Caprarola bildlich festhalten ließ, neben dem unter Pius IV. im Apostolischen Palast entstandenen und dem aussagekräftigen, von Markus Sittich von Hohems, dem Nepoten Pius' IV, in der nach ihm benannten Kapelle Santa Maria Maggiore in Auftrag gegebenen Fresko. In Trient entstand die erste bildliche Wiedergabe der Kirchenversammlung in der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, wobei verwundert, daß die verschiedenen Bischöfe von Trient und Kardinäle aus der Familie Madruzzo in der zweiten Hälfte des 16. und im beginnenden 17. Jh. offensichtlich keinen Künstler betrauten, die berühmte, in ihrer Heimatstadt tagende Synode der Nachwelt bildlich zu überliefern. Erst das 1633 entstandene Gemälde von Elia Naurizio (heute im *Museo Diocesano*) erfüllte diese Funktion und wurde trotz seiner Anachronismen (S. 74) zum festen Bestandteil des Besuchsprogramms von illustren Reisenden (u. a. Christine von Schweden, Pius VI.), die während ihres Trientaufenthalts die Kirche Santa Maria Maggiore besuchten, wo das Gemälde bis ins 20. Jh. hing. Die lateinischen Inschriften hätten eine sorgfältigere

Wiedergabe erfordert (S. 34, 79, 93, 95, 112). Dem Band ist ein Register der Eigennamen und eine Chronologie des Konzils von Trient beigegeben. Alexander Koller

Robert Bireley, Ferdinand II, Counter-Reformation Emperor, 1578–1637, Cambridge (Cambridge University Press) 2014, XII, 324 pp., ISBN 978-1-107-06715-8, £ 65.

Con questo studio sull'imperatore Ferdinando II, prima biografia in lingua inglese, Robert Bireley, professore emerito di Storia alla Loyola University di Chicago, ritorna su uno dei suoi temi favoriti: il rapporto tra politica e religione nell'Impero nel corso del XVII secolo. L'opera si inserisce nel rinnovato filone delle biografie politiche che negli ultimi decenni hanno ripreso e profondamente rinnovato il genere, mettendo in luce il contributo dei regnanti e dei loro principali ministri e allo stesso tempo facendo emergere la complessità dei contesti nei quali essi si trovarono ad operare. Mentre i suoi contemporanei sono stati oggetto di puntuali biografie – suo figlio e successore Ferdinando III ne ha collezionate recentemente due (L. Höbelt, 2008; M. Hengerer, 2012) – l'ultimo studio complessivo su Ferdinando II è da ricercare nel XIX secolo (Fr. Hurter, Geschichte Ferdinands II. und seiner Eltern, 11 vol., 1850–1864), anche se non mancano lavori recenti su periodi o tematiche circoscritte del suo governo. Ferdinando II ben si presta a studiare i rapporti tra politica e religione, secondo la prospettiva scelta dall'Autore (p. viii) ed enunciata nel titolo: educato dai gesuiti nel collegio di Ingolstadt, alla morte del padre Carlo d'Asburgo il giovane arciduca operò per il ritorno al cattolicesimo delle terre austriache da lui governate e, una volta cinta la corona imperiale, si impegnò a mantenere nell'impero il posto che la tradizione assegnava alla religione cattolica, in un contesto fortemente segnato dalle problematiche di natura confessionale. In particolare, grazie all'opera del suo confessore e consigliere Guglielmo Lamormaini, *Ferdinandi II. Romanorum Imperatoris Virtutes*, pubblicata a Vienna un anno dopo la sua morte, Ferdinando è divenuto il modello della *pietas austriaca*, un'immagine che ha connotato la dinastia e influenzato fortemente l'immagine e la politica dei suoi successori. L'opera, articolata in otto capitoli, segue cronologicamente il percorso della vita e mette in evidenza la trama di rapporti al centro della quale venne a trovarsi il protagonista e che egli stesso contribuì attivamente a costruire: legami familiari, politici e confessionali con la Baviera e con la Spagna, rapporti di fiducia con i suoi consiglieri e collaboratori che, secondo lo spirito del tempo, furono scelti tanto tra i laici quanto tra gli ecclesiastici, rapporti con entità esterne, quali la Francia o la Santa Sede, in particolare Urbano VIII, i quali nell'insieme della narrazione, senza nulla togliere all'importanza del ruolo da essi svolto, appaiono decentrati rispetto agli interessi di Ferdinando. La ricostruzione privilegia i rapporti con i principi dell'impero, segnati dalla complessità e dalla varietà degli interessi politici e dalle scelte confessionali: l'asse con Massimiliano di Baviera, che si mantenne solido, nonostante le divergenze manifestatesi all'inizio degli anni Trenta, il percorso compiuto nei confronti dei principi protestanti, in particolare del duca

di Sassonia, che passò da una leale collaborazione a una crisi profonda, motivata dall'editto di restituzione del 1629, per risolversi finalmente nella pace di Praga nel 1635. La successiva elezione a Re dei Romani del figlio Ferdinando, unanimemente scelto l'anno seguente alla dieta di Ratisbona, a differenza di quanto era avvenuto solamente sei anni prima, confermò al tempo stesso la riconciliazione tra i principi e la stabilità dell'istituzione imperiale. In contrasto con l'immagine ottocentesca di Ferdinando, che lo presentava rigidamente vincolato al confessionalismo cattolico e succube dei suoi consiglieri gesuiti, l'Autore sottolinea come l'analisi della situazione in cui venne a trovarsi l'impero, teatro di scontri militari e minacciato nella sua coesione dall'intervento di forze esterne, quali la Svezia e la Francia, portò l'imperatore a superare, anche se con fatica e con un ritardo che contribuì a prolungare la guerra, le sue intransigenze ideologiche, distanziandosi dalla politica massimalista di Urbano VIII e dalla rigida visione confessionale di Lamormaini. In questo modo consolidò la dinastia, dopo i deboli regni di Rodolfo II e di Mattia, e preparò un periodo di stabilità e di potenza politica dell'impero, dal quale trasse beneficio anche la confessione cattolica. Nonostante il volume non presenti il consueto elenco di fonti e bibliografia, scorrendo le note a piede di pagina si nota tuttavia la scelta attenta operata tra le fonti archivistiche e le pubblicazioni antiche e recenti, sulle quali si fonda questo lavoro, frutto di una riflessione di lungo periodo. Silvano Giordano

Anna Blum, La diplomatie de la France en Italie du nord au temps de Richelieu et Mazarin. „Les sages jalousies", préface de Lucien Bély, Paris (Classiques Garnier) 2014 (Histoire des Temps modernes 1), 701 S., ISBN 978-2-8124-2030-6, € 49.

Aus der Perspektive des französischen Prinzipalministers Kardinal Richelieu bildete Italien im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges das „Herz der Welt". Im Konflikt der Bourbonen mit den spanischen Habsburgern, die weite Teile der Apenninenhalbinsel, namentlich Neapel-Sizilien und Mailand, direkt beherrschten, und deren Wiener Verbündeten stellten die norditalienischen Staaten strategisch und politisch äußerst wichtige (potentielle) Allianzpartner für beide Parteien dar, um deren Gunst nicht zuletzt mit heirats- und klientelpolitischen Mitteln gerungen wurde. Anna Blum untersucht in ihrer höchst instruktiven und detaillierten Studie, mit der sie an der Sorbonne durch Lucien Bély promoviert wurde, die diplomatischen Aktivitäten Frankreichs in Norditalien vom Übergang des „verdeckten" Krieges zur offenen militärischen Konfrontation mit dem Katholischen König in den 1630er Jahren bis zum Pyrenäenfrieden 1659. Unter dem nach Richelieus Tod 1642 dominierenden Einfluss des aus Italien stammenden Prinzipalministers Mazarin entwickelte Frankreich den überzeugend dargelegten Ergebnissen Blums zufolge weit über die norditalienische Staatenwelt hinausgreifende Konzeptionen und Ziele, die letztlich auf die Unterminierung der spanischen Herrschaft über Neapel zielten und erst nach dem Verlust der im *Stato dei Presìdi* eroberten befestigten Häfen zu Beginn der 1650er Jahre

wieder einer stärkeren Konzentration auf Norditalien wichen. Gleichwohl avancierten gerade in den 1640er Jahren Katalonien und Flandern aus französischer Sicht zu den Hauptkriegsschauplätzen, denen gegenüber Italien an Bedeutung einbüßte. Blum analysiert im chronologisch angelegten ersten Teil ihres Buches die politische und die damit untrennbar verknüpfte militärische Entwicklung (diplomatisches und militärisches Handeln lag oftmals in ein und derselben Hand), wodurch sie bereits empfindliche Forschungslücken schließen kann. Im zweiten Teil liefert sie zudem eine Struktur- und Alltagsgeschichte der französischen Diplomatie in Italien um 1650 aus kultur- und sozialgeschichtlicher Perspektive. Das erste Hauptkapitel befasst sich mit den Praktiken der Diplomatie, dem korrespondenzbasierten Instruktions- und Berichtswesen, dem diplomatischen Sprachgebrauch und den dahinter stehenden Normen, den Netzwerken, Klientelbeziehungen, Korruption und Spionage. Das zweite Hauptkapitel widmet sich zum einen den französischen Botschaftern in Norditalien, ihrer Einbindung in familiäre Netzwerke und ministerielle Klientelbeziehungen, zum anderen der Gesellschaft („société") der italienischen Gesandten in Paris. Das dritte und letzte Hauptkapitel untersucht Fürsten als Akteure und Objekte diplomatischen Handelns, namentlich die Mobilisierung von materiellen Ressourcen (Pensionen, Herrschaften, Kirchenpfründen) und Eheschließungen zur Flankierung französischer Außen- und Bündnispolitik, aber auch zum Ausbau persönlicher Netzwerke (etwa Mazarins). Vor dem Hintergrund eines solchen weiter gefassten Verständnisses erweist sich Diplomatiegeschichte als integraler Bestandteil einer Sozial- und Kulturgeschichte des Ancien Régime. Die Vf. argumentiert auf der Grundlage einer fundierten Quellen- und Literaturkenntnis. Neben der französischen und italienischen Forschung berücksichtigt sie auch englische und deutsche Beiträge. Dass bei einem solch weit gespannten thematischen Zuschnitt sich gelegentlich Lücken in der benutzten Forschungsliteratur zeigen, ist fast zwangsläufig. Bedauern ließe sich etwa im Kapitel über den Westfälischen Frieden (S. 239–282) das Fehlen der Habilitationsschrift M. Rohrschneiders über die spanische Politik auf dem Westfälischen Friedenskongress, der Studien K. Repgens zur Friedensmediation Fabio Chigis (gerade auch zwischen Frankreich und Spanien) sowie der Beiträge B. Stollberg Rilingers zu Zeremonialproblemen. Ebenso weiterführend wäre die systematische Auswertung der gerade an italienischen Betreffen sehr reichhaltigen französischen Korrespondenzedition in den „Acta Pacis Westphalicae" gewesen, auf die nur punktuell rekurriert wird (im Übrigen ist die Gesamtedition im Quellen- und Literaturverzeichnis fehlerhaft aufgenommen). Sehr lobenswert ist hingegen (nicht zuletzt auch in diesem Kapitel) die breite archivalische Quellengrundlage, auf der weite Strecken der Darstellung basieren (für Münster vor allem die Korrespondenz zwischen dem dort für Savoyen akkreditierten Unterhändler Saint-Maurice und der savoyischen Regentin Christina von Frankreich). Die wenigen kritischen Einwände sollten nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich um eine wegweisende Studie nicht nur zu den französisch-italienischen Beziehungen der 1630er bis 1650er Jahre, sondern zur europäischen diplomatischen und politischen Kultur des 17. Jh. schlechthin handelt und

um eine der bedeutendsten Monographien, die in den letzten Jahren auf diesem Feld vorgelegt wurden. Sowohl der erste, chronologisch angelegte, wie auch der zweite, systematisch gegliederte Hauptteil der Studie bestechen durch analytische Klarheit und eine auch sprachlich brillante Darstellung. Guido Braun

Rudolf Schlögl, Alter Glaube und moderne Welt. Europäisches Christentum im Umbruch 1750–1850, Frankfurt a. M. (S. Fischer) 2013, 540 pp., ISBN 978-3-10-073588-1, € 28.

Rudolf Schlögl si dedica totalmente, nel suo libro, alla teoria dei sistemi sociali di Niklas Luhmann. È dunque una sfida intellettuale leggere questo lavoro, che con Luhmann spiega il cosiddetto „Sattelzeit" nella sua dimensione religiosa, offrendo in tal modo nuovi modelli di teoria sociale, in particolare per quanto riguarda la formazione della religione e della religiosità nel XIX secolo. L'autore lavora dunque con le coppie di concetti comunicazione/osservazione e sistema/ambiente. Il mutamento, che le società dell'Europa centro occidentale hanno sperimentato nel periodo grossomodo compreso tra il 1750 e il 1850, viene generalmente interpretato come processo di socializzazione. All'interno di questo processo, Schlögl attribuisce un ruolo particolarmente importante al cristianesimo europeo occidentale, che da un lato ha subito questo cambiamento, da un altro lato, proprio attraverso l'esperienza del cambiamento, ne ha influenzato a sua volta il processo. Il suo approccio, tuttavia, non è di storia religiosa o di storia della Chiesa; l'interesse dell'autore è piuttosto rivolto a comprendere fino a che punto la dimensione politica e la dimensione sociale, nel loro sviluppo, abbiano seguito determinati modelli di base e quale ruolo vi giochi il cristianesimo. Schlögl divide la sua opera in quattro capitoli. Nel primo „Il cristianesimo in Antico Regime" interpreta la generale situazione in Europa come „concorrenza simbiotica" di religione e potere politico, dal momento che la religione occupò gli ambiti dei quali lo stato doveva servirsi per svilupparsi. Il secondo capitolo analizza il cristianesimo – profondamente cambiato in seguito alla rivoluzione francese – di una società borghese che dispone di un limitato legame culturale con la nuova nazione. In una società che si differenzia sempre maggiormente al suo interno la religione viene relegata alla sfera privata. Il cuore del libro è il terzo capitolo, nel quale Schlögl, indagando lo spazio riconosciuto alla religione nella socializzazione della modernità, dimostra che essa diventa un sistema accanto ad altri. Tale sistema si serve di diversi e in parte completamente nuove forme di devozione e movimenti sociali per comunicare di volta in volta il proprio credo religioso individuale, il proprio comportamento e il proprio pensiero religiosi. Il quarto capitolo tratta il cristianesimo come cultura. L'autore, infatti, si dedica al livello del discorso coevo circa il mutamento del cristianesimo. Negli scritti di alcuni contemporanei la religione diviene definitivamente un prodotto del nostro spirito e la dimensione trascendentale viene, in generale, messa in discussione. Schlögl scrive una storia sociale dell'Europa occidentale sulla base

della trasformazione religiosa. In realtà, molto di più che una storia sociale del fenomeno religioso o una storia religiosa del fenomeno politico il libro è anche una professione di fede nel fatto che il nostro sguardo sulla storia non è mai casuale, ma è diretto da concetti e designazioni niente affatto neutri. „Alter Glaube und moderne Welt" è un esempio di come la teoria possa essere applicata in modo estremamente produttivo alla pratica storiografica. Andreea Badea

Pietro Leopoldo d'Asburgo Lorena. Relazione sullo stato della monarchia (1784), a cura di Derek Beales e Renato Pasta, Roma (Edizioni di Storia e Letteratura) 2013, XLIV, 148 S., ISBN 9788863725476, € 25.

Am Abend des 21. Juni 1784 trat Großherzog Peter Leopold von Toskana mit seinem Sohn von Florenz aus die Reise nach Wien an, um dort den sechzehnjährigen Erzherzog seinem Bruder Joseph zur Erziehung zu übergeben, denn Franz war zum Nachfolger des kinderlosen Kaisers bestimmt. Am 30. Juli kam der Vater wieder in Florenz an. Leopold, wie er im deutschen Sprachraum zu heißen pflegt, hatte sich seit seiner Jugend strengster Selbstkontrolle unterworfen und versuchte auch sonst alles und jeden unter Kontrolle zu halten. Nach Wien nahm er deshalb auch niemand mit, der Deutsch sprach. Der Selbst- und Fremdkontrolle diente wie schon so oft ein umfangreicher Bericht, den er seinem Sekretär diktierte und dem er einen selbst und in Geheimschrift verfassten Anhang beifügte, in dem er seinem ans Pathologische grenzenden Hass auf den Bruder freien Lauf gab. Beide Texte, die *Relazione* und der Anhang, die *Cose particolari*, sind seit Wandruszkas bekannter Leopold-Biographie, die auch ins Italienische übersetzt worden ist, im großen und ganzen bekannt, letztere sind dort fast wörtlich wiedergegeben. Gleichwohl haben nun der Florentiner Frühneuzeitler Renato Pasta und der in Cambridge lehrende Biograph Josephs II. die beiden Texte abgedruckt und mit zwei englischen Einleitungen versehen. Angesichts dieser Lage erwartet den Kenner der Materie nicht viel Neues. Wir erfahren, dass der Großherzog, um Zeit zu sparen, bei Nacht gefahren ist, dass er, pedantisch, wie er war, die Reisekosten sozusagen auf Heller und Pfennig verbucht hat, wen er, der Erziehungsfanatiker, als Lehrer für seinen Sohn in Wien ausgewählt hat und dass die für diesen als zukünftige Gattin bestimmte Herzogin Elisabeth von Württemberg-Mömpelgard dem Kaiser missfiel. Penibel listete er auch auf, was ihm unterwegs oder in Wien an Klatsch über sich selbst zu Ohren kam. Einen starken Eindruck hinterlassen die *Cose particolari* mit ihren drastischen Urteilen besonders über Personen, auch wenn diese von der Forschung keineswegs approbiert worden sind. In diesem Text erscheint Joseph als rastloser, aber unsystematischer Arbeiter, als einsamer, verbitterter und extrem misstrauischer Mensch, dem Gottesdienst und Musizieren ein ebenso tägliches Bedürfnis sind wie die stadtbekannten Huren, die ihm seine Leibdiener zuführen (zwei Jahre später wird Leopold ein quasi-eheliches Verhältnis mit der Tänzerin Livia Raimondi eingehen) und der viel für seinen guten Ruf bei den

Untertanen unternimmt. Den Wert der *Relazione* bringt Pasta auf die Formel, dass hier sowohl ein vielseitiger, zumeist aber zugleich kritischer Blick auf den habsburgischen Absolutismus geworfen wird, als auch stellenweise Überlegungen für den Fall der Regierungsübernahme aufscheinen. Joseph war ja inzwischen seit dreieinhalb Jahren Alleinregent und hatte das Riesenreich derart verändert, dass Leopolds frühere Bestandsaufnahmen (1778) nichts mehr wert waren. Daher die ebenso genaue wie umfassende Erfassung sämtlicher Felder der Innenpolitik, während die Außenpolitik so gut wie keine Beachtung findet. Größte Aufmerksamkeit kommt der Kirchenpolitik zu, wo die beiden Brüder nicht nur weithin am selben Strang zogen, sondern auch, weil sie in katholischen Ländern schlechterdings entscheidend für die Durchsetzung des modernen, absoluten Staates war. Halbwegs befriedigt zeigt sich Leopold auch über die Finanzreformen und damit verbundenen Sparmaßnahmen, registriert aber mit Kopfschütteln die rücksichtslosen und massenhaften Entlassungen von Staatdienern aller Ränge; 1786 sollte dem ja auch Pietro Verri in Mailand zum Opfer fallen. Das führt zu dem Punkt, an dem sich die beiden Brüder am nachhaltigsten unterschieden. Leopold kritisiert wieder und wieder den Wiener Zentralismus mit seiner Maxime, alle Länder der Krone nach völlig einheitlichen Normen umzugestalten, und zieht dem Absolutismus implizit klare naturrechtliche Grenzen. Es ist denkbar, dass die in Wien gemachten Beobachtungen eine maßgebliche Rolle für seinen Verfassungsentwurf in der Version von 1787 gespielt haben. Von den beiden Hg. geht darauf lediglich Beales mit einigen Worten ein, aber diese Frage lohnte weitere Forschungen.

Christof Dipper

Duccio Balestracci, Medioevo e Risorgimento. L'invenzione dell'identità italiana nell'Ottocento. Bologna (Il Mulino) 2015 (Saggi 824), 158 S., ISBN 978-88-15-25740-6, € 15.

Nachdem Verlage wie Vita e Pensiero, Einaudi und Olschki der neuen Modefrage der Geschichtswissenschaft nach der „identità" eine Stimme geliehen haben und sich das Thema einer gewissen Beliebtheit erfreut, schaltet sich nun auch Il Mulino in die Diskussion ein, mit dem oben genannten Titel des in Siena lehrenden Historikers. Der Akzent der neuen Botschaft scheint diesmal, laut Untertitel der Neuerscheinung, nicht auf der ‚Konstruktion', sondern auf der ‚Erfindung' der italienischen Identität zu liegen. Doch liest man die flüssig und rhetorisch abwechslungsreich geschriebenen vier Kapitel des Buches, so entfaltet sich vor dem Auge des Lesers ein allmählicher Prozeß in mehreren Bereichen: Nach einem Blick auf das Mittelalterbild der europäischen Neuzeit führt B. durch das italienische 19. Jh., nennt die großen Namen, deren Stimme in der Zeit Gewicht hatte, und breitet deren divergierende Deutungen des Mittelalters für die Geschichte des Landes aus. Madam de Staël schildert in ihrer „Corinne ou l'Italie" (1807) ein herrliches Land voller Schönheit und Kunstwerke, bewohnt von einer Bevölkerung, deren Sitten von einer Mischung der Extreme domi-

niert werde (S. 25). Im gleichen Jahr erscheint der erste Band von Simonde de Sismondis vielbändiger Geschichte der Stadtrepubliken Italiens, denen der gebürtige Genfer ein Denkmal setzt. Schon lange vor ihm hatte Muratori die europäische Leistung des Landes in der Schaffung ebendieser Verfassungsform erkannt (1741) und mit seinen Rerum Italicarum Scriptores eine sprachliche Koine Italiens erkennen lassen (S. 12). G. P. Vieusseux hingegen vermißte in einem Brief an Sismondi (1814) den einigenden Geist in Italien und sah nur Neapolitaner, Römer, Lombarden und Ligurer, die sich gegenseitig verabscheuen (S. 9). Der A. läßt dann bekannte Namen wie Carducci, Villari, Manzoni, Gioberti, Cattaneo, Romagnosi, Capponi und viele andere folgen mit ihren Ansichten über das italienische Mittelalter, von denen hier nur einige genannt seien. Für die einen waren die Langobarden, wenn nicht gerade die Pest Italiens, so doch Barbaren, die als kriegerisches und feudales Element dem autochthonen städtischen Bürgertum gegenüber standen, für andere waren sie ein neues Element, das den ‚germanischen Individualismus' ins Land brachte oder dem Land das Erbe des *comune rurale*, der Landgemeinde, hinterließ. Wieder andere sahen die Geschichte des Landes geprägt von der Auseinandersetzung zwischen Latinität und Kirche auf der einen und Reich und Germanentum auf der anderen Seite, bis schließlich in der Renaissance die beiden Elemente zur Nation verschmolzen seien. Was die italienische Geschichte betrifft, so wurde ihr Beginn mit dem Einfall der Langobarden oder der Herrschaft Ottos I. oder auch mit der Niederschlagung der Florentiner Republik im Jahre 1530 und der Errichtung des neuzeitlichen Territorialstaats durch die Mediceer angesetzt. Dem historiographischen Überblick folgt die Schau des 19. Jh., das Personen und große Momente der Vergangenheit in Poesie, historischem Roman, Theater und vor allem in der Oper glorifizierte – durch Verdi, Donizetti, Rossini und andere – und dessen Historienmalerei und historisierende Architektur bis heute sichtbare Werke schuf. Das letzte Kapitel widmet der Autor dem Einfluß der deutschen Rechts- und Wirtschaftsgeschichte – statt Karl Bücker muß es S. 127 Anm. 3 Bücher heißen – und schließt den anregenden Band mit einem Ausblick auf das neue Jahrhundert, das sein Interesse vom Mittelalter auf die Neuzeit verlagert.

Thomas Szabó

Asher Salah, L'epistolario di Marco Mortara (1815–1894). Un rabbino italiano tra riforma e ortodossia, Firenze (Giuntina) 2012 (Quaderni di Materia giudaica 4), 269 S., ISBN 978-8880574682, € 33,50.

Publikationen zum italienischen Judentum im 19. Jh., und hier insbesondere zu den Folgen des Eintritts der Juden in die Moderne für die religiöse Tradition und ihre gewachsenen Institutionen, sind noch immer selten. Umso größeres Gewicht kommt der vorliegenden Edition des Briefwechsels Marco Mortaras zu, der von 1842 bis zu seinem Tod als Rabbiner in Mantua wirkte. Sein Leben fällt in eine Zeit der schwindenden internationalen Wahrnehmung des italienischen Judentums. Viel stärker

wurde der Diskurs seit dem ausgehenden 18. Jh. von Impulsen aus dem französischen und deutschen Sprachraum geprägt, so etwa seit den 1820er Jahren mehr und mehr durch die „Wissenschaft des Judentums" mit Vertretern wie Heinrich Graetz, Abraham Geiger, Leopold Zunz oder Moritz Steinschneider. Asher Salah hat den zugänglichen Briefwechsel Mortaras auch vor dem Hintergrund der noch nicht hinreichend beantworteten Frage nach dem Verhältnis des italienischen Judentums zu den Bestrebungen der jüdischen Reformbewegung aus europäischen, nordamerikanischen und israelischen Archiven zusammengetragen und annotiert. 162 Briefe Mortaras gefolgt von 43 Schreiben seiner Korrespondenzpartner Samuele Vita Dalla Volta, Moritz Steinschneider, Samuel David Luzzatto (Mentor und Lehrer Mortaras), Sabato Morais, David Graziadio Viterbi und Alexander von Humboldt – um nur einige zu nennen – aus dem Zeitraum 1831–1890 verweisen auf ein Netzwerk aus persönlichen Beziehungen, Verbindungs- und Streitpunkten. Ein die Inhalte kontextualisierender Fußnotenapparat ergänzt die Briefe. Der Edition angefügt sind überdies Grafiken, die Mortaras trotz seiner begrenzten Fremdsprachenkenntnis gegebene, meist über Dritte in italienischer oder hebräischer Sprache vermittelte Vertrautheit mit deutschen und französischen Autoren belegt. Dennoch wird aus der Korrespondenz ersichtlich, dass er sich vorrangig in einer italienischen jüdischen (Rabbiner-)Welt bewegte. Seiner angenommenen fehlenden Weltläufigkeit wegen scheinen ihm Briefpartner wie Steinschneider daher eher mit Paternalismus begegnet zu sein. (S. 22f.) Mortara, der in allen größeren jüdischen Zeitschriften – auch jenseits Italiens – veröffentlichte, sei kein moderater Reformer gewesen, revidiert Salah in seiner Einführung bestehende Forschungsmeinungen, speziell dann nicht, wenn unter diesem Etikett die Autorität der kanonischen Texte des Judentums, der Kompetenzbereich der Rabbiner und die Gültigkeit des religiösen Gesetzes zur Disposition gestellt würden (S. 40). Diesen Punkten gegenüber gerierte sich Mortara vielmehr als Orthodoxer, der seine konservative Haltung indes positiv im Sinne einer sozialen und intellektuellen Vorbildfunktion des Judentums fasste und ihm eine Wesensverwandtschaft mit dem Fortschrittsdenken der Moderne attestierte. (S. 52 und Brief an Luzzatto vom 6. Oktober 1843, S. 101f.) Mortara engagierte sich für die Stärkung und Bewahrung der Tradition, etwa indem er in Opposition zu Elia Benamozegh trat, Rabbiner in Livorno und der Kabbala verbunden. Auch forderte er zur Stärkung des Talmud und der Einheit des italienischen Judentums wiederholt die Einberufung einer großen jüdischen Rabbinersynode nach dem Vorbild des Tridentinums. (S. 42f.) Gleichwohl nahm er das jüdische Reformstreben in anderen Ländern wahr und äußerte sich dazu. Punktuellen Reformen den „äußeren Kultus" betreffend (etwa der Bartrasur) stand er aufgeschlossen gegenüber, was Salah zum Schluss kommen lässt, in Italien hätte es auch deshalb keine eigentliche jüdische Reformbewegung gegeben, weil die Orthodoxie selbst sich Teile ihres Forderungskatalogs angeeignet habe. (S. 41) Mortaras Philosophie, Geschichte und das religiöse Gebot betreffende Interessen flossen, so spiegelt es der Briefwechsel, im Moment der Bildung und Erziehung zusammen. In diesen beiden Bereichen entwickelte er große Aktivitäten. So publizierte er ein Kompendium zur jüdischen Re-

ligion (1855), welches in Schulen und im Heimstudium genutzt werden konnte. Weiter plante er ein hebräisch-italienisches Wörterbuch und unterstrich damit die Relevanz, die er dem Hebräischen als Gesetzessprache und Sprache des Studiums auch in der Moderne beimaß. Schließlich dachte er über die Herausgabe einer Zeitschrift mit literarisch-historischem Charakter nach, wie sie ganz ähnlich von anderer Seite mit dem „Educatore Israelitica" realisiert wurde. Der Briefwechsel Marco Mortaras gibt damit zahlreiche Anregungen zu weiteren Studien, die etwa auch Fragen nach dem allgemeinhistorischen Hintergrund mit einbeziehen und das bei Salah angeschnittene Thema „Rabbinernetzwerk" weiter ausbauen. Carolin Kosuch

Simon Sarlin, Le légitimisme en armes. Histoire d'une mobilisation internationale contre l'unité italienne, Roma (École française de Rome) 2013 (Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome 359), 331 S., Abb., ISBN: 978-2-7283-0953-5, € 30.

„Gewinner und Verlierer" lautete das Motto des 50. Deutschen Historikertags 2014 in Göttingen. Seit kurzem widmen sich auch Arbeiten zur italienischen Geschichte des 19. Jh. verstärkt diesem Themenkomplex. Ein wichtiger Beitrag hierzu liegt nun in Gestalt der Studie von Simon Sarlin vor, dessen Dissertation über die Geschichte der Gegenrevolution der Bourbonen von Neapel 1861–1863 aus einer von Gilles Pécout geleiteten Forschergruppe an der *École Normale Supérieure* in Paris hervorging. Der Autor greift damit mehrere aktuelle Tendenzen historischer Forschung zugleich auf: Er wirft erstens im Nachklang der 150-Jahrfeiern der italienischen Nationalstaatsgründung 2010/2011 erneut die Frage auf, um welche Einheit es sich denn damals überhaupt handelte. Zweitens blickt er auf die Geschichte der Gegenrevolution aus einer transnationalen, vorwiegend mediterranen, Perspektive und liefert so eine erste Fallstudie zu einem Gegenstand, den Torsten Riotte in seiner Frankfurter Habilitationsschrift über die Monarchie im Exil und den Legitimismus im 19. Jh. systematisch aufgearbeitet hat. Und drittens nimmt Sarlin die bereits um die Jahrtausendwende formulierte Aufforderung wichtiger italienischer Historiker wie Aurelio Lepre und Paolo Macry an, die kontroverse Entstehung des Königreichs Italien differenzierter als bisher zu erforschen. Basierend auf einem breiten Quellenstudium in Archiven in Rom, Neapel, Paris, Madrid, Bergamo und Marseille, zahlreichen gedruckten Memoiren und der Lektüre von zwanzig europäischen (französischen, deutschen, italienischen und spanischen) Zeitungen der Jahre 1861/62 sowie unter Heranziehung einschlägiger internationaler (v. a. romanisch- und englischsprachiger) Forschungsliteratur wendet er sich gegen eine allzu lineare ideale Geschichte des Risorgimento. Indem er eben nicht wie Benedetto Croce mit seinem romantischen Bild des Legitimismus die Bürgerkriegserfahrungen zur Zeit der Nationalstaatsgründung ausblendet, verleiht er den Verlierern der italienischen Geschichte im 19. Jh., den Bourbonen von Neapel, eine Stimme. Mit Ansätzen aus der „Kulturgeschichte des Politischen" rückt er neben den diplomatischen Beziehungen der Bourbonen im Exil auch die

Sozialgeschichte der transnational agierenden Freiwilligen in den Mittelpunkt und arbeitet deren Netzwerke, Institutionen und geteilte Erinnerung heraus. Unter Legitimismus versteht er dabei „un mouvement organisé en faveur de la restauration de l'ancien régime" (105). Die ersten beiden Kapitel dienen der Kontextualisierung des Themas: Zunächst steckt Sarlin die Rahmenbedingungen wie die Frage nach dem Ort, der Chronologie, dem Hof, der Politik und dem diplomatischen Bemühen um internationale Anerkennung der Bourbonen von Neapel im Exil ab. Das zweite Kapitel verortet anschließend Süditalien in der Historiographie und hinterfragt kritisch die These, wonach der Süden 1860 vom Despotismus „befreit" worden sei. Sarlin neigt eher der revisionistischen Interpretation der Eroberung zu und spricht dabei Probleme wie die Integration, die „passive Revolution", das Handeln des Einheitsstaats, das Brigantentum und die Strukturen des süditalienischen Legitimismus an. Die Kapitel drei bis fünf bilden dann den eigentlichen Kern der Arbeit. Eingangs rekonstruiert der Autor die europäische Mobilisation für die Bourbonen von Neapel mit diversen Expeditionsprojekten nach Süditalien, die vor allem über die Mittelmeerhäfen Marseille, Malta und Triest lief und trotz mangelnder Erfolge bis zum endgültigen Scheitern 1866 andauerte. Die Frage nach einer möglichen „weißen Internationale" steht im folgenden vierten Kapitel im Mittelpunkt. Sarlin überprüft den romantischen Legitimismus anhand der Kapitulation von Gaeta, dem Wirken der Briganten, der Rolle des Papstes und der Politik der Bourbonen im Exil auf seine Wirkmächtigkeit und ergänzt Erkenntnisse aus dem Quellenstudium mit den zahlreichen Abenteurern, Opportunisten, Söldnern und internationalen Freiwilligen wie den spanischen Karlisten. Die konkreten Kampferfahrungen der ausländischen Freiwilligen in den in Süditalien tätigen Banden zeichnet er im fünften Kapitel am Beispiel von José Borges in Kalabrien und der Basilikata sowie an den legitimistischen Guerillakriegen an der Grenze zum Kirchenstaat nach. Am Schluss erfährt man im Epilog, wie die Geschichte der bourbonischen Gegenrevolution mit dem preußisch-österreichischen Krieg von 1866 und der Auflösung der neapolitanischen Exilregierung endete. Zuletzt fragt Sarlin nach dem Sinn dieser transnationalen Mobilisierung im Zeichen des Legitimismus und ob diese angesichts ihres offensichtlichen Scheiterns nicht einfach als „histoire désespérante" (289) abzutun sei. In Anbetracht der Legitimationsschwäche für das neue politische Regime, die sich in geringer Wahlbeteiligung, Vermeiden des Militärdienstes und dem Bruch mit der katholischen Kirche manifestierte, scheint, so Sarlin, der Kampf der neapolitanischen Monarchie im Exil durchaus realistisch und nicht ohne Erfolgschancen gewesen zu sein. Doch gelang es den Legitimisten trotz der großen Zahl ihrer Anhänger auf dem Festland und auf Sizilien nie, wirksame Strukturen aufzubauen, um die allgemeine Unzufriedenheit in einen politischen Aufstand münden zu lassen. Letztlich solle man, so der Autor, die internationale Mobilisation zugunsten des neapolitanischen Königs im Exil auch nicht an ihren konkreten Ergebnissen messen, sondern vielmehr als Beispiel dafür nehmen, was man über die Hoffnungen, Kalküle, Instrumente und die Weltsicht ihrer Unterstützer lernen kann. Gerade die Beteiligung der ausländischen Freiwilligen in Süditalien um 1860

lässt sich nach Meinung Sarlins in ein Phänomen von längerer Dauer einordnen: den Antagonismus zwischen einer liberalen und einer „weißen" Internationalen im 19. Jh., der Ausmaße eines europäischen Bürgerkriegs annahm. Insgesamt wird die Arbeit ihrem europäischen, im engeren Sinne mediterranen Zugriff vollauf gerecht und erweitert die Kenntnisse über Wanderungsbewegungen konterrevolutionärer Kämpfer in Europa erheblich. Qualität und Quantität der verarbeiteten Quellen und Literatur sind als sehr gut zu bezeichnen. Ein Namensregister, Farbabbildungen, Karten und Verzeichnisse lassen kaum Wünsche bei interessierten Lesern offen. Lediglich der Editionsfehler in Inhaltsverzeichnis und Text für die ersten beiden Kapitel mit falschen Seitenangaben irritieren, fallen aber eher auf den Verlag als auf den Autoren zurück. Doch dies lässt keinen Zweifel daran, dass Simon Sarlin ein gutes und wichtiges Buch zu einer großen Gruppe von Verlierern der italienischen Einigung geschrieben hat. Wer immer sich künftig ein differenziertes Bild des Risorgimento machen möchte, wird in der besprochenen Arbeit einen anschaulichen und lehrreichen Einstieg finden. Jens Späth

Adriano Viarengo, Franco Venturi, politica e storia nel Novecento, Roma (Carocci) 2014, 336 S., ISBN 973-88 430-7311-5, € 30.

Sucht man in deutschen Handbüchern nach dem Namen Venturi, so wird man meist nur bei Osteuropahistorikern fündig, denn sein 1952 erstmals erschienenes Buch über die *Narodniki*, die russischen ‚Volkstümler', ist bis heute ein Standardwerk und erfuhr dank englischer Übersetzung weithin Beachtung. Dabei gilt Franco Venturi als einer der international wichtigsten Spezialisten der europäischen Aufklärung aus italienischer Perspektive, der allein zu diesem Thema ein gutes Dutzend Bücher zwischen 1958 und 1990 verfasst hat und von denen etliche ebenfalls übersetzt worden sind. Dennoch ist er in Deutschland so gut wie unbekannt; in deutscher Sprache liegen nur zwei kurze Würdigungen dieses Gelehrten von Weltruf vor. Auch die italienische Aufklärung führt in deutschen Büchern ein Schattendasein. Diese Defizite werfen kein gutes Licht auf die deutsche Aufklärungsforschung. Hier ist die vor kurzem erschienene erste Gesamtbiographie dieses 1994 gestorbenen Historikers aus der Feder eines engen Mitarbeiters anzuzeigen. Sie schöpft aus dem Vollen, denn Viarengo hat nicht nur Zugang zum Privatarchiv der Familie, sondern es liegt inzwischen auch eine kaum noch zu überblickende Zahl von Würdigungen, Bilanzen und Erinnerungen zu dieser in der italienischen Geschichtswissenschaft jahrzehntelang höchst einflussreichen Persönlichkeit vor. Der 1914 in eine berühmte Professorenfamilie geborene Venturi wuchs in Turin auf und emigrierte – sein Vater gehörte 1931 zu den ganz wenigen Eidverweigerern – wie die gesamte Familie. Er studierte in Paris, hatte gleichzeitig eine wichtige Rolle in der von den Brüdern Roselli gegründeten Widerstandsbewegung *Giustizia e Libertà* und schaffte es 1940 nicht mehr in die USA, sondern wurde beim Übertritt nach Spanien verhaftet und nach Italien ausgeliefert. Nach dem Sturz

Mussolinis bzw. der Gründung der Republik von Salò ging er zu den Partisanen und leitete im heimischen Piemont die Pressearbeit des *Partito d'Azione*. Für den von dreizehn Jahren Widerstand, meist unter Lebensgefahr, geprägten Historiker war der enge Zusammenhang von Ideen, Eliten und Politik nicht nur gelebte, sondern auch wissenschaftliche Selbstverständlichkeit. Viarengos Biographie folgt dem überlieferten Muster von ‚Leben und Werk', fast die Hälfte des Buches ist der Biographie Venturis vor seiner wissenschaftlichen Karriere gewidmet, was durchaus verdienstvoll ist, auch wenn diese Entscheidung auf Kosten der Forschungsergebnisse Venturis und ihrer Bedeutung geht. Dabei wäre über dessen wissenschaftliche Orientierung einiges zu sagen. Erheblichen Einfluss besaß, wie könnte es anders sein, Croce, den er von Jugend an ebenso kannte wie eine Vielzahl anderer Berühmtheiten des In- und Auslandes – überhaupt ist das Geflecht persönlicher Beziehungen, teils ererbt, teils erworben, eindrucksvoll: Momigliano gab ihm Nachhilfe in Latein, Lehrer am Gymnasium war Maturi, mit Garosci teilte er in Paris die Wohnung (wo ihn auch Croce regelmäßig besuchte) und Valiani war ein Leben lang der engste Freund –, aber das Spezifische ist dann doch eine prosopographisch ausgerichtete Geistesgeschichte mit dem Ziel, die Urheber der Moderne, von ihm gerne *riformatori* genannt (so auch mehrere Buchtitel), ausfindig zu machen. Der politische und gesellschaftliche Rahmen interessierte ihn kaum, Generalisierungen vermied er und Theorien waren ihm zeitlebens ein Greuel. Rastloses Forschen kennzeichnet sein ganzes Leben. Bis er 1946 die 1940 verhinderte *Soutenance* seiner *Thèse* an der Sorbonne nachholte, lagen schon drei Bücher vor. Venturi begann aber nicht sofort eine akademische Karriere, sondern nahm das Angebot an, Kulturattaché an der Moskauer Botschaft zu werden, denn Russland hielt er seit seiner Dissertation über Diderot – er hatte dafür 1936 in Leningrad recherchiert – für einen Teil des Westens. Der Ausbruch des Kalten Krieges entzog solchen Vorstellungen den Boden, aber Venturi arbeitete unverdrossen diplomatisch und eben auch wissenschaftlich weiter und legte bald nach seiner Rückkehr aus Moskau das eingangs genannte Buch *Il populismo russo* vor. Mit Chabods Hilfe, den er aus dem Widerstand kannte und der ihn schon 1948 zum Privatdozenten an der *Sapienza* gemacht hatte, wurde er 1951 Extraordinarius in Cagliari, 1955 Ordinarius in Genua und 1958 in Turin. Aber die Universität betrachtete er zeitlebens nur als Brotberuf, Lehre und Prüfungen machten ihm kein Vergnügen, sie hielten ihn seiner Ansicht nach nur von den Reisen – keiner kannte annähernd so viele Bibliotheken und Archive in Europa und den USA wie er – für seine Forschung ab. Hier nun leistete er in der Tat Außerordentliches. Ziel war, seine in Paris gemachte Erkenntnis über die zentrale Rolle der Aufklärung auf Italien und letztlich ganz Europa zu übertragen, d. h. sie aus der Abteilung Philosophie (Cassirer erfuhr deutliche Kritik) herauszulösen, zu historisieren und nebenbei auch politisch zu instrumentalisieren. Er machte sich die kosmopolitische Optik des 18. Jahrhunderts zu eigen und verblüffte damit seine Kollegen in einem berühmt gewordenen Vortrag auf der Risorgimento-Tagung 1953, in dem er sein lebenslänglich durchgehaltenes Forschungsprogramm vorstellte. „Se penso al Settecento italiano, non c'è dubbio che capire come i nostri antenati

hanno vissuto il grande tema delle riforme prima che si ponesse la questione dell'unità d'Italia, quando i problemi centrali erano economici e sociali, è fondamento anche per le riforme che dobbiamo fare noi" – so bilanzierte er 1990 seine Forschungsinteressen in einem Interview (S. 314) und damit betonte er zugleich seine politische Nebenabsicht. Wenn sie denn nicht Hauptantrieb war, denn Venturi blieb ein *homo politicus* bis zum Schluss und kandidierte mit fast 80 Jahren nach dem Zusammenbruch der von ihm unterstützten Sozialistischen Partei im Zuge von *Tangentopoli* mit Freunden für eine Bürgerliste, freilich erfolglos. Das Echo auf Venturis Werk wurde, je später desto deutlicher, immer kritischer, auch wenn die Bewunderung für seine kaum fassliche Produktivität und seine höchst einflussreiche Stellung – seit 1959 leitete er bis zum Tode die „Rivista Storica Italiana" mit harter Hand – in Italien scharfe Kritik nicht aufkommen ließen. Sie lässt sich in vier Punkten zusammenfassen: Erstens führt die Fülle an Mitgeteiltem dazu, dass man den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sieht. Zweitens entging Venturi natürlich nicht der üblichen Gefahr des Historismus (ein Kritiker sprach gelegentlich von „ranckismo"): Er bediente sich, anders als Koselleck, eines Vokabulars, das er nicht einer begriffsgeschichtlichen Kontrolle unterwarf (besonders auffällig bei „riforma" und „crisi") und deswegen missverständlich wirkt, und er blieb natürlich ganz allgemein im Horizont seiner Quellen gefangen. Das hinderte ihn drittens an einer Erklärung für die Ursachen der Stagnation in weiten Teilen Italiens und der Krisen bzw. Revolutionen zunächst an den Rändern Europas und 1789 dann in Frankreich. Da er viertens theoriegeleitete Großerzählungen ablehnte, blieb es, vereinfacht ausgedrückt, bei einer Geschichte von Helden und Schurken, und das überzeugt im Zuge der Entideologisierung der Geschichtswissenschaft immer weniger. Viarengo hat eine durchweg überzeugende Biographie vorgelegt. Mit Kritik hält sich der langjährige Weggenosse durchaus zurück bzw. er verbirgt sie hinter dem Referieren von Meinungen Dritter, das gegen Ende des Buches immer mehr Raum einnimmt. So wird schließlich auch der Paradigmenwechsel der Geschichtswissenschaft seit den 1970er Jahren deutlich, der zuletzt selbst das mehr als andere Kulturen geistesgeschichtlich geprägte Italien erfasst hat. Venturis „storia senza additivi", von der sein Freund Diaz bewundernd sprach (S. 307), die scheinbar voraussetzungslose und deshalb schon objektive Geschichte, stößt seit dem *linguistic turn* auf große Vorbehalte. Eine Globalgeschichte des italienischen Reformismus müsste darum heute anders geschrieben werden, aber das mindert weder Venturis außerordentliche Leistung noch rechtfertigt dieser Vorbehalt die Unkenntnis deutscherseits. Christof Dipper

Wolfgang Schieder, Benito Mussolini, München (Beck) 2014 (C. H. Beck Wissen 2835), 128 pp., ISBN 978-3-406-66982-8, € 8,95.

Il volume ripercorre i momenti salienti della biografia politica di Mussolini, senza trascurarne i risvolti psicologici e caratteriali. Al centro dell'analisi è la questione se,

al di là delle eclatanti rotture, non siano individuabili elementi di continuità nel suo percorso politico e personale: in particolare, se la formazione politica e la militanza di Mussolini nel socialismo italiano non abbiano lasciato tracce rilevanti nel suo agire e nella stessa configurazione del regime fascista. Nota giustamente l'A. che già in questa prima fase sono ben presenti alcuni tratti caratteristici della personalità del futuro Duce: l'assenza di un solido retroterra culturale, l'eclettismo, il volontarismo e la ricerca del successo personale, uniti all'avversione al parlamentarismo, all'uso strumentale della propaganda, al „culto del fatto" e all'appello spregiudicato alla violenza. Si potrebbe aggiungere che il rapporto agitatorio e manipolatorio con le masse, più che alle tradizioni del PSI, era tributario verso quelle componenti del sindacalismo rivoluzionario destinate a confluire nel nazionalismo e verso le suggestioni della Psicologia delle masse di Gustave Le Bon. Se il passaggio di campo di Mussolini nella destra è databile alla sua esperienza interventista, altrettanto indiscutibile è che dalle „radiose giornate" del 1915, alla fondazione dei Fasci di combattimento, al fenomeno dello squadrismo, si è in presenza di un nuovo „sovversivismo di destra" rispetto al conservatorismo tradizionale. Esso si sarebbe richiamato al mito della „comunità delle trincee", alle pulsioni e ai risentimenti degli strati sociali più disparati, all'azione diretta delle masse e all'uso della violenza come metodo abituale di lotta politica. Come osserva l'A., sono qui rintracciabili in germe alcuni caratteri tipici della „dittatura di tipo nuovo" che il fascismo si avvierà a costruire: e cioè un regime fondato sull'intreccio tra coercizione e consenso, su una alleanza di vertice con le élites tradizionali del potere, ma anche su una mobilitazione plebiscitaria delle masse, al cui interno Mussolini avrebbe svolto un ruolo di mediatore e di garante della stabilità del sistema anche di fronte alle pretese di predominio da parte dallo stesso Partito fascista. Vero è che il carattere personale della dittatura mussoliniana non è separabile da questa complessa e contraddittoria costellazione del potere. D'altra parte, l'affermazione del regime di massa negli anni '30 comportò una crescente instabilità nei rapporti tra le diverse componenti del blocco dominante e aprì la strada a una radicalizzazione totalitaria del regime volta alla fascistizzazione dell'intera società italiana. In questo ambito, come già in precedenti lavori, l'A. sottolinea sia il nesso inestricabile tra politica estera imperialistica, ricerca del consenso e lotta per la „difesa della razza" e contro i „nemici interni" alla nazione, sia la centralità dell'incontro e del legame di interazione tra Mussolini e Hitler. Quest'ultimo, lungi dal corrispondere ad un „errore politico" contingente, corrispondeva alle dinamiche endogene al regime fascista e avrebbe condizionato le scelte di Mussolini fino a ridurlo „prigioniero di se stesso", nonché a un ruolo sempre più subalterno al suo brutale alleato, con la deriva finale del collaborazionismo di Salò e con tutte le corresponsabilità anche sul piano della partecipazione alla Shoah. Il profilo tracciato dall'A. si distanzia nettamente dalla cornice interpretativa di Renzo De Felice, incentrata sul presunto carattere „debole" e consensuale della dittatura mussoliniana e sulla sua incomparabilità con il nazionalsocialismo tedesco. Meno condivisibili appaiono la critiche in merito alla mancata „resa dei conti" con la natura totalitaria del regime fascista rivolte all'intera

storiografia italiana. Le ricerche di Enzo Collotti e, su di un altro versante, di Emilio Gentile sono l'indice di un profondo rinnovamento degli studi sul fascismo italiano che si arricchisce di anno in anno di nuovi contributi di ricerca. Altra cosa è riflettere sugli inquietanti fenomeni di „revisionismo" che hanno nell'ultimo ventennio inquinato in Italia la sfera pubblica e rimesso in discussione i principi e il carattere antifascista della stessa Costituzione repubblicana. Claudio Natoli

Asfa-Wossen Asserate, Der letzte Kaiser von Afrika. Triumph und Tragödie des Haile Selassie, Berlin (Propyläen) 2014, 415 S., Abb., ISBN 978-3-549-07428-2, € 24,99.

Tafari Makonnen regierte Äthiopien von 1917 bis 1974, und zwar zunächst als Regent neben der Kaiserin Zaudito und nach deren Tod als Kaiser von Äthiopien. In dieser Funktion wurde er unter dem Namen Haile Selassie bekannt, was soviel wie „Macht der Dreifaltigkeit" bedeutet und Ausdruck der tief religiösen Herrschaftslegitimation des äthiopischen Kaiserreiches war. Unterbrochen wurde diese lange Periode durch die italienische Eroberung des Landes, worauf Äthiopien dem faschistischen Regime einverleibt und zusammen mit den italienischen Besitzungen Eritrea und Italienisch Somaliland zur Kolonie „Italienisch Ostafrika" zusammengefasst wurde. Diese Entwicklung führte Haile Selassie zunächst ins Exil nach England, bis er 1941 zusammen mit den Truppen des britischen Commonwealth in die Heimat zurückkehren und nach und nach seine Herrschaft wieder installieren konnte. Haile Selassie begegnet dem Leser als Machiavellist im Kampf um die Macht, als hervorragender Außenpolitiker und als absolutistischer Herrscher, der es nicht vermochte, sein paternalistisches System der Machtausübung den sich wandelnden Erfordernissen des 20. Jh. anzupassen. Da der äthiopischen Kaiseridee die dynastische Thronfolge fremd war, konnte jeder Prinz mit entsprechender Abstammung seinen Anspruch auf den Thron geltend machen. Tafari Makonnen setzte sich in einem lange andauernden und schließlich in einem Bürgerkrieg kulminierenden Machtkampf gegen seinen Vetter Lij Iyasu durch, den sich der 1913 verstorbene Kaiser Menelik II. als Nachfolger gewünscht hatte. Einen großen außenpolitischen Erfolg konnte Tafari Makonnen verzeichnen, als die Vollversammlung des Völkerbunds am 28. September 1923 einstimmig für die Aufnahme Äthiopiens in ihre Reihen votierte. Daran knüpfte er die vergebliche Hoffnung, die Teilnahme an einem System der kollektiven Sicherheit würde das Land vor den Ansprüchen europäischer Kolonialmächte – insbesondere von Italien – schützen. Nach dem Sieg über Italien gelang es Haile Selassie, sich aus der Umklammerung der Briten zu lösen, die Äthiopien zunächst den Status eines Protektorats zu geben versuchten. Anschließend vertrat er die Politik, sich „nicht einer einzigen Schutzmacht auf Gedeih und Verderb auszuliefern, zwischen verschiedenen Parteien zu lavieren und womöglich den einen gegen den anderen auszuspielen" (S. 300 f.). Schließlich erlangte Haile Selassie im Zuge des Entkolonialisierungsprozesses auf dem afrikanischen Kontinent und der Vorgeschichte der Afrikanischen Union (AU) großes Ansehen

und erhebliche Bedeutung. Innenpolitisch war er hingegen zu keinerlei substanziellen Änderungen seines absolutistischen Herrschaftssystems bereit. So kam es unter dem Eindruck einer großen Hungerkatastrophe zur Offiziersverschwörung der *Derg* (wörtlich: „Koordinationskomitee"), die ihn stürzte und in eine marxistisch orientierte Terrorherrschaft mündete. Eine Voraussetzung dafür hatte er selbst geschaffen und damit vorerst seine Macht gefestigt und das Land vom Feudalismus in den Absolutismus geführt: Haile Selassie hatte die erste nationale Armee des Landes gegründet und damit die Macht der Fürsten, der *Ras*, wie sie in Äthiopien hießen, zurückgedrängt. Neben der Schuld an der Hungerkatastrophe und persönlicher Bereicherung warfen die *Derg* Haile Selassie vor, dass er 1936 durch seinen Gang ins Exil das Land verraten habe. Allem Anschein nach wurde Haile Selassie schließlich auf Betreiben der *Derg* mit einem Kopfkissen erstickt. Die vorliegende Biographie wurde von Haile Selassies Großneffen verfasst, der seit langem als Autor und Unternehmensberater in Frankfurt a. M. lebt, also keine wissenschaftliche Laufbahn im engeren Sinn eingeschlagen hat und für sein Werk auch keinen wissenschaftlichen Anspruch erhebt. Zu Unrecht, da der Autor auf einer soliden Literatur- und Quellenbasis stets wissenschaftlich sauber argumentiert und seinen Forschungsgegenstand mit kritischer Distanz beleuchtet. Die Quellenlage erweist sich dennoch als lückenhaft, nicht zuletzt weil im Zuge der Revolution der „Derg" von 1974 viele Dokumente verloren gegangen sind. Außerdem war Haile Selassie ein sehr verschlossener Herrscher, wie der Autor aus der Literatur zitierte: „Er vermied es, schriftliche Berichte über das, was er tat, anzufertigen, und machte sich niemals Notizen: Nur seine abschließende Entscheidung wurde zu Protokoll gegeben." (S. 243) Das ist freilich nicht dem Autor anzulasten, der ein hervorragendes Buch geschrieben hat, dessen Lektüre sehr zu empfehlen ist.

Michael Thöndl

Paul Corner, The Fascist Party and Popular Opinion in Mussolini's Italy, Oxford (Oxford University Press) 2012, X, 302 S., ISBN 978-0-19-873069-9, £ 65; traduzione italiana: Fabio Degli Esposti, Italia fascista. Politica e opinione sotto la dittatura, Roma (Carocci) 2015 (Frecce), 390 S., ISBN 978-88-843-07656-7, € 28.

Christopher Duggan, Fascist Voices. An Intimate History of Mussolini's Italy, London (The Bodley Head) 2012, XXII, 528 S., ISBN 978-1-847-92103-1, GBP 25; italienische Ausgabe: Il popolo del Duce. Storia emotiva dell'Italia fascista, traduzione di Giovanni Ferrara degli Uberti, Roma-Bari (Laterza) 2013 (Robinson/Letture), XXI, 528 S., ISBN 978-88-581-0934-2, € 24.

In der nicht abreißenden Serie von Publikationen zur Geschichte des italienischen Faschismus verdienen die beiden hier besprochenen Studien britischer Historiker besondere Aufmerksamkeit. Beide Bücher, die 2012 erschienen und jetzt auch in italienischer Übersetzung vorliegen, erheben Anspruch auf eine originelle, innovative

Interpretation des Faschismus auf der Grundlage eigenständiger Quellenforschung. Insbesondere Christopher Duggan erhielt im englischen Sprachraum viel Beifall. Ruth Ben-Ghiat etwa lobte das Werk als bemerkenswerten Beitrag zur Geschichte der Alltagserfahrungen ‚gewöhnlicher' Italiener und Italienerinnen unter dem Faschismus (Times Higher Education, 10. 1. 2013). Richard Evans pries das Buch in der London Review of Books (7. 2. 2013) als „pathbreaking study that everyone interested in Fascism, or in Italy past and present, should read" und war als Mitglied der Jury mit verantwortlich für seine Auszeichnung mit dem renommierten Wolfson Prize for History 2013. Die Zustimmung zu Corners Buch beschränkte sich dagegen auf historische Fachzeitschriften und wurde kaum in den Feuilletons einflussreicher Tageszeitungen geäußert. Das „Journal of Modern Italian Studies" (JMIS, Bd. 19, Nr. 5, 2014, S. 665–683) lud Emilio Gentile als prominenten italienischen Faschismushistoriker zu einem Review essay zu beiden Bänden ein und druckte die Kritik Gentiles zusammen mit Stellungnahmen der beiden Autoren und einer abschließenden Replik Gentiles ab. Die vom JMIS publizierte Debatte belegt nicht nur die Bedeutung, die den Büchern eingeräumt wird. Sie illustriert auch manche weiterhin wirksamen nationalen bzw. sprachlich-kulturellen Eigenheiten, wenn nicht Verengungen eines zumindest dem Prinzip nach internationalen Forschungsfeldes wie der Geschichte des italienischen Faschismus. Während der NS-Spezialist Evans, von dem man kaum eine Kenntnis der italienischsprachigen Faschismushistoriographie erwarten kann, pauschal die massiven Defizite einschlägiger Arbeiten zum faschistischen Italien gegenüber einer Fülle von Forschungen zum Verhältnis ‚gewöhnlicher' Deutscher zur nationalsozialistischen Diktatur moniert, verweist Gentile auf die Leistungen der italienischen Geschichtsschreibung auf diesem Gebiet. Sein Urteil zu Duggan fällt eindeutig aus: „As an ‚intimate history of Mussolini's Italy', Duggan's book does not add anything to our knowledge of the feelings and emotions of the men and women living under Fascism" (JMIS, S. 668). Corner dagegen bringt er mehr Anerkennung entgegen, markiert aber einen klaren Dissens in Fragestellung und Thesen. Duggan will mit seiner Studie eine Geschichte der Erfahrungen und Gefühle der breiten Bevölkerung von der Gründung der faschistischen Bewegung bis zum endgültigen Ende des Regimes mit dem Tod Mussolinis schreiben. Zu diesem Zweck hat er ca. 200 veröffentlichte und v. a. unveröffentlichte Tagebücher ausgewertet und zitiert einen kleinen Ausschnitt aus den umfangreichen Beständen von Briefen an Mussolini aus der Sektion *Segreteria Particolare del Duce* unter der Rubrik *Sentimenti per il Duce*, vornehmlich aus den späten dreißiger und ersten Kriegsjahren, im Zentralen Staatsarchiv in Rom. Kritiker wie Gentile haben zu Recht auf die von ihrem Umfang sowie von ihrem sozialen Horizont her sehr eingeschränkte Quellengrundlage hingewiesen. Was mindestens ebenso sehr ins Gewicht fällt, ist die verschwommene Begrifflichkeit Duggans, mit der er seine Quellen auswertet und die zwischen „Erfahrung", „Gefühlen", „Alltag" und „popular opinion" changiert. Diese Unschärfe betrifft auch andere zentralen Konzepte wie „Glaube" und „Religion", die in einer gewissen Beliebigkeit auf komplexe Forschungsdiskussionen wie den Faschismus als „politische Religion" oder den „Kult

des Duce" bezogen werden. Vor allem jedoch stellt Duggan seine „fascist voices" nicht ins Zentrum seiner Analyse, sondern flicht sie vielmehr in ein breites, anekdotenreiches Panorama der Geschichte des Faschismus, das dadurch an Farbe und Anschaulichkeit gewinnt, in der Tat aber kaum mit den versprochenen neuen Erkenntnissen aufwarten kann. Das Leitmotiv dieser „intimate history" des Faschismus ist die Strahlkraft des „Mythos des Duce", die auch dessen vorgebliche ideologische Hohlheit überdeckt. Dieser emotionalen Dimension des Regimes möchte Duggan in einer biographischen Collage unbekannter und bekannter Mussoliniverehrer und –verehrerinnen sowie einiger Antifaschisten auf den Grund gehen und verfolgt ihre Nachwirkungen bis in seinen Epilog zur aktuellen Duce-Verehrung an dessen Grab in Predappio. Der Erfolg des Buches im angelsächsischen Sprachraum ist, so kann man vermuten, diesem geschickt orchestrierten, wenn auch in der Substanz fragwürdigen biographischen Zuschnitt, seiner Fokussierung auf Mussolini, dessen Liebesleben nicht zu kurz kommen darf, dem breiten verhandelten Themenspektrum und seiner guten Lesbarkeit zu verdanken. Corner hingegen bietet eine klar konzipierte, stringent argumentierende, auf einer breiten Quellengrundlage fußende Studie, die das Verhältnis von Bevölkerung und Regime in der Provinz in Spannung zur nationalen Ebene in den Blick nimmt. Im Unterschied zu Duggan, der mit seiner Argumentation die Logik des Duce-Kults reproduziert, steht Mussolini bei Corner, der klar zwischen dem bereits von Zeitgenossen konstatierten *mussolinismo* und dem Faschismus als „totalitärem" Projekt unterscheidet, eher im Hintergrund, keineswegs in der Position eines quasi allmächtigen Diktators. Anders als Duggan spricht Corner dem Faschismus einen festen ideologischen Kern zu, d. h. das der faschistischen Partei übertragene Vorhaben, die „amorphe" Masse der Italiener und Italienerinnen in eine geschlossene nationale Gemeinschaft von „Gläubigen" zu verwandeln. Dies sind, wie man unschwer erkennen kann, keine originellen Positionen. Die Leistung Corners liegt vielmehr in seiner Institutionen- mit Ideologie- und Sozialgeschichte verknüpfenden Untersuchung des „Faschismus in der Provinz", wie sie in dieser grundlegenden Form, im Unterschied zum Nationalsozialismus, bislang noch nicht vorgenommen wurde. Die Provinz, die vielfältigen regionalen und lokalen Welten Italiens, stellen in Corners Augen die gesellschaftliche Arena dar, wo die Umsetzung des von Rom aus propagierten Projekts verhandelt und entschieden wird. Die Bilanz ist ernüchternd: Den hochgreifenden Zielen des Regimes stehen die Realitäten vor Ort gegenüber, die nach Ausweis der Quellen, einer Fülle von Berichten, Briefen und anderen Dokumenten von Spitzeln und Informanten, Polizei, Präfekten und anderen Instanzen des Regimes über weite Strecken geprägt ist durch interne Rivalitäten und Machtkämpfe, *beghismo* und *factionalism*, die das Streben nach nationaler Geschlossenheit und den Traum vom neuen „faschistischen Menschen" konterkarieren, in Verbindung mit einer ausufernden Bürokratisierung zu Apathie und Lähmung führen und gegen Ende der dreißiger Jahre unter dem Vorzeichen von Wirtschaftskrise und wachsender Delegitimierung zu „Kannibalismus" und „Selbstzerstörung" des Regimes noch vor dem Eintritt in den Zweiten Weltkrieg führen. Die durch vielfältige

Formen von Zwang und Kontrolle erzeugte Konformität, die Priorisierung von Hierarchie, Disziplin und Gehorsam, wodurch im Unterschied zur NS-Diktatur kein Raum bleibt, von den mittleren und unteren Ebenen aus dem „Duce entgegenzuarbeiten", prämieren *esteriorità*, einen veräußerlichten, schier unermüdlichen Aktivismus, eine massenhaft demonstrierte Zustimmung zum Regime ohne eine hinreichend stabile ideologische Verankerung. Duggan bietet in seinem Kapitel zum Kampf des faschistischen Regimes gegen die Mafia eine anschauliche Fallstudie zu Corners Thesen. Dieser lässt mit seiner fast teleologischen Ausrichtung auf das Scheitern des Faschismus allerdings wichtige Fragen offen. Bis heute sind gerade im lokalen Bereich vielerlei Hinterlassenschaften der Diktatur, eine Fülle öffentlicher Bauten und ehrgeizige urbanistische Anlagen, sichtbar. Diese zeugen von Investitionen, die mehr darstellen als Überreste einer einstmals mehr oder wenigen strahlenden Fassade des Regimes. Corners Grundthese ist fixiert auf die „implicit contradiction between the centrifugal anti-political movement of the provinces and the attempt to create a rigid, vertical, centralized party-structure in Rome" (S. 60). Mit seiner Analyse eines von lähmenden Machtkämpfen gekennzeichneten „unpolitischen" Lokalismus stellt er Mussolinis Italien in bislang kaum erhellte Kontinuitäten zu prä- und postfaschistischen Zeiten. Während Duggan sich allzu vorbehaltlos dem Duce-Mythos verschreibt, blendet Corner jedoch die dialektischen Wechselspiele zwischen Zwang und Attraktion aus, die dem Regime erst eine gewisse Überlebensfähigkeit für das *Ventennio* bescheren konnten. Dennoch: Wenn eine Studie das überschwängliche Lob von Richard Evans verdient hätte, so ist es nicht Duggans „Fascist voices", sondern Paul Corners Untersuchung des Faschismus in der Provinz. Martin Baumeister

Matteo Millan, Squadrismo e squadristi nella dittatura fascista, Roma (Viella) 2014 (I libri di Viella 183), 308 pp., ISBN 9788867283125, € 26.

Cosa successe allo squadrismo dopo la marcia su Roma? È questa la domanda a cui il libro di Millan offre un'esaustiva risposta attraverso l'analisi di documenti di polizia, fascicoli processuali dei collaborazionisti e scritti privati come diari e memorie. Con un'ottica diacronica, l'A. segue l'evolversi, nel corso del ventennio, della violenza come ideologia, cultura politica e prassi di azione. In questa analisi lo squadrismo assume il ruolo di attore principale, un attore capace di adattarsi a seconda dei tempi, di modulare l'intensità della violenza, di trasformarsi in forme diverse per conservare i legami interni, la propria organizzazione e evitare di essere sciolto o di essere inserito nella Mvsn (interessanti alcuni casi di „metamorfosi" di squadre di camice nere in circoli calcistici, polisportive o circoli rionali) restando, però, ramificato in modo profondo. Lo squadrismo non è solo criminalità o devianza sociale: è una forma mentis e un modo di vivere in cui entrano in gioco anche questioni soggettive, interessi privati, clientelismi. Se lo squadrismo è di lunga durata, di lunga durata è la violenza che costituisce per il fascismo italiano (ma il discorso si potrebbe allargare

ad altri contesti europei di questo periodo, su questo si rimanda al recente „Políticas de la violencia. Europa, siglo XX", a cura di Javier Rodrigo) non solo uno strumento per raggiungere un obiettivo politico, ma un „valore in sé e pratica fondamentale nel plasmare identità individuali e collettive" (p. 11). Mussolini capisce subito dopo la marcia su Roma che l'unica forza su cui può contare sono le squadre: nasce perciò la Mvsn nel segno di una normalizzazione che non significa ripristino della legalità ma un utilizzo sistematico e continuo della forza sia per reprimere l'antifascismo sia per rafforzare il consenso di chi lo esprime già, nonché per ribadire la fedeltà e rievocare sistematicamente l'entusiasmo degli spiriti più esaltati. Le violenze post marcia contro amministrazioni comunali e provinciali non fasciste diventano all'ordine del giorno. Le bastonature, i pestaggi, le torture, gli omicidi delle camice nere producono assuefazione alla violenza e una sorta di tacita accettazione, almeno, di una parte della società; al tempo stesso, come suggerisce l'A., la continua violenza offre una giustificazione all'adozione di misure governative sempre più repressive. Lo squadrismo non subisce una battuta di arresto quando nel 1926 viene ridimensionato il potere dei ras locali (non certo per l'uso che essi facevano della violenza ma per il potere che avevano in sede locale) con l'abolizione dell'elettività delle cariche a favore della nomina, o quando alcuni sono assegnati al confino con fine rieducativo (scopo che viene raggiunto finendo per rendere connessi ai meccanismi del potere dei professionisti della violenza), o quando alcuni subiscono le epurazioni all'interno del partito (un esempio su tutti Giampaoli a Milano). Lo squadrismo dimostra di resistere adattandosi e inserendosi organicamente all'interno dello stato-partito e, dalla fine degli anni Trenta fino alla tragica esperienza saloina, quasi rivive una seconda vita: emblematica la vicenda di Onorio Onori che da comandante della squadra d'azione „La Disperata" del 1921 sarà comandante della brigata nera Garibaldi responsabile di un eccidio nei pressi di Sondrio nella primavera del 1945. La tesi è bene argomentata e il libro si apprezza anche per una scrittura agile che lo rende di facile lettura. Sebbene l'A. sia consapevole, come scrive nell'introduzione, di avere limitato la ricerca al contesto centro-settentrionale, sarebbe stato interessante fare un discorso che riguardasse anche lo squadrismo meridionale, in generale meno studiato. Speriamo che ciò possa essere la pista per una futura ricerca. Camilla Poesio

Vittorio Foa, Aldo Natoli, Dialogo sull'antifascismo, il PCI e l'Italia repubblicana, Roma (Editori Riuniti University Press) 2013, 303 S., ISBN 9788864731308, € 23.

In der Mitte des Übergangs von der *Prima* zur *Seconda Repubblica* regt Vittorio Foa (1910) Aldo Natoli (1913) in einem sehr informellen, doch nie oberflächlichen Gespräch dazu an, sein Leben zwischen 1930 und 1970 darzustellen. Herausgekommen sind Reflexionen über 40 Jahre Geschichte Italiens zwischen den zwei Politikern und Intellektuellen, die zu dieser Zeit (1994) zusammen mit der Publikation des Bandes „Il Registro. Carcere politico di Civitavecchia 1941–43" beschäftigt waren.

Beide Autoren sind Zentralfiguren der italienischen Arbeiterbewegung gewesen: Foa, Widerstandkämpfer in Giustizia e Libertà und im Partito d'Azione, später CGIL-Hauptfigur in Turin und Mitglied des PSI und des PSIUP; Natoli, Antifaschist in den 30er Jahren, PCI-Mitglied ab 1943, später Leiter der Massenarbeitsektion der Partei, seit 1956 Protagonist eines latenten Konflikts mit der Partei, aus der er 1969 „aus links" austrat, um die Zeitschrift „Il Manifesto" zu gründen. Natolis Tätigkeit innerhalb der Partei ist der rote Faden des Buches und bietet die Gelegenheit andere Themen zu besprechen: Wirtschaftsfragen und Arbeiterkämpfe vor allem, aber auch internationale und italienische Politik: Faschismus und Hafterfahrung, Widerstand, Verhältnis der italienischen Linken zur Sowjetunion und zur internationalen kommunistischen Bewegung usw. Das Buch gliedert sich in sieben Kapitel, die chronologisch die Zeitspanne 1930–1970 behandeln. Im ersten Kapitel diskutiert Natoli seine Erfahrung als antifaschistischer Medizinstudent in den 30er Jahren und als Widerstandskämpfer seit 1943 in Rom. In der Mitte steht die Gründung und die Tätigkeit der antifaschistischen Gruppe, welche um Bruno Sanguinetti, wichtige doch vergessene Figur der italienischen Linken, entstand. Die Biographien von Natoli und Foa sind zu dieser Zeit sehr weit auseinander, und Foa ist in der Lage sehr interessante und kontroverse Themen aufzuwerfen. Hervorzuheben ist die Haltung der Gruppe vor dem Molotow-Ribbentropp-Pakt, der eine Krise des kommunistischen Antifaschismus bedingt. Die nächsten Kapitel beschäftigen sich mit der frühen Nachkriegszeit, als die Kommunistische Führung unter Togliatti eine Massenpartei (*il partito nuovo*) in der neuen italienischen Republik gründete. In diesem Teil stehen hauptsächlich ökonomische Themen im Mittelpunkt. Die Erlebnisse der Autoren fließen hier ein, da beide sich jetzt für Politik als Beruf entscheiden. Sehr interessant sind die verschiedenen Interpretationen des Kapitalismus: während Natoli eine Krise des Kapitalismus im marxistischen Sinne erwartet, konzentriert sich Foa realistischerweise auf die neuen Bedingungen, die mit dem „Wirtschaftswunder" der 50er Jahre anfangen. Höchst interessant sind auch die Seiten, die sich mit der *democrazia progressiva* beschäftigen, wie auch die Darstellung der Arbeiterkämpfe von Natoli, zu dieser Zeit auch Sekretär der KP im Lazio. Der Kontrast zwischen Natoli und der Partei ist der Inhalt der nächsten Teile, die die Zeitspanne 1956–1970 beschreiben. Wendepunkte dieses Kontrastes sind die Ereignisse des Jahres 1956 im Ostblock; das Jahr 1965, als sich Natoli nach einer Reise in die Sowjetunion, China und Vietnam dem Maoismus näherte, und die Jahre 1968–1969, als es endlich zum Ausschluss aus dem PCI kam, nach dem Versuch eine linke Fraktion innerhalb der Partei zu bilden. Im Hintergrund der Auseinandersetzung steht nicht nur die internationale Politik, sondern auch die neue Ära des *centrosinistra* und die damit verbundenen Wirtschaftsfragen (*riforme di struttura*). Die Diskussion zwischen Natoli und Foa bildet aus mehreren Gründen ein höchst interessantes Werk der *oral history*, nicht nur wegen des Inhalts, sondern auch wegen der Tatsache, dass der Ton der Autoren niemals rückblickend oder selbstabsolutorisch scheint. Zu betonen ist auch die editorische Arbeit von Claudio Natoli und Anna Foa, die die Aufnahmen des Gesprächs ausgearbeitet

haben und einen interessanten Bildanhang, sowie ein nützliches biographisches Lexikon beigefügt haben. Francesco Leone

Mario Avagliano/Marco Palmieri, Vincere e vinceremo! Gli italiani al fronte 1940–1943, Bologna (Il Mulino) 2014 (Biblioteca storica), 376 pp., ISBN 978-88-15-25360-6, € 25.

Nel quadro degli studi storici italiani dedicati alla Seconda Guerra Mondiale l'aspetto ideologico-politico, ed anche morale e psicologico dei soldati, è rimasto sempre piuttosto in ombra. Nelle analisi delle operazioni, ovvero negli studi classici di storia militare, il fatto che il Regio esercito italiano fosse agli ordini di un dittatore, e che avesse dovuto subire, volente o nolente, l'influenza ventennale del regime fascista, viene considerato come un fattore ininfluente. Soprattutto i pur necessari, e spesso fondamentali, volumi curati dall'Ufficio storico dello Stato maggiore dell'Esercito, hanno risentito fortemente dell'interpretazione proveniente dalla ampia memorialistica pubblicata nel dopoguerra dai maggiori protagonisti dell'epoca, in primis il generale Giovanni Messe, secondo i quali l'unico dovere di un militare era quello di „marciare", ovvero obbedire agli ordini senza doversi preoccupare di altro che servire il proprio paese. Impostazione ineccepibile, dal punto di vista logico, ma anche una comoda scusa per evitare di dover essere accusati di essere stati complici di una dittatura e di una guerra di aggressione. Negli ultimi anni una generazione di storici ha cercato di analizzare più approfonditamente il rapporto esercito-fascismo, e soprattutto il ruolo del Regio esercito nella guerra dell'Asse, approfondendo quindi il tema dei crimini di guerra con risultati sorprendenti. Per quanto riguarda invece l'argomento dei sentimenti e delle sensazioni dei soldati al fronte, gli studi sono stati meno numerosi. I lavori di Simona Colarizi (L'opinione degli italiani sotto il regime 1929–1943) del 1991, si concentra, per quanto riguarda gli anni della guerra, soprattutto sul fronte interno. Tra i volumi dedicati espressamente ai militari, si segnalano quello di Pietro Cavallo (Italiani in guerra. Sentimenti e immagini dal 1940 al 1943) del 1997, e quello curato da Nicola Labanca e Giorgio Rochat (Nicola Labanca e Giorgio Rochat (Il soldato, la guerra e il rischio di morire) del 2006. Il libro di Marco Avagliano e Marco Palmieri si propone quindi di approfondire l'argomento della storia „emotiva", „ma anche politica e ideologica" (p. 12), della guerra italiana fino all'armistizio, attraverso un vasto repertorio di fonti che vanno dalle lettere censurate, ai diari, alle relazioni dei carabinieri e della polizia. Il testo si dipana secondo un racconto cronologico e tematico. I primi due capitoli coprono grosso modo i primi due anni di guerra, dalla dichiarazione all'autunno del 1942, quando l'illusione della vittoria era ancora piuttosto radicata nei soldati. I tre capitoli centrali sono dedicati invece ai temi più controversi e complessi: la guerra ideologica in Russia, il consenso verso il fascismo e la sua guerra, i crimini di guerra. Il sesto ed il settimo analizzano il rapporto dei militari con il fronte interno e il tracollo della fiducia nei confronti del

regime a partire dalla fine del 1942. Il quadro che emerge dalla ricostruzione dei due autori è piuttosto diverso da quello che i militari stessi hanno cercato di far passare nella memoria pubblica dopo la guerra. I soldati italiani, lungi dall'essere „neutrali" e di combattere perché obbligati o per senso del dovere, si rivelano da questa ricostruzione come dei militari fortemente favorevoli alla guerra e soprattutto particolarmente sensibili alla propaganda fascista. I temi della guerra ideologica, soprattutto in URSS, vengono interiorizzati dai fanti italiani che sono convinti di combattere una crociata ideologica nella quale il tema della guerra cristiana contro i bolscevichi atei e giudei si mischiava con la volontà fascista di distruggere il comunismo. L'enorme mole di documenti presentati dai due autori rappresenta quindi un contributo notevole alla conoscenza della guerra italiana fino all'8 settembre 1943, e rappresenta uno stimolo ad approfondire molte altre tematiche. Ad esempio: quale ruolo giocava la monarchia nell'immaginario dei militari italiani che, comunque, giuravano sempre fedeltà ai Savoia? Quali erano le differenze tra i „soldati politici" inquadrati nei battaglioni di Camicie nere e i soldati dell'esercito regolare? Qual'era, se c'era, il divario ideologico tra gli ufficiali e la truppa? Esisteva una diversità tra le varie armi (aviazione, marina, esercito, milizia)? Insomma all'interno del quadro generale tratteggiato da questo libro, i temi da approfondire rimangono ancora numerosi. Amedeo Osti Guerrazzi

16 ottobre 1943. La razzia degli ebrei di Roma. Catalogo della mostra, Roma, Complesso Monumentale del Vittoriano, 16 ottobre–30 novembre 2013, a cura di Marcello Pezzetti, Roma (Gangemi) 2013, 271 S., Abb., ISBN 978-88-492-2733-8, € 20.

Am 16. Oktober 2013 jährte sich zum 70. Mal die furchtbare Razzia auf die in Rom lebenden Juden, die 1943 durch die nationalsozialistische Besatzungsmacht verhaftet wurden. 1022 Menschen wurden per Zug vom Bahnhof Tiburtina nach Auschwitz deportiert, 149 Männer und 47 Frauen auf der Rampe für die KZ-Sklavenarbeit selektiert, während die übrigen 826 unmittelbar nach ihrer Ankunft in den Gaskammern von Birkenau ermordet wurden. Nur 16 der Deportierten überlebten. Die jüdische Gemeinde in Rom umfasste damals etwa 8000 Seelen, insofern gelang es einem großen Teil der Verfolgten unterzutauchen und dem Zugriff der deutschen Polizisten zu entgehen. Trotz dieser relativ hohen Rettungsquote war die Razzia in Rom die zahlenmäßig größte unter den Deportationsaktionen, die sich unter der NS-Herrschaft in Italien in einer Reihe von Städten ereigneten. Bei dem hier angezeigten Band handelt es sich um den Katalog einer im Herbst 2013 im Vittoriano gezeigten Ausstellung zum Thema des 16. Oktober 1943. Er enthält Faksimiles aller in der Ausstellung gezeigten Objekte, zumeist Dienstpapiere, Fotos, Briefe, Bücher; Reaktionen der jüdischen Gemeinde, der italienischen Bevölkerung, ausländischer Beobachter. In chronologischer Abfolge wird die Geschichte der Juden Roms vom ersten vorchristlichen Jahrhundert bis zur Emanzipation behandelt, über ihre Einsperrung ins Ghetto seit 1555 bis zur Auflösung desselben mit der Eingliederung des Kirchenstaats in das neue

Königreich Italien 1870. Ein weiteres Kapitel erzählt die Zeit von 1870 bis zum Erlass der antisemitischen Gesetze 1938, die jede Hoffnung auf eine endgültige Integration der Juden in den Nationalstaat zunichtemachten und die als demütigende Beschneidung ihrer staatsbürgerlichen Rechte gerade deswegen besonders empfunden worden waren, weil die Juden im Ersten Weltkrieg und dann in der Zeit des Faschismus erst eine vielfach nationalpatriotische, dann eine profaschistische Einstellung bewiesen hatten. Der Verlust der staatsbürgerlichen Rechte, das Abgleiten in wirtschaftliche Not und die sinnlose Zwangsarbeit stehen im Zentrum des Abschnitts über die Jahre 1938 bis 1943. Der Hauptteil der Ausstellung ist jedoch nicht der italienisch-faschistischen Verfolgung der Rechte, sondern dem Angriff auf das Leben der Juden unter deutscher Besatzung gewidmet. Der Razzia vom 16. Oktober, der die Erpressung von 50 kg Gold ebenso vorausging wie der Raub der jüdischen Bibliotheken sowie der Liste der Steuerzahler der Gemeinde, ist der größte Teil des Bandes gewidmet. Bemerkenswert ist vor allem eine Reihe von Dokumenten zu den deutschen Tätern, die teilweise sogar mit Foto abgebildet werden. Es handelt sich um die Einheit des Hauptmanns der Ordnungspolizei Emil Seeling, der die Kompanien der Ordnungspolizei in Rom kommandierte, um die Einheit Horstkotte sowie um Angehörige von Kapplers römischem Außenkommando der Sicherheitspolizei. Einige der Täter waren schon von der bundesdeutschen Staatsanwaltschaft in den 1960er Jahren einvernommen worden, doch ohne juristische Konsequenzen. Dass Eitel Moellhausen unter den Verfolgern abgehandelt wird, ist formal zwar richtig, aber angesichts des (auch gewürdigten) Versuchs des deutschen Konsuls, die Deportation vom 16. Oktober zu torpedieren, nicht überzeugend. Die Abbildungen vieler der jüdischen Opfer und die Namensliste aller Deportierten rekonstruieren eine verschwundene Welt. Für die jüdische Gemeinde war das Ereignis so traumatisch, dass erst Jahrzehnte später eine wissenschaftliche Behandlung einsetzen konnte, deren Ausdruck die Ausstellung von 2013 nebst einer internationalen Konferenz im DHI Rom war. Der Band ist eine Pflichtlektüre für alle, die sich wissenschaftlich mit der Geschichte der Judenverfolgung in Italien beschäftigen. Lutz Klinkhammer

Roberta Cairoli, Dalla parte del nemico. Ausiliarie, delatrici e spie nella Repubblica sociale italiana (1943–1946), Milano (Mimesis) 2013 (Passato prossimo), 262 pp., ISBN 978-88-5751-203-7, € 20.

Il tema del collaborazionismo fascista con il III Reich durante l'occupazione tedesca sta conoscendo una importante stagione di studi. Per decenni è stato confinato nelle memorie dei fascisti repubblicani oppure nelle ricostruzioni dei protagonisti stessi della Repubblica sociale, con risultati scientifici che si possono immaginare. Soltanto dopo i lavori fondamentali di Pavone (1991) su „Una Guerra civile", di Ganapini (1999) sulla „Repubblica delle camicie nere" e di Gagliani (1999) sulle „Brigate nere", gli studi storiografici hanno abbandonato la sprezzante definizione di „repubblichini"

e hanno approfondito le politiche, le motivazioni, gli ideali e la prassi del fascismo repubblicano. Tra i lavori più recenti (e migliori), si segnalano „Leoni vegetariani" (2011) di Toni Rovatti, dedicato alla violenza, e quello di Simon Levis Sullam (2015) sui „Carnefici italiani", testi che si inseriscono in questo filone di studi aprendo delle prospettive nuove ed originali, e prendendo sul serio il ruolo della Rsi nella repressione della Resistenza e nella persecuzione degli ebrei. Il libro di Roberta Cairoli, dedicato alle „Ausiliarie, delatrici e spie nella Repubblica sociale italiana" analizza il difficile argomento del ruolo femminile nella Rsi: argomento complesso perché praticamente privo di ricerche di riferimento, come si evince dalla robusta bibliografia utilizzata dall'Autrice, nella quale le monografie scientifiche sull'argomento sono soltanto un paio. Inoltre lo scopo del libro non è quello di indagare l'immaginario o gli ideali politici delle fasciste, ma il loro ruolo effettivo quali ausiliarie, delatrici e spie, categorie nelle quali l'Autrice ha suddiviso le fasciste „operative" nelle forze armate o nelle varie polizie della Rsi. Per far ciò la ricerca si è basata principalmente su fonti dirette, soprattutto quelle giudiziarie, attraverso l'analisi dei processi svoltisi nel dopoguerra. Il primo capitolo, dedicato alle delatrici, inquadra questa categoria di collaborazioniste in tre gruppi: le donne ideologicamente motivate; le donne „comuni", che non appartenevano ad alcuna formazione della Rsi, e infine le donne vicine al movimento partigiano che per motivi personali, oppure perché arrestate torturate, decisero di passare al nemico. Attraverso l'analisi di decine di processi, l'Autrice giunge alla conclusione che il fenomeno della delazione ebbe „un vero e proprio carattere di massa" (p. 19), dovuto anche al tracollo morale della società italiana durante la guerra civile. „Il denaro – scrive Cairoli – fu certamente uno dei principali moventi che ispirò le azioni di molte di queste donne che non mancarono di calcolo e di opportunismo per strumentalizzare gli effetti della delazione a proprio vantaggio" (p. 37), come si evince in maniera particolare dalle delazioni nei confronti degli ebrei, alla quale il libro dedica un lungo paragrafo. Il secondo capitolo, dedicato allo spionaggio antipartigiano, il ruolo degli Uffici politici investigativi della Guardia nazionale repubblicana (Upi), emerge in tutta la sua importanza. Anche questo è un tema molto poco battuto dalla storiografia, che ha sottostimato la capacità di intelligence della Gnr, vero fulcro della lotta alla Resistenza. Il terzo capitolo, quello probabilmente più riuscito del libro, ricostruisce le azioni delle agenti segrete italiane al servizio del controspionaggio tedesco. In questo caso le fonti utilizzate sono quelle del controspionaggio americano, particolarmente preoccupato per le infiltrazioni oltre le linee di sabotatori e spie nazi-fascisti. L'Autrice ha ricostruito i vari uffici dell'Abwehr tedesco in Italia e i gruppi di fasciste (come la „Centuria del Fascio Crociato" o le „Volpi Argentate"), che si misero spontaneamente al servizio dei nazisti per compiere azioni oltre le linee del fronte. Il volume, in conclusione, permette di andare oltre i miti e le leggende create nel dopoguerra attorno a questi gruppi attraverso una analisi rigorosa e rigidamente scientifica del ruolo delle fasciste nella guerra civile italiana.

Amedeo Osti Guerrazzi

Koni Weber, Umstrittene Repräsentation der Schweiz. Soziologie, Politik und Kunst bei der Landesausstellung 1964, Tübingen (Mohr Siebeck) 2014 (Historische Wissensforschung 1), X, 364 pp., ill., ISBN 978-3-16-153173-6, € 59.

„Una *Wunderkammer* capace di dare le vertigini": nel 1964, con queste parole l'allora trentaduenne Umberto Eco descriveva l'Expo di Losanna dalle pagine di „Edilizia Moderna". Il semiologo bolognese, affascinato da ogni singolo aspetto della mostra, continuava a scrivere che l'evento rifletteva la realtà di un „paese di Bengodi" per la capacità di saper mostrare con disinvoltura ai visitatori tanto le bellezze artistiche e naturali quanto il livello tecnologico raggiunto dalla Confederazione Elvetica. Il risalto dato all'evento dalla stampa periodica italiana dell'epoca rispecchiava la ricezione di un evento che in Italia veniva recepito come un'occasione unica per meglio conoscere una realtà, quella della confinante Svizzera, sovente letta dai più attraverso le dichiarazioni (quando non si trattava di mere „dicerie") dei *Gastarbeiter*. A rafforzare questo interesse contribuiva la presenza di personalità riconducibili alle comunità italiane residenti nella *Confoederatio Helvetica*, quali l'architetto luganese Alberto Camenzind e il musicante Gianni Trog. Questo clima di euforia creatosi attorno all'evento, fece sottacere tanti altri aspetti, come la discussa iniziativa di matrice governativa finalizzata a compulsare il livello socio-culturale dell'opinione pubblica dei visitatori della mostra provenienti dai cantoni svizzeri. Con la pubblicazione di un libro che mira a ricostruire le vicende e le aspre polemiche legate all'organizzazione e alla diffusione di questionari sulla mentalità e l'identità della Confederazione Elvetica in occasione della mostra a carattere nazionale „Expo 64", tenuta a Losanna dal 30 aprile al 25 ottobre 1964, lo studioso dell'università di Zurigo Toni Weber presenta una ricerca dai risvolti „insoliti" per quanti si occupano della natura del rapporto odierno tra la sociologia e i ceti dirigenti dello stato democratico. Nel corso dei sette capitoli che compongono l'opera, il sociologo parte dalla ricostruzione del contesto storico delle fasi preparatorie del questionario, risalenti al 1962, anno nel quale il *Laboratoire d'Anthropologie Sociale* di Parigi, sotto la guida dell'antropologo Isac Chiva, aveva sottoposto ad un campione di 1200 cittadini-tipo della *Confoederatio Helvetica* un questionario inerente sia domande di carattere „generale", ad es. il modo di intendere la partecipazione politica o l'occupazione del tempo libero, sia questioni di cogente attualità, come quella, frutto del clima politico proprio della „Guerra Fredda", concernente un'eventuale ingresso della Svizzera nella Unione Europea Occidentale. Particolare rilievo, nella costruzione d'insieme, viene attribuito dall'autore al direttore del teatro di Losanna, Charles Apothéloz, incaricato nel 1963 dal governo federale svizzero di elaborare un progetto da realizzare in una sezione della mostra. In seguito all'intenzione, da quest'ultimo dimostrata, di volere mostrare ai visitatori dell'Expo i risultati del sondaggio in tempo reale per mezzo di apparecchiature computerizzate, aveva inizio una polemica col governo federale dello stato elvetico, timoroso di vedere esposti dei risultati che potessero apertamente contraddire i messaggi a carattere „ufficiale", miranti a trasmettere l'idea di uno stato fortemente unitario e coeso

intorno ad una rigida etica del lavoro. Inoltre, la regia governativa temeva di essere scavalcata, nel suo ruolo di rappresentante della volontà popolare, dalla conduzione di forme di rilevamento della pubblica opinione che scavalcassero il mandato conferito agli esponenti del parlamento dai risultati elettorali. Risultato di questa contrapposizione tra potere politico e il gruppo di sociologi diretto dall'Apothéloz fu la modifica dei testi originariamente formulati dai sociologi ed il divieto di esporli nel corso dello svolgimento della mostra nelle modalità inizialmente formulate. La versione definitiva del questionario, ufficialmente autorizzata dal governo per mezzo del delegato parlamentare Hans Giger, veniva approvata nel dicembre 1963, con il titolo di „Le questionnaire Gulliver". Come conseguenza di questa decisione, i circa 12 milioni di frequentatori di „Expo 64" ricevettero un questionario profondamente rimaneggiato rispetto a quello originariamente formulato dal gruppo di lavoro „Un jour en Suisse". Inoltre, i 580 000 frequentatori che aderirono alla compilazione del questionario ricevettero la comunicazione di risultati miranti a diffondere un'idea di conformità del corpo sociale elvetico, presentato come scevro da lacerazioni sociali e dai drammi che ne conseguivano, in primo luogo l'alto numero dei suicidi. Particolarmente ricca di spunti di riflessione è l'appendice documentaria (pp. 323–342), nella quale viene riportato sia il questionario dell'indagine statistica originariamente formulato dal gruppo di sociologi „Un jour en Suisse", sia la versione autorizzata, dal titolo già citato di „Le questionnaire Gulliver". Ad esempio, basterebbe compulsare parte del testo delle due versioni, riportato su due colonne dall'autore a pag. 333, per vedere in cosa consistesse il pesante intervento di revisione: alla domanda nr. 1 „Quel est le devoir principal de l'école?", una delle possibili risposte da contrassegnare, la risposta 1.5, nella versione originale recitava „lui apprendre à avoir un jugement personnel" viene sostituita con „lui apprendre à avoir un jugement indépendant". Chiudono il volume l'inserimento della bibliografia (pp. 343–354) e dell'indice delle persone e delle cose notevoli (pp. 355–364). Analizzando accuratamente le singole fasi dello svolgimento del lavoro dei sociologi, il Weber fornisce un esempio, del tutto inedito in relazione alla storia del rapporto tra sociologia e potere politico nella Confederazione Elvetica, della „concorrenza" creatasi intorno alle funzioni di *Repräsentativität* e *Repräsentation*. Viene da auspicare che simili forme di indagine servano ad aiutare tanto i politici quanto i sociologi ad utilizzare in maniera responsabile le rispettive funzioni di „rappresentatività" e „rappresentazione", entrambe necessarie a comprendere ed interpretare i meccanismi profondi legati al sentire di un corpo sociale. Come nello stesso anno della mostra scriveva lo scrittore zurighese Max Frisch nel suo romanzo „Mein Name sei Gantenbein": „Ein Mann hat eine Erfahrung gemacht, jetzt sucht er die Geschichte seiner Erfahrung...". Marco Leonardi

András Fejérdy (a cura di), La Chiesa cattolica dell'Europa centroorientale di fronte al comunismo. Atteggiamenti, strategie, tattiche, Roma (Viella) 2013 (Bibliotheca Academiae Hungariae. Studia 2), 216 S., ISBN 978-88-6728-151-0, € 22.

Dem den Band prägnant einleitenden Text des Hg. folgt ein kurzer Beitrag von Philippe Chenaux. Er umreißt die Themen des Bandes, doch erscheinen diese im Band nicht derart konturiert wie sie er aufreißt. Doch zeichnet sich die Einführung durch Chenauxs Prägnanz aus, und daher hätte eine Erweiterung seiner Ausführungen gut getan. Ob Kirche unter kommunistischer Herrschaft eine Märtyrerkirche war, versucht Jan Mikrut zu ergründen. Mikrut möchte in diesem Zusammenhang die Kategorie *Martyrium* nutzen, die bedrohten Lebensbedingungen der Gläubigen hinter dem Eisernen Vorhang aufzuzeigen. Es gelingt ihm, einzelne Biographien von „echten" Märtyrern in den historischen Kontext der teilweise lebensbedrohlichen Situationen für Christen einzuordnen. Inwieweit jedoch die Kategorie Martyrium als sinnvoller Zugriff erscheint, sollte einer Diskussion unterzogen werden, zumal Mikrut versucht, auch die Gläubigen in der DDR in eine Märtyrerkirche einzuordnen. Antal Molnár geht in seinem quellengesättigten Beitrag auf die Rolle der Jesuiten in der Friktion mit dem Phänomen Kommunismus als Staatsform ein. Molnár schafft es, für die späten dreißiger Jahre, die wesentlichen Debatten präzis herauszuarbeiten. Pal Hatos stellt die wenig beachteten alternativen politischen Konzeptionen in den Satellitenstaaten in den Mittelpunkt. Er kontextualisiert das Wirken des katholisch-ungarischen Politikers Guyla Szekfü über 1945 hinweg und er analysiert die Friktionen mit Kardinal Mindszenty, indem er die unterschiedlichen Zukunftsentwürfe beider Akteure darstellt. So gelingt ihm ein Blick in die Ambivalenz des ungarischen Nachkriegskatholizismus. Dem folgenden Beitrag von András Fejérdy ist es zu verdanken, dass eines der „Heißen Eisen" der kirchlichen Zeitgeschichte unaufgeregt und analytisch Eingang in den Band findet. Er spürt quellen- und kenntnisreich den Strategien des Vatikans im Umgang mit der kommunistischen Diktatur Ungarns in den sechziger Jahre nach. Er geht dabei der Diskussion nicht aus dem Weg, ob der angestrebte Modus Vivendi ein Teil der Problemlösung war, oder ob es, vor der Projektionsfläche einer etwaigen Katakomben-Kirche, Teil des Problems war. Das gleiche „Heiße Eisen" nimmt auch Ádám Somorjai auf. Im Fahrwasser der Kritik der Vatikanischen Ostpolitik scheint es, dass es ihm nicht vollständig gelingt die notwendige Distanz zu wahren. Allerdings schließt er den Beitrag dann mit einer sehr wichtigen und deutlichen Aufforderung, die nicht immer beachtete Notwendigkeit zur Ambiguitätserkenntnis zur Leitlinie der Forschungen zu machen. Stanislaw Wilk unternimmt eine Einordnung des polnischen Kardinals Wyszynski. Er schreibt eine politische Kurzbiographie aus den Augen des Bewunderers. Trotz dieser Nähe entsteht ein Beitrag, der hilft, das Wirken des bedeutsamen Kardinals in den Kontext des kommunistischen Polens einzuordnen. Einen wichtigen Aufsatz steuert Stefano Bottoni bei. Er richtet den Blick der Leser/innen auf ein ebenfalls abseitiges Thema: Die katholische Kirche in Rumänien im Spannungsfeld des Nationalismusvorwurfes und der theologisch-politischen

Friktion mit der Orthodoxen Kirche. Es ist Bottonis Verdienst, dieses Forschungsfeld einem breiteren Publikum zu öffnen. Auch das Einbetten der Ereignisse um eine der wichtigsten Personen der katholischen Kirche in Rumänien (Áron Márton) macht den Beitrag lesenswert. Mit einem zusammenfassenden Abriss richtet Massimiliano Valente den Focus auf Jugoslawien. Er analysiert die Beziehungen zum Vatikan in den fünfziger und sechziger Jahren und stellt die Strategien der handelnden Akteure heraus. Abgeschlossen wird der vorliegende Band mit einer kurzen Vorstellung der Quelleneditionen zu Kardinal Mindszenty von Tamás Tóth und Hironim Focinski. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass András Fejérdy ein wichtiger Beitrag zu (kirchen-)geschichtlich höchst relevanten Themen gelungen ist, auch wenn mit dem vor allem nationalkirchlich-ungarischen Zugriff das von ihm gesteckte Ziel nicht vollständig erreicht wird. Roland Cerny-Werner

Paolo Rosso, Negli stalli del coro. I canonici del capitolo cattedrale di Torino (secoli XI–XV), Bologna (Il Mulino) 2014 (Collana di studi della Fondazione Michele Pellegrino), 699 S., CD-Rom, ISBN 978-88-15-25149-7, € 50.

In den letzten Jahrzehnten wurden auch in Italien wertvolle Studien zu den Kapiteln namhafter Bischofs- und Kollegiatkirchen vorgelegt. Die Kanoniker eines Domkapitels sorgten vor allem für die würdige Zelebration des Gottesdienstes in der Kathedrale und gewährleisteten geordnete Verhältnisse nach dem Tod eines Bischofs, indem sie den Nachfolger wählten und die Vakanzzeit überbrückten (S. 47). Die genauen, ins 11. Jh. verweisenden Anfänge des Turiner Domkapitels, dessen Geschichte Paolo Rosso in diesem Band aufarbeitet, sind durch Fälschungen des Gelehrten Giuseppe Francesco Meyranesio (1728–1793) verdunkelt (S. 35; eine 2014 erschienen Studie zu Meyranesio von Giovanni Battista Fossati und Alessandro Vertamy konnte von Rosso nicht mehr rezipiert werden). Das Kapitel erhielt mit einem Diplom Heinrichs III. 1047 zur Trennung der Bischofs- von der Kapitelsmensa einen eigenen Rechtsstatus und wirtschaftliche Autonomie (S. 55–67). Der Autor sammelt schon die ersten Namensbelege, die allerdings aufgrund der fehlenden Familiennamen noch wenig Aussagekraft haben. Dabei weist Turin eine bedeutende Überlieferung auf: Notariatsprotokolle gibt es ab 1265 (S. 29) und die *Acta capitularia* setzen schon vor 1300 ein (S. 28). Daneben zieht der Autor normative Quellen wie die Kapitelstatuten und solche von allgemeiner Bedeutung – wie beispielsweise die Vorgaben des III. und IV. Laterankonzils zur Bildung des Klerus (S. 90, 101f.) – heran. Klassisch werden die diversen Wege des Zugangs zum Kapitel untersucht, wobei die Nachfrage päpstlicher Kandidaten vermittels des kurialen Provisionswesens und von Protegées weltlicher Fürsten um Turin zunächst überschaubar blieb (S. 158–178). Die Regel war die Kooption, die die örtlichen Eliten aus Landadel und städtischer Oberschicht bevorzugte (S. 178–197). Erst mit der Unterwerfung Turins unter die Herrschaft der Savoyer Grafen 1404 kamen auch mehr Günstlinge des neuen Landesherrn zum Zuge, der sich dafür

sogar auch Provisionsvollmachten vom Papst verleihen ließ. Mit der Gründung der Universität Vercelli 1228 (S. 114 f.) und der Blüte der städtischen Scholae ab dem 12. Jh. (S. 120) wuchsen die Bildungsansprüche auch für die Kanoniker. Der als Universitätshistoriker hervorgetretene Autor zeigt ein besonderes Interesse für die Verquickung von Mitgliedern des Turiner Domkapitels mit den Universitäten, allen voran der 1411 gegründeten Hochschule in der eigenen Stadt (S. 291–343). Ja, eigentlich wird der Bildungssektor bald zum dominierenden Thema des Buches. Auch hierfür erbringt Rosso trotz fehlender Matrikel der italienischen Universitäten ein umfangreiches prosopographisches Material. Zustatten kommen ihm dabei auch Weiheregister (S. 327 Anm. 116, 351–354), wobei die dort ausgewiesenen *scholares* (*maiores*) aber keine Studenten waren, sondern die städtischen Schulen besucht hatten (S. 354–360). Mit Akribie werden im gesamten zweiten und letzten Teil Nachrichten zu den Bibliotheken des Domkapitels und einzelner Kanoniker ausgebreitet (S. 383–497). Hier zeigen sich nun allerdings auch die Grenzen der Studie, die kaum Aspekte der religiösen, ökonomischen und sozialen Lebenswelt der Domherren behandelt. Dabei stößt der aufmerksame Leser durchaus auf interessante Befunde, die man noch vertiefen und komparatistisch behandeln sollte. Den Rezensenten interessieren beispielsweise die Grenzgänger zwischen kirchlicher und weltlicher Karriere (S. 135 f.), die das Problem der Realisierung aufwerfen: die Kanoniker und Geistlichen also, die ihre kirchliche Laufbahn für ihren Schulbesuch und ihre Universitätsstudien nutzten, dann aber als Laien auch in höheren Positionen nachweisbar sind. Diese Männer erscheinen in Rossos Buch nur am Rande (S. 163 f., 215, 328, 334), müssen aber – wie ebenfalls in anderen Städten zu beobachten ist – die Spitze eines Eisbergs gebildet haben. Dieser Befund würde auch das Phänomen der Studienförderung über Pfründen (S. 324–336) in ein neues Licht rücken. Der Band wird von einem Dokumentenanhang (vorwiegend für den Buchbesitz von Interesse) beschlossen; ihm ist eine CD-ROM mit akribischen prosopographischen Einzelnachweisen auf 429 Seiten (plus einer chronologischen Tabelle der Kanoniker) beigegeben. Andreas Rehberg

Pier Paolo Piergentili, „Christi nomine invocato". La cancelleria della nunziatura di Savoia e il suo archivio (secc. XVI–XVIII), Città del Vaticano (Archivio Segreto Vaticano) 2014 (Collectanea Archivi Vaticani, 97), 1149 S., ISBN 978-88-85042-99-5, € 45.

Der Hauptbestand der Archivalien, die im Vatikanischen Geheimarchiv gesammelt und konserviert sind, besteht aus den an der römischen Kurie direkt entstandenen und weiterhin anfallenden Akten. Hinzu kommen aber noch historische Bestände, die in den bestehenden oder auch aufgelösten Nuntiaturen anfielen und später nach Rom überführt wurden. Es handelt sich um Behördenakten, die nur ausnahmsweise die Diplomatie der Päpste im Rahmen der europäischen Politik betreffen, wie sie in den „Nuntiaturberichten" verschiedener Institutionen erforscht und zum Teil ediert

worden sind. Gesammelt sind hier dagegen Zeugnisse jener Aktivitäten der Nuntiaturkanzleien, die sich auf Gratialsachen, Maßnahmen des Spolienrechts und insbesondere die Gerichtsbarkeit bezogen. Das umfangreiche Material war über lange Zeit nicht durch sachgemäße Indices erschlossen. In den vergangenen Jahren ist jedoch viel geleistet worden bei seiner Sichtung und Inventarisierung. So sind inzwischen moderne Indices für die Kölner Nuntiatur (Michael F. Feldkamp), für die Nuntiatur in Venedig (Giuseppina Roselli) und für die Nuntiatur am Kaiserhof (Tomislav Mrkonjic) erschienen. Zu diesen Werken kommt nun ein sehr stattlicher Band hinzu, der das besonders reiche Archivgut der Nuntiatur in Turin inventarisiert und zugleich eingehende Studien zu seiner Geschichte, zu einer früheren Inventarisierung und zu seiner heutigen Ordnung enthält. Das vorliegende Inventar teilt die Archivalien ein in *Acta* und *Registra* und führt in diesem Rahmen chronologisch angelegte Unterabteilungen ein (*Acta appellationis, cameralia, civilia, criminalia etc., Registra causarum, instrumentorum, introitus et exitus etc.*). Einzelne Faszikel gehen auf die Zeit der Errichtung der Nuntiatur im Jahr 1560 zurück. In größerer Dichte setzt das Material gegen Ende des 16. Jh. ein und reicht bis zum Jahr 1753, als – nach vorübergehender Schließung der Nuntiatur von 1701 bis 1740 – deren Gerichtsbarkeit von staatlicher Seite unterbunden wurde. Über die Auflistung der Archiveinheiten hinaus werden zu jedem Aktenbündel zuverlässig Inhalt bzw. Prozeßgegenstand und Namen beteiligter Personen in lateinischer und italienischer Form angegeben. Hinzugefügt sind Aktenbeschreibungen und Hinweise auf Beilagen. In einer instruktiven Einleitung referiert der Bearbeiter die Vorgänge bei der Schließung der Nuntiatur nach der Gründung des Königreichs Italien und über die weitere Verwahrung der Archivalien, deren Hauptbestand am Ende des 19. Jh. nach Rom kam. Er charakterisiert die einzelnen Fonds, bietet eine Synopse des älteren Index zu dem neuen Inventar und weist auf noch nicht erfaßte Bestände hin. In einer Reihe von beispielhaften Einzelstudien zeigt er ferner Möglichkeiten der Auswertung auf, indem er z. B. den Prozeß um die Absetzung eines Beichtvaters in Asti im Jahr 1657 durch alle Instanzen verfolgt und damit ein Bild der vielfach gestuften jurisdiktionellen Einrichtungen der Zeit gibt. Durch die Heranziehung von vatikanischen Archivalien anderer Provenienz macht er größere Zusammenhänge sichtbar und weist auch nach, wie der Jurisdiktion der Nuntien Grenzen gesetzt waren durch die Einwirkung von Ordensprivilegien und kirchlichen Gerichten unterer und übergeordneter Ebene, deren anders ausgerichtete Interessenlagen Rückverweisungen, widersprüchliche Entscheidungen oder zumindest sehr lange Verfahrenszeiten zur Folge haben konnten. Das Akteninventar bezeugt eindrucksvoll die große Zahl der Appellationen nach Urteilen bischöflicher Gerichte und der Prozesse, die Besitzstreitigkeiten um die Ausübung des den Nuntien übertragenen Spolienrechts der Apostolischen Kammer zum Gegenstand hatten. Es ist offensichtlich, daß die weitere Auswertung dieses inhaltsreichen Quellenmaterials der Forschung guten Einblick nicht nur in manche dramatischen Ereignisse, sondern allgemein in die Geschichte der kirchlichen Jurisdiktion, die Kirchengeschichte der Region und darüber hinaus in die sozialen Verhältnisse im angegebenen Zeitraum

vermitteln könnte. Das Inventar selbst, aber auch die von der stupenden Archivkenntnis des Bearbeiters zeugenden ergänzenden Hinweise bieten dafür Anregungen und wertvolle Hilfe. Rotraud Becker

Andrea Pennini, „Con la massima diligentia possibile". Diplomazia e politica estera sabauda nel primo Seicento, Roma (Carocci) 2015 (Studi storici Carocci 236/Studi sabaudi 3), ISBN 978-88-8430-7311-5, € 25.

Das Herzogtum Savoyen lag in der ersten Hälfte des 17. Jh. strategisch gesehen im Brennpunkt der durch den bourbonisch-habsburgischen Antagonismus geprägten europäischen Politik. In diesem dynamischen außenpolitischen Kontext entwickelte Herzog Karl Emanuel I. ambitionierte dynastische, politische und militärische Aktivitäten, deren Hauptziel im Erwerb einer Krone oder zumindest der symbolisch-zeremoniellen Gleichbehandlung mit einem gekrönten Haupt (*trattamento reale*) bestand. Andrea Pennini untersucht in seiner systematisch gegliederten und auf Archivquellen aus Paris, Simancas, dem Vatikan sowie sieben italienischen Archiven basierenden Monographie die Geschichte der savoyischen Diplomatie zwischen dem Frieden von Lyon 1601 und dem Tode Karl Emanuels I. 1630, in der sich der Herzog selbst als zentraler und dominierender Akteur erwies. Der erste Hauptteil widmet sich dem Themenfeld Diplomatie und Dynastie, wobei neben der Heiratspolitik ein Hauptaugenmerk auf Fürstinnen und Fürsten als höfischen und diplomatischen Akteuren liegt. Im Mittelpunkt des zweiten und dritten Hauptteils steht eine strukturelle Betrachtung des diplomatischen Dienstes bzw. des diplomatischen Personals. So werden etwa im zweiten von drei Kapiteln des zweiten Teils als typische Momente diplomatischer Tätigkeit das Instruktionswesen, Reisen und der Empfang am fremden Hof behandelt. Der dritte Hauptteil untersucht in drei Kapiteln die Bedeutung und die Funktionen einzelner Stände in der savoyischen Diplomatie (Klerus, Adel und dritter Stand, hier unter beruflichen Gesichtspunkten vornehmlich Vertreter des Rechts- und Finanzwesens). Ein Anhang bietet schließlich eine Übersicht über die Gesandten Savoyens an den europäischen Höfen von den ausgehenden 1570er Jahren bis 1630. Der Vf. widmet sich vornehmlich ausgewählten Fallbeispielen. Diese exemplarische Herangehensweise geht zu Lasten einer synthetischen Gesamtdarstellung, zumal das Buch keinen Schlussteil hat, in dem die gewonnenen Ergebnisse zusammengefasst und kontextualisiert würden. Insofern stellt sich mehrfach die unbeantwortete Frage, inwieweit die untersuchten Fälle typische Phänomene oder Ausnahmeerscheinungen savoyischer Diplomatie in der ersten Hälfte des 17. Jh. darstellen. Nachteilig wirkt sich das Fehlen eines Quellen- und Literaturverzeichnisses aus. Bei der ersten Nennung eines Titels erfolgt in den Fußnoten eine vollständige bibliographische Aufnahme, bei weiteren Nennungen eine gekürzte Zitierweise ohne genauen Rückverweis auf die Erstnennung. Für die Kapitel des dritten Hauptteils und den Anhang sind die im Inhaltsverzeichnis genannten Seitenzahlen fehlerhaft. Trotz dieser kri-

tischen Einwände liefert das Buch einen wichtigen Beitrag nicht nur zur savoyischen Geschichte und ihrer europäischen Bedeutung, sondern auch zu einer Sozial- und Kulturgeschichte der frühneuzeitlichen Diplomatie, ihren Handlungsmustern und Normen und insbesondere der Rolle und Funktion diplomatischer Akteure vor dem Hintergrund noch wenig ausgeprägter institutioneller Strukturen. Guido Braun

Le carte della chiesa di Sant'Eufemia dell'Isola Comacina (901–1200), a cura di Patrizia Merati, Varese (Insubria University Press) 2014 (Fonti 9), LXII, 633 pp., ISBN 978-88-95362-54-0, € 60.

Il territorio lariano ricoprì lungo tutto il Medioevo – e anche oltre – un ruolo di rilevanza strategica: esso si trovava infatti non lontano dalla sede metropolitica ambrosiana e sulla strada verso l'Europa continentale. Questa direttrice era quindi un importante asse viario tra i territori dell'Italia settentrionale e le regioni immediatamente appartenenti all'Impero romano-germanico. Non va altresì sottovalutato il ruolo del Lago di Como, la cui navigazione rendeva più rapido qualunque itinerario lungo questa direttrice. Nonostante la sua effettiva importanza questa regione non ha ricevuto, tuttavia, un'adeguata attenzione dal punto di vista storiografico, in particolar modo per quanto riguarda le fonti prodotte in questo territorio. Lungo i secoli parte di questa documentazione fu certo edita ma, il più delle volte, solo a corredo di altri studi. Si prendano come esempio le carte trascritte in appendice ai volumi della monumentale „Storia di Como" di Giuseppe Rovelli. L'imponente edizione di Patrizia Merati delle carte della chiesa di Sant'Eufemia dell'Isola Comacina è quindi meritevole soprattutto per due ragioni: la prima per la vasta mole documentaria censita ed edita (278 documenti redatti tra il 901 e il 1200 – appendici comprese); la seconda, conseguente alla prima, per avere così contribuito ad illuminare una considerevole parte della documentazione prodotta in area comasca, in gran parte ancora inedita. Nella premessa di Paolo Grillo al volume è ripercorso lo sviluppo della storiografia comasca dal XIX secolo fino ai tempi recenti. In questa messa a punto Grillo segnala come solo negli ultimi decenni si sia assistito a una rifioritura di questi studi. Il volume della Merati si colloca, per l'appunto, in questo contesto di rinnovato interesse storiografico. L'edizione dei documenti è preceduta da un'esauriente introduzione che si apre con un'attenta ricostruzione della genesi, lo sviluppo e i trasferimenti delle carte dall'archivio della chiesa di Sant'Eufemia ad altre destinazioni archivistiche. Il testo introduttivo prosegue analizzando alcune problematiche particolarmente significative di questa documentazione, quali la descrizione dei caratteri estrinseci degli atti vescovili di Como nel secolo XI e la ricostruzione di due documenti particolarmente significativi i cui originali sono andati perduti, ovvero l'atto di fondazione del vescovo Litigerio e una conferma papale di Alessandro III. La curatrice, inoltre, considera una serie di atti non appartenenti all'archivio di Sant'Eufemia, in tutto dieci, indicati con numerazione romana. L'introduzione si conclude enunciando i criteri

adottati per l'edizione dei documenti. Il volume è corredato da un accurato indice di nomi, persona e luogo. Non è inutile ricordare che la realizzazione di questo volume è stata intrapresa nell'ambito del progetto di ricerca storica locale promosso dall'*International research center for local histories and cultural diversities* che ha sede presso l'Università degli studi dell'Insubria. Il volume della Merati adempie pienamente ai fini di questo centro di ricerca e, di conseguenza, fornisce allo storico delle istituzioni ecclesiastiche lombarde – ma non solo – uno strumento di fondamentale importanza che dovrà essere tenuto presente da chiunque si accinga a svolgere indagini in tale ambito. È auspicabile che la realizzazione di questo importante volume intensifichi sempre più la pubblicazione degli ancora numerosi documenti inediti prodotti presso le istituzioni ecclesiastiche lombarde che giacciono inesplorati presso gli archivi.

Alberto Spataro

Marina Firpo, I Fieschi. Feudalità e istituzioni. Il Liber privilegiorum (1227–1465), vol. I, Genova (Sagep Editori) 2015 (Collana di Studi. Fondazione Conservatorio Fieschi 9), 207 S., ISBN 978-88-6373-339-6, € 15.-

Die beste Kennerin der Fieschi und ihrer jahrhundertelangen bewegten und bedeutenden Geschichte (vgl. u. a. M. F., La famiglia Fieschi dei conti di Lavagna. Strutture familiari a Genova e nel contado fra XII e XIII secolo, Genova 2006) präsentiert eine Sammlung von Privilegien der Familie, aus der uns gleich zu Anfang nicht weniger als sechs Urkunden deutscher Kaiser und Könige entgegenspringen. Natürlich sind alle längst bekannt (Nr. 1: Friedrich I. D 339, als Insert in: Nr. 2: Friedrich II. BFW Nr. 1699; Nr. 3 und 4: Wilhelm von Holland DD 96 und 98; Nr. 5: Rudolf von Habsburg RI, ed. Redlich Nr. 1211; Nr. 6: Heinrich VII., ed. Winkelmann, Acta II, Nr. 414), aber sämtlich aus sekundärer Überlieferung, meistens aus dem die Familienhistoriographie beherrschenden *Trattato* von Federico Federici (1648). Mit der erst jetzt aufgetauchten *Registratio conventionum et immunitatum nobiliorum dominorum de Flisco*, die im Jahre 1337 angelegt und dann bis ins 15. Jh. hinein fortgeschrieben wurde, steht nun die ursprüngliche Quelle zur Verfügung, auf die anscheinend direkt oder indirekt alle späteren Überlieferungen zurückgehen (einschließlich Federici und die von Davidsohn in QFIAB 19 [1927], S. 387 für Friedrich I. beigebrachte Florentiner Hs.). Allerdings handelt es sich auch bei der neu aufgefundenen Fassung, „conservata a Genova, in un archivio privato" (S. 43), um eine Abschrift aus dem 15. Jh. Auf die schon genannten Urkunden folgt ein undatiertes *consilium*, in dem eine umstrittene Formulierung betr. die Befreiung der Fieschi von kommunalen Abgaben zugunsten der Familie auslegt wird; laut handschriftlicher Zuschreibung soll dieser Text von dem bekannten Bologneser Rechtslehrer Odofredus stammen (Nr. 6; Zeile 1 lies: *pro et contra* [nicht *et cetera*]; Zeile 5: *insurgit causa ardua* [nicht *quam ardua*]; Zeile 6: *intendit enim comune* [nicht *eum comune*] usw.; in der Solutio wohl kaum: *videlicet standum generalitati non est standum generalitati*). Danach kommen rund 50 weitere

Urkunden aus den Jahren von 1166 bis 1465, vorwiegend zu den Beziehungen der Familie zur Kommune Genua, zu den Päpsten und später zu Mailand. Voraus geht eine Einleitung, in der die Kodikologie der Handschrift und die Struktur der Sammlung erläutert und mit anderen verwandten Kompilationen verglichen wird. Als Auftraggeber der Sammlung erscheint in deren Prolog (S. 57) ein gewisser *dominus Henricus de Flischo comes Lavanie*, den die Vf. unter den zahlreichen Trägern dieses Namens in der Familie als jüngsten („sembrerebbe", S. 19) Sohn eines Tedisius (ein in der Familie noch häufiger vertretener Name) aus einer 1250 geschlossenen Ehe identifiziert. Dieser Henricus müßte also schon recht alt gewesen sein, wenn er im Jahre 1337 die vorliegende Sammlung in Auftrag gegeben haben sollte. Die extrem verworrene Genealogie der Fieschi stellt sich durch die materialreichen Beiträge der Vf. eher noch komplizierter dar; vgl. Rezensent im Hinblick auf die prosopographischen Nachrichten in den Bologneser *Libri Memoriali*, in: Martin Bertram, Kanonisten und ihre Texte 1234 bis Mitte 14. Jh., Leiden 2013, S. 531 und 537. Unabhängig von diesen und anderen Fragen besteht aber kein Zweifel, daß die von der Vf. entdeckte und nun allgemein zugänglich gemachte Urkundenkompilation eine neue Grundlage für weitere Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte der Fieschi bietet. Die späteren Sammlungen ihrer Urkunden, die bisher nur stückweise für diese oder jene Edition herangezogen wurden, waren noch niemals im Zusammenhang untersucht worden, was man auch an den dürftigen Nachweisen zu den Editionen bzw. Regesten der oben genannten Urkunden der deutschen Kaiser und Könige erkennen kann. Alleine die Tatsache, daß wir nun eine der wichtigsten dieser Sammlungen im Zusammenhang überblicken und studieren können, bringt einen kaum zu überschätzenden Fortschritt. Ein im vorliegenden Band noch nicht erfasster zweiter Teil der Handschrift, der Urkunden zu den Stiftungen von Kirchen und anderen Einrichtungen der Familie umfaßt, darunter auch zu dem bisher schlecht dokumentierten Fieschi-Kolleg in Bologna, befindet sich im Druck.

Martin Bertram

Fabien Levy, La monarchie et la commune. Les relations entre Gênes et la France, 1396–1512, Roma (École française de Rome) 2014 (Collection de l'École française de Rome 491), 514 pp., ISBN 978-2-7283-1032-6, € 42.

Il saggio ha per oggetto l'analisi delle tre dominazioni francesi sulla città di Genova (1396–1409, 1458–1461, 1499–1512) nel corso del XV secolo. Nell'introduzione, l'autore giustifica la scelta di concentrarsi sugli aspetti eminentemente politici, lasciando sullo sfondo le questioni economiche e finanziarie, con la constatazione che queste ultime, pur nella loro importanza nell'ambito genovese, non possono esaurire la narrazione della storia della città ligure, come se in essa la vita politica non vi trovasse alcun posto. Al contrario, egli intende riequilibrare la prospettiva, ridando alla storia istituzionale il ruolo che giustamente le compete nella particolare evoluzione della realtà genovese (pp. 12 sg.). Dopo una prima parte in cui si svolge la descrizione

politica, diplomatica e istituzionale delle tre dominazioni, il secondo gruppo di capitoli considera gli aspetti militari, giuridici e simbolici che contraddistinguono gli episodi di protettorato francese nel loro insieme, mentre un'ultima sezione riguarda lo sviluppo di uno spirito civico repubblicano specificatamente legato al contesto genovese. Il saggio ha il merito di considerare le vicende in oggetto non come episodi disgiunti gli uni dagli altri, come è la frequente tentazione a causa dell'apparente caoticità della vita politica genovese, bensì di cercare un filo conduttore che mostri il ricorrere di alcune problematiche chiave nei rapporti tra Genova e la monarchia francese, e come esse arrivino a mutare la realtà stessa del Comune. Negli incontri/scontri tra le due entità politiche, è evidente l'incompatibilità della concezione comunale con la centralizzazione monarchica, che porta a frequenti ambiguità nei trattati che regolano la presenza francese in città, con gli inevitabili conflitti che ne suggellano costantemente l'epilogo. In tali occasioni, il Comune opta per l'Impero, ormai percepito come tradizionale garante delle libertà comunali. Si ripresentano di volta in volta analoghe tensioni diplomatiche, che contrappongono la volontà espansionistica e di crociata della monarchia francese in Italia e nel Mediterraneo, al desiderio di una stabilità necessaria ai commerci da parte della Repubblica di mercanti. Concependo sempre di più Genova come porta d'accesso all'Italia, la monarchia crea gli strumenti giuridici utili a rivendicarne con sempre maggiore efficacia l'annessione, al punto che un diplomatico inviato ambasciatore a Roma da Luigi XII nel 1512 si spinge ad affermare che „le roy est seigneur de Gennes et de Savonne de toute ancienneté" (p. 150). Di fronte alle ingerenze sempre più forti dei poteri stranieri, principalmente della Francia e di Milano, che agli occhi dei genovesi non sono più semplice fonte di stabilità interna bensì minacciano l'indipendenza del Comune, l'autore sottolinea come prenda progressivamente spazio uno spirito civico di matrice repubblicana, in concomitanza con l'Umanesimo fiorentino e veneziano, che conduce in definitiva alla grande riforma di Andrea Doria, la quale non rappresenta dunque un'improvvisa e quasi inspiegabile rinascita, ma è al contrario frutto di una lenta maturazione ideologica svoltasi lungo tutto il XV secolo. In tal senso, la dominazione francese, e quelle straniere in generale, non costituiscono un semplice elemento esterno che si sovrappone occasionalmente allo sviluppo politico genovese, ma ne divengono un elemento strutturale, capace di mostrare al contempo la nocività delle lotte di fazione, stabilizzate dall'intervento esterno, e i rischi per le libertà comunali derivanti da una signoria di stampo monarchico. In definitiva, secondo la particolareggiata interpretazione dello studioso, esse preparano il terreno alla svolta istituzionale del 1528, che assicura alla città nel corso del „secolo dei genovesi" un nuovo periodo di floridezza commerciale e finanziaria, in un quadro di ritrovata stabilità.

Daniele Tinterri

Ansitz – Freihaus – corte franca. Bauliche und rechtsgeschichtliche Aspekte adligen Wohnens in der Vormoderne. Akten der Internationalen Tagung in der Bischöflichen Hofburg und in der Cusanus-Akademie zu Brixen, 7. bis 10. September 2011, hg. von Gustav Pfeifer und Kurt Andermann, Innsbruck (Universitätsverlag Wagner) 2013 (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 36), 526 S., ISBN 978-3-7030-0841-2, € 29,90.

Adeliges Wohnen in Mittelalter und früher Neuzeit ist in jüngerer Zeit wieder bevorzugt in den Fokus der geschichtswissenschaftlichen Betrachtung gerückt. Symptomatisch stehen dafür eine Reihe derzeit laufender Vorhaben zur Erforschung von Burgen im Kontext der Adelsgeschichte, wie es etwa ein „Mini-Graduiertenkolleg" in Tübingen unternimmt oder für ein gerade anlaufendes dreijähriges Forschungsvorhaben zum „vergessenen Burgenland" Schleswig-Holstein vorgesehen ist. Nicht „der" fast omnipräsenten Burg, sondern „dem" für den Tiroler Raum ganz charakteristischen sog. Ansitz galt nun freilich die Aufmerksamkeit einer mehrtägigen internationalen Tagung, die im September 2011 in Brixen unter der bewährten Leitung von Gustav Pfeifer (Bozen) und Kurt Andermann (Karlsruhe/Freiburg i.B.) speziell im Hinblick auf bauliche und rechtsgeschichtliche Aspekte dieses adeligen Wohnungstypus durchgeführt wurde. Die zu Aufsätzen ausgearbeiteten 16 Referate der Tagung wurden im Jahr 2013, jetzt um zwei weitere Beiträge ergänzt, unter der Herausgeberschaft der beiden genannten Historiker erfreulich zügig als Sammelband in der renommierten Reihe der Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs veröffentlicht. Ihm sei im Folgenden unsere Aufmerksamkeit gewidmet. Auf das Vorwort der Hg., in der sie kurz das Zustandekommen des Vorhabens und seine – erfreulich offene, d. h. recht eigentlich wissenschaftliche – Zielsetzung skizzieren („... ging es darum, im Dialog der Disziplinen ‚produktive Verunsicherung' zu stiften ...", S. 7), folgt ein erster von Gustav Pfeifer, Alexander von Hohenbühel, Leo Andergassen, Helmut Stampfer, Hanns-Paul Ties, Vito Rovigo sowie Daniel Mascher bestrittener Teil von Beiträgen, die sich aus landesgeschichtlicher und kunsthistorischer Perspektive mit den Ansitzen in Tirol und Südtirol sowie im – in dieser Hinsicht bis dato sträflich vernachlässigten – Trentino während des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit befassen. Vorab steuern Rainer Loose und Enno Bünz dazu sinnvoller Weise einleitende Aufsätze zu den kulturlandschaftlichen und politischen Voraussetzungen bzw. zu verfassungs-, rechts- und sozialgeschichtlichen Fragen der Erforschung von Burg, Schloss und Adelssitz in Tiroler Perspektive bei, wohingegen Hans Heiss mit seinem Aufsatz zur Renaissance der Ansitze im späten 19. und beginnenden 20. Jh. einen wirklich runden Abschluss zu diesem Teil liefert. Der zweite Block der Beiträge sucht darauf in benachbarten Regionen, in Salzburg und im östlichen Bayern, in Österreich ob und unter der Enns, in Krain, in Böhmen, in Südwestdeutschland, im Elsass sowie in der Ostschweiz, nach gleichen oder ähnlichen Formen adeligen Wohnens. Als Ergebnis liefern die hier zu Wort kommenden Heinz Dopsch, Andreas Zajic, Janez Mlinar, Robert Novotný, Kurt Andermann, Bernhard Metz und Peter Niederhäuser

den in gewisser Weise eindeutigen Befund, dass es keine unmittelbare Entsprechung zum (Süd-)Tiroler Ansitz gibt, dass vielmehr eine große Vielfalt adeligen Wohnens im vormodernen Mitteleuropa begegnet, was wiederum die besondere Eigenart genau der Tiroler Verhältnisse unterstreicht. Beim letzten abgedruckten Beitrag handelt es sich um das Resümee von Bernd Schneidmüller. Er fasst die Ergebnisse des Bandes konzise zusammen und liefert dabei eine stimmige Definition des oft unklaren Terminus Ansitz formuliert ein überzeugendes Arbeitsprogramm für die Zukunft; en passant und über das engere Thema des Bandes deutlich hinausgehend bezieht er gewohnt erfrischend und gewiss richtungsweisend Stellung zur Sinnhaftigkeit vergleichender Landesgeschichte, wie sie hier vorbildlich vorgeführt wurde („... damit Landesgeschichte nicht zur Sammlung unzusammenhängender Specialissima gerät", S. 476), und zum unverkrampften Umgang mit dem Heimatbegriff (S. 479 f.). Ein Abkürzungsverzeichnis und ein ausführliches wie übersichtliches Register der Objekte (Adelssitze), Orte und Personen, zu guter Letzt ein Verzeichnis der im Band vereinten Autoren beschließen den erfreulich qualitätsvoll redigierten und mit zahlreichen, überwiegend schwarz-weißen Abbildungen illustrierten Band. Die Aufsätze sind in ihrer Gesamtheit überaus lesenswert, weil sie in durchweg grundlegender Weise den bisher nur als disparat zu bezeichnenden Forschungs- und Wissensstand überzeugend zu bündeln und um zahlreiche neue Erkenntnisse zu erweitern vermögen. Nicht nur deswegen erweist sich die Zusammenführung von Landes- und Kunstgeschichte als großer Glücksgriff. Schnell wird man dabei – positiv – überrascht, dass Spektrum und Inhalt des Bandes weit über Bau- und Rechtsgeschichte im eigentlichen Sinne hinausweisen, so dass es andererseits erstaunt, dass die Hg. dann doch nur diese beiden Aspekte in den Untertitel zum Band aufnahmen. Es geht darin genauso um soziale Mobilität, Wirtschafts- und Kulturgeschichte – oder wie Schneidmüller passend schreibt: „Bauen, Leben, Wirtschaften, Repräsentieren im und mit dem Ansitz" (S. 473). Insofern handelt es sich um einen fundierten und fundierenden Sammelband, dessen Anschaffung und Lektüre sich in jedem Falle lohnt! Oliver Auge

Il notariato veneziano tra X e XV secolo. Atti del convegno di studi storici (Venezia 19–20 marzo 2010), a cura di Giorgio Tamba, Sala Bolognese (Arnaldo Forni) 2013, XVI, 293 S. mit 8 Abb., nicht im Buchhandel.

Notare spielten in den italienischen Städten des hohen und späteren Mittelalters, aber ebenso noch in der frühen Neuzeit eine so vielfältige Rolle, dass ihre Bedeutung für das öffentliche wie für das private Leben kaum zu überschätzen ist. In den Quellen unübersehbar sind sie in ihrer eigentlichen Funktion als Urkundenschreiber, als Protokollanten von Gerichtsentscheidungen und zwischenstaatlichen Bündnissen, als die Herren über die Formulierung der verschiedensten Arten alltäglicher Verträgen. Ebenso auffällig sind sie als Dichter oder Verfasser von Geschichtswerken. Eher im Verborgenen geblieben ist dagegen ihr Wirken als unverzichtbare Helfer

für die Arbeit in städtischen Räten und in Ämtern. Einen Eindruck vom breiten Spektrum notarieller Berufsausübung vermittelt das Beispiel Venedig, Gegenstand einer Tagung, die vom *Consiglio notarile del distretto di Venezia* organisiert worden ist. Die Wahl des Themas erinnert an eine seit langem auffällige Lücke: 1996 veröffentlichte Maria Pia Pedani Fabris ihre informative Darstellung des venezianischen Notariats während der Neuzeit, vom 16. Jh. bis zum Ende der Republik (Veneta auctoritate notarius. Storia del notariato veneziano); dieses Buch setzt eigentlich die Behandlung der Verhältnisse im Mittelalter voraus, der Grundlagen für die spätere Entwicklung. Nun darf man nicht erwarten, dass die Lücke gefüllt würde, denn selbstverständlich können Tagungsreferate – auch zusammengenommen – eine umfassende, ausgewogene Darstellung nicht ersetzen, doch sind Beiträge zu diesem Themenbereich nützlich. Neben der Behandlung spezieller Aspekte stehen einige allgemeiner angelegte Aufsätze. Als Auftakt skizziert Attilio Bartoli Langeli vorliegende Veröffentlichungen zur Aufhellung der Geschichte des Notariats in Venedig (Il notariato veneziano nella storiografia, S. 1–12). Er lässt nicht erkennen, wie weit die historiographische Beschäftigung mit den mittelalterlichen Verhältnissen tatsächlich zurückreicht, denn unerwähnt bleiben ältere Autoren, denen informationsreiche Beiträge zu verdanken sind, wie Giovanni Pedrinelli (Il notaio istruito, 1768–1769) oder gar Marco Antonio Bigaglia, dessen 1689 erschienene Quellensammlung *Capitulare legum notariis publicis Venetiarum ... impositarum*, unverändert für die Kenntnis der gesetzlichen Grundlagen brauchbare Dienste leisten kann. Gewürdigt werden diese Werke von Silvia Gasparini, die herausarbeitet, welche Aufmerksamkeit den Angelegenheiten der Notare von Seiten des Staates entgegengebracht wurde: La disciplina legislativa del notariato veneziano: bozza di una cronologia medievale (S. 39–70). Diese Sorgfalt war vor allem begründet durch den Bedarf, denn sowohl im staatlichen als auch im privaten Bereich waren Dokumente mit unbezweifelbar garantierter Vertrauenswürdigkeit notwendig, kurz: solche öffentlichen Glaubens. Eine vertiefende Diskussion über die Bedeutung dieses Begriffs wird angeregt von Victor Crescenzi, Qualche considerazione sul problema storico della fides publica in relazione alla sua rilevanza processuale (S. 205–239). Zwei Aufsätze beschäftigen sich mit der Entwicklung der Formen: Simona Tarozzi beschreibt, wie die im römischen Recht verankerte Vorschrift, die Zeugen einer Beurkundung festzuhalten, in Ravenna zur Einführung einer bestimmten Form geführt hat, das strahlte auf Venedig aus. (Un modulo documentario veneziano d'ascendenza ravennate: la notitia testium, S. 13–37). Die Ausgestaltung der Vertragstexte im wichtigen Geschäftsbereich des Handels über See untersucht Giustiniana Migliardi O'Riordan, I contratti di diritto marittimo. Evoluzione del formulario (secoli XI–XIII) (S. 163–175). Einen Überblick über die Geschichte der Kanzlei der Dogen und ihre Produktion bietet Marco Pozza, I notai della cancelleria (S. 177–204), beginnend mit der ersten bekannten Erwähnung eines *cancellarius* um die Mitte des 9. und konzentriert auf die Entfaltung bis zum 13. Jh. Im späteren Mittelalter war ihr eine derart zentrale Stellung zugewachsen, dass sie als *cor status nostri* bezeichnet werden konnte (S. 204); allerdings sei zu diesem Zitat kritisch vermerkt,

dass es sich wahrscheinlich um Eigenlob handelte, denn der fragliche Beschluss des *Consiglio di dieci* aus dem Jahre 1456 dürfte eben von einem Notar der Kanzlei formuliert worden sein, wie es damals bei Anträgen in den großen Gremien die Regel gewesen zu sein scheint. Aufschluss über die alltägliche Tätigkeit der Notare, das Entwerfen von Verträgen für die private Kundschaft, geben – neben den erhaltenen ausgefertigten Instrumenten – ihre Imbreviaturen. Davon ist bisher beklagenswert wenig veröffentlicht, am meisten dank der Initiative des *Comitato per la pubblicazione delle fonti relative alla storia di Venezia*; Bianca Strina Lanfranchi gibt Auskunft über die vorliegenden Editionen (Una collana di fonti per la storia del notariato veneziano, S. 241–244). Der bei weitem umfangreichste Beitrag stammt von Maria Francesca Tiepolo, Notai veneziani „da mar"(S. 71–161). Er bietet mehr als der Titel andeutet. Charakterisiert werden zunächst die Verwaltungsstrukturen der venezianischen Kolonien im östlichen Mittelmeer mit Kreta im Vordergrund. Die dort tätigen Notare, soweit sie nicht Griechen waren, weisen dieselben Eigenschaften auf wie ihre Kollegen in Venedig, schon weil der aus der Zentrale entsandte Chef der jeweiligen lokalen Verwaltung einen Fachmann mitzubringen pflegte. Das war häufig ein *cappellanus*, denn eine Sonderentwicklung – bis über die Mitte des 15. Jh. hinaus – war der hohe Anteil von Priestern, vielfach sogar Pfarrern, unter den Notaren; sie können leicht die Mehrheit gebildet haben. Solche Einzelheiten bringt der Aufsatz, in Wirklichkeit der Umriss einer Geschichte des Notariats im mittelalterlichen Venedig, kurz, aber mit weit gespannter Perspektive. Die Vf. schildert etwa die Phasen des Beurkundungsprozesses bis zu Imbreviatur und Notariatsinstrument auf Pergament, ferner die Berufsausübung dank der Approbation *auctoritate imperiali* neben der üblichen Wirksamkeit *auctoritate Veneta*, das führte zu Instrumenten mit unterschiedlichem Formular, wohl nach dem Wunsch des Auftraggebers, die von einem und demselben Notar stammen konnten. Einige Lebensskizzen sorgen für Anschaulichkeit, üppige Verweise auf die Literatur für ein solides Fundament, ergänzend zu den eigenen Erfahrungen im Archiv. Diese Ausführungen berühren viele von den Aspekten, die in der wünschbaren Gesamtdarstellung zu vertiefen wären. Zu bedauern bleibt, dass die herausgebende Körperschaft sich gegen die Verbreitung des Bandes durch Verkauf entschieden hat. Dieter Girgensohn

Dario Canzian/Remy Simonetti (a cura di), Acque e territorio nel Veneto medievale, Roma (Viella) 2012 (Interadria 16), 257 S., Abb., ISBN 978-88-8334-959-1, € 30.

Der Sammelband geht auf eine Veranstaltung im Mai 2010 an der Università degli studi di Padova zurück, wo die Ergebnisse einer Forschergruppe präsentiert wurden, die spätmittelalterliche Umweltveränderungen im heutigen Veneto untersuchte. Eine Besonderheit des Bandes ist dabei sein wirklich interdisziplinärer Ansatz unter Einbeziehung von Archäologen und Diplomatikern, aber auch Geomorphologen, Paläobotanikern und Anthropologen sowie natürlich den Vertretern der histori-

schen Disziplin. Nach einer Einführung und internationalen Einordnung durch den Padovaner Altmeister der italienischen Forschungen zu Wasserinfrastrukturen, Salvatore Ciriacono, folgen elf Beiträge durchaus unterschiedlichen Charakters. Der Großteil der Texte konzentriert sich geographisch aufs Veneto und zeitlich auf das Spätmittelalter, wobei ‚Ausreißer' (Francesco Salvestrini zur Toskana und Nicola Mancassola zu Reggio, Fabio Saggioro/Gian Maria Varanini zum frühen und hohen Mittelalter) nicht ausbleiben. Mit Ausnahme einer französischen Historikerin, Corinne Beck, die die einschlägige *Groupe d'Histoire des Zones Humides* vorstellt, sind nur italienische Autoren vertreten. Den Kern des Bandes bilden Beiträge aus Padova: Den Abtransport von Eichenholz über künstliche Wasserwege thematisiert Dario Canzian ebenso wie die Wandlung landwirtschaftlicher Flächen zu Sumpf im 13./14. Jh. Remy Simonetti untersucht das sog. Mündungsdelta der Brenta und seine wirtschaftliche Ausbeutung über drei Jahrhunderte. Die Nutzung unkultivierter Sumpfgebiete durch Fischerei thematisiert Francesco Bottaro. Aber es ist die Methodenvielfalt, die den Band lesenwert macht: Francesco Salvestrini nähert sich dem Thema kultur- wie wirtschaftsgeschichtlich, über die Rolle des Arno in den städtischen Topographien Florenz' und Pisas; der allegorischen Bedeutung von Flüssen in theologischen Werken geht Riccardo Quinto nach. Zwei Editionen zu den archivalischen Spuren hydrogeologischer Belastung von Gionata Tasini runden den Band ab und zeigen an konkreten Texten aus den Jahren 1211 und 1276, in welchen Zusammenhängen sich Hinweise auf Wasserinfrastrukturen und die sich an ihnen kristallisierenden Nutzungskonflikte in oberitalienischen Archiven finden lassen. Gelegentlich geraten die Beiträge zu einem etwas konfusen Mosaik archivalischer Befunde, wie etwa im Artikel Raffaele Roncatos über Siedlungen entlang des Flusses Muson. Auch die geringe chronologische Kohärenz – Belege aus einer Spanne von über dreihundert Jahren werden etwa im Beitrag von Simonetti angeführt – ist manchmal der Thesenbildung abträglich. Sicher werden so große Überblicke skizziert, die aber im Detail notwendig unscharf bleiben und meist auch keine Einbindung der Befunde in größere Zusammenhänge bieten. Viele Beiträge haben den Vortragsstil der Konferenz unverändert beibehalten, was ihre Lektüre und v. a. das Identifizieren von Thesen nicht vereinfacht. Umso positiver sind die englischen Abstracts der Beiträge zu vermerken, die sich als ebenso hilfreich erweisen wie der Index der Orts- und Personennamen. Die vorliegenden Kongressakten zeigen einmal mehr, wie reichhaltig die Geschichte der Nutzung von Binnengewässern im spätmittelalterlichen Oberitalien ist und wie viel Potential in ihrer Erforschung liegt. Trotz seines multiperspektivischen Ansatzes blendet der Band zum Beispiel die Rolle von Klimaveränderungen aus – oder rekurriert darauf nur äußerst oberflächlich (S. 103) – und verharrt bei in der italienischen Mediävistik etablierten technik- und wirtschaftsgeschichtlichen Ansätzen. Ein übergreifend verstandener, genuin umweltgeschichtlicher Zugriff, wie ihn etwa anglophone oder österreichische Historiker in jüngster Zeit vertreten, ist kein Thema und so separieren sich die hier präsentierten italienischen Forschungen etwas vom internationalen Diskurs. Martin Bauch

Fabien Faugeron, Nourrir la ville. Ravitaillement, marchés et métiers de l'alimentation à Venise dans les derniers siècles du Moyen Âge, préface d'Élisabeth Crouzet-Pavan, Roma (École française de Rome) 2014 (Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome 362) XXV, 885 S. mit 24 Abb. und 47 Tab., ISBN 978-2-7283-0936-8, € 59.

Anzuzeigen ist die umfassende Bearbeitung eines sensiblen Themas: der Daseinsvorsorge in einer mittelalterlichen Großstadt unter außergewöhnlichen naturgegebenen Bedingungen. So stolz die Venezianer auf die Einzigartigkeit der Lage waren und so sehr sie zu betonen pflegten, dass das umgebende Wasser sie schütze, während man anderswo Mauern brauchte, so deutlich drückten sie auch die damit einhergehende besondere Verletzlichkeit aus: „Wir haben weder Felder noch Weingärten", weshalb als notwendige Voraussetzung für ihr Dasein inmitten der Lagune alle Nahrungsmittel und in schlechten Zeiten sogar das Trinkwasser per Schiff herangeschafft werden mussten, und das hieß oft: über beträchtliche Distanz. Vorgebracht wurde diese Argumentation etwa in den Eingaben an die Päpste, mit denen die Sondererlaubnis zum Handel mit den Nichtchristen, den Ungläubigen, erwirkt werden sollte, so schon bezeugt in einem Brief Innozenz' III. (er hätte auf S. 2f. nach der kritischen Edition des Kanzleiregisters zitiert werden müssen, nicht mehr nach der Sammlung von Tafel-Thomas). Wie als Antwort auf diese Herausforderung staatliche Strukturen geschaffen, wie durch privates Unternehmertum Lösungen für das Problem erreicht worden sind, beschreibt der Vf. ausführlich in seiner Darstellung, der die 2009 an der Sorbonne approbierte *grande thèse* zugrunde liegt. Für einen entscheidenden Aspekt seiner Untersuchung, den Anteil des Staates, macht er sich zunutze, dass in Venedig das Eingreifen der öffentlichen Hand zur Befriedigung des alltäglichen Lebensmittelbedarfs in weit höherem Maße als andernorts notwendig war, dass es reichlich schriftlichen Niederschlag gefunden hat und dass dadurch sowie dank sorgfältiger Aufbewahrung eine vergleichsweise reiche Quellenbasis schon für das Mittelalter zur Verfügung steht. So kann der Vf. die Politik der Regierenden detailliert beschreiben. Als Grundlagen ihres Wirkens galten stets Anstrengungen zur Aufrechterhaltung des Friedens, durchaus mit gezielter Absicht, das für den Handel keine Störungen entstehen, und konkret waren gute Beziehungen speziell zu produzierenden und exportwilligen Staaten wichtig. Die allgemeinen Maßnahmen zur Förderung des Warenverkehrs wurden ergänzt durch spezielle, etwa zur Versorgung mit Getreide durch Schaffung von Speicherkapazität und durch Anreize für die Bereitstellung von Kapital. Die Ausführung oblag eigens eingerichteten Ämtern; instruktiv ist die Entwicklung der *camera frumenti*, die zeitweise als beliebte Anlaufstelle für die Geldanlagen von Investoren funktionierte. Bezeichnend ist das komplexe Zusammenspiel von öffentlichem und privatem Sektor, das man mit beträchtlichem Geschick zum eigenen Nutzen zu wenden verstand gemäß der Formel *honor et proficuum*, die als Ausdruck für ein vorrangiges Staatsziel häufig Verwendung fand. Solchem Handeln blieb der Erfolg nicht verwehrt: „le drainage des ressources au profit de Venise" hebt

der Vf. für einen Teilaspekt zusammenfassend hervor (S. 260). So bewegt sich auch seine Darstellung zwischen politischer und Wirtschaftsgeschichte. Im Überblick vorgestellt werden die Produktionsgebiete, von den nahen an den Rändern der Lagune über die benachbarten Territorien des Festlandes bis zu den fernen in verschiedenen Ländern an den Küsten des Mittelmeers. Es folgt die Charakterisierung der Dynamik des Marktes und des Handelns der eigentlichen Akteure, denn letzten Endes waren es selbstverständlich die privaten Kaufleute, die mit ihren Entscheidungen den Import von Lebensmitteln bestimmten. Deren Verteilung in der Stadt bis zur direkten Belieferung der Konsumenten ist breiter Raum gewidmet, der Beschreibung der Strukturen ebenso wie der Vorstellung der in diesem Sektor tätigen Personen: Neben den Stätten konzentrierten Handels in Venedig, vor allem bei Rialto und am Markus-Platz, stehen die speziellen Einrichtungen, die Getreidespeicher, Mühlen, Bäckereien, Schlachthäuser, und skizziert werden die Berufe der dort Beschäftigten bis zu den Kleinhändlern. Schließlich richtet sich der Blick auf den Verbraucher und Maßnahmen zur Qualitätskontrolle, am Ende folgerichtig auf die „cuisine vénitienne". Die durchgehende Verwendung handschriftlichen Materials, in großer Menge vor allem aus dem Staatsarchiv Venedig, sorgt – zusammen mit intensiver Auswertung der umfänglichen Literatur – für die Zuverlässigkeit des Dargestellten, die Vielfalt der berührten Aspekte hat eine abgerundete Behandlung des Gegenstandes entstehen lassen, lebensnah, weil Nahrung das Leben bestimmt. Es verdient Hervorhebung, dass der Vf. sich entschlossen hat, den Zugang zur Informationsfülle des Buches außer durch das Personen- und das Ortsnamenregister auch durch ein Verzeichnis wichtiger Sachbegriffe zu erleichtern.

Dieter Girgensohn

Mauro Fasan, I patrizi veneti Michiel. Storia dei Michiel „dalla Meduna", prefazione di Pier Carlo Begotti, Roma (Aracne) 2014 (Il „cannocchiale" dello storico: miti e ideologie 25), 126 S. mit 17 Abb., ISBN 978-88-548-7139-7, € 10.

Die Republik Venedig wurde von Familien regiert, von den 100–200 Familien des Adels der Stadt, genau abgegrenzt, seitdem durch die legislativen Maßnahmen der sogenannten *serrata* mit Schwerpunkt im Jahre 1297 das rechtliche Zugehörigkeitskriterium definiert worden war. Eine Reihe von Familiengeschichten würde wirkungsvoll dazu beitragen, die gesellschaftlichen Voraussetzungen für das überaus lange Funktionieren dieses konstitutionellen Systems zu erhellen. Davon aber gibt es nur wenige, und die besseren beschränken sich jeweils auf vergleichsweise kurze Perioden, von Badoer (Marco Pozza) über Donà (James C. Davis), Ghisi (Raymond J. Loenertz), Pisani (Giuseppe Gullino) bis Ziani (Irmgard Fees). Erfreulich ist somit das Erscheinen dieses kleinen Bandes über eine Familie, die nach der venezianischen Tradition zu den zwölf ältesten gehört, den „apostolischen". Nach kurzen Blicken auf die sagenhafte Herkunft aus dem antiken Rom und auf die hervorragende Position im hohen Mittelalter, die in der Wahl von drei Dogen Michiel gipfelte, wird überlei-

tend die Geschichte des Örtchens Meduna di Livenza skizziert, heute am äußersten Rand der Provinz Treviso gelegen, früher zum Friaul gehörig. Der Erwerb des dortigen Kastells der Patriarchen von Aquileia verschaffte dem behandelten Zweig der Familie den unterscheidenden Namenszusatz „dalla Meduna". Die Michiel erhielten vom Staat die Herrschaft über jenem Distrikt, ein *capitanato*, übertragen; dass sie dort die Gerichtsbarkeit ausübten, ist seit 1477 nachweisbar. In jeder Familiengeschichte ist die genealogische Rekonstruktion eine unverzichtbare Grundlage. Der Vf. lässt seinen eigenen Versuch mit dem Ende des 15. Jh. beginnen, dabei stützt er sich auf ältere Ausarbeitungen und ergänzt oder korrigiert sie nach den Daten der *Libri d'oro* im Staatsarchiv Venedig, in denen seit dem 16. Jh. die Geburten und die Eheschließungen der Patrizier registriert wurden. Nicht zunutze gemacht hat er sich dort die außergewöhnlich reiche Sammlung von Testamenten, die in der Regel eine Fundgrube für biographische Informationen ist. Stattdessen hat er zahlreiche Mosaiksteinchen aus lokalen kirchlichen Archiven verwendet. Dadurch rückt ein interessanter Aspekt in das Zentrum der Darstellung: das Landleben der städtischen Adeligen und die konkrete Ausgestaltung der Verbindungen zwischen der Zentrale und dem Staatsgebiet auf dem Festland, wo eine wesentliche Aufgabe der aus Venedig kommenden Herren darin bestand, die Wahrung der öffentlichen Ordnung durchzusetzen. Die Familie Michiel erlosch im Mannesstamm zu Beginn des 18. Jh. Damit findet die Untersuchung ihren abrundenden Abschluss. Zu bemerken ist, dass ein Buch mit so vielen Namen nicht ohne ein Personenregister veröffentlicht werden dürfte.

Dieter Girgensohn

Evelyn Korsch, Bilder der Macht. Venezianische Repräsentationsstrategien beim Staatsbesuch Heinrichs III. (1574), Berlin (Akademie Verlag) 2013 (Schriftenreihe des Deutschen Studienzentrums in Venedig 5), X, 279 S., 58 Abb., ISBN 978-3-05-004975-5, € 94,95.

Diese von Bernd Roeck betreute Züricher Dissertation löst bei weitem mehr ein, als der Titel vorgibt, denn die Autorin liefert mit ihrer profunden Darstellung der Visite Heinrichs III. von Frankreich in Venedig und ihrer Rezeption gleichzeitig eine überzeugende Studie zum politischen Selbstverständnis der frühneuzeitlichen Markusrepublik und zur vormodernen europäischen Festkultur. Dabei ist das Beispiel sowohl hinsichtlich der Überlieferungslage, als auch hinsichtlich der Aussagekraft äußerst glücklich gewählt. Für die Seerepublik erwies sich der erstmalige Besuch eines französischen Königs in Venedig mehr als günstig, bot sich doch die Gelegenheit, den wenige Wochen zuvor durch die Abtretung Zyperns an das Osmanische Reich erlittenen Imageverlust (trotz des voraufgegangenen fulminanten Seesiegs von Lepanto) durch eine zeremoniell ausgefeilte und künstlerisch aufwendige Inszenierung der Staatsvisite wettzumachen. Heinrich III., kaum zum polnischen König gewählt, hatte im Juni 1574 überstürzt Krakau verlassen, um nach Frankreich zurückzukehren und

die Nachfolge seines verstorbenen Bruders Karls IX. anzutreten. Die Reiseroute über Norditalien wurde als prestigeträchtiger und (mit Blick auf die konfessionelle Lage im Reich) als sicherer eingestuft, sie wurde aber auch vielleicht deshalb gewählt, um von der Seerepublik ein (letztlich nicht gewährtes) zinsloses Darlehen zu erbitten und vor allem um Heinrich als neuen französischen Souverän in Szene zu setzen. Der Aufenthalt des Monarchen vom 17. bis 27. Juli 1574 in Venedig wird von der Vf. auf der Basis der reichen schriftlichen Überlieferung, u. a. Dokumente der venezianischen Behörden und Institutionen, Botschafterkorrespondenz (der Papst hatte aus diesem Anlaß sogar einen Legaten entsandt), Chroniken, über 50 (!) Festbeschreibungen, dargestellt. Besonders herausgearbeitet werden die Symbolik der Topographie (v. a. die als *via triumphalis* empfundene, vom Monarchen auf dem *Bucintoro* zurückgelegten Strecke vom Lido zur Piazza mit gleichzeitiger bewußter Imitation der *Sensa*), die für das Selbstverständnis Venedigs als perfekter Stadt untypische (S. 51) ephemere Architektur (Entwürfe von Andrea Palladio!), die musikalischen Darbietungen (mit Musik von Claudio Merulo und Andrea Gabrieli), neben weiteren akustischen Elementen (Glocken, Böller etc.) und Theateraufführungen, die übergebenen Geschenke sowie die in diesem Fall bedeutende sekundäre Kunstproduktion (Kupferstiche, Zeichnungen, Fresken und Gemälde), wobei die Vf. immer die politischen Netzwerke Venedigs von 1574 und deren Akteure (Alvise Mocenigo, Giacomo und Giovanni Soranzo, Vincenzo Morosini, Marcantonio Barbaro, Giacomo Contarini, Paolo Tiepolo, Giacomo Foscarini usw.) im Auge behält, die auch teilweise als Verantwortliche für die bildliche Tradierung der Visite wieder begegnen. Zu Recht stehen die primäre und die sekundäre visuelle Inszenierung durch Bildwerke, ihre Konzeption und Wahrnehmung im Mittelpunkt der Studie, wobei die beiden Brände des Dogenpalastes in den 70er Jahren des 16. Jh. die willkommene Gelegenheit boten, den Fürstenbesuch vom Juli 1574 an zentraler Stelle des Gebäudes (*Sala delle Quattro Porte*) in die Neukonzeption des Bildprogrammes aufzunehmen. Venedig empfand sich während des Aufenthalts von Heinrich III. als europäische Bühne, die es unter Aufbietung des ihr zur Verfügung stehenden finanziellen, künstlerischen und symbolischen Kapitals auszustatten galt, und verstand darüber hinaus, das Ephemere des zehntägigen Spektakels ikonographisch wirkungsvoll für die Nachwelt festzuhalten. Die Arbeit von Korsch unterstreicht damit in eindrücklicher Weise erneut den hohen Quellenwert von Bildern. Gleichzeitig belegen Archivalien- und Literaturverzeichnis die umfassende Vertrautheit der Vf. mit den Quellen und den einschlägigen Fachdiskursen (zu Palladio und zur Rom-Imitatio wäre ergänzend zu verweisen auf die neue Edition und Übersetzung der „Antichità di Roma“ durch Vaughan Hart und Peter Hicks, New Haven-London 2006). Neben den wissenschaftlichen Ergebnissen besticht die Arbeit auch formal durch die Disposition des Stoffes, die Sorgfalt der Sprache und Argumentation sowie der Qualität der Abbildungen. Die Studie gibt zu erkennen, daß die Vf. sehr viel Zeit und Engagement auf die Anfertigung dieser Schrift über zehn Tage venezianischer Geschichte und ihrer Folgen verwendet hat. Die Mühe hat sich gelohnt.

Alexander Koller

I libri dei patriarchi. Un percorso nella cultura scritta del Friuli medievale, a cura di Cesare Scalon, Udine (Deputazione di storia patria per il Friuli, Istituto Pio Paschini per la storia della Chiesa in Friuli) 2014, XV, 462 S. mit zahlreichen Abb., ISBN 978-88-87948-37-0, € 60.

Das voluminöse, großzügig bebilderte Buch bietet nicht so sehr eine Bestandsaufnahme des einstigen Bücherbesitzes der Patriarchen von Aquileia, wie man aus dem Titel herauslesen könnte, als vielmehr eine weit gespannte Übersicht über die mittelalterlichen Handschriften, die aus dem Friaul stammen oder auf andere Weise mit ihm in Verbindung gestanden haben; nur für einen geringen Teil wird ein direkter Bezug zu den früheren Landesherren sichtbar. Scalon als der die Anlage verantwortende Hg. hat sich durch verschiedene einschlägige Publikationen zum Thema ausgezeichnet, hier genüge die Erinnerung an die Gesamtschau auf die Buchkultur im Friaul während des späteren Mittelalters, die wie eine Vorbereitung auf das neue Buch wirkt: Produzione e fruizione del libro nel basso Medioevo. Il caso Friuli (1995). Der vorliegende Bd. ist in dreizehn Kapitel gegliedert, von denen sich drei mit je einem Codex beschäftigen. Die übrigen 97 einzeln vorgestellten Handschriften sind zu Gruppen zusammengefasst, zwei davon unter chronologischem Gesichtspunkt, während für die anderen acht thematische Kriterien die Zusammensetzung bestimmt haben. Scalon selbst beginnt mit den ältesten erhaltenen Zeugnissen. Das ist zuerst das Evangeliar vom Anfang des 6. Jh., das nun „Forogiuliese" genannt wird. Dem Codex des Museo archeologico in Cividale del Friuli fehlt das Markus-Evangelium. Dieses soll nach der Legende ein Autograph des Evangelisten sein, jedenfalls wurde es zum Objekt der Begehrlichkeit zuerst für Kaiser Karl IV., der sich zwei Lagen schenken ließ und nach Prag mitnahm, dann im 15. Jh. für die Venezianer, die neuen Herren des Friaul, die den Rest in ihre Hauptstadt entführten. Die Hs. ist von größtem Interesse auch für jemanden, der sich auf Legenden nicht einlassen mag und dem der Text der Vulgata in den Standard-Ausgaben genügt, bietet sie doch rund 1500 Personennamen, die zum Zwecke des liturgischen Gedenken im 9.–10. Jh. auf unbeschrieben gebliebenen Flächen eingetragen worden sind. Auch das andere alte Evangeliar Friauler Provenienz stellt Scalon vor, zusammen mit Norberto Valli: den in Berlin befindlichen Codex Rehdigeranus aus dem 8. Jh. Ebenfalls separate Behandlung genießt das Psalterium der heiligen Elisabeth in Cividale, damit beschäftigt sich Fabrizio Crivello. Bei den beiden chronologisch definierten Kapiteln, Libri dell'età di Carlo Magno und I libri degli Ottoni, das erste von Laura Pani, das zweite von Crivello, gibt es Diskrepanzen zwischen den Titeln und dem Inhalt, denn in dem einen werden Handschriften bis zum 10. Jh. besprochen, im anderen stammt sogar die Mehrheit aus dem 11. In den folgenden Kapiteln mit dem überwiegenden Teil der vorgestellten Bücher sind die jeweiligen Gruppen nach thematischen Kriterien zusammengestellt worden. Zehn Bibeln – von gigantischem Format bis zur Taschenausgabe – behandelt Massimiliano Bassetti, zehn Chorbücher Federica Toniolo, zehn andere liturgische Handschriften mit Noten Giacomo Baroffio. Es folgen Bücher für den Gebrauch im

Schulunterricht (erneut Pani), dann solche mit Texten über Naturwissenschaft und Technik (Mario D'Angelo). Den Literaturwerken im Volgare (Roberto Benedetti) stehen die lateinischen Texte der Humanisten gegenüber. Das Material in diesem Kapitel, beschrieben von Matteo Venier, zeichnet sich durch große Homogenität aus. Die Mehrzahl der darin vorgestellten Codices gehörte einst zur Bibliothek eines einzigen Mannes: Guarnerio d'Artegna, der seinen Aufstieg an der päpstlichen Kurie im Schatten des Patriarchen und späteren Kardinals Antonio Panciera gemacht hatte; viele Bände aus seinem Bestand befinden sich heute in der Biblioteca civica zu San Daniele del Friuli; zusätzlich beschrieben werden einige Codices, für die sich die Entstehung im Umfeld Guarnerios nachweisen oder wahrscheinlich machen lässt. Das Schlusskapitel, dessen Einführungstext von Antonio Manfredi stammt, präsentiert Codices aus dem Besitz von vier Patriarchen des 15. Jh. Der Inhalt ist durchaus heterogen, von den Sententiae des Petrus Lombardus über eine Dokumentensammlung Pancieras und Augustins De civitate Dei, angefertigt für den Patriarchen Ludovico Trevisan, einen langjährigen päpstlichen Kämmerer, bis zu einem griechischen Text von Johannes Chrysostomos und einer hebräischen Bibel. Der Titel ist gewagt: I libri dei principi, denn nach der Eroberung durch Venedig 1419–1420 waren die Patriarchen de facto nicht mehr die Landesfürsten des Friaul. Bezeichnenderweise sind es Venezianer Adelige, die zuletzt als Bücherbesitzer Erwähnung finden, nach Trevisan noch Marco Barbo und Domenico Grimani. Insgesamt ist das Buch beeindruckend nicht nur durch die opulente äußere Gestaltung, sondern weit mehr noch durch die Sorgfalt, mit der in den einzelnen Kapiteln neben der einführenden Darlegung zum speziellen Thema die Beschreibungen der behandelten Einzelstücke verfasst worden sind. Das an den Schluss gestellte Verzeichnis der zitierten Handschriften vermittelt einen Eindruck, mit welcher Intensität man bei der kodikologischen Bearbeitung vorgegangen ist.

Dieter Girgensohn

I centri minori della Toscana nel Medioevo. Atti del convegno internazionale di studi (Figline Valdarno, 23–24 ottobre 2009), a cura di Giuliano Pinto e Paolo Pirillo, Firenze (Olschki) 2013 (Biblioteca Storica Toscana. Serie I, 69), X, 313 S., Abb., ISBN 978-88-222-6271-4, € 34.

Die im Jahre 2009 veranstaltete Tagung hat sich zum Ziel gesetzt, die kleineren – von der Forschung bei der Behandlung des Landes gewöhnlich vernachlässigten – Zentren der Toskana zu untersuchen, die mit ihren 1000 oder mehr Einwohnern vor den ländlichen Gemeinden, den sog. comuni rurali, rangieren, aber an Bevölkerungszahl und Bedeutung den großen Kommunen wie Florenz, Pisa, Siena u.a. nachstehen, zu deren Territorien sie gehören. Als chronologischen Rahmen hat man sich die Zeit zwischen der Wende vom 13. zum 14. Jh. und dem Florentiner Kataster (1427) vorgenommen, der von einzelnen Autoren, quellenbedingt, unter- bzw. überschritten wurde. Innerhalb dieses Rahmens fragte man nach der Bevölkerungs-

zahl der betreffenden Zentren, weiter nach der urbanistischen und institutionellen Entwicklung, nach dem Grad der Autonomie bzw. Abhängigkeit von der herrschenden Kommune sowie nach den wirtschaftlichen Aktivitäten – mit anderen Worten nach Merkmalen, die den Siedlungen einen beinahe städtischen Rang verliehen. Die unterschiedliche Überlieferung der untersuchten Räume führte naturgemäß zu unterschiedlich differenzierten Antworten. Insgesamt läßt sich aber feststellen, daß die behandelten Zentren, deren Geschichte vielfach ab dem 10. Jh. dargestellt wird, größtenteils befestigt waren, daß ihre wirtschaftlichen Aktivitäten je nach ihrer Größe von der Land- und Viehwirtschaft, vom Safran- und Färberröteanbau bis zur Wollindustrie, Lederverarbeitung, Glasfabrikation und anderem mehr reichten und daß, je größer die Siedlungen waren, desto stärker ihre kommunale Entwicklung jener der großen Kommunen ähnelte, von denen sie abhingen. Im Mittelpunkt der Beiträge steht die Schätzung der Bevölkerungszahl der Siedlungen, bei der sich die Autoren auf Schwurlisten, Herdsteuer und verschiedene Estimi stützen, die, vom Florentiner Kataster abgesehen, nur die Familienoberhäupter nennen und darum hochgerechnet werden müssen. Stehen solche Listen nicht zur Verfügung, wird für vorsichtige Schätzungen die Ausdehnung der Siedlungsfläche herangezogen. – Im einzelnen handelt es sich um folgende Beiträge: Giuliano Pinto, Paolo Pirillo, Introduzione (S. VII–IX). – Paolo Pirillo, I centri abitati del contado fiorentino: dalle piazze di mercato alle terre murate (S. 1–22). – Francesco Salvestrini, Centri minori della Valdelsa e del medio Valdarno inferiore. Demografia, economia, società e vita religiosa (seconda metà del XIII–prima metà del XIV secolo) (S. 23–55), schätzt die Bevölkerung von Empoli, Fucecchio, Poggibonsi, Certaldo, Castelfiorentino, Montaione, Gambassi – größtenteils Siedlungen mit antiken Wurzeln – auf 1400–4000 Einwohner (Tabelle S. 55). – Andrea Barlucchi, I centri minori delle conche appenniniche (Casentino e Alta Valtiberina) (S. 57–95), stellt eingehend die Geschichte von Poppi, Bibbiena, Anghiari und San Sepolcro dar. Besonders eindrucksvoll erscheint die Entwicklung der letzten Siedlung, die vor der Pest um die 5000 Einwohner gehabt haben dürfte und im großen Kataster von 1427 hinter Florenz, Pisa und Pistoia an vierter Stelle stand. – Gabriele Taddei, I Centri Minori della Val di Chiana (S. 97–125), schildert, unter Einbeziehung auch kleinerer Siedlungen, die demographische, politische und wirtschaftliche Entwicklung von Montepulciano, Castelfiorentino, Monte San Savino und deren z. T. ständig erweiterte Mauerringe (Tabellen S. 118–127). – Céline Perol, Cortona, città o centro minore? (S. 127–135), behandelt die nach dem Kataster von 1427 sechst- bzw. siebtgrößte Siedlung des Florentiner Territoriums. – Roberto Farinelli, Maria Ginatempo, I centri minori della Toscana senese e grossetana (S. 137–197), mustern eingehend, unter Zusammenstellung von acht Tabellen bzw. Graphiken, die Bevölkerungszahl von um die 50 Siedlungen des Sieneser Territoriums, Grosseto und Massa Marittima nicht einbegriffen, und zählen dabei etwa 18 mit einer Bevölkerung zwischen 1000 und 2200 Einwohnern. – Alfio Cortonesi, Montalcino, secoli XIII–XV. Qualche considerazione (S. 199–216). – Giampaolo Francesconi, Un contado miniaturizzato e una valle-sistema: il Pistoiese e la Valdinievole (S. 217–239), behan-

delt acht Zentren mit über 1000 Einwohnern. – Andrea Gignoli, I „centri minori" del contado pisano (S. 241–271), zeigt, daß von den untersuchten Siedlungen im Jahre 1428 gerade 15 mehr als 200 und davon wiederum nur drei zwischen 500 und 570 Einwohnern zählten (Tabelle S. 248). – Mario Nobili, I borghi di Pontremoli e di Sarzana nel Medioevo. Note e considerazioni storiografiche (S. 273–293), bringt am Ende der Tagung eine eindrucksvolle Reflexion über die Historiographie der beiden Orte, gefolgt von Giorgio Chittolini, Qualche parola di conclusione (S. 295–311).

Thomas Szabó

John Henderson, Das Spital im Florenz der Renaissance. Heilung für den Leib und für die Seele. Übersetzt von Gerhard Aumüller, Stuttgart (Steiner) 2014, 477 S., Abb., ISBN 978-3-515-09943-1, € 58.

Der britische Historiker John Henderson ist zweifellos einer der besten Kenner des Gesundheitswesens in Florenz und in der Toskana in Spätmittelalter und Renaissance. Es ist deshalb verdienstvoll, sein Überblickswerk „The Renaissance Hospital. Healing the Body and Healing the Soul" aus dem Jahr 2006 in deutscher Übersetzung und in graphisch ansprechender Form einem breiteren Publikum anzubieten. Der Leitfaden der Darstellung ist die Entwicklung des mittelalterlichen Hospitals von einer Durchgangsstation für Bedürftige und Reisende hin zu einer Anstalt zur Pflege und Heilung von Kranken, die sich durch Spezialisierung und „Medikalisierung" auszeichnet. Die reichen toskanischen Quellen erlauben vertiefte Einblicke und privilegieren einmal mehr den Forschungsstandort Florenz. Es ist aber nicht die Masse der Hospitäler in der mittelalterlichen italienischen Handelsmetropole – Henderson listet für die Zeit zwischen 1000 und 1550 68 Gründungen jeglicher Couleur auf! – an sich, die Florenz auszeichnet; vielmehr wurden nur einige herausragende Institutionen unter ihnen zu Trägern von Innovationen. Unter diesen letzteren Häusern haben vor allem das *Ospedale di S. Maria Nuova* und das *Ospedale degli Innocenti* schon das Lob der Zeitgenossen – darunter Dante und Martin Luther! – erfahren. Folgt man dem Autor in die detailreiche Darstellung der Evolution der Krankenpflege in Florenz, so will der Begriff des „Renaissance-Hospitals" (S. 29 f., 37, 123 f.) für den Untersuchungszeitraum allerdings nicht ganz überzeugen. Gewiß gab es bemerkenswerte Neuerungen auf dem sanitären Sektor, die sich auch mit dem neuen Zugang zu antiken Texten und einem neuen ästhetischen Raumverständnis verbinden lassen. Die Rationalisierung des Gesundheitswesens setzte sich aber erst ganz allmählich durch und kam erst im späten 16. Jh. zum Durchbruch. Die wunderbaren Neubauten im Stile der Renaissance dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Strukturen und die Mentalitäten hinter den Fassaden oft noch den alten Geist ausstrahlten. Hygiene und eine adäquate Versorgung mit geschultem Personal und Ärzten waren noch lange Wunschdenken. Traditionell war auch die Sorge um das spirituelle Wohlergehen der Hospitalsinsassen, die sich in frommen Stiftungen und der Errichtung

von prächtigen Hospitalskirchen widerspiegelt, die auch der Memoria der Gründer dienten. Diverse Stifter und die die Hospitäler unterhaltenden Bruderschaften investierten viel Geld in religiöse Kunstwerke – Fresken, Altarbilder usw. –, die ebenfalls die Seelen erheben sollten. Leider wird die Lektüre mitunter von ungeschickten Übersetzungen gestört. So wird aus einem Besuch des „Jubilee in Rome", des ersten Heiligen Jahres 1300, schlicht die Teilnahme „an einem Jubiläum" (S. 48). Statt vom „Malteserorden" (S. 60) sollte man von den Johannitern („Hospitallers") sprechen. „Mitglied regulierter oder weltlicher Orden" (S. 69) will heißen „Angehöriger des Ordens- oder Weltklerus" („member of the regular or secular clergy"). Auf S. 345 ist dem Übersetzer ein Wortspiel des Autors entgangen, das auf einen – geistlichen – Beichtvater abhebt. Entsprechend zu korrigieren ist also „Nachdem sie einem Arzt für die Seele gebeichtet hatten" („Once they had been confessed by a doctor of the soul"). Schon in der Vorlage verfänglich ist die Interpretation eines Erlöser-Abzeichens auf einem Pilgerhut. Einen Pilger erkannte man im 15. Jh. üblicherweise noch nicht am angehefteten „Bild Christi auf dem Turiner Schweißtuch" („the image of Christ from Turin") (S. 48), sondern vielmehr an dem des in Rom hochverehrten sog. Schweißtuches der Veronika (s. Abb. 1.2). Schief schon im Original wird der Kardinal von Ostia Ugolino als „Kardinal Ugolino Ostiense" (S. 73) vorgestellt. Auf S. 318 wird das einem eigenen Hospitalsverband angehörende Hospiz von Altopascio unkorrekt den Johannitern zugeschlagen („Altopascio was run by the Order of the Hospitallers of St John").

Andreas Rehberg

Brian Jeffrey Maxson, The humanist world of Renaissance Florence, Cambridge (Cambridge University Press) 2014, X, 298 S., ISBN 978-1-107-04391-6, £ 60.

Über den Humanismus in Florenz ist viel geschrieben worden. Das vorliegende, im Titel unüberhörbar auf Lauro Martines' „The Social World of the Florentine Humanists" anspielende Buch will das viel beackerte Feld durch eine neue Lesart nochmals umpflügen. Sein methodischer Ansatz fußt auf sozial-, netzwerk- und ritualgeschichtlicher Forschung. Maxson sieht Humanismus nicht lediglich als elitär-abgekapseltes Wirken neulateinischer Autoren an, dem nur durch philologische Analyse ihrer berühmtesten Texte auf die Spur zu kommen sei. Sein Bestreben ist es, den seit der zweiten Hälfte des 15. Jh. manifesten gesellschaftlichen Erfolg solcher Autoren besser zu erklären. Zu diesem Zweck will er den Blick nicht nur auf „professionals", sondern auf sämtliche Dilettanten, Interessierte und Patrone richten, die außerhalb der Studierstube das getragen haben, was Maxson als „humanistische Bewegung" bezeichnet. Dabei führt er die Unterscheidung von „social humanists" und „literary humanists" ein: Letztere seien, überspitzt formuliert, die Latein-Cracks, erstere hingegen müssten nicht einmal des Lateinischen mächtig sein, um dazuzugehören, wenn sie nur Humanisten gefördert haben oder mit ihren Texten irgendwie in Kontakt gekommen sind. Zwar will der Autor diese jeweils als Endpunkte einer Skala verstanden

wissen, auf der es dazwischen viele Schattierungen gibt, dennoch wird eine philologische Humanismusforschung in der Tradition von Kristeller mit der begrifflichen Überspitzung nicht zu Unrecht ihre Probleme haben. Die eigentliche Fragestellung des Bandes – jene nach dem „Publikum" des Humanismus, seiner gesellschaftlichen Relevanz und den darin zu suchenden Gründen für seine Ausbreitung – ist indes legitim und die Teilergebnisse sind aufschlussreich. Die m. E. wichtigsten Beobachtungen trifft Maxson zu sich wandelnden Anforderungen von Ritualen und Oratorik in diplomatischer Praxis, die humanistische Gelehrsamkeit bei feierlichen Ansprachen (wo das *genus demonstrativum* gefragt war) immer unentbehrlicher werden ließ, wie etwa bei Obödienzreden, was der Vf. anhand von Marcel Mauss' Theorien zu kulturellen Geschenken analysiert. Es war dies das Feld, auf dem Humanisten reüssierten, doch Maxson betont, dass insbesondere in der ersten Hälfte des 15. Jh. ihr Brot noch ein hartes sein konnte und es im Unterschied zu den Brunis und Bracciolinis, die durch ihre humanistischen Fähigkeiten (nur durch sie?) sozial aufstiegen, viele nicht schafften. Bei wichtigen (externen) diplomatischen Missionen wurden nicht Schönsprecher gebraucht, sondern Abkömmlinge der edelsten Geschlechter, denen die meisten Humanisten bekanntlich nicht angehörten (was nicht ausschloss, dass sie sich als Ghostwriter für sie betätigten). Maxson weist indes für die florentinische Diplomatie überzeugend nach, dass sich die humanistischen Elemente bis zur Mitte des Jahrhunderts merklich vermehren, sowohl in stilistischer Hinsicht als auch was die statistisch anwachsende Präsenz von Humanisten auf diplomatischen Missionen angeht. Der Autor spricht von einem entscheidenden Wandel in der Zeit zwischen 1420–1450, der zu einer „sheer ubiquity of humanism" geführt habe (S. 164). Sein letzter argumentativer Schritt beschreibt folgerichtig, dass dieser Wandel es den Humanisten verstärkt ermöglichte, Karriere in einem kulturellen Kontext zu machen, in dem eine nunmehr große Nachfrage nach ihrer Gelehrsamkeit bestand. Wie bei einem solch großen Thema erwartbar, ist an den Aussagen nicht alles neu oder unangreifbar. Am überzeugendsten ist die Arbeit dort, wo sie durch *close reading* von Archivmaterial vieles vertieft und präzisiert. Wünschenswert wäre sicher gewesen, dass der Vf. seine immer wieder erwähnte prosopographische Database auch explizit zugänglich gemacht hätte. Das Buch ist ein lesens- und bedenkenswertes.

Tobias Daniels

Le carte dell'abbazia vallombrosana di S. Cassiano a Montescalari (1031–1100), a cura di Giulia Camerani Marri. Note alla riedizione, cartografia e indici a cura di Igor Santos Salazar, Figline e Incisa Valdarno (Edizioni Feeria) 2014 (MT memoria del territorio 2) 163 pp., ISBN 978-88-6430-093-1, € 15.

Questo agile libro è scaturito dalla considerazione che l'edizione delle pergamene di Montescalari, uscita nei primi anni Sessanta in più tomi della rivista „Archivio Storico Italiano" per opera di Giulia Camerani Marri, era di arduo e complesso repe-

rimento; inoltre, nel rieditare le pergamene, l'attuale curatore ha apportato piccole ma significative migliorie: ha potuto, infatti, ampliare i regesti, grazie a nuove conoscenze acquisite, correggere i sia pur pochi errori di trascrizione individuati nella vecchia edizione e, ancora, aggiungere due carte a suo tempo tralasciate dalla studiosa, entrambe rilasciate a Firenze, una nel settembre 1076 e l'altra nell'ottobre 1081. Ancora, Santos Salazar integra l'agile volume con due mappe, utili a collocare i luoghi in cui i documenti venivano redatti: una prima è relativa al periodo 1040–1080 mentre una seconda copre l'arco cronologico tra il 1081 e il 1100. Esse hanno il pregio di mostrare immediatamente, a un semplice sguardo, che, mentre nel primo periodo sono solo otto i luoghi di stesura dei documenti, nel secondo periodo si passa a ben trentacinque luoghi: ciò è senz'altro indizio di cambiamenti più generali, sia della quantità delle transazioni in cui Montescalari era coinvolta, sia delle prassi gestionali e dell'uso della scrittura da parte del monastero, nella fase successiva alla morte di Giovanni Gualberto (1073). Ancora, il volume è arricchito dagli indici dei nomi, delle cose notevoli e dei toponimi. Si tratta, dunque, di un piccolo ma prezioso contributo per lo studio del monachesimo toscano, in quella dimensione attenta al dato territoriale che, negli ultimi anni, è divenuta senz'altro bisognosa di nuovi slanci. Ci si potrebbe, semmai, chiedere se in tempi di sempre maggiore diffusione del digitale può avere senso un'operazione editoriale su carta, come quella che si presenta. In questo caso, pare si possa dire senz'altro di sì, e per molteplici motivi. Intanto, i supporti digitali sono degli ottimi strumenti di lavoro ma diversi da quelli cartacei: essi consentono degli approcci non possibili tramite la carta, tanto che sarebbe utile, semmai, poter provvedere sempre a una doppia edizione, cartacea e digitale, quest'ultima, magari, on-line. D'altro canto, per analizzare in modo approfondito i singoli documenti e anche già per predisporre uno studio accurato della documentazione che è alla base di ogni seria indagine, il supporto cartaceo rimane preferibile. Bene hanno fatto, dunque, Paolo Pirillo a proporre questa iniziativa e Giuliano Pinto ad autorizzarla, in quanto direttore dell'„Archivio Storico Italiano". La rivista, inoltre, rientra per un'altra ragione nell'operazione incentrata su Montescalari: infatti, contemporaneamente all'uscita dell'edizione delle pergamene, Santos Salazar ha anche pubblicato sulla gloriosa rivista fiorentina uno studio interpretativo sulla fase iniziale dell'abbazia (Nascita e sviluppo di una Badia. San Casciano a Montescalari nel Valdarno superiore fiorentino [1040–1130], in: Archivio Storico Italiano 172 [2014], pp. 403–433). Questa edizione è dunque parte di un piccolo ma esemplare progetto di ricerca territoriale ed è per questo apprezzabile la scelta del Comune di Figline e Incisa Valdarno di sostenere la pubblicazione di un volume, oltretutto, curato anche sul piano editoriale e che di certo contribuirà – ed è un ulteriore argomento a favore dell'edizione cartacea – a dare evidenza al patrimonio storico anche nella dimensione locale.

Mario Marrocchi

Statuto del comune di Cortona (1325–1380), a cura di Simone Allegria e Valeria Capelli, Firenze (Olschki) 2014 (Deputazione di storia patria per la Toscana, Documenti di storia italiana, serie II–volume XVIII), XIII, 564 pp., ISBN 978 88 222 6319 3, € 55.

Il volume presenta l'edizione della prima raccolta statutaria superstite del comune di Cortona: il codice segnato „Statuti delle comunità autonome e soggette, 279" e conservato presso l'Archivio di Stato di Firenze. La confezione del codice viene fatta risalire dagli editori al 1325, anno cruciale per la storia cortonese: fino a quel momento semplice *terra* del contado aretino, Cortona veniva elevata a sede vescovile, passando al rango di *civitas*. Sempre nel 1325 si imponeva nel centro chianino la signoria di Ranieri Casali. In questa stagione di ridefinizione dell'identità politico-culturale si colloca probabilmente la redazione della maggior parte del codice, sul quale si intervenne comunque con significative *additiones* fino al 1380. Il codice è il probabile antigrafo dello statuto del 1411, steso dopo la definitiva sottomissione a Firenze. I tre saggi introduttivi si dimostrano un'ottima guida per comprendere il contesto di redazione dello statuto. Lorenzo Tanzini („Lo statuto: aspetti politici e istituzionali") è riuscito a mettere in evidenza i mutamenti istituzionali di tipo ‚signorile' promossi attraverso la scrittura del codice. Il confronto con il regime precedente è stato possibile grazie alla fortunata sopravvivenza di un registro di delibere comunali (*reformationes*) degli anni 1322–1323, subito prima della presa del potere di Ranieri Casali. Lo studio del registro ha permesso di comprendere le cause dell'evoluzione in senso signorile delle istituzioni locali. Tra queste vanno annoverate le difficoltà di bilancio connesse con lo sforzo militare. La presa del potere da parte del Casali permetteva di ‚privatizzare' la difesa della città, delegandola al signore. Se si eccettuano le ristrettezze del bilancio comunale, Cortona appariva un centro piuttosto florido all'inizio del secolo XIV. Una valutazione molto dettagliata dell'economia cortonese è compiuta da Andrea Barlucchi („L'economia cortonese alla luce dello statuto"). Pur se Cortona non si caratterizzava per manifatture famose oltre l'ambito locale, nel quadro regionale essa rivestiva un ruolo significativo soprattutto nelle produzioni agricole. Tra queste vanno ricordate vino e sostanze tintorie (robbia e guado), indirizzate queste ultime verso la grande manifattura fiorentina. Alla definizione dell'identità civica è dedicato il saggio di Pierluigi Licciardello („Il culto dei santi e la vita religiosa"). Vista la composita definizione del santorale cortonese, in questa sede ci soffermiamo solo sul culto di due santi strettamente connessi con i mutamenti istituzionali dei primi del Trecento. In particolare è legata all'aspirazione al rango di sede vescovile l'invenzione della tradizione di un Vincenzo vescovo di Cortona, la cui prima testimonianza si rinviene nell'immagine del santo sulle monete di conio locale alla fine del Duecento. Ancora connessa con un rafforzamento dell'identità urbana è la promozione del recente culto di Margherita da Cortona. Il patrocinio delle istituzioni comunali su questo culto è testimoniato da numerose rubriche dello statuto. La processione per la festa della santa (il 22 febbraio) era anche „un rituale di autorappresentazione

delle istituzioni" e una manifestazione di „unità civica, perché le varie componenti della città vi si trovano, eccezionalmente, riunite" (p. 73). Il volume si pone al crocevia di lunghe e vivaci tradizioni di studio: le indagini sugli statuti toscani, sulla loro tradizione manoscritta e sulle vicende politico istituzionali a cavallo tra Due e Trecento (Capelli, Tanzini), quelle sull'integrazione economica tra i centri della Toscana basso-medievale (Barlucchi), quelle sul ruolo della produzione scritta nella definizione dell'identità urbana (Allegria, Licciardello). Ne risulta un prodotto che trascende spesso la dimensione locale e si propone come *case study* per un'impresa culturale molto più vasta. Enrico Faini

„Piazza Navona, ou la Place Navone, la plus belle & la plus grande". Du stade de Domitien à la place moderne, histoire d'une évolution urbaine, hg. von Jean-François Bernard, Roma (École française de Rome) 2014 (Collection de l'École française de Rome 493), XI, 877 S., 7 Tab., ISBN 978-2-7283-0982-5, € 55.

„Traverser la place Navone, c'est parcourir l'histoire de Rome." Mit diesem prägnanten Satz beginnt der Hg. die Einleitung (S. 1) zu einem umfangreichen Sammelbd., der dem Ort des antiken Domitian-Stadions gewidmet ist, dem Zentrum und größten Platz des mittelalterlichen und neuzeitlichen Rom. Ausgehend von einem Bau für Sportveranstaltungen der römischen Kaiserzeit übernahm das Areal verschiedene Funktionen im Lauf der Geschichte: Marktplatz, Anziehungspunkt für Händler und Handwerker, Schauplatz öffentlicher Feste und Ort der Inszenierung von Papstfamilien (Braschi, vor allem Pamphili) und der römischen Aristokratie, Mittelpunkt des Netzwerks „nationaler" Stiftungen und kirchlicher Einrichtungen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit, Geburtsort der neuzeitlichen römischen Satire, moderne touristische Flaniermeile. Der Entschluß des damaligen Direktors der École française de Rome, Michel Gras, zur Restaurierung der 1966 erworbenen Dépendance an der Piazza Navona führte zu großangelegten archäologischen Grabungen unter Leitung des Hg., der zur Zeit des Projekts als Architekt der École française de Rome fungierte. Das Unternehmen wurde schließlich ausgedehnt auf alle die Piazza Navona (*Stadium Domitiani*) umgebenden Gebäude (in Anlehnung an die Erschließung des Areals um die *Crypta Balbi*) und zu einem Projekt unter Beteiligung mehrerer Disziplinen (Archäologie, Geschichte, Kunstgeschichte, Architektur, Musikgeschichte) erweitert, dessen Ergebnisse hier veröffentlicht werden. Die Fülle der Beiträge und Ergebnisse läßt an dieser Stelle nur eine summarische Vorstellung der Texte zu. – Teil I (Architektur und Urbanistik) mit vier Unterkapiteln nimmt den größten Raum des Bandes ein. A enthält Beiträge zur städtebaulichen Entwicklung des *Campus Martius* zwischen der republikanischen Zeit und der Epoche der Flavier (Aldo Borlenghi; Maria Letizia Caldelli; Fedora Filippi; Marialetizia Buonfiglio, Paola Ciancio Rossetto, Susanna Le Pera, Marina Marcelli, Gianluca Schingo, deren archäologische Studien auch Mittelalter und Frühe Neuzeit mit einschließen; Pierre Gros;

Benjamin Fontaine), B zur Architektur, Morphologie und Funktionsweise der beiden wichtigsten Gebäude der Zone, Stadion und Odeon des Domitian (Djamila Fellague; Jean-François Bernard, Paola Ciancio Rossetto; Évelyne Bukowiecki; Marialetizia Buonfiglio; Lucio Benedetti; Antonio Monterosso). Teil I C vereinigt Einzelstudien zur Wiederverwendung der antiken Gebäude und die urbanistische Entwicklung des Bereichs um den *Campus Agonis* von der Spätantike bis ins 15. Jh., wo durch die Verlegung des Markts vom Kapitol in den Innenbereich des ehemaligen Stadions (1477) der gesamte Bereich eine radikale Perspektivenveränderung erfuhr. 1485 erfolgte die erste Pflasterung des Platzes. Die Texte betreffen die Veränderungen des Stadions in der Spätantike (Caroline Michel d'Annoville, Alessandro Ferri), zum Agneskult (Claire Sotinel), das Fortleben antiker Theaterbauten in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen urbanen Kontexten (Pierre Pinon), die Gebäudenutzung als Begräbnisstätte, Werkstätten, Privathäuser (Alessandra Molinari), die Eigentumsverhältnisse während des demographischen Aufschwungs im 15. Jh. (Susanna Passigli) und die Transformationsprozesse des *abitato* (Daniela Esposito; Barbara Buonomo). Die Beiträge von Teil I D beleuchten die urbanistische Entwicklung des Quartiers vom Ausgang des Mittelalters bis zum Risorgimento (Bernard Gauthiez), die gekennzeichnet war durch den Aufstieg der Piazza Navona in den Rang des zentralen Ortes des päpstlichen Rom, das Mäzenatentum und die Selbstinszenierung bestimmter Adelsfamilien, v. a. der Pamphili, bei gleichzeitigem Rückzug mittlerer und unterer Schichten, sowie dem Engagement bedeutender Barockkünstler (Borromini, Bernini), die Errichtung des Palazzo Pamphili (Stephanie C. Leone) und des Vier-Flüße-Brunnens (Maria Grazia D'Amelio, Tod Allan Marder) sowie die weitere Entwicklung nach 1870, die v. a. das nördliche Halbrund des Stadions/Platzes betraf und zur Anlage des Corso del Rinascimento im Osten führte (Caroline Thernier). – Teil II umfaßt Beiträge zu wirtschaftlichen und sozialen Aspekten im Mittelalter (A) und in Früher Neuzeit und Zeitgeschichte (B), u. a. unter Auswertung kartographischen Materials (Kati Lelo), zur mittelalterlichen Nutzung und *insediamento* des antiken Stadions (Marco Venditelli), zum wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen (*sodalitas Parionis*, *studium urbis*) Wandel im 15. Jh. (Anna Esposito), zu Straßensystem, Handel und Märkten (Anna Modigliani), zu Bautätigkeit und infrastrukturellen Maßnahmen um 1500 (Orietta Verdi), zu den baulichen Veränderungen und dem wirtschaftlichen Ertrag des spanischen Immobilienbesitzes im 16. und 17. Jh. (Manuel Vaquero Piñeiro), zur Organisation des Marktes in der Frühen Neuzeit (Serena Di Nepi), zu den Bewohnern des Areals, ihren Berufen, den Familienstrukturen und Wohnverhalten um 1800 (Jean-Pierre Bardet, Jean-François Chauvard, Jacques Renard) und zum religiösen Alltagsleben (Domenico Rocciolo). – Teil C vereinigt schließlich zehn Beiträge zur Piazza Navona als Repräsentationsraum und Ort von öffentlichen Festen und Zeremonien, u. a. zur Funktion der spanischen Nationalstiftung von S. Giacomo als Hospiz und Schauplatz monarchischer Inszenierung und diplomatischer Aktivitäten (Diana Carrió-Invernizzi; Jorge García Sánchez), zur Festkultur (Rosa Margarita Cacheda Barreiro; Martine Boiteux), zu Kirchenmu-

sik und Liturgie an S. Giacomo (Giuseppe Fiorentino), zu Figur des Pasquino und römischer Satire (Caterina Giannottu), der Wahrnehmung der Piazza durch französische Reisende vom 17. bis 19. Jh. (Gilles Bertrand), ihre Darstellung durch Künstler vom 16. bis 18. Jh. (Claire Challéat) und im Film (Valeria Camporesi). Der Teil endet mit einer aktuellen anthropologischen Standortbestimmung (Daniel Fabre, Anna Iuso). – Im Anhang beschreibt Martine Dewailly mit Mitarbeitern die archäologische Kampagne unter Piazza Navona 62. Allen Unterkapiteln geht eine knappe Einführung voraus. Der Bd. schließt mit einem nützlichen Ortsindex und Zusammenfassungen der Beiträge in der Sprache, in der sie abgefaßt wurden (französisch, italienisch, spanisch). Ein Index der Eigennamen wurde hingegen nicht erstellt, was sehr zu bedauern ist bei dieser epochenübergreifenden Publikation und den vielfältigen Informationen zu den Besitzverhältnissen und den verschiedenen Akteuren aus den Bereichen Adel, Klerus, Handwerk und Kunst. Die Publikation leistet einen wichtigen Beitrag zur Erschließung der für die Stadtentwicklung Roms so bedeutenden Zone des *Campo Marzio* und wird für lange Zeit das Referenzwerk zur Piazza Navona darstellen, wo sich wie an keinem anderen Ort der *Urbs* im Lauf der Jahrhunderte profane und geistliche, lokale und fremde, wirtschaftliche und kulturelle, aristokratische und volkstümliche, kuriale und kommunale Elemente eng verschränkten.

Alexander Koller

Mirabilia Urbis Romae – Die Wunderwerke der Stadt Rom. Einleitung, Übersetzung und Kommentar von Gerlinde Huber-Rebenich, Martin Wallraff, Katharina Heyden, Thomas Krönung, Freiburg-Basel-Wien (Herder) 2014, 176 S., Abb., ISBN 978-3-451-30931-1, € 26.

Der berühmteste Rom-Traktat des Mittelalters, die bald nach 1140 verfassten *Mirabilia Urbis Romae*, kommen mit dieser Neuausgabe in einem anschaulich illustrierten Bändchen auf den Markt. Neben der von Valentini und Zucchetti schon 1946 im dritten Teil des *Codice topografico della città di Roma* vorgelegten lateinischen Fassung stellen die Hg. erstmals eine deutsche Übersetzung des Textes bereit. Die fehlerfreie und flüssig zu lesende Übertragung macht das eigentliche Verdienst der neuen Publikation aus. Was die Kommentierung des anonymen Autors angeht, so erhebt das Herausgeberteam keinen Anspruch, „den Forschungsstand zu bereichern oder auch nur umfassend wiederzugeben." In der Tat hätte man sich mithin ein etwas genaueres Referat der einschlägigen Literatur gewünscht – so bei der vatikanischen Terebinthe, bei der Endkaiserprophetie, die sich mit den Dioskuren des Quirinals verknüpft und keineswegs nur Christus meinen kann, oder auch bei der Legende der *Salvatio Romae*, die ihren wahren Kern ja in den Statuen der Provinzen auf den römischen Kaiserforen besitzt. Zu betonen bleibt überdies, dass sich der so lange Zeit am Trajansforum vermutete Tempel dieses Kaisers im Lichte neuerer Grabungen als inexistent erwiesen hat. In ihrer Einleitung gehen die Herausgeber dem Entstehen der

Schrift nach. Der Umstand, dass sie nicht noch einmal auf die handschriftliche Überlieferung zumindest der ältesten Redaktion zurückgreifen, führt zu missverständlichen Formulierungen wie der, die Abhandlung sei „in einem Ordo zum päpstlichen Zeremoniell" (S. 9) und als „Teil eines kurialen Verwaltungshandbuchs" (S. 25) auf uns gekommen. Tatsächlich erscheinen die *Mirabilia* in einem Manuskript zusammen mit diesem Ordo. Da dieser, gemeint ist der annähernd gleichzeitige *Liber politicus* eines gewissen Benedikt von St. Peter, sich ganz im Sinne der *Mirabilia* bemüht, die päpstlichen Prozessionen anhand der antiken Topographie durch die Stadt zu begleiten, hat ein Teil der Forschung in eben jenem Benedikt auch den Verfasser der *Mirabilia* erkennen wollen. Gegen Miedema insistieren die Hg. auf dem „republikanischen" Geschichtsbild der Abhandlung, was auch sie berechtigterweise dazu veranlasst, die Entstehung des Textes im Vor- und Umfeld des 1143 wiederbegründeten römischen Senats zu verorten (dazu eingehend: Röm. Jb. für Kunstgeschichte 22 [1985], S. 26–28). Von diesen Kreisen als dem „römischen Bürgertum" zu sprechen (S. 20), trifft den Sachverhalt indes nicht; eher sollte man an eine baronale Prägung des neugeschaffenen Gremiums denken. Dass der Traktat drei unterschiedliche Traditionen zusammenführt, scheint offensichtlich: Den spätantik geprägten Denkmälerlisten (Kap. 1–10) folgt eine Sammlung aitiologischer Erzählungen (Kap. 11–18), bevor ein allgemeiner topographischer Teil den Text beschließt. Dessen historische Bedeutung wird hier eher unter- als überschätzt: Nicht der Wunsch, „Kontinuitäten zwischen dem heidnischen und christlichen Rom aufzuzeigen", wie man ihn tatsächlich „in der Rom-Literatur seit der Antike" nachweisen kann (S. 34), stellt seine besondere Eigenart dar, sondern der Drang, das heidnisch-antike Rom allenthalben unter, hinter und neben den christlichen Bauten aufzuspüren. Die gerade für den dritten Teil typische Gegenüberstellung von *ubi est / ubi nunc...* und *fuit...* macht den charakteristischen Zugriff noch der topographischen Studien des 15. und 16. Jh. aus. (Albertis *Descriptio* gehört nicht in diese Tradition!) Solcher Einwände ungeachtet hat das Büchlein seine selbstgesetzte Aufgabe, einen „ersten Zugang" der *Mirabilia* zu erschließen, sicherlich erfüllt und ist gerade im Hinblick auf die stets geringer werdenden Lateinkenntnisse unserer Studierenden durchaus willkommen. Ingo Herklotz

Alexis Gauvain, Una storia dalla Roma del Quattrocento. Quaderni di Ansuino di Anticoli, parroco in Roma e beneficiato vaticano (1468–1502), Città del Vaticano (Edizioni Capitolo Vaticano) 2014 (Archivum Sancti Petri. Quaderni d'archivio 10), IX, 334 S., Abb., ISBN 978-88-6339-038-4, € 29.

Der als Archivar des Kapitels von St. Peter tätige Alexis Gauvain untersucht in diesem Band die private Rechnungsführung des römischen Geistlichen Ansuino aus den Jahren 1468 bis 1502, die sich durch einen Glücksfall der Überlieferung an seinem Arbeitsplatz erhalten hat. Der Kleriker stammte aus Anticoli Corrado im Hinterland Roms und war der Pfarrer der kleinen, im 16. Jh. abgerissenen Kirche San Cosma della

Pigna sowie Benefiziar an St. Peter in Rom gewesen. Ansuinos größtes Interesse galt den Immobilien, dem Weinanbau und kleineren Kreditgeschäften. Seine religiösen und kulturellen Vorlieben kann man an der Gründung verschiedener Kapellen (eine wird sogar in seinem Heimatort errichtet und ausgemalt) und den Titeln seiner von ihm erworbenen Bücher – es handelte sich zumeist um (billigere) gedruckte Werke zu Kanonistik und zu antiken Autoren – ablesen. Da in Rom erstmals 1466/67 Bücher gedruckt und verkauft wurden, kann man Ansuino durchaus als einen Pionier auf diesem neuen Markt betrachten (S. 151–168). Ansuinos Notizen enthalten eine Reihe von Details, die aufhorchen lassen. So lernt man durch sie die Namen von Studenten in Rom aus dem Raum Tivoli und von prominenten deutschen Berufsschreibern (allen voran des Flamen Odo de Beka) kennen, die sich bei ihm – also in der Nähe des *Studium Urbis* – eingemietet hatten. Sie hinterlegten bei Ansuino Bücher und Vorlesungsmitschriften, die dann auch die Miete ersetzen konnten (S. 59, 163–168). Wir erfahren etwas zur Qualität des „vino romano" (S. 95) und über den Einsatz von Essig im Buchdruck, der dem Geistlichen sogar als Gegenleistung einige Druckwerke seines deutschen Mieters, des Frühdruckers Georg Lauer, einbrachte (S. 99, 152–155). Die Tatsache, dass die Fussbekleidung (*calzari*) seiner Lehrjungen (*garzoni*) mit den Wappen des römischen Baronalgeschlechts der Colonna geschmückt waren, lässt sich als Zeichen für ihre Abhängigkeit von diesen Herren interpretieren (S. 183). In der Tat gehörte Anticoli, der Geburtsort Ansuinos, zum Herrschaftsgebiet der Colonna. Und so verwundert es nicht, dass man ihr Wappen auf einem Banner in einem Fresko in der Kapelle der Heiligen Cosmas und Damian in der Kirche S. Pietro in Anticoli Corrado finden kann. Damit gab sich Ansuino gegenüber seinen Mitbürgern als „associato ai Colonna, signori del paese" zu erkennen (117, 140, Abb. 17a; vgl. zu seinen Colonna-Kontakten auch S. 190). Den Kunsthistoriker wird es freuen, dass der Autor den Maler Johannes Magnus mit dem anderweitig bekannten Giovanni Grande identifizieren kann (S. 127). Dank ihrer Detailfülle geben die vorgestellten Rechnungsnotizen einen lebhaften Einblick in die wirtschaftlichen und sozialen Aktivitäten eines einfachen, aber kulturell aufgeschlossenen Klerikers aus der Mittelschicht, für die es in Rom in jener Zeit kaum Parallelen gibt. Der Autor fügt seinem Band einen Anhang mit zusätzlichen Dokumenten zum Wirken seines Protagonisten bei. Bleibt zu wünschen, dass er auch bald eine Volledition der Rechnungsnotizen Ansuinos herausbringen wird.

Andreas Rehberg

Antonio Menniti Ippolito, Il Cimitero acattolico di Roma. La presenza protestante nella città del papa, Roma (Viella) 2014 (La storia. Temi 36), 225 S., ISBN 88-8334-213-4, € 25.

Es scheint erstaunlich zu sein, dass ein historisches Einzelthema von begrenztem Belang für die an Themenstellungen für die historischen Wissenschaften so reichen Stadt immer wieder Anlass gibt, dass sich hochkarätige Wissenschaftler mit aus-

gefeilter Methodik und brillanter Quellenkenntnis dem *Cimitero Acattolico* in Rom zuwenden. Bedenkt man aber, wie viel Herzblut des Autors vor vielen Jahren in die Erforschung der Ursprünge des Friedhofs eingeflossen ist, wird die Motivation erkennbar, die damals durch den Mangel an der Forschung zur Verfügung stehenden oder mit den zur Verfügung stehenden Ressourcen erreichbaren Quellen bedingten Lücken zu schließen und falsche Annahmen zu korrigieren. Das Hauptaugenmerk richtet der Autor auf die Ursprünge des monumentalen Friedhofs, d. h. die ersten nicht katholischen Bestattungen der frühen Neuzeit auf dem *Campo Testaccio* in unmittelbarer Umgebung der Cestius Pyramide. Da stellt sich zunächst die Frage, ob dieser Bereich schon als Begräbnisort genutzt wurde, insbesondere im Zusammenhang mit der Restaurierung der Pyramide unter Alexander VII.; ein Zusammenhang, der von Richard Krautheimer vermutet wurde. Menniti Ippolito legt überzeugend dar, dass die Bestattungen der verstorbenen Katholiken und Juden der Pest von 1656–1657 in diesem Randgebiet der Stadt nicht innerhalb der aurelianischen Stadtmauern, sondern außerhalb bei S. Paul stattgefunden haben müssen, somit der Bereich des späteren Friedhofs davon nicht betroffen war. Neue Studien von Edward Corp haben das Bild der ersten protestantischen Begräbnisse vor der Pyramide vervollständigt. Studien in den National Archives in London haben sehr deutlich den bereits in früheren Studien betonten Zusammenhang zwischen dem Exilhof Jakobs III. Stuart und den ersten protestantischen Begräbnissen untermauert. Die daraus abgeleitete und in früheren Publikationen (Steuart [1925]) und erneut von Edward Corp 2012 zum Friedhof geäußerte These, dies sei durch ein von den auf Innozenz XIII. folgenden Päpsten stets erneuertes Privileg möglich geworden, weist Menniti Ippolito zurück. Mit profunder Kenntnis der kurialen Quellen ausgestattet entwirft der Autor ein Panorama, in dem im Herzen des Kirchenstaates eben gerade durch die Nichterteilung von Rechtstiteln Problemlösungen gefunden wurden, die heute noch überraschen und die Sicht auf das päpstliche Rom bereichern. Schlüsselfigur war der Kardinal Gualtieri, der dem Exilhof Jakobs III. in Rom sehr nahe stand. Dort starb der Arzt William Arthur, der in den schottischen Kriegen mitgewirkt hatte und eine herausragende Stellung in Hof und Gesellschaft einnahm. Gualtieri hatte die Machtstellung, diesem Mann ein würdiges Begräbnis in Rom zu verschaffen, auch wenn Arthur nicht katholischen Glaubens war. In herausragenden Ausnahmefällen waren solche würdevollen, ja prunkhaften Bestattungen durchaus möglich, wie Menniti Ippolito schon an einem Dokument von 1671 zeigen kann, und wurden nun mit der Amtsgewalt des Kardinals verfügt, wobei der Thronanwärter als der eigentliche Adressat der Geste zu gelten hat. Das Begräbnis war damit keineswegs ein Rechtstitel, sondern Ausdruck eines Ermessensprivilegs der römischen Kurie. Der Autor kommt zu dem Ergebnis, dass der Beginn der Bestattungen auf dem Feld vor der Pyramide spontan in dem bezeichneten Sinne gewesen sei, erleichtert durch die indirekte Konzession des Sant'Uffizio aus dem Jahre 1671. Dabei sei auch nicht auszuschließen, dass Nichtkatholiken bereits vor 1716, ja sogar vor 1671 an dieser Stelle beigesetzt wurden, wofür allerdings die Belege fehlen. In plastischer Weise stellt der

Autor die Begräbniszeremonien vor, wie sie aus Berichten und Abbildungen abzuleiten sind und ordnet diese in den Zusammenhang der römischen Bestattungsgepflogenheiten ein. Ein verdienstvolles Buch voller Spezialkenntnisse, gut und dicht geschrieben und daher eine inspirierende und jederzeit lehrreiche Lektüre. Nicht alles ist neu, aber für das Verstehen des Kontextes doch wichtig und daher für eine Buchveröffentlichung notwendig. Das mit Quellenverzeichnis, Bibliographie und Namensindex ausgestattete Buch ergänzt eindrucksvoll die bisher erschienenen Arbeiten zur Geschichte des *Cimitero Acattolico*, deren neuere Titel in die umfangreiche Bibliographie aufgenommen wurden. Es ist aber auch ein Beitrag zur Geschichte des päpstlichen Rom, in dem seit dem Beginn des 18. Jh. der Protestantismus zunehmend bedeutende Spuren hinterlassen hat. Wolfgang G. Krogel

Gli abitanti del ghetto di Roma. La Descriptio Hebreorum del 1733, a cura di Angela Groppi, Roma (Viella) 2014 (I libri di Viella 187), 292 S., ISBN 978-88-6728-349-1, € 27.

Der Band ediert und erschließt eine kürzlich im *Archivio di Stato di Roma* entdeckte fundamentale sozialhistorische Quelle zum römischen Ghetto in der Frühen Neuzeit. Die *Descriptio Hebreorum* enthält die Ergebnisse eines von der *Camera Apostolica* veranlaßten, zwischen dem 27. Juli und dem 17. August 1733 im Ghetto durchgeführten Zensus. Vorwiegend zu fiskalischen Zwecken wurde darin die gesamte jüdische Bevölkerung namentlich sowie geordnet nach Familien und Häusern erfasst – 4059 Personen in 892 Familien, 2,6 % der gesamten stadtrömischen Bevölkerung jener Jahre. Damit liegen nun zum ersten Mal nicht nur zuverlässige Zahlen zum Bevölkerungsbestand im Ghetto in der Periode zwischen der Errichtung des neuzeitlichen Ghettos 1555 und der nächstfolgenden überlieferten Zählung von 1796 vor, sondern darüber hinaus auch aufschlußreiche Daten zur Zusammensetzung und Altersstruktur der Familien, zu deren Verteilung über die einzelnen Segmente des Ghettos und zur Bewohnerdichte in den Häusern; auch kulturhistorisch – etwa durch die hier überlieferten Personennamen – sind diese Daten von hohem Interesse. Der Band ediert im hinteren Teil (S. 189–274) die vollständige *Descriptio*. Die vorgeschalteten wissenschaftlichen Beiträge interpretieren die Quelle und verorten ihre Bedeutung für die Geschichte des römischen Ghettos in der Frühen Neuzeit. Den Kern bilden hier die beiden umfangreicheren Studien von Michaël Gasperoni, der die *Descriptio* einer ersten demographisch-statistischen Auswertung unterzieht und die Daten in Beziehung zu den Ergebnissen späterer Zählungen im Ghetto setzt, und von Giancarlo Spizzichino, der die Situation der römischen jüdischen Gemeinde speziell in dem Jahrzehnt zwischen 1731 und 1741 umreißt. Die Hg., Angela Groppi, befaßt sich mit der Geschichte der Bevölkerungsdokumentationen im Ghetto, während Kenneth Stow (dessen Beitrag zusätzlich auch in englischer Sprache aufgenommen wurde) eine allgemeine Einführung gibt. Das Spektrum wird abgerundet durch die kurze Abhandlung von Raffaele Pittella über die kartographische und

ikonographische Darstellung des Ghettos in Romkarten und -ansichten des späteren 17. und 18. Jh. Nicht nur diesem Beitrag korrespondiert ein sehr instruktiver Tafelteil, der anhand älterer Stadtpläne einen visuellen Eindruck von der Lage des Ghettos vermittelt und durch farbliche Hervorhebungen zeigt, an welchen Tagen der Zensus in welchen Teilen des Ghettos durchgeführt wurde. Zusätzlich illustrieren historische Planaufrisse eines der direkt am Tiber gelegenen Häuser die prekäre Wohnsituation im ärmsten und durch die Flußnähe ungesundesten Segment des Ghettos. Der inhaltlich wie handwerklich (Familienregister zur *Descriptio*!) vorzüglich gearbeitete Band stellt die bisherigen Kenntnisse über die Lebensverhältnisse im römischen Ghetto im ersten Drittel des 18. Jh. auf ein sehr viel stabileres Fundament als bisher, weist aber auch darüber hinaus, lassen sich die detaillierten Angaben der *Descriptio* doch diachron zu anderen Epochen in der Geschichte der Juden Roms und anderer jüdischer Kommunitäten Italiens vielfach in Beziehung setzen.

Thomas Brechenmacher

Salvatore Marino, Ospedali e città nel regno di Napoli. Le Annunziate: istituzioni, archivi e fonti (secc. XIV–XIX), Firenze (Olschki) 2014 (Biblioteca dell'Archivio storico italiano 35), XVI, 152 S., ISBN 978-88-222-6306, € 23.

Das vorliegende Buch geht auf eine an der Universität Siena im Rahmen des Forschungsprojektes „Institutionen und Archive" entstandene Doktorarbeit zurück. Obwohl gerade die Ritterorden in Süditalien zuletzt das rege Interesse der Forschung gefunden haben, fehlten bisher grundlegende Forschungen zu den städtischen Hospitälern, die sich vor allem der Armen- und Krankenfürsorge widmeten. Thema der Arbeit sind die Hospitäler der *Annunziata*, die sich in der ersten Hälfte des 14. Jh. nach der Gründung des ersten Hospitals in Neapel relativ rasch im Norden Kampaniens verbreiten konnten, während die Hospitäler in Apulien, der Basilicata oder Kalabrien kaum Fuß fassen konnten. Im ersten, institutionengeschichtlichen Teil des Buches gelingt es dem Autor überzeugend, die traditionelle These der Gründung des „Mutterhospitals" in Neapel in den zwanziger Jahren des 14. Jh. zu widerlegen, da die Hospitäler in Neapel, Aversa und Capua bereits um 1318 in den Quellen nachweisbar sind. Generell zeichneten sich die Hospitäler der *Annunziata* durch eine weitgehende Kontrolle durch die städtische Bürgerschaft und eine enge Verbindung zum regierenden Herrscherhaus (vor allem unter den Königen aus dem angiovinischen Seitenzweig „Anjou-Durazzo") aus. Ein besonderes Merkmal der „Annunziate" war der Verzicht auf eine hierarchische Struktur, da die einzelnen Hospitäler weitgehend unabhängig von einander agierten, wenn auch dem Mutterhaus in Neapel ein Ehrenvorrang gebührte. Der zweite Teil des Buches widmet sich der archivalischen Überlieferung für die einzelnen Hospitäler im Regno. Obwohl die Archivbestände einiger Hospitäler im Zuge der Säkularisation zu Beginn des 19. Jh. in den Fond „Pergamene dei monasteri soppressi" des Staatsarchivs Neapel eingingen und somit 1943 unwiderruflich

zerstört wurden, haben sich andererseits einige Archive – so vor allem für das Mutterhospital in Neapel, aber auch die *Annunziate* in Aversa und Sulmona – weitgehend intakt erhalten, was in Zukunft auch detaillierte lokalgeschichtliche Forschungen anregen sollte. Im dritten Teil der Arbeit ediert M. zehn Königsurkunden aus dem Archiv der *Annunziata* in Neapel aus den Jahren 1383 bis 1473. Leider steht der Editor offensichtlich mit dem Beistrich auf Kriegsfuß, da häufig auf ganzen Seiten kein einziges Komma gesetzt wurde, was die Benutzung des Urkundenanhangs sicherlich nicht erleichtert. Insgesamt handelt es sich trotz einiger Mängel – im institutionengeschichtlichen Teil beschränkt sich der Autor z. B. de facto häufig auf Regesten der Schenkungen der Könige, die notdürftig durch einen Text verbunden wurden – um eine zuverlässige Einführung in ein Thema, das von der Forschung allzu lange vernachlässigt wurde. Andreas Kiesewetter

New approaches to Naples c. 1500-c. 1800. The power of Place, ed. by Melissa Calaresu and Helen Hills, London (Ashgate) 2013, 260 pp., ISBN 978-1-4094-2943-2, GBP 70.

Il principale obiettivo di questo volume è quello di riscattare l'immagine di Napoli attraverso l'impiego di nuovi approcci metodologici e lo studio di aspetti inediti che contribuiscano a collocare la realtà partenopea in una categoria equidistante tanto dall'esotismo quanto dalla marginalizzazione. Il volume è diviso in tre parti: I. Disaster and decline; II. Topographies; III. Exceptionality. Nella prima parte si punta a porre in evidenza le dinamiche di materialità e spiritualità che hanno contribuito alla creazione dei luoghi intesi come elementi mutevoli e vitali, superando l'idea dei luoghi e delle persone come contenitori passivi rispetto ai cambiamenti. John A. Marino nel suo saggio indaga il rapporto tra i miti della modernità e il proprio mito cittadino di Napoli, sottolineando il ruolo di luoghi cruciali come San Domenico Maggiore, *pantheon* di quattro generazioni di sovrani aragonesi che assume, pertanto, un pesante valore simbolico tanto sul piano politico che su quello religioso; Helen Hills si concentra, invece, sulla connessione inscindibile tra materialità e spiritualità nella creazione dei luoghi indagando, in particolare, sulla Cappella del Tesoro di San Gennaro e giungendo alla conclusione, per certi aspetti paradossale, per cui, sebbene la Cappella sia stata costruita per contenere le reliquie del santo, purtuttavia esse sono di per se stesse incontenibili. Rose Marie San Juan esplora le rappresentazioni della peste del 1656 e gli effetti prodotti sui luoghi cittadini e sull'immagine della città che diventa, necessariamente, un'immagine di morte. L'A. oppone a Napoli il caso romano dove la separazione tra i sani e i contaminati appare più concreta ed evidente contribuendo all'identificazione di Roma come una città moderna, fortemente organizzata e in grado di proteggere i suoi abitanti dal contagio. Nella seconda parte il tema centrale è rappresentato dall'individuazione di una pluralità di fattori (religioso, poltico, sociale) coinvolti nel processo di ridefinizione dei confini della topografia della città

di Napoli connessi, anche, alla forgia di una identità di corte internazionale in seno alla nuova dinastia dei Borbone. Harald Hendrix studia la topografia attraverso i testi letterari (italiani e non) che costituiscono fonti eccellenti di stereotipi sia quando l'intento è letterario e simbolico, sia quando si tratta di documentari. In entrambi i casi emerge una chiara volontà di autorappresentazione cittadina che è supplementare alla costruzione stessa dell'identità urbana. Un discorso per certi aspetti analogo (nei termini dell'identità) è quello formulato da Dinko Fabris a proposito delle meravigliose collezioni di strumenti musicali in possesso dell'*élite* napoletana che hanno, per lo più, preso la via degli Stati Uniti alla fine della Seconda Guerra Mondiale, così come era accaduto alle biblioteche private dell'aristocrazia partenopea a partire dal 1870. Helena Hammond concentra, invece, il suo contributo sulla forgia di una nuova identità di corte, dal carattere marcatamente internazionale, del regime napoletano di Carlo di Borbone, a partire dal suo arrivo a Napoli nel 1734. Secondo l'A. uno degli strumenti più efficaci a tal fine fu la creazione di riserve di caccia atte a proiettare l'esistente realtà latifondista meridionale in una prospettiva rinnovata, accentrata e in cui, soprattutto, i priviliegi dell'aristocrazia locale siano sempre sacrificabili dinnanzi alle esigenze del monarca e della sua corte. La terza parte si occupa di tematiche connesse all'introiettazione e alla conseguente autorappresentazione di alcuni stereotipi, nonché del ruolo attivo dei cittadini tanto nella costruzione quanto nel consumo dei *cliché* che continuano a dominare le rappresentazioni della parte meridionale della penisola italiana. Paola Bertucci affronta la funzione delle architetture citando il caso delle Biblioteca e della Accademia Spinella come esempi emblematici tanto della visione culturale del principe di Tarsia, così come delle sue ambizioni politiche. L'A. sottolinea come la costruzione di Palazzo Tarsia rispondesse a nient'altro che alla precisa intenzione di celebrare il principe e di collocarlo in una posizione chiara nella società napoletana: rinnovata e fedele al nuovo sovrano. Il palazzo divenne anche luogo di ritorno alla „Repubblica delle Lettere" e teatro delle più ardite sperimentazioni artistiche e scientifiche, nonché meta ambita del *Grand Tour* dove i visitatori s'imbattevano nella sensibilità in campo artistico e scientifico della nuova dinastia regnante. Melissa Calaresu intende approfondire alcuni aspetti della vita cittadina e commerciale muovendosi tra le vie napoletane e studiando le merci che vi si trovavano esposte e in vendita. In particolare l'A. si interessa a ciò che accade nel XVIII secolo quando, entrata Napoli nel circuito del *Grand Tour*, sono gli stessi napoletani a procedere all'esoticizzazione del prodotto napoletano, dando vita ad una produzione artistica finalizzata a soddisfare le richieste dei visitatori stranieri (l'esempio fatto dall'A. è quello emblematico dei personaggi del presepe). Chiude il volume una riflessione di Anna Maria Rao circa le „missed opportunities" nella storia di Napoli. Attraverso un *excursus* che parte dalle vicende masanelliane del Seicento, passa per la rinomata cultura accademica dell'Illuminismo, per la Repubblica del 1799 e per le insurrezioni antirepubblicane del XIX secolo, l'A. giunge fino al XX secolo e individua alcune questioni cruciali: Napoli è intesa nei termini di un enorme emporio tra l'Europa e l'Africa, ma anche come oggetto di un rinnovato esoticismo

figlio della subordinazione coloniale in grado di dare vita a una realtà in cui l'inferiorità economico-politica e la superiorità culturale costituiscono ancora un quadro di assai difficile interpretazione. Rafaella Pilo

Diego Carnevale, L'affare dei morti. Mercato funerario, politica e gestione della sepoltura a Napoli (secoli XVII–XIX), Roma (École française de Rome) 2014 (Collection de l'École française de Rome 496), 551 S., ISBN 978-2728310616, € 39.

In der vorliegenden Publikation zum Beerdigungswesen Neapels (17. bis 19. Jh.) wählt Diego Carnevale einen für Italien bisher vernachlässigten, gleichwohl fruchtbringenden Untersuchungsansatz: den der institutionellen Ebenen mit einer besonderen Berücksichtigung der „Ökonomie des Todes". Hierunter fasst er die Organisation und Vergütung von Leistungen rund um Grablegung und Trauer als wichtige Bausteine im Haushalt besonders größerer neapolitanischer Kirchgemeinden. Der Fokus auf Neapel erweist sich dabei als glückliche Wahl, erlaubt die Quellenlage doch eine aussagekräftige Rekonstruktion der Verhältnisse in der nach Istanbul zweitgrößten Stadt des Mittelmeerraums dieser Zeit. Sieben gut strukturierte Hauptkapitel ordnen das Material, dem auch verschiedene Tabellen, Grafiken und Stadtpläne sowie ein umfangreicher Fußnotenapparat beigegeben sind. Überdies bezieht Carnevale in seine Darstellung durchgängig und gewinnbringend den Vergleich mit anderen europäischen Städten – etwa Paris oder London – ein. Nach einem Abstecken des Forschungsfeldes führt der Autor den Leser in den Alltag des in der frühen Moderne kirchlich getragenen Bestattungswesens in der Hauptstadt des Königreichs Neapel ein und erarbeitet die Zusammensetzung und Gliederung ihrer mit dem Thema Sterben und Tod betrauten Administration. Verschiedene innerstädtische Kirchgemeinden, Bruderschaften, Krankenhäuser und Orden teilten sich diesen Aufgabenbereich. In Neapel existierten keine eigentlichen Friedhöfe, bestattet wurde vielmehr vorrangig in der *terra santa*, Grabräumen unter den Kirchen. Waren sie voll, wurden die Überreste aus der Stadt gebracht. Knochenkrypten dienten dem *memento mori*, das im Zuge der Rekatholisierung nach dem Tridentinum eine Aufwertung erfuhr. Verschiedene Herrschaftswechsel in rascher Abfolge begünstigten tiefgreifende Änderungen auch im Bereich der Bestattungstarife. Eine Reform von 1711 und eine zweite 1738 etwa führten zu einer drastischen Reduktion der Preise, was fortgesetzte juristische Debatten um die Finanzierung speziell der kostenlosen Beerdigung der Armen nach sich zog. Zeitgenössische Gutachten und Abhandlungen zum Thema Tarif und Bestattungsrecht werden im Buch aufgefächert. Weiter geht Carnevale vor dem Hintergrund seiner Fragestellung auf die soziale Hierarchie im Todesfall ein: Die Aristokratie etwa achtete dem allgemein geltenden Gebot der Demutsbekundung angesichts des Todes zum Trotz durch Einbalsamierung des Leichnams oder eigene, nicht wie sonst üblich beim Leichenträger gemietete Leichenwagen auf soziale Distinktion. Auch ein „Luxus" des Volkes wird aus der Vielzahl der weit über das Minimum hinausgehenden Trauer-

feiern in den Kirchen – „Esequie pompose“ (S. 156) – ersichtlich. Die im 18. Jh. aufkommenden, auf vorgeblich pathogene „Miasmen“ rekurrierenden Krankheitslehren und die folgende Hygienebewegung forderten dann gerade in Neapel mit seiner *terra santa*-Praxis nachdrücklich die Verlegung der angesichts wachsender Bevölkerungszahlen überlasteten innerstädtischen Bestattungsgründe in Gebiete *fuori le mura*. Angestoßen von der Wissenschaft kam dies einem Bruch mit lang gewachsenen Traditionen gleich, wurde aber aufgrund verschiedener Epidemien früh systematisch angegangen. Ein Paradigmenwechsel zeichnete sich ab; die geplante Erschließung eines großen außerstädtischen Friedhofes erfolgte schrittweise in den 1830er Jahren. Zugleich festigte sich bis in das 19. Jh. hinein ein Nebeneinander von alten Bräuchen und neuen Bestattungsrichtlinien, von kirchlicher und staatlicher Zuständigkeit. Gelegentliche Redundanzen und Kürzungspotenziale (etwa S. 325–334) schmälern die Bedeutung der hier angezeigten Arbeit nicht: Sie stellt einen wichtigen Beitrag zum Forschungsfeld der Geschichte des Todes in der Neuzeit dar und wird mit ihrem Fokus auf Wirtschaft und Recht den Diskurs bereichern. Carolin Kosuch

Massimiliano Ambruoso, Castel del Monte. Manuale storico di sopravvivenza, presentazione di Franco Cardini, Bari (CaratteriMobili) 2014 (Questioni di Storia 8), 275 S., ISBN 978-88-96989-52-4, € 20.

Um kaum ein anderes historisches Bauwerk ranken sich so viele Mythen und Legenden wie um das friderizianische Castel del Monte in Apulien. Angeregt sicherlich auch durch seine faszinierenden acht Ecken sind ihm unzählige Funktionen über die Jahrhunderte hinweg angedichtet und zugeschrieben worden: um ein Jagdschloss, eine Trutzburg, den Lieblingssitz des Kaisers, einen Tempel, eine Sternwarte, ein Hamam, ein Thermalzentrum – um nur die glaubwürdigsten und abwegigsten Theorien zu nennen – soll es sich gehandelt haben. Der Autor der vorliegenden Publikation, Massimiliano Ambruoso, hat es sich daher zum Ziel gesetzt, in einer Art „Handbuch“ dem staufischen Gebäude auf den Grund zu gehen und anhand der existierenden Quellen mit den verwirrenden Zuschreibungen ein für alle Mal aufzuräumen. Ausgehend vom ältesten Beleg zu Castel del Monte, einem Brief Friedrichs II. an Riccardo de Montefuscolo, Justitiar der Capitanata, vom 29. Januar 1240, in dem der Kaiser einige klare Anweisungen für den Bau eines *castrum* bei Santa Maria del Monte trifft, analysiert Ambruoso Kapitel für Kapitel die existierenden Theorien rund um die achteckige Burg. Quellennah, belesen und stilsicher gelingt es ihm dabei, dem Leser die „wahre“ Geschichte von Castel del Monte überzeugend vor Augen zu führen. Dabei versucht Ambruoso den kastellartigen Charakter des achteckigen Gebäudes zu retten und schreibt der Burg einen wichtigen herrschaftssymbolischen, propagandistischen und residenziellen Platz im kaiserlichen Burgennetz zu. Ein Personen- und Ortsregister ergänzt den kurzweiligen Band, der von Franco Cardini eingeleitet und mit einem Anhang zum Codice Voynich von Anna Castriota beschlossen wird und lediglich

einige Flüchtigkeitsfehler beim Zitieren der deutschsprachigen Forschungsliteratur aufweist. In Zukunft sollte ihm bei allen stauferinteressierten Apulien-Liebhabern ein fester Platz im Handgepäck gehören. Julia Becker

Paul Oldfield, Sanctity and Pilgrimage in Medieval Southern Italy, 1000–1200, Cambridge (Cambridge University Press) 2014, XVI, 310 S., ISBN 978-1107000285, £ 65.

Das zu besprechende Buch ist bereits die zweite Synthese des Vf. zur hochmittelalterlichen Geschichte Süditaliens. Nachdem Oldfield mit seiner 2009 erschienenen Dissertation die bislang einzige Gesamtdarstellung zur Geschichte der Städte auf dem süditalienischen Festland vom 11. bis ins frühe 13. Jh. vorgelegt hat, nimmt er sich in seinem neuen Buch der Themen Heiligkeit und Pilgerwesen an. Die Qualitäten sind die gleichen wie in der ersten Arbeit: Abermals erwartet den Leser eine Studie auf breiter Quellenbasis und souveräner Kenntnis der Forschung. Das Buch gliedert sich in die beiden Teile „Sanctity" (S. 19–178) und „Pilgrimage" (S. 179–273). Den ersten Teil leitet Oldfield mit einem konzisen Überblick zu Heiligen und ihren Kulten in Süditalien vor dem Jahr 1000 ein (S. 21–50). Wichtige Rahmenbedingungen zum Verständnis der frühmittelalterlichen Heiligenkulte seien die politische Zersplitterung und die Transkulturalität Süditaliens gewesen. Änderungen im Untersuchungszeitraum führt der Vf. vor allem auf zwei Faktoren zurück: die Ankunft der Normannen, die im Zuge ihrer Herrschaftsstabilisierung zu eifrigen Förderern von Heiligenkulten wurden, und den zeitgleich zunehmenden Einfluss des Papsttums auf die Region. Die deutliche Konjunktur von Bischofsheiligen im 11. und frühen 12. Jh. auf dem gesamten süditalienischen Festland erklärt Oldfield schlüssig aus der Neuordnung sowie Verfestigung der süditalienischen Bistumsorganisation (z. B. wurde die fehlende Tradition neu geschaffener Bistümer regelmäßig dadurch kompensiert, dass bald nach dem Tod des ersten Bischofs dessen Verehrung als Heiliger einsetzte). Die zweite große Gruppe ‚neuer' Heiliger bestand aus griechischen Eremiten sowie einer ganzen Reihe ‚lateinischer' Heiliger, für die das griechische Eremitentum lange Zeit Vorbild vor. All denen, die an der Geschichte der normannischen Könige interessiert sind, seien die S. 173–178 empfohlen, auf denen Oldfield die hagiographischen Berichte zur Beziehung einzelner Herrscher mit süditalienischen Heiligen diskutiert. Der zweite Teil der Arbeit beginnt mit einer Einordnung Süditaliens in die internationale Karte des Pilgerwesens (S. 181–208). Dabei attestiert Oldfield vor allem dem Michaelsheiligtum auf dem Gargano und den in Bari verehrten Reliquien des Heiligen Nikolaus von Myra überregionale Bedeutung. Für die meisten Pilger sei Süditalien hingegen nur eine Etappe auf dem Weg zu bedeutenderen Zielen (Rom und Jerusalem) gewesen. Es folgen Ausführungen zur Infrastruktur, zum Pilgerschutz durch das Königtum, den mit der Pilgerschaft verbundenen Gefahren und zur Wahrnehmung Süditaliens durch Reisende im 11. und 12. Jh. Abschließend (S. 226–273) untersucht der Vf. die Einzugsradien süditalienischer Pilgerstätten sowie die Ziele, die Pilger aus Süditalien

außerhalb der Region ansteuerten (vor allem Santiago de Compostela und das Heilige Land; eine auffallend geringe Rolle habe Rom gespielt). Kritik gibt es bei alledem nur im Kleinen. Fraglich scheint mir z. B., ob Rom tatsächlich so unwichtig für süditalienische Pilger war, wie von Oldfield bescheinigt. In der von ihm nicht herangezogenen Sammlung an Mirakeln, die sich am Grab Papst Leos IX. in St. Peter zugetragen haben sollen (BHL 4821), werden jedenfalls Pilger aus Apulien, Gaeta und mehrfach der *Terra Sancti Benedicti* genannt. Auch dürfte sich die in der Studie betonte Verbindung zwischen dem Papsttum und der süditalienischen Kirche in vermehrten Rombesuchen durch Süditaliener niedergeschlagen haben – dass diese die Kurie aufgesucht, die Pilgerstätten jedoch ausgespart haben, ist wenig wahrscheinlich.

Markus Krumm

Sandro Carocci, Signorie di Mezzogiorno. Società rurali, poteri aristocratici e monarchia (XII–XIII secolo), Roma (Viella) 2014 (La storia. Saggi 6), 596 S., ISBN 978-88-6728-322-4, € 49.

Die *Signoria* als Forschungsobjekt der Mediävistik erfreut sich einer langen Tradition. In der deutschen Forschung streift dies die Betrachtungen der Grundherrschaft, wobei eine Gleichsetzung mit dem Begriff *Signoria* nicht erfolgen darf, da dieser vielgestaltiger ist (S. 57–62). Bisher wurde dem Phänomen der Signoria anhand von Untersuchungen im norditalienischen Raum nachgegangen, die südlichen Gebiete Italiens spielten dabei eine untergeordnete Rolle. Sandro Carocci verwies bereits 2004 in einem Aufsatz zur *signoria rurale* darauf, dass Süditalien unter diesem Blickwinkel eine besondere Bedeutung zukömmt, was jedoch zunächst ein Forschungsdesiderat blieb. Mit der vorliegenden Studie möchte er diese Lücke schließen. Das Hauptanliegen des Autors ist es, eine systematische Analyse der *Signoria* in normannischer, staufischer und angiovinischer Zeit zu liefern. Dabei wird auf eine Vielzahl von Aspekten eingegangen, die eine solche Untersuchung erst ermöglichen. So liefert der Autor definitorische Überlegungen zur *Signoria* (S. 57–62, 454–459) und Feudalismus (S. 23 f., 127–131). Zunächst werden in einem einleitenden Kapitel die Grundvoraussetzungen für die Entstehung der *Signoria* um die erste Jahrtausendwende dargestellt (S. 45–57), darauf folgt die Analyse der normannischen Zeit, wobei der Fokus, neben der allgemeinen Darstellung der Eroberungen unter Robert Guiskard, auf dem Aufbau der Fürstentümer, das importierte Feudalsystem und die einhergehenden Veränderungen gelegt wird (S. 64–107). Eine Geschichte der jeweiligen Herrschaften wird nicht geboten, darauf fragt Carocci problemorientiert nach Veränderungen und übernommenen Strukturen. Im darauf folgenden Kapitel werden die entstandenen Grundstrukturen der Monarchie und des Feudalismus in den Mittelpunkt des Interesses gerückt, wobei die Auswirkungen der Monarchie, Staatsordnung und der feudalen Verhältnisse auf die Formen der adligen Herrschaft untersucht werden (S. 109–151). Das Problem des Feudalismus und der Historiografie wird beispielhaft an der Regie-

rung Rogers II. (S. 127–131) und am *catalogus baronum* (S. 135–138) nachvollzogen. Im darauf folgenden Kapitel wird die Konditionierung der expliziten legislativen Maßnahmen und ihre Veränderungen in normannischer, staufischer und angiovinischer Zeit untersucht, wobei der königliche Einfluss auf die adlige Macht von besonderem Interesse ist (S. 159–219). Nachfolgend richtet sich das Augenmerk des Autors vermehrt auf Personengruppen, so werden die Organisation des süditalienischen Adels und deren untergeordnete Schichten untersucht (S. 227–263). Das Verhältnis und die Beziehungsgefüge des Klientelismus und der Unterwerfung werden anhand von Pontecorvo und Montecalvo genauer betrachtet (S. 265–271), wobei besonders die Personalstrukturen in den Mittelpunkt gerückt werden (S. 227–310). Danach widmet sich der Autor den Bauern und Dienern und somit dem Problem der Freiheit und Unfreiheit (S. 311–342). Innerhalb dieser Betrachtung setzt sich Carocci recht kritisch mit der bisherigen Literatur auseinander. Im neunten Kapitel wird das herrschaftliche Recht und deren Entwicklung unter den Staufern und Angiovinen thematisiert (S. 343–375). Danach betrachtet Carocci das wirtschaftliche Leben der herrschenden Schicht und der bäuerlichen Welt in der *Signoria* (S. 377–469), um daraus verstehen zu können, wie dieses gesteuert wurde und wie das System der Abgaben durch Adel, Kirche und Klöster sich im Laufe der Jahre anpasste und veränderte. Ferner wird sowohl rechtlichen als auch wirtschaftlichen Aspekten nachgegangen, wie zum Beispiel den agrarischen Strukturen, dem Phänomen der Corvée und Zwangsarbeit, dem Landgut (*demani)* und der Produktion in der Signoria. Im letzten Kapitel wird das soziale Umfeld, in dem herrschaftliche Macht ausgeübt wurde, umrissen (S. 471–513). Dabei interessiert den Autor vor allem, wie die herrschaftlichen Kräfte sich auf die Funktion der ländlichen Gesellschaft auswirkten und wie diese organisiert waren. Carocci kann mit diesem Werk eine umfassende Analyse der Signoria liefern und schafft es, sozioökonomische und anthropologische Aspekte der ländlichen Bevölkerung in Beziehung zu den herrschenden Klassen zu setzen, wobei gleichfalls die Dialektik zwischen Monarchie, Adel und Bauerngesellschaft eine große Beachtung findet. Als besonders lobenswert erscheint der Aspekt, dass der fast schon zur Gewohnheit gewordenen Idee der Rückständigkeit Süditaliens entgegengewirkt wird und die bisherige moderne Historiographie äußerst kritisch benutzt wurde. Der Autor schafft es zu zeigen, dass in der zu betrachtenden Zeit keinesfalls von einem Nordsüdgefälle gesprochen werden kann, denn im Mezzogiorno zeigte sich eine ungeahnte Komplexität, Dynamik und Fortschrittlichkeit, die der Region Norditalien in keiner Weise nachstand. Für die Erforschung der *Signoria*, Monarchie, Adelsherrschaft und der ländlichen Gesellschaften in Süditalien wird diese Arbeit als maßgeblich gelten.

Pierre Köckert

Alle origini del dualismo italiano. Regno di Sicilia e Italia centro-settentrionale dagli Altavilla agli Angiò (1100–1350), a cura di Giuseppe Galasso, Atti del convegno internazionale di studi, Ariano Irpino, 12–14 settembre 2011, ventennale del Centro Europeo di Studi Normanni (1991–2011), Soveria Mannelli (Rubbettino) 2014 (Fonti e studi / Centro Europeo di Studi Normanni, n. s. 2), 311 S., Abb., ISBN 978-88-498-3839-8, € 15.

Im Rahmen der Feierlichkeiten zum 150-jährigen Jubiläum der italienischen Staatsgründung veranstaltete das *Centro Europeo di Studi Normanni* im September 2011 in Ariano Irpino einen Kongress, der das viel diskutierte Phänomen der *questione meridionale* aus mediävistischer Sicht wissenschaftlich diskutierte. Methodologisch ging es dabei um die Frage eines determinierenden Kausalnexus zwischen historischen (wirtschaftlichen, strukturellen, juristischen und gesellschaftlichen) Fakten und aktuellen Entwicklungen. Kausale Zusammenhänge scheinen auf den ersten Blick evident, die (vor allem politische) Instrumentalisierung der Vergangenheit erfordert allerdings eine profunde wissenschaftliche Differenzierung, wozu der mit italienischen und ausländischen Expertinnen und Experten besetzte Kongress einen wichtigen Beitrag liefert. Den wissenschaftlichen Ausgangspunkt bildet die Veröffentlichung von David Abulafia, The two Italies: economic relations between the Norman kingdom of Sicily and the Northern communes, Cambridge 1977. Der Autor selbst ordnet in seinem Beitrag „Il contesto mediterraneo e il primo dissegno delle due Italie" (S. 11–28) unter Berücksichtigung einschlägiger neuerer Forschungsergebnisse seine Grundthese von einem entstehenden wirtschaftlichen Dualismus zwischen norditalienischen Handelsstädten und dem Königreich Sizilien in einen weiteren geographischen Rahmen ein und betont die starke wirtschaftliche Interdependenz zwischen den norditalienischen Kommunen und dem süditalienischen Königreich. Die Abhängigkeit der Städte Genua, Florenz oder Venedig von umfangreichen Getreidelieferungen brachte den jeweiligen Machthabern in Süditalien zwar beträchtliche Geldsummen ein, führte aber zu agrarischer Monokultur und letztendlich zur Verhinderung von Innovationen in anderen Wirtschaftssektoren. Ausgehend von dieser These untersuchen die folgenden vier Aufsätze (Claudio Azzara, I precedenti prenormanni, S. 29–35, Errico Cuozzo, I Normanni, S. 37–48, Hubert Houben, Gli Svevi e l'Italia, S. 49–58, und Francesco Paolo Tocco, Gli Angiò, S. 59–76) den Zeitraum von ca. 700 bis 1350. Dabei werden einige Faktoren deutlich, die langfristig die weitere Entwicklung bestimmen sollten, wie z. B. Ansätze eines einheitlichen (?) „karolingischen" Herrschafts- und Wirtschaftsraums gegenüber der politischen und wirtschaftlichen Zersplitterung Süditaliens, die Einführung eines ausgeprägten Feudalismus, der vorhandene städtische Entwicklungspotentiale hemmte, oder der seit staufischer und anjovinischer Zeit wachsende Finanzbedarf, der zu verstärktem Steuerdruck und zur finanziell lukrativen Monokultur des Getreideanbaus und -exports führte. Diesen Faktoren stehen allerdings die Entwicklung Süditaliens zu einem wichtigen Akteur auf der politischen Bühne und eine trotz – oder vielleicht gerade wegen – der genannten Phänomene bedeutende Wirtschaftskraft zwischen dem 12. und dem 14. Jh. entgegen. Die Beiträge

von Ermanno Orlando, Venezia e il Regno (1100–1350), S. 77–110, und Claudio Lo Jacono, L'Imamato fatimide tra XI e XII secolo, S. 111–122, zeigen die wirtschaftliche Interessenlage im Mittelmeerraum auf. Gerade am politisch-wirtschaftlichen Beziehungsgeflecht zwischen Venedig und dem Königreich Sizilien werden die Interdependenz, aber auch die wachsenden strukturellen Probleme der Wirtschaft Süditaliens deutlich: Sie geriet in immer stärkere Abhängigkeit vom norditalienischen Markt, während Venedig aufgrund seiner Wirtschaftsverbindungen im gesamten östlichen Mittelmeerraum flexibel agieren konnte. Der zweite Teil des Kongresses behandelt thematisch die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Rahmenbedingungen, die die Entstehung eines Dualismus beeinflussten. Die im 11. und 12. Jh. durchaus bestehenden Ansätze von merkantilen und urbanen Strukturen (Amalfi, Neapel, Salerno, apulische Küstenstädte) wurden durch Feudalisierung und staatlichen Monopolismus verdrängt, zahlreiche lokale Handelsfamilien zogen agrarischen Grundbesitz und lukrative Staatsämter dem risikoreichen Handelsgeschäft vor, die z. B. in Sizilien ursprünglich ausgeprägte Diversifikation agrarischer Produkte wurde zunehmend aufgegeben, die handwerkliche Produktion stagnierte oder verschwand vollends (Jean-Marie Martin, Mercanti e classi mercantili: un problema generale, S. 123–135; Rosanna Alaggio, Il processo di feudalizzazione della società del Mezzogiorno. I contesti urbani della Puglia, S. 137–176; Henri Bresc, Sicilia del tardo Medioevo: parallelismi e divergenze, S. 177–190). Die Infrastruktur der Handelswege, die trotz beträchtlicher geographischer Schwierigkeiten auf ein dichtes Netz römischer Straßen zurückgreifen konnte, war einem sukzessiven Niedergang ausgesetzt. Infrastrukturmaßnahmen der jeweiligen Herrscher beschränkten sich – wenn überhaupt – auf militärische Belange und Sicherheitsaspekte (Pietro Dalena, Vie e mezzi di comunicazione, S. 191–237). Zahlreiche dieser Faktoren wurden von normannischer bis in anjovinische und aragonesische Zeit durch eine dirigistische staatliche Wirtschaftspolitik begründet oder zumindest gefördert, wie Ortensio Zecchino eindrucksvoll am Beispiel der Gesetzgebung Friedrichs II. zeigt (Ortensio Zecchino, La politica economica nella Costituzione fridericiana, S. 239–269). Der abschließende Aufsatz von Nicola De Blasi, Dualismi, pluralismi e lingua letteraria nel Duecento, S. 271–291, macht deutlich, dass die Theorie des Dualismus allerdings nicht ohne weiteres auf die kulturellen Aspekte übertragbar ist. Die Zusammenfassung von Giuseppe Galasso, S. 293–311, präsentiert nicht nur in klarer Strukturierung die Kernaussagen der Beiträge, sondern ordnet sie darüber hinaus in einen weiteren zeitlichen und geographischen Zusammenhang ein. Die *questione meridionale* lässt sich ohne die Entwicklungslinien der Frühen Neuzeit und des 19. Jh. und ohne den gesamteuropäischen Kontext nicht ausreichend erklären. Sehr überzeugend ist die Unterscheidung zwischen einem „dualismo pre-unitario e post-unitario", die beide – freilich in unterschiedlicher Gewichtung – bei der Erklärung des heutigen Problems berücksichtigt werden müssen. Zweifelsohne trugen die genannten Faktoren multikausal zu aktuellen Entwicklungen bei, es wäre aber verfehlt, eine lineare, spätere (Fehl-)Entscheidungen determinierende Entwicklung zu konstruieren. Der vorliegende Kongress-

band erfüllt die gesetzte Aufgabe der Differenzierung in hervorragender Weise und kann nicht nur der mediävistischen, sondern auch der zeitgeschichtlichen Forschung zur Lektüre empfohlen werden. Thomas Hofmann

Translating at the Court. Bartholomew of Messina and Cultural Life at the Court of Manfred, King of Sicily, hg. von Pieter De Leemans, Leuven (Leuven University Press) 2014 (Mediaevalia Lovaniensia, Series I. Studia 45), XXIX, 394 S., Abb., ISBN 978-90-5867-986-4, € 49,50.

Im Januar 2009 veranstaltete das *Institute for Medieval and Renaissance Studies* der KU Leuven in Kooperation mit der Arbeitsgruppe „Aristoteles Latinus" an derselben Universität einen Kongress, der die Person des Bartholomaeus de Messina als Übersetzer philosophischer Texte am Hof König Manfreds in den Mittelpunkt stellte. Die inzwischen erschienenen Kongressakten verdeutlichen die zwei Aspekte der Tagung, Kultur und Wissensvermittlung am Hof Manfreds auf der einen und die Praxis der mittelalterlichen Aristotelesübersetzung auf der anderen Seite, die in Bartholomaeus ihr Verbindungsglied aufweisen. Über die Person des Übersetzers sind wir nur durch die Implizits seiner Werke (als Auftragswerke König Manfreds) informiert. Umso verdienstvoller ist es einzuschätzen, dass im Rahmen vorliegender Veröffentlichung seine Person im Umfeld der Hofkultur Süditaliens und der mittelalterlichen Philosophie gewürdigt wird. Von den insgesamt 15 Beiträgen behandeln sieben das kulturelle Umfeld in Süditalien in nachfriderizianischer Zeit, acht analysieren aus philologischer und übersetzungswissenschaftlicher Sicht die überlieferten Werke. Nach einer detaillierten Einleitung durch Pieter De Leemans (S. XI–XXIX), der auf der Basis der Beiträge prägnant die Kernfragen herausarbeitet, gibt Steven J. Williams, Like Father, Like Son? The Life and Reign of Manfred, King of Sicily, S. 1–29, einen präzisen Überblick über Leben und Herrschaft Manfreds. Dabei wird zu Recht der Themenkomplex der Kontinuität bzw. Diskontinuität zu Friedrich II. betont. Fulvio Delle Donne, The „Sapientia" of Manfred and the „Studium" of Naples, S. 33–48, untersucht auf der Basis von Nicolaus de Jamsillas *Historia de rebus gestis* das Außenbild von Manfreds „Kulturpolitik" in den ersten Jahren seiner Herrschaft. Ihm wird in besonderem Maß Interesse an praxisbezogener Philosophie zugeschrieben, das sich u. a. in der Wiedereröffnung der kurzzeitig nach Salerno verlegten Universität Neapel und in Kontakten zu Gelehrtenkreisen an der Sorbonne manifestierte. Wie stark sich Hofkultur und Universitätsbetrieb in diesen Jahren gegenseitig beeinflussten, zeigen die (echte oder fiktive) Einbindung Manfreds in den scholastischen Diskurs durch Petrus de Ybernia (Michael W. Dunne, „Dubitavit rex Manfridus" ... King Manfred and the „Determinatio magistralis" of Peter of Ireland, S. 49–64) und die engen stilistischen Verbindungen zwischen den illuminierten Handschriften, die im Universitätsumfeld in Neapel und direkt am Hof Manfreds angefertigt wurden (Alessandra Perriccioli Saggese, Fra la corte e l'università: manoscritti miniati di età manfre-

diana, S. 91–111). Umstritten ist die direkte Autorschaft Manfreds an der Übersetzung der pseudo-aristotelischen Schrift *Liber de pomo sive de morte Aristotilis*. Paraskevi Kotzia, „De hebraica lingua transtulimus in latinam". Manfred of Sicily and the Pseudo-aristotelian „Liber de pomo", S. 65–89, lässt diese strittige Frage weitgehend offen, betont aber durchaus überzeugend, dass diese Übersetzung von Manfred propagandistisch zur Rechtfertigung eines gleichsam platonisch-christlichen Aristoteles und seiner eigenen Rechtgläubigkeit eingesetzt wurde. Den Übergang zu den Studien zu Bartholomaeus bilden die Aufsätze von Mauro Zonta, Jewish Philosophy and Translations of Philosophical Texts into Hebrew in 13th-Century Southern Italy, including Sicily: Some Observations, S. 113–122, und Charles Burnett, Stephen of Messina and the Translation of Astrological Texts from Greek in the Time of Manfred, S. 123–132, die das multikulturelle und vielsprachige Umfeld Süditaliens im 13. Jh. unter dem Gesichtspunkt der Übersetzungstätigkeit beleuchten. Die folgenden acht Beiträge analysieren aus philologischer und übersetzungswissenschaftlicher Sicht lateinische Übersetzungen, die mit Bartholomaeus von Messina in Verbindung gebracht wurden. Dabei behandeln Giacinta Spinosa die Schriften *De mundo* (S. 133–164), Pieter Beullens und Gudrun Vuillemin-Diem *De coloribus* (S. 165–201 und S. 203–247), Élisabeth Dévière die *Problemata physica* (S. 249–283), Charles Burnett *De signis* (S. 285–301), Pieter Beullens *De inundatione Nili* (S. 303–329), Dimitri Gutas *De principiis* (S. 331–335) und Valérie Condonier die *Magna moralia* (S. 337–381). Unter Anwendung verschiedener philologischer Methoden (lexikalische Untersuchung, statistische Auswertung der Übersetzungen von Partikeln, Adverbien und Konjunktionen oder Analyse der Angabe von Alternativversionen durch den Übersetzer) können Antworten auf oftmals strittige Fragen, wie die nach der Autorschaft des griechischen Originals (Aristoteles, Pseudo-Aristoteles, Theophrast) oder nach der Identifizierung des Übersetzers (Bartholomaeus oder Wilhelm von Moerbeke) angeboten werden. Letztendlich offen bleiben muss freilich die Frage nach der Qualität der jeweiligen Übersetzung. Unter Berücksichtigung der grundsätzlichen mittelalterlichen Praxis der Wort-für-Wort-Übersetzung werden Problemfelder wie lexikalische und semantische Entsprechung, korrekte Wiedergabe syntaktischer Strukturen und modaler Färbungen oder die Anwendung der zeitgenössischen lateinischen Fachterminologie diskutiert. Erschwerend kommt hinzu, dass die mittelalterlichen Übersetzer in der Regel einen einzigen Kodex (der heute nur in wenigen Fällen erhalten oder sicher identifizierbar ist) als Textvorlage benutzen konnten, eine Kollationierung des Originaltextes also nicht möglich war. Mit der gebotenen Vorsicht lässt sich festhalten, dass Bartholomaeus eine stärkere Affinität zu Texten der sogenannten „Naturphilosophie" als zu solchen der Logik oder Ethik aufwies. Die Kongressakten, die mit großer redaktioneller Genauigkeit erstellt und mit einem Handschriftenverzeichnis und einem umfangreichen Namens- und Werkindex erschlossen sind, bieten unter interdisziplinärem Ansatz einen hervorragenden Einblick in die Hofkultur Süditaliens unter König Manfred. Dabei konnten und sollten, wie der Herausgeber selbst im Vorwort erklärt (S. XXVIII), keine endgültigen Ergebnisse präsentiert, sondern eher

Anstöße für weitere Forschungen gegeben werden. Auch wenn der zweite Teil sich eher an Philologen wendet und Grundkenntnisse in der Aristotelesüberlieferung und Scholastik voraussetzt, kann die Veröffentlichung auch von Historikern mit großem Gewinn konsultiert werden. Übersetzungen stellten und stellen (von der Antike bis heute) einen wichtigen Faktor der Kulturvermittlung dar, der in einer immer stärker bildlastigen Zeit leicht übersehen wird. Thomas Hofmann

Francesco Li Pira, La Collazione dei benefici ecclesiastici nel Mezzogiorno angioino-aragonese. I „libri annatarum", vol. 1 (1421–1458), Battipaglia (Laveglia & Carlone) 2014 (Fonti per la storia del Mezzogiorno medioevale 22) LV, 334 S., ISBN 978-88-86854-20-7, € 35.

In der Kurienforschung wurden lange Zeit die Produkte der Apostolischen Kammer stiefmütterlich behandelt. So ist es zu begrüßen, dass sie mehr und mehr Objekt der Aufmerksamkeit werden. Hierzu zählen die Annatenzahlungen. Für alle außerhalb des Konsistoriums verliehenen Pfründen mit einem gewissen Mindestertrag hatte der Bepfründete die Hälfte des Einkommens des ersten Jahres (die so genannte Annate) an die Apostolische Kammer zu entrichten. Annatenregister, die in der Kammer geführten Verzeichnisse über diese Zahlung bzw. genauer: über die Selbstverpflichtung zur Zahlung, gibt es seit dem frühen 15. Jh. Erste Fragmente existieren ab 1413, als regelmäßige Registerserie setzen sie jedoch erst 1421 im Pontifikat Martins V. ein. Mit diesem Beginn und endend 1458 hat der Vf. für den Bereich des Königreichs Neapel diese Register editorisch erschlossen. Das Problem, dass Königreich und Diozesangrenzen nicht deckungsgleich sind, wurde gelöst, indem alle Diözesen des Reiches mit allen ihren Betreffen – auch der Teile außerhalb der neapolitanischen Herrschaft – Aufnahme fanden, ebenso das in einer Grauzone zwischen Neapel und Kirchenstaat liegende Ascoli Piceno. Im deutschen Bereich liegen bereits seit langem Auszüge für die Diözese Konstanz vor (Manfred Krebs 1954), allerdings nach zwei Quellen im erzbischöflichen Archiv in Freiburg. Für Italien ist mit der Edition der auf den Mailänder Herrschaftsbereich bezogenen Annatenregistereinträge in jüngerer Zeit ein unmittelbareres Vorbild entstanden (Ansani 1994). Wie dort ist auch in vorliegendem Fall eine Edition des Volltextes der Einträge vorgenommen worden, die wegen der Kürze der Einträge aber auch unproblematisch und des hohen Informationsgehaltes wegen sinnvoll ist. Die Auswahl der Annatenobligationen als Quellengattung für eine Publikation hat den Vorteil, dass die Erlangung der darin benannten Pfründe wahrscheinlicher ist als wenn man etwa die Supplikenregister als Grundlage genommen hätte. Bekanntermaßen werden auch im Repertorium Germanicum die Annatenregister als eine der auszuwertenden Reihen berücksichtigt, dort aber auch noch in Kombination mit den tatsächlichen Zahlungseingängen. Der Autor kommt aus der Schule der *Scuola Storica Nazionale per l'Edizione delle Fonti Documentarie* (SSNEFD) und hat unterstützt durch ein dreijähriges Stipendium an vorliegendem Band gearbei-

tet. Li Pira hat zuvor 2009 mit einer Arbeit über das neapolitanische Domkapitel bis zum 14. Jh. in mittelalterlicher Geschichte bei Giovanni Vitolo in Neapel promoviert und war auch einige Jahre am Lehrstuhl von Vitolo tätig. Seit 2013 unterrichtet er an der Schule. Im Umfeld der mehrjährigen Erarbeitung dieses Annaten-Buches sind einige kleinere Zeitschriftenartikel von ihm erschienen. Der Vf. kann über 600 Annateneinträge vorstellen. Ausgewertet wurden 14 Annatenbände, die für den Zeitraum 1421–1458 fast vollständig vorliegen (allein für die Jahre 1448–1452 und 1456 besteht eine Lücke in der Überlieferung.), darunter vier Bände, die versprengt im Nationalarchiv in Paris liegen. Die Einträge begleiten ein textkritischer Apparat und Fußnoten mit sachlichen Hinweisen. Sie enthalten aber meist nur Erläuterungen zu Personen (fast ausschließlich Bischöfe). Die Mailänder Edition dagegen hatte hier noch Hinweise auf die entsprechenden Bullen (Bullenregister bzw. deren Indizes) geboten. Der Anmerkungsteil ist bewusst knapp gehalten worden; dennoch hätte die Benutzbarkeit in einem Punkt leicht verbessert werden können: Da nur bei Erstauftreten der Bischöfe weitere Angaben gemacht werden, wäre es hilfreich gewesen, bei späterem Auftreten auf diesen Ersteintrag zu verweisen. In der gewählten Form (nur Name) ist der Umweg über ein Aufsuchen im Namensindex nötig, um diesen Ersteintrag zu finden. Die Einträge werden – anders als im Fall der Mailänder Edition – regional nach Kirchenprovinzen und nachfolgend unter Voranstellung des Erzbistums nach mehrheitlich alphabetisch sortierten Diözesen gegliedert dargeboten. Die zahlreichen exempten Diözesen (allein in Kampanien 27!) sind unter ihren Landschaften getrennt von den Kirchenprovinzen eingefügt. Insgesamt kommen fast 100 Diözesen vor. Wegen der geringen Größe der Bistümer in diesem Raum fällt bisweilen nur ein einziger Eintrag pro Diözese als Ertrag an. Zahlreichere Einträge finden wir z. B. bei Benevent, Salerno, Cosenza, Reggio Calabria. Ein *Index nominorum* enthält das Personenregister (auch Autorennamen enthaltend); kombinertes Sach- und Ortsregister ist der *Index locorum et rerum notabilium*. Die Ortsnamen sind bis auf Ausnahmen in der lateinischen Form belassen worden, eine aufwändige Identifizierung also nicht erfolgt. In diesem Register sind auch die Patrozinien aufzufinden, diese allerdings in italianisierter Form. Davon getrennt in einem eigenem Index ein Verzeichnis der in und bei den Einträgen genannten Kammerkleriker mit den Jahren und Monaten ihres Auftretens (*Tabula mensariorum, subscriptorum et testium*). Der Sinn eines *Index formularium gratuitatis, notationum et signorum camere apostolice* erschließt sich jedoch nicht, da die bereits im Haupttext gebotenen Kammervermerke in gleicher Anordnung wie dort hier nur nochmals wiedergegeben werden. Der Band bezeugt eine eindrucksvolle Leistung, gerade auch aufgrund der in der Edition so klar erscheinenden Anordnung und Zuordnung, angesichts der zahllosen aufzunehmenden Bistümer, die auch noch von gleichnamigen nichtneapolitanischen geschieden werden mussten. Dies sind Dinge, die in der Edition gar nicht mehr ersichtlich sind, aber enorme Aufmerksamkeit beanspruchen und Detailarbeit bedingen. Genauso eindrucksvoll ist die Bewältigung der Schwierigkeiten im Hinblick auf die nach der napoleonischen Verschleppung der Vatikanischen Archive in Paris verbliebenen Annaten-

bände, die in einem sehr schlechten Zustand und auch schlecht erschlossen sind. Für die vier benutzten Bände legt der Autor eine kodikologische Beschreibung vor (S. XX–XXII). Mit „vol. 1" ist nur ein Beginn gesetzt. Es sollen nach diesem Auftakt noch zwei weitere Bände folgen: einer für die Periode 1458–1503 und ein übergreifender Band mit Studien zur Benefizialpolitik der letzten Herrscher des Königreichs Neapel aus dem Hause Anjou und der Herrscher aus dem Hause Aragon (S. XXV). Für sie kann man sich ein Fortschreiten auf dem guten eingeschlagenen Wege wünschen.

Sven Mahmens

Loris De Nardi, Oltre il cerimoniale dei viceré. Le dinamiche istituzionali nella Sicilia barocca, Padova (Libreriauniversitaria.it) 2014 (Storie e linguaggi 9), 194 pp., ISBN 978-88-6292-547-1, € 17.

Il volume di De Nardi è incentrato sull'aristocrazia siciliana cinque-seicentesca: tema di sicuro interesse, tanto più che esso intende analizzarlo, in sintonia con i più recenti interessi della modernistica, guardando preferibilmente alle questioni protocollari. Nella Sicilia del Cinque e Seicento la nobiltà non gode delle stesse prerogative dei ceti nobiliari degli altri regni della Monarchia asburgica. I cambiamenti dello scenario internazionale della seconda metà del Cinquecento e lo spostamento degli interessi della Monarchia dal Mediterraneo al Nord Europa hanno privato, infatti, la Sicilia della funzione di antemurale e la sua aristocrazia della possibilità di mettersi in luce dal punto di vista militare. Tantomeno i suoi componenti – secondo De Nardi – possono acquistare rilievo agli occhi dei viceré, prestando servizio a Palermo: la tradizionale conformazione della corte non annovera incarichi di prestigio tali da poter soddisfare le aspettative nobiliari. Discutibili amministratori dei loro feudi, la maggior parte dei quali sono gestiti dalla Deputazione del regno, creata a tal fine, i gentiluomini siciliani sembrano disporre di un unico presidio, dal quale esercitare un'azione politica efficace: il Parlamento, laddove periodicamente si votano i donativi necessari alla Corona spagnola. A complicare ulteriormente la posizione nobiliare, in crescente arroccamento, è l'offensiva svolta dal ceto togato, che si è rafforzato nella seconda metà del Cinquecento grazie alle riforme istituzionali di Filippo II e che alla corte di Madrid può contare sul sostegno incondizionato del Consiglio d'Italia, responsabile di molte delle decisioni che interessano la Sicilia. Il ceto togato insidia continuativamente l'antica nobiltà; cerca di lederne le posizioni, ormai più formali che sostanziali, sul terreno del protocollo e della concezione della differenza sociale; briga affinché si neghino ai nobili precedenze e primazie cerimoniali, godute solo in virtù di un privilegio di sangue sempre più messo in discussione dalla trattatistica: un tentativo che non giunge a buon fine, ma che è il segnale della debolezza strutturale dell'aristocrazia siciliana in epoca spagnola. La dinamica istituzionale siciliana si consuma così – secondo De Nardi – in un costante conflitto fra due schieramenti, che sembrano non avere contatti e non condividere valori, sotto lo sguardo

degli spettatori istituzionali madrileni, che entrano a dare man forte ai contendenti in virtù di logiche di appartenenza cetuale e non sulla base di solidi interessi o di convenienze momentanee, ma sicuramente dettate dai disegni personali. In questo modo, però, il volume sottovaluta notevolmente il senso del gioco politico dei singoli attori, particolarmente spregiudicati in antico regime nel perseguire i propri fini individuali e familiari, come ci mostrano le acquisizioni della più recente storiografia. Gli ultimi studi sull'aristocrazia siciliana ne hanno, infatti, messo in risalto la capacità di attivare politiche matrimoniali e reti clientelari che efficacemente innervano l'intera società per diramarsi al di fuori dei confini dell'isola e raggiungere non solo Madrid, ma anche le capitali degli altri regni della Monarchia, nonché Roma: si tratta di reti che coinvolgono le figure più diverse e fra le quali non è difficile annoverare esponenti di cappa lunga, magistrati e funzionari, così come mercanti e banchieri, lusingati dal rapporto con l'aristocrazia alla quale sperano di appartenere. Il disinteresse di De Nardi per quanto è emerso, nel corso degli ultimi anni, all'interno dei più avvertiti cantieri storiografici priva così il testo di premesse necessarie a una corretta contestualizzazione delle vicende, cerimoniali e no, che vengono pur descritte con dovizia di particolari e attenzione alla documentazione. Nicoletta Bazzano

Verzeichnis der Rezensenten

Wolfgang Altgeld
Suse Andresen
Oliver Auge
Andreea Badea
Giulia Barone
Martin Bauch
Martin Baumeister
Nicoletta Bazzano
Julia Becker
Rotraud Becker
Klaus Bergdoldt
Martin Bertram
Jan-Erik Beuttel
Guido Braun
Thomas Brechenmacher
Marco Buonocore
Marco Cavarzere
Roland Cerny-Werner
Gabriele B. Clemens
Gemma Colesanti
Tobias Daniels
Marco Di Branco
Christof Dipper
Enrico Faini
Vera von Falkenhausen
Roberto Fiorentini
Pierpaolo Fonzi
Irene Fosi
Christian Gepp
Silvano Giordano
Dieter Girgensohn
Andreas Gottsmann
Stefan Hanß
Jyri Hasecker
Ingo Herklotz
Thomas Hofmann
Andreas Kiesewetter
Lutz Klinkhammer
Pierre Köckert
Alexander Koller
Carolin Kosuch
Wolfgang G. Krogel
Markus Krumm
Gerhard Kuck
Marco Leonardi
Francesco Leone
Ralf Lützelschwab
Paola Maffei
Sven Mahmens
Werner Maleczek
Mario Marrocchi
Gerhard Müller
Claudio Natoli
Amedeo Osti Guerrazzi
Margherita Palumbo
Rafaella Pilo
Camilla Poesio
Andreas Rehberg
Bernhard Schirg
Ludwig Schmugge
Knut Schulz
Pietro Silanos
Jens Späth
Alberto Spataro
Remigius Stachowiak
Thomas Szabó
Michael Thöndl
Daniele Tinterri
Kordula Wolf
Claudia Zey

Register der in den Rezensionen genannten Autoren

Abdellatif, R. 463
Abulafia, D. 463, 672
Agten, E. 523
Ahrweiler, H. 465
Airò, A. 500
Alaggio, R. 673
Al-Azmeh, A. 465
Alberigo, G. 493
Albert, M. 523
Alberzoni, M. P. 502, 550
Albury, W. R. 593
Allegria, S. 656
Ambruoso, M. 668
Amitai, R. 468
Andenna, C. 548
Andenna, G. 512
Andergassen, L. 640
Andermann, K. 640
Andretta, E. 507
Anheim, É. 568
Ann, J. 497
Antoniou, G. 482
Armando, D. 507
Arnold, M. 521
Arnold, U. 513
Ascarelli, R. 530
Asserate, A.-W. 618
Aumüller, G. 652
Aurast, A. 544
Avagliano, M. 625
Avallone, F. 535
Azzara, C. 496, 672

Baberowski, J. 481
Bade, N. 543
Balard, M. 466
Balestracci, D. 609
Banti, A. M. 528
Bardet, J.-P. 658
Barlucchi, A. 651, 656
Baroffio, G. 649
Bartoli Langeli, A. 642
Bartov, O. 481
Bassetti, M. 649
Bayreuther, M. 590
Beales, D. 608
Beck, C. 644
Begotti, P. C. 646
Bellomo, E. 512
Bély, L. 605
Benedetti, L. 658
Benedetti, R. 650
Benelli, E. 496
Benhima, Y. 463
Berger, D. 541
Berlivet, L. 506
Bernard, J.-F. 657
Bernhard, J.-A. 522
Berthe, P.-M. 564
Bertram, M. 638
Bertrand, G. 659
Bertucci, P. 666
Betta, E. 507
Beullens, P. 675
Bevilacqua, M. 525
Bireley, R. 604
Bistarelli, A. 527
Bivolarov, V. 557
Blasio, M. G. 577
Blennemann, G. 548
Blum, A. 605
Blumenthal, U. R. 549
Boccia, A. 555
Bösel, R. 524
Boiteux, M. 658
Bonnini, A. 496
Bonte, P. 466
Borgolte, M. 469
Borlenghi, A. 657
Bottaro, F. 644
Bottoni, S. 631
Bougarel, X. 471
Bouley, B. 507
Boutier, J. 526
Braun, G. 600
Brentjes, S. 467
Bresc, H. 459, 673
Brizzi, G. P. 517
Brunet, F. 528
Brunett, C. 675
Bruns, P. 517
Bünz, E. 640
Bukowiecki, É. 658
Buonfiglio, M. 657
Buonomo, B. 658
Burkard, D. 523
Burke, E. 479
Bustaffa, F. 524
Busto, A. 513

Cabibbo, S. 506
Cacheda Barreiro, R. M. 658
Caffiero, M. 591
Cairoli, R. 627
Calaresu, M. 665
Caldelli, M. L. 657
Camerani Marri, G. 654
Camporesi, V. 659
Canneto, S. 525
Canzian, D. 643
Capelli, V. 656
Capogreco, C. S. 479
Capra, C. 527
Carabott, P. 487
Cardini, F. 463, 668
Cariboni, G. 552
Carnevale, D. 667
Carocci, S. 670
Carrió-Invernizzi, D. 658
Caruso, A. 528
Castriota, A. 668
Cavaciocchi, S. 510
Cavallo, S. 589
Ceriana, M. 561
Cerman, M. 510
Challéat, C. 659
Chauvard, J.-F. 658
Chenaux, P. 631
Chiarelli, L. C. 459
Chittolini, G. 652
Choi, J. 497
Christ, G. 467
Christ-von Wedel, C. 520
Ciancio Rossetto, P. 657
Ciriacono, S. 644
Clemens, G. B. 528
Collotti, E. 477
Condonier, V. 675
Contadini, A. 519
Contessa, M. P. 500
Corner, P. 619

Corsi, P. 512
Cortonesi, A. 651
Coureas, N. 469
Crescenzi, V. 642
Crisciani, C. 507
Crivello, F. 649
Crouzet-Pavan, É. 645
Csukovits, E. 514
Cuozzo, E. 672

D'Amelio, M. G. 658
D'Angelo, E. 555
D'Angelo, M. 650
D'Aniello, G. 523
D'Annoville, C. M. 658
D'Avray, D. L. 539
Dakhlia, J. 465
Dalena, P. 673
Davide, M. 561
De Angelis, L. 561
De Angelis, T. 555
De Blasi, N. 673
De Franceschi, H. 523
De Giorgi, F. 527
De Leemans, P. 674
De Lorenzo, R. 527
De Nardi, L. 678
De Rigo, M. C. 535
Degli Esposti, F. 619
Dejugnat, Y. 467
Del Bo, B. 561
Delle Donne, F. 555, 674
Desmazières, A. 507
Dévière, É. 675
Dewailly, M. 659
Di Branco, M. 469, M. 572
Di Cesare, M. 543
Di Marco, A. 507
Di Nepi, S. 658
Di Nuzzo, A. 497
Dieckmann, C. 484, 490
Diehl, G. 517
Diner, D. 592
Dipper, C. 526
Domínguez Sánchez, I. 541
Donato, M. P. 506
Dopsch, H. 640
Dreidoppel, K. 483
Drewes, W. 468
Drocourt, N. 466
Ducène, C. 467
Duffin, J. 507
Duggan, C. 619
Dunne, M. W. 674

Echevarria, A. 468
Echternkamp, J. 489
Ekutsu, M. 497
Ellinger, A. 590
Emich, B. 598
Engel, P. 515
Esch, A. 583
Esposito, A. 516, 561, 658
Esposito, D. 658
Fabre, D. 659
Fabris, D. 666
Facchin, L. 525
Fagiolo, M. 525
Farinelli, R. 651
Fasan, M. 646
Faugeron, F. 645
Favia, P. 511
Fejérdy, A. 631
Ferrari degli Uberti, G. 619
Ferri, A. 658
Fierro, M. 467
Filippi, F. 657
Fiorentino, G. 659
Firpo, M. 637
Fischer, B. J. 489
Flachenecker, H. 514
Fleischer, H. 483
Foa, V. 623
Focardi, F. 477
Focinski, H. 632
Fonseca, C. D. 508, 512
Fontaine, B. 658
Forster, R. 467
Fragnito, G. 601
Francesconi, G. 651
François, W. 523
Frank, T. 575
Frenz, T. 533
Freudenberg, B. 543
Friedrich, R. 521
Frontoni, G. 529
Gagliani, D. 532
Galasso, G. 672
Gamberini, R. 555
Gamberoni, E. 497
Ganslmayer, C. 518
García Sánchez, J. 528, 658
García y García, A. 493
Gardner, J. 553
Gasparini, S. 642
Gasperoni, M. 663
Gauthiez, B. 658
Gauvain, A. 660
Gay, J.-P. 524
Gemeinhardt, P. 493
Gerlach, C. 474
Giannottu, C. 659
Gignoli, A. 652
Ginatempo, M. 500, 651
Giordano, S. 524
Glück, H. 590
Gobetti, E. 473, 476 f.
Göschl, A. 530
Goetz, H.-W. 543
Goffredo, R. 513
Grasso, C. 550
Gresser, G. 493
Griessner, F. 529
Grillo, P. 561, 636
Groppi, A. 663
Gros, P. 657
Grosse, S. 520
Gualtieri, P. 500
Gudehus, C. 480
Guichard, P. 467
Guidi, R. L. 587
Gutas, D. 675

Häberlein, M. 518, 590
Hamm, B. 520
Hammond, H. 666
Hart, V. 648
Hatos, P. 631
Hecht, N. 590
Hegyi, Á. 522
Heinz, K. 513
Henderson, J. 652
Hendrix, H. 666
Henrich, R. 522
Herbers, K. 548

Hering Torres, M. S. 592
Hermes, N. F. 543
Heyden, K. 659
Hicks, P. 648
Hills, H. 665
Hinkelmanns, P. 517
Hinton, A. 474
Hirstein, J. 521
Höh, M. von der 463
Hörning, K. H. 482
Hoffmann, R. C. 540
Hohenbühel, A. von 640
Hold, H. 573
Horváth, R. 515
Houben, H. 511, 672
Hoyland, R. G. 543
Huber-Rebenich, G. 659

Imhof, F. 522
Intini, M. 512
Israel, J. 526
Iuso, A. 659
Iuso, P. 477
Izbicki, T. 493
Izzo, A. 572

Jäschke, K.-U. 562
Jaspert, N. 463
Jecker, H. 522
Johrendt, J. 551
Jostkleigrewe, G. 467
Jung, F. 525

Kaldor, M. 471
Kaltz, B. 518
Kalyvas, S. N. 471, 484
Karsten, A. 598
Keller, H. 503
König, D. 463
König, M. 471
Könighaus, W. 550
Kofos, E. 483
Kolditz, S. 469, 581
Koliopoulos, J. 483
Kooistra, M. 521
Korb, A. 473
Korfmann, M. 465
Korsch, E. 647
Kotzia, P. 675
Kozlovački, A. 497
Krönung, T. 659
Kroll, T. 525

Laczny, J. 514
Landau, P. 539, 558
Larson, A. 493
Lauritzen, F. 493
Le Pera, S. 657
Lelo, K. 658
Lenzenweger, J. 573
Leone, S. C. 658
Leu, U. B. 521
Levillain, P. 505
Levy, F. 638
Li Pira, F. 676
Licciardello, P. 559, 656
Lill, R. 528
Livanios, D. 483
Lo Jacono, C. 672
Longo, U. 516
Loose, R. 640
Lower, W. 490
Luzzati, M. 516
Luzzi, S. 526

Maccacaro, C. 497
Märtl, C. 469
Mahmoud, M. 497
Maire, C. 523
Majanlahti, A. 479
Malaparte, C. 472
Mancassola, N. 644
Mandlmeyer, M. C. 573
Manfredi, A. 650
Maratzidis, N. 482 f.
Marcelli, M. 657
Marchesini, S. 496
Marckhgott, G. 573
Marder, T. A. 658
Marino, J. A. 665
Marino, S. 664
Martens, S. 489
Martin, J.-M. 512, 549, 672
Martinelli, N. 496
Márton, Á. 632
Mascher, D. 640
Matheus, M. 516
Maxson, B. J. 653
Mayer, C. P. 523
Mazower, M. 483 f.
Mehr, M. 518
Melloni, A. 493
Melville, G. 548
Menniti Ippolito, A. 524, 661
Menzel, M. 571
Merati, P. 636
Meriggi, M. 528
Merluzzi, M. 507
Metz, B. 640
Metzler, G. 481
Michetti, R. 506
Miethke, J. 493
Migliardi O'Riordan, G. 642
Miglio, M. 527
Mikrut, J. 631
Millan, M. 622
Minnich, N. H. 493
Mira, R. 532
Mlinar, J. 640
Modigliani, A. 658
Molinari, A. 658
Molnár, A. 525, 631
Monterosso, A. 658
Moriani, A. 500
Morpurgo, A. 494
Moscati, L. 535
Moulinier-Brogi, L. 506
Mühling, A. 521
Müller, H. 550
Mueller, R. C. 561
Musti, D. 465

Nattermann, R. 529
Neitzel, S. 480
Nelson Burnett, A. 521
Nelson Novoa, J. 497
Neuwirth, H. 489
Nicoud, M. 506
Niederhäuser, P. 640
Nobili, M. 652
Norton, C. 519
Novotný, R. 640

Obradors Suazo, C. 561
Oesterle, J. R. 463
Oldfield, P. 669
Orlando, E. 672

Ortayli, I. 525
Osti Guerrazzi, A. 479 f.
Otranto, G. 508

Paciocco, R. 552
Pahlitzsch, J. 467
Paini, A. 496
Palmieri, M. 625
Pampalone, A. 536
Panarelli, F. 512
Pancheri, R. 603
Pani, L. 649
Paravicini Bagliani, A. 491, 548
Parent, S. 566
Passigli, S. 658
Pasta, R. 526, 608
Pene Vidari, G. S. 527
Pennington, K. 493
Pennini, A. 635
Perol, C. 651
Perriccioli Saggese, A. 674
Pesch, O. H. 523
Petti Balbi, G. 561
Pettinaroli, L. 531
Pezzetti, M. 626
Pfeifer, G. 640
Piccinini, G. 527
Piergentili, P. P. 633
Pinon, P. 658
Pinto, G. 499, 650
Piovesan, S. 497
Pirani, F. 500
Pirillo, P. 650
Pittella, R. 663
Platania, G. 525
Poloni, A. 561
Posset, F. 595
Potestà, G. L. 538
Pozza, M. 642
Puncuh, D. 527

Quantin, J.-L. 524
Quinkert, B. 484
Quinto, R. 644

Rácz, G. 515
Radzimińsky, J. 514
Rao, A. R. 666
Rauscher, P. 525
Rehberg, 516
Reichardt, S. 482
Reinhardt, N. 523, 598
Reinhardt, V. 524
Renard, J. 658
Reuter, J. 482
Ricuperati, G. 526
Rita, A. 536
Roberg, B. 493
Roberg, F. 514
Roberto, S. 525
Rocciolo, D. 658
Rodogno, D. 478
Roegiers, J. 523
Römer, F. 480
Roncato, R. 644
Rosa, M. 505
Rossi, M. C. 496
Rosso, P. 516, 632
Rother, W. 526
Rovigo, V. 640
Ruchaud, E. 463
Rückert, M. M. 513
Rüdiger, J. 466
Ruggero, C. 525
Ruhstorfer, K. 523

Saccenti, R. 493
Saggioro, F. 644
Salah, A. 610
Saliba, G. 469
Salvestrini, F. 644, 651
Salviucci Insolera, L. 525
San Juan, R. M. 665
Santos Salazar, I. 654
Sarlin, S. 612
Sarnowsky, J. 469, 514
Scalon, C. 649
Schäfer, I. 466
Schaller, H.-M. 555
Scheiber, K. 523
Scheidegger, C. 522
Schiavi, L. C. 509
Schieder, W. 616
Schingo, G. 657
Schlieben, B. 468
Schlögl, R. 607
Schludi, U. 545
Schmidt, H.-J. 550
Schneidmüller, B. 641
Schnell, F. 481
Schröder, K. 518, 590
Schulz, M. 517
Schumacher, F. 529
Schwarz, B. 536
Schwedt, H. H. 524
Scotti Douglas, V. 532
Sebastiani, V. 521
Seeger, U. 525
Segagni Malacart, A. 509
Seiler, J. 513
Sénac, P. 466
Sergi, G. 503
Shepherd, G. 496
Simonetti, R. 643
Simonis, A. 534
Simonis, L. 534
Smoliński, M. 525
Soldani, M. E. 561
Solvi, D. 585
Sommer-Mathis, A. 525
Somorjai, Á. 631
Sot, M. 507
Sotinel, C. 658
Späth, J. 528
Spekner, E. 515
Spinosa, G. 675
Spiriti, A. 524
Spizzichino, G. 663
Stackelberg, J. von 534
Stampfer, H. 640
Stanciu, D. 523
Staudenmeier, J. 590
Stieber, J. 493 f.
Storey, T. 589
Stow, K. 663
Strina Lanfranchi, B. 643
Strinati, C. 524
Stump, P. 493
Suermann, H. 493
Sundhausen, H. 472
Surian, A. 497

Taddei, G. 651
Tamba, G. 641
Tandecki, J. 514
Tanzini, L. 500, 656

Tarozzi, S. 642
Tasini, G. 644
Thanner, T. 523
Theis, V. 563
Thernier, C. 658
Thiessen, H. von 599
Thorau, P. 562
Tiepolo, F. 643
Ties, H.-P. 640
Tocco, F. P. 672
Todorova, M. 472
Tönsmeyer, T. 484
Tognetti, S. 500
Tolan, J. 543
Tonezzer, E. 529
Toniolo, F. 649
Toomaspoeg, K. 511, 514
Torrens Guerrini, R. M. 497
Tortarolo, E. 527
Tóth, T. 632
Tramontana, S. 459
Trampus, A. 526, 530
Treggiari, F. 517
Tringli, I. 515
Tripodi, C. 501
Troebst, S. 477
Trüper, H. 498
Tucci, U. 501
Tusor, P. 525

Ugolini, R. 527
Uhlich, J. 493
Unterburger, K. 594

Valenzuela, C. 544
Valli, N. 649
Vanoli, A. 459
Vaquero Piñeiro, M. 658
Varanini, G. M. 527, 644
Varvarica, S. 497
Veit, R. 467
Venditelli, M. 658
Venier, M. 650
Verga, M. 505, 526
Verók, A. 522
Vestri, V. 501
Viarengo, A. 614
Vignazia, A. 529
Villani, S. 524
Vinyes, R. 532
Visceglia, M. A. 505, 524
Vitali, F. 497
Vogeler, G. 512, 513
Voglis, P. 483
Vuillemin-Diem, G. 675

Wallraff, M. 659
Walter, J. 590
Wassilowsky, G. 599
Weber, B. 578
Weber, K. 629
Weigl, H. 573
Welzer, H. 480
Wernicke, M. K. 523
Wetzstein, T. 551
Wickham, C. 547
Wieland, C. 598
Wiesemann, F. 494
Wilk, S. 631
Williams, S. J. 674
Wolfe, P. 474

Ysàs, P. 532

Zajic, A. 640
Zecchino, O. 555, 673
Ziegler, J. 506
Zoia, S. 496
Zonta, M. 675
Zouache, A. 466
Zucchini, S. 516
Zunkel, J. 599
Zutshi, P. 551

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 23464 6914

Die historische Fachzeitschrift »Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken« (QFIAB) erscheint seit 1898 und wird vom Deutschen Historischen Institut (DHI) in Rom herausgegeben. Die Beiträge (mit Zusammenfassungen auf Deutsch bzw. Italienisch und Englisch) behandeln Themen zu den Beziehungen zwischen Deutschland und Italien und zur italienischen Geschichte vom Frühmittelalter bis zur Zeitgeschichte in ihren europäischen und globalen Bezügen. Darüber hinaus enthalten die Bände den Jahresbericht des Direktors, Tagungsberichte und einen Rezensionsteil mit folgenden Unterteilungen: Allgemeines; Festschriften, Aufsatzsammlungen, Kongressakten; Historische Hilfswissenschaften; Rechtsgeschichte; Mittelalter; Frühe Neuzeit; 19. Jahrhundert; Zeitgeschichte; Italienische Landesgeschichte (Nord-, Mittel- und Süditalien).

www.degruyter.com
ISSN 0079-9068